image
not
available





Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Zehnter Jahrgang.

1860.

Januar — Juni.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1860.

1874, June 6.
Minot Fund.

Inhalt.

Seite

Literatur und Kunst.

Correspondenzen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 1.** 1. Januar 1860.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zum Neuen Jahre.

Mit der vorliegenden Nummer tritt das „Deutsche Museum" seinen zehnten Jahrgang an. Es war eine trübe verhängnißvolle Zeit, als dasselbe sich zuerst in die Oeffentlichkeit wagte. Noch standen die Wunden offen, welche die Revolution dem heiligen Leib unsers Vaterlandes geschlagen, die Reaction aber, in blinder Siegesfreude, bemühte sich, statt Balsam Gift hineinzuträufeln. Ein unheilbares aussichtsloses Siechthum schien unser ganzes Volk ergriffen zu haben; niemand wagte mehr zu hoffen, niemand mehr auf die eigene Kraft und die Zukunft zu vertrauen, ja die Muthigsten selbst hatten nur noch den Muth der Verzweiflung. Sogar im Lager derjenigen, welche Freiheit und Vaterland zu ihrem Feldgeschrei gemacht, herrschten die verderblichsten Spaltungen; auch hier führte die Muthlosigkeit das große Wort, auch hier war es eine weitverbreitete und laut verkündigte Ansicht, daß es nicht

besser werden könne, bevor es nicht ganz, aber auch ganz schlecht geworden, alles Edle und Große im Menschen müsse erst ganz mit Füßen getreten, Wissenschaft und Kunst, Bildung und Sittlichkeit müßten erst ganz ausgerottet und eine neue Nacht der Barbarei über den entsetzten Welttheil hereingebrochen sein, bevor einem neuen Geschlecht eine neue Sonne der Freiheit und der Menschlichkeit leuchten könne. Wer wollte da bauen, wo alles nur zum Niederreißen bestimmt schien? Wer noch einen Boden bestellen, den zu verschlingen schon das Chaos selbst sich öffnete?

Das „Deutsche Museum" unternahm dies Wagstück; mitten in einer Zeit, die der Literatur, der Wissenschaft, der Kunst so abhold war wie nur immer möglich, wurde dies Blatt gegründet, das sich die Aufgabe stellte, auf dem Wege und durch Beihülfe der Literatur, der Wissenschaft, der Kunst dem gesunkenen Volksleben selbst wieder aufzuhelfen und zunächst von diesem theoretischen Gebiete aus jene Grundsätze des Rechts, der Wahrheit und der Schönheit wieder geltend zu machen, die in der Praxis unsers geschichtlichen Daseins eben damals auf so schmerzliche, so beschämende Weise verleugnet wurden. Das „Deutsche Museum" steckte keine der Fahnen auf, mit denen damals die Parteien des Tags sich schmückten, es suchte sich seinen Weg im Gegentheil durch die Parteien hindurch zu bahnen, indem es nur um so fester hielt an jenen allgemeinen Grundsätzen der Freiheit, der Bildung und der Vaterlandsliebe, die im Geräusch der Parteien so leicht überhört und vergessen werden. Wir thaten dies, indem wir darauf bauten, daß diesen Grundsätzen, wie oft sie auch verkannt und wie vielfach sie auch entstellt werden mögen, eine unversiegliche zwingende Kraft innewohnt, die sich früher oder später doch geltend macht und der schließlich auch diejenigen sich unterwerfen müssen, die ihr anfangs am allerheftigsten widerstreben.

Unsere Hoffnung hat uns nicht getäuscht; nicht nur hat unser Blatt sich während seines neunjährigen Bestehens zahlreiche Freunde und Gönner erworben, sowol unter dem lesenden wie unter dem schriftstellernden Publikum, sondern wir haben auch die Freude gehabt und haben sie noch täglich, zu sehen, wie dieselben Grundsätze, zu denen wir uns vom Beginn unsers Blattes an bekannten und die damals von nicht wenigen als ein thörichter Idealismus verlacht wurden, sich immer mehr Boden erstritten und immer mehr Gemüther zu sich zurückgeführt haben.

Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht das eben abgelaufene Jahr geworden. Es war ein Jahr der getäuschten Erwartungen, der betrogenen Hoffnungen wie selten eins; selten hat sich so deutlich gezeigt, von welchen kleinlichen, welchen elenden Motiven die Geschicke der Völker

zuweilen geleitet werden und wie wenig in einer Gesellschaft gleich der heutigen dazu gehört, die ganze Menschheit am Narrenseil zu führen. Es ist nicht möglich, meinen wir, auf dieses Jahr zurückzublicken ohne ein Gefühl tiefster Erbitterung und Beschämung; wie viel Wohlstand ist vernichtet, wie viel Blut vergossen, mit wie viel edlen und wohlberechtigten Hoffnungen ist das frevelhafteste Spiel getrieben worden — und das alles wofür?!....

Aber dem deutschen Volke hat dies Jahr doch wenigstens zweierlei gebracht, wofür es dem Schicksal dankbar zu sein hat und was ihm zu fernerer heilsamer Entwickelung gereichen wird. Das ist erstlich die Annäherung, welche theils infolge der Regierungsveränderung in Preußen, theils und besonders infolge des italienischen Kriegs zwischen den verschiedenen Fractionen der liberalen Partei stattgefunden hat. Diese Annäherung ist aber um so höher anzuschlagen, als sie zum großen Theil aus Veranlassungen hervorgegangen ist, welche die gesammte Nation mit einer noch größern und dauernden Spaltung bedrohten. Unsere Leser erinnern sich ja wol noch der Mühe, welche man sich von gewisser Seite her gab, Deutschland in den italienischen Krieg mit zu verwickeln und welche Brandfackeln man damals schleuderte, um, da dies nicht sofort gelang, im Schos unsers eigenen Vaterlandes Zwietracht und Mistrauen zu entzünden; sie erinnern sich auch noch der schweren Anklagen und Beschuldigungen, die dazumal gegen Preußen erhoben wurden und die ja zum Theil noch jetzt nicht völlig verhallt sind. Daß dieses brudermörderische Beginnen keinen Erfolg hatte, daß diese Brandfackeln nicht zündeten, ja daß im Gegentheil aus dieser Gefahr erneuter Spaltung und Entzweiung das Bewußtsein von der Nothwendigkeit unserer Einheit sich nur um so unwiderstehlicher erhob, das ist vornehmlich der Einmüthigkeit zuzuschreiben, mit welcher, kaum nennenswerthe Ausnahmen abgerechnet, die gesammte liberale Partei, wie verschieden ihre Auffassungen übrigens auch sein und wie weit ihre Bestrebungen auch sonst auseinandergehen mochten, sich doch in dem Widerstande zusammenfand, den sie den Ansprüchen Oesterreichs und seiner Anhänger entgegensetzte. Durch diesen Widerstand, der sich lediglich auf die Macht der Ueberzeugung stützte, dem keine andern Mittel zu Gebote standen als die allgemeinen Mittel moderner Bildung, die Literatur, die Presse, ist großes und schweres Unheil von unserm Vaterlande abgewandt worden; es ist ein Sieg der öffentlichen Meinung, wie dieselbe ihn bei uns seit langem nicht erfochten hat, ein Sieg, unter dessen verheißungsvollem Zeichen die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes sich wohl zu neuem Bündniß vereinigen und in dem sie mit Recht auch eine Bürgschaft für die Zukunft erblicken mögen.

Aber nicht minder hoch ist der Sieg anzurechnen, den bei Gelegenheit der Schillerfeier der Idealismus, der Glaube an das Schöne, Gute, Wahre und seine Verwirklichung auf Erden über die materielle und selbstsüchtige Richtung unserer Zeit davongetragen. Wir geben uns in dieser Hinsicht keinen Illusionen hin, wir wissen recht wohl, mit wie viel irdischen Schlacken auch die Begeisterung versetzt war, die bei Gelegenheit der Schillerfeier so allgemein und freudig emporloderte, ja wir haben erst ganz kürzlich in den Spalten eben dieser Zeitschrift einen Beitrag zu der geheimen Krankheitsgeschichte dieser festlichen Tage geliefert. Allein ebenso gewiß ist auch, daß der Boden, aus dem jene festliche Stimmung hervorging, ein gesunder, tüchtiger und lebenskräftiger. Die Schillerfeier, wenigstens in der Ausdehnung, in welcher sie begangen ward, war der zweite große Sieg, den die öffentliche Meinung den Staatsgewalten abrang; es war ein Fest, das die Nation nicht allein ihrem Liebling, das sie zugleich sich selbst bereitete; ein Fest, durch das sie selbst sich erst recht bewußt ward der Schätze von Bildung und Schönheit und Brüderlichkeit, die in ihr zerstreut liegen, während sie zugleich durch die Einmüthigkeit, welche sie dabei an den Tag legte, dem Auslande eine Anerkennung und Achtung abnöthigte, die dasselbe sonst eben nicht geneigt ist, uns zu erweisen.

Freilich werden wir nun zu sorgen haben, daß das edle Feuer, das damals alle deutschen Herzen erwärmte, nicht wieder zu todter unfruchtbarer Asche zusammensinke; insbesondere werden wir zu sorgen haben, daß die Einmüthigkeit und Zusammengehörigkeit, welche wir auf dem theoretischen Gebiet der Literatur an den Tag gelegt haben, uns auch in der Praxis des Staats und des geschichtlichen Lebens nicht ganz ermangele. Wir werden dies Ziel aber um so sicherer erreichen, je mehr wir uns gewöhnen, von den kleinen Parteiunterschieden abzusehen und immer nur das Ganze der Freiheit und des Vaterlandes im Auge zu haben. Diesen Weg schlug vor zehn Jahren das „Deutsche Museum“ ein und es hat bis zur Stunde noch keine Veranlassung gehabt, seine Wahl zu bereuen; auch dem deutschen Volk wird es nicht schaden, wenn es denselben ebenfalls wandelt und über der Größe und Nothwendigkeit des Ziels nicht allzu fest an den kleinen Unterschieden haftet, die in Betreff des Wegs obwalten. Niemand weiß, was das eben beginnende Jahr uns bringt: allein so weit menschliche Voraussicht reicht, wird es ein besonders schweres und verhängnißvolles Jahr sein und mehr als je werden wir, nach außen wie nach innen, der Einheit und der Brüderlichkeit bedürfen. Ist diese Ueberzeugung nur erst recht verbreitet, hört die Einheit bei uns nur erst auf eine romantische Phrase zu sein und wird sie nur erst wirklich als praktisches Bedürfniß, als nothwendige und unvermeidliche Bedingung unsers gesammten Daseins

empfunden, so werden sich auch die Mittel und Wege finden, sie zu erreichen, wenn auch nicht auf einmal, so doch vielleicht nach und nach: wie es ja die Art alles Großen und Köstlichen ist, daß es langsam reift und nur unter Kämpfen und Mühen gedeiht.

Was aber uns und unsere Zeitschrift angeht, so werden wir auch in dem neuen Jahre den alten wohlerprobten Grundsätzen treu bleiben; wir werden fortfahren, die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens, soweit dieselben sich in dem engen Raum unserer Zeitschrift abspiegeln lassen, möglichst gleichmäßig anzubauen; wir werden namentlich in der kritischen Abtheilung unsers Blattes dieselbe Unparteilichkeit und Selbständigkeit des Urtheils walten lassen wie bisher, wir werden noch immer stolz darauf sein, keiner Coterie und keiner Clique anzugehören; vor allem aber werden wir jederzeit das Wort führen für die Einheit, Freiheit und Größe unsers geliebten Vaterlandes!

Und so mögen die alten Freunde uns treu bleiben, die neuen aber mit Vertrauen in die dargereichte Hand einschlagen; es soll unser Bemühen sein, uns der Freundschaft der einen wie der andern würdig zu machen.

Oesterreich unter Maria Theresia.

Von

Ferdinand Lotheißen.

I.

Aus der langen Reihe der österreichischen Regenten hebt sich das Bild der Kaiserin Maria Theresia ganz besonders hervor. Noch lebt in dem geschichtlichen Bewußtsein des Volks die Erinnerung an diese muthige Frau auf dem Thron; sie gilt mit Recht als die Retterin und Wiederherstellerin der österreichischen Monarchie. Sie erscheint als eine freisinnige Fürstin, bemüht, ihr Land zu heben und zu fördern, soweit die Verhältnisse es ihr gestatteten. Jedenfalls beruht der Charakter des österreichischen Landes und seiner Regierung noch heut wesentlich auf der Grundlage, die Maria Theresia ihnen gegeben hat, und darum mag es doppelt der Mühe lohnen, die Culturzustände des Landes unter ihrer Regierung einmal genauer zu betrachten.

Die Geschichte jener Zeit ist noch in gar vielen Punkten dunkel, und besonders die österreichischen Verhältnisse sind noch lange nicht genug gewürdigt, obwol ihr Verständniß erst völlig erklären kann, warum es dem Genie Friedrich's II. möglich wurde, siegreich aus dem ungleichen Kampfe mit solcher Uebermacht hervorzugehen.

Leider sind für die genauere Erforschung derselben die Hülfsmittel gar zu gering. Wirkliche kritisch-wissenschaftliche Untersuchungen über die politischen und gerichtlichen Verfassungen Oesterreichs in der frühern Zeit sind noch nicht angestellt worden, so wichtig diese auch wären. Die Archive sind zum großen Theil noch nicht benutzt, oder die Resultate, die man daraus gezogen hat, in kleinen Schriftchen zerstreut, die nicht zu erlangen sind. So blieben als Hauptgrundlage für das Studium des gesellschaftlichen und materiellen Lebens jener Zeit nur eine Anzahl von Reisewerken aus dem vorigen Jahrhundert und für die Geschichte der politischen und administrativen Reformen die Berichte der preußischen Gesandten am wiener Hof. Ein vor vier Jahren erschienenes Werk über Maria Theresia's Regierung*) bietet zwar eine Fülle von Notizen und interessanten Mittheilungen, die der Verfasser mit großem Fleiß gesammelt hat, kann aber nicht den kleinsten Anspruch auf Kritik befriedigen, und noch viel weniger vermag es die verwickelten Verhältnisse jener Zeit irgendwie klar darzustellen.

Von alters her hatten die österreichischen Länder eine bevorzugte Stellung im deutschen Reich; die Grafen der Ostmark waren besonders begünstigt. Im Mittelalter erblühte hier eine schöne, reiche Cultur; die österreichischen Herzoge aus dem Hause der Babenberger waren ritterliche Naturen mit Freude an Kunst und Poesie. Von ihren Residenzen und Burgen aus verbreitete sich die Pflege derselben an benachbarte Höfe und Herrensitze. Daher ist Oesterreich ein oft genanntes Land in der Literaturgeschichte jener Zeit. Das Nibelungenlied verräth in der Bearbeitung, die uns erhalten ist, die Hand eines österreichischen Dichters; Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide haben sich in Oesterreich aufgehalten, Reimar der Aeltere den Herzog Leopold VII. sogar auf dem Kreuzzug begleitet, welcher Fürst überhaupt liebte, die berühmtesten Sänger seiner Zeit im glänzenden Kreis seines Hofes um sich zu versammeln. Neidhart, Tanhäuser und Ulrich von Lichtenstein waren Genossen des Herzogs Friedrich des Streitbaren. Schulen und Wissenschaften fanden damals in Oesterreich ihre Förderer und alles versprach gedeihlichen Aufschwung.

Hand in Hand mit dem aufblühenden geistigen Leben ging auch die politische und materielle Verbesserung. Ständische Freiheiten und Rechte bildeten sich aus, Städte und betriebsame Orte erhoben sich und wurden mit Rechten und Freiheiten ausgestattet. — So lange hatte das Land als deutsches Herzogthum im Osten des Reichs geblüht; es mußte seinen Charakter ändern, als es mit Böhmen und Mähren verbunden

*) „Oesterreich unter Maria Theresia. Von Dr. Ad. Wolf.“ (Wien, Gerold's Sohn, 1855.)

unter slawische Herrschaft und später unter die Habsburger kam. Bei dem Bestreben Albrecht's I., im Osten eine Großmacht zu gründen, konnten die Rücksichten auf Volkswohl und Volksfreiheit keine Stätte finden. Albrecht suchte seine Macht durch strenges Zusammenhalten seiner Kräfte zu erweitern, und hierbei traten ihm die mannichfaltigen Freibriefe und Rechte einzelner sowie ganzer Corporationen hindernd in den Weg. Sein finsterer und herrschsüchtiger Charakter duldete keine freien Bewegungen. Um seine verschiedenen Länder besser beherrschen zu können, bahnte er die Centralisation an. Aber seine Nachfolger waren nicht stark und energisch genug, auf dem betretenen Weg fortzugehen, wenn sie es auch gewünscht hätten. Das Land zersplitterte wieder in einzelne Herzogthümer, in denen ein freier Sinn heimisch ward. Dazu kam die Reformation, welche hier begeisterte Anhänger fand, sich weit verbreitete und dem ganzen Lande neuen Aufschwung gab. Mit der Unterdrückung und Ausrottung derselben durch Ferdinand II. sank aber auch der ganze Wohlstand des Landes, und gerade in dem Moment, wo die ständische Verfassung und bürgerliche Freiheit aufzublühen begann, wurde alles öffentliche Leben geknickt. Ferdinand's Regierung lastete schwer auf dem Lande. Die alten Freiheitsbriefe wurden zerrissen, der Despotismus erstickte jede geistige Regung. Der Dreißigjährige Krieg fiel wie ein Mehlthau auf Oesterreich, das völlig umgewandelt aus dieser Krisis hervorging.

Seit jener Zeit versanken die österreichischen Länder in eine beispiellose Stagnation, die von der Regierung mit Hülfe der Jesuiten bis zum gänzlichen Absterben geführt ward. Mit ihr begann der Zerfall und die innere Schwäche des Reichs, die in Riesenschritten zunahm, sodaß unter Karl VI. die Verwesung schon eingetreten schien. Die Provinzen, von jeher nur durch ein loses Band verknüpft, fielen ganz auseinander, die Finanzen waren zerrüttet, das Heer demoralisirt und rathlos, die Achtung vor der Macht des Kaiserhauses ganz geschwunden. Bei Karl's Tod schien der bei jedem Griff sich mehr zerbröckelnde Staatskörper ganz zu zerfallen, zumal ihm in Friedrich II. ein Nachbar gegenüberstand, der voll Jugendkraft nach Macht und Ruhm strebte. Der preußische König glaubte eine so günstige Gelegenheit nicht vorüberlassen zu dürfen, und er begann zuerst die Feindseligkeiten gegen die junge Königin von Ungarn und Böhmen. Eine Reihe gefährlicher Feinde erhob sich, die sich schon zum voraus in den Raub theilten. Oesterreich schien verloren. Der alte Schlendrian trat erschreckend zu Tage, nirgends konnte man genügende Vertheidigungs- und Hülfsmittel aufbringen. Die Rathlosigkeit in den Regierungskreisen war allgemein, nur Maria Theresia behielt ihren Muth. Doch mußte sie ihre Zuflucht zu liberalen Bewilligungen nehmen, die sie den Ungarn, dem einzigen noch nicht ganz herabgedrück-

ten Volk zugestand, und selbst so gelang ihr, trotz aller Standhaftigkeit, die Erhaltung ihrer Monarchie nur durch Hingabe einer ihrer schönsten Provinzen. Aber gerade dieser herbe Verlust gab ihr die Hauptanregung zur Stärkung ihrer Macht. Der Gedanke an das verlorene Schlesien war ein steter Sporn für die energische Fürstin, und die Rückeroberung dieses Landes schien ihr 20 Jahre hindurch die Hauptaufgabe ihres Lebens.

Mit diesem Ziel im Auge und in dieser Hinsicht begann sie alle ihre Reformen, und danach sind diese zu beurtheilen. Sie suchte weniger ihre Völker von drückenden Lasten zu befreien, geistige Bildung und Erhebung zu verbreiten; sie wollte einen schlagfertigen gerüsteten Staat, sie wollte das alte Ansehen und die Macht des Hauses Habsburg wiederherstellen und so ist sie die eigentliche Begründerin des österreichischen Militärstaats geworden.

Alle ihre Reformen sind wie gesagt mit Rücksicht darauf unternommen; sie konnte die alte, eingerostete Maschine nicht mehr brauchen, die so complicirt wie schwerfällig war. Sie mußte die bisher verborgenen oder unnütz liegenden Kräfte ihre Länder verwerthen und zwar energisch nach ihrem Willen verwerthen können; sie mußte eine Maschine haben, die sie lenken und leiten konnte. Nun sind die österreichischen Länder so reich und fruchtbar, und ihr innerer Werth war so wenig erkannt, daß eine ordnende und den Staatsgang befördernde Hand schon sehr segensreich wirken mußte. Aber von wie unendlich segensreicherm Einfluß hätte sie werden können, hätte sie über sich vermocht, die Früchte, die ihre Regierung hervorrief, zu sparen und nicht gleich wieder im wilden Kampfe hinzuwerfen und zertreten zu lassen. Wer mag es tadeln, wenn das beleidigte Ehrgefühl eines Volks sein Alles daran setzt, eine Scharte auszuwetzen? Aber Maria Theresia hatte mit Ehren bestanden und der Kampf um Schlesien schien nur dem nothwendig, der keinen Sinn für des Volks Entwickelung hatte und der das Wohl und den Stolz eines Staats nur in ausgebreiteten Grenzen erblickte.

Dem Zweck entsprechend galten die Reformen, die Maria Theresia nach dem Aachener Frieden eintreten ließ, hauptsächlich der Heeresverfassung und den Finanzen. Beide aber konnten nur durch eine entsprechendere Staatsverwaltung begründet werden. Größere Concentration mußte raschere Machtbewegung ermöglichen.

In frühern Zeiten hatte jedes Land seine Kanzlei gehabt, welche Verwaltung und Justiz zusammen behandelte. Unter Karl VI. wurden aber schon die deutschen Erblande, also Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol unter einer, der sogenannten österreichischen Hofkanzlei, vereinigt. Maria Theresia vereinigte mit dieser auch die böhmisch-mährische zu einem directorium in publicis et cameralibus, das

alle innern Angelegenheiten, Verwaltung, Finanzen und Cultus leitete, dagegen die Justiz eigenen Behörden übergab. Das Directorium hatte somit die Functionen eines Ministeriums des Innern und der Finanzen und damit war die erste Grundlage einer einheitlichen Thätigkeit gelegt.

Die Autonomie des Volks wurde beschränkt, um der Regierung größere Kraft zu geben. Früher hatten landständische Versammlungen oder deren Ausschüsse großen Antheil an der Verwaltung der Provinzen genommen. Wenn diese Landstände auch nur die vier Klassen der Geistlichkeit, des Herrenstandes, des niedern Adels und einiger landesfürstlichen Städte repräsentirten, so hatten sie doch öfters das Interesse des Volks gegen den Willen der Fürsten zu wahren gesucht. Freilich sind sie nie für ihre Rechte und Freiheiten eingetreten wie die ungarischen Reichsversammlungen oder gar die englischen Parlamente. In dem lethargischen Zustand der deutschen und böhmischen Provinzen hatten auch sie ihre Kraft früh verloren, und zur Zeit Maria Theresia's mochten sie in der That einem energisch vorgehenden Staatsmann oft nur als hemmende Last erscheinen. Sie aber zu reorganisiren und durch Theilnahme der eigentlichen Bürgerklasse zu beleben, lag noch nicht im Verständniß der Zeit, zumal da das Volk für alle Reformen gar keine Theilnahme zeigte. Die Regierung suchte die Verbesserung lediglich darin, daß man ihnen die wichtigsten Befugnisse entzog. Splitterten doch überall die ständischen Verfassungen vor der um sich greifenden Landeshoheit der Fürsten. Wie Friedrich II. mit Einem mal die schlesische Verfassung aufgehoben hatte, so ging auch Maria Theresia zu Werke, nur ruhiger und langsamer. Früher hatten die Stände die Verwaltung, einen großen Theil der Finanzen und die Sorge für das Kriegswesen, ernannten selbst alle in diesen Zweigen nothwendigen Unterbehörden und hatten dadurch großen Einfluß auf das Land. Jetzt gab die Kaiserin die Verwaltung an besonders von ihr ernannte Behörden; die Sorge für die Stellung der nöthigen Truppen und ihre Verpflegung wurde in eine Geldbewilligung umgewandelt. Für die Bildung eines tüchtigen Heeres war das nothwendig und ein Gewinn, aber den Landtagen blieb nun nichts weiter als das Recht der Steuerbewilligung: doch wollte das nicht viel bedeuten. Allerdings finden sich hier und da Spuren einer ehrfurchtsvollen Opposition, wenn die Forderungen gar zu hoch werden: allein man hatte schon damals wie heute sehr bequeme Mittel, das Recht der Bewilligung illusorisch zu machen.

Diese Einrichtungen schließen so ziemlich alle Reformen Maria Theresia's in sich. Sie erreichte damit ihren Zweck, ihre Befehle wurden rasch und genau vollführt, sie bildete in der kurzen Zeit weniger Jahre ein stolzes Kriegsheer, das an Schönheit keinem andern nachstand. Ihre Vorliebe für das Militär war außerordentlich, wollte sie sich doch selbst

einmal an der Spitze ihres Heeres in das Feld begeben. „Nur durch das Waffenhandwerk könne man unter ihrer Regierung Glück machen“, soll sie öfters gesagt haben, und sie scheute keine Kosten, um ihr Heer zu heben. Das vor kurzem fast zerfallene Oesterreich stand vor dem Siebenjährigen Kriege mächtiger da als jemals. Kein Zweifel, man verdankte das den Reformen Maria Theresia's.

Aber damit waren diese auch im ganzen und großen beschlossen: und Reformen, welche nichts weiter bezwecken, als den Staat zur Maschine in der Hand eines einzelnen zu machen, damit er nach außen groß und gefährlich erscheine, sind keine Reformen: denn sie haben an die Stelle von Ersterbendem nur Todtes gesetzt. Die Kaiserin sollte es zu ihrem Schaden erfahren, daß sie zwar die Glieder ihres Reichs gekräftigt, aber den Geist unmündig gelassen hatte.

Maria Theresia, von Jugend auf in den Händen der Jesuiten, hatte keinen Sinn für geistige Entwickelung und Größe, hatte kein Verständniß für wirklichen Aufschwung. Solche Ideen konnten in der Atmosphäre, an die sie gewöhnt war, nicht aufkommen. Allerdings umgab die österreichische Regentenfamilie von jeher ein glänzender Adel, der an Reichthum und Besitz mit dem englischen wetteifert. Aber wie grundverschieden ist der Charakter der beiden Aristokratien! Die englische wußte sich mit der Idee der englischen Freiheit zu verkörpern, sie griff als selbständige Macht in das politische Leben ihres Vaterlandes ein und die glänzendsten Namen der englischen Geschichte, die feurigsten Vertheidiger der Freiheit gingen aus ihren Reihen hervor. Anders die österreichische Aristokratie. Im ganzen genommen war sie von jeher nichts anderes als Hofadel, dem als höchstes Ziel das Lächeln des Monarchen vorschwebte, Genußmenschen, deren Element Intriguen und sinnliche Freuden waren.

Diese Kreise konnten selbst den Theresianischen Reformen nicht hold sein und Fürst Kaunitz, der Minister derselben, war ihnen verhaßt. Mit welch unendlichen Mühen selbst die geringste Verbesserung zu thun hatte, ist kaum glaublich: denn je größer die Verwirrung, desto besser für diese Herren. Graf Podewils, der preußische Gesandte in den Jahren 1746—48, gibt davon in seinen Relationen ein Pröbchen. Er erzählt, daß die Kaiserin beabsichtigt habe, den Soldaten zweckmäßigere und leichtere Kleidung zu geben und sie für den Fall eines kalten Bivouaks 2c. mit Decken zu versehen, wie es auch in der preußischen Armee eingeführt ward. Aber selbst diese Maßregel verstieß gegen das Herkommen; man machte der Kaiserin solche unendliche Rechnungen und Voranschläge, daß sie erschreckt davon abstand.

Nirgends zeigte sich ein Aufschwung. Die begeisterte Erhebung der Ungarn 1741 hatte eine sehr bedeutsame Misstimmung als Vorläuferin und konnte nur durch Anerkennung der alten Freiheiten und durch viele

Versprechungen geweckt werden. Andauernd ist sie nicht gewesen, und sie hat sich nicht wiederholt. Die andern Länder blieben still und passiv; sie kämpften und duldeten, wie es ihrer Herrscherin Wille war. Zum Krieg begeistern kann sich ein Volk nur für eine große vaterländische Idee, und diese fehlte hier völlig. Daher kam es, daß trotz der trefflichen Heere und der sorglichen Ausrüstung der Ausgang der Kriege immer unglücklich war: denn es fehlte der Geist, der Aufschwung der einzelnen, der im Heer des großen Gegners vorhanden war. Der preußische Soldat war dem österreichischen moralisch überlegen, darum siegte er.

Das völlige Verständniß eines solchen Zustandes kann uns nur ein Blick auf die damalige materielle und culturhistorische Lage des österreichischen Staats geben, die alle jene Erscheinungen bedingte. Denn wo das öffentliche Leben so sehr eingeschnürt war, konnte ein geistiges nicht erstehen.

Die einzelnen Länder der Monarchie standen sich völlig fremd gegenüber; sie waren nur durch ihren Herrscher vereinigt. Es konnte dem Ungar nichts an Schlesien liegen und den Deutschen interessirten die ungarischen Freiheitsbestrebungen nur insoweit, als seine Söhne dort die Schergen abgeben mußten. Vortheile hatten die Provinzen nicht voneinander, nur die Lasten waren gemeinsam. Das regelmäßige Budget, das unter Karl VI. kaum 30 Millionen betragen hatte, stieg auf das Doppelte unter Maria Theresia, auf das Dreifache unter Joseph II. Jede Provinz war von der andern durch strenge Zollschranken getrennt, die man, scheint es, für das größte Glück eines Landes hielt. Denn als 1748 Kärnten die ihm auferlegte Steuer schlechterdings nicht bezahlen konnte, versuchte die weise Finanzwirthschaft jener Zeit nicht das Ländchen zu erleichtern, sondern sie umgab es noch mit besondern Zollschranken, ihre Einkünfte zu vermehren! Innerhalb solcher Provinzialzollinien waren aber noch außerdem Privatzölle in größter Menge. So zählte man im Lande unter der Enns allein 77 Privatmauthen, und die Donau war von Passau bis zur ungarischen Grenze nicht weniger denn fünfmal gesperrt. Die Unordnung zu erhöhen, herrschten überall ganz verschiedene Grundsätze und Bestimmungen, welche die schwerfällige Verwaltung noch mehr hemmten. Die Namen „Bergwerksproductenverschleißdirection“ und „Quecksilberbergwerksadministrationshauptkasse“ jagen schon an und für sich Schrecken ein und bezeichnen genugsam das ganze System. Dazu kamen nun noch die unendlichen Steuern, Zehnten und Gefälle von Salz, Taback und Wein. Die Drangsale des Kriegs erforderten gar oft besondere drückende Steuern. So forderte man 1743 den zehnten Theil des Einkommens. Im Jahre 1746 wurde eine Kopfsteuer ausgeschrieben, von der nur das Militär und der Klerus frei

waren. Von letzterm erwartete die Verordnung freiwillige Gaben, erhob dagegen ihren Tribut von armen Mägden, Tagelöhnern und den geringsten Bedienten.

Im Jahre 1758 nahm man durch eine Kapitalistensteuer 10 Procent von den Interessen und das Jahr darauf ebenso viel von allen Erbschaften. Indessen hatte die stete Finanznoth des Reichs das Gute, daß sie 1751 zur Aufhebung der Steuerfreiheit führte, die im allgemeinen auch ziemlich durchgeführt ward. *) Da auch diese Auskunft nicht genügte, erfolgte 1762 die erste Ausgabe von Papiergeld, 12 Millionen, welches Mittel von da an nur zu oft wiederholt wurde. Denn trotz aller Bemühungen konnte niemals rechte Ordnung im Staatshaushalte hergestellt werden. Die Kaiserin war zu gut und die Hofschranzen zu gierig. Gelang es ja einmal, einen gänzlich Unfähigen von einer wichtigen Stelle zu entfernen, so versüßte ihm Maria Theresia jedenfalls diesen Kummer mit einer Pension von vielen Tausend Gulden. Eine ganze Reihe von Hofleuten wurde in der Art mit Pensionen von 60—70000 Gulden versehen, Güter und Häuser ihnen geschenkt, und hier verschwendet, während an nöthigen Orten das Geld fehlte.

Noch schlimmere Unordnung als in den Finanzen herrschte in der Justizverwaltung. Doch ist dieses Gebiet zu wenig durchforscht, um klar darin sehen zu können. Neben dem schwerfälligsten Instanzengang scheinen sich auf dem Lande uralte Gerichtsordnungen, Geschworene und Dorfrichter erhalten zu haben. Kein Mensch konnte sich einen klaren Blick in dieses Durcheinander, in diesen Wust der verschiedenartigsten Gerichtshöfe, Gesetze und Gerichtsordnungen erhalten. Fehlte doch eine jede gedruckte Gerichtsordnung, die sich vielmehr nur durch Tradition fortpflanzte, sodaß Mephisto sein Wort über die Jurisprudenz hier am besten schöpfen konnte. Der Adel hatte so gut sein besonderes Gericht wie die Kirche und das Militär, und noch 1757 erschien eine besondere Generalpolizeiproceß- und Criminalordnung für die Juden, die erst unter Joseph unter die gewöhnlichen Gerichte gestellt wurden. Schreiber und Winkeladvocaten fanden ein üppiges Feld für ihre unglückselige Thätigkeit, ja die gewöhnlichen Rechtsbeistände und Anwälte hatten meistens als Schreiber angefangen und ihre Kenntnisse nur durch ihre Praxis erlangt. Wie schlimm die Zustände gewesen sein müssen, zeigt das Wort der Kaiserin, die 1753 den Befehl zur Herstellung eines Gesetzbuchs und Einführung gleichmäßigen Verfahrens gab: „zu sorgen, daß die in allen Erblanden eingeschlichenen Misbräuche, Vorurtheile und der Schlendrian der abusive so genannten Gerichtsordnung abbestellt und die angefochtene Unschuld wider die gewöhnlichen Advocatenkniffe geschützt

*) S. Wolf, S. 289 fg.

werde." Maria Theresia hatte den besten Willen, die Lage ihrer Unterthanen hierin zu verbessern. Infolge ihres Rescripts traten gelehrte Commissionen zusammen, die sich über 14 Jahre abmühten und endlich ein Corpus von acht Foliobänden zu Stande brachten, das natürlich als völlig unbrauchbar verworfen werden mußte. So fand Maria Theresia für ihre einfachsten Verbesserungen keine Hülfe bei ihrem Volke. Aber beschweren und verwundern durfte sie sich darüber nicht; das ganze Regierungssystem lief so sehr auf Bevormundung der Geister hinaus, daß man sich vergebens nach Mündigen und wirklichen Männern umsah, wenn man sie einmal brauchen wollte.

So verzögerte sich die Reform des Gerichtswesens bis unter Joseph II., und nur eine peinliche Gerichtsordnung erschien 1768. Dieses Criminalgesetzbuch, das den Namen der gütigen Geberin an der Stirn trägt, zeigt recht deutlich die tiefe Stufe der österreichischen Länder. Man braucht die österreichische Gesetzgebung nicht mit jener Friedrich's II. zu vergleichen, um den Unterschied zu erkennen; man braucht nur die Constitutio criminalis Theresiana aufzuschlagen, um vor dem entsetzlichen Geist des rohesten Mittelalters zurückzuschrecken, der darin noch herrscht. Getreulich sind darin die Instrumente der Folter, Henkersknechte und Gefolterte in ihren Qualen abgebildet, wahrscheinlich in der menschenfreundlichen Absicht, daß den armen Opfern nicht noch mehr angethan werde, als das Gesetz verlangt. Aber solche Menschenfreundlichkeit macht schaudern. Als geschärfte Todesstrafe paradirt da noch das Lebendigverbrennen, das Lebendigpfählen, Viertheilen, Radbrechen, Zwicken mit glühenden Zangen, Riemenschneiden, wonach dann das Enthaupten und Hängen allerdings als „gelinde" Todesstrafe erscheinen mag.

Die Theresiana kennt noch Zauberei, Hexerei und Teufelsbanner und droht ihnen mit den stärksten Strafen. Es ist bekannt, welch großen Kampf es kostete, in dem sich besonders Sonnenfels durch Eifer und Freimuth hervorthat, bis die Tortur beseitigt ward. Denn die hohen Herren, die Maria Theresia darüber zu Rathe zog, waren schon durch ihre Geburt von der Anwendung solch dringender Fragezeichen befreit, hielten sie aber für das gemeine Volk höchst ersprießlich und nothwendig. Erst Joseph's II. Strafgesetze athmeten einen mildern Geist und behielten auch die Bestätigung aller Todesurtheile dem Landesherrn vor.

Bei diesem System überrascht auf dem geistigen und kirchlichen Gebiet eine gewisse Opposition der Regierung gegen den römischen Einfluß und die Kirchengewalt. Die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde durch die reformatorischen Gedanken bewegt, die aus Frankreich durch die Welt gingen. Trotz der großen Sperre drangen sie auch nach Oesterreich, wo sie sogar mit einer gewissen Vorliebe gepflegt wurden. Der Ruf nach Reformen in der Kirche wurde allgemein, und die Re-

gierung der Kaiserin ging allmählich darauf ein, besonders als Kaunitz größern Einfluß erlangte. Als die Wogen der geistigen Bewegung ringsum höher und höher stiegen, trat dieser immer offener auf. Nur darf man nicht glauben, daß er es bei seinen Maßregeln auf Befreiung des Landes vom geistigen Druck, auf wahren geistigen Fortschritt abgesehen hätte; es erhellt aus allem, daß er nichts als eine Stärkung der Staatsgewalt dabei beabsichtigte.

Die wichtigste aller neuen Einrichtungen und Verordnungen war 1767 die Verfügung über das placetum regium, das die Verkündigung päpstlicher Bullen dem Gutdünken der Krone unterstellte. Ebenso verbot man jeden unmittelbaren Verkehr mit Rom; die Geistlichen sollten kein Geld außer Landes schicken dürfen und verloren dabei noch die Steuerfreiheit, die sie bis dahin wenigstens nominell gehabt hatten, indem der Papst bisher von Zeit zu Zeit der Geistlichkeit die Erlaubniß gegeben hatte, jährliche Zuschüsse zu den Staatskosten zu geben. Diese Form schwand jetzt. Man suchte sogar dem Anschwellen des Eigenthums zur Todten Hand vorzubeugen, und die Geistlichen von Staats wegen zu besolden, was freilich nicht durchgesetzt werden konnte. Kaunitz verbot alle größern Processionen, mit Ausnahme derer nach Mariazell, beschränkte die Festtage, wobei es charakteristisch ist, daß an solchen aufgehobenen Feiertagen das Volk zur Arbeit gezwungen wurde. Die Klöster sollten vermindert werden, indem man den jungen Leuten den Eintritt erschwerte. Die Seele aller dieser Bestrebungen war, wie schon gesagt, Fürst Kaunitz, dem Maria Theresia als eifrige Katholikin oft nur sehr ungern nachgab. Aber obwol sie, von päpstlichen Vorstellungen bestürmt, sich oft ganz rathlos fühlte, mochte sie doch dem Fürsten nicht entgegentreten, dessen Reformen wesentlich in ihrem Interesse waren. Denn sie entsprangen aus demselben Princip, das auch bei den Verbesserungen der Verwaltung das leitende war. Die Regierung wollte keinen unabhängigen Staat im Staate haben; sie beanspruchte für das ganze Reich die Macht, welche die Krone seit Jahrhunderten in Ungarn über die Kirche ausübte. Weiter aber ging sie nicht, und den Kern des Uebels ließ sie unberührt. So erschwerte man jungen Leuten den Eintritt in das Kloster nicht deshalb, weil man das Klosterwesen überhaupt verurtheilte, sondern weil man mehr Rekruten haben wollte, wie dies aus den Verhandlungen darüber hervorgeht. *) Solche großartige staatsmännische Motive lagen fast allen damaligen Reformen zu Grunde.

So konnte auch die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 keine bedeutenden Folgen haben, da die Zahl und der Einfluß der andern geistlichen Gesellschaften fortwährend stieg.

---

*) S. Wolf, S. 390.

Hatte man aber der Kirche eine Hauptstütze der Selbständigkeit entrissen, so entschädigte man sie dafür durch andere Vorrechte, indem man ihr völligen Einfluß auf das Volk einräumte, was auch der Staatsgewalt zum Vortheil gereichte. Der Kirche blieb die geistliche Gerichtsbarkeit und die Schule. Maria Theresia hat zur materiellen Hebung des Schulwesens viel gethan. Besonders nachdem die Kriegskosten geschwunden, gab sie bereitwillig große Summen, um die höhern Unterrichtsanstalten und Universitäten zu heben. Auch die Volksschule sollte sich bessern. Doch kann man nur von einer materiellen Besserung reden; die Schnürstiefel, in denen die Lehrfreiheit lag, blieben dieselben, der Geist wurde nicht erweckt. Die Gymnasien waren fast ganz in den Händen der Jesuiten. Aber obwol selbst die niederösterreichische Regierung ihr System schon unter Karl VI. angegriffen und um Abhülfe gebeten hatte, es wurde nichts geändert. Fast ein halbes Jahr waren Ferien, die Lehrer wechselten fast alle Jahre, sodaß keiner sich zurecht finden konnte; schlechtes Latein und verknöcherte philosophische Systeme bildeten den Unterricht. Nichtsdestoweniger erhielten die Jesuiten immer größern Einfluß unter Maria Theresia. Sie und eine andere Congregation, die patres piarum scholarum, erhielten mit wenig Ausnahmen alle höhern Schulen in ihre Hand, und kaum geringer war ihre Macht über die Universitäten. Darum half es nicht viel, daß diese in den fünfziger Jahren neu organisirt und zum Theil gut dotirt wurden. In Prag und in Wien war die medicinische Facultät so verfallen, daß nur alle drei oder vier Jahre eine Leiche secirt wurde; die Professoren waren so bequem geworden, daß der Superintendent der prager Universität 1712 den Juristen vorwerfen konnte, sie trügen höchstens 60 Stunden im Jahre vor. Das wurde nun besser, man ernannte gelehrte und fleißige Leute zu Professoren, gab ihnen schönen Gehalt, ja man berief auch Ausländer, besonders aus Schottland und Holland, aber dabei war von Lehrfreiheit keine Rede; der Professor mußte genaue Rechenschaft von seinem Lehrbuch geben und sich streng der herrschenden Staatsansicht unterordnen, — kurz, der Geist der Bevormundung legte sich auch hier wie ein dicker Nebel über alles und hinderte das Aufkommen. Das Institut der wiener Akademie, 1774 gestiftet, konnte deshalb nie zu rechtem Leben gelangen.

Daß aber unter diesen Verhältnissen das Juwel aller menschlichen Freiheit, die Glaubensfreiheit, nicht blühen konnte, war natürlich. Die deutschen Länder und Böhmen, die einst so eifrig protestantisch gewesen, waren zwar schon lange durch zwingende Ueberredungskünste zurückgeführt, aber noch gab es Tausende von Familien, die durch die strengen Maßregeln gegen Andersgläubige bedrängt und gedrückt wurden. In

Ungarn aber waren Millionen Protestanten, wie noch heute, schutz- und rechtlos. Auch dort war anfangs der ganze Adel protestantisch, fiel aber sehr bald wieder der alten Lehre zu, die ihm mehr Ehren und Einfluß versprach. Die von ihren hohen Herren verlassenen Protestanten jedoch führten den Kampf muthig weiter, und da die Verhältnisse sich günstiger für sie gestalteten, gelang es ihnen, von der Kaisern Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten zu erlangen. Das dauerte freilich nur so lange, als auswärtige Feinde dem Hause Habsburg keine Gelegenheit ließen, im Innern durchzugreifen. Leopold I., dessen blutige Herrschaft in Ungarn im Gedächtniß blieb, wußte auch der ungarischen Protestanten Recht in der Wurzel anzugreifen. Was ein Recht war, wurde für ein Gnadengeschenk erklärt, das man jederzeit entziehen könne, und so waren die Bedrückungen allmählich immer härter und unerträglicher geworden. Wuttke in seinem vortrefflichen Buche: „Die Besitzergreifung Schlesiens", hat die ähnlichen Vorgänge in Schlesien deutlich hingestellt. Die Millionen Protestanten in Ungarn wurden auf ein Minimum von Kirchen reducirt, die möglichst ungünstig gelegen waren. Kein Prediger durfte einem andern aushelfen, und doch war oft nur ein Prediger für viele zehn Meilen auseinanderliegende Gemeinden erlaubt. Wollte ein Schullehrer in Verhinderung des Predigers Sonntags Betstunde halten, so galt das als ein schweres Verbrechen. Nur katholische Geistliche konnten gültige Zeugnisse für sie ablegen; die protestantischen Gymnasien und Schulen drückte man herab, sie durften die Schüler nicht über eine gewisse Grenze hinaus unterrichten, Realien zu lehren war ihnen untersagt, und der Besuch ausländischer protestantischer Universitäten so viel als möglich erschwert. Erst seit 1751 erlaubte Maria Theresia wieder ein protestantisches Collegium zu Oedenburg, ein Gymnasium zu Eperies. Der Zutritt zu den Aemtern war den Protestanten durch die Form des Eides unmöglich gemacht und ihnen in manchen Strecken, so in Dalmatien, Slawonien, sogar der Grundbesitz verboten. *)

Obwol es 1751 sogar zu einem Aufstand über diesen Druck kam, änderte Maria Theresia doch nichts, höchstens gestand sie einzelnen besondere Vergünstigung als Ausnahme zu; im großen wollte sie niemals auch nur Klagen ihrer protestantischen Unterthanen entgegennehmen.

Ueberhaupt war sie höchst unduldsam. Als sie einst nach Prag kam, verbot sie allen Juden in die Nähe des Palastes zu kommen, ja nach Beendigung des zweiten Schlesischen Kriegs wollte sie anfangs die Juden ganz aus dem Lande vertreiben, und wurde nur schwer von diesem Plan

---

*) S. darüber „Rhapsodien über den Gang der Kirchenfreiheit in Ungarn", in Grellmann's „Statistischen Aufklärungen über wichtige Theile der österreichischen Monarchie". (I, Göttingen 1797.)

abgebracht. Doch mußten sie da, wo sie geduldet wurden, schon seit Kaiser Rudolf die doppelten Auflagen tragen.

Solcher Art verstand man die Glaubensfreiheit in Oesterreich und so blieb es, solange Maria Theresia regierte, wenn auch in ihren spätern Jahren hier und da eine kleine Nachgiebigkeit eintrat. Erst Joseph's II. Toleranzedict hob, wenn auch nicht alle, doch die schwersten Bedrückungen auf, was freilich auch nur für einige Jahre galt.

München, Chiemsee und Hohenschwangau.

Ein Brief an den Herausgeber.

Sie wünschen, lieber Freund, daß ich Ihnen zu Zeiten etwas über bairische Zustände schreibe. Insbesondere möchten Sie von dem König hören, dessen großartige Förderung der Wissenschaften die dankbaren Blicke der Gelehrten nach München zieht. Wollen Sie fürlieb nehmen mit dem, was ich vor einigen Monaten auf einem kurzen Ausfluge sah und hörte? Wie Sie wissen, benutze ich die Herbstferien öfter, um mich in der reinen Alpenluft zu erfrischen. Es bleibt immer noch etwas übrig in Brust und Nerven von der köstlichen Gesundheit, welche droben über die Berge weht, um für den Winter daran zu zehren, wenn ich Tag für Tag die Regenwolken wieder über unsere niedrigen Höhen treiben sehe. Die bairischen Alpen liegen mir näher als die Schweiz: ich würde sie aber auch ohnedies vorziehen, weil sie bei aller Großartigkeit doch mehr harmonische Landschaftsbilder haben, die sich in klarer unzerstückter Anmuth dem Auge darstellen. Und vor allen Dingen, das bairische Gebirgsvolk hat noch Naturfrische und fernige Lebenslust; im helvetischen Freiheitslande muß man schon ziemlich hoch zwischen die einsamen Berge steigen, um keine Engländer und keine geldrechnenden Schweizer mehr um sich zu sehen. Ich hatte mir diesmal vorgesetzt, neben einer Wiedereinkehr in München auch Hohenschwangau und den Chiemsee zu besuchen. Die bairische Hauptstadt war mir seit ein paar Jahren aus der Kunde gewachsen, und von den beiden andern Punkten hatte ich nachgerade genug Rühmens gehört, es verdroß mich zuletzt, daß ich alter Gebirgsreisender mich dort noch niemals umgesehen hatte.

In München fiel mir allerdings viel Neues auf. Nicht gerade in Sinn und Charakter der Bevölkerung — dieser wird sich glücklicherweise nicht so leicht ändern —, wohl aber fand ich mehr Industrie, glänzendere Kunstläden und einen ansehnlichen Zuwachs von unternehmungslustigen Bewohnern. Die altbairische Abgeschlossenheit wird zerrieben von der täglichen Zuströmung, welche die Eisenbahn bringt. München nimmt die Umrisse einer Großstadt an, welche noch etwas mehr ist als eine

große Künstlerstätte und auch mehr als die Hauptstadt eines Königreichs von vier oder fünf Millionen. Man vernimmt hier und da mitten in dem fröhlich bewegten münchener Leben einen scharfen selbständigen Ton, und versteht, wie die Leute hier gar nicht Lust haben, für preußische und österreichische Interessen die Schanzgräber zu machen, sondern den Beruf fühlen, beiden rein deutsche Interessen entgegenzusetzen. In allen Klassen der Bevölkerung herrschte eine tiefe Verstimmung, ja ein bitteres Gefühl gegen Preußen. Keine Frage, die Baiern würden, wenn die Franzosen gegen den preußischen Rhein rückten, ebenso rüstig zur Hülfe bereit sein, wie sie es in diesem Frühjahre für Oesterreich waren: allein das herbe Gedächtniß, daß Preußen die Hauptschuld einer Schmach trage, welche auf alle Deutschen zurückfalle*), ist noch keineswegs einer andern Ansicht der Dinge gewichen. Indessen noch sind all diese politischen Sprossen und Stangen überrankt vom alten münchener Element heiterer Gemüthlichkeit, von jener Lust, fröhlich zu genießen, was es an Kunst, Natur, Gesellschaft und andern guten Dingen gibt. Berlin spricht, Wien genießt, München möchte zu gleicher Zeit sprechen und genießen. Nicht leicht wird eine andere Residenz großstädtisches Aufstreben so naiv gemischt zeigen mit klatschfröhlicher Kleinstädterei. Das bietet dann manchen Gästen Anlaß zu Witzeleien. Man kann seine Augen nicht verschließen vor dieser reichen Künstlerthätigkeit, die sich unter den prachtvollen Kunstsälen hier angesiedelt hat, vor diesem wissenschaftlichen und industriellen Streben, das sich jetzt daran schließt, vor diesem selbständigen politischen Wollen, das hinter allem lauscht und seiner Zeit wartet. Allein es ist zu natürlich, daß wer vom Mittelmäßigen ins Große strebt, auch den Witz bezahlen muß, mit welchem ihn diejenigen ärgern möchten, denen er sich anreiht und welche er hinter sich läßt.

Mein erster Gang war zur neuen Maximiliansstraße und ein Blick genügte, um zu erkennen, daß dies eine Straße wird, welche an Pracht und Schönheit in Europa ihresgleichen sucht. Die Oertlichkeit, mit der Aussicht auf das grüne Hochufer der Isar, auf deren Inseln und Brücken die Straße ausmündet, ist auf das glücklichste benutzt. Rasen- und Blumenplätze, Baumgrün, Statuen und Springbrunnen, schön vertheilt zwischen Reihen von Prachtgebäuden, werden eine herrliche Wirkung machen. Man sagte mir, daß fast jede Linie in dieser Straße geistiges Eigenthum des Königs ist, der an dem genialen Bürklein und an Riedel die Architekten für seine Wünsche fand. Die Gebäude tragen, soweit sie fertig, alle denselben Stil zur Schau und keins der

*) Das „Deutsche Museum“ ist in diesem Punkte bekanntlich anderer Meinung. D. Red.

Bauwerke, welche die Straße noch füllen werden, soll die Harmonie stören. Es ist etwas Anmuthiges und Wohnliches in diesem Stil, das sich der Pracht und Größe zugesellt, als wenn es dazu gehörte. Sein hervorstechender Charakter ist, daß er eine organische Neubildung aus gothischen und romanischen Motiven anstrebt. Sollte darin wirklich der wahrhafte Stil unserer Zeit, der moderne Stil Deutschlands angedeutet sein? Unverkennbar ist ein gewisses Anklingen an den frühesten Renaissancestil, mit oder ohne Absicht. Hatte aber nicht gerade jenes Zeitalter, in welchem sich antike und christlich-germanische Bildungsstoffe in lebhafter geistiger Bewegung miteinander verschmolzen, eine entschiedene Familienähnlichkeit mit dem unserigen? Und läßt sich jener Frührenaissancestil, der ja selbst nur erst Ansätze hat, nicht organisch weiter bilden im Geiste der jetzt um so machtvoller und fruchtbarer fortgeschrittenen Verschmelzung antiker und mittelalterlicher zu modernen Ideen und Formen, mit Beihülfe der modernen Technik, angemessen unsern jetzigen Bedürfnissen und Gewohnheiten?

Die münchener Gelehrten waren ausgeflogen, ich klopfte fast überall an leere Thüren. Sie waren in die Sommerfrische aufs Land, in die bairischen, tiroler oder schweizer Gebirge, und ich hörte über ihre Stellung und Wirksamkeit nur von andern reden. Wie viel wird nicht anderswo gefabelt von dem Haß und Widerstande, mit welchem die vom Könige berufenen Gelehrten hier zu kämpfen hätten! Die Wahrheit ist: es hat noch keiner von ihnen daran gedacht, München wieder zu verlassen, also muß es ihnen hier doch nicht so gar unglücklich gehen. Längst hat sich zwischen ihnen und einem großen Kreise von Einheimischen ein geistiger und geselliger Verkehr gebildet, der immer weitere wohlthätige Wellen schlägt. Haß gegen „die Berufenen" besteht, jedoch nur bei einigen alten Wurzelstöcken der Ultramontanen, welche es nicht verschmerzen können, daß auf die fetten Abel'schen Jahre nun die magern gefolgt sind. Der Beamtenstand aber und alle Intelligentern unter den Landbewohnern wie unter den Städtern wissen recht wohl, daß die Sorge für Wissenschaft und Volksbildung dem Lande Segen und Vortheil bringt und daß dadurch tausend Kräfte geweckt werden, welche den Volkswohlstand mehren und das alte Wort bewahrheiten: Bildung gibt Macht. Es kann keiner das so sichtlich wohlthätige Wirken des Königs verkennen, der Ackerbau, Gewerbe und Industrie seines Landes mit allen Kräften zu fördern sucht und offenbar bei jeder wissenschaftlichen Schöpfung auch an den Vortheil denkt, welchen Baiern daraus ziehen wird. Aufmerksam auf das Thun und Schaffen der vom König Berufenen ist man freilich in München in lebhafter Weise. Keine kleine Schwachheit eines Dichters, kein hochfahrendes Wort eines Gelehrten — sogleich wird ein Anekdötchen daraus, das mit flinken Füßen in allen großen

und kleinen Salons umherspaziert. Leicht gereizt sind die Baiern insbesondere, wo sie den Einfluß angesiedelter Norddeutschen auf bairische Landesangelegenheiten fürchten, und es gibt Leute, welche sich allen Ernstes einreden lassen, einige der Neuberufenen wollten lauter kleine Minister spielen. Das ist zum Lachen. Ein alter Beamter, der diese Dinge genau zu kennen schien, sagte mir: der König unterscheide streng zwischen Wissenschaft und Politik, und wenn man alles, was die Gelehrten jemals bei ihm an politischem Einfluß gehabt hätten, auf einen Haufen thue, so sei es noch nicht der Rede werth.

Ich erwähnte vorher der Ultramontanen. So weit und so blühend dehnte sich einst ihre Domäne in Baiern aus, und wie merkwürdig und in wie rascher Zeit ist sie eingeschrumpft; ein Beweis, daß ihre Wurzeln im Volke nicht gar tief lagen. Allein der zähe kleine Rest der Ultramontanen ist um so herber und rühriger. Ungemein fruchtbar sind sie an Lügen und Hetzereien, und man erzählte mir seltsame Dinge davon, welche verwirrende Wolken in diesem Frühjahr aus jenem dunkeln Lager aufgetrieben wurden. Die Aufregung hatte, als es noch immer nicht zum Kriege gegen die Franzosen kam, einen hohen Grad erreicht. Und doch war bei keinem Fürsten ein so erklärter Wille, zu thun was des gesammten deutschen und was insbesondere des eigenen Landes Ehre und Vortheil verlange, als bei König Maximilian; und doch hatte kein deutscher Staat soviel Ursache, sich fest und behaglich im Sattel zu fühlen als Baiern. Zehn Jahre lang lastete der Druck eines unglücklichen Systems auf Preußen und fraß wie ein giftiger Hauch am Gefühl und Bewußtsein von Recht und Sittlichkeit, und wer konnte sagen, wie lange diese Zustände noch fortdauerten, wenn nicht ein trauriger Zufall dem preußischen Volke Luft gemacht hätte? In Baiern glaubte man im vorigen Jahre Vorboten eines ähnlichen Systems zu erblicken, es war vielleicht leere Furcht, aber man glaubte es, und sofort stemmte sich das ganze Volk dagegen wie eine Mauer ohne Lücke, und in der Kammer der Abgeordneten fehlte nur eine Stimme, damit man die Einstimmigkeit um so besser merke. Und der König? Er sprach: ich will Ruhe haben mit meinem Volke, er änderte theilweise sein Ministerium, und sofort war alles im Volke wieder eben und ruhig, und die tiefe historische Treue zu seinem Fürstenhause war durch diese Vorgänge nur um so wärmer und freudiger geworden. Ich weiß nicht, ob in der gesammten constitutionellen Geschichte Deutschlands ein ähnliches Ereigniß vorkommt.

Eisenbahn und Postwagen brachten mich in einem Nachmittage an die Ufer des Chiemsee, und ein Dampfschiffchen eilte von da nach der Fraueninsel. Der Chiemsee — kann es in der ganzen Welt ein lieblicheres Idyll geben, und mit so erhabenem Hintergrund? Er ist wie

die junge Seele eines Mädchens, lauter und lieblich, auf deren Grunde aber eine Welt ruht von hohen und machtvollen Gedanken. Was den Bodensee auszeichnet, fand ich hier wieder, spiegelklare Wellen und weite durchsichtige Fernen. Wie das im Herzen und im Auge einem gleich so frisch und lichtweit wird, wenn das Schiffchen auf den Wellen fliegt! Allein dem Chiemsee ist etwas eigen, was der Bodensee nicht hat: über der leichtbewegten Flut weht eine unsägliche Milde und Stille, die ich mit nichts anderm vergleichen kann. Die nächsten Ufer sind grüne freundliche Anhöhen, die nicht sehr ansteigen, man sieht nicht nach ihnen hin, man schaut immer nur auf das helle stille Wasser, das jedes Stückchen Himmelsblau, jedes weiße Wölkchen verklärt widerspiegelt. Ich kann mir diese Lichtwirkung nur aus der Harmonie von drei Ursachen erklären: das sind die Lichtenergie des Himmels, die geringe Tiefe des Wassers, die Stellung der Berge. Das strahlende Edelblau des Himmels, das sich über der bairischen Hochebene ausbreitet, ist bekanntlich das Entzücken aller Maler: der See spiegelt es wider, ohne es in zu tiefe Wellen zu versenken und zu schwächen. Wären die Berge näher, so würden ihre Massen und dichten Schatten den See verdunkeln. So aber erheben sich ihre gewaltigen Massen erst hinter einer ansteigenden Reihe von Hügeln und waldigen Vorgründen, welche namentlich morgens und abends von den herrlichsten abwechselnden Farbentönen übergossen sind. Läßt man nun von der langen Reihe dunkelnder Bergmassen, deren Gipfel und Zacken gleichsam in wild drohender Bewegung sind, den Blick wieder niedergleiten auf den See, so ist seine klare Ruhe und Stille doppelt wohlthuend.

Wenn also auf und um den Chiemsee die Maler schwärmen, so ist das natürlich. Ihr Hauptquartier ist die Fraueninsel. Auch ich blieb ein paar Tage auf diesem grünen Erdfleckchen. Es geht nichts über behagliches Nichtsthun, wenn man eine herrliche Gegend um sich hat und fürs Leibliche wohl gesorgt ist. Ein graues Frauenkloster, dessen mächtige Mauern sich vom See erheben, eine Reihe Fischerhütten zwischen Busch- und Baumgrün, uralte heilige Linden mit kühlem Schatten, und dazwischen ein paar Gärten und Wege, das ist alles, was man sieht auf diesem Inselchen. Es ist aber alles so anmuthig und malerisch und jede paar hundert Schritte weit erhebt sich stets der glänzende See und steigen dahinter die grauen Gebirgshäupter in die Wolken. Immer lockt der See wieder zu Kahnfahrten, zum Fischen und Baden in der klaren Spiegelflut, Spaziergängen am Ufer in der Windesfrische, man wird nicht müde, das eine und das andere zu genießen. Die Inselperle ist für die Künstler das Wirthshaus. Zwei der hübschen Töchter desselben haben sich Maler nach München geholt. Eine im mittelalterlichen Stil angelegte Chronik enthält eine Menge von berühmten

Namen und von kernigen oder launigen Sprüchen und Berichten. Ueber einem Tische hängt nach Art der Zunftstuben ein Malerschild, auf der einen Seite das Dürerwappen, die andere zeigt zwei Felder. Hier geht ein langer hagerer Maler mit dünner Mappe in das Wirthshaus hinein, dort spaziert er wohlgenährt mit prallen Wangen und gefülltem Skizzenbuch wieder hervor. Darunter steht: „Willst du wissen, wie man lebt in diesem Haus? — So gehst hinein, so kommst heraus."

An Chronik und Malerschild hatte, wie es schien, Engelbert Seibertz vorzüglichen Antheil, derselbe Künstler, dem wir die Faustbilder verdanken. Ich erinnerte mich seines Namens gar wohl aus meiner Studienzeit in München, wo er und Streling, Teichlein, Perfall und andere die Chorführer der Künstlerfeste machten, die so unerschöpflich waren an Pracht und Lust und Laune. Was war das damals für eine köstliche Zeit, wie erfüllt von Künstlerhumor, von naiver Schöpfungslust, von stolzen Hoffnungen! Es sind etwa 20 Jahre her und sie liegen wie ein halbes Jahrhundert zwischen jetzt und damals, wo man in Düsseldorf schwindsüchtige Goldschmiedstöchterlein malte und die münchener Künstler ihre naturfrohen kernigen Studien trieben. Es ist doch eine reiche tüchtige Künstlerwelt aus dem Streben jener Zeit hervorgegangen, und die damaligen Meister wie das Vaterland haben alle Ursache darauf stolz zu sein. Jedoch für immer vorbei ist jene jugendliche süße Dämmerung, jenes naive Sprossen und Ahnen: auch die Kunst ist realer geworden, und auch an ihre stillen Werkstätten klopft unaufhörlich der politische, noch machtvoller der nationale Gedanke von des Vaterlandes wachsender Zukunft. Die Künstlerwelt Münchens aber hat ihre schönen Traditionen, einen guten Theil des alten geselligen Frohsinns, und die stets bereite Lust bewahrt, herrliche Feste für die Oeffentlichkeit zu veranstalten. Der Festzug der sieben Jahrhunderte im vorigen Herbst, als die Stadt ihr siebenhundertjähriges Jubiläum feierte, soll an Großartigkeit, an historischer Treue, an künstlerischer Weihe und Schönheit selbst den berühmten Dürer- und Kaiser Maximilianszug noch übertroffen haben.

Ueber Augsburg führt die Eisenbahn rasch nach der alten Reichs- und Aebtestadt Kempten, von dort an durchschneidet man zu Wagen lachend angebaute Anhöhen und Breiten, zwischen denen hier und da ein hübscher See schimmert. Bei Füssen beginnt die Romantik. Wenige Städte bieten ein so malerisches Beisammen von alten Abteien, Kastellen, Kirchen und Brücken über schäumenden Strömen. Auf und ab am grünen Lech entfaltet sich eine Fülle reichgeschmückter Landschaftsbilder, die Natur hat hier dem Maler wenig übrig gelassen zu verschönern und abzurunden. Doch wie ist das alles vergessen, wenn man dreiviertel Stunden weiter ist in Hohenschwangau und an den

Alpsee tritt, dessen riesiger Smaragd einsam leuchtet zwischen einsamen grünen Bergen. Die grauen Alpenhäupter, welche den grünen Höhenkranz hier und dort überragen, blicken gleichsam neugierig herüber. Ueber der ganzen Gegend schwebt ein stiller Glanz von Hoheit.

Mitten in dieser wundervollen Umgebung, wo von allen Berghöhen, aus allen Wald- und Seetiefen Naturpoesie hertönt, die zur Seele dringt, erhebt sich auf einem Felsenkopfe Schloß Hohenschwangau, ein Schmuckkästchen der Romantik, in welchem modernes Behagen aus allen Ecken blickt. Den dunkeln Thorweg bewachen zwei steinerne Ritter von Schwanthaler. In den Burghof eintretend, steht man überrascht und zweifelnd: ist es das Liebliche, oder ist es das Hohe und Ernste, das unsere Blicke fesselt? Zur linken plätschert unter dem Bilde Unserer lieben Frau der Marienbrunnen, gegenüber erhebt sich das Prinzenhaus mit altem Zinnenkranz und lustigen Malereien, rechts blickt der 6000 Fuß hohe Sailing herein, neben uns gewahren wir eine hohe Freitreppe, eingefaßt von zwei Farbenreihen vollblühender Gewächse. Sie führt zur altersgrauen Hochburg hinauf. Oben empfängt uns der Rittersaal, dessen Säulen und waffenbedeckte Wände zum Altar hinleiten, der sich vor herrlichen Glasgemälden abhebt. Und nun folgen wir dem Begleiter von Saal zu Saal mit steigendem Frohsinn: hier überwölbt uns ein zierlicher heller Raum, dort öffnet sich ein Erker oder Altan mit köstlicher Aussicht, nirgends überladene Pracht, überall feine Anmuth und Behagen, und die Waldfrische dringt in alle Thüren und Fenster. Anmuthende Sprüche und Denkverse sind geschickt an den Wänden vertheilt. Doch der schönste Wandschmuck — und kein Zimmer bedurfte eines andern — sind fein ausgeführte Gemälde aus der Geschichte und Sage der Burg Karl's des Großen, der Wittelsbacher, der Baiern und Deutschen. Die Damenzimmer sind geschmückt mit Bildern deutschen Frauenlebens, die Ritterzimmer mit Charakteren der Ritterzeit, die orientalischen Zimmer enthalten Erinnerungen aus des Königs Reise in den Orient. Diese Gemälde sind die Erstlinge der deutschen Malerkunst unserer Tage, man kann sie nicht ohne eine gewisse Pietät betrachten. Nicht immer sind sie gerade künstlerisch gelungen, jedoch nirgends ohne ideales Streben, ohne Tiefe der Empfindung; die sie entwarfen oder ausführten, erwarben sich berühmte Namen, wie Schwind, Monten, Adam, Ruben, Lindenschmitt. Aus den Sälen treten wir auf eine zeltbeschattete Terrasse mit weiter freier Rundsicht, man blickt tief zwischen die grünen Gebirge, auf eine ganze Reihe schimmernder Seen, auf weithin glänzende Ebenen. Wir steigen nieder zu einem Marmorbade, einer Grotte, glänzend in rothem Lichte, welche im Marmorgestein ausgehauen und geglättet ist. Sie öffnet sich in den Burggarten, wo der eherne Löwenbrunnen, ein Nachbild des schönen

Alhambrabrunnens, seine rauschenden Wasserperlen hoch in die Lüfte sendet, umgeben von blühender duftender Fülle und fremdartigen Gewächsen. Und hinter all dieser Kunst und Schönheit steht immer leuchtend das herrlichste von allem, das gewaltige Gebirge, an dessen Felsenhäuptern der lichte Sonnenglanz herniederfließt.

Hohenschwangau ist des Königs eigenste Schöpfung, ein Jugendgedanke von ihm. Noch als Kronprinz kaufte er die in Ruinen fallende alte Burg und ließ sie ausbauen und schmücken. Quaglio, Ohlmüller und Ziebland gingen ihm dabei zur Hand und führten seine Ideen aus. Ein feiner Kunstsinn zog harmonische Baulinien in die wilderhabene Landschaft und eröffnete die Zugänge zu ihren versteckten Reizen. Nur durch Ausdauer und Anwendung besonderer Mittel gelang es, eine breite schwarze Sumpffläche, die auf der einen Seite den Schloßberg umgab, auszutrocknen und in grünende Anlagen und schattige Baumgänge zu verwandeln. Eine Unzahl bequemer Wege wurde von der Burg aus zu den schönsten Punkten geführt, König und Königin machten sich ein Vergnügen daraus, die belohnendsten Wendungen für diese Wege zu gewinnen. Ich mußte dabei denken, wie man selbst an der vielbesuchten Roßtrappe im Harze Steige klettern muß, daß einem die Knie hundertmal vor Ermüdung einbrechen wollen, und hier führen die schönsten gebahnten Wege bis oben zwischen die Felsenzacken, wo die Gemsen springen in zahlreichen Rudeln. So ist in einer Schlucht voll wildschöner und furchtbarer Ansichten, in deren Tiefe der Pöllatstrom zwischen Felsblöcken schäumend niederstürzt, ein Stiegengang von Holzstämmen an den senkrechten Wänden emporgeleitet. Man steigt auf ihm bequem den langen Weg empor, plötzlich sieht man nahe vor sich den Strom hoch und steil niederwirbeln wie ein glänzender Wasserschleier, noch überraschter entdeckt man gerade darüber in schwindelnder Höhe eine Brücke, welche in weitem zierlichen Bogen den Abgrund überspannt. Sie heißt Marienbrücke nach der Königin, deren Namen man nur zu nennen braucht, um freudig reich und arm sich in wahrhaft rührenden Ausdrücken der Verehrung ergehen zu hören. Ein anderer Weg heißt der Alpenrosenweg. Er führt wirklich stundenlang an steiler Berglehne durch würzige Alpenrosenfelder, zu Füßen zeigt sich ein Gewinde von Seen und rauhen Felsköpfen, welche mit Büschen und Geröll bedeckt sich in wunderlichen Formen darstellen. Der Weg mündet ins tiroler Lechthal, wo die Anmuth von Hohenschwangau verschwindet in der einförmigen Erhabenheit der tiroler Bergnatur.

Der König war nicht mehr in Hohenschwangau, sondern auf den Bergjagden im nahen Oberammergau. Durch diesen führte mein nächster Weg zum geliebten Partenkirchen, das ich mir wieder zum längern Aufenthalt erlesen hatte. Ein einsamer Bergweg geht von Hohen=

schwangau hinter dem Sailing her ins Gebirge hinein. Anfangs schäumte der Pöllat zur Seite, allmählich verstummte auch sein Brausen, und ich hörte nichts mehr als das dumpfe Hin- und Herwogen der Wälder. Alles war wie eingetaucht in Stille und Erhabenheit. Den ganzen Tag begegnete mir kein lebendes Geschöpf. Nur die Sonne wandelte ihren Weg über die einsamen hohen Berghäupter, deren riesige Schatten auf den grünen Lehnen wechselten. Endlich stand ich auf dem Joche, wo der Steig sich niedersenkt ins Graswangthal, — ein seltsamer Anblick. Eine lange breite Thalmulde war dicht vom grünen wehenden Walde bedeckt, soweit das Auge dringen konnte, nur die hohen Bergzacken ragten zu beiden Seiten hervor aus dieser grünen Fülle. Ich kam noch bis zum Linderhof, einer einsam liegenden Schwaige, so nennt man hier die großen Viehwirthschaften. Nur mit Mühe fand ich Unterkommen, alle Gebäude waren von Förstern, Jägern und Treibern besetzt: denn der König war zur Jagd oben auf dem Brunnkopfe. Das war hier ein Stück frisches reichbewegtes Leben, wie es das ritterliche Mittelalter nie fröhlicher, nie malerischer haben konnte. Wie aus alten Bildern geschnitten, drängten sich die Gebirgssöhne an den Tischen in und vor dem Hause, kräftige Gesellen, jeder in seiner malerischen Tracht, den Spitzhut mit der Feder auf dem Kopfe. Da war des Trinkens und Singens und Gelächters kein Ende, und wenn man nur einen Theil von dem glauben dürfte, was in ihren Stegreifliedern und Geschichten so lebhaft und anschaulich spielte, so wimmelte es in diesem gesegneten Lande von Gemsen und Hirschen und Adlern, von hübschen Dirnen und höchst verwegenen Jägern.

Am andern Morgen, es war Sonntag, kam der König im strömenden Regen herunter von seiner Berghöhe, hörte die Messe in einer Waldkapelle und ritt wieder hinauf. Eine so strenge Beobachtung der kirchlichen Vorschriften überraschte mich: ich hörte aber, daß der König auch im Gebirge Sonntags niemals die Messe versäume und deshalb, wenn er auf den Bergen in der Riß verweile, den Geistlichen in seinem Wagen drei Stunden weit herholen lasse. Auch wird am Sonntag nie eine Jagd gehalten.

Der Regen und die anziehende Umgebung hielten mich den ganzen Tag fest und als am andern Morgen der König mit seinem Gefolge die Gegend verließ, stieg ich zum Brunnenkopfe hinauf. Auch hier führte wieder ein wohlerhaltener Reitweg durch prangende Wälder bis auf die kahle Spitze des Berges. Das Wetter hellte sich allmählich auf, und nun wurde ich durch eine prachtvolle weite Rundsicht belohnt. Auf der einen Seite entfalteten sich der Starnberger- und Ammersee in ihrer ganzen schimmernden Länge, rings weite von Städten und Dörfern belebte Landschaft. Wendete ich mich zur andern Seite, so grüßten be-

kannte Alpenhöhen herüber, die zwischen ihren Gipfeln hellglänzende Schneefelder trugen. Tief zu Füßen ergoß sich das waldgrüne Thal, aus welchem drüben die felsigen Massen in fast senkrechter Höhe von 7 und 8000 Fuß emporstiegen. Eine grüne Lehne da oben zwischen den Zacken führt den hübschen Namen Gemsheimatl. Auf dem Punkte, wo die herrlichste Aussicht ist auf das Thal und die Bergköpfe, hat der König sich eine Jagdhütte bauen lassen. Man war darin noch am Abräumen. Keine reizendere und zweckmäßigere Einrichtung läßt sich denken, welche gleichwol höchst einfach ist. Vor dem zierlichen Hause war ein Gärtchen — man denke nahe an der Schneelinie! — in welchem sämmtliche Alpengewächse beisammen waren. König Maximilian, der die wildschöne Natur über alles zu lieben scheint, hat eine Menge ähnlich eingerichteter Jagdhütten auf den Bergen zerstreut; oft bleibt er tagelang auf den einsamen Höhen, wo nichts zu dem Menschen spricht als die erhabene Natur in stillen machtvollen Tönen.

Neue Gedichte.

Von

Robert Prutz.

1. Zuruf.

Lasse doch die Götter walten,
Die urewigen, die alten,
Die da schlichten, die da schalten,
Die da schaffen und erhalten,
Die da bilden und gestalten,
Die da heilen, was zerspalten,
Und in Tagen, feindlich kalten,
Milde Hände segnend halten,
Daß die Keime sich entfalten,
Daß die Früchte sich gestalten —
Laß getrost die Götter walten!

Wandellos, in ew'gem Gleise,
Gehn am Himmel, leise, leise,
Uns zur Lust, sich selbst zum Preise,
Mond' und Sonnen ihre Kreise.
Und so halten gleicherweise
Aus den Wolken, leise, leise,
Uns zur Lust, sich selbst zum Preise,
Ew'ge Götter, mild und weise,
Zwischen Sonnenbrand und Eise
Unsers Lebens bunte Reise
Wandellos, in ew'gem Gleise.

Bist du auch, von Nacht befangen,
Auf der Wanderschaft, der langen
In der Irre mal gegangen,
Lasse dich darum nicht bangen!
Jene nur, die kämpfend rangen,
Sollen einst den Kranz empfangen;
Du mit gläubigem Verlangen
Halte fest den Gott umfangen,
Dran dein Herz zuerst gehangen,
Und du wirst ans Ziel gelangen,
Muthig wie du angefangen!

2. Erste Blüte.

Was soll die perlende Thräne mir
In den mählich verdunkelten Blicken?
Wovon erzittert die Seele mir,
Ist's Jammer oder Entzücken?
Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht,
Warum aus dem Auge die Thräne mir bricht,
Kommst du daher gegangen
Mit Rosen auf den Wangen.

Du blühest so lieblich in Jugendgestalt,
Dir leuchten die Augen die hellen,
Und die Welt ist so falsch und das Leben so kalt,
Das macht die Thräne mir quellen.
Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht,
Die Rosen in deinem Angesicht,
Sie sind mir wie ein Zeichen,
Als müßten sie erbleichen.

O wandle und blühe in Gottes Hut,
Ich segne dich unter Schmerzen!
Und das Leben ist schön und die Welt ist gut,
Sind wir selbst es im eigenen Herzen.
Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht,
Doch seh' ich dein lachendes Angesicht,
Mir ist, als müßte eben
Sich alles, alles geben!

3. Winternacht.

O horch wie still, o horch wie leis!
Nichts regt sich über Land und See,
Nur fern am Weiher klirrt das Eis
Und leise rieselnd sinkt der Schnee.
Doch ich im Stübchen eng und warm,
Ich halt', o Liebste, dich im Arm
Und dichter als der Schnee im Grund
Haucht Kuß um Kuß auf deinen Mund.

Die Lampe wirft vertrauten Schein,
Im Ofen knistert milde Glut,
Ich seh' ins Auge dir hinein,
Das liebe Auge fromm und gut:
Und wie mein Arm sich um dich legt,
Ich fühle, wie das Blut dir schlägt,
Und wie mein Hauch den deinen trinkt,
Und wie dein Herz an meines sinkt.

Das ist der Liebe schönste Zeit,
Wo sie die süß'ste Frucht uns reicht,
Wenn über Felder dicht verschneit
Zur Liebe sich die Liebe schleicht.
Die Eisbahn kracht, es glänzt der Tann —
Nun Gott willkommen, bester Mann!
Mein Bett ist warm, mein Bett ist fein,
Komm', trauter Liebster, komm' herein!

4. Neues Dasein.

Blumen des Liedes, Blumen der Flur
Kränzen der Lieblichen goldene Spur!
Kommt sie geschritten,
Kommt sie gewandelt,
Hell, wie die Sonne im himmlischen Reih'n:
Was ich erduldet, was ich erlitten,
Alle die Schmerzen,
Die mir im Herzen
Nagten und brannten in rastloser Pein:
Alles vergessen, alles verwandelt
Und ich empfinde mein Glück nur allein!

Strahlenumsponnen, aus dämmernder Nacht
Hebt sich des Tages verjüngende Pracht!
Also mit Prangen
Goß in das Leben
Sie mir verjüngenden goldenen Schein!
Was ich gefehlet, was ich begangen,
Sie wie der Morgen
Scheuchet die Sorgen,
Badet von Irrthum die Seele mir rein:
Alles vergessen, alles vergeben
Und ich empfinde mein Glück nur allein!

5. Der Jugend.

O Jugend, liebe! lieb' und küsse,
Eh' dir der gold'ne Lenz entweicht!
Doch immer liebe so, das wisse,
Daß letzter Kuß dem ersten gleicht!

Drum liebe züchtig, liebe weise,
Wie es der Grazie Dienst dich lehrt,
Daß Liebe noch dereinst dem Greise
Das letzte Abendroth verklärt!

Denn wie der arme Mensch mag ringen,
Vom wüsten Drang der Welt umrauscht,
Er kann es doch nicht weiter bringen,
Als daß er Lieb' um Liebe tauscht;
Das ist der Anfang und das Ende,
Das ist der Aufgang und der Schluß,
Und aller Götter reichste Spende
Ist Liebesblick und Wort und Kuß.

O köstlich Altern, selig Sterben,
O holdes Wagen, stolz und kühn,
Wenn silbern sich die Locken färben,
Drin noch der Liebe Rosen glühn!
Das ist der wahre Jugendbronnen,
Das man sich liebt und wieder liebt,
Ja der nur hat sich selbst gewonnen,
Der ganz der Liebe sich ergibt!

Literatur und Kunst.

Der Dichter des „Narciß“ als Romandichter.

Wer den Dichter des „Narciß“ auf seiner dramatischen Laufbahn mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt und den Ursachen der Erfolge nachgespürt hat, welche Hr. Brachvogel auf diesem Gebiete davongetragen, insbesondere mit dem ebengenannten Stücke, der konnte sich gewisser unheimlicher Ahnungen nicht erwehren, als er hörte, daß der Dichter im Begriff sei, sich dem Romane zuzuwenden. Hr. Brachvogel begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit einigen dramatischen Versuchen, die sich, vielleicht eine gewisse handwerksmäßige Fertigkeit in Benutzung äußerlicher Effecte abgerechnet, in nichts über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhoben und die daher auch vom Publikum mit Recht unbeachtet blieben. Erst mit dem „Narciß“ that er jenen glücklichen Griff, durch den er gleichsam über Nacht zu einem unserer bekanntesten und beliebtesten dramatischen Dichter wurde. Wie wir über dies vor Jahren vielgesehene und noch immer nicht ganz von der Bühne verschwundene Stück denken, darüber haben wir uns in diesen Blättern mehrfach geäußert. Der „Narciß“ ist eben ein glücklicher Griff: d. h. der Instinct des Poeten hat mehr Antheil daran gehabt als seine künstlerische Bildung. Im Gegentheil, das Stück ist außerordentlich roh sowol in sittlicher wie in künstlerischer Hinsicht; so geschickt es gemacht ist und eine so sichere Routine sich in der Anordnung der Scenen, der Steigerung der Effecte sowie überhaupt in allem

Aeußerlichen kund gibt, so große Blößen bietet es sowol was die Geschichtskenntniß als namentlich auch was die sittlichen Begriffe des Verfassers anbetrifft. In beiden Rücksichten herrscht im „Narciß“ eine Unklarheit und Roheit, die nur durch eins übertroffen wird: nämlich durch die Unklarheit und Verwilderung eines Publikums, das sich ein derartiges Stück nicht allein gefallen ließ, sondern es sogar zu seinem Lieblingsstück machte, ja wol gar ein Kleinod unserer dramatischen Literatur darin zu erblicken wähnte. Diese Verirrung des Geschmacks erklärt sich wiederum aus dem glücklichen Griff, den der Dichter mit der Hauptfigur seines Stücks, dem alleinigen und ausschließlichen Träger des dramatischen Interesses gethan hatte: Narciß, das blasirte verlumpte Genie, in seiner bodenlosen Versunkenheit, gleichgültig gegen Gott und Menschen, erfüllt von Ekel gegen die Welt und sich selbst und dabei doch noch immer geistreich genug, seine eigene Nichtsnutzigkeit nicht allein zu erkennen, sondern auch zu bewitzeln und gleichsam seinen eigenen Leichenprediger zu machen — dieser lebenssatte, nichtsnutzige, schönrednerische Narciß in seiner witzig sentimentalen Verworfenheit war eben der richtige Ausdruck für die Stimmung, in welcher das Publikum um Mitte des laufenden Jahrzehnds sich befand, es erkannte sich selbst in diesem Zerrbild wieder und war erfreut, sich so interessant, so theatralisch wirksam zu finden. Glaube niemand, daß wir den instinctmäßigen Zug, mit welchem der Dichter gerade diese Figur herausgriff, gering achten; gerade dieses Verständniß für die Eigenthümlichkeit seiner Zeit, diese Fähigkeit, ihr den Spiegel vorzuhalten, gerade dies ist es, was den Poeten und namentlich den Dramatiker macht. Aber freilich macht es ihn nicht allein; der dämonische Trieb muß zur geschichtlichen Einsicht, der Instinct zum Bewußtsein verklärt werden. An dieser Einsicht, diesem Bewußtsein aber mangelte es dem Dichter des „Narciß“, das zeigte nicht nur die völlig rohe und dilettantische Art, wie er den glücklich gefundenen Stoff behandelt, das haben vor allem auch die Stücke gezeigt, welche er dem „Narciß“ hat folgen lassen und in denen bekanntlich das bloße Handwerk, die plumpe Effecthascherei sich immer breiter macht, während der geistige Gehalt immer geringer, die künstlerische Ausführung immer mangelhafter wird. Hr. Brachvogel — die Reihenfolge seiner dramatischen Stücke zeigt es unwiderleglich — ist ein von Natur reich ausgestattetes Talent, welches jedoch versäumt hat, sich jenen Grad von geistiger, ästhetischer und sittlicher Ausbildung anzueignen, ohne den heutzutage bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Literatur auch das ursprünglich reichste Talent immer nur halbe Erfolge von kurzer Dauer erzielen wird. Wendet nun ein solcher roher naturwüchsiger Dichter sich dem Romane zu, so liegt die Gefahr nahe, daß er dabei völlig verwildert. Oder wenn nicht einmal das Drama, diese strengste, geschlossenste Kunstform im Stande gewesen ist, das zerflatternde Talent des Dichters zusammenzuhalten, wie soll es ihm erst im Roman ergehen, der von Hause aus eine Mischform und wo daher die Versuchung, in das Formlose, Groteske, Abenteuerliche auszuarten, noch bei weitem größer ist? Andererseits verlangt gerade der Roman einen Grad wissenschaftlicher Cultur und allgemeiner harmonischer Ausbildung, den der Dichter des „Narciß“ nach allem, was er bisher geleistet, nicht besitzt. Die größten Erfolge werden bekanntlich immer durch die einfachsten Mittel hervorgebracht und so kann auch der Dramatiker sich allenfalls mit seiner

innern Welt und einer gewissen instinctiven Kenntniß des menschlichen Herzens begnügen. Der Romandichter dagegen, besonders bei der culturgeschichtlichen Bedeutung, welche der Roman heutigentags erlangt hat, darf nicht blos sich und das eigene Haus, nicht blos die menschlichen Zustände und Leidenschaften im allgemeinen kennen, nein: er muß auch Kenntniß haben von der äußern Welt und ihrer historischen Entwickelung, er muß die Elemente kennen, aus denen die moderne Gesellschaft zusammengesetzt ist, er muß wissen, wie dieselben entstanden sind, wie sie sich vermischt haben, wie sie sich anziehen und bekämpfen, er muß vertraut sein mit den geistigen und sittlichen, den wissenschaftlichen und politischen Strömungen seiner Zeit, er muß mit einem Wort auf der Höhe der Bildung stehen, welche er in seinem Roman eben abspiegeln und darstellen will. Daß aber Hr. Brachvogel diese allgemeine Bildung nicht besitzt, daß er wol selbst von der Strömung der Zeit mit fortgerissen ist, ihre Richtung jedoch nicht versteht und noch weniger im Stande ist, dieselbe selbstthätig zu bestimmen, dafür hat er wiederum in seinen dramatischen Versuchen zahlreiche Beispiele geliefert und war es daher sehr natürlich, wenn man seinem Uebertritt in das Gebiet des Romans nicht ohne Besorgniß entgegensah.

Jetzt liegen zwei Romane des Hrn. Brachvogel vor, beide ungefähr in Jahresfrist veröffentlicht und nach gewissenhafter und vorurtheilsfreier Prüfung können wir nur sagen, daß dieselben vollkommen geeignet sind, jene Besorgnisse zu rechtfertigen. Ja dieselben erfüllen sich noch rascher und vollständiger, als wir selber glaubten; zwischen „Friedemann Bach. Von A. E. Brachvogel" (3 Bde., Berlin, Janke) und „Benoni. Ein Roman" von demselben (3 Bde., Leipzig, Costenoble) ist derselbe Abfall und derselbe Rückschritt des Talents, den wir auch in den dramatischen Versuchen vom „Narciß" abwärts bemerken. „Friedemann Bach" ist eigentlich nur eine Reproduction des „Narciß", es ist der Neffe Rameau's aus dem Französischen ins Deutsche, aus Paris nach Halle und Weimar, nach Berlin und Dresden, aus dem Philosophischen ins Musikalische übertragen. Der Stoff war dem Dichter wie im „Narciß" von der Geschichte geboten; Wilhelm Friedemann Bach war von den elf Söhnen des berühmten Johann Sebastian Bach vielleicht der talentvollste und jedenfalls der unglücklichste. Aber wenn der Dichter im „Narciß" mit dem historischen Stoff nur allzu willkürlich umgesprungen ist und der geschichtlichen Möglichkeit allzu derb ins Gesicht geschlagen hat, so ist er im „Friedemann Bach" in den entgegengesetzten Fehler verfallen: er ist des historischen Materials nicht völlig Herr geworden, einen historischen Roman wollte er liefern, in der That jedoch liegen bei ihm Roman und Historie unversöhnt nebeneinander, ja an vielen Stellen, besonders gegen Ende des Buchs wird die Geschichte des Romans völlig Herr und was bunt und phantastisch als Roman begonnen hat, geht trocken und nüchtern als ein historisches Werk zu Ende. Schon damit ist ausgesprochen, daß die Composition des Ganzen ungemein locker und unbehülflich ist; statt einer sich aus sich selbst organisch entwickelnden Erzählung erhalten wir eine willkürlich zusammengefügte Reihe einzelner genreartiger Skizzen und Scenen, unter denen einzelne allerdings mit recht geschickter Hand und recht lebhaftem Colorit ausgeführt sind. Ueberhaupt räumen wir ein, daß die Gattung, welcher „Friedemann Bach"

angehört, die Gattung des biographischen Romans, sehr leicht zu einer derartigen fragmentarischen Behandlung verführt: allein nur um so mehr Mühe hätte der Verfasser sich geben sollen, dieser Versuchung zu widerstehen. Statt dessen hat er sich diesem lockern Zuge mit vollstem Behagen hingegeben; nirgends zeigt sich das Bemühen, die einzelnen Figuren und Scenen unter höhern Gesichtspunkten zusammenzufassen, der Dichter selbst will offenbar gar nichts weiter geben als nur eine Galerie einzelner pikanter Skizzen und Situationen, und nur von Zeit zu Zeit wirft er dann in dies belletristische Auf- und Niederwogen einige schwere historische Klötze, stellenweise sogar ganz rohes unverarbeitetes Material in allerhand Documenten und Actenstücken, als ob das die fehlende künstlerische Einheit ersetzen könnte und sie nicht erst recht im Gegentheil vernichtete!

Und doch ist „Friedemann Bach" noch in jeder Hinsicht ein Meisterstück, verglichen mit dem neuesten Roman des Dichters. In „Friedemann Bach" hatte er wenigstens ein bekanntes Terrain unter sich; die Zerrissenheit des Hauptcharakters, das Wüste, Zerfahrene der Situation entsprach der Zerfahrenheit und Haltungslosigkeit seiner eigenen Bildung. „Benoni" dagegen will nicht mehr noch weniger sein als ein philosophischer Roman; die höchsten Fragen der Gegenwart in wissenschaftlicher, socialer und politischer Hinsicht sollen hier ihre Lösung finden. Benoni ist eine Art moderner Faust: ein junger Titane voll unermüdlicher Thatkraft und unersättlichen Wissensdurstes, der sich, allen väterlichen Mahnungen und Warnungen zum Trotz, kopfüber in den Strudel der Skepsis, in die Brandung des Lebens stürzt, bis er endlich, nach mannichfachen Kämpfen und Enttäuschungen, sich selbst glücklich wiederfindet. Wie dies letztere eigentlich zugeht, darüber erfährt man nichts. Benoni besteht allerdings die wunderbarsten Abenteuer, er macht die Februarrevolution in Paris mit, er bereist fremde Welttheile, er schreibt auch Bücher und versenkt sich in tiefsinnige Studien: allein der Darstellung des Dichters bleibt das alles rein äußerlich und wo er ja den Versuch macht, einen Gedankeninhalt zu Tage zu fördern, da gibt er einen so gänzlichen Mangel an der primitivsten Bildung und eine so beängstigende Unklarheit in Betreff der allergewöhnlichsten Begriffe und Anschauungen zu erkennen, daß der Eindruck ein wahrhaft peinlicher ist. Natürlich hat dieser neue Faust auch seinen Mephistopheles neben sich; er heißt hier Max Turner und ist das Ideal eines gewissenlosen Sophisten, ein Nihilist, der an nichts glaubt, nichts werth und heilig hält und all sein Wissen und seine geistige Gewandtheit nur dazu gebraucht, die Tugend zu verhöhnen und Recht und Sittlichkeit zu untergraben. In der Ausmalung dieses diabolischen Charakters hat der Verfasser sich ganz besonders gefallen und hier tritt denn auch das Lückenhafte seiner Bildung und die Roheit seines Talents am deutlichsten zu Tage; immerhin mag man uns die Bildung und Aufklärung des 19. Jahrhunderts als einen Teufel schildern, nur darf es dann wenigstens kein dummer Teufel sein und auch so unflätig darf er sich nicht geberden wie dieser Max Turner, dem der Dichter Züge beigelegt hat, die geradezu der menschlichen Natur widerstehen (man vergleiche z. B. die Stellen II, 208 und 244, auf die wir uns hier aus Gründen des Anstandes absichtlich nicht weiter einlassen). Zu Faust und Mephisto darf begreiflicherweise auch das Gretchen nicht fehlen. Dasselbe hat seinen

Charakter hier jedoch sehr verwandelt; Gretchen heißt hier Magda, ist die Schwester — wenn auch, wie sich später ergibt, nur die Halbschwester — des diabolischen Max und ein emancipationssüchtiger Blaustrumpf, wie es nur jemals einen gegeben hat, bis endlich auch sie zur Vernunft kommt und in der Vereinigung mit Benoni ihr Glück und ihre Befriedigung findet. Neben und zwischen diesem eigentlichen Hauptinhalt des Romans spinnt sich nun eine weitläufige und völlig überflüssige Familiengeschichte hin; zu Benoni, Max und Magda müssen wir noch eine ganze vorhergehende Generation in Kauf nehmen, die beiderseitigen Väter und Mütter, ja selbst einen alten preußischen Degenknopf, der noch Friedrich dem Großen Schlesien miterobern hilft und durch den Benoni's Vater, damals ein armer verlassener Hirtenjunge, vom geistigen und leiblichen Untergange gerettet wird. Wozu diese ganze Vorgeschichte dient? Wir wissen es nicht zu sagen, vielleicht nur, weil drei Bände ausgefüllt werden mußten, oder vielleicht auch, weil der Verfasser hier erwünschte Gelegenheit fand, seiner Vorliebe für barocke und widerwärtige Situationen so recht den Zügel schießen zu lassen. Daß wir damit nicht zu viel sagen, dafür berufen wir uns beispielsweise auf die Schilderung der breslauer Burschenschaft und die Scene zwischen Benoni und Max Turner im Schweidnitzer Keller (I, 196 fg.); die Unreife des Urtheils und der Mangel an Weltkenntniß, die sich in dieser und unzähligen ähnlichen Stellen zu erkennen gibt, ist wahrhaft erschreckend und nöthigt uns den dringenden Wunsch ab, der Verfasser möchte seine Kräfte doch ein ander mal besser prüfen, bevor er sich an Aufgaben wagt, welche dieselben so weit überragen. Die Darstellung ist ebenso ungleich und ebenso zerhackt wie in „Friedemann Bach" und auch hier fehlt es nicht an jenen langgedehnten historischen Excursen und Reflexionen, die plötzlich, niemand weiß woher, mitten in den Roman hineingeschneit kommen, nur daß sie hier noch weit insipider sind als in „Friedemann Bach"; man lese z. B. die Betrachtungen über die Freiheitskriege von Anno 1813, mit denen der Verfasser das vierte Kapitel des ersten Bandes (S. 109 fg.) einleitet, oder den Excurs über die den Befreiungskriegen folgende Restaurationsepoche (II, 167) oder was der Verfasser ebendaselbst S. 109 fg. über Socialismus und Atheismus vorbringt, und sage dann selbst, ob die gespreizte Unwissenheit, das leere, hohle Phrasenthum sich weiter treiben läßt. Dieselbe Hohlheit beherrscht endlich auch die sprachliche Seite des Buchs; es ist ein fortwährendes Durcheinander von Trivialität und Bombast. Letzterer äußert sich zuweilen auf höchst ergötzliche Weise; z. B. statt einfach zu sagen: der Todeskampf der Mutter begann, drückt der Dichter des „Benoni" (II, 365) sich folgendermaßen aus: „Das Gesicht der Mutter verrieth den anbrechenden Ringkampf mit der unbarmherzigen Habgier des Todes." Eine noch prächtigere Phrase lesen wir I, 169: „Es ist mitunter, als schritte der widerhaarige Genius der Gedankenlosigkeit durch die Welt und fegte die Erinnerungen alle aus den Hirnen der Menschen, damit die Fee des Trödels, die Mode, ein neues Phänomen, bunt und hohl wie Seifenblasen, auf den leeren Index der Zeit setzen könne." Der „widerhaarige Genius der Gedankenlosigkeit!" „Dank' Jude, daß du mich dies Wort gelehrt" — wir werden noch öfters Gelegenheit haben es zu brauchen.... R. P.

Fürs Haus.

Ludwig Richter, der Maler des Hauses, vor allem des deutschen Hauses, dessen ganze Keuschheit, Innigkeit und Treue er in seinen Zeichnungen mit wunderbarer Anmuth und Lebendigkeit widerspiegelt, hat seinen zahlreichen Freunden und Verehrern auch diesmal eine ganz besondere Festfreude bereitet: pünktlich wie der Weihnachtsmann an die Thüren pocht, hat sich auch das zweite Heft von Ludwig Richter's „Fürs Haus. Frühling. Fünfzehn Zeichnungen in Holz geschnitten von A. Gaber" (Dresden, Gaber und Richter) eingestellt. Wie unsere Leser sich erinnern, erschien das erste Heft vor Jahresfrist; der Künstler machte damit den Anfang zur Erfüllung eines Wunsches, welchen er, wie er selbst in dem einleitenden „Wort vor der Thür" bekannte, schon seit vielen Jahren mit sich herumgetragen, nämlich „in einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Hause und zur Natur darzustellen, und somit ein Werk ins liebe deutsche Haus zu bringen, welches aus Liebe zur Kunst jedem zeigte, was jeder einmal erlebte: der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesgarten, der den Samen getragen für die spätere Saat und Ernte". In jenem ersten Hefte stellte der Künstler den Winter dar, mit seinem Eis und Schnee, seinem Frost und Sturm, aber auch mit den vielen stillen Freuden, die eben zur Winterszeit im Schutz des häuslichen Herdes erblühen; da fehlte weder die warme Ecke am Ofen, der von knisternden Bratäpfeln duftet, noch die Freuden der Eisbahn, noch der Kindercarneval mit seinem Jubel und seinen tollen Verkleidungen. Dem Lauf des Jahres folgend, das ihn zurückleiten soll zu den hellen Weihnachtslichtern, diesen eigentlichen Sternen des deutschen Hauses, führt der Zeichner — oder sagen wir besser der Dichter? — uns diesmal in die blühende singende Welt des Frühlings, und wie er uns in jenem ersten Hefte die Freuden des Winters schilderte, so führt er uns jetzt in einer Reihe der lieblichsten und anmuthvollsten Scenen alle jene Wonnen vor, mit denen der Frühling, dieser König des Jahres, die Herzen überschüttet. Den Eingang bildet die heilige Osterzeit, die Zeit der Auferstehung, symbolisch dargestellt durch eine Mutter mit ihren Kindern, trauernd an einem lieben Grabe; noch ist die Natur in winterlichem Schlaf befangen, aber schon knospen die Bäume, ein frühes Vögelchen singt von den dürren Aesten herunter, in denen sich schon der Saft zu regen beginnt, der Engel, der den Stein vom Grabe des Herrn wälzte, tröstet die Klagenden und siehe, da tritt er selbst hervor, leuchtend in stiller Hoheit, der Auferstandene, gleichsam der Frühlingsgott der Kirche, der uns die selige Gewißheit gibt, daß auch noch heute nichts stirbt und nichts verloren geht, was nur jemals recht gelebt hat. Auf dem nächsten Blatte hält der Frühling, mit Rosen bekränzt, duftende Blumen in der Hand, seinen festlichen Einzug; Genien umflattern ihn musicirend, Blumen streuend, einer trägt gar ein geöffnetes Vogelbauerchen auf dem Kopfe, während die gefiederten Sänger des Himmels sie in dichten Scharen den Zug begleiten. Aber auch drunten in Wald und Wiese wird es lebendig: die Quellen rinnen, die Blumen sprossen, die Lämmer blöken, Hirsch und Rehe knuspern an dem jungen Grün und selbst der Dachs im Schos der Erde arbeitet sich aus seinem dunkeln Versteck hervor. So die Frühlingslust in Feld und Wald: allein auch innerhalb

der Stadt, in den engen dumpfigen Gassen beginnt ein neues Leben: die Kinder spielen auf der Gasse, die Mägde schwatzen am Brunnen, die junge Schönheit lauscht hinter dem halbgeöffneten Fenster, alte Mütterchen kommen hervorgekrochen, sich an der Sonne zu wärmen, ja selbst der wohlweise Philister, mit der Pfeife im Mund und der Zipfelmütze auf dem hohlen Schädel, steckt die Nase zum Fenster heraus, während dort ein anderer, ein Rathsherr vermuthlich oder sonst ein diplomatisches Genie, das gern ins Weite denkt, seinen Winterpelz ausprocht, damit ihm die Motten nicht hineinkommen. Und ganz oben im Erker, hoch über dem Geschwirre des Marktes, nun ja, da wird das eigentliche Frühlingsfest gefeiert, da schmiegen sich Jüngling und Jungfrau aneinander im ersten verstohlenen Kuß, während ein munteres Kätzchen auf dem sonnenbeschienenen Dach umhertänzelt. Wir müssen darauf verzichten, den Künstler in seinen einzelnen Darstellungen weiter zu begleiten, so viel Schönes und Liebliches dieselben auch enthalten; ist es die Fülle des Stoffs oder hat dieser Frühlingshauch, der seine Darstellungen verklärt, in die Seele des Künstlers selbst ein neues erhöhtes Leben gegossen, genug, so viel Herrliches in Ernst und Scherz wir dem vortrefflichen Meister auch verdanken, so will es uns doch fast scheinen, als hätte sein Genie sich noch nirgends so vollständig, mit solchem unwiderstehlichen Zauber ausgesprochen als auf diesen Blättern. Da seht dieses Ehepaar, das den kleinen Stammhalter im Sonntagswestchen und der Pelzmütze, der sichtlich eben seine ersten Höschen angelegt hat, auf den Pfosten des Zauns vor sich hinstellt, damit er den Storch desto besser sehen kann, den Klapperstorch mit dem langen Schnabel, der sein Nest auf dem Dache des Nachbarhauses richtig wiedergefunden hat und nun so ernsthaft dasteht auf seinen langen rothen Beinen — wie der Kleine kräht! wie er die Händchen streckt, als müßte er den Storch nun gleich beim Schnabel kriegen! Wie das Schwesterchen nickt und winkt und wie die Aeltern so behaglich schmunzeln! Oder hier die Kinder, die über den Zaun des väterlichen Gartens hinweg einen „Guck in die weite weite Welt“ machen; das Kleinste wird noch auf dem Arm getragen, hält aber doch schon sein Püppchen vor sich hin, damit dasselbe sich die Herrlichkeit ebenfalls hübsch beschauen könne, sogar der Hund hat sich in die Höhe gerichtet und schaut gleichfalls höchst verständig ins Weite. Oder hier „Der Blinde im Frühling“, mit dem Bettelhut auf den Knien, in den der Apfelbaum seine Blüten streut, während alles umher grünt und duftet, auf dem Strome fahren die Schifflein und das Jauchzen munterer Wanderer klingt aus dem Thal herauf. Aber wie gesagt, wir würden nicht zu Ende kommen, wollten wir dem Künstler hier im einzelnen nachschreitend all das Schöne und Liebliche, das Gedankenvolle und Sinnige andeuten, das er in seinen Zeichnungen niedergelegt hat. Auch ist Richter's Name ja so allbekannt und allgeliebt, daß ein Werk aus seiner Hand keiner weitern Empfehlung bedarf; gleich dem frühern Heft wird auch dies vorliegende sich zahlreiche Freunde erwerben und überall, wo es aufmerksame Beschauer um sich versammelt, eine Fülle guter Gedanken und inniger herzlicher Empfindungen erwecken. Und das wird denn der beste Dank für den Künstler sein, der hier so ganz aus der Tiefe der Seele geschaffen und ein so schönes Abbild seines eigenen reichen und gefühlvollen Herzens gegeben hat.

Dabei sei es uns gestattet, noch an ein zweites Werk zu erinnern, das zwar nicht den gleichen Titel führt, in der That jedoch ebenfalls so recht „fürs Haus" bestimmt ist: wir meinen die „Münchener Bilderbogen. Herausgegeben von Braun & Schneider" (München, Braun & Schneider), die schon seit einer langen Reihe von Jahren regelmäßig zur Weihnachtszeit erscheinen und von denen auch jetzt wieder eine neue Folge (Bogen 241—264) vorliegt. Wir haben dieses trefflichen Unternehmens, das nicht nur in künstlerischer, sondern ganz besonders auch in culturgeschichtlicher Hinsicht die vollste Aufmerksamkeit verdient, in diesen Blättern schon häufig gedacht und freuen uns, die Lobsprüche, mit denen wir die frühern Lieferungen desselben begleiteten, auch diesmal nur wiederholen zu können. Es will wirklich etwas sagen, eine so lange Reihe von Jahren hindurch sich nicht nur eine solche Fülle der Erfindungskraft, sondern auch eine solche Lebendigkeit der Auffassung und eine solche Frische des Humors zu bewahren. Namentlich dieser letztere Punkt gehört zu den Glanzseiten der „Münchener Bilderbogen". Da ist nichts Lehrhaftes, Moralisirendes, Pedantisches, sondern überall tritt das Leben selbst in voller naiver Unmittelbarkeit an den Beschauer heran; die Welt wird hier mit durchaus gesundem Blick gesehen, darum sind auch diese „Münchener Bilderbogen" eine so gesunde Nahrung für den kindlichen Geist. Allein auch das Alter wird seine Freude haben an der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die hier zur Darstellung kommen, sowie an der Correctheit, Lebhaftigkeit und Sauberkeit der Ausführung. Einen besonders reichen und dankbaren Stoff hat auch diesmal wieder die Thierwelt geboten; da sehen wir Pferde und Fuhrwerke, Hausthiere und Vögel aller Art, da erleben wir die tragische Geschichte von dem verstockten Bösewicht Herrn Isegrimm, der im Alter fromm werden will, aber endlich doch am Galgen endet, oder die rührsame Historie von dem jungen Hasen, der gern wissen wollte, wie ein Mensch aussieht, oder das lehrreiche Stückchen von Hrn. Zobelmeier und seinem Hund, an dem alle guten Bürger sich ein Beispiel nehmen mögen. Auch an illustrirten Märchen und Geschichten ist kein Mangel. Eine der schönsten ist die Geschichte von den kleinen Honigdieben; Peterl und Hanserl mit ihren ins Riesenhafte geschwollenen Nasen, mit dem Bienenstachel darin, wie sie vor lauter Nase den Mund nicht mehr aufthun können und selbst die geliebten Knödel müssen ungegessen stehen lassen, bis endlich der Dorfschmied sich erbarmt und ihnen mit der großen Kneipzange den Stachel aus der Nase zieht, sind ein herrliches Paar, das in unzähligen Kinderstuben den lautesten Jubel erregen wird. Sehr anmuthig sind auch die Illustrationen zu der bekannten Lichtwer'schen Fabel: Mensch und Thiere schliefen feste ꝛc.; ferner das „Märchen von Einem, der auszog, das Gruseln zu lernen", „Die Geschichte von dem tapfern Schneiderlein", „Die gelobte Kerze" ꝛc. Kurzum — denn auch hier ist der Reichthum größer als daß wir ihn aufzählen könnten — wer seine Kinder lieb hat und sich selbst für seine müßigen Stunden etwas Gutes erweisen will, der versäume nicht, die „Münchener Bilderbogen" in seine Haus- und Familienbibliothek aufzunehmen; es ist ein Schatz, der, wie der Berichterstatter aus Erfahrung weiß, lange Jahre vorhält und viele Freude schafft bei groß und klein und alt und jung. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

18. December 1859.

N. O. Warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe? Je nun, wer verkündet der Welt gern seine eigene Schande? Und mit Ruhm bedeckt haben wir Berliner uns in diesen letzten Wochen und Monaten doch wahrhaftig nicht, im Gegentheil, diese ganze jüngste Zeit ist für uns eine einzige große Blamage gewesen und wieder einmal haben wir recht gründlich gezeigt, welch ein Krähwinkel diese vielgerühmte Metropole der Intelligenz unter Umständen sein kann. Da hatten wir erstlich unsere Schillerfeier; Blamage von Anfang bis zu Ende! Fragen Sie mich nicht, woher das so gekommen und weshalb in der unübersehbaren Reihe der Schillerfeiernden gerade wir eine so klägliche Rolle gespielt haben; es liegt — ja woran liegt es? an der Luft, am Wasser, am Boden, an den Menschen, an allem und jedem. Wir Berliner sind — ich habe es Ihnen schon bei frühern ähnlichen Gelegenheiten geschrieben — einmal nicht gemacht, öffentliche Feste mit Geschmack, Anstand und Heiterkeit zu feiern; der prickelnde Vorwitz, die Schadenfreude, die Selbstverhöhnung, die einen Grundzug unsers Charakters bildet, bricht bei solchen Gelegenheiten zu ungestüm, zu übermüthig hervor und läßt keine reine und wahrhaft festliche Stimmung aufkommen. Dazu kam nun in diesem Falle das Ungeschick derjenigen, welche diese Angelegenheit zuerst in die Hand genommen. Das literarische Berlin befindet sich in diesem Augenblick bekanntlich in einer höchst dürftigen Lage; abgesehen von einzelnen bedeutenden Fachgelehrten, besitzen wir kaum zwei oder drei Journalisten und vielleicht ebenso viel Romandichter, die dem größern Publikum bekannt sind, alle übrigen lassen sich an der Anbetung genügen, die ihnen von gewissen kleinen exclusiven Kreisen gezollt wird und zu der sie dann nach Kräften selbst beisteuern. Auf diese Art geschieht es, daß diese Herren, deren Unsterblichkeit knapp von einer Theegesellschaft zur andern reicht, sich selbst ungeheuer wichtig vorkommen und mit diesem Bewußtsein ungeheurer Wichtigkeit waren sie denn auch darangegangen, ein berliner Schillerfest in Scene zu setzen. Und wenn sie noch wenigstens unter sich selbst einig gewesen wären! In der That jedoch waren sie es nur darin, daß jeder der erste sein und seine und seiner Coteriegenossen Gedanken und Entwürfe mit aller Gewalt durchsetzen wollte. Doch bin ich sehr weit davon entfernt, den Veranstaltern unserer Schillerfeier die ganze Schuld allein beimessen zu wollen. Ohne Zweifel hatten sie die Sache sehr verkehrt angefangen, indem sie sich von vornherein als Dictatoren geberdeten und Einrichtungen trafen und Verfügungen erließen, ohne sich der Theilnahme der zuständigen Behörden noch der Sympathien des Publikums versichert zu haben. Allein ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß sowol die Behörden wie das Publikum ihren wohlgemessenen Antheil an dem Mislingen unserer Feier tragen: jene durch die nur schlecht versteckte Unlust, die Halbheit und Inconsequenz, mit der sie die ganze Angelegenheit behandelten, dieses durch seine Indolenz, seine Kälte und Gleichgültigkeit, der auch in diesem Falle eine ebenso große Frivolität und rein äußerliche Schaulust zur Seite ging. Daß die

Feier auf dem Gensdarmenmarkt ein so unglückliches Nachspiel erhielt, ist allerdings in Anbetracht unsers Rufes sehr zu beklagen, kann aber nur den überraschen, der den hiesigen Pöbel nicht kennt und nicht weiß, wie weit derselbe sich unter Umständen erstreckt. Die Behörden hätten das allerdings wissen und ihre Maßregeln danach treffen sollen; daß sie es nicht gethan, ja daß sie die schamlosen Banden, welche an jenem traurigen Abend den Gensdarmenmarkt zum Schauplatz ihrer Unflätereien machten, durch eine unzeitige Nachsicht wahrhaft ermuthigten und somit den Skandal gewissermaßen erst selbst großgezogen, mag aus der ganz wohlgemeinten Absicht hervorgegangen sein, gerade an diesem Tage und nachdem das Fest schon so vielfach verkümmert und bemängelt worden, alles zu vermeiden, was die Verstimmung des Publikums noch steigern und einen öffentlichen Ausdruck derselben herbeiführen könnte. Uebel angebracht aber war diese Nachsicht bei alledem; gröhlende Schusterbuben und branntweinduftende Tagediebe, die es sich zum Vergnügen machen, jeden anständig gekleideten Menschen und namentlich jedes honette Frauenzimmer zu insultiren, sind die Leute nicht, welche die Polizei mit Handschuhen anzufassen hat, sondern gerade hier wäre jene polizeiliche Strenge und jene Allgegenwart der Schutzmänner, die uns sonst so häufig zur Last fällt, vollkommen an ihrem Orte gewesen. Daß dabei irgendeine tiefer angelegte Intrigue im Spiel gewesen, glaube ich nicht, im Gegentheil, ich halte es wiederum für eine richtige Blamage, die wir uns selbst noch nachträglich angethan haben, daß die Parteien im Stande waren, die vorgefallenen Brutalitäten sich gegenseitig in die Schuhe zu schieben, als wenn sie irgendwie absichtlich veranstaltet oder doch wenigstens befördert worden. Namentlich hat unsere liberale Presse sich mit derartigen Beschuldigungen sehr blamirt, die angestellten gerichtlichen Untersuchungen haben auch nicht das Mindeste ergeben, was einen solchen Verdacht rechtfertigen könnte und wäre es daher wol gut gewesen, wenn gerade diejenigen, die sich sonst so viel mit ihrer verkannten Tugend wissen und so häufig über Verketzerung schreien, sich bei dieser Gelegenheit nicht zu Denunciationen hergegeben hätten, deren Schmachvolles zuletzt doch nur auf sie selbst zurückfällt.

Auch in der Deputirtenwahl, die soeben in unserm ersten Wahlbezirk, dem sogenannten Geheimrathsviertel, stattgefunden hat, vermag ich nur eine gelinde Blamage zu erkennen. Derselbe war während der letzten Session durch den Prediger Jonas vertreten; bekanntlich starb Jonas vor wenigen Monaten und so mußte denn zu einer Neuwahl geschritten werden. Bei der Wichtigkeit, die man den demnächst bevorstehenden Kammerverhandlungen allgemein beilegt, sah man dem Ausfall dieser Wahl mit Spannung entgegen und dieselbe vergrößerte sich noch, da Schulze-Delitzsch, der bekannte Nationalökonom und Begründer der Creditvereine zu gegenseitiger Hülfeleistung, unter den Candidaten genannt ward. Schulze-Delitzsch war, wie Sie sich erinnern, ein hervorragendes Mitglied unserer Nationalversammlung; er war nicht nur Steuerverweigerer in optima forma, sondern von ihm stammt auch jener famose Ausspruch, der unsern damaligen Heulern so viel zu zetern gab: die Firma „Von Gottes Gnaden“ habe Bankrott gemacht. Die „Kreuzzeitung“, die vom Skandal lebt, ja deren eigentliche Beschäftigung es ist, Gift und Geifer in alle alten Wunden zu spritzen,

damit sie nur ja nicht zuheilen, hat natürlich dafür gesorgt, daß auch über diese Geschichte noch heute kein Gras gewachsen ist; Schulze-Delitzsch und seine national-ökonomische Wirksamkeit ist ihr ein Dorn im Auge, mit jener Unermüdlichkeit, durch welche die Denuncianten aus Liebhaberei sich auszuzeichnen pflegen, überwacht sie jeden Schritt und Tritt, den Schulze-Delitzsch thut, und wo er irgendeinmal gesprochen hat oder sonst einmal öffentlich aufgetreten ist, da verfehlt sie gewiß niemals, die ungeheuerlichsten Dinge von ihm zu berichten. So ist Schulze-Delitzsch für einen großen Theil unserer Reaction noch immer ein grausenerregendes Schreckbild, die leibhaftige rothe Republik, und können Sie danach die Verwunderung ermessen, welche es erregte, da man hörte, daß gerade das Geheimrathsviertel, diese Elite unserer vornehmsten Beamten, unserer reichsten Bankiers, Schulze-Delitzsch zur Candidatur zugelassen. Und nicht blos zugelassen hatte man seine Candidatur, sondern es war auch diejenige, der sich im Verlauf der Vorversammlungen die meiste Aussicht auf Erfolg eröffnete. Besonders nachdem Schulze-Delitzsch persönlich herübergekommen und zu den Wählern gesprochen hatte, schien seine Wahl kaum noch einem Zweifel zu unterliegen; man hatte sich ihn doch schlimmer gedacht, diesen angeblichen rothen Republikaner, das war ja ein ganz solider, ganz praktischer Mann, da hatte man sich ja wieder einmal von der alten Klatschschwester, der „Kreuzzeitung", ganz schmählich hinters Licht führen lassen, und um das wieder gut zu machen und das einigermaßen beschädigte Renommée unserer Hauptstadt recht glänzend wieder herauszubeißen, beschloß man Schulze-Delitzsch zum Abgeordneten des berliner Geheimrathviertels zu wählen....

Nun, Sie wissen bereits aus den Zeitungen, was aus diesen Erwartungen und Versprechungen geworden ist; nicht Schulze-Delitzsch, der mit so vielem Pomp angekündigte Hauptcandidat, sondern General a. D. von Brandt ist gewählt worden, zwar erst nach einem sehr heftigen Kampfe, erst beim dritten Scrutinium, aber genug, Hr. von Brandt ist gewählt und Schulze-Delitzsch ist durchgefallen. Nicht von weitem kommt es mir in den Sinn, gegen die Persönlichkeit des Hr. von Brandt oder auch nur gegen seine politische Richtung das mindeste Bedenken zu äußern. General von Brandt ist anerkannt als einer der tüchtigsten, gebildetsten und freisinnigsten Offiziere der preußischen Armee. Schon bei der Katastrophe von Jena preußischer Offizier, trat er, wenn ich recht unterrichtet bin, späterhin in die englische Legion und focht unter Wellington in Spanien; nach den Befreiungskriegen in die preußische Armee zurückgetreten, erwarb er sich insbesondere auch als militärischer Schriftsteller einen bedeutenden Ruf. Zu Anfang der vierziger Jahre ward er als Oberst im Generalstab des 2. Armeecorps angestellt; kurz darauf wurde er als Generalmajor nach Posen versetzt und hier führten, wenn meine Quellen mich recht berichtet haben, zu Anfang der funfziger Jahre gewisse politische Reibereien, die ihren Grund in seiner Vorliebe für die Polen gehabt haben sollen, seine Entfernung aus dem activen Dienst herbei. Ob es sich mit diesem curriculum vitae ganz so verhält oder wie viel das Gerücht daran entstellt und ausgeschmückt hat, lasse ich unerörtert; jedenfalls ist Hr. von Brandt noch jetzt, obwol ein angehender Siebziger, ein Herr von großer geistiger und körperlicher Rüstigkeit, ein gewandter und schlagfertiger Redner und den gegenwärtigen

Institutionen unsers Vaterlandes so zugethan, wie man es von einem alten preußischen General nur irgend erwarten oder verlangen kann. Also nicht darin liegt die Blamage, daß Hr. von Brandt gewählt worden, im Gegentheil, Hr. von Brandt ist, ich wiederhole es, ein Ehrenmann, der seinen Platz in der Kammer aufs würdigste ausfüllen wird. Wohl aber liegt die Blamage für die Wahlmänner und somit implicite für die gesammte hauptstädtische Bevölkerung darin, daß man Schulze-Delitzsch hat durchfallen lassen und zwar dadurch hat durchfallen lassen, daß die Stimmen der liberalen Partei, statt wie ein Mann für Schulze-Delitzsch zu stehen, sich auf diverse Candidaten zersplitterten, zum Theil auch, als sie ihren Separat-Candidaten nicht durchbringen konnten, ganz absprangen und in das feindliche Lager übergingen. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll dann erst mit dem dürren werden? Wenn die Hauptstadt, dieser Mittelpunkt aller Bildung und Einsicht, dermaßen in dem politischen ABC zurückbleibt, wie soll es dann erst anderwärts hergehen, wo man nicht so glücklich ist, berliner Staub zu schlucken? O ganz gewiß, Berlin hat sich diesmal von Polzin und Schievelbein überholen lassen!

Auch den plötzlichen Rücktritt des Kriegsministers Hrn. von Bonin, der vor einigen Wochen wie eine Bombe bei stiller Nacht in unsere politischen und geselligen Kreise fiel, bemüht man sich von verschiedenen Seiten her mit in jene leidige Kategorie zu bringen, von der ich im Eingang meines Briefes sprach; man sucht daraus eine Blamage oder, wem dies Wort nicht respectvoll genug klingt, eine Niederlage für das Ministerium zu machen. Wie wahr oder wie falsch die Gerüchte, die in dieser Hinsicht in Umlauf sind und die auch durch das officiöse Dementi, das die „Preußische Zeitung" ihnen kürzlich gab, nicht haben zum Stillschweigen gebracht werden können, vermag ich wiederum nicht zu entscheiden. Aber gleichviel, aus welchen Motiven der Rücktritt des Hrn. von Bonin auch erfolgt sein mag, der Glaube an den Bestand des gegenwärtigen Ministeriums sowie das Vertrauen in dasselbe haben dadurch nicht zugenommen; mit Recht oder Unrecht, genug, der Name des Hrn. von Bonin war nun einmal einer der populärsten unter den jetzigen Ministern, man sah in ihm gleichsam ein Unterpfand für jene freisinnigen und patriotischen Maßregeln, die man sich von der Majorität des gegenwärtigen Ministeriums noch immer verspricht, auf so harte und gefährliche Proben die Geduld des Publikums auch schon gesetzt worden ist, und so ist das Ansehen des Ministeriums durch den Rücktritt des Hrn. von Bonin in der That nicht wenig erschüttert worden.

Eine andere nicht minder empfindliche Niederlage hat dasselbe durch Hrn. von Bethmann-Hollweg erlitten. Zwar die Wahrheit zu sagen, hat das größere Publikum sich von Hrn. von Bethmann-Hollweg nie viel Gutes versprochen, man kennt hier diese Sorte theologischer Juristen, und auch das Auftreten des Hrn. von Bethmann-Hollweg auf den evangelischen Kirchentagen ꝛc. hat man nicht vergessen. Allein eine solche Halbheit und eine solche Verwirrung der Begriffe, ja ein solches geflissentliches Bemänteln und Hätscheln einer Vergangenheit, die man mit Hrn. von Bethmann-Hollweg eben für immer beseitigt zu sehen wünschte, wie das alles in seinem jüngsten Erlaß über die Schulregulative und deren Wirksamkeit in Schlesien enthalten ist — das hatte man sich von dem Nachfolger des

Hrn. von Raumer doch nicht versehen, die Misstimmung ist allgemein und dürfte vermuthlich auch bei dem demnächst bevorstehenden Zusammentritt des Landtags ihren sehr ungeschminkten Ausdruck finden.

Wünschen Sie der Blamagen noch mehr? Ich kann aufwarten mit allen Größen und allen Sorten. Da ist die Geschichte mit dem Dr. Eichhoff, der die famosen Correspondenzen in dem londoner „Hermann" geschrieben hat, ein richtiger verlorener Sohn, ein echtes berliner Früchtchen, das nun auf einmal den Cato spielen und die Hälfte der berliner Beamtenwelt der schmählichsten Corruption überführen will; da ist der Aufseher im moabiter Zellengefängniß, der einen renitenten Strafgefangenen ohne weiteres erschießen läßt und der, wegen Tödtung eines Menschen angeklagt, von den Geschworenen freigesprochen wird aus keinem andern Grunde, als weil er einen gar zu kläglichen Eindruck macht und weil sein eigener Vertheidiger ihn als einen durchaus beschränkten Menschen schildert, der einer so großen Verantwortlichkeit, wie sein Posten sie mit sich brachte, nicht von weitem gewachsen war; da sind zahllose andere Processe und Criminalgeschichten wegen Kindermord, Entführung, Betrug, Diebstahl — o es ist ein prächtiges Leben in Berlin und wenn wir auch kein einziges belletristisches oder kritisches Journal haben, das der preußischen Hauptstadt würdig wäre, so werden unsere Gerichtszeitungen an Fülle und Mannichfaltigkeit ihrer Mittheilungen sowie an schaudererregender Beschaffenheit der einzelnen Fälle doch bald mit der pariser „Gazette des Tribunaux" wetteifern können!

Daß unter diesen Umständen die öffentliche Stimmung keine besonders heitere und muthige sein kann, liegt auf der Hand. Auch hat das Befinden des Königs sich wiederum sehr verschlimmert und von Tag zu Tag erwartet man den Eintritt einer Katastrophe, die noch immer zögert und die doch heute so unvermeidlich ist, wie sie es schon vor vier Monaten war. In der höhern Gesellschaft herrscht infolge dessen große Stille, was wiederum zur Folge hat, daß unsere Kaufleute und Fabrikanten, besonders die Luxushändler, jammern und seufzen. Selbst die Weihnachtszeit scheint dem Verkehr noch keinen rechten Aufschwung gegeben zu haben, die Läden sind überfüllt mit geschmackvollen und kostbaren Artikeln, aber noch fehlt es an Käufern und vergebens stößt unser alter Weihnachtswanderer in das Horn der Reclame. Nun, vielleicht wird es zum Neuen Jahre besser; leben Sie bis dahin recht wohl und verbringen Sie vergnügtere Feiertage, als wir sie allem Vermuthen nach haben werden.

Aus London.

December 1859.

U. Zu einer Zeit, wo die politische Lage der Welt von der Art ist, daß die Furchtsamen alarmirt und die Sorglosen ernsthaft werden; wo man sich immer wieder überzeugen kann, daß den vierzig Friedensjahren eine Kriegszeit gefolgt ist, deren Ende man noch nicht absehen kann; wo jede französische Zeitung sich in bedeutsamen Speculationen darüber ergeht, ob nicht der Gipfelpunkt der Größe Englands erreicht und das treulose Albion einem baldigen Untergange geweiht ist — in einer solchen Zeit muß es ein Trost für die Engländer und ihre Freunde sein, wenn man sich daran erinnert, daß bereits vor 60 Jahren ganz dieselben Dinge gesagt und prophezeit wurden.

Damals hieß es auch überall, daß die Engländer der damaligen Generation nicht mehr die Kraft, den Unternehmungsgeist und Patriotismus ihrer Vorfahren besäßen; damals gab es auch viele, welche durch solche Reden erschreckt wurden und glaubten, daß Ausländer am Ende doch besser über den Zustand Großbritanniens urtheilen könnten als die Engländer selbst, welche die Sache von einem ganz parteiischen Standpunkte aus betrachteten; daß am Ende doch wol eine Krankheit die lebenswichtigen Organe der Nation befallen habe und ein plötzlicher Collapsus auf den ersten Versuch einer außergewöhnlichen Anstrengung folgen dürfte. Obwol nun aber die meisten europäischen Staaten seit jener Zeit unglückliche Kriege geführt haben und durch Revolutionen erschüttert worden sind, ist doch die geordnete Regierung Englands für keinen Tag unterbrochen gewesen. Es ist daher erlaubt, die Prophezeiungen vom Falle Englands, welche man Tag für Tag zu hören bekommt, mit einigem Mistrauen zu betrachten und der Hoffnung Raum zu geben, daß es im Grunde doch noch nicht so verzweifelt mit Großbritannien steht, als man uns glauben machen möchte. Ursprünglich gehen diese düstern Verkündigungen nicht von Ausländern aus, sondern sind „eigenes Fabrikat"; die Opposition im Parlamente bemüht sich, systematisch überall Fehler zu entdecken; die Redner in öffentlichen Versammlungen sind sicher, einen bedeutenden Eindruck auf ihre Zuhörerschaft zu machen, wenn sie die Lage des Landes mit den düstersten Farben schildern; und endlich zieht die überall herumspionirende freie Presse viele Dinge ans Licht, welche in andern Staaten verdeckt und vertuscht bleiben. Malthus war lange Zeit das Orakel einer gewissen Klasse von Unheilspropheten, welche die Feinde Englands beständig mit Material für ihre schadenfrohen Weissagungen versahen. Malthus empfahl bekanntlich seinen Landsleuten nicht zu heirathen, als das einzige Mittel, das über allen Gemeinden schwebende Schicksal — den Krieg aller gegen alle — abzuwenden. Er bewies haarklein, daß die Production der Nahrung niemals in demselben Verhältniß gesteigert werden könnte wie die Geburt der Kinder, und daß eine Zeit für jedes Land kommen müsse, wo die Bevölkerung solche Proportionen erreichen werde, daß sie keine Subsistenz mehr finden könne und demgemäß zu einer Rasse von ausgearteten, halbverhungerten Wilden hinabsinken müsse. England, welches sich damals rühmte, einen Wellington, Nelson, Walter Scott und Byron zu besitzen, sollte in einer oder zwei Generationen die Heimat großer Horden von unwissenden, schmuzigen und verarmten Zwergen sein. Trotz aller Beweise, „es müßte so sein", ging die Welt doch ziemlich wie gewöhnlich weiter; man heirathete wie früher, und die Bevölkerung von England hat sich seit der Veröffentlichung der Malthus'schen Theorien beinahe verdoppelt. Wie steht es nun mit der Realisirung dieser Theorien? Diejenigen, welche zur Zeit Georg's III. Rindfleisch aßen, dürften jetzt höchstens noch ein Stück Speck bekommen, und ein Glas Bier müßte für die ungünstig situirte Majorität zu einem unerhörten Luxus geworden sein. Es ist aber gerade das Umgekehrte der Fall. Die Bequemlichkeit, der Wohlstand, der Luxus des englischen Volks hat sich in den letzten vierzig Jahren außerordentlich vermehrt; die Bevölkerung ist größer, der Reichthum weit bedeutender, die Nahrung, Kleidung und die meisten andern Bedürfnisse sind in der Qualität besser geworden und theilweise im Preise gefallen, theilweise nur unbedeutend ge-

stiegen. Jeder nöthige oder angenehme Artikel wird heutzutage in ungeheuern Quantitäten consumirt, während zugleich bedeutend höhere Steuern gezahlt werden als früher und man sich in aller Eile rüstet, einen bevorstehenden Einfall in das Land abzuwehren. So zeigten die Berichte, welche vor kurzem über den Pauperismus und die Armensteuern erschienen sind, daß die Ausgaben für die Unterstützung der Armen sich gegen das vorige Jahr um etwa zehn Procent vermindert haben, was theilweise einer wahren Abnahme des Pauperismus, theilweise dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Lebensmittel (besonders der Weizen) billiger geworden ist. Die Abnahme dieser Ausgaben ist natürlich je nach den Oertlichkeiten verschieden; am meisten wird für die Armen in Wales gezahlt, dann kommen London und die Ackerbaudistricte, endlich die Fabrikgegenden befinden sich in ungewöhnlichem Flor, indem die Ausgaben hier um 24 Procent gefallen sind. Diese Zahlen würden allerdings nicht viel beweisen, wenn nicht die große Thatsache dazu käme, daß das Volk ziemlich im ganzen Lande gut genährt und zufrieden ist, daß die politische Agitation aufgehört hat, und daß in der Zeit unmittelbar vor der Einführung einer neuen Reformbill selbst die beredtesten Volksmänner nicht im Stande sind, eine besondere Aufregung hervorzurufen. Wie anders war es da zur Zeit von Malthus, wo ein Toryministerium alle seine Kräfte anstrengte, den Aufstand eines halbverhungerten Volks zu unterdrücken! Uebrigens sind es nicht allein die Ausdehnung des Handels, die Erfindungen der Wissenschaften oder die zufällige Entdeckung von Gold gewesen, welche dieses Resultat zu Wege gebracht haben; einen bedeutenden Einfluß haben jedenfalls auch die politischen Reformen geäußert, welche ein misvergnügtes in ein zufriedenes Volk umgewandelt haben. Selbst bei dem „Strike", der in den letzten Monaten von irre geleiteten Arbeitern unternommen wurde, sind durchaus keine öffentlichen Unruhen vorgekommen, und was noch merkwürdiger ist, niemand von den arbeitslosen Leuten hat die öffentliche Unterstützung in Anspruch genommen.

Die bedeutende Ausdehnung, welche die Freiwilligenbewegung seit einiger Zeit im ganzen Lande gewonnen hat, trägt viel dazu bei, die öffentliche Stimmung zu beruhigen und das verloren gegangene Vertrauen in die Wehrfähigkeit Englands wiederherzustellen. In der That hat es seit langer Zeit keine so allgemeine Agitation im Lande gegeben und aus den kleinsten Orten hört man von Meetings, Büchsenschießen, Scheibengründen, freiwilliger Cavalerie u. s. w. Eine der einflußreichsten Versammlungen zur Berathung über die Organisation der Freiwilligencorps wurde unlängst in Glasgow abgehalten, wo der alte toryistische Geschichtsschreiber Sir Archibald Alison durch seine echt englische Beredsamkeit die „ungeheuern Cheers" der Zuhörerschaft hervorrief. Man muß Sir Archibald zugestehen, daß er es gut mit seinem Vaterlande meint — aber dies ist auch so ziemlich das einzige Lob, welches man ihm schenken kann; in allen andern Beziehungen ist er ausnehmend confus und für einen Historiker unbegreiflich ununterrichtet. Von Zahlensinn hat er unter anderm keine Spur; Preußen figurirt z. B. in seiner Rede als ein Land von 4 — 5 Millionen Einwohnern; außerdem speit er Gift und Galle gegen den Geiz der Regierung, welche den Matrosen nur 30 Schillinge monatlichen Sold gibt, während jedermann weiß, daß die Matrosen 41 Schillinge monatlich erhalten u. s. w. Sir Archibald

ist außerdem der Ansicht, daß England sehr unrecht daran gethan hat, in den letzten 40 Jahren keine größere Flotte und Armee zu halten; er lobt die Errichtung der Freiwilligencorps nur deshalb, weil er sich seufzend zugestehen muß, daß die entartete Generation doch nie zu den regelmäßigen Rüstungen von 1814 und 1815 zurückkehren wird; das geizige Unterhaus, unter der Fuchtel von Individuen wie Bright und Cobden, will dem Lande nicht die prächtigen Flotten und Heere geben, welche nöthig sind, um seine Macht vollkommen zu entwickeln. Es ist allerdings ganz richtig, daß während der Restauration und der Regierung der Orleans die englische Flotte und das Heer viel geringer war als in den Kriegen gegen Napoleon; aber zu jener Zeit waren auch die europäischen Nationen vollkommen erschöpft und niemand hatte Neigung, einen Angriffskrieg zu beginnen. Eine ganze Generation von Franzosen war getödtet und ein Vierteljahrhundert in dem industriellen Leben dieses Volks ganz verloren gegangen. Frankreich war arm, ermüdet vom Kampfe und richtete seine Aufmerksamkeit mehr auf innere Streitigkeiten; die Armee war nicht überflüssig stark, die Flotte erholte sich nur allmählich von den Niederlagen der letzten Jahre. Hätte England, unter diesen Umständen, wo die Steuerlast schrecklich, das Volk auch theilweise verarmt und misvergnügt war, immer noch die frühern Ausgaben fortsetzen sollen? Man mußte bei dieser Lage der Dinge die Armee und Flotte verkleinern; mehr als 200 Millionen Pf. St. sind dem Lande dadurch zugute gekommen, und der alte Wellington, Lord Grey, Lord Melbourne und Sir Robert Peel waren alle einstimmig in ihren Ansichten darüber. Wenn zu einer Zeit, wo Karl X. und Ludwig Philipp damit beschäftigt waren, die Deputirtenkammer in Ordnung zu halten, England immerfort bis an die Zähne bewaffnet gewesen wäre, so würde man jetzt doch nicht besser daran sein, indem die Quellen der Industrie versiegt sein müßten und neue Anstrengungen unmöglich wären. Seitdem jedoch die Franzosen wieder so unruhig geworden sind wie in den letzten Jahren, sah die Regierung es sofort als ihre Pflicht an, neue Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, und die Flotte hat, nach dem Erscheinen der Broschüre des Prinzen von Joinville, immerfort die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch genommen. Frankreich kann durch zeitweilige krampfhafte Anstrengungen eine große Seemacht unterhalten, aber die dauernde maritime Stärke Englands bleibt darum doch überwiegend; es ist ganz richtig, daß man im Jahre 1815 mehr Schiffe hatte, aber diese waren wahre Nußschalen im Verhältniß zu den Seeungeheuern, welche jetzt auf dem Kanal schwimmen. Es ist sehr schwer, die richtige Mitte zwischen Friedens- und Kriegsetat zu treffen. Jedes Jahr, welches man auf dem Friedensfuße zubringen kann, läßt so und so viele Millionen in den Taschen des Volks; jedes Jahr, welches man so und so viele Tausende von jungen Leuten im Ackerbau und der Industrie festhalten kann, vermehrt den Wohlstand des Landes. Flotten und Armeen sind aber nothwendige Uebel, ohne welche die Völker in unserm aufgeklärten und civilisirten Jahrhundert nicht bestehen können. Hier athmet jetzt alles Krieg; das Vertrauen, welches man früher auf den französischen Kaiser setzte, ist gänzlich erschüttert, und jeder Schreiber im Foreign-Office wettet zehn gegen eins, daß die Franzosen kommen werden, und zwar bald. Man sucht sich eben so gut zu rüsten wie man kann; die Flottenreserve wird bald zahlreich

genug sein, die Regierung läßt Tag und Nacht Büchsen machen und Armstrong-Kanonen gießen, die Armee wird verstärkt, man erwartet große Zuzüge von englischen Truppen aus Indien, organisirt die Miliz so viel als möglich und ist fest entschlossen, sollte der Flotte ein Unfall zustoßen, London eher anzustecken als es den Franzosen in die Hände fallen zu lassen, und das ganze Land lieber wüst zu legen, als dem Feinde darauf ein Unterkommen zu gestatten.

Zu gleicher Zeit sucht man den Matrosen und Soldaten den Dienst angenehmer zu machen als früher; dahin zielt auch eine Verfügung des Herzogs von Cambridge, wodurch die Prügelstrafe in der Armee factisch wenn auch nicht ganz aufgehoben, doch bedeutend in den Hintergrund gedrängt wird. Prügel werden nämlich von jetzt an nicht mehr die Strafe des Soldaten überhaupt, sondern nur noch des degradirten Soldaten sein; und jeder, der in die englische Armee eintritt, hat es in seiner Macht, sich vor der Möglichkeit dieser entehrenden Strafe zu schützen. Die Soldaten werden nämlich von jetzt an in zwei Klassen abgetheilt; jeder neu in die Armee eintretende gehört in die erste Klasse, welche nicht geprügelt werden darf, und sinkt erst, wenn er gewisse schwere Verbrechen begangen hat, in die zweite hinab, welche geprügelt werden kann. Nun ließe sich vielleicht denken, daß eine solche Sonderung der Soldaten in zwei Klassen Parteiungen in einem Regiment hervorrufen könnte; doch ist dies ziemlich unwahrscheinlich. Bedenkt man nämlich, wie selten überhaupt die körperliche Strafe angewandt wird, so ergibt sich, daß die große Mehrheit der Soldaten immer in der ersten Klasse bleiben wird und daß die, welche dieses Vorrecht eingebüßt haben, nicht so sehr eine Partei für sich als eine kleine Anzahl unnützer Menschen bilden, wie sie eben in den meisten Bataillons vorkommen. Außerdem kann der degradirte Soldat seine Kaste wieder erhalten; führt er sich nämlich ein Jahr lang gut auf, so steigt er aus der zweiten Klasse wieder in die erste hinauf. Auch bringt das bloße Factum, daß er sich in der zweiten Klasse befindet, noch nicht mit sich, daß er geprügelt wird; vielmehr gehört auch dann noch ein ernstes Vergehen dazu, ihn unter die Fuchtel zu bringen. Die öffentliche Meinung hat in dieser Beziehung einen bedeutenden Sieg über die Vorurtheile der Beamten davongetragen. Im Anfange dieses Jahrhunderts, wo Preßprocesse noch vorkamen, waren die Anklagen gegen Zeitungen gewöhnlich darauf basirt, daß sich dieselben bittern Tadel der Prügelstrafe erlaubt hatten; das Prügeln war damals so barbarisch, daß es in Rußland nicht ärger sein konnte. Erst im Jahre 1846 wurde eine Bestimmung erlassen, daß 50 Schläge das Maximum sein sollten, während früher meistentheils mehr als 1000 Hiebe applicirt wurden. Jetzt können also blos Leute geschlagen werden, die fast unverbesserlich sind und mit denen man im Grunde wenig Mitleiden haben kann; es wäre vielleicht unpolitisch, diese Strafe ganz abzuschaffen, denn unter den untern Klassen im englischen Volke kommen so entsetzlich brutale Subjecte vor, daß es schwer halten würde, sie auf andere Weise zu bändigen. Das Gerücht, daß Frankreich den Vorschlag einer allgemeinen Entwaffnung auf beiden Seiten des Kanals gemacht habe, wird hier allgemein als ironisch gemeint angesehen. Erst vor kurzer Zeit hörten wir, daß Frankreich gar nicht gewaffnet hatte und auch nicht zu waffnen beabsichtigte; dann sahen

wir, wie es nichtsdestoweniger plötzlich eine ungeheure Armee nach Italien sandte und die Oesterreicher vor sich herjagte. Frankreich ist jetzt ebenso unbewaffnet wie damals; könnte aber dennoch, selbst wenn jedes Regiment aufgelöst und jedes Schiff abgetakelt würde, in ein paar Wochen eine große Armee und Flotte herbeischaffen, während England seine Soldaten und Matrosen aus allen Theilen der Welt wieder zusammensuchen müßte. Für Frankreich ist eine Entwaffnung bloßer Schein, für England aber eine Wirklichkeit; und wenn die englische Regierung jetzt nur für einen Augenblick sich auf derartige Vorschläge einlassen wollte, so würde sie in kurzem einen solchen Sturm gegen sich heraufbeschwören, daß man sehr bald ein neues Ministerium am Ruder haben würde.

Notizen.

Die deutsche Wissenschaft hat einen ihrer thätigsten und gediegensten Mitarbeiter, das Vaterland einen seiner trefflichsten Bürger, das literarische Berlin einen seiner glänzendsten Namen eingebüßt: am 16. December starb im noch nicht vollendeten 74. Lebensjahre Wilhelm Karl Grimm, der jüngere des berühmten Brüderpaars, der Vater des als Dichter und Literarhistoriker neuerdings bekannt gewordenen Herman Grimm. Der Verewigte war 1786 zu Hanau geboren; mit seinem Bruder Jakob, mit dem er überhaupt bis in das späteste Alter Studien wie Lebensschicksale mit wahrhaft rührender Treue theilte, besuchte er das damalige Lyceum zu Kassel, von wo er 1804 auf die Universität zu Marburg ging, um sich daselbst der Rechtswissenschaft zu widmen. Im Jahre 1814 wurde er als Secretär bei der Bibliothek zu Kassel angestellt, wo einige Jahre später auch sein Bruder eine seinen Neigungen angemessene Anstellung fand. Beide gingen 1830 gemeinschaftlich nach Göttingen, wo Wilhelm Grimm als Unterbibliothekar und bald darauf auch als ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät angestellt ward. Beide gehörten dann zu den Sieben, welche gegen die Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes protestirten; beide wurden deshalb ihrer Aemter entlassen, doch durfte Wilhelm Grimm noch einige Zeit in Göttingen verweilen, während Jakob bekanntlich stehenden Fußes ins Exil mußte. In Kassel trafen beide Brüder sich nach kurzer Trennung wieder und in derselben Gemeinschaftlichkeit, die bis dahin ihr ganzes Leben verbunden, folgten sie auch 1841 einem Rufe nach Berlin, zu dessen ersten Zierden auf wissenschaftlichem Gebiete sie seitdem gehörten. Ein großer, ja vielleicht der größte Theil von Wilhelm's Studien steckt mit in den Werken Jakob Grimm's; das Hauptdenkmal ihres gemeinsamen Fleißes ist das bekannte „Deutsche Wörterbuch", das gegenwärtig bis zum dritten Bande gediehen ist und dessen zweiten Band Wilhelm Grimm herausgab. Von seinen selbständigen Werken nennen wir hier seine Ausgaben des „Grave Ruodolf" (1828, in zweiter Auflage 1844), des „Freidank" (1834), des „Rolandslied" (1838), der „Goldenen Schmiede" (1840); ferner sein Werk über „Die deutsche Heldensage" (1829), „Ueber deutsche Runen" (1821) rc. Mit seinem Bruder gemeinschaftlich gab er außer dem schon

genannten „Deutschen Wörterbuch“ noch die berühmten „Kinder- und Hausmärchen“, ferner „Deutsche Sagen“ (1816), „Altdeutsche Wälder“ (1813) sowie verschiedene kleinere Sammlungen und Abhandlungen heraus. Wilhelm Grimm war gleich Jakob ein Charakter von außerordentlicher Reinheit und Liebenswürdigkeit; als der Jüngere von früh auf gewöhnt, sich an den Ruhm seines Bruders gleichsam anzulehnen, trat er gern vor den Verdiensten desselben zurück, was seiner ganzen Erscheinung etwas Zurückhaltendes, fast Abgeschlossenes gab; doch brach die angeborene Herzlichkeit und Gemüthstiefe beim kleinsten Anlaß hervor. Wie die Brüder Grimm selbst in der Geschichte der Wissenschaft eine einzige Erscheinung, der sich nichts der Art zur Seite stellen läßt, so war auch das brüderliche Verhältniß beider Männer ein wahrhaft einziges und unvergleichliches; der Verlust ist für den Ueberlebenden unersetzlich, er hat wahrhaft seine „altera pars“ eingebüßt.

Zu den populärsten Gedichten Justinus Kerner's, ja man darf sagen zu den populärsten Gedichten unserer Literatur überhaupt gehört bekanntlich „Der reichste Fürst“: „Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Werth und Zahl“ ꝛc. In Betreff dieses Gedichts geht uns von wohlwollender Hand (von einem jungen Studirenden in Heidelberg) eine Notiz zu, welche wir unsern Lesern um so weniger vorenthalten mögen, als sie recht wohl geeignet ist, an einem allbekannten Beispiel zu zeigen, in welche entlegene Schachte der Dichter das Senkblei seines Geistes zuweilen wirft und aus welchem unbedeutenden kaum sichtbaren Samenkörnchen er nicht selten die schönsten Früchte zu erziehen weiß. In Julius Wilhelm Zinkgref's „Scharfsinnigen Sprüchen der Deutschen, Apophthegmata genannt“, Seite 132 nämlich findet sich wörtlich folgende Stelle: „Als auf dem Reichstag zu Worms unter Kaiser Maximilian der Churfürst von Sachsen sich seiner Silberbergwerke, Churpfalz sich seines köstlichen Weinwuchses, der Herzog in Bayern sich seiner schönen Städte gerühmet, hat Herzog Eberhard sich dessen gerühmet und glücklich gepriesen: Das sei sein bestes Kleinod, daß er keinen Unterthanen habe, in dessen Schooß er nicht sicher und allein im wildesten Wald schlafen wollte.“ Ohne Zweifel haben wir in dieser von Zinkgref mitgetheilten Anekdote den Ursprung des Kerner'schen Liedes zu erkennen, das schon seit Jahren ein Gemeingut des deutschen Volkes ist.

Eduard Tempeltey, der sich bisher nur als Dramatiker bekannt machte, ist jetzt auch als Lyriker mit einer kleinen Sammlung „Mariengarn“ (Leipzig, Herbig) aufgetreten. Von Klaus Groth's „Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen“ (Kiel, Schwers) erschien der zweite Band, eine Dorfgeschichte „Trina“ enthaltend. Auch von Theodor Storm, dessen „Immensee“ und „Im Sonnenschein“ sich so viele Freunde erworben, erschien eine neue ähnliche Sammlung: „In der Sommermondnacht“ (Berlin, Schindler).

Berichtigung. Unter dem Aufsatz: „Wir und Schiller“ in Nummer 51 des letzten Jahrgangs steht als Chiffre des Verfassers irrthümlich **R. B.**; es muß heißen **R. K.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst.

Von Moriz Carriere.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Erster Theil. Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie.

Zweiter Theil. Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie.

Dieses neue Werk des bekannten Schriftstellers bietet ein vollständiges System der Aesthetik. Allseitig entwickelt es die Idee des Schönen, wobei das Erhabene und Anmuthige, das Tragische, Komische, Humoristische näher bestimmt werden; es betrachtet das Schöne in der Natur und in der Geschichte, und erörtert das künstlerische Schaffen. Der zweite Theil ist den einzelnen Künsten gewidmet. Ihre Gesetze werden von den größten Meisterwerken abgeleitet oder an ihnen geprüft, sodaß diese selbst eine anschauliche und liebevolle Schilderung finden. Der Verfasser geht nicht von den Voraussetzungen einer Schule, sondern von den Thatsachen der Wirklichkeit aus, und steigt von ihnen zur Erkenntniß der Principien auf, durch die sie erklärt und begründet werden.

Das Werk enthält die bleibende Errungenschaft der seitherigen ästhetischen und kunstgeschichtlichen Forschung; es wird dem Philosophen wie dem bildenden Künstler, dem Musiker und Dichter Neues und Eigenthümliches bringen, aber auch jedem Gebildeten durch seine klare Darstellung zugänglich und für das Verständniß wie für den Genuß des Schönen förderlich sein.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise durch Süd-Brasilien

im Jahre 1858.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Mit einem feinen beobachtenden Sinne für Natur und Menschen ausgerüstet, versteht es der Verfasser, ein Bruder des durch sein treffliches Werk über „Das deutsche Gaunerthum" bekannten Dr. F. C. B. Avé-Lallemant, Land und Leute der von ihm besuchten Gegenden in lebhafter anziehender Weise zu schildern. Er beschreibt zunächst seine Fahrt mit der „Novara" von Triest bis Rio-de-Janeiro, dann eine längere Reise in Süd-Brasilien. Interessant ist dabei namentlich auch die Schilderung seines Besuchs bei Aimé-Bonpland, der sechzehn Tage später starb. Der Verfasser, mit den Verhältnissen Brasiliens durch 17jährigen Aufenthalt auf das genaueste bekannt, hat ein Buch geliefert, interessant für jeden Liebhaber guter Lectüre, von hoher Wichtigkeit für Freunde der Erdkunde und Naturgeschichte, namentlich aber auch für die, welche sich irgendwie mit der Frage der Auswanderung nach Brasilien beschäftigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 2.** 12. Januar 1860.

Piemonts Stellung in Italien.

Von

Emil Ruth.

Die Redaction des „Deutschen Museum" hat im Frühjahr vorigen Jahres meinem kleinen Aufsatz über „Piemonts Mission", obgleich sie mit den darin ausgesprochenen Ansichten nicht übereinstimmte, den Abdruck in ihrem Blatte dennoch nicht versagen wollen; möchte sie nun auch den folgenden allgemeinen Betrachtungen einen Platz gönnen, auf welche sich die Urtheile in jenem Aufsatz gegründet haben. Die Betrachtungen sind vielleicht im Stande, die mit Recht bemerkte Schroffheit des Urtheils in jenem etwas zu erklären und zu lösen, die in der Aufregung über ein noch ganz zweifelhaftes, vielleicht unglückliches Schicksal Italiens und in der Ueberzeugung ihren Grund hatte, daß das von Piemont so schön begonnene Werk der Befreiung Italiens, der Erhebung des Volks zu geistiger und moralischer Kraft und Selbständigkeit durch einen unheilvollen Krieg für lange Zeit unterbrochen, jedenfalls nicht gefördert werden könnte. Ich will mich nicht auf den allen ganz unerwarteten Ausgang und Erfolg des Kriegs berufen, der eher meine ausgesprochene Ansicht bestätigt, daß die zwei Großmächte sich bei ihrem Kampf wenig um das Recht Italiens kümmern, sondern ausschließlich um ihre Herrschaft und ihren Einfluß auf dasselbe wie auf ein Werkzeug ihrer größern Plane, und daß sie auch ohne Rücksicht auf die politische Verbesserung

der Halbinsel Frieden schließen würden, wenn ihre Italien ganz fremde Politik es für sie vortheilhaft erscheinen ließe. Daß aber der als Retter Italiens so aufrichtig begrüßte Napoleon auch vor der einzigen Macht (der Hierarchie), die eben auch Italien in dem unglücklichen und verkommenen Zustand erhält, umkehren mußte*), kann den Italienern am deutlichsten den Weg und die Art ihrer Befreiung und das, was sie selbst vor allen Dingen dabei thun müssen, zeigen.

Als Oesterreich 1815 sich das Uebergewicht in Italien, fast eine absolute Herrschaft sicherte, war Frankreich geschwächt und alle Staaten des Krieges müde. Diese Herrschaft über Italien sollte seine Herrschaft im eigenen Lande sichern. Junkerthum und Pfaffenthum sollten wieder zu Einfluß, zu Privilegien, zum Genuß gelangen, um die Bildung, den geistigen Fortschritt, die Ideen über Volksrecht niederzuhalten, doch auch zugleich nur zu so viel Macht gelangen, um den Absolutismus zu halten, nicht um ihn zu stürzen. Das Junkerthum konnte sich die Stellung gefallen lassen, denn es war nur gesichert in seiner Unterordnung unter den Absolutismus. Die Kirche aber strebte selbst nach Oberherrschaft, und da kirchlicher und weltlicher Absolutismus einander zu ihrer eigenen Erhaltung nicht entbehren konnten und doch in ihrem Ziel voneinander abstießen, so lebten beide in einem für die Völker höchst verderblichen unverträglichen Bündniß miteinander. Für das katholische Frankreich war es ebenso wichtig, Italien zu beherrschen und dadurch die Curie mit ihren gefährlichen Bestrebungen in der Hand zu halten. Durch die Wiener Verträge von 1815 war es aber factisch beinahe ganz ausgeschlossen und konnte nur auf diplomatischem Weg nach und nach Fuß fassen. Von 1815 an begann also in neuer Form der alte Kampf um Italien zwischen Frankreich und Oesterreich, erst lange auf diplomatischem Wege, dann durch den letzten Krieg.

Das Volk kam dabei nicht viel in Betracht. Seine Rechte, sein geistiges Leben war dem Absolutismus ganz unverständlich. Und wollte es ja einmal unbequem werden, so war das Pfaffenthum da, um die Religion in Gefahr zu erklären, und in ihrem Namen ließ man Armeen marschiren. Solange in Frankreich selbst das Pfaffenthum und Junkerthum übermächtig war, bis 1830, konnte der österreichische Absolutismus ruhig in Italien herrschen. Aber es war leichtsinnig, solange an dem furchtbaren Abgrund hinzugehen und die Augen vor demselben zu verschließen. Wie schlecht die Metternich'sche Regierung berathen war, als sie jedes moralische Mittel zu herrschen verwarf, weiß jeder. Damit Oesterreich ruhig und bequem bleibe, sollte Italien geistig todt bleiben.

---

*) Das scheint sich nach der soeben erschienenen Flugschrift „Le Pape et le Congrès“ nun doch etwas anders zu stellen. D. Red.

Man legte ein polizeiliches System wie den Rasen eines Kirchhofs auf die ganze Halbinsel. In Neapel durfte nicht die geringste politische Gewährung geleistet werden. Der König war in Laibach wie ein Schulknabe, sein Minister wie ein Verbrecher behandelt. In Rom, Toscana und Piemont mischten sich die Gesandten Metternich's mit anmaßender Zudringlichkeit in die Regierung und suchten die Cabinete durch übertriebene Angeberei von Verschwörungen und Unruhen zu ängstigen und in die Arme Oesterreichs zu treiben. Der Widerstand gegen diese Anmaßungen wurde bei den Regierungen Italiens immer schwächer, bis es in den dreißiger Jahren den fortgesetzten Intriguen gelang, fast überall österreichisch gesinnte Männer an die Spitze der Staaten zu bringen und die österreichische Polizei mit ihren Verboten, Beschränkungen, Verfolgungen in ganz Italien aufzustellen. Damit schien die Ruhe für immer im Süden Europas fest begründet, sie feierte aber in der That wol ihren letzten kurzen Triumph.

Je mehr Oesterreich die Cabinete fesselte und in seinen Regierungsgang hineinzuzwängen suchte, desto mehr wurde es dem italienischen Volk als Grund alles Unglücks verhaßt. Man übersah in der fortgesetzten Steigerung dieses Hasses das noch größere Uebel der geistigen Beschränkung, der materiellen Rückschritte; man dachte nicht mehr an geringere Concessionen und Reformen in der Verwaltung, die man im Anfang der dreißiger Jahre so gern als wohlthätige Uebergänge angenommen hätte. Man hatte nur das einzige negative Ziel der Unabhängigkeit von Oesterreich vor Augen. Man wollte nur dieses polizeiliche Gebäude umreißen, sich nur aus diesen Fesseln retten. Man betrachtete und wollte in dieser Idee zuletzt politische Verfassungen nur als Mittel zu diesem negativen Ziel, und ging bis zur republikanischen Form.

Je weiter Oesterreich auf der andern Seite mit seiner Stillstandspolitik zum Ziel zu gelangen hoffte, desto schwächer wurde es. Denn es gerieth nun selbst in die Fesseln der römischen Hierarchie. Rom hat auch seine geistliche Polizei und sein geistliches Heer, und den Ehrgeiz und die Herrschgier, die beides zu gebrauchen weiß. Die Regungslosigkeit ließ sich in Italien nicht erreichen ohne die Hülfe dieses geistlichen Heeres. Aber dieses mußte ebenso in dem Kaiserstaat helfen die Regungslosigkeit zu erhalten, und so geschah, während in Frankreich der Geist sich nie ganz fesseln ließ, in Oesterreich und Rom die innige Verkettung des Pfaffen- und des Junkerthums, die in den dreißiger Jahren mit dem Einschleichen der Jesuiten in die Lombardei anfing und mit dem Concordat aufhörte. Beide werden nun miteinander gehen. Mögen sie nicht auch miteinander fallen.

In dem Maß, als der österreichische Einfluß bei den Regierungen bis zu einer fast absoluten Herrschaft gedieh, wuchs dagegen der fran-

zösische bei den Bevölkerungen. Durch diesen wußte die französische Regierung, immer von den italienischen Cabineten abgestoßen, denselben doch immer mehr zu imponiren, und wurde dadurch Oesterreich immer gefährlicher. Das italienische Volk, schon durch Stammesverwandtschaft mehr zu Frankreich geneigt, hat sich ganz daran gewöhnt, selbst die französischen Schritte, die nur auf eine größere Herrschaft in Italien abzielten, als großmüthige Anstrengungen zu seiner eigenen Rettung anzusehen. Ich habe es schon vor einigen Jahren behauptet, daß die italienische Frage eine immer dringender werdende Congreßfrage und dann eine Kriegsfrage werden würde, gerade so wie die türkische. Dieser Gang der Geschichte, der leicht vorauszusehen war, hat sich noch viel früher verwirklicht als man erwartet hätte. Sie ist einfach und „lokalisirt" geblieben, weil sich eben nur zwei Mächte um die Herrschaft in Italien streiten. Sie wird aber voraussichtlich noch lange nicht gelöst sein, und noch mancher Congreß und mancher Krieg wird daran arbeiten: denn nur die Italiener selbst und allein können die Frage ihrer Selbständigkeit lösen. Im Wiener Congreß war das erschöpfte Frankreich ohne Einfluß auf die Bestimmungen über Italien. Es ließ sogar einem spanischen Bourbon seinen legitimen Besitz von Parma wegnehmen. Im Jahre 1821 war es schon gerüsteter und trat, von seinem Gesandten in Florenz gewarnt, energisch zu Gunsten des Prinzen von Carignan und gegen das despotische Vorgehen Oesterreichs auf. Freilich ließ es sich doch zugleich von Oesterreich in den Krieg gegen die spanische Verfassung treiben. Im Jahre 1831 wurde Frankreich bei dem Einfall der Oesterreicher in die Romagna nur durch das bekannte Memorandum beschwichtigt, worin der päpstlichen Regierung Reformen dringend empfohlen wurden, um ähnliche Veranlassungen zum Einrücken der Oesterreicher zu vermeiden. Als aber diese 1832 wieder in der Romagna erschienen, um ihren Sieg auszubeuten, griff die französische Regierung den Kampf um die Herrschaft über Italien thätig auf. Ein französisches Corps überrumpelte Ancona, setzte sich dort fest und zeichnete drohend eine Grenzlinie, welche die Oesterreicher nicht überschreiten sollten. Als die Curie merkte, daß auch die Franzosen dieselbe „Ordnung" wie die Oesterreicher und auch im Namen der päpstlichen Regierung herstellen und die legitime Macht erhalten wollten, gab sie sich zufrieden und söhnte sich mit dem neuen Helfer aus. Dies war aber nicht Metternich's Meinung. Der Sieg, der ihm im Feld streitig gemacht wurde, mußte diplomatisch errungen werden. Der Staatssecretär Bernetti, der sich nicht ganz wollte beugen lassen und gegen die österreichischen Anmaßungen die französische Hülfe nicht ungern sah, wurde gestürzt und der Oesterreich ganz ergebene finstere Lambruschini trat an dessen Stelle. Der Bund zwischen Pfaffen- und Junkerthum war fester geschlossen als je.

Die Jesuiten wurden eine Macht in Oesterreich, und da sie auch in Frankreich zu sehr großem Einfluß gelangten, so schien die französische Macht zurückgeschlagen und die Ruhe unter Metternich's Scepter gesichert. Aber plötzlich merkte man, daß das Streben der gebildeten Italiener nach Reformen und nach ruhigem Genuß einer vernünftigen Freiheit zu einer öffentlichen Meinung herangewachsen sei, die der österreichischen Herrschaft sehr gefährlich wurde, daß aber neben dieser durch den unerträglichen Druck des mittelalterlichen Systems eine andere Macht herangezogen worden sei, die in den ersten Principien mit jener einig ging und sich dadurch ungemein verstärkte, aber den langsamen Weg der stufenweisen Reformen verschmähte und lieber gleich alles Alte in eine große Republik zusammenstürzen wollte. Unabhängigkeit von Oesterreich und innere Freiheit war nun die Losung, die zum Sturm antrieb. Die Reformpartei wurde überwältigt und mitgerissen. Die Concessionen an Vernunft und Recht, die der edle Pius IX. machte, waren nicht mehr genügend. Man wollte in eitler Ueberschätzung der Fähigkeiten des Volks gleich in die Zustände hineinspringen, welche andere Staaten in langer Uebung sich errungen hatten. Das Junker- und Pfaffenthum erhielt in seinen zwei reinsten Repräsentanten damals eine schwere und ernste Warnung, die aber fast unbeachtet vorüberging. Nach dem Jahre 1849 hatte Oesterreich noch die Romagna, die Marken und die Herzogthümer besetzt und ganz Oberitalien theils unterjocht theils niedergeschlagen. Jetzt hat es nur noch Venedig im Besitz und bei keiner italienischen Regierung einen moralischen Einfluß. Somit ist der Feldzug von 1859 gerade das Gegenstück zu dem von 1821. Der Triumph der Hierarchie in Oesterreich in den funfziger Jahren war zugleich die Niederlage der österreichischen Herrschaft in Italien.

Frankreich nahm zum Hebel seiner Herrschaftsgelüste einen kräftigen Staat, Piemont, in dessen Dynastie die Vergrößerungsbestrebungen seit Jahrhunderten traditionell waren und der sich daher immer mit Oesterreich in Conflict befand. Seine Könige waren unbedeutende Politiker, Regierer und Feldherren, aber tapfere Soldaten und von einem ernsten und kräftigen Volk unterstützt. Diese Neigung zu Eroberungen wurde von allen Großmächten benutzt und gefördert, welche der unmäßigen Herrschaft Oesterreichs in Italien entgegentreten wollten. Im Anfang der Restauration waren England und Rußland mit Piemont eng verbündet, und ohne die alberne Reaction von 1814 würde Piemont schon damals einen großen Theil der Lombardei erhalten haben. Nach der Revolution von 1821 trat Frankreich thätiger im Schutz des Prinzen von Carignan Oesterreich entgegen, und 1831 durfte Metternich nicht wagen, den gefährlich scheinenden Prinzen von der Thronfolge auszuschließen. Auch Karl Albert hegte die Eroberungsplane seiner Vor-

fahren, die noch durch die wohlbegründete Abneigung gegen Metternich's Intriguen und die beständig nothwendige Abwehr österreichischer Herrschgelüste gesteigert wurden. In den dreißiger Jahren bis 1846 galt Piemont noch gar nicht als Hort und Bannerträger der italienischen Unabhängigkeit. Volk und Regierung staken noch tief in dem Sumpf der jesuitischen Schule; Roheit, Dummheit und Aberglaube waren noch ein fester Damm gegen die Ideen vom allgemeinen italienischen Vaterland, von bürgerlicher und kirchlicher Freiheit. Wer von helldenkenden Italienern aus der ersten Revolutionszeit von 1821 flüchtig gehen mußte (und von jeher waren die besten in diesem Fall), sammelte sich nach und nach in Florenz zusammen, und errichtete da einen ehrwürdigen Senat, eine Zufluchtsstätte der Intelligenz, wo zuerst die Wirkungen einer wirklichen geistigen und moralischen Erhebung des Volks, einer Annäherung zu einer gemeinsamen Nation ausgingen, wo die Geschicke Italiens durch Wissenschaft und Poesie vor die Augen und das Nachdenken der öffentlichen Meinung gestellt wurden. Piemont blieb dabei immer nur beachtenswerth als das Land, welches sich von dem allgemeinen Unterdrücker Italiens am unabhängigsten erhalten hatte und welches doch immer den kräftigsten Arm zur einstigen Befreiung darbot. In diesem Sinne wurde es auch von den Flüchtigen der dreißiger Jahre von Paris und Brüssel aus bearbeitet. Und während die fortwährenden feindlichen Beziehungen zu dem mächtigen Unterdrücker den Gedanken an die Eroberung der Lombardei reiften, schmolzen diese Absichten von selbst mit dem allgemeinen Wunsch nach Unabhängigkeit zusammen. Die geistige Vereinigung des piemontesischen Volks mit dem übrigen Italien geschah erst durch die Schriften Gioberti's, Balbo's und Azeglio's, welche die eigentliche Verständigung des nationalen Ziels bewirkten, dasselbe zu einer allgemeinen Sache aller Gebildeten, nicht mehr zum Geheimniß der Sekten machten.

So wurde Karl Albert nicht durch seinen eigenen Willen, sondern durch das vereinte Streben der piemontesischen, toscanischen und lombardischen Reformfreunde zum Vertheidiger der italienischen Unabhängigkeit gemacht. Für innere bürgerliche Freiheit mußte ihm in seinem militärischen Feudalstaat erst das Verständniß durch die Reformen des wohlmeinenden Pius IX., durch die allgemeine Begeisterung und das Vordringen der österreichischen Truppen gegen diese geistige Bewegung eröffnet werden. Sein Hauptaugenmerk war aber die Eroberung Norditaliens, und so weit ging er mit der allgemeinen Idee der italienischen Unabhängigkeit zusammen. Die Zeit schien sehr günstig, aber nie gab es größere Täuschungen. Schon im Anfang seines Eroberungszugs erklärte sich ein Theil Norditaliens nicht als piemontesische Provinz, sondern als selbständige Republik. Hatte er vorher das Bündniß mit Rom

und Toscana ausgeschlagen, weil dasselbe nicht dem Zweck der piemontesischen Eroberung, sondern der Vertheidigung der Freiheit gelten sollte, so waren später seine wiederholten Versuche zu einem italienischen Bund an dem Mistrauen und der Eifersucht der andern Regierungen gescheitert. Rom und Neapel zogen sich gleich im Anfang zurück, und dies gab dem Krieg eine entscheidende Wendung. Das Benehmen der Lombarden, der Freiwilligen, die Feigheit und Prahlerei derselben, das Ausarten des Freiheitsenthusiasmus in republikanische Anarchie und Auflösung aller Unterordnung unter ein gemeinsames Ziel mußte den König von Piemont belehren, daß Italien für sich allein noch lange nicht durch seine Waffen frei und unabhängig wird. Die elendeste Reaction zog 1849 wieder in alle Staaten ein. Rom richtete wieder die alte Pfaffenwirthschaft ein, die nun mächtiger als je ihr Haupt erheben zu können glaubte. In Neapel und Sicilien war die altasiatische Regierung wieder in vollem Gang, in Toscana, Modena und Parma war die österreichische und die Pfaffenwirthschaft wieder gesichert. Nur Piemont blieb im Besitz seiner gewonnenen Verfassung, dank dem vortrefflichen Grafen Azeglio, der sie gegen innere und äußere sehr drohende Feinde rettete. Er war allein der Mann, der die constitutionelle Freiheit aufrecht erhalten, den revolutionären Geist auslöschen, das Land beruhigen, die Institutionen befestigen, den fremden Nationen Vertrauen einflößen konnte. Piemont wurde zugleich eine Herberge der Intelligenz, wo sich alle gebildeten und edlen Italiener sammelten und von dort aus eine geistige Befreiung vorbereiteten. Man beschäftigte sich nun mehr mit der Gegenwart und Zukunft, statt wie in Rom und Neapel immer in der Archäologie und im Mittelalter umherzusuchen. Man sammelte die Documente einer traurigen Geschichte voll Fehler, Täuschung und Unterdrückung und brachte dieselben warnend vor das Bewußtsein. Man machte Studien über Staatsökonomie und suchte sich besonders die politische Lage Roms zum übrigen Italien klar zu machen. Man fing sogar an, sich von den schimpflichen Fesseln einer geistlichen Tyrannei loszumachen. Dies waren vortreffliche Anzeichen einer erwachenden Bildung und Kräftigung des Geistes, die in langsamer stetiger Ausbreitung über Italien den Segen einer geistigen und politischen Befreiung gebracht hätten. Diese waren aber vorerst nur Eigenthum einer wenig zahlreichen Klasse in Piemont, worunter noch dazu viele Fremde und vom Volke als Fremde betrachtete Italiener waren. Ihre Bestrebungen verlangten die ruhige Entwickelung wenigstens einer Generation, um festzuwurzeln und auf das übrige Italien zu wirken. Dies alles schnitt aber vor der Hand das dynastische Eroberungsgelüste ab.

Es war freilich nach 1849 zum großen Theil ein Gefühl der Nothwehr, woraus dieses Gelüste hervorging, während vorher der Erobe-

rungszug auf einer Täuschung über die Verhältnisse in Italien, über die Energie und Tapferkeit der Italiener und über die Gesinnungen der Mazzinisten beruhte. Nicht nur der Streit Piemonts mit dem päpstlichen Stuhl wurde von Oesterreich benutzt, um dieses mittelbar in Bedrängniß zu versetzen, sondern auch auf dem politischen Feld suchte Oesterreich die Freiheit Piemonts, die seinem Einfluß in Italien sehr gefährlich war, zu untergraben. Nach dem 2. December 1851 hielt es Piemont für ganz isolirt und muthete ihm zu, seine innere Politik zu ändern und mit der der übrigen italienischen Staaten in Einklang zu bringen. Da der König hiergegen festblieb, suchte Oesterreich die Unterstützung des französischen Cabinets zur Erreichung dieses Zwecks nach, was Azeglio mit angestrengter Wachsamkeit bekämpfen mußte. In seiner Instruction an den sardinischen Gesandten in Paris vom 11. Januar 1852 trägt er diesem dringend auf, die französische Regierung fortwährend gegen die Uebertreibungen Oesterreichs über die piemontesische Presse und die Emigrirten zu warnen, „denn unter diesem Vorwand verberge Oesterreich die Absicht, den piemontesischen Institutionen einen Schlag zu versetzen".

Zu den Mächten, welche sich um die Herrschaft in Italien streiten, hat sich also seit 1848 eine dritte, Piemont, hinzugesellt, die ohne Zweifel am meisten und eigentlich allein berechtigt ist, in Italien Eroberungen zu machen. Die außerordentliche geistige Schwäche macht leider Italien ganz zu einem Gegenstand der Eroberungen. Aber dieselbe Schwäche macht es auch zu einem ganz unsichern Erwerb, der nur mit großen Opfern und nie auf die Dauer erhalten werden kann. Es müßte eigentlich moralisch erobert, durch geistige Erhebung, durch Erweckung einer festen Ueberzeugung und Thatkraft gewonnen werden. Die Metternich'sche Politik hat dies nicht verstanden, die französische ebenso wenig. Wird es Piemont verstehen? Wird es Zeit haben, dies auszuführen? Oesterreich scheint nach dem letzten Kampf mit Frankreich nur noch bei dem geistlichen Absolutismus etwas, bei dem Volk jedoch gar nichts mehr zu gelten, die französische Eroberung mit den Waffen nur als vorübergehendes Uebel gegen die österreichische Intervention betrachtet zu werden. Piemont war eigentlich berufen, die moralische Erhebung des Volks zu bewirken, die Gewohnheit der geistigen Trägheit und Vergnügungssucht seiner südlichen Nachbarn durch das Beispiel seiner innern Festigkeit zu besiegen, durch seine blühenden Handels- und Gewerbszustände, seine freisinnige Verfassung, die Kraft seiner Gesetze, die Nacheiferung und das Vertrauen der andern Staaten zu erwecken und, von der ganzen öffentlichen Meinung an die Spitze Italiens gestellt, den andern Staaten die Gesetze des Fortschritts und der Freisinnigkeit zu dictiren. Dies sind die einzigen dauerhaften Eroberungen in unserer Zeit, welche

alle Veränderungen der Verhältnisse und den Glückswechsel und jede Waffenmacht überleben. Piemont war seit dem letzten Jahrzehend auf dem schönsten Wege zu diesem freilich langsam zu erreichenden Ziele. Der Anfang zur Befreiung von dem priesterlichen Joch war gemacht und ein frischer Geist durchströmte das Unterrichts- und Gerichtswesen.

Da bot sich plötzlich die Gelegenheit, die Scharte von 1849 auszuwetzen und die damals misglückte Eroberung wieder zu versuchen. Victor Emanuel verband sich mit Napoleon zur Vernichtung des österreichischen Einflusses, wollte aber zugleich den Bundesgenossen benutzen, um sich das langersehnte Königreich Italien zu verschaffen. Er gerieth aber dabei in das unglückliche Verhältniß eines schwachen Bundesgenossen gegen einen mächtigen. Schon der Krimkrieg konnte ihn darüber belehren. Seine Theilnahme daran war doch wol ein gegen Oesterreich gerichteter Streich. Aber gerade als er hoffte, durch eine breitere Ausdehnung des Kriegs Gelegenheit zur Erkämpfung der italienischen Unabhängigkeit zu erhalten, schloß Napoleon, der seinen Zweck erreicht hatte, unerwartet Frieden, ohne nach dem Bundesgenossen zu fragen. Auch in dem letzten Krieg kämpfte Napoleon nicht für die Interessen seines schwächern Bundesgenossen, sondern machte, da dieser weiter ausgriff, als es seinem eigenen Zweck dienlich war, schnell Frieden, ehe der ausgesprochene Plan des Kriegs kaum halb verwirklicht war.

Die Hülfe Frankreichs war für Italien meistens verhängnißvoll und von wenig Wirkung. Daran war freilich das erstere nicht ganz schuld. Erstens war es niemals Frankreichs ganz alleiniges und ausschließliches Interesse, blos Italien oder einen einzelnen Staat oder gar einer einzelnen Klasse des Staats in der Verwirklichung ihres noch so berechtigten Systems zu helfen. Italien war ihm vielmehr ein Land, um dessen Beherrschung es gegen andere Großmächte in den Kampf trat. Dann thaten die Italiener selbst für ihre eigene Sache zu wenig, obgleich sie nachher die Franzosen, wie 1814 die Sicilianer die englische Regierung, mit Vorwürfen überhäuften, daß sie nicht alles gethan hatten. Endlich aber mußten die Franzosen an derselben Grenze wie die Italiener ohnmächtig stehen bleiben, an dem Widerstand der Hierarchie, die ein geheimes, aber in beiden Ländern furchtbar wirkendes Heer hat. An dieser Macht scheiterten Frankreichs Bemühungen zur Befreiung Italiens in den dreißiger Jahren mit seinem Memorandum und der Besetzung von Ancona, freilich zum Theil, weil die Italiener selbst sich wieder unter das priesterliche Joch gebeugt hatten. Im Jahre 1849 vernichtete die Besetzung von Rom durch die Franzosen dann gar alle Hoffnungen der Italiener. Um bei der Curie, welche Napoleon zur Befestigung seiner Herrschaft in Frankreich brauchte, den Rang vor Oesterreich abzulaufen, wurde von allen Reformen abgesehen und die

vollständigste kirchliche Reaction wiedereingesetzt. Lange vorher aber hatten schon die Italiener Karl Albert schmählich im Stiche gelassen.

Es bleiben nun noch die einzelnen italienischen Staaten für sich zu betrachten, welche das projectirte Königreich Italien ausmachen. So gerecht die Wünsche der gebildeten Italiener sind, so wenig scheinen die Kräfte in den verschiedenen Bevölkerungen, mit welchen jene ihre Wünsche verwirklichen wollen, einen dauerhaften Erfolg zu versprechen. Piemont hat sich durch tüchtige und ehrenwerthe Männer seine Verfassung gerettet, seine politischen Zustände sind aber noch viel zu neu, unsicher und gärend; es ist noch nicht einmal eine Generation unter den freisinnigen Institutionen hingegangen, es sind noch nicht drei Lustren vorüber, seit das ganze Volk aus der tiefsten Knechtschaft des Jesuitismus befreit ist. Die Reaction ist einstweilen geschlagen und unthätig, sie schart sich als die conservative Partei um den Grafen Revel, und wenn sie sich die Verfassung gefallen läßt und jedenfalls im Augenblick der Gefahr dem Ruf des Königs in alter Ritterlichkeit folgen wird, so führt sie einen unermüdlichen Kampf gegen alle Concessionen in liberalem und demokratischem Sinn. Am meisten gefährlich ist ihr Particularismus, ihr Verschmähen einer italienischen Politik, ihre Entfremdung gegen ein allgemeines italienisches Vaterland. Sie würde lieber in ihrer Abgeschlossenheit bleiben und kämpft gegen jede Vergrößerung Piemonts, wobei ihre scharfe Waffe der Tadel gegen die verderblichen öffentlichen Ausgaben ist. Mit dieser Oppositionspartei eng verbündet ist die Pfaffenpartei mit den Jesuiten und Ultramontanen. Die „gottlose" Regierung hat zwar keine wesentlichen Rechte der Kirche verletzt, aber doch ihre misbrauchte Herrschaft über Vernunft und Gewissen beschränkt, viele Privilegien der kirchlichen Gerichte abgeschafft, viele unnütze Orden aufgehoben und ihre Einkünfte für das Staatswohl verwendet. Diese Kaste wartet mit aller erbitterten Feindschaft, deren nur sie fähig ist, auf den Augenblick, ihre alte Macht wiederherzustellen, wozu vor allen Dingen gehört, die Constitution zu vernichten. Gegen die Wühlereien, wie z. B. bei den Wahlen, und die geheime Thätigkeit dieses gefährlichen Feindes hat die Regierung eben noch nicht Zeit gehabt, den Damm der Volksintelligenz entgegenzusetzen. Das Volk ist noch gar nicht der strengsten hierarchischen Vormundschaft entwöhnt. Die paar lärmenden Demonstrationen gegen die Tyrannei der Curie gewährten den Gebildeten mehr Befriedigung und Hoffnung, als daß sie das Bewußtsein des Volks erhoben. Wie politisch geschäftig aber das Heer der Hierarchie ist, sieht man in Savoyen, wo das arme, bigote, ultramontane, ganz von den Pfaffen beherrschte und bearbeitete Volk die Lostrennung vom Königreich Sardinien und die Annexation an Frankreich verlangen muß. Ebenso mächtig herrscht jene Kaste noch in

Genua, dessen feindliche Stimmung gegen Piemont seit 1815 die Regierung noch nicht hat überwinden können, und welche jene vortrefflich, besonders bei den Wahlen zur Kammer auszubeuten versteht. Seine Deputirten sind entweder Geistliche oder zum Mazzinismus Geneigte. Die schärfste Waffe dieser Opposition bildet aber immer die Lage der Finanzen, die Klage über erhöhte Steuern und über Vermehrung der Schuld.

Mit dem Begriff eines mächtigen Königreichs Italien unter einer freisinnigen Regierung verband sich für die patriotischen Italiener ganz natürlich der Begriff der politischen, bürgerlichen und Gewissensfreiheit, der Blüte des Handels- und Gewerbfleißes unter guten Gesetzen, der Wiedererlangung des Primats in Wissenschaft und Kunst. In Mittelitalien regten alle diese Hoffnungen die kleine Partei derer, die den wichtigen Augenblick zu erfassen wußten, zu ungemeiner Thätigkeit an, die gegen die allgemeine Schwäche besonders der Hofpartei in den verschiedenen Ländern merkwürdig abstach, und in nur zu kurzer Zeit und mit zu wenig Opfern war die ganze alte reactionäre Institution umgestürzt. Dieser so schnelle und wohlfeile Erfolg ist so wenig Garantie für eine dauernde Errungenschaft in Mittelitalien als der französische Genosse des Siegs in Oberitalien. Italien hat zu wenig dabei gethan und wird die Bestimmung seines Schicksals den Fremden überlassen müssen, die weniger an seine Interessen als an ihre europäische Politik denken.

Die gebildeten Italiener wollen von den Repräsentanten des Junker- und Pfaffenthums mit Recht befreit sein, aber jeder der kleinern Mittelstaaten hat dieses Junker- und Pfaffenthum fest sitzen, das er nicht auf dem jetzt wieder versuchten Weg der Eroberung loswerden kann und das für den lauernden Feind ein mächtiges Mittel zur Herstellung der Reaction sein wird. Der Enthusiasmus und Jubel im Anfang der Bewegung erinnert zu sehr an die leicht durchgemachten und zu schnell aufgegebenen Zustände von 1831 und 1848. Dieses Stadium des Jubels und der Feste wird bald durchlaufen sein, dann kommt die Zeit der Opfer, der Ausdauer und Willenskraft, des Einstehens mit Gut und Blut und da prophezeien die frühern Erfahrungen keine glänzende Probeablegung, oder es kommt für das arme, gequälte, in der höchsten Spannung hingehaltene Volk die Zeit der Enttäuschung, des Mistrauens, der Erkenntniß, wo die Vorwürfe gegen die, welchen die Italiener die ganze Arbeit überlassen wollten, die Beschuldigungen des Verraths, die lange vorbereiteten Pläne der wildesten Parteien, der politische und religiöse Fanatismus hervorbrechen. Die Italiener haben dann die eine Fremdherrschaft gegen die andere vertauscht, die drückendste Herrschaft aber, die der Hierarchie, sind sie nicht losgeworden. Das aber wäre die Hauptsache gewesen und muß für jeden Befreiungsversuch die Haupt-

sache und der Anfang sein. Ein Volk, das sich durch Inquisitionen, Fegfeuerfurcht und Pfaffenerziehung seine ganze Entwickelung, sein innerstes Leben auf ein Minimum zusammenpressen läßt, kann nicht frei sein wollen und wird nie durch fremde Soldaten frei. Welche geistige und materielle Kraft läßt sich von einer Bevölkerung erwarten, welche in ihrer weit überwiegenden Mehrheit erst vor einigen Jahren die skandalöse Madiai- und Mortarageschichte ganz ruhig hinnahm! Welche Abgestumpftheit und Erschlaffung muß dieser Gleichgültigkeit gegen die freche Verletzung der höchsten Güter zu Grunde liegen! Und die große südliche Hälfte Italiens ist noch nicht einmal so weit vorgeschritten, denn dort können solche Geschichten noch gar nicht einmal vorkommen.

Toscana, die Herzogthümer und die Romagna haben sich scheinbar an Piemont angeschlossen und wollen mit ihm zu einem Reich verbunden sein. Dies scheint so abnorm und gegen die Natur und den Charakter dieser Bevölkerungen und gegen alle geschichtliche Entwickelung und Ueberlieferung, daß der Wunsch wol nur ein symbolischer Ausdruck des Hasses gegen Oesterreich sein kann. Man sieht vorerst kein anderes Mittel gegen die drückende Uebermacht als in einem Staat aufzugehen, der durch seine Allianzen im Stand ist, ein Gegengewicht zu bilden, und dessen dynastische Tendenzen ihn nach der veränderten Lage Europas immer zu einem gefährlichen Feind Oesterreichs machen können. Ist aber einmal die Furcht vor Oesterreich gehoben und dieses einigende Band gelockert, so ist wol zu fürchten, daß sich wieder Particularinteressen geltend machen werden. Das Volk in seiner Mehrheit ist schwerlich reif genug, um die Vortheile der piemontesischen Herrschaft wichtig zu finden. Auch werden nicht alle, die durch die letzten Umstände zur Macht gelangt sind, Piemont so ergeben sein, daß sie zu Gunsten von dessen Herrschaft diese ganze Macht opfern. Toscana scheint uns am wenigsten dazu angethan, mit allen seinen Erinnerungen und Denkmalen einer großen und berühmten Geschichte als Provinz eines Militärstaats zu verschwinden.

Es ist gewiß vermessen, in die Zukunft dieses mit so vieler Begeisterung begonnenen Befreiungswerks blicken und sie bestimmen zu wollen. Allein die Geschichte der Vergangenheit drängt uns viele Zweifel über das vollständige Gelingen desselben auf. Wir finden überall zu fest gewurzelte Antipathien in den einzelnen Staaten, die nun unter Einem Scepter vereinigt werden sollen. Die Bildung, die Interessen, besonders die Ansprüche der verschiedenen Stände weichen in den Provinzen weit voneinander ab, und dies wird sich besonders unter dem Adel bemerklich machen, der in seinen höhern Schichten jedenfalls nichts durch die Vereinigung gewinnt, aber in den frühern Hauptstädten einen Mittelpunkt für seinen Luxus und seine langgewohnten Vergnügungen empfindlich

vermissen wird. Die Florentiner konnten bisjetzt zu ihren vielen Festen den glänzenden Hof nicht entbehren; der mailänder Adel war mit seinem Vicekönig Eugen zufrieden, weil er einen sehr üppigen Hof hielt. Ueber die Lauheit, Gleichgültigkeit und Unthätigkeit der mittlern Stände gegenüber der politischen Erhebung klagen schon lange und wiederholt die Organe der tüchtigsten Reformfreunde. In manchen Provinzen aber haben die untersten Schichten der Bevölkerungen nur zu viel Antheil schon an der Erhebung genommen und mußten als Hauptmacht gegen die Reaction dazu gewonnen werden. Es gehört dort jetzt schon weniger die Macht des einstimmigen Willens und der Ueberzeugung der Masse als vielmehr die angestrengteste Vorsicht und Klugheit der Leiter und der Regierenden dazu, daß die Bewegung nicht in einen Weg gerathe, der die ganze italienische Sache gefährden würde. Dieser Weg durch das Misverständniß, durch die Privatleidenschaften, durch die verschiedenen Parteien mit ihren besondern Absichten und Wünschen bis zu der wilden Herrschaft der Massen unter ihren alten Führern ist es überhaupt, was wir fürchten müssen, wenn die Geduld auch der gemäßigtsten Italiener bei der durch fremde Interessen so grausam hinausgeschobenen Entscheidung ihres Schicksals endlich reißt.

Oesterreich unter Maria Theresia.

Von

Ferdinand Lotheißen.

II.

Der ganzen seit Jahrhunderten hergebrachten Regierungsweise, wie wir dieselbe in unserm ersten Artikel geschildert haben, entsprach auch das materielle Leben der Völker. Wie Maria Theresia leise fördernd die Maschine des Staats in bessern Gang setzte, so versuchte sie es auch hier. Aber freilich, Völker lassen sich in ihren Sitten und in ihrem Charakter nicht so willkürlich ändern, zumal da nicht, wo man andererseits durch Hemmungen aller Art eine freie Entwickelung unterdrückt.

Der österreichische Staat hatte vor hundert Jahren eine Größe von ungefähr 10400 Quadratmeilen, worauf ungefähr 21 Millionen Menschen lebten. Die Hauptländer lagen zusammen und rundeten sich ab, was schon eine bedeutende Beförderung des nationalen Handels und Erwerbs sein konnte. Aber schon bei Gelegenheit der Besprechung der finanziellen Verhältnisse zeigten wir, wie streng man die einzelnen Länder durch alle möglichen Zollschranken voneinander trennte, wie überhaupt von rationellem staatsökonomischem System oder nur von festen Grundsätzen keine Spur sich zeigte. Die Folge war unausbleib-

lich die, daß die Nachbarländer die österreichischen überflügelten, daß der Verkehr daniederlag und jede größere Thätigkeit gehemmt wurde. Die Verkehrswege waren schlecht und selten, auf schnelle und sichere Verbindung legte man kein Gewicht. Einige Chausseen wurden zwar schon unter Karl VI. in den deutschen Ländern angelegt, aber der übrige große Theil des Landes blieb unbeachtet. Maria Theresia ließ 1757 in Böhmen ein System guter Landstraßen anlegen, das ihr einige Millionen kostete, offenbar aus militärischen Rücksichten. Die unwegsamen Gegenden hatten in den bisherigen Kriegen gar oft gehemmt und erklären zum Theil die große Langsamkeit und Unbehülflichkeit der österreichischen Armeen. In Ungarn aber und den zurückliegenden Ländern waren Landstraßen unerreichbare Ideale; die Großen vermißten sie weniger, da sie mit ihren sechsspännigen Carrossen die Schwierigkeiten leichter überwanden. Maria Theresia brauchte 1754 sieben Tage von Wien nach Prag; eine Reise von Prag nach Dresden war lebensgefährlich und nur mit der Art etwa zu vergleichen, mit der man heute in der Moldau reisen kann. Trotz der Chaussee Karl's VI. von Wien nach Triest brauchte man mit der Post 13 Tage für diese Reise, denn die Alpen waren oft noch unfahrbar und mußten mit Saumthieren überschritten werden. Die Einrichtung der Post lag überhaupt noch sehr in der Kindheit, selbst nach den bedeutendsten Orten ging nur zweimal oder höchstens dreimal in der Woche die Postverbindung; für gewöhnliche Briefe galt zwar nur ein kleiner Satz, aber für schwerere war die Portobestimmung der Willkür der Beamten überlassen. Den besten Maßstab des geringen Verkehrs mag die Angabe bieten, daß man in Wien zwei Briefträger und acht Gehülfen hatte, die für den Postdienst völlig ausreichten. *)

In demselben Maße, wie man versäumte, künstliche Verkehrswege zu bauen, vernachlässigte man auch die natürlichen. Die herrlichen Ströme, welche die österreichischen Länder durchziehen, wurden durch Zölle gehemmt, statt sie zu befreien. Während Friedrich II. in Preußen großartige Kanäle baute und Sümpfe austrocknete, machte man nicht einmal die Donau ordentlich schiffbar. Und doch hätte es im Interesse selbst derjenigen gelegen, die nur eine starke Organisation, eine tüchtige Heeresmacht für Oesterreich wollten, für gute Verkehrsmittel zu sorgen, wie einst die Römer ihre Eroberungen immer gleich durch Landstraßen sicherten. Aber so weit reichte der Geist der Staatsmänner nicht, die lieber in Ruhe das Althergebrachte auch hierin weiter bringen wollten.

Die Donaufahrt des Kaisers, als er 1764 von der Krönung des römischen Königs Joseph von Frankfurt heimkehrte, gibt uns nach den

*) Wolf, S. 302.

Aufzeichnungen des Fürsten Khevenhüller ein lebendiges Bild jenes gemüthlichen Schlendrians.

Am 13. April bestiegen der Kaiser und sein Gefolge in Donauwörth die Schiffe. Es war ein häßliches Schnee- und Sturmwetter, die Schiffe nicht dagegen geschützt und die Hofleute in Verzweiflung. Zur Tafel oder wenn ein Besuch kam, dem man aufwarten mußte, wurden die Herren in offenen Kähnen von ihren Schiffen an das kaiserliche gebracht, dessen Bord sie nur mit großer Mühe ersteigen konnten. Die Küchenschiffe fuhren auf und man mußte hungerig zu Bette gehen. Natürlich fuhr man nur bei Tag und legte nachts an. Erst den 23. April kam der Kaiser in Schönbrunn an.

Man kann sich danach vorstellen, mit welchen Unbequemlichkeiten ein Privatmann auf Reisen oder gar Kaufmannswaare zu kämpfen hatte. Kein Wunder, wenn die Fabrikthätigkeit daniederlag und nur von Regierungs wegen betrieben wurde. Nicht einmal das gewöhnliche Zeug zu den Uniformen der Soldaten konnte im Lande gemacht werden. Die Ostendecompagnie hatte man auf das Andringen der Seemächte fallen lassen, auch hätte sie bei dem herrschenden Handelssystem nicht viel fördern können. Maria Theresia erhob Triest zum Freihafen, aber die Stadt hob sich, trotz ihrer günstigen Lage, doch nur sehr langsam.

Böhmen hatte seit den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs unendlich zu leiden gehabt und war sehr zurückgegangen. Zur Zeit Rudolf's II. zählte man über 700 Städte und beinahe 35000 Dörfer; 1758, also kaum im Beginn des Siebenjährigen Kriegs, zählte man nur noch 151 Städte und kaum über 6000 Dörfer, und diese erschienen dem Reisenden öde und leer.*) Der neue siebenjährige Kampf vermehrte das Elend. Nach seiner Beendigung geschah nicht viel zur Abhülfe. Noch schwerer als auf Böhmen hatte der Kampf auf Schlesien gelastet: aber ein englischer Reisender, Marshall, der 1775 durch jene Gegenden kam, fand in Schlesien keine Spur mehr von den Verwüstungen des Kriegs, dagegen in Böhmen noch alles daniederliegend und zerstört. Die Bauern fand er gedrückt, die Arbeitslust fehlte, weil sie nur für Fremde arbeiteten. Ein wilder Aufstand, der 1775 bei Gelegenheit der Robotablösung ausbrach und vom Erzgebirg bis nach Prag sich wälzte, wurde nur mühsam gedämpft. Da half es nichts, wenn die Regierung hier und da Versuche machte, vlämische Landleute herbeizog und deren Art und Wirthschaft einzuführen gedachte; diese Leute hielten es nicht lange aus und zogen wieder heim.

Das Uebel saß zu tief, als daß es mit wenigen vereinzelten Versuchen gehoben werden konnte. Es war das Land des Adels und der

*) S. Büsching's „Geographie", III, 1. Einleitung zum Königreiche Böheim.

Pfaffen. Alles richtete sich auf den Vortheil dieser beiden begüterten Klassen. So ein böhmischer Edelmann, der auf seinen Gütern wohnte, hatte oft einen königlichen Hofstaat von 200—300 Leuten, in Steiermark erhoben sich 500, in Krain über 200 Schlösser, und wie hoch man die geistige Bildung schätzte, geht aus der Klassification der Kopfsteuer von 1746 hervor, wonach „Kinderhofmeister, Präceptoren, Stallmeister, Kammerdiener, Aufwärter, Koch und dergl. erste Hausoffiziere" zusammengestellt wurden. Aber freilich mögen jene Kinderhofmeister und Präceptoren meist nicht viel besser als Bediente gewesen sein.

Man sagt, erst Leopold II. habe das ausgebildete Polizei- und Spionirwesen aus Italien mit nach Oesterreich gebracht: aber schon Marshall, der Empfehlungsbriefe mitbrachte und in die feinsten und besten Gesellschaften geführt wurde, fand überall die größte Zurückhaltung über politische Gegenstände und niemand wagte über solche Dinge zu reden.

Dieser Charakter theilte sich dem ganzen Volke mit, er drang in alle Lebenskreise und es verbreitete sich immer mehr jenes Genüge an dem bequemen Genuß, der Verzicht auf jeden geistigen Aufschwung und jede geistige Freiheit. Die Literatur ist der geeignetste Spiegel der Zeit. Während in Deutschland schon ein frischer Geist wehte, während Klopstock die Gemüther begeisterte, Lessing reformirte, ja als schon Goethe auftrat, kam aus dem Kaiserstaat kaum ein Lüftchen gleichartigen Bestrebens. Blumauer und Alxinger charakterisiren die österreichische Bildung. Während man sich bemühte, politisch den Einfluß über die deutschen Länder zu behaupten, schloß man doch die Stämme streng voneinander und verhinderte jede Vereinigung, jedes Gemeingefühl. Selbst für die unscheinbarsten Erzeugnisse der Literatur bestand oft das Veto der unerbittlichen Censur. Selbst ein Mann wie van Swieten, der sonst wohlthätig in seinem Kreise wirkte, war als Censor von der lächerlichsten Strenge. Die Reisebeschreibung eines Norddeutschen, der sich in den achtziger Jahren längere Zeit in Steiermark aufhielt, kann die Hindernisse nicht groß genug darstellen, die jedem nur irgendwie Strebsamen entgegenstanden. Mit dem besten Willen war oft kein Buch zu bekommen. Die Bücherballen wurden, besonders bei Sendungen in kleinere Städte oder auf das Land, mit empörender Nachlässigkeit behandelt und lagen bei der Behörde wol ganze Jahre. Man mußte froh sein, wenn man seine Bücher überhaupt einmal erhielt, denn wenn sie nicht ganz rein erschienen oder auch wenn sie ganz besonders interessant schienen, waren sie für immer verschwunden.

So stand der Aberglaube in schönster Blüte. Im Jahre 1751 verbot die Regierung, Kindermärchen von Gespenstern und „anderm dummen Zeug" zu erzählen, und bedrohte Zauberer, Schwarzkünstler, Schatzgräber und Geisterbeschwörer mit schweren Strafen. Selbst die einfachsten

und gemüthlichsten Volksgebräuche verbot dieses System, das nicht aufklären, sondern nur nivelliren, alles in gleichmäßige Formen bringen wollte. Welcher Art übrigens die Sorge der Regierung für die Aufklärung war, zeigt am besten die Verordnung, die den Verkauf „unechter" Reliquien verbot, der Geistlichkeit also dieses Hülfsmittel zur Beförderung der Frömmigkeit sicherte. Die Masse dieser und ähnlicher Verbote steigerte sich unter Joseph II., und da sie polizeilich tief in die Sitten und Gebräuche des Volks einschnitten, trugen sie wesentlich mit dazu bei, die allgemeine Misstimmung zu begründen, welche die Partei des Rückschritts so gut zu benutzen wußte.

Es ist eben nicht möglich, Maria Theresia als ganz von dem Familiencharakter abweichend darzustellen; sie, die ihre ganze Jugend unter dem Einfluß jener dunstigen Atmosphäre hinbrachte, die auch später niemals jenen Kreisen sich entzog, konnte nicht auf einmal mit neuen Grundsätzen reformirend auftreten, wie man wol meint. Allerdings hat sie ihre Länder auf den Weg gebracht, von dem eine Verbesserung möglich wurde: denn sie kräftigte die Regierung, ordnete die Verwaltung und gründete die Wehrkraft Oesterreichs. Aber die Schilderung der Zustände ihrer Länder, die wir versucht haben, läßt doch deutlich erkennen, wie wenig sie für den eigentlichen Fortschritt in geistigem und lebendigem Sinn gewirkt hat. Dazu fehlte ihr der freie Blick, die Kraft, die den Widerstand der zähen Masse bricht, mit einem Wort — die Genialität.

Man kann das sagen, ohne im mindesten ihre trefflichen Eigenschaften, ihre Tugenden, ihre Vorzüge herabsetzen zu wollen. Ihre sittliche Reinheit steht um so höher da, je verderbter die Zeit war. Sie war ein Muster von Pflichttreue und Arbeitsamkeit, dem Geringsten ihres Volks zugänglich und stets bemüht, dem Recht zum Sieg zu helfen. So hat ihr liebenswürdiger und edler Privatcharakter ihrer ganzen Regierungszeit einen Nimbus gegeben, der bei genauerm Zusehen in vielem verschwindet. Die Schicksale und Gefahren der jungen schönen Kaiserin, die feurige Erhebung der Ungarn haben zu leicht die Schäden des ganzen Systems durch ihre Romantik verdeckt.

Die Vergleichung Maria Theresia's mit einer andern königlichen Frau, mit Elisabeth von England, liegt nahe. Beide haben viele verwandte Seiten, beide gelten als die Begründerinnen der Größe ihres Landes. Aber wie verschieden waren die Erfolge! In Oesterreich war es eine Reform von oben, welche die gefügige Masse des Volks nach ihrem Gutdünken zurecht rückte und modelte; in England kam das Bestreben von unten, das die Königin mit ihren Staatsmännern nur leise lenkend im richtigen Gleise zu erhalten suchte. Und so ist der Charakter der beiden Länder geblieben bis zum heutigen Tage.

Englische Literatur.

V.

(Vgl. „Deutsches Museum“, 1859, II, S. 679 fg.)

In den aufregenden Jahren der jüngsten Vergangenheit ist eine eigenthümliche Art von populärer Literatur in England emporgeschossen, welche man noch vor kurzem ziemlich allgemein aus unserm aufgeklärten Jahrhundert verbannt und als Besonderheit früherer abergläubischer Zeiten ansah. Ich meine die zahlreichen Schriften über unerfüllte Prophetie, wie sie neuerdings besonders von Dr. Cumming, Lord Carlisle, dem gegenwärtigen Statthalter von Irland, und Mr. Elliott geliefert sind. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie begierig Bücher dieser Art von dem großen Publikum verschlungen werden, und es klingt fast unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger wahr, daß noch vor kurzem die „Times“ — bekanntlich „das aufgeklärteste Journal Europas“ — in einem längern Artikel über diesen Gegenstand behauptete, daß die Schriftsteller über Prophetie ihren Gegenstand ebenso gründlich und wissenschaftlich behandelt hätten wie Astronomen, Chemiker und Geologen ihre verschiedenen Fachwissenschaften; daß diese Herren keine Fanatiker und Enthusiasten seien, und daß das Wetterglas Europas in höchst eigenthümlicher Weise mit ihren Deductionen aus der Prophetie übereinstimme. Bei dieser Lage der Dinge erscheint es daher wol der Mühe werth, etwas näher auf die Haupterscheinungen in dieser eigenthümlichen Art der Literatur einzugehen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns dabei auf eine Analyse des früher auf diesem Gebiete Geleisteten einlassen; so wollen wir denn nur kurz daran erinnern, daß bereits Eusebius davon spricht, wie ein gewisser Judas, der lange Zeit über die Bedeutung der siebzig Wochen Daniel's gegrübelt hatte, die Erscheinung des Antichristen im zehnten Jahre der Regierung des Severus erwartete. Dionysius von Alexandria verlegte den Eintritt dieses Ereignisses in die Zeit Valerian's. Vor dem Concil von Basel erschien ein gewisser Nikolaus von Baldersdorf, der sich den englischen Pastor nannte und verkündete, daß er berufen sei, den Antichristen zu zerstören, die Juden aus der Gefangenschaft zu befreien und die Gottlosen zu bestrafen u. s. w. Am fanatischsten in ihren prophetischen Tollheiten waren wol die Wiedertäufer von Münster. Commenius und Scioppius wußten weiterhin Fürsten und Minister durch Regeln zu leiten, die sie aus dem Buche Daniel und der Apokalypse geschöpft haben wollten. Im 15. Jahrhundert sagt Cardinal Cusanas, daß der Jüngste Tag entweder 1700 oder doch gewiß vor dem Jahre 1734 eintreten würde. Ein alter französischer Prophet behauptete, der

Antichrist sei um das Jahr 450 geboren und werde um das Jahr 1710 sterben; er sehe nicht, daß es viel weiter gehen könne als 1714. Zu einer Zeit gab es ganze Horden von Propheten in den Sevennen. Einer der originellsten Weissager in England war Taliesin und später Richard Brothers, der viel von Frommen und Gelehrten besucht wurde und dessen bescheidenes und einfaches Leben ihm allgemeinen Respect gewann. Dieser behauptete unter anderm, die Juden würden gegen 1798 zurückkehren; der laute ungewöhnliche Donner, den man im Januar 1791 in England hörte, sei die Stimme des Engels aus dem 18. Kapitel der Apokalypse, der Herr sei so zornig, daß er sein übriges Gericht unerfüllt lassen und London sofort mit Feuer verbrennen wolle. Diesen großen Brand der englischen Metropole setzte er genau auf den 15. August 1793 fest und erregte solche Aufregung und Unbehaglichkeit unter dem Volke, daß die Behörden ihn zwangen, sich 18 Meilen fern von London zu halten, unter der Androhung, daß sie ihn sonst gefangen setzen und sehr übel mitnehmen würden. Auch die Vernichtung des Papstthums ist sehr häufig prophezeit; ein gewisser Lowe, der zu Cromwell's Zeiten lebte, setzte dies Ereigniß auf 1790 fest; 1800 sollten die Sterne wandern und der Mond zu Blut werden; 1803 sollte die ganze Welt zittern; und 1805 ein allgemeines Erdbeben sein, worauf die religiösen Zwistigkeiten sammt und sonders aufhören sollten.

Die Quelle aller solcher Wunderlichkeiten und Extravaganzen sind offenbar außerordentliche Ereignisse, welche in dem Leben der Völker vorkommen und gewisse leicht entzündbare Gehirne in eine Art von Verzückung versetzen. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß neuerdings, wo die friedliche Stille, die seit 1815 geherrscht hatte, auf so lärmende Weise unterbrochen wurde, Prophezeiungen über das Ende aller Dinge wiederum auftauchen. In der That haben wir in den letzten Jahrzehnden so vielfältige politische Convulsionen, sociale Veränderungen und individuelle Leiden auftreten sehen; die Verhältnisse der einzelnen Länder zueinander haben sich so erstaunlich geändert, und trotz vielfältiger Explosionen ist der politische Himmel doch noch so umwölkt, daß eine große Anzahl von Leuten der festen Ueberzeugung ist, daß die Prophezeiungen der Offenbarungen Johannis jetzt in die Wirklichkeit übertragen werden; sie sehen die apokalyptischen Schalen ausfließen und hören die sieben Posaunen durch die Christenheit schmettern.

Lord Carlisle, der sonst ein ganz nüchterner Staatsmann ist, hat das achte Kapitel im Buche Daniel, welches von jeher die Wonne der Propheten gewesen ist, in Verse gebracht und es mit kritischen Anmerkungen und Erläuterungen versehen; in seinem Vorwort zu dieser eigenthümlichen literarischen Production drückt er seine Ueberzeugung aus, daß wir am Vorabend kolossaler Ereignisse stehen und uns aller Wahr-

scheinlichkeit nach dem Ende dieser Heimsuchung nähern. Mr. Elliott drückt dieselbe Ansicht in seinen „Horae apocalypticae" aus. Der fruchtbarste, eigenthümlichste und unzweifelhaft populärste unter allen Schriftstellern dieser Art ist aber ein schottischer Geistlicher, Dr. Cumming, der jetzt schon nicht weniger als zwölf Bände über denselben Gegenstand, nur unter verschiedenem Titel, herausgegeben hat, und von denen es einige bereits bis zur zwölften Auflage gebracht haben. So haben wir Cumming's „Zeichen der Zeit", dito „Apokalyptische Skizzen", „Unmittelbarer Schluß unserer Aera", „Austrocknen des Euphrat", „Babylon", „Erdbeben", „Komet", „Außerordentliche physische und moralische Erscheinungen", „Allgemeiner Krieg" und — finis coronat opus — zum Schluß „Die große Trübsal, welche über die Erde kommt".

Cumming erklärt sich aufs eifrigste gegen die Ansicht derer, welche glauben, daß das Buch Daniel und die Apokalypse bereits zur Zeit Nero's erfüllt waren; ebenso wenig will er glauben, daß, wie andere wollen, die Apokalypse noch gar nicht angefangen habe, sich zu erfüllen; vielmehr hält er dieselbe für eine allgemeine prospective Geschichte der Christenheit von den Zeiten Johannis bis zum Ende der gegenwärtigen Heimsuchung; nur ist natürlich die Apokalypse nicht so klar gehalten wie die Geschichte und bedarf deshalb eines besonders begabten Auslegers wie Dr. Cumming. Die sieben Siegel, welche bereits gebrochen und abgemacht sind, stellen eine symbolische Geschichte des vierten großen Königreichs oder des Römischen Reichs in seinem heidnischen und verfolgenden Charakter bis zur Bekehrung Konstantin's dar. Die Farbe der Pferde bedeutet den materiellen Zustand des Reichs in historischer Aufeinanderfolge; das „weiße" beschreibt den Wohlstand desselben (von 96—180 v. Chr.), das „rothe" Blutvergießen (von 192—284), das „schwarze" Hungersnoth, das „fahle" Pestilenz und Tod. Die zweite Reihe der Symbole besteht aus den sieben Posaunen; die erste Posaune wurde nach Dr. Cumming erfüllt, als der Gothenkönig Alarich unter Hagel und Blitz auf das römische Reich losbrach; die zweite, nach Alarich, war Gänserich, dargestellt als ein großer Berg, der mit Feuer brennend ins Meer fuhr, und so weiter fort bis zur letzten Posaune. Endlich kommen die sieben Schalen, deren Wirkungen im Jahre 1792 anfangen sollen. Als die sechste ausgegossen wurde, vertrockneten die Wasser des großen Stromes Euphrat; dies wird auf die Türkei bezogen, welche seit der Seeschlacht bei Navarino bis zur Gegenwart im Untergang, einem Zustande nationaler Vertrocknung oder Mumificirung begriffen ist, „indem die alten Türken jeden Tag über den Bosporus ziehen, um Gräber zu finden, alles was charakteristisch mohammedanisch ist, dahinschwindet" und, wie Lamartine sagt, „die Türkei aus Mangel an Türken ausstirbt". In der Apokalypse heißt es, daß diese Vertrock-

nung vor sich geht, auf daß der Weg bereitet würde den Königen vom Aufgang der Sonne. Darunter verstehen unsere Ausleger nun die Juden, das alte Volk der Könige und Priester; sobald der Moslem sich aus Palästina zurückzieht, soll unter dem Einflusse einer übernatürlichen Inspiration der erhabenste Auszug der Juden beginnen und Jerusalem wird wieder die Hauptstadt und die Schönheit und Freude der Erde sein!

Während der Wirkung der sechsten Schale gehen bekanntlich „drei unreine Geister gleich Fröschen aus, die Völker zu versammeln" zu einer großen blutigen Schlacht, welche, wenn sie kommt, die Sturmglocke des Weltuntergangs ist. Diese unreinen Geister sind im Sinne unserer Propheten Unglaube, Gesetzlosigkeit, Tractätchenthum (!!), Geisterklopfen, Mormonismus u. s. w. Elliott legt besonderes Gewicht auf die Thatsache, daß das alte französische Wappen nicht Lilien, noch die Tricolore, sondern drei Frösche waren, und daraus zieht er den Schluß, daß Frankreich ein Hauptacteur in dem großen blutigen Drama der Zukunft sein wird.

Die siebente Schale wurde nach Dr. Cumming im Jahre 1848 ausgegossen. Der Ausdruck „in die Luft gießen", welcher in der Apokalypse gebraucht wird, soll nach demselben Autor die Allgemeinheit ihres Einflusses in physischer, socialer und moralischer Beziehung bedeuten. Dadurch erkläre sich auch die Kartoffelkrankheit, die Krankheit des Weinstocks u. s. w., welche ja nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft „durch die Luft" verbreitet wurden (!!). Nach dieser wahrhaft grandiosen Interpretation kann es uns denn auch nicht mehr wunder nehmen, wenn wir hören, daß das große Erdbeben, womit diese Schale ihre Wirkung beginnt, als die Erschütterung anzusehen ist, welche nach und nach Indien, China, Rußland, die Krim, Oesterreich und Spanien befallen hat; und daß die große Handelskrise von 1857, welche scheinbar feste Häuser ebenso wol umwarf wie wurmstichige, und eine Bank nach der andern vernichtete, auch nur ein Stoß desselben Erdbebens war. England befindet sich auch nicht im tiefsten Frieden; man ist noch nicht mit Indien fertig; in China muß man wieder ganz von vorn anfangen, indem man daselbst, wie es scheint, auf eine ganz neue kriegerische Rasse gestoßen ist; zu gleicher Zeit suchen die Amerikaner Händel anzufangen; in der Nähe von Gibraltar ziehen sich Sturmwolken zusammen; in London kämpfen 50000 Arbeiter mit dem Hunger für eine Chimäre; noch eine Menge anderer unbehaglicher Dinge gibt es, welche man wie Gewitterluft besser fühlt als sieht und hört; es ist wie eine allgemeine Noth im Volke; allgemein ist der Glaube verbreitet, daß England am Vorabend eines ungeheuern Kampfes steht, daß Frankreich den Sturm beginnen und England wegen seiner Rede- und Ge-

dankenfreiheit, wegen der Preßfreiheit und protestantischen Religion, das concentrirte Feuer des Despotismus wird auszuhalten haben. Frankreich, ruft Dr. Cumming aus, der große Schauspieler in dem prophetischen Drama, hält, entzückt über seine italienischen Siege, eine kurze Rast, um erfrischt und riesenstark von neuem in die Arena einzutreten und sein Geschick zu erfüllen; Italien ist ein großer Vulkan und rüstet sich, in seinen feurigen Schlund das Papstthum mit der ganzen Beute geplünderter Völker, beschädigter Reiche, verletzter Rechte und aller für und für unsühnbarer Sünden und Verbrechen zu verschlingen. England selbst kann bald mit einem feurigen Gürtel umschlungen sein; seine Freiheit, seine Religion, sein Glück, sein allen Unterdrückten und Flüchtigen zugängliches Asyl, seine riesenhafte Macht, seine Schätze und Triumphe sind der Neid der Höfe, der Haß der Despoten, provociren Feindseligkeit in Völkern, welche sich an alte Niederlagen erinnern und sich danach sehnen, von neuem England im Kampfe gegenüberzustehen. Außerordentliche Ereignisse steigen an jedem Punkte des europäischen Horizonts auf wie seltsame, unheilverkündende Vögel. Das ganze verflossene Decennium und die sieben Jahre, welche noch von der Aera der großen Trübsal übrig sind, werden eine Zeit der Noth sein, wie sie noch nicht da gewesen ist, seit es Völker gegeben hat, und es wird erfüllt, was geschrieben steht. Die Stille, welche jetzt unter den Völkern herrscht, gleicht der von 1851. Wir sind am Vorabend einer schrecklichen Verwirrung und bereiten uns darauf vor. Wissenschaft, Künste, alle Hülfsquellen der Völker werden angespannt, um die fürchterlichsten Schutz- und Trutzwaffen zu schmieden. Die Entdeckungen der modernen Wissenschaft, verkörpert in Eisenbahnen, Dampfschiffen und elektrischen Telegraphen, werden zu solchen militärischen Anhäufungen, solcher blitzschneller Action, solchen Zusammenstößen von Armeen führen, wie sie niemals in der Weltgeschichte vorgekommen sind. Alles bereitet sich auf eine ungewöhnliche Krise, auf einen wunderbaren Ausgang vor.

Nachdem sich Dr. Cumming bisher noch in gewissen Grenzen gehalten hat, geräth er jetzt in eine apokalyptische Verzückung und ruft aus: „Ich sehe, wie die Flammen die Paulskirche in London ergreifen und von da überfahren auf die kleinsten Kapellen, welche unter ihrem Schatten stehen; und Meßgewänder, Krummstäbe, Altäre, Bilder, Monumente, enkaustische Ziegel und alles, was die Menschen liebten, was einige fast anbeteten und was der gute Geschmack schätzte (!), fällt in Asche zusammen vor dem zerstörenden und überwältigenden Feuer. Ich sehe nach einem andern Theile der Welt; ich sehe, was einigen Schmerz bereiten muß: die Bibliothek des British Museum und die noch kostbarere des Vatican in Rom wird von dem schonungslosen Elemente vernichtet (!) Ich sehe die Werke von Gibbon, Voltaire, Rousseau,

Shelley, Byron in die Flammen geworfen, und wie sie verzehrt werden, steigen Wolken von schwefeligem, unerträglichem Rauch in die Höhe. Ich sehe die Werke von Milton, Walter Scott, Shakspeare und alle die ersten Geister aller Zeiten in Flammen aufgehen und in Funken zerstieben, die den Glanz und die Flüchtigkeit des Blitzes haben. Ich sehe Zeitungen, Monatsschriften (!!), Vierteljahrsschriften, alle ins Feuer geworfen und zu Asche werden. Aber sonderbare Ausnahme! wunderbares Schauspiel! Ein Buch sehe ich in den glühenden, verzehrenden Haufen geworfen, und die Flammen scheinen davon zurückzuweichen, das rothe Feuer scheint sich zu scheuen, es zu berühren u. s. w." Wahrlich, der Autor einer solchen Brandschrift muß selbst hirnverbrannt sein.

Zum Schluß müssen wir noch auf die sogenannte prophetische Zeitrechnung unser Augenmerk richten, und hierin zeigt sich die an Wahnsinn grenzende Willkürlichkeit unserer modernen Propheten am auffallendsten. Dr. Cumming versucht nachzuweisen, daß, wie sehr auch die besten Deuter der Prophetie in Einzelnheiten auseinandergehen, sie doch darin übereinstimmen, daß das Jahr 1867 eine große entscheidende Krisis in der Weltgeschichte bezeichnen wird. (Bis dahin kann Dr. Cumming noch etwa 24 weitere Bände über Prophetie schreiben.) Dies ist leicht aus Daniel und der Apokalypse nachzuweisen. Es wird daselbst nämlich von einer Zeit, Zeiten und einer halben Zeit gesprochen; dies bedeutet natürlich ein prophetisches Jahr, zwei prophetische Jahre und ein halbes prophetisches Jahr, oder im ganzen 1260 gewöhnliche Jahre (!). Diese Periode beginnt offenbar (?) im Jahre 532, wo Justinian dem Bischof von Rom seine ungeheuern Vorrechte gab und von wo an der Abfall vom wahren Christenthum datirt. Diese Periode wäre demnach im Jahre 1792 zu Ende, und seitdem beginnt der „Verfall des Romanismus in einem Blutbade"; denn (!) vor 60 Jahren gab es 5000 Priester in Paris; seit jener Zeit aber hat sich die Bevölkerung verdoppelt; es sollten also 10000 Priester da sein; anstatt dessen gibt es aber nur 800. Zu dieser Periode von 1260 Jahren, welche 1792 endigt, fügt Daniel noch 30 weitere Jahre hinzu; dies führt uns auf das Jahr 1822, wo, nach der Seeschlacht bei Navarino, die große Veränderung im Osten, das Austrocknen des Euphrat, der Verfall des Islam beginnt. Daniel gibt noch eine andere Periode von 2300 Jahren an, bei deren Ende die Reinigung des Heiligthums, die Bereitung Palästinas für sein Volk beginnt. Damit diese Periode auch im Jahre 1822 endige, läßt man sie 478 v. Chr. anfangen; dazu fügt Daniel dann noch eine Reihe von 45 Jahren, und dies bringt uns auf das Jahr 1867. Daniel sagt, daß der glücklich zu preisen sei, welcher in diesem Jahre lebe; Lord Carlisle sagt, es sei das Ende dieser Heimsuchung; Cumming und Elliott behaupten, es würde alsdann die Wie-

derherstellung aller Dinge, die Taufe auf Erden, die Regenesis der Natur erfolgen.

Daß das Jahr 1867 wirklich das große Jahr sein solle, ergibt sich auch aus andern Berechnungen. Einige unserer modernen Propheten setzen nämlich den Beginn der Daniel'schen Periode von 1260 Jahren in 607, wo durch das Decret des Phokas die westliche Kirche ganz und gar in ein abgeschlossenes Apostatenthum umgebildet wurde; 1260 und 607 aber ergeben wiederum 1867; es fragt sich dann nur, wo die 45 Jahre bleiben, welche nöthig waren, um aus 1822 1867 zu machen. Dieselben Herren behaupten, daß Daniel's große Epoche von 2300 Jahren 433 v. Chr. begann (warum, wird natürlich nicht angegeben); in diesem Fall ist 1867 wiederum das Ende, und dann soll der Halbmond im Osten und das Kreuz im Westen verschwinden, und das Christenthum, welches jetzt das Licht einiger wenigen ist, die Herrlichkeit und Freude der ganzen Welt sein.

Endlich der letzte Beweis dafür, daß 1867 wenn auch nicht das Ende der Welt, doch das Millennium eintreten wird, ist der folgende und er überbietet an Naivetät noch die vorigen: die Schöpfungswoche ist der Typus der großen Woche der Welt in nuce, die sechs Arbeitstage der Schöpfungswoche entsprechen offenbar (?) den 6000 Arbeitsjahren der Welt, und wie die erstern in dem Ruhetag des Herrn endigten, so müssen es die letztern gleichfalls für das Menschengeschlecht. Nun trifft es sich unglücklicherweise, daß 1867 nach der gewöhnlichen Chronologie diese 6000 Jahre noch nicht zu Ende sind, sondern die Welt erst 5860 Jahre alt sein wird. Jedoch wissen sich unsere Propheten leicht aus dieser Schlinge zu ziehen, indem sie einen Irrthum in der gewöhnlichen Chronologie um 140 Jahre voraussetzen, wo dann wieder 1867 als Vorabend des Tausendjährigen Reichs auftritt. O si tacuisses!

Zum Schluß müssen wir über die ganze englische Prophetenclique unser Urtheil dahin abgeben, daß einige von diesen Schriftstellern gewiß ehrlich sind und der Ueberzeugung leben, daß sie ihren Mitmenschen eine wahrhafte Wohlthat erweisen, indem sie Ansichten unter ihnen verbreiten helfen, welche sie für richtig halten. Dasselbe läßt sich aber von manchen andern und besonders von Dr. Cumming nicht sagen. Ob es Bosheit oder Dummheit ist, welche dieselben so raisonniren läßt, ist schwer zu sagen, jedenfalls muß man ein Gebaren wie dieses aufs strengste tadeln, wo über die dunkelsten Gegenstände mit einer Frechheit, Selbstüberschätzung und Unwissenheit abgesprochen wird, wie es auf andern Gebieten gewiß nie vorgekommen ist.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Lyriker.

Unsere jungen Dichter pflegen mit Herausgabe einer Gedichtsammlung anzufangen und dann erst schreiten sie zu den höhern Gattungen der Kunst fort, bis sie endlich beim Drama anlangen. Eduard Tempeltey hat den umgekehrten Weg eingeschlagen. Er trat zuerst als dramatischer Dichter auf und wenn seine „Klytämnestra" den Beifall, mit welchem sie bei der ersten Aufführung in Berlin empfangen ward, vor dem größern Publikum auch nicht völlig hat behaupten können, so bleibt sie doch immerhin ein recht achtbares Werk, das namentlich dem Schönheitsgefühl und dem strengen und gebildeten Formensinn des jungen Dichters alle Ehre macht. Der „Klytämnestra" ist dann ein zweites Stück gefolgt „Hie Welf, hie Waiblingen", ein vaterländisches Drama, das einen von dem ersten Stück sehr verschiedenen Ton anschlägt und auf das wir demnächst in einer umfassendern Uebersicht über die Neuigkeiten unserer dramatischen Literatur, die wir in einer unserer nächsten Nummern zu liefern gedenken, zurückkommen werden. Inzwischen haben wir den Dichter auch als Lyriker kennen gelernt: „Mariengarn. Ein Liederkranz von Eduard Tempeltey" (Leipzig, Herbig). Es ist natürlich, daß man, nachdem der Dichter sich bereits auf so viel schwierigern Bahnen versucht hat, auch an seine Leistungen als Lyriker einen etwas strengern Maßstab anlegt, als man sonst wol zu thun pflegt; wer bereits den Muth gehabt hat, im Drama eine ganze neue Welt zu schaffen, der muß uns auch als Lyriker etwas mehr geben als nur jene An- und Nachempfindungen, mit denen die Mehrzahl unserer jungen Lyriker zu debutiren pflegt. Und wirklich werden auch diese strengen Anforderungen durch die vorliegende Sammlung befriedigt. Auch in ihr verleugnet der Dramatiker sich nicht; statt in allgemeinen wechselnden Empfindungen zu zerflattern, liefert der Dichter uns hier in engem lyrischen Rahmen ein Stück Lebensgeschichte. Und zwar spinnt dasselbe sich trotz des lyrischen Ausdrucks in einem gewissen dramatischen Fortgang ab; die einzelnen Abschnitte, in welche die kleine Sammlung zerfällt, sind gleichsam ebenso viele Akte; wir sehen, wie die Verwickelung sich aus leisen unscheinbaren Anfängen entspinnt, sehen, wie die Fäden sich tiefer und tiefer verschlingen und wie sie endlich halb zerreißen, halb vom Dichter selbst mit zitternder Hand gelöst werden. Aber diese Verwickelung selbst? Je nun, sie ist freilich die einfachste von der Welt: es ist die „alte Geschichte", die alle Tage passirt, die von unsern kritischen Rhadamanthen schon tausendmal aus der Poesie herausgewiesen ward und die doch in der Dichtung sowol wie im Leben immer wiederkehrt — die Geschichte von den zwei jungen Herzen, die sich fanden, liebten und verloren. Auch kann man nicht einmal sagen, daß der Dichter dem alten Stoff hier besonders neue und eigenthümliche Seiten abgewonnen; in der Motivirung bleibt manches sogar unklar, namentlich tritt das Motiv, weshalb das Mädchen sich von dem Geliebten trennt, nicht deutlich genug hervor und ebenso haftet auch an dem wiederholten Zusammentreffen der Liebenden, das aber auch nur zu einer wiederholten Resignation führt, eine gewisse Unklarheit der Situation. Wenn

es dem Dichter bei alledem doch gelingt, für diese seine einfache Geschichte die volle Theilnahme des Lesers zu gewinnen, so liegt das vor allem an der Wahrheit und Innigkeit seiner Empfindungen sowie an der Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks. Ja, wir haben dies Liebespaar, das sich findet es weiß nicht warum und das sich trennt es weiß nicht weshalb, schon unzählige male gesehen: allein wir sehen es hier mit Vergnügen wieder, weil es wahrhaft lebendige, wahrhaft menschliche Gestalten sind und weil die Seele des Dichters, in der sie sich spiegeln, sie so treu, mit so einfacher und inniger Wahrheit wiedergibt. In dem ganzen Büchlein ist nichts von Affectation, nichts von gemachtem und manierirtem Gefühl und wer die durchschnittliche Beschaffenheit unserer modernen Lyrik kennt, wird wissen, welch großes und seltenes Lob wir damit aussprechen. Eine ebenso seltene Eigenschaft, die aber freilich aufs innigste damit zusammenhängt, ist die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des Dichters; weit entfernt von jener herkömmlichen Selbsttäuschung unserer jungen Dichter, die sich nur allzu gern einbilden, mit ihrem Auftreten müsse jedesmal auch eine neue Epoche der Literatur beginnen, weiß und fühlt er selbst recht wohl, daß es kein weltbewegendes, kein Werk für die Unsterblichkeit ist, das er hier liefert; er nennt es „Mariengarn“ und vergleicht es mit jenen flatternden Fädchen, die, wenn der Sommer zu Ende geht, über Land fliegen:

Fädchen fliegen und steigen,
Mariengarn genannt,
Will der Sommer sich neigen,
Zahlreich über Land.

Dachte der Zeit heut wieder,
Wo meine Lieb' erstand,
Hab' drum diese Lieder
Mariengarn genannt.

Fliegt, Marienfädchen,
Wieder heimatwärts,
Haucht dem theuren Mädchen
Letzte Grüß' ins Herz.

Dieser Ton gehaltener Wehmuth, der das Eingangsliedchen erfüllt, klingt auch in der ganzen Sammlung wider, es sind keine großen und gewaltigen Leidenschaften, keine erschütternden haarsträubenden Scenen, die uns hier vorgeführt werden, es ist eine kleine schlichte Welt mit kleinen schlichten Empfindungen, aber diese Empfindungen sind wie gesagt wahr und treu, der Ausdruck einfach und glücklich und so haben wir allen Grund, den jungen strebsamen Dichter auch auf diesem neuen Gebiet willkommen zu heißen. Das nachstehende Lied, das den Schluß der ersten Abtheilung bildet, in welcher das erste ahnungsvolle Erwachen, gleichsam die Morgendämmerung der Liebe geschildert wird, möge unserm Urtheil zur Bestätigung dienen; wir greifen es heraus, nicht eben weil wir es für das beste halten, sondern weil die Eigenthümlichkeit des Dichters uns darin am treffendsten ausgedrückt scheint.

Wir standen unter dem Blütenbaum,
Der Abend stieg hernieder,
Die Vögel sangen wie halb im Traum
Des Tages letzte Lieder.

Die Glocke hatte mit dumpfem Schlag
Soeben ausgeklungen,
Mit müdem Schlag den müden Tag
Zur Ruhe eingesungen.

Dämmernd begann auf Hof und Flur
Die Nacht sich einzurichten,
Ein matter Schimmer streifte nur
Scheidend den Saum der Fichten.

Und alles sog aus Abendluft
Erfrischung vom Gewühle; —
Uns aber schien so eng die Luft,
So schwül die Abendkühle.

Uns war's, als ständen wir am Ziel
Von unsern Lebenstagen
Und hätten erst uns doch so viel
So viel noch uns zu sagen.

Wir sprachen Worte, fremd und kalt,
Durchs abendliche Schweigen;
Da schien aus kalten Worten bald
Ein tiefer Sinn zu steigen.

Und dann ward's stille unterm Baum,
Die Nacht warf ihre Schatten,
Wir standen stumm und wußten kaum,
Was wir geredet hatten.

Und wie es Nacht war um uns her,
Ward's Tag in unsern Herzen;
Nun fanden wir Worte inhaltschwer,
Geboren aus Freuden und Schmerzen;

Nun sahen wir leuchten Weg und Steg,
Von Engeln nur belauschet,
Nun haben im heiligen Zwiegespräch
Wir Wort und Kuß getauschet.

Und wie das Wort gesprochen war,
Es einer vom andern vernommen,
Da ist der Himmel wunderbar
Still über uns gekommen.

Wir standen und wußten selber kaum,
Daß wir gefunden uns hatten;
Wir standen unter dem Blütenbaum,
Schweigend lagen die Matten.

R. P.

Populäre Naturwissenschaft.

Von dem bei Otto Spamer in Leipzig erscheinenden Werke „Die Wunder der Sternenwelt. Ein Ausflug in den Himmelsraum. Für die Gebildeten aller Stände und alle Freunde der Natur. Herausgegeben von Dr. Otto Ule, Mitherausgeber und Herausgeber der Zeitschrift «Natur» ꝛc. Mit 160 in den Text eingedruckten Abbildungen, einer Sternkarte, einem Frontispice ꝛc." wurde soeben die dritte und vierte Lieferung versandt und liegt das Ganze damit vollendet vor. Ueber den Anfang des Werks wurde bereits in Nummer 43 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre aus anderer Feder berichtet. Wie uns dünkt, ein wenig zu streng; der Verfasser jener Anzeige hat, meinen wir, etwas zu einseitig nur die Einkleidung ins Auge gefaßt, welche Hr. Ule seinem Werke oder genau genommen nur den einleitenden Kapiteln desselben gegeben und die denn allerdings etwas stark an das Belletristische anstreift. Wir stimmen jenem frühern Kritiker darin vollständig bei, daß eine derartige Vermischung belletristischer und wissenschaftlicher Darstellung unzulässig, daß der Zweck der Belehrung, den die Wissenschaft jederzeit festhalten soll, auch wo sie in noch so populärem Gewande auftritt, dadurch nicht nur beeinträchtigt, sondern geradezu vernichtet wird und daß es von übelster Wirkung sein würde, wenn ein mit Recht so beliebter und einflußreicher Schriftsteller wie Hr. Ule, der sich eines so großen Publikums und einer so allgemeinen Anerkennung erfreut, in seinen vielgelesenen Schriften diesen sehr beliebten, sehr modischen und bei alledem doch sehr verderblichen Weg ebenfalls einschlagen wollte. In der That jedoch liegt zu dieser Besorgniß kein Grund vor oder wenn vielleicht der Anfang des in Rede stehenden Werks derartige Befürchtungen erweckte, so sind dieselben doch durch das nunmehr vorliegende fertige Buch genügend widerlegt worden. Hr. Ule selbst befindet sich in der Hauptsache ganz auf dem Standpunkte, welchen die Besprechung in Nummer 43 dieser Zeitschrift einnimmt; auch er ist aufs tiefste durchdrungen von der eigenthümlichen Würde der Wissenschaft und verschmäht es, dieselbe durch ungehörige belletristische Zuthaten

aufzuputzen. In dem der Schlußlieferung des vorliegenden Werks beigefügten Vorwort äußert Hr. Ule selbst sich über diesen Punkt mit einer Offenheit und Entschiedenheit, die um so dankenswerther ist, als die Autorität seines Namens sonst leichtlich von den Handlangern und Pfuschern des literarischen Marktes gemisbraucht werden könnte, ihr nicht immer sehr sauberes Treiben, bei dem sie allerdings auch speculiren, aber wahrlich nicht in wissenschaftlichem Sinne, zu beschönigen; wir setzen die Stelle vollständig her, da dieselbe zugleich die beste Charakteristik des Werkes selbst enthält. Der Verfasser spricht von der Sorgfalt und Strenge, mit welcher er das Detail seines Buchs geprüft und zusammengestellt hat und fährt dann fort: „Eine solche ernste Strenge in der Behandlung des Stoffes wird freilich mancher nach dem Eingange meines Buches kaum erwarten. Mancher wird meinen, hier einer Art belletristischer Schönmalerei zu begegnen, in welcher durch allerlei abenteuerliches Flitterwerk sich der Faden der wissenschaftlichen Belehrung kaum erkennbar und ungleich in seinem Gespinst hindurchziehen werde. Wie ich dazu gekommen, mein Buch einer solchen Gefahr der Verkennung auszusetzen, darüber bin ich noch eine Erklärung schuldig. Es war meine Absicht, die astronomische Wissenschaft unter der Form von Wanderungen durch den Himmelsraum darzustellen. Eine Berechtigung dazu glaubte ich in der Wissenschaft selbst zu finden. Sie ist ja offenbar das Resultat solcher seit Jahrhunderten fortgesetzten Eroberungszüge des Gedankens. Reiche Schätze wurden von jedem Zuge heimgebracht, gesammelt, geordnet, durch neue Beobachtungen geprüft, durch die Rechnung unter Gesetz und System gebracht. Gerade wenn ich die Wege der Forschung darlegen, die Mittel zur Erlangung dieser staunenswerthen Resultate zur Anschauung bringen wollte, dann konnte ich es nicht besser, als wenn ich den Leser selbst auf solche Wanderungen hinausführte. Dazu kam ein zweiter Gesichtspunkt, der mich noch mehr bestimmte. Gerade durch diese Form von Wanderungen wurde meiner Darstellung der Charakter eines geordneten systematischen Ganzen in natürlichster Weise aufgedrängt. Gerade durch diese Formen wurde es mir möglich, Schritt vor Schritt die Anschauung des Lesers zu erweitern und ihm zugleich in den zurückgelegten Wegen wie in den gesammelten Erfahrungen einen Maßstab für die immer endloser sich ausdehnenden Räume des Alls zu bewahren. Endlich aber zeigte sich mir in dieser Form ein Vortheil, den ich nicht hoch genug anschlagen zu können glaubte. Ich sah mich genöthigt, meiner Darstellung die Form des Vortrags zu geben. Es liegt immer etwas besonders Anregendes und Belebendes darin, daß man beständig diejenigen vor Augen hat, die man belehren will. Man liest gleichsam die Fragen und Zweifel auf den Gesichtern der Umgebung; man kann es nicht über sich gewinnen, schwierigere Gegenstände leicht abzufertigen oder gar völlig zu umgehen; man wird unbewußt anschaulicher, eindringlicher, tiefer. Ich glaube nicht, daß ich solche Vortheile durch die angedeutete Form zu theuer erkaufte. Freilich bedurfte die Ausführung große Vorsicht. Die Darstellung konnte leicht an das Belletristische streifen und die Sprache der Belletristik ist nicht die Sprache der Wissenschaft. Der Gelehrte soll Gelehrter bleiben, auch wenn er zum großen Publikum spricht. Aber ich glaube der Würde der Wissenschaft nichts vergeben, durch mein ganzes Werk mir das Bewußtsein wenn nicht des Ge-

lehrten, doch des Vertreters der Wissenschaft treu bewahrt zu haben. Darum gab ich meinem Buche nur eine novellistische Einleitung; darum ließ ich bereits in den ersten vorbereitenden Kapiteln meine ideale Reisegesellschaft allmählich in das große lesende Publikum aufgehen; darum ließ ich selbst diesem gegenüber im weitern Verlaufe des Buches das subjective Verhältniß des Lehrers und Führers nur da noch hervortreten, wo es mir eines Ruhepunktes für den Leser nach einer überwältigenden Fülle von Denkanstrengungen zu bedürfen schien. Meine Einleitung ist eine Einladung. Ich rolle zunächst das Gemälde des unendlichen Raums auf, das der Schauplatz unserer Wanderungen sein soll. Ich leite dann das Auge an, sich in der äußern Erscheinung zurecht zu finden, welche diese Welt am Himmelsgewölbe darbietet. Ich lehre endlich sehen und beobachten und gewähre damit die einzig möglichen Mittel zu einem Aufschwung in jene Räume. Nach diesen Vorbereitungen erst beginnen die wissenschaftlichen Wanderungen selbst." Aus Vorstehendem ergibt sich, inwieweit die Ausstellungen und Bedenken des frühern Recensenten (der dabei freilich ganz gewiß nur den Ernst der Sache im Auge gehabt hat und gegen den wir hier daher auch nicht die mindeste Polemik beabsichtigen) einer Einschränkung unterliegen und freuen wir uns, hinzusetzen zu dürfen, daß das Werk in jeder Hinsicht seines Verfassers würdig und daß die zahlreichen Bewunderer des gestirnten Himmelsraums, denen es um eine wissenschaftliche Einsicht in die Geheimnisse der Sternenwelt zu thun ist, hier die erwünschte Gelegenheit zu ebenso anmuthiger wie gründlicher Belehrung finden. Das Ganze zerfällt in drei größere Abschnitte, von denen der erste die „Vorbereitungen zum Ausflug in den Himmelsraum" enthält; der zweite umfaßt die planetarische, der dritte die Fixstern- und Nebelwelt. Angehängt sind verschiedene Uebersichtstabellen sowie eine Sternkarte, die, ohne gerade große Ansprüche zu erheben, dem Bedürfniß der Leser doch Genüge leisten wird. Ueberhaupt sind die zahlreichen Illustrationen, welche das Buch schmücken, mit großer Umsicht ausgewählt und zusammengestellt und auch recht sauber und geschmackvoll, zum Theil sogar vorzüglich ausgeführt, sodaß das Buch auch in dieser Hinsicht die wärmste Empfehlung verdient. Fk.

Ein poetischer Nachtwandler.

Bei Krais & Hoffmann in Stuttgart ist erschienen: „Lunus. Komödie in fünf Acten von Felix Krais." Das ist wieder einmal ein Buch, wie es nur in Deutschland entstehen und ans Licht treten kann. Denn nur in deutschen Köpfen existirt diese wunderliche Mischung von Licht und Dunkelheit, von Tiefsinn und Aberwitz, von Talent und Unfähigkeit und auch nur der deutsche Buchhandel ist so organisirt, daß es solchen seltsamen Producten möglich wird, aus der Stille der Studirstube, die sie im Grunde niemals verlassen sollten, auf den Markt der Oeffentlichkeit zu gelangen. Der Verfasser, dessen Namen wir uns nicht entsinnen schon früher gelesen zu haben, und der doch durchaus nicht den Eindruck eines Neulings macht, ist ohne Widerspruch ein Mann von Talent, Bildung und geistiger Eigenthümlichkeit; er handhabt die Sprache mit großer Gewandtheit und weiß über alles, was er schreibt, auch über das Seltsamste und Widersinnigste einen gewissen

poetischen Duft zu verbreiten. Aber zu alledem zeigt er an andern Stellen wieder eine solche völlige Verkennung dessen, was die eigentliche Seele jedes Kunstwerks bildet, die Anlage des Ganzen ist so barock und auch im einzelnen sind der Wunderlichkeiten so viele und so befremdliche, daß der schließliche Eindruck nur ein sehr gemischter und unerquicklicher ist. Das Stück beginnt — auf dem Monde: „Dämmerung. Eingang in einen Lustpark, in welchem bunte Lichter zerstreut sind und graue Gestalten hin- und hergehen. Vorn links eine Thronbühne in romantischem Geschmack, zu welcher Stufen führen. Aus der Ferne tönt sanfte Musik herüber." Magnes, der Büttel des Mondgeistes, in grauem Kleid mit Silber verziert, tritt auf, begleitet von drei in Lumpen gekleideten Krüppeln, welche den Thron des Mondgeistes herbeitragen. Aus ihren Gesprächen sowie aus den nachfolgenden Chorgesängen der Tag- und Nachtfalter erfahren wir, daß Lunus, der Mondgeist, in Zwiespalt lebt mit der Sonne, seiner Oberherrin, von der er sich jedoch in eitlem Hochmuth losgerissen hat. Phosphor, ein Dämon, der Begleiter des Lunus, ein übermüthiger neckischer Gesell, tritt dazu, allerhand Späße nach rechts und links austheilend, bis endlich Lunus selbst auftritt; er ist in schwerer Sorge um den Bestand seiner Herrschaft, weil die Sonne immer mehr Anhänger gewinnt, selbst in seiner nächsten Nähe ist der Chor der Tagfalter von heißem Verlangen nach ihr entzündet, während nur noch die Nachtfalter ihm aus voller Seele anhängen. Auch der Sonne selbst ist Lunus' rebellisches Treiben nicht unbekannt geblieben, nach ihrer milden Art jedoch und in dem Bewußtsein ihrer Unbesiegbarkeit läßt sie auch ihn gewähren, ja sie gestattet ihm selbst sich in Menschengestalt auf die Erde zu begeben, um sich hier neue Anhänger zu werben. Dies in Kürze der Inhalt des ersten Acts. Zu Anfang des zweiten befinden wir uns auf der Erde in einem kleinen neuen eben aufblühenden Badeort. Wandler, ein schwindelhafter Baron, der durch allerhand Beschwörungen und Gaukeleien die Sinne der Menschen verblendet, um ihnen beiher die Taschen zu leeren, nebst seinem gleichgesinnten Diener Schupp tritt auf und erzählt, daß es mit ihm Matthäi am letzten ist. Das Publikum fängt an seine Gaukeleien zu durchschauen und wenn nicht bald ein wirkliches echtes Wunder geschieht, so ist er mit seiner Weisheit sowol wie mit seinem Gelde fertig. Aber dies Wunder geschieht. Lunus, von Phosphor begleitet, kommt an denselben Ort und beide nehmen die Gestalt Wandler's und Schupp's an. Nun beginnt ein tolles Durcheinander dieser Doppelgestalten; bald haben wir den wirklichen bald den nachgemachten Wandler vor uns, ohne daß es doch irgendwo und wie zu wahrhaften dramatischen Conflicten käme. Einzelne Figuren, die in diesem tollen Wirrwarr auftauchen, erregen günstige Erwartungen, die sich jedoch infolge der völlig willkürlichen Art, wie der Verfasser mit ihnen umspringt, nicht bestätigen. So der mondsüchtige Schneider Elias Krenzler, Brigitte, die Geliebte Wandler's, die von diesem an Lunus überlassen und von letzterm sofort mit sentimentaler Zärtlichkeit geliebt wird ꝛc. Endlich, nach allerlei Abenteuern und Wundercuren, gelingt es Lunus, eine Loge zu stiften, in welcher der Cultus des Mondes, des bleichen dämmerigen Gestirns, gepflegt werden soll: aber mitten unter den Ceremonien, mit denen er seine Loge eröffnet, wird er sammt Phosphor von der Polizei, welche in ihnen den längstverdächtigen Baron Wandler und

seinen Diener Schupp zu fassen meint, aufgegriffen und ins Gefängniß geschleppt. Von hier an wird die Geschichte immer wilder und confuser; namentlich haben wir uns vergeblich den Kopf zerbrochen, was der Verfasser wol damit meint, daß er in die Gefängnißscene des vierten Acts plötzlich ganz ernsthafte Bruchstücke aus Plato's „Phaedon" einlegt; soll das Ironie sein, so fehlt uns wenigstens der Schlüssel zum Verständniß derselben. Inzwischen fühlt Lunus sich durch das Scheitern seiner Plane und den Aufenthalt im Gefängniß dermaßen erschüttert und gebeugt, daß er allen seinen hochfahrenden Planen entsagt und seine eigene Herrschaft verwünscht. Sofort nahen sich die Boten der Sonne, ihn sammt Phosphor zum Monde zurückzuführen, wo der Richterspruch der Königin Sonne sie erwartet. Statt ihrer werden der echte Wandler mit dem echten Schupp, die eben im Begriff standen, sich mit den von Lunus erhaltenen Schätzen zu flüchten, von den Häschern eingebracht und siehe da, auch die Mondschätze haben sich in eitel Glasscherben verwandelt. Der Schluß des Stücks spielt wiederum auf dem Monde; die Sonnengeister sitzen zu Gericht, der Mond wird seiner Herrschaft beraubt und in sein „felsenödes Reich" verbannt, Phosphor zieht sich in Gram und Reue in eine finstere Höhle zurück, Magnes, der Mondbüttel, wird zu ewigem Gefängniß verurtheilt, die übrigen aber folgen den Boten der Sonne in das lichte Reich ihrer Königin. Und der Sinn von dem allen, wird der Leser fragen? Aber das ist es ja eben, daß man in dem Ganzen vergeblich nach einem klaren faßbaren Sinne sucht, tausend Anspielungen, tausend Beziehungen tauchen auf, hier und da, aber keine wird nur einigermaßen durchgeführt, und wenn an manchen Stellen eine gewisse symbolische Bedeutung allerdings hindurchzuleuchten scheint, so herrscht in andern wieder vollständige Dunkelheit. Das ganze Werk macht den Eindruck, als wäre es in einem Fiebertraum entstanden, der Verfasser selbst macht den Eindruck eines Mondsüchtigen, er ist gleichsam ein nachtwandelnder Dichter, den der bleiche Strahl des Mondes zu einer Art von Scheinleben erweckt hat, dem aber die Tageshelle des Bewußtseins fehlt. Und dennoch, es läßt sich nicht leugnen, haben wir hier einen Dichter vor uns, einen Dichter von großer Begabung und einer mehr als gewöhnlichen ästhetischen Bildung. Wem das, im Hinblick auf die obige Inhaltsangabe des Stücks, als ein Widerspruch erscheint, den ersuchen wir, mit möglichst unbefangenem Geist die nachstehenden Bruchstücke zu lesen, die wir auf gut Glück herausheben, und er wird, glauben wir, uns beipflichten müssen: so bizarr und verworren, ja sinnlos das Ganze, ebenso reich ist es auch an wahrhaft poetischen und sinnvollen Einzelheiten. Zunächst eine kurze Stelle aus dem Wechselgespräch der drei Krüppel zu Anfang des Stücks:

Dritter Krüppel
(zögernd).
Ach wie schön ist dieser Ort! —
Hier zu athmen, hier zu wohnen!
Unter dieser Bäume Kronen!
In der Immerfrühlings Zone!

Erster Krüppel.
Wo beseelte Blumen schwanken,
Wo in ew'gen Traumgedanken
Lieb' um Liebe sich umranken!

Zweiter Krüppel.
Bei der Brunnen sanftem Rauschen
Eingewiegten Geistes lauschen,
Oder tiefe Sprüche tauschen!

Dritter Krüppel.
Diese Farben in dem Düstern!
Dieses Klingen, Flöten, Flüstern —

Magnes
(ins Wort fallend).
Macht umsonst euch Kröpfe lüstern!

Lunus diente euch zum Spotte,
Darum fort, verworf'ne Rotte,
In die Felsenkerkergrotte!

Sodann folgende Stelle aus dem Wechselgesang der Tag- und Nachtfalter (S. 31):

Chorführer der Tagfalter.
Nur die Freiheit! In dem Rahmen
Dieses höchsten aller Namen
Leuchtet uns'rer Zukunft Bild,
Glänzt was jetzt und ewig gilt.

Chorführerin der Tagfalter.
Freiheit weht als Hauch von oben,
Freiheit strahlt als Licht von oben,
Herz und Aug' und Hand erhoben,
Laß uns frei die Freiheit leben!

Chorführer der Tagfalter.
Freiheit ist des Geistes Brot!
Knechtschaft ist des Geistes Tod,
Weigerst du ein freies Streben,
So verweigerst du das Leben.

Endlich die Schlußverse des Stücks, mit denen Glanz, einer der Sonnengeister, die Bewohner des Mondes dem Anblick seiner Königin entgegenführt:

Und nun hinan auf hellen Aetherbahnen!
An diesem Banner hafte euer Blick,
Daß nicht das Heergewimmel ihn verwirre,
Das ringsum prächtig aus den Himmeln quillt;
Laßt euch nicht schrecken, wenn das Donnerbrausen
Des Sonnenumschwungs euer Ohr bestürmt,
Noch lauschet seitwärts auf die Symphonien,
Die zwischenein den Weltenraum durchfluten:
Besonnen, wachsam, lichtbegeistert dringet
Mir nach zum Anblick eurer Königin.

R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Ausgangs December 1859.

N. O. Schade daß ich mit Absendung meines letzten Briefes nicht noch ein paar Tage gewartet, ich hätte dann gleich Gelegenheit gehabt, das Register unserer Niederlagen und Blamagen, das ich darin aufstellte, noch um eine Nummer zu vermehren, so recht was man nennt eine Hauptnummer. Am 21. December fand endlich die Eröffnung des neuen Victoriatheaters in der Münzstraße statt. Sie kennen ja wol die Geschichte dieses Theaters; denn so jung es ist oder vielmehr obwol es soeben erst ins Leben tritt, so hat es doch bereits seine Geschichte, noch dazu eine recht dunkle und abenteuerliche Geschichte. Das Victoriatheater ist lange Zeit die wahre Seeschlange der berliner Journalistik gewesen; wird es fertig werden? Wann wird es fertig werden? Durch wen und auf welche Weise und mit welchen Mitteln wird es fertig werden? Das alles sind Fragen, die im Publikum wie in der Presse seit Jahren unzählige male erörtert und je nach Wind und Wetter bald so bald anders beantwortet wurden. Bald hieß es, das Victoriatheater werde ein Prachtbau werden, der in ganz Europa, selbst

unser eigenes unübertreffliches Berlin mit eingeschlossen, nicht seinesgleichen hätte, bald wollte man in dem halbvollendeten Bau nur eine moderne Ruine erblicken, ein halb lächerliches, halb beschämendes Beispiel thörichter Speculationssucht, das niemals zu Ende kommen würde.

Nun, jetzt ist es doch vollendet — „aber fragt mich nur nicht wie!“ Der Besitzer der Concession, auf Grund deren das Victoriatheater errichtet worden, ist Hr. Rudolf Cerf, ein Sohn jenes nun auch schon längst zu seinen Vätern versammelten Commissionsraths Cerf, der sich als langjähriger Besitzer und Director des ehemaligen Königstädtischen Theaters sowie durch zahlreiche, aber meistentheils unfreiwillige Anekdoten unsterblich gemacht hat, die noch heute von ihm in Umlauf sind. Gleich seinem Vater, wenn auch in etwas modernerm Sinne, ist auch Hr. Rudolf Cerf eine der bekanntesten Persönlichkeiten unserer Stadt; wer Berlin kennt, muß nothwendig auch Hrn. Rudolf Cerf kennen, da derselbe sich seit Jahren regelmäßig überall einfindet, wo Menschen sich versammeln. Und zwar Menschen des verschiedensten Standes und Ranges; ja es soll dies, wenn ich recht unterrichtet bin, eben das Eigenthümliche in der Stellung des Hrn. Cerf sein oder doch in frühern Zeiten gewesen sein, daß er die höchsten und die niedrigsten Kreise der Gesellschaft gelegentlich miteinander in Berührung gesetzt und den Vermittler zwischen beiden abgegeben hat. Die erwähnte Concession soll ihm bereits vor Jahren ertheilt worden sein. Wie gerade er dazu gekommen, ob es eine Gunst gewesen, die sich vom Vater auf den Sohn vererbt oder ob als Schmerzensgeld für die Verluste, die sein Vater angeblich beim Königstädtischen Theater erlitten hat, vermag ich Ihnen nicht zu sagen: „Die Hauptstadt erzählt sich zwar eine Geschichte davon“ — was sag' ich, eine? ein ganzes Dutzend: allein dieselben sind sämmtlich nicht so angethan, daß sie sich öffentlich weiter erzählen ließen. Ebenso mysteriös klingen die Geschichten, die man sich von den Mitteln und Wegen erzählt, wie die sehr bedeutenden Kapitalien zusammengebracht worden sind, welche der Bau des Victoriatheaters nöthig gemacht hat. Auch die Dessauer Creditbank, seligen oder vielmehr unseligen Andenkens, spielt ihre Rolle dabei, ja gerade sie soll eben nicht den kleinsten Antheil an den finanziellen Verwickelungen haben, welche den Bau des Theaters Jahre hindurch fast von Monat zu Monat unterbrachen und mit einem dauernden Stillstand bedrohten. Endlich hat die Freigebigkeit des Prinz-Regenten, der ein Kapital von fast Hunderttausend Thalern als mehrjährigen Miethsbetrag für Benutzung der königlichen Loge aus der königlichen Hofstaatskasse vorschießen ließ, die Vollendung des Theaters möglich gemacht. Zwar ganz buchstäblich darf das Wort auch jetzt noch nicht genommen werden: wirklich vollendet ist nur erst die Sommerbühne, während das Wintertheater sowie die übrigen höchst umfangreichen Räume noch in diesem Augenblick einen ziemlich chaotischen Anblick gewähren und vermuthlich noch manches schöne Stück Geld verschlingen werden, bevor man sagen kann: und siehe, es war alles gut....

Inzwischen hat diese Wendung der Dinge für den ursprünglichen Besitzer des Theaters Hrn. Cerf einige nicht unerhebliche Beschränkungen seiner Eigenthumsverhältnisse zur Folge gehabt. Das Victoriatheater war, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, bankrott noch bevor es

eröffnet worden; indem die Hofstaatskasse dazwischentrat und durch das bedeutende Kapital, das sie vorschoß, die Hauptgläubiger des Hrn. Cerf wenigstens insoweit befriedigte, daß die Eröffnung überhaupt stattfinden konnte, so mußte sie sich an dem Theater selbst gewisse Pfandrechte sichern, durch welche der Besitztitel des Hrn. Cerf in der That ziemlich illusorisch geworden ist. Zur Wahrnehmung dieser Pfandrechte sowie überhaupt als Oberaufseher des neuzueröffnenden Theaters ist Hr. Scabell, der Schöpfer unserer vielbesprochenen Feuerwehr oder, wie der Volkswitz ihn zu nennen pflegt, unser Branddirector ernannt worden. Es ist eine ganz ähnliche Stellung, wie Hr. Stieber sie zu Zeiten Hinckeldey's zu dem damaligen Kroll'schen Etablissement einnahm: wie Hr. Scabell denn überhaupt, seiner übrigen Verdienste unbeschadet, neuerdings ein ganz ähnliches Talent der Unentbehrlichkeit und Allgegenwärtigkeit entwickelt, wie es Hr. Stieber so lange Jahre hindurch gethan hat. Natürlich muß die pflichttreue Ausübung einer solchen Stellung für Hrn. Cerf mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich führen und so erlebten wir vor ganz kurzem erst das Schauspiel, daß der nominelle Eigenthümer Hr. Cerf und der thatsächliche Eigenthümer Hr. Scabell sich gründlichst in den Haaren lagen und einander vor Gericht mit Klagen und Gegenklagen verfolgten. Wie dieser Proceß zu Ende gegangen und ob er überhaupt schon zu Ende gegangen, ist mir im Moment nicht erinnerlich. Auch kommt es nicht darauf an, die Thatsache des Processes allein erfüllte schon ihren Zweck und dieser war natürlich kein anderer als dem neuen Theater als Reclame zu dienen; in drei Tagen sollten die Vorstellungen eröffnet werden, die Anzeigen waren schon gedruckt, die Lampenputzer standen schon auf dem Sprunge und noch processirte man vor öffentlichem Gericht, wer eigentlich Herr des Victoriatheaters sei und wem der Hausschlüssel des prächtigen Gebäudes gehören solle! Nun wahrhaftig, wenn das nicht zog, so zog nichts mehr auf Erden....

Aber ja, es zog und als der Abend des 21. December hereinbrach, begann eine wahre Völkerwanderung nach der sonst so entlegenen, melancholisch düstern Münzstraße, unzählige Equipagen, vom königlichen Hofwagen bis zur humpelnden Droschke, durchkreuzten sich und Hunderte, ja Tausende von Schaulustigen mußten abgewiesen werden. Ueber die Beschaffenheit des Theaterraums schreibe ich Ihnen vielleicht ein ander mal; für heut nur so viel, daß der auf circa 1400 Personen berechnete Zuschauerraum mit ebenso viel Pracht wie Geschmack decorirt ist und daß das Ganze einen sehr heitern und glänzenden Eindruck macht. Dagegen scheint die Bühne verhältnißmäßig zu lang und zu breit, ein Uebelstand, der allerdings aus der eigenthümlichen Anlage des Gebäudes mit Nothwendigkeit hervorging, sich aber doch in der Folge, fürchte ich, sehr bemerkbar machen wird, besonders da es meist Conversationsstücke und kleine Piècen sind, welche auf diesen langgestreckten Bretern gegeben werden sollen. Nicht minder glänzend als die Decoration des Hauses war die Versammlung, welche dasselbe an jenem ersten Abend anfüllte; der Prinz-Regent nebst zahlreichen fürstlichen Gästen war anwesend, jedermann in festlicher Stimmung und alles versprach den besten Erfolg. Der Theaterzettel kündigte drei kleine neue Stücke an: ein Prolog, „Apollo in tausend Aengsten" von Kalisch, dem Liebling des lachlustigen berliner Publikums, „Eine Anzeige" von Wilhelmi und „Ein See-

mannswert“ von — ich weiß nicht mehr wem. Einige kritische Köpfe, deren wir ja in Berlin bekanntlich so viele haben, wunderten sich zwar in der Stille, daß man dem Publikum gerade am ersten Abend nichts Erheblicheres zu bieten wußte; indessen „kleine Schüsseln, feine Schüsseln“, und so ließ man sich auch diese Abweichung vom Herkömmlichen gefallen. Auch sprach der Prolog so ziemlich an; es war zwar nicht ganz das, was man sich von Kalisch versprochen hatte, doch fehlte es auch nicht völlig an jenen Witzen und Bonmots, die der Verfasser mit so vieler Geschicklichkeit zu handhaben weiß und denen er seinen Autorruhm hauptsächlich verdankt, und als nun am Schluß mit einer allerdings etwas gewaltsamen Wendung die berliner Feuerwehr erschien, die beim Publikum überhaupt eine große Popularität genießt, in deren unerwartetem Auftreten man aber in diesem Falle eine ganz besonders witzige Pointe witterte, so ging das Stück mit ziemlich lebhaftem Beifall zu Ende, sodaß einzelne Ausbrüche des Misvergnügens, die hier und da laut wurden, nicht recht zu Worte kommen konnten. Als nun aber das nächstfolgende Stück das verdutzte Publikum mit allen Schrecken einer bodenlosen Langeweile überfiel und als auch die Darsteller, zum größten Theil völlig obscure Namen, noch unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit blieben, da brach der langverhaltene Unwille endlich mit betäubender Heftigkeit los, das Stück ward ausgelacht, ausgezischt, ausgepfiffen, ja viele von den Zuschauern, an dem Ausgang des Abends verzweifelnd, verließen das Haus und sahen lieber die theuer erkauften Plätze mit dem Rücken an, als daß sie diese Marter noch länger erduldeten. Und sie thaten wohl daran: denn das dritte Stück war noch weit erbärmlicher und wurde denn auch mit noch weit größerm Spectakel zu Grabe getragen. Kurzum dieser erste Abend in dem soviel besprochenen, soviel gerühmten Victoriatheater war eine Blamage, so kolossal, wie es nur je eine gegeben hat. Dafür war das Haus denn aber auch schon in der zweiten Vorstellung so leer, als ob es nicht die zweite wäre, sondern die zweihundertste; das Publikum, das sich noch den Abend zuvor gedrängt und gestoßen hatte, um ein dürftiges Plätzchen zu erobern, fühlte sich durch diesen ersten unglücklichen Erfolg dermaßen verstimmt und entnüchtert, daß es vorzog, lieber ganz wegzubleiben. In den Festtagen soll der Besuch sich wieder gehoben haben; auch soll eine junge Debutantin, Frl. Delia, bis vor kurzem Mitglied des wiener Burgtheaters, eine etwas derbe Copie des Frl. Goßmann, eine recht günstige Aufnahme gefunden haben. Im ganzen jedoch ist der Anfang dieses Theaters so lahm und matt, wie die Bühnengeschichte kaum ein zweites Beispiel kennt; man gibt kleine längst abgespielte Stücke in höchst mittelmäßiger Weise und möchte es in der That schwer fallen, den Nachweis zu führen, daß, um derartige halbe und verkümmerte Erfolge zu erzielen, ein neues Theater in Berlin nöthig gewesen. Jetzt versprechen die Freunde des Victoriatheaters — und es sind aufrichtige Freunde, da es größtentheils zugleich auch Gläubiger des Theaters sind — sich alles von der Eröffnung der italienischen Oper, die nächstens stattfinden soll. Allein auch darüber scheint ein eigener Unstern zu walten; die erste Opernvorstellung war schon dreimal angesetzt, hat jedoch bisjetzt noch verschoben werden müssen, angeblich weil der primo uomo heiser ist. Wenn diese Heiserkeit nur nicht eine perennirende wird und nicht gar das ganze Theater ansteckt! Aber sagen Sie selbst, ist

dies alles wieder nicht echt berlinisch? Ein Theater, das bankrott ist, bevor es noch den ersten Thaler eingenommen! Eine Bühne, von der man uns seit Jahren wie von einem Meerwunder vorgeschwatzt, zu deren endlicher Eröffnung Himmel und Erde in Bewegung gesetzt worden sind, und die ersten Stücke, die über diese Bühne gehen, fallen durch mit Trommeln und Pfeifen!

Allzu herb zwar dürfen wir über die Niederlage, welche das junge Victoriatheater erlitten, nicht urtheilen, da ja selbst ein so „altbegründetes Kunstinstitut" von dem „classischen" Ansehen wie unsere königliche Bühne vor ähnlichen Blamagen nicht sicher ist. Die erste Neuigkeit, welche dieselbe während der gegenwärtigen Saison brachte, hatte einen ziemlich ermuthigenden Erfolg und schien die besten Hoffnungen für das Schicksal der nachfolgenden zu erwecken; es war Max Ring's historisches Lustspiel „Unsere Freunde". Ist dasselbe auch alles eher als ein historisches Lustspiel, ja haben sich Scribe's „Glas Wasser" und ähnliche feine Intriguenstücke des französischen Theaters, welche dem deutschen Dichter zum Vorbild gedient, unter seiner Hand auch in ein ziemlich plumpes Possenspiel verwandelt, das nicht ganz arm an komischen Effecten und Situationen, aber doch noch reicher an Unwahrscheinlichkeiten und Verstößen gegen Costüm und Sitte der Zeit ist, die es schildert, so ist es doch immerhin ein recht frisches munteres Stück, dem man die nachsichtige Aufnahme, welche es bei dem hiesigen Publikum gefunden und die es allerdings zum größern Theil der vortrefflichen Darstellung verdankt, wol gönnen mag. Allein was vermochte alle Kunst der Darsteller, ja was vermochte selbst die sprichwörtlich gewordene lammfromme Geduld unsers Hoftheater-Publikums gegen die Langeweile und die wahrhaft betäubende Confusion, mit welcher die neueste Tragödie des Hrn. J. L. Klein: „Maria", die entsetzten Zuschauer überschüttete?! Was Ihren Referenten persönlich anbetrifft, so war dieser freilich auf einen solchen Ausgang gefaßt. Ich war vor beiläufig einem Dutzend Jahren dabei, als die „Zenobia" desselben Dichters unter Trommeln und Pfeifen zum wohlverdienten Tode gebracht ward, ich war auch zugegen, als mitten in dem „tollen Jahre" Klein's Lustspiel „Die Herzogin" alle Tollheit übergipfelte, die in jenen ausgelassenen Tagen innerhalb und außerhalb des Theaters gestattet war, ich kannte also mein Schicksal, als ich in diese „Maria" ging, und weit davon entfernt, mich über die Niederlage zu verwundern, von welcher der Dichter und die Intendanz, die ein solches Stück zur Darstellung zu bringen wagte, in schöner Gemeinschaft betroffen wurden, bin ich vielmehr nur darüber erstaunt gewesen, daß die wackern Mimen — und in dem personenreichen Stück war mit Ausnahme Döring's alles aufgeboten, was beim königlichen Theater nur irgend Arme und Beine hat — dem wachsenden Ungewitter noch so lange Stand hielten und daß der Unwille des Publikums schließlich nicht noch lauter und mit noch vernichtenderer Schwere hereinbrach. Immerhin bleibt die Thatsache, daß das höchst schaurige und traurige Stück, in welchem so und so viel Personen eines kläglichen Todes sterben, unter Lachen und Zischen nothdürftig zu Ende gebracht ward, und wer die Grandezza oder wenn Sie lieber wollen die Apathie kennt, deren das Publikum unsers Hoftheaters sich sonst befleißigt, der wird auch wissen, was das heißen will. Ein großer und gerade der

namhafteste Theil der hiesigen Journalistik ließ es sich allerdings hinterdrein sehr angelegen sein, das Fiasco, welches diese „Maria" gemacht, nach Kräften zu bemänteln und dem unglücklichen Poeten die bittere Pille möglichst zu versüßen. Allein auch das wieder kann niemand überraschen oder am Geschmack des Publikums irre machen, der die hiesigen Verhältnisse kennt. Hr. Klein ist selbst Journalist, er war sogar bisher bei dem Feuilleton der „Preußischen Zeitung" angestellt, die nun auch binnen wenigen Tagen selig entschlummert oder doch wenigstens in andere Hände übergeht, also ein ganz neues Blatt wird; Hr. Klein ist als Journalist und speciell als Kritiker gerade dasselbe, was er als Dramatiker ist, es ist dieselbe Ueberstürzung unnatürlicher Bilder und verschrobener Gedanken, derselbe aufgedunsene, zerhackte, blutwurstartige Stil — aber ach, auch in dem Kritiker Klein ist dieselbe Grausamkeit, derselbe Terrorismus, dieselbe Blutgier, dieselbe Lust am Niedermetzeln und Einschlachten wie in dem Tragiker. Nun, und da in der Welt bekanntlich eine Hand die andere wäscht und da wer heute pfeift, morgen vielleicht selbst ausgepfiffen wird, so haben die Herren von der Feder ihres unglücklichen Collegen sich mit wahrhaft brüderlichem Eifer angenommen und die Wunden und Beulen, die er an jenem verhängnißvollen Abend davongetragen, mit allerhand kühlen Lobsprüchen von schöner poetischer Intention, von großartiger Anlage, die nur wegen Ueberfülle von Charakteren und Gedanken nicht recht zur Ausführung gelangen kann, möglichst bepflastert. Lassen wir die barmherzigen Samariter in ihrem frommen Werke ungestört; können Hrn. Klein die kalten Umschläge dieser Complimente und Redensarten wirklich trösten und heilen, desto besser für ihn; wer an jenem schauervollen Abend in dem Hause am Gensdarmenmarkt zugegen war, der weiß ja doch, was er davon zu halten, und die übrigen kümmert es nicht, da diese „Maria" die kühle Gruft im Schatten der Theaterbibliothek seitdem längst bezogen hat und schwerlich zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Ort wiederauferstehen wird. Nicht völlig so schlimm erging es der jüngsten Novität, welche Hr. von Hülsen uns vorgeführt hat: „Des Hauses Ehre", ein dreiactiges Drama, wie es scheint nach einem französischen Roman gearbeitet, in welchem drei Personen den ganzen Theaterabend hindurch sich und das Publikum mit allerhand unmöglichen und widerwärtigen Situationen zermartern. Das Stück ist herzlich schwach, sogar noch weit schwächer als Klein's „Maria", der man doch wenigstens eine gewisse Großartigkeit des Unsinns zugestehen muß, während „Des Hauses Ehre" die ganz matte fadenscheinige Misère ist. Dennoch äußerte das Misfallen des Publikums sich bei weitem nicht so stürmisch als in der „Maria", es wurden sogar in den beiden ersten Acten verschiedene Applause erzielt, und der Dichter, ein mir sonst nicht bekannter Hr. Karl Hugo (angeblich aus Pesth) hervorgerufen. Woher diese verschiedene Aufnahme, ob vielleicht bei diesem letztern Stück die Claque besser instruirt war, oder ob Hrn. Hugo die Unbekanntheit seiner Person zu statten kam, vermag ich nicht zu sagen. Allein ebenso wenig bin ich im Stande, diese neueste Neuigkeit unsers Hoftheaters demselben als Triumph anzurechnen, vielmehr muß ich sie ihm ebenfalls als Blamage aufs Kerbholz bringen.

Dagegen sind unsere Vorstadttheater mit verschiedenen Neuigkeiten aufgetreten, die zum Theil recht viel Glück gemacht haben. So Wallner's

Theater mit einer neuen Posse: „Einer von unsre Leut.“ Das Stück, wienerischen Ursprungs, gehört zu jenen jetzt so beliebten Gemengseln von Unsinn und Rührung, ist jedoch dem Geschmack des hiesigen Publikums mit geschickter Hand angepaßt und wird voraussichtlich dieselbe glänzende Carrière machen wie der „Actienbudiker“, der „Gebildete Hausknecht“ und andere Zugstücke dieser Bühne, die sich unverändert in der Gunst des Publikums erhält. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater brachte ein neues historisches Lustspiel von Arthur Müller, dem Verfasser der „Preußen in Breslau“ ꝛc.: „Wie geht's dem König?“ Das Stück, in der bewegten Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Befreiungskrieges spielend und reich an patriotischen Anspielungen, erfreute sich ebenfalls einer recht günstigen Aufnahme und hat dieselbe bereits durch eine lange Reihe von Wiederholungen bekräftigt. Dagegen scheint eine neue Posse, welche dasselbe Theater soeben brachte: „Was in der Vossischen steht“, nur geringen Anklang zu finden und wird seine Bestimmung, als Ersatzstück für die unzählige male gespielten „Maschinenbauer von Berlin“ zu dienen, wol schwerlich erfüllen.

Lassen Sie mich schließlich noch einmal auf unsere Schillerangelegenheit, von der ich Sie in meinem letzten Briefe ausführlicher unterhielt, zurückkommen. Dieser unglückliche Schatten will sich noch immer nicht zur Ruhe begeben und noch immer, durch ein eigenthümliches Verhängniß, häuft sich Blamage auf Blamage. Die jüngste und vielleicht eine der gefährlichsten ist dadurch hervorgerufen worden, daß, während die vom Ministerium angeregte Idee einer Schillerstatue bisher von dem hiesigen Schillercomité und von den städtischen Behörden unserer Residenz in die Hand genommen war, jetzt auf einmal der Herr Minister des Cultus frischweg eine Commission decretirt hat, welche die Ausführung des Planes überwachen soll; die Commission wird unter dem persönlichen Vorsitz des Herrn Ministers aus zehn Mitgliedern bestehen, von denen sechs sofort von der Regierung ernannt worden sind, während dem Magistrat und dem Schillercomité allergnädigst verstattet wird, sich in die vier übriggebliebenen Stellen zu theilen, also eine hoffnungslose Minorität zu bilden in einer Angelegenheit, welche man bisher für nichts weniger als eine Regierungssache hielt und zu der die städtischen Behörden und das durch das Schillercomité vertretene Publikum unserer Stadt bisher den beiweitem größern Theil der Mittel beigesteuert hat. Sie können sich leicht eine Vorstellung machen von dem Unwillen, den dies eigenmächtige, echt bureaukratische Verfahren in den davon betroffenen Kreisen hervorgebracht hat. Die „Preußische Zeitung“ hat zwar versucht, die Maßnahme der Regierung in einem officiösen Artikel zu vertheidigen, allein sie ist damit so unglücklich gewesen, wie sie von jeher mit ihren officiösen Artikeln zu sein pflegt; die Aufregung ist noch immer im Steigen, man spricht bereits von sehr lebhaft abgefaßten Protesten, die demnächst in die Oeffentlichkeit gehen sollen, ja selbst von Zurückziehung der eingezahlten Beiträge wird gesprochen und so könnte es am Ende wol sein, daß an diesem unerwarteten Zwischenfall das ganze Project noch elendiglich scheiterte. Und das wäre dann erst die richtige Blamage....

Notizen.

Eine höchst interessante Erscheinung, auf welche wir demnächst ausführlicher zurückkommen werden, ist der soeben bei Schröder in Berlin erschienene „Briefwechsel Heinrich von Kleist's mit seiner Schwester Ulrike. Herausgegeben von A. Koberstein". Die Existenz dieses Briefwechsels, welcher die wichtigsten Aufschlüsse über Kleist's Leben und geistige Entwickelung, insbesondere auch über sein unglückliches Ende gibt, war seit längerm bekannt; doch hatten Familienrücksichten die Veröffentlichung desselben bisher noch verhindert, bis es endlich unserm verdienten Literarhistoriker Professor Koberstein gelungen ist, den seltenen Schatz zu heben und dadurch für die Beurtheilung des Dichters zum Theil ganz neue Gesichtspunkte zu eröffnen. Eine andere interessante Bereicherung, die unserer Memoirenliteratur bevorsteht, ist Spohr's „Selbstbiographie", die sich in dem Nachlasse des berühmten Musikers vollständig vorgefunden hat und binnen kurzem im Verlag von G. H. Wigand in Göttingen erscheinen wird; einstweilen theilt der ebendaselbst erscheinende „Telegraph" einzelne ergötzliche Bruchstücke daraus mit, die auf das Erscheinen des Ganzen begierig machen. Von Otto Jahn's „W. A. Mozart" (Leipzig, Breitkopf und Härtel), wurde soeben der vierte Band ausgegeben, womit dies wichtige und umfangreiche Werk nun vollendet ist; hoffentlich wird ihm recht bald ein vom Verfasser selbst besorgter, für die Bedürfnisse des größern Publikums berechneter Auszug nachfolgen, da das Werk, wie es jetzt vorliegt, sowol seiner großen Ausführlichkeit als seiner Kostspieligkeit halber nur einer kleinen Schar von Musikkennern und Freunden zugänglich sein dürfte.

Von Ludwig Noack's „Psyche. Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens" (Leipzig, Otto Wigand) wurde kürzlich der zweite Band vollendet; derselbe zeichnet sich aus durch Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts, wie denn überhaupt die ganze Zeitschrift die Beachtung aller ernstern Freunde der Wissenschaft verdient, namentlich bei der Stille, die übrigens in unserer psychologischen Literatur herrscht. Auch die von Heinrich Neugeboren in Kronstadt in Siebenbürgen herausgegebene „Vierteljahrsschrift für die Seelenlehre", welche in diesen Blättern früher ausführlich besprochen ward, ist in rüstigem Fortschreiten begriffen; das uns vorliegende Decemberheft bringt die Fortsetzung der schon im ersten Heft begonnenen Mittheilungen über Dr. G. Neugeboren, ferner den Schluß einer lesenswerthen Abhandlung „Ueber Erziehung im Unterricht". Die Zeitschrift soll auch für das ebenbeginnende Jahr fortgesetzt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 3. 19. Januar 1860.

Preußische Briefe.

I.

Vor wenigen Tagen ist in Berlin der preußische Landtag zu seinen regelmäßigen, alljährlich wiederkehrenden Berathungen zusammengetreten. Der Moment, wo die Vertreter eines großen Staats, in diesem Falle des größten rein deutschen Staates, sich versammeln, um über das Wohl und Wehe des Vaterlands zu berathen und Entschließungen zu fassen, deren Einfluß auch noch über die Grenzen des Landes hinaus verspürt wird, ist unter allen Umständen ein ernster und feierlicher, der jeden, welcher überhaupt an den öffentlichen Dingen theilnimmt, zum Nachdenken einladet; um wie viel mehr in diesem Falle, da, wie wir in diesen Briefen des nähern nachzuweisen gedenken, der Zusammentritt des preußischen Landtags gerade diesmal nicht nur von ganz besonderer Wichtigkeit, sondern da er auch von allen einsichtigen und wahrheitliebenden Patrioten innerhalb wie außerhalb Preußens ganz besonders lebhaft herbeigewünscht worden ist. Und so scheint dieser Moment uns denn wohl geeignet, einen flüchtigen Rückblick auf die Verhältnisse Preußens im allgemeinen und die jüngste Gestaltung derselben daran anzuknüpfen.

Zwar an Veranlassung zu einem solchen Rückblick hat es auch früher nicht gefehlt, an innerer so wenig wie an äußerer. Ungefähr in denselben Novembertagen, da wir, unter dem Zujauchzen der gesammten

bildeten Welt, die Jubelfeier Schiller's begingen, vollendete das Ministerium, das gegenwärtig in Preußen die Leitung der Dinge in Händen hat, das erste Jahr seines Bestehens (6. Novbr.). Die Anhänger des Hrn. von Manteuffel versäumten niemals, von Jahr zu Jahr die Wiederkehr des Tages zu feiern, wo dereinst das Ministerium der „rettenden That“ ins Leben getreten war; wie hängt es doch wol zusammen und woher ist es gekommen, daß trotz der zahlreichen Freunde, welche das gegenwärtige Ministerium in Preußen zählt, ja trotz der innigen und ausnahmlosen Uebereinstimmung, die angeblich zwischen ihm und dem Kern des Volkes herrscht, der erste Jahrestag dieses Ministeriums dennoch so ganz unbemerkt vorübergegangen ist? War wirklich nur die Schillerfeier daran schuld, die mit ihrem alles entzündenden, alles verschlingenden Enthusiasmus kein anderes Interesse aufkommen ließ? Verhinderte vielleicht die Bescheidenheit der Minister selbst, daß dieses Tages in irgendeiner Weise öffentlich gedacht ward? Oder hat man vielleicht nur darum nicht gefeiert, weil die Minister selbst schon zu lange gefeiert haben, wenn auch freilich in einem andern Sinne?

Die Umstände, unter denen die Entlassung des Ministeriums Manteuffel und damit der Sturz eines Systems erfolgte, das nur allzu lange auf Preußen und Deutschland gelastet und beide in den Augen der Welt auf das geringste Maß politischer Achtung und Selbständigkeit herabgedrückt hatte, leben noch in jedermanns Gedächtniß. Es war eine Staatsumwälzung, wenigstens dem Principe nach: aber diese Umwälzung ging hervor aus dem freien persönlichen Entschluß eines einzigen Mannes, die Nation, so laut sie auch der vollbrachten That zujubelte, hatte doch keinen Antheil daran, es war sozusagen ein Glücksfall, ein Geschenk, das die Götter uns nun ebenso plötzlich und ebenso verschwenderisch aus ihrem goldenen Schose zuwarfen, wie sie sich bis dahin karg und feindselig gegen uns gezeigt hatten.

Solche Glücksfälle sind für diejenigen, welche davon betroffen werden, höchst angenehm, aber viel Nutzen bringen sie selten. Schon im gewöhnlichen Leben ist das so, daß ein allzu mühelos errungenes Gut auch ebenso leicht wieder zerflattert; was wird aus der Mehrzahl der Lotteriegewinste, welche die Leute über Nacht reich machen? Ueber Nacht und auch nicht viel länger als auf die Dauer einer Nacht: denn in den meisten Fällen ist es Zaubergold, das ebenso schnell wieder zerrinnt, wie es in den Schornstein geflogen kam, ja häufig sehen wir sogar, daß die Leute, die solch unverdientes Glück heimsucht, dadurch in kurzer Zeit nur noch ärmer werden als sie vorher gewesen, und endlich ganz und gar zu Grunde gehen. Das preußische Volk, als es am Morgen des sechsten November aufstand und in der Zeitung die Nachricht von der Berufung des Ministeriums Hohenzollern-Auerswald las, befand sich

in der Lage eines solchen vom Glück heimgesuchten Lotteriespielers, es gedachte zu siegen, wo es nicht gekämpft, es gedachte zu ernten, wo es nicht gesäet hatte. Im Gegentheil, das preußische Volk — es muß ausgesprochen werden, so schwer es dem preußischen Selbstgefühl auch fallen mag — hatte sich dem ihm selbst verhaßten Regiment Manteuffel-Westphalen nichtsdestoweniger mit einer Gelassenheit und einem Mangel an Widerstandskraft gefügt, ja es hatte die Kette, an der es sich wund scheuerte, wol gar noch selbst gestreichelt und vergoldet mit einem Eifer, der einen fast an dem Charakter des Volkes irre machen konnte. Das preußische Volk war in jenen verhängnißvollen neun Jahren hauptsächlich darum so tief gesunken, weil es sich selbst hatte so tief sinken lassen; es hatte verschmäht, Gebrauch zu machen von den gesetzlichen Waffen, die ihm zu Gebote standen, nach wenigen theils übereilten, theils zu früh abgebrochenen Scharmützeln war es, ermüdet und verdrossen, vom Kampfpatz zurückgetreten und während der eine Theil der Nation den Gipfel politischer Weisheit und Bürgertugend darin fand, daß er, die geballte Faust in der Tasche, dem immer näher hereinbrechenden Chaos mit schadenfroher Neugier entgegenblickte, suchte ein anderer Theil sich dabei zu beruhigen, daß die Politik dieser Aufregungen und Anstrengungen überhaupt nicht werth sei und wenn nur Handel und Gewerbe blühen und die Actien steigen und die Häuser recht hoch im Werthe stehen, so kommt es auf das Uebrige nicht an, wenigstens nicht für Leute, die ihr Schäfchen im Trockenen haben....

Wer durch eine aufmerksame und vorurtheilsfreie Beobachtung der menschlichen Zustände gelernt hat, das Wahre vom Schein zu unterscheiden und wer sich daher auch da nicht blenden läßt, wo Charakterschwäche und Indolenz sich einmal auf einen Augenblick zusammenraffen und mit einem Schein von Begeisterung und Vaterlandsliebe vor sich her paradiren, der konnte es auch nur mit Kopfschütteln sehen, wie in demselben Augenblick, da der Prinz-Regent ein neues Ministerium berief und damit nach der allgemeinen Annahme des Publikums einen vollständigen Systemwechsel verkündigte — wie da in demselben Augenblick auch das ganze preußische Volk wie umgewandelt war. Noch vor 24 Stunden lauter gelangweilte verdrossene Gesichter, und nun auf einmal alles Jubel und Freude! Noch eben Ducken und Schweigen die allgemeine Parole des Tages, und nun Freiheit und Fortschritt an allen Ecken! Der Grimm der Selbstverachtung soeben noch das Aeußerste von Empfindung, wozu man sich verstieg, und nun alles trunken von Begeisterung und Vaterlandsliebe! Nicht von weitem wollen wir dabei behaupten, als wäre dieser Jubel nicht vom Herzen gekommen oder dieser Rausch nicht ernst gemeint gewesen; es ist ein wunderliches Ding um die Freiheit, schon der bloße Klang ihres Namens ruft selbst bei

solchen, die von ihrem Wesen nichts verstehen (und vielleicht gerade bei ihnen am allermeisten) ein gewisses fieberhaftes Entzücken, eine Art heiliger Trunkenheit hervor, die sie, wenigstens auf Augenblicke, über die gemeine Nothdurft des Lebens erhebt und die Glorie eines gewissen Idealismus um sie verbreitet. Aber brauchen wir noch erst zu sagen, daß diese Glorie nur ein Luftbild ist, ein bloßes Phantom, das bei der ersten Berührung mit der Wirklichkeit in ein farbiges Nichts zerrinnt?

Das preußische Volk freilich, in der Aufregung des Augenblicks, hielt diese Glorie für etwas sehr Reelles, es bildete sich sogar ein, sie selbst mit erkämpft und verdient zu haben. Wunderbare Naivetät des Publikums, das auch hierin wieder ganz die allgemeine Schwäche der menschlichen Natur abspiegelt! Für alle Schmach und alles Unrecht, welche dem preußischen Volk während der letzten neun Jahre widerfahren, machte es lediglich die eben abgetretenen Minister verantwortlich, es hatte kein Gedächtniß für den sehr großen und sehr wesentlichen Antheil, den es selbst an den Begebenheiten dieser jüngsten Epoche genommen, es bedachte nicht, daß ein Volk nur immer so viel von politischen Freiheiten und Rechten genießt als es werth ist, es vergaß auch, daß, hatte das System Manteuffel-Westphalen auch wirklich wie ein giftiges Schmarotzergewächs an dem Mark des Volkes gesogen, es doch immer nur seine, des Volkes eigene Schuld gewesen, daß dies Gewächs sich überhaupt hatte bilden können oder daß es nicht schon längst wieder abgeschüttelt war. Dagegen, als dies nun endlich geschah, als endlich durch den völlig freien, rein persönlichen Entschluß des Prinz-Regenten ein anderer Weg beschritten ward, da war das Volk wiederum naiv genug, diese Aenderung, an der es, wie gesagt, nicht den mindesten Antheil gehabt, auf die es nicht den leisesten Einfluß geübt, von der es nicht einmal die geringste Kenntniß gehabt hatte, sich zum Verdienste anzurechnen. Die Schuld, die alle begangen, hatte es auf wenige einzelne Persönlichkeiten geschleudert, an dem Verdienst, das sich ein einziger erworben, wollte jeder Antheil haben; so still und kleinlaut der Preuße vor dem sechsten November umhergegangen, so stolz und ruhmredig schritt er jetzt daher, er warf den Kopf in die Höhe und schaute umher durch ganz Deutschland, ob wol noch einer so politisch gebildet, so patriotisch, so tapfer, so frei wie der Preuße, nachdem er — ja nun was? nachdem nicht das preußische Volk, aber doch der Prinz-Regent die Herren von Manteuffel und Westphalen (letztern bekanntlich schon einige Wochen zuvor), denen das Volk volle neun Jahre hindurch den Nacken ruhig hingehalten, in Gnaden entlassen hatte.

Beschuldige man uns nicht der Uebertreibung. Wir wissen recht wohl, daß es auch während jener verhängnißvollen neun Jahre in Preußen sowol neben der dumpfen gedankenlosen Masse wie neben den selbst-

süchtigen Heuchlern und Liebedienern noch immer eine nicht geringe Anzahl aufgeklärter Köpfe und warmer, für das Wohl und Weh ihres Vaterlandes lebhaft empfindender Herzen gegeben hat, und auch den Druck verkennen wir nicht, den kaum merkbaren und doch auf die Dauer unwiderstehlichen, welchen diese wenigen wahren und aufrichtigen Patrioten auf die öffentliche Meinung ausgeübt. Was wir behaupten, ist nur dies, daß diese öffentliche Meinung in Preußen damals bei weitem noch nicht stark genug, die sittliche Kraft des Volks noch nicht wieder genügend hergestellt, seine politische Bildung bei weitem nicht reif und tüchtig genug war, um aus sich heraus, auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege, jene Aenderung des Systems herbeizuführen, welche nun mit einemmale, sozusagen mit einem Handumdrehen durch den Entschluß des Mannes ins Leben gerufen ward, dem eine seltsame Verkettung der Umstände das Ruder des Staats in die Hände gelegt hatte. Wäre dieser Entschluß nicht gefaßt worden, hätte der Prinz-Regent aus freiem persönlichen Antrieb nicht für zweckmäßig gefunden, die Räthe der Krone zu wechseln, das Ministerium Manteuffel-Westphalen hätte nach dem October oder November 1850 so gut fortbestanden wie vorher und dieselben Stimmen, die ihm nun in so lautem Chor ihr kreuzige! kreuzige! nachriefen, dieselben Stimmen hätten in allertiefster Devotion geflüstert und gelispelt oder Vivat geschrien und in die Trompete gestoßen, alles wie ein hohes Ministerium Manteuffel-Westphalen zu commandiren geruht haben würde....

Darum vermögen wir auch auf den Ausfall der Wahlen, die bekanntlich gleich nach dem Ministerwechsel in Preußen stattfanden, den Werth nicht zu legen, den man in Preußen selbst darauf zu legen pflegt, wenigstens nicht insoweit der Ausfall dieser Wahlen ein Prüfstein sein soll für die ungeschwächte sittliche Kraft und die politische Bildung des preußischen Volks. Sklave sein aus purer Liebhaberei, auch wenn niemand einen zum Sklaven machen will, das liegt nicht in der menschlichen Natur, das bringen nur einige düstere Köpfe zu Wege, die ihre geistige Impotenz gern mit einer gewissen religiös-politischen Romantik verbrämen möchten, und auch diese lassen es meist bei der bloßen Theorie bewenden; es hört sich ganz gut an, von der innern Beseligung zu sprechen, die darin liegt, auf allen eigenen Willen zu verzichten und sich ganz und schrankenlos dem Dienst eines geliebten Herrn zu widmen, wenn man dabei notabene geheimer Rath ist oder Präsident und so und so viel arme Beamte unter sich hat, die man knechten und schuriegeln kann, oder man ist auch Rittergutsbesitzer und mit Ausübung der polizeilichen Gewalt über so und so viel Männer und Frauen und Knechte und Mägde betraut. Wenn daher das preußische Volk das Joch, das man ihm soeben so zuvorkommend vom Nacken genommen, sich nicht mit

eigenen Händen wieder aufzuerlegen eilte, wenn es, da man ihm die Freiheit ertheilt hatte frei zu sein, von dieser Freiheit nun auch wirklich einen in der That noch immer sehr bescheidenen und mäßigen Gebrauch machte, nun bei allen Göttern der Ober- und Unterwelt, so vermögen wir doch wahrhaftig nicht einzusehen, was darin so Großes und Heldenhaftes liegt, oder welche Ansprüche auf die Theilnahme, die Bewunderung, die Führung Deutschlands das preußische Volk sich dadurch erwarb. Es hatte oft genug in reactionärem Sinne gewählt, da noch ein reactionäres Ministerium an der Spitze der Geschäfte stand; wo waren sie denn alle hergekommen, die Junker und Landräthe, die Pfaffen und Pfaffenknechte, welche den preußischen Landtag so lange zum Gespötte der Welt und zum Unsegen des eigenen Landes gemacht hatten? Das Volk hatte sie gewählt und wenn es nun jetzt, da der Wind dort oben sich gedreht hatte und da nun ein Ministerium, das sich selbst als freisinnig verkündigte, auch freisinnige Wahlen wünschte, auch wirklich der Mehrzahl nach freisinnige Deputirte aus der Wahlurne hervorgehen ließ, so war das ein sehr nahe liegendes und natürliches Ergebniß, ein Ergebniß, das im Grunde nur eine neue Variation auf das alte Thema der ministeriellen Omnipotenz war und das daher für die Bildung und den Patriotismus des preußischen Volks nicht das Mindeste entschied. Und deshalb — um dies zum Schluß unsers heutigen Briefs vorauszunehmen — war es auch ein hoher Grad von Selbsttäuschung, als das preußische Volk oder doch einige Hauptvertreter der preußischen Publicistik wenige Monate später bei Gelegenheit der nationalen Fragen, die durch den italienischen Krieg hervorgerufen wurden, sich berechtigt glaubten, im Namen und auf Grund eben dieser Wahlen und der dabei an den Tag gelegten politischen Bildung und Tapferkeit die Führung Deutschlands für Preußen zu verlangen. Auch wir haben damals dieser Führung das Wort geredet und werden es auch inskünftige thun, solange überhaupt noch ein Preußen und ein Deutschland existirt, aber wahrhaftig nicht auf Grund des politischen Verdienstes, welches das gegenwärtige preußische Volk sich erworben, oder der ungemeinen politischen Rechte, die es sich erstritten hat, sondern lediglich auf Grund des historischen Gedankens, der in der Entwickelung Preußens und seinen Beziehungen zu Deutschland überhaupt ausgeprägt liegt und der zu seiner Verwirklichung gelangen wird und muß, wenn nicht anders ganz Preußen und ganz Deutschland zu Grunde gehen soll.

Was hat nun während des eben abgelaufenen Jahres das Ministerium Hohenzollern-Auerswald, was hat insbesondere das preußische Volk selbst gethan, Preußen der Erfüllung dieser seiner Aufgabe näher zu bringen? Der Beantwortung dieser Frage wird unser nächster Brief gewidmet sein.

Ueber das Verhältniß der Sprachwissenschaft zur Geschichte.

Ein akademischer Vortrag gehalten am 3. August 1859

von

Professor Dr. **Friedrich Haase** in Breslau. *)

In meinem heutigen Vortrage mag es mir gestattet sein, zurückzukehren zu einem Gegenstande, den ich an diesem Orte vor nun fast zwei Jahren besprochen habe und der sich damals der Theilnahme nicht nur der Philologen zu erfreuen gehabt hat, welche eben versammelt waren. Es handelte sich damals von der menschlichen Sprache überhaupt und von der eines jeden Volkes insbesondere; ich suchte deutlich zu machen, daß die Sprache eines Volkes die Offenbarung des ihm inwohnenden lebendigen Geistes ist, daß sie folglich nicht ein ein für allemal fertiges und unveränderliches Mittel der Verständigung ist, sondern daß sie eine geschichtliche Entwickelung hat und daß diese nichts anderes ist als der Abdruck der lebendig fortschreitenden Geschichte des Volksgeistes, daß also, wo in den Zuständen eines Volkes große Veränderungen eintreten, diese sich entsprechend in der Sprache abbilden. Diese Betrachtungsweise muß natürlich von großem Einfluß sein auf den Sinn und die Methode, wonach die Sprachstudien zu betreiben sind; sie werden auf diese Weise erst, was sie längst hätten sein sollen, zu wahrhaft historischen Studien; neben der Geschichte des äußern, politischen Lebens stellen sie die innere Geschichte des Geistes dar, welche sich in und mit jener vollzieht; und die letztere wird im Stande sein, das gründliche Verständniß der erstern um so mehr zu fördern, weil die Documente, welche die Sprachgeschichte darbietet, der willkürlichen Täuschung nicht zugänglich sind. In der politischen Geschichte sind die Gründe bedeutender Ereignisse, die wahren Motive und Zwecke folgenreicher Handlungen oft schwer zu erkennen, weil die Menschen jederzeit ein Interesse dabei haben, sich der Mit- und Nachwelt von der günstigsten Seite darzustellen und die Absichten bei ihren Thaten um so mehr als die

---

*) Dieser Vortrag schließt sich gewissermaßen als Fortsetzung an einen frühern desselben Verfassers an, welcher in diesen Blättern, 1857, Nummer 51, abgedruckt ist. Bei dieser Gelegenheit mögen in jenem Abdruck folgende Druckfehler bemerkt werden: S. 899, Z. 21, st.: Dießel, l.: Diestel; S. 902, Z. 7 v. u. ist eine Zeile ausgefallen; es ist so zu lesen: Jede Sprache wurde — als ein — Abdruck der Logik angesehen, ebenso unveränderlich als die Logik selbst. S. 904, Z. 22, st.: habend, l.: Geschichte habend; S. 914, Z. 6, st.: in Rubriken, l.: in die Rubriken; S. 915, Z. 10, st.: heranreichte, l.: heranreifte; daselbst Z. 10 v. u. st.: der Stämme, l.: der Männer.

besten erscheinen zu lassen, je schlechter sie waren; Freiheit und Nationalität, Gerechtigkeit und Bundestreue sind oft genug als Gründe für Kriege und Revolutionen angerufen, während sie nur die Vorwände waren, mit denen das Gegentheil verdeckt wurde, und nicht jeder Tiberius findet seinen Tacitus, der das wahre Innere der verstockten Tyrannenseele durchschaut. Anders ist es mit den Zeugnissen, welche die Sprachgeschichte ablegt. Denn mag auch immerhin die Sprache gehandhabt werden mit der Absicht, um den wahren Gedanken zu verstecken, welches ja nach Talleyrand überhaupt ihre Bestimmung ist, so muß doch auch der Lügner die Sprache seiner Zeit reden; selbst der mächtigste Herrscher ist nicht im Stande, das geringste grammatische Sprachgesetz willkürlich zu ändern. Wol konnte der Kaiser Claudius ein paar neue Buchstabenzeichen einführen, obschon ihre Anwendung seine Regierung nicht überdauert hat; die Orthographie kann zwangsweise regulirt werden; es konnte in Baiern vorgeschrieben werden, den Landesnamen mit y zu schreiben, es konnte in Preußen die Orthographie des Namens der Gensdarmen bestimmt werden; aber niemals kann ein Fürst oder eine Akademie einen Casus einführen oder abschaffen, wie die Rection einer Präposition, nie den Gebrauch der Tempora und Modi, oder den Satzbau ändern, nie den Wortschatz begrenzen, wie es durch das „Dictionnaire de l'Académie française" mehr als 200 Jahre hindurch beabsichtigt wurde; hat doch im Jahre 1835 bei der sechsten Ausgabe desselben der vorzüglichste Mitarbeiter daran, Villemain, nicht einmal die Vorrede dazu schreiben können, ohne sich mehrfach über die Grenzen der darin fixirten classischen Sprache hinaus zu verirren. In allen diesen Dingen ist ein stets pulsirendes Leben und stetige Fortentwickelung; aber die Neuerungen schleichen sich unvermerkt ein, kein Mensch kann sich ihnen widersetzen; von den darin ausgedrückten Aenderungen der Denkweise wird unwillkürlich auch der ergriffen, der die Richtung des Zeitgeistes misbilligt; kurz in diesen Dingen sind auch die verstocktesten und verlogensten Menschen offen und ehrlich, insofern sie unfreiwillig Zeugniß davon ablegen, daß sie und in welcher Weise sie sich den Wandelungen des Volksgeistes angeschlossen haben, die sich in der geänderten Sprache ausdrücken. So ist es denn die Aufgabe der Sprachwissenschaft, diese Wandelungen der Sprache zunächst ihrer äußern Erscheinung nach zu constatiren und dann ihre geistige Bedeutung zu ermitteln, und dabei wird sich leicht ergeben, daß kleine und unscheinbare Beobachtungen der Grammatiker Aufschluß zu geben im Stande sind zwar freilich nicht über die einzelnen Details der Geschichte, wohl aber über die wahre Bedeutung großer und epochemachender Umgestaltungen. Dazu ist es aber erforderlich, gleichsam außerhalb der lebendigen Bewegung der Sprache zu stehen; denn wer von ihr selbst

ergriffen und beherrscht ist, dem ist es schwer oder unmöglich, sie selbst und ihre Gründe sich ruhig zu objectiviren und sie zum Gegenstand einer scharf zerlegenden Anatomie zu machen, die ja in das eigene Fleisch schneiden würde; dazu also sind todte Sprachen erforderlich, um an ihnen allmählich die innern Gesetze der lebenden erkennen zu lernen. Wir können wol in einzelnen Fällen beobachten, daß ein Ausdruck in unserer eigenen Sprache neu ist; Lachmann bemerkte, das Wort jedenfalls sei nicht vor dem Jahre 1810 gebraucht; wir wissen, seit wann wir die Sentimentalität Empfindsamkeit nennen; wir wissen, von wo die überwundenen Standpunkte und der Muth der Ueberzeugung in unsere Sprache gekommen sind; wir erinnern uns der Zeit, deren Lieblingswort und Lieblingsgedanke die Errungenschaften waren, und wir können wissen, daß jetzt das Verwerthen an der Tagesordnung ist. Aber nicht leicht sind wir im Stande, über solche immer auch nicht unwichtige lexikalische Einzelheiten hinaus in das innere Getriebe unsers eigenen Redens hineinzuschauen; das werden wir am leichtesten an todten Sprachen lernen, dort wird die Methode der Beobachtung festgestellt, dort der Schlüssel zum innern Verständniß der äußern Erscheinung gefunden werden müssen und das will ich an einem lateinischen Beispiel erläutern.

Ich beginne also mit einer ganz geringen philologischen Kleinigkeit, die ich mich scheuen würde in solcher Versammlung zur Sprache zu bringen, wenn es nicht eben meine Absicht wäre zu zeigen, wie das scheinbar Kleine mit dem Großen und Ganzen zusammenhängt.

Die Partikel autem ist eine so gewöhnliche, daß sie zu dem allerunentbehrlichsten Hausrath der lateinischen Sprache zu gehören scheint; wer sollte es für möglich halten, daß eine Seite oder mehrere geschrieben werden könnten ohne diese Partikel? Und dennoch haben wir einen ausgezeichneten Schriftsteller der Kaiserzeit, der sich dieser Partikel fast ganz enthält, nämlich Tacitus in seinen historischen Schriften. Früher, als er noch praktischer Staatsmann war und neben seinem Freunde Plinius der gefeiertste Redner seiner Zeit, hat er ohne Zweifel wie Plinius auch autem gebraucht, indem damals noch Cicero sein Muster war, wie es die Schule des Quintilian lehrte; und wenn er, wie wir gern glauben, uns in dem „Dialogus de oratoribus" ein Werk aus jener Zeit hinterlassen hat, so haben wir darin die Beweise, da in dem kurzen Dialog, der unverkennbar mit geistvoller Nachahmung des Cicero abgefaßt ist, an mehr als zwanzig Stellen autem vorkommt. Am nächsten steht dann die „Germania" mit ihrem mehr schildernden als erzählenden und noch stark oratorischen Stil; in ihr findet sich autem zweimal. Aber im „Agricola" ist die Partikel kein einziges mal zu finden, und endlich in den großen historischen Werken, den Annalen und Historien, den gereiften Früchten des höhern Alters und der Muße des

Privatlebens, für welche Tacitus den ihm eigenthümlichen historischen Stil mit künstlerischer Vollendung ausgebildet hat, ist autem mit Sicherheit nur sechsmal nachzuweisen, sodaß beinahe auf je drei Bücher nur Ein Beispiel fällt, und diese Beispiele haben überdies noch unter andern Eigenheiten das gemein, daß sie nicht in der Erzählung vorkommen, sondern nur in directen oder indirecten Reden; sie geben sich also auch da noch als ein sparsamer Nachklang des Ciceronianischen Redestils zu erkennen. Fragen wir nun, was bedeutet diese Erscheinung? Welcher Grund, welche Stimmung seines Sprachgefühls konnte den Tacitus veranlassen, ein Wort zu verschmähen, das ehemals auch ihm so geläufig gewesen war? Es ergibt sich bald, daß zu dieser Erscheinung sich noch andere verwandter Natur gesellen; Tacitus gebraucht auch andere Partikeln wenig oder gar nicht, die bei Cicero häufig sind; und so erweitert sich die kleine philologische Beobachtung über ein einzelnes Wort zu einer schon etwas allgemeinern Bemerkung, daß sich der Gebrauch der Partikeln ungemein beschränkt. Cicero bedurfte der Partikeln, um in seinem so vollendeten architektonischen Redebau, wo er harmonisch Glied an Glied fügt in mannichfacher Ueber-, Unter- und Nebenordnung, jeden Theil nach seinem Verhältnisse zu dem Ganzen zu bezeichnen und eine Reihe von Gliedern so zu einer Periode zu verbinden, daß ein herrschender Gedanke und ein sicher leitender Faden durch das Ganze hindurchgeht und jedes Stück sich willig in die ihm angewiesene Bestimmung fügt. Es ist dies die vollendete Kunst, womit die römische Republik die Reihe ihrer literarischen Schöpfungen abschloß; die Republik selbst hat sich darin gleichsam zu ihrem idealen Abbilde verklärt; denn auch sie war in ihrer schönsten Zeit ein so wohlgefügtes Ganze gewesen, in dem jedes Glied willig in sittlicher und religiöser Hingebung sich dem Ganzen dienstbar erwies, sodaß auch kämpfende Gegensätze einem höhern objectiven Gesetz sich unterordneten, frei von der Zuchtlosigkeit egoistischer Willkür. Diesen kunstvollen Bau schöner, auch durch den Wohlklang des rednerischen Numerus harmonisch abgerundeter Perioden verschmähte die unmittelbar auf den Untergang der Republik folgende Zeit. Wol mag hin und wieder in den Schulen noch mit zäher Vorliebe für das Alte sich mancher Liebhaber und glückliche Nachahmer des Ciceronianischen Stils gefunden haben, und daraus mag sich der Ursprung der dem Cicero im ersten Jahrhundert des Kaiserthums untergeschobenen unechten Reden und Briefe erklären, die bis in die neueste Zeit für echt gegolten haben und theilweis noch dafür gelten; aber dem herrschenden Geschmack sagten solche wenn auch in ihrer Art wohlgelungene Leistungen nicht mehr zu. Der Numerus des Cicero wurde zu einer abgenutzten, lästigen Melodie; die ganze Kunst periodischer Darstellung mit ebenmäßiger Gliederung galt für langweilig und

pedantisch; eine wohlgebildete Periode, bei welcher sich nach dem Gesetz des Ebenmaßes aus dem Vorhergehenden das Folgende schon im voraus wissen ließ, erweckte die Ungeduld der Hörer, welche dem Redner schon vorher zuschrien, was er eben zu sagen im Begriff war. Man verlangte in jedem Moment einen neuen Reiz, eine neue Ueberraschung; das Gesetz des objectiv herrschenden Ebenmaßes mußte also aufgegeben, die umfangreiche Gliederung der Perioden vermieden werden, und so kam man zu dem in eine Menge einzelner unverbundene Sätze zerschnittenen Redestil, von denen ein jeder soviel wie möglich emancipirt von dem Gesetz des Zusammenhangs einzeln und selbständig auftrat, unangekündigt durch eine Partikel, also möglichst überraschend und den Hörer nöthigend, den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden selbst zu erkennen; und wo eine Anknüpfung unentbehrlich war, da wurde doch immer thunlichst eine Form dazu gewählt, welche nicht eine innerliche Verbindung, sondern nur äußere Hinweisung, nicht Unterordnung, sondern Nebenordnung, nicht relative, sondern demonstrative, nicht conjunctionale, sondern adverbiale Bestimmung der Satzverhältnisse bezweckte. Wo die Natur der Dinge selbst zur Gestaltung paralleler Glieder drängte, da wurde recht geflissentlich mit einer bis zur Spitzfindigkeit gehenden Schärfe irgendeine Differenz zwischen den parallelen Begriffen aufgesucht und indem man diese in der Form ausdrückte, wurde die Gleichmäßigkeit in dem Parallelismus vermieden und durch die Ungleichmäßigkeit eine Ueberraschung gerade an den Stellen bewirkt, wo man sie am wenigsten erwarten konnte. Ich will nicht die weitern Eigenthümlichkeiten besprechen, welche den Stil der Kaiserzeit charakterisiren, sondern mich lediglich an die mit dem sparsamen Partikelgebrauch genau zusammenhängende Manier der unperiodischen Darstellung halten. Diese ist den Schriftstellern der Zeit so sehr eigen, daß sie selbst kein Geschick zu haben scheinen, größere Satzverbindungen zu bilden; wenn solche zuweilen vorkommen, sind sie im Vergleich mit denen des Cicero schwerfällig und schleppend, wo nicht, wie es beim Tacitus gewöhnlich und gleich im zweiten Kapitel der „Annalen" in einem besonders merkwürdigen Beispiel der Fall ist, an die Stelle der Sätze vielmehr eine mehrfach verschlungene Verbindung von Participien und Ablativi absoluti tritt, die in Wahrheit keine Periode, sondern nur einen einzigen stark erweiterten Satz bilden.

Vor Tacitus hat der Philosoph Seneca mit dem hervorragendsten Talent sich völlig dem modernen Geschmack hingegeben und ihn in alle seine Consequenzen hinein ausgebildet, und wie er seine Rede mit allem übrigen Zierath der rhetorischen Kunst eitel schmückt, so ist ihm auch die Manier eigen, seine Sätze unverbunden anzureihen; der Kaiser Caligula, dem es bei aller seiner Raserei nicht an Witz und Schärfe des

Urtheils fehlte, verglich daher die Rede des Seneca sehr passend mit Sand ohne Kalk. Wie man in der Ciceronianischen Periode ein Bild der Republik sehen kann, so stellen diese kurzen und auseinander laufenden Sätze, die sich von der Einordnung in einen größern Zusammenhang emancipirt haben, das treue Abbild der römischen Monarchie dar. Sie war ja hervorgegangen aus dem Egoismus der Parteihäupter sowol wie der Massen. Die erstern wollten nicht mehr ihrer Partei als Vorkämpfer dienen, sondern sie führten den Kampf auf eigene Rechnung und benutzten die Partei nur als ihren persönlichen Anhang; die Masse der einzelnen aber hatte ebenso das Streben aufgegeben, nur dem Parteiinteresse und durch dies dem ganzen Staate dienstbar zu sein; vielmehr wollte jeder nur für sich eine möglichst gesicherte und befriedigte Sonderexistenz im Privatleben, er verzichtete auf alle republikanischen Rechte des Bürgers, er überließ dem Haupt alle Befugniß das Ganze zu leiten unter der Voraussetzung, daß er dadurch auch der republikanischen Bürgerpflichten entledigt wäre, die durch die Bürgerkriege immer drückender geworden waren.

So löste sich die Bürgerschaft atomistisch auf in eine Menge von Individuen, die keinen Anspruch mehr an die Leitung des Ganzen und an berechtigte und verpflichtende Einordnung in das Ganze machten, sondern dies völlig und unbeschränkt der Verfügung Eines Mannes preisgaben, den Ehrgeiz und Macht und dann die Erbschaft an die Spitze des Staats führten. Wenn also der einzelne für seine Lebenssphäre den Inhalt verlor, an den ehemals der römische Bürger seine beste Kraft gesetzt hatte, die berechtigte Theilnahme am öffentlichen Leben, durch die er seiner zugleich sittlichen und religiösen Pflicht genügt hatte, so wurde sein Leben nunmehr ein inhaltloses, sofern es eben nur Privatleben war und kein Wunsch und kein Streben über dessen Grenzen hinausreichte. Damit stimmt in der That die Literatur überein, die gleichfalls insofern eine inhaltsleere wurde, als sie nicht mehr ihre Antriebe und ihre Zwecke in dem öffentlichen Leben fand. Die Beredsamkeit verlangte nicht mehr einen aus dem Leben selbst genommenen Gegenstand, um an ihm mit allem Eifer treuer Ueberzeugung und patriotischer Hingebung alle Kunst im Dienst der Sache selbst wirken zu lassen; die Reden verwandelten sich in Declamationen über erdichtete Streitfragen, die oft so fern von aller Verwirklichung im Leben lagen, daß eine Erwärmung des Gemüths für den Stoff gar nicht denkbar war; der Stoff war gleichgültig, nur die gegen jeden Inhalt indifferente Kunst der Form war der Gegenstand des eifrigen Bemühens. Diese declamatorische Richtung durchdrang und verdarb die Beredsamkeit auch dann, wenn diese eine wirklich gegebene reale Aufgabe vor Gericht oder im Staate zu lösen hatte, ja sie erstreckte sich weit hinaus über die

Grenzen der eigentlichen Beredsamkeit; auch die Geschichtschreibung wurde declamatorisch, ebenso die Philosophie, ja sogar alle Gattungen der Prosa, überall zog sich das Leben aus der Literatur zurück und lediglich das Behagen an der gewandten Form schien Befriedigung zu suchen.

Indessen wenn so auch sowol der Literatur wie dem Leben der Inhalt entzogen war, welchen ehemals der Staat in größter Mannichfaltigkeit dargeboten hatte, so ist doch die Frage, ob es möglich war, auf allen und jeden Inhalt zu verzichten, der die Gemüther anzog, ob nicht vielmehr der ehemalige politische Inhalt durch einen andern ersetzt wurde. Dies ist in der That der Fall. Kehren wir also zu den erwähnten unverbundenen und zerschnittenen Sätzen zurück, die wie Sand ohne Kalk auseinanderfielen, so mußte ihnen doch, um so gesondert bestehen zu können, ein Inhalt gegeben werden, der den einzelnen das Recht verschaffte, für sich zu bestehen. Dieser Inhalt mußte ein möglichst allgemeiner sein, der sich aus der Mannichfaltigkeit des indifferent gewordenen thatsächlichen Lebens in die Sphäre allgemeiner Gesetze erhob: es wurde eine Sentenz; und die Ausdrucksweise überhaupt, welche sich in der monarchischen Zeit im Gegensatz gegen die periodische der Republik ausbildete und der Partikeln entbehren konnte, war die sententiöse. Wir finden zahlreiche Belege in der Literatur der Kaiserzeit, wie unendliche Mühe man darauf wendete, jedes beliebige Besondere als Anwendung eines allgemeinen Gesetzes aufzufassen, es mit dem Ausdruck einer universellen Wahrheit zu vertauschen und diese in der Form eines einzelnen kurzen Satzes mit möglichster Schärfe auszusprechen; das war die gefeierte Kunst der Zeit, in welcher sich in der That glänzende Talente entwickelten, während es natürlich auch nicht an beschränktern Geistern fehlte, die in dem Streben nach demselben Ziel in Verkehrtheiten verfielen; wie z. B. ein Rhetor, um darzustellen, daß große Männer, wie Alexander, ihre Größe schon von früher Jugend an offenbaren, die unglückliche Sentenz machte: „Große Ströme sind schon an der Quelle schiffbar."

Mit der declamatorischen Richtung also war in gleicher Ausdehnung sofort diese Richtung verbunden, das einzelne als Beleg und Anwendung einer allgemeinen Wahrheit darzustellen; und auch dies drang in alle Gattungen der Prosa und Poesie und es erzeugte in letzterer namentlich die poetischen Sentenzen: Sammlungen und die epigrammatische Poesie, die bei den Römern von jeher nicht lyrisch oder elegisch, sondern rhetorisch aufgefaßt war und erst in Tacitus' Zeit durch Martial ihre höchste Vollendung erreichte.

Wird nun der sententiöse Stil nicht blos nach seiner Form betrachtet, sondern nach der darin sich darstellenden geistigen Richtung, so

ist er eine für die Culturgeschichte sehr bedeutungsvolle Erscheinung in dem Leben des römischen Volkes; er zeigt nämlich, wie dieses danach trachtete, sich von dem ererbten römischen Standpunkt zu einem allgemein menschlichen zu erheben. Freilich haftete den Römern vermöge ihres angestammten Nationalcharakters die Unfähigkeit an, diesem Streben eine systematische und speculative Richtung zu geben; sie sind niemals Philosophen geworden; aber in dem Bemühen, das gegebene Einzelne für sich auf seinen Grund und seine Regel zurückzuführen, aus einer Fülle von scharfen psychologischen und politischen Beobachtungen allgemeine Grundsätze zu ziehen und diese in der Form von Sentenzen auszusprechen, darin haben sie wahrhaft Großes geleistet und der Uebergang zu dieser Richtung fällt genau mit dem Uebergang aus der Republik zur Monarchie zusammen. Ihr erster Apostel ist Horaz, der in sich selbst und in seinem Leben den politischen Wechsel durchgearbeitet hatte; er wurde zum ersten Verkündiger einer neuen, den monarchischen Verhältnissen entsprechenden Lebensweisheit und zum wirksamsten Bekämpfer der republikanischen Denkweise und Kunst. Er ist es, der mit unerbittlicher Schärfe die Unfähigkeit seiner Zeitgenossen darlegt, das Ideal der Republick zu verwirklichen; er verweist sie auf die bescheidenere Sphäre des individuellen Lebens; er drängt sie zur Einkehr in sich selbst, um dort die Quellen des wahren und unverlierbaren Glücks zu suchen und das eigene Innere zu reinigen von Ansprüchen, deren Befriedigung weder erreichbar ist, noch, wenn sie das wäre, zu wahrer Glückseligkeit zu führen vermag. Wir finden daher bei Horaz eine Fülle von feinen und treffenden Beobachtungen, die von gründlicher, mit strenger und offener Selbstprüfung verbundener Menschenkenntniß zeugen, wie sie nie früher in der römischen Literatur zu Tage gekommen war, außer daß ihm die Mimographen Laberius und besonders Publius Syrus durch den Reichthum an Sentenzen ähnlichen Inhalts den Weg bahnten. Das große Interesse der Zeit für diese Richtung erklärt es, daß uns von Syrus' Werken nur die daraus gezogenen Sentenzen allein erhalten sind, wenn auch in einer durch dasselbe Interesse vielfach schwankend gewordenen Form und Zahl. Ebenso erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß die rhetorische declamatio so überaus beliebt wurde; sie blieb nicht mehr Vorübung zum Werke, sondern wurde selbst zum Werk; die dazu gewählten erdichteten Themata waren oft so weit hergeholt, so unnatürlich, ja abgeschmackt, daß man sich höchlich wundern muß, die ausgezeichnetsten und geistvollsten Männer, die ersten Größen des Staats sich dabei so überaus eifrig bethätigen zu sehen. Durch das Verschwinden der politischen Bewegungen, die sich nun in literarische Betriebsamkeit umsetzten, durch den Geschmack an cultivirter Form, welche keines lebensvollen Inhalts zu ihrer Handhabung bedurfte,

erklärt sich die Erscheinung nicht hinlänglich; man muß eben das Streben nach psychologischer Einsicht als Erklärungsgrund hinzufügen; dann wird man auch den Werth der Declamationen besser würdigen; sie nehmen den Menschen an sich und ganz allgemein und setzen ihn willkürlich in eine bestimmte kritische Lage, um dann sein Handeln zu bestimmen und zu beurtheilen. Die Analyse der Menschennatur ist aber ein Inhalt, der wichtig genug war, um die ausgezeichnetsten Männer anzuziehen, wenn dabei auch die Beziehung auf das wirkliche Leben völlig verschwand.

So sanken die glänzenden Ziele, nach denen die republikanische Tugend gerungen hatte, ihre Werkzeuge und ihr Lohn, Ruhm, Ehre, Macht, Reichthum, in nichts zusammen und über der Beschränkung der Lebensaufgaben auf den Umkreis der persönlichen Zufriedenheit, mochte nun hierbei ernste und weise Resignation oder schnöder Egoismus das Leitende sein, trat immer das römische Ideal zurück, das wesentlich ein sittlich-politisches gewesen war, und das menschliche nahm seine Stelle ein, das weder politisch noch römisch sein konnte, sondern, aufgebaut aus der Beobachtung der Kräfte und Schwächen, Zu- und Abneigungen des Menschengeistes, wurde es, soviel dies den Römern möglich war, durch die Philosophie gestützt, insbesondere durch die stoische, welche es recht eigentlich übernahm, die alte, ehemals bewußtlos fortgepflanzte Römertugend in allgemeine Principien umzusetzen und danach das Leben des einzelnen mit freiem Bewußtsein umzugestalten; sie war nicht speculativ bei den Römern, sondern praktisch, und ihr hauptsächliches Mittel zu praktischer Wirksamkeit war die glänzende Rhetorik im Geschmack der Zeit mit einer Fülle schöner und erhebender Sentenzen. Wenn auch ein Kreis durch edeln Charakter ausgezeichneter Männer es versuchte, ihrer Tüchtigkeit und ihrem idealen Streben einen freien Raum im öffentlichen Leben zu erringen und so eine politische Thätigkeit wiederzugewinnen, welche der republikanischen ähnlich wäre, so endigten doch die Bestrebungen dieser Art meist mit dem Märtyrertode und die Bemühung des Tacitus und seiner Gesinnungsgenossen, eine Vermittelung zwischen Freiheit und Monarchie zu finden, wozu die Kaiser Nerva und Trajan die erfreulichsten Hoffnungen darboten, erlag der allgemeinen Erschlaffung, aus der sich die Römer nie wieder erhoben haben. Der Widerwille gegen das öffentliche Leben und gegen die eigene hingebende Thätigkeit darin erwies sich viel mächtiger. Die Stoiker selbst förderten die Abneigung durch die Idealität ihrer Forderungen, für deren Verwirklichung sich selbst unter guten Kaisern in den gegebenen Lebensbedingungen kein Boden fand; so standen sie mit der schwunghaften Abstraction ihrer Sentenzen außerhalb des Lebens und konnten nur in der Einsamkeit oder in dem engen Kreise Gleichgesinnter sich einbilden, als

vollendete Weise zu leben. Die große Masse des Volks hatte schon längst keine andern Interessen mehr als die materiellen: panem et circenses; die Aristokratie war zufrieden, wenn sie die Fortdauer ihrer glänzenden Namen und ihres Census durch einen möglichst kurzen servilen Staats- und Hofdienst erkaufen und sich dann in die Stille des Privatlebens zurückziehen konnte. Als Servilius Vatia sein langes Leben in einer prächtigen campanischen Villa ungestört hinbrachte, wurde er allgemein für besonders glücklich gepriesen und man sagte von ihm: „O Vatia, du allein verstehst zu leben", während man richtiger, wie Seneca meint, an seine Villa hätte schreiben sollen: „Hier ist Vatia begraben", und solche Beispiele wiederholten sich immer häufiger. Die Entfremdung vom öffentlichen Leben, die eigentliche inertia, in die man sich anfangs aus Noth und Furcht mit Widerwillen zurückzuziehen meinte, beschlich allmählich die Gemüther mit geheimem Reiz und fesselte ihre Vorliebe; nach dem Sturz der Tyrannei des Domitian in der glückseligen Zeit des Nerva und Trajan klagt Tacitus, daß jene Nachwehen der Knechtschaft nicht verwunden werden konnten und daß nur wenige übrig waren, die, wie er, an der glücklichern Gestaltung des öffentlichen Lebens thätig mitarbeiten wollten. Jeder wollte nur sich selbst leben, nicht als römischer Bürger, sondern als Mensch Befriedigung suchen, und damit gab die römische Welt sich selber auf, ohne sich doch aus sich selber zu einer neuen Welt erbauen zu können: aber sie bereitete sich auf diese Weise vor, um die neue Befriedigung willig zu empfangen, die das Christenthum der Menschheit brachte.

So sind wir von der Partikel autem und von der wechselnden Gestaltung des Redebaus zu dem sententiösen Stil und zu dem allgemein menschlichen Inhalt und Interesse hingeführt worden, das sich mit ihm verband und für das er die angemessene und nothwendige Form war; es zeigte sich darin schließlich die innere Zerstörung der altrömischen Denkweise und es wurde deutlich, daß in der Zerstörung selbst eine neue und große Schöpfung heranreifte: die höhere Entwickelung der Menschheit durch das Christenthum. Möge es denn immer mehr erkannt werden, daß, wie in allem historischen Stoff, so auch in den kleinen grammatischen Einzelheiten der Sprachgeschichte die großen Wandelungen menschlicher Geschicke sich vollziehen und abbilden und daß wir wohl berechtigt sind, an der Pforte der Sprachwissenschaft denen, die gleichgültig vorübergehen möchten, zuzurufen: intrate, nam et hic dii sunt!

Ostsee-Märchen.

Von

Ernst Wichert.

Nichts Wicht'gers weiß ich heut' zu thun,
Als hier am Strand zu liegen
Und ohne Müdsein auszuruhn;
O wohliges Vergnügen,
Mich an den warmen Sand zu schmiegen,
Und über Nase, Bart und Kinn
Zu sehn, wie immer her und hin
Die Meereswogen wiegen.

Läg' ich, ein mächt'ges Straußenei
Im Sand, im heißdurchglühten,
Ich stellt's der lieben Sonne frei,
Mich kräftig auszubrüten.
Je nun, die Sonne wird sich hüten;
Denn käme solch ein Vogel aus,
Da würd's am End' ein Dichter-Strauß
Ganz gegen alle Mythen.

Gedanken hin, Gedanken her,
Wer wird denn immer denken?
Man zählt doch nicht den Sand am Meer,
Will nicht die Wogen lenken.
Der Weise lernt sich einzuschränken;
Zu groß, zu groß ist die Natur,
Erhaben bleibt das Eine nur:
Sich in das Nichts versenken.

Im Nichts allein ist sel'ge Ruh',
Die Welt besteht im Schwanken —
Mir fallen schon die Augen zu
Vor lauter Nichts-Gedanken.
Das ist um mich ein Wehn und Wanken;
Es ziehn, noch kann ich's schimmern sehn,
An mir vorbei die Wasserfee'n,
Die sonnengrünen, schlanken.

Ihr weißes krauses Ringelhaar
Schwimmt schaukelnd auf den Wogen;
Es spielt um mich die lock're Schar
In immer engerm Bogen.
Schon langt ein Nixchen, keck verwogen,
Am Strand hinauf nach meinem Fuß,
Ein zweites folgt — er muß, er muß
Hinab, ins Meer gezogen!

Ich möchte schrein, die Zunge stockt,
Kein Glied läßt sich bewegen;
Die ganze grüne Schar frohlockt,
Neckt mich mit Wellenregen.
Schon geht's blitzschnell hinab am schrägen
Naßkalten Ufer — seht euch vor!
Die Wasser brodeln um mein Ohr,
Mir graut auf solchen Wegen!

Hinab, hinab! — Wie wird's so kühl,
Wie wird's so lautlos stille!
Statt wellentanzendem Gewühl
Hier unbewegte Fülle!
Und immer dunkler wird die Hülle,
Kein Fischlein wagt sich bis hierher,
Wie leblos starrt das weite Meer,
So regungslos, so stille!

Wohin, ihr bösen Wasserfrau'n,
Wohin wollt ihr mich ziehen?
Soll ich nie mehr die Sonne schaun,
Der Erde Lusterglühen?
Soll keine Blume mehr mir blühen,
Kein Vogelsang mein Herz erfreun?
Ich glaub', auch ihr ließt mich allein;
Laßt mich mit euch entfliehen!

Ob ich noch sinke, weiß ich nicht,
Mein Herz ist voll Bekümmern —
Da scheint es unter mir wie Licht
Vom Grund herauf zu schimmern;
Und immer munt'rer wird das Flimmern,
Ist's Wirklichkeit, ist's Traumeswahn?
Da steht auf blendendweißem Plan
Ein Haus mit tausend Zimmern.

Kein Zweifel mehr: ein Salzpalast!
Krystall'ne Mauern fassen
In weitem Kreis, unzählbar fast
Gewirr von Höfen, Gassen.
Die Dächer glänzen hell; schon lassen
Sich zierliche Gesimse schaun,
Die tausend Fenster überbaun,
Gestützt von Säulenmassen.

Rings Berg und Feld mit Salz beschneit
Und Wälder von Krystallen;
Es wölbt als grüner Himmel weit
Das Meer sich über allen.

Es ziehn aus des Palastes Hallen
Die Wasserfrau'n in dichten Reih'n
Und singen hell: wir warten dein,
Mag dir's bei uns gefallen!

Sie schweben tanzend mir zuvor,
Sie reichen mir die Hände,
Sie führen mich durch Thür und Thor
In Zimmer ohne Ende.
Da glänzen spiegelhell die Wände;
Mit Bernsteinzierath übersä't
Ist Deck' und Boden und Geräth
Und Thür- und Fensterblende.

Da öffnet sich ein weiter Saal;
Die Bernsteinwölbung tragen
Durchsicht'ge Säulen ohne Zahl,
Und aus den Wänden ragen
In künstlich ausgewählten Lagen
Vielfarb'ge Muscheln groß und klein;
Der Boden strahlt wie Edelstein,
Man tritt darauf mit Zagen.

Auf hohem Thron von Bernstein sitzt
Ein Weib, mit holdem Beugen
Das Haupt auf einen Arm gestützt.
Die Meerfrau'n alle neigen
Sich tief in ehrfurchtsvollem Schweigen
Vor ihr als der Gebieterin;
Sie lächelt freundlich zu uns hin
Und grüßt den bunten Reigen.

„Habt Dank, daß ihr das Menschenkind
Entführt vom öden Strande" —
Die wunderbare Frau beginnt —
„Willkommen unserm Lande!
Erkenne mich, die oft genannte,
Die vielgeprief'ne Bernsteinfee;
Mein sind die Schätze dieser See
Und was der Meergrund bannte.

„Willkommen sei in meinem Reich!
Laß dir vor uns nicht bangen.
Wir tragen, sind wir Meerfrau'n gleich,
Doch menschliches Verlangen.
Schon manchen ist's wie dir ergangen;
Denn viele tausend Jahre schon
Muß ich für meinen Bernsteinthron
Die Hofpoeten fangen.

„Das ging vor Zeiten leicht genug,
Es galt nur auszuwählen;
Jetzt aber, seit die Welt so klug,
Ist nicht mehr drauf zu zählen;
Nun schwärmen alle Dichterseelen
Für Freiheit, Völkerglück, Gefahr,
Bald, fürcht' ich, wird es ganz und gar
An Hofpoeten fehlen.

„Die Herrscher finden sich darin,
Doch wir als schwache Frauen,
Wir mögen gern mit eitlem Sinn
Uns an uns selbst erbauen
Und in den Dichterspiegel schauen;
Du weißt, ein wenig Schmeichelei
Läßt gern man den Poeten frei,
Will man der Kunst vertrauen.

„Doch daß es dir bei uns gefällt,
Sollst du zuerst erblicken
Die Schätze meiner Bernsteinwelt;
Schau, vor dir und im Rücken!
Vorweltlich misgeformte Mücken,
Auch kannst du Käfer dir erspähn,
Und Blumen, noch so frisch und schön,
Als könnte man sie pflücken.

„Doch merk' ich, das ist nichts für dich;
Man fesselt die Poeten
Nicht hier noch irgendwo an sich
Mit solchen Raritäten;
Zu größern Wundern sollst du treten,
Sollst schaun, was unter uns gedeiht,
Obgleich die Stürme alter Zeit
Den Meergrund drüber wehten." —

Sie steigt vom hohen Thron herab
Und führt mich ohne Fragen
Zu einer Höhle tiefem Grab;
Ich folg' ihr voller Zagen.
Viel tausend Bernsteinstufen tragen
Uns abwärts, bis wir endlich stehn,
Und weitverbreitet vor uns sehn
Die Welt verklung'ner Sagen.

Aus Blattgewächsen, die nicht mehr
Der Erde angehören,
Steigt auf zur Decke hoch und hehr
Ein Urwald ries'ger Föhren,

Woran in Büscheln dichte Aehren
Von Nadeln, spitz und scharfgezähnt,
Die starken Aeste rings umkrönt
Mit ihrer Wucht beschweren.

Viel wunderliches Flügelthier
Schwirrt munter auf und nieder;
Es glänzt in bunter Farbenzier
Der Vögel Prachtgefieder.
Am Boden kriechen hin und wieder
Geschuppte Schlangen; nah daran
Reckt träg' ein Riesenkrebs heran
Die langen Panzerglieder.

Ein Ungethüm mit Vogelleib
Und Krokodilesrachen
Wälzt sich, wie's scheint zum Zeitvertreib,
Nicht fern in schlamm'gen Lachen,
Umringt von beutegier'gen Drachen;
Ein Hirsch mit stattlichem Geweih
Macht sich den Weg durchs Dickicht frei,
Daß rings die Aeste krachen.

Doch größ're Wunder gibt's zu schaun:
Denn aus geborst'nen Rinden
Sieht man Goldtropfen niederthaun,
Zum Bernstein sich verbinden.
Die Quellen scheinen nicht zu schwinden,
Die Ströme stets sich zu erneun;
Am Boden läßt sich, hart wie Stein,
Die edle Masse finden.

Wie ich noch staune, spricht zu mir
Die Bernsteinfee: „Nun sage,
Gefällt dir dieses Jagdrevier
Und bleibst du ohne Klage?
Das ist die Welt vom alten Schlage;
Wer dies erschuf, was hier gedieh,
Der hatte doch noch Phantasie,
Die mangelt heutzutage.

„Hier hat die Poesie genug
Zu rühmen und zu schildern,
Für manchen neuerfund'nen Zug
Fehlt's hier dir nicht an Bildern.
Um den grotesken Ton zu mildern,
Studirst du mich von Zeit und Zeit;
Im Dienste echter Weiblichkeit
Wird nicht dein Lied verwildern."

Ach liebe, gute Bernsteinfee,
Das kann ja nicht geschehen!
Mein Herz sehnt sich nach Sonnennäh',
Hier würd' es bald vergehen;
Dort muß ich sein, wo Geisteswehen
Die Welt alloffenbar bewegt,
Wo täglich sich die Erde regt
In jugendlichem Auferstehen.

Und sollt' ich all mein Leben lang
Ein herbes Schicksal tragen,
Das Leben ist des Lebens Dank,
Und thöricht drum zu klagen;
Hier müßt' ich an mir selbst verzagen!
Dort muß ich sein, wo Leid und Lust,
Dort muß ich sein, wo Brust an Brust
Zwei Menschenherzen schlagen.

Ich liebe jene bunte Welt
Von wechselnden Gestalten,
Die sich im Gleichgewicht erhält
Durch streitende Gewalten;
Die warmen Tage und die kalten,
Auf Himmelsblau der Wolken Weiß,
Des Herbstes Sturm, des Winters Eis,
Des Frühlings Prachtentfalten!

Ich liebe jene Menschenwelt
Mit ihrem kräft'gen Ringen,
Dem Stoff, der sich entgegenstellt,
Gehorsam aufzuzwingen;
Die Leben weckt in todten Dingen,
Die ruhlos nie sich selbst genügt,
Vom Erdensandkorn aus durchfliegt
Das All auf Geistesschwingen.

Hier schauert die Vergangenheit
Und lügt versargtes Leben;
Ich aber bin ein Kind der Zeit,
Die Dasein mir gegeben.
Des Daseins Lust ist Vorwärtsstreben!
Und färbt der Tod die Wangen bleich,
So muß mein Hoffen in das Reich
Der bess'ren Zukunft schweben! —

Da dröhnt der Boden unter mir
Von mächtigen Gewittern,
Erdbeben scheinen dort und hier
Den Meergrund zu erschüttern;

Der Ries'nbäume Reih'n zersplittern,
Ich will treppauf entfliehn mit Hast —
Da seh' ich schon den Salzpalast
Ob meinem Haupt erzittern.

Hinauf, hinauf! zu Luft und Licht!
O Luft, o Licht, o Leben! — —
„Ei lieber Herr, schlaft länger nicht,
S' wird bald ein Wetter geben.
Was habt Ihr denn? Ihr scheint zu beben?
Seht dort, die See wirft kräftig Tang,
Da lohnt's der Müh' am Strand entlang
Den Bernstein aufzuheben!" —

Literatur und Kunst.

Länder- und Völkerkunde.

Diese Ueberschrift ist fast zu schwerfällig für ein Buch von so überwiegend belletristischem Gepräge wie Julius Rodenberg's „Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch" (Berlin, Springer). Doch geschieht es mit gutem Bedacht, daß wir dasselbe gerade unter dieser Rubrik hier einreihen: wir wollen damit zu erkennen geben, daß dies „Alltagsleben in London" keineswegs zu jenen alltäglichen Producten gehört, wie unsere neueste Touristenliteratur sie hervorzubringen pflegt und die dann mit Recht zum größten Theil ebenso rasch wieder vergessen werden, wie sie entstanden sind. Rodenberg's „Alltagsleben in London" hat gerechten Anspruch auf eine längere Dauer und eine ernsthaftere Beachtung, als sie jenen Eintagsfliegen des literarischen Marktes in der Regel zu Theil wird; das Buch trägt allerdings einen wesentlich belletristischen Charakter, es ist leicht, zierlich, mitunter sogar ein wenig flüchtig geschrieben, aber dennoch sieht aus allem nicht nur die genaue Kenntniß hervor, welche der Verfasser von seinem Gegenstande besitzt, sondern ganz besonders auch der sittliche Ernst und die künstlerische Gewissenhaftigkeit, mit welchen er an seine Aufgabe gegangen. Der Verfasser, durch mehrmaligen Aufenthalt in England mit den dortigen Zuständen vertraut, hat seinen jüngsten Aufenthalt in London benutzt, Seiten des dortigen Lebens und Treibens zu studiren, welche sich dem Auge des gewöhnlichen Touristen verhüllen oder vielmehr in die er selbst nicht einzudringen vermag, weil er viel zu unstet, viel zu flüchtig ist und bei allem was er sieht und hört schon viel zu sehr an das Buch denkt oder doch wenigstens an das Artikelchen, welches er darüber schreiben will. Im Gegensatz zu dieser athemlosen Hast, diesem forcirten unruhigen Treiben, das uns in der Mehrzahl unserer heutigen Reiseschilderungen entgegentritt, athmet dies „Alltagsleben in London" eine Ruhe und Sinnigkeit der Betrachtung, es ist darin eine liebevolle Vertiefung ins einzelne, verbunden mit einer Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, welche den Leser höchst angenehm berührt. Das Buch zerfällt in zwei größere Abschnitte. In dem

ersten, „Frühling und Sommer" überschrieben, schildert der Verfasser uns seine Frühlingsfahrt durchs Nordmeer (wobei wir nur die Judengeschichte von „upstärs und daunstärs" am Schluß weggewünscht hätten, es ist die uralte Anekdote von „enten und drenten", die wir vor 30 oder 40 Jahren in Castelli's „Bären" lasen); er macht uns mit den Contrasten und Nachtseiten des englischen, insbesondere des londoner Lebens bekannt, in „Minnie, sweet Minnie" läßt er uns einen erschütternden Blick thun in das glänzende Elend, auf das wir gerade in London so häufig stoßen; er schildert einige beliebte londoner Vergnügungsorte, setzt uns den Einfluß der Annonce in ergötzlichen Beispielen auseinander, beschreibt das Parlament und die Clubs ꝛc. Im zweiten Abschnitt „Herbst und Winter" wird uns zuerst die „Tragik des Nebels" geschildert, also ein echtes Stück londoner Lebens, worauf wir unter der Ueberschrift „Eine Tochter der City" ein frappantes Seitenstück erhalten zu jenen neuesten Entführungsgeschichten, von denen die londoner Zeitungen soeben Meldung thun: die Tochter eines reichen angesehenen Mannes verliebt sich in einen ordinären Cabman, sie wird sein Weib, theilt alle Noth und alles Elend mit ihm und stirbt endlich infolge der Mishandlungen, welche sie von dem rohen Trunkenbold täglich und stündlich zu ertragen hat, und noch im Tode ist ihr letztes Wort eine fromme Lüge, durch welche sie den Elenden von seinem Antheil an ihrem unseligen Ende freizusprechen sucht. Den Schluß des Bändchens bildet eine Schilderung des „Guy-Fawkestags" und der „Lordmayor-Schau" und „Weihnachtsfreuden und Valentinstag". Das Ganze ist eine recht angenehme Lectüre, die wir allen, die London kennen und nicht kennen, bestens empfehlen.

Auch die „Skizzen aus dem russischen Provinzialleben von Soltikow. Deutsch von A. Meklenburg, kaiserlich russischem Oberlehrer" (2 Bde., Berlin, Springer) gehören zwar eigentlich der belletristischen Literatur an, es sind Novellen und novellistische Schilderungen, der ernstere Sinn jedoch, der sich durch dieselben hindurchzieht, gibt uns ein Recht, das Buch ebenfalls der obigen Kategorie einzureihen. Wie in dem Rodenberg'schen Büchlein, bildet auch in diesen „Skizzen" das sociale Interesse den eigentlichen Grundton, nur sind die russischen Zustände der Mehrzahl des Publikums bei weitem unbekannter, sie sind überdies an und für sich noch frappanter, greller, erschütternder und so sind auch die Schilderungen, welche der Verfasser uns davon gibt und bei denen ihm jener unerbittliche Realismus die Feder geführt hat, der die moderne russische Literatur überhaupt beherrscht, ungemein fesselnd und farbenreich ausgefallen. Der Verfasser besitzt ein wunderbares Darstellungstalent; man kann sich nichts Lebhafteres, nichts Ergötzlicheres denken als seine Schilderung des kleinen Beamten, des Secondelieutenants, des armen Edelmanns, der in der Provinz versauert und verbauert, immer das Auge nach Petersburg gerichtet, diesem Paradies des russischen Beamtenthums, während doch gerade die Provinz ihm die allerreichlichste Gelegenheit bietet, die ihm anvertraute Heerde zu scheren und zu schinden nach Belieben. Diese Provinzialbeamten, so despotisch, so aufgeblasen und dabei so schmuzig und so erpicht auf die kleinsten Vortheile, diese Revisoren, so gefürchtet, so majestätisch daherschreitend und dabei mit allen Schwächen der menschlichen Natur so vertraut und so geneigt, Nachsicht mit ihnen zu haben, diese eitlen Kaufmannsfrauen, diese gelb- und

namenlosen Prinzessinnen und Fürstinnen, die in irgendeiner obscuren Provinzialstadt einen Schattenhof um sich versammeln, dieses gemeine Volk endlich, diese Bauern, von Natur so gutmüthig, so froh gelaunt und durch jahrhundertlange Knechtschaft und Entwürdigung so verthiert und um das letzte Restchen menschlicher Würde gebracht — wie sich das alles so frisch durcheinander bewegt! wie das leibt und lebt und unser Auge selbst da noch gefesselt hält, wo unser Herz sich mit Abscheu zurückwendet! Denn erquicklich oder wohlthuend sind diese Bilder trotz ihrer Naturtreue oder vielmehr gerade wegen derselben allerdings nicht; es ist ein Chaos von sittlicher Auflösung und Verwilderung, das uns unter dieser lachenden Hülle angähnt. Aber gerade dieser abschreckende Eindruck war es, was der Verfasser beabsichtigte; wie die gesammte neuere russische Literatur, ist auch seine Schrift wesentlich Tendenzschrift, die ästhetische Wirkung ist ihm Nebensache, sein Hauptzweck ist dahin gerichtet, die kranken und ungesunden Seiten des russischen Lebens, speciell des Provinziallebens an den Tag zu ziehen, und wenn er dabei zuweilen die zarte Grenzlinie des Schönen überschreitet und mit einer Art von schadenfrohem Behagen in den offenen Wunden wühlt, so ist das allerdings ein künstlerischer Fehler, aber ein Fehler, der sich aus den öffentlichen Zuständen Rußlands zur Genüge erklärt und der, mag er auch das Misfallen des Kritikers erregen, doch dem patriotischen Herzen des Verfassers alle Ehre macht. Auch ist er selbst sich über den Standpunkt, den er dabei einnimmt, vollkommen klar; am Schluß der Einleitung (I, 15) heißt es wörtlich: „Ja, ich liebe dich, du ferner, von niemand berührter Bezirk! Deine weiten Räume und die Treuherzigkeit deiner Bewohner sind mir theuer. Und wenn meine Feder nicht selten solche Saiten deines Organismus berührt, welche einen unangenehmen und falschen Ton von sich geben, so geschieht dieses nicht aus Mangel an inniger Sympathie für dich, sondern recht eigentlich deshalb, weil jene Laute trauererregend und schmerzhaft in meiner Seele widerklingen. Der Wege, dem Allgemeinen zu dienen, gibt es viele; ich aber wage zu glauben, daß die Enthüllung des Bösen, der Lüge und des Gebrechens ebenfalls nicht nutzlos sei, um so weniger, wenn sie auf einer lebendigen Sympathie für das Gute und Wahre beruht. Ich wage zu glauben, daß wir alle, vom Kleinsten bis zum Größesten, im Hinblicke auf den hartnäckigen und unablässigen Kampf mit dem Bösen, welchen diejenigen unternommen haben, in deren Händen die Geschicke Rußlands ruhen — daß wir alle verpflichtet seien, nach Kräften in diesem Kampfe mitzuringen und ihn zu erleichtern.“ Die Uebersetzung ist, soweit sich ohne Kenntniß des Originals darüber urtheilen läßt, mit Sorgfalt gearbeitet, wenigstens liest sie sich leicht und fließend und erinnert uns nirgends daran, daß wir es hier überhaupt mit einer Uebersetzung zu thun haben, und bei der eigenthümlichen dramatischen Lebhaftigkeit, durch welche der Stil des Verfassers sich auszeichnet, sowie bei den vielen absonderlichen Wendungen desselben ist das ein Lob, das gewiß nicht ganz leicht zu erringen gewesen.

Schließlich erwähnen wir hier noch ein soeben erschienenes Werk von Ludwig August Frankl, dem bekannten österreichischen Dichter: „Aus Aegypten“ (Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt). Das Buch bildet einen Nachtrag oder eine Ergänzung zu der zweibändigen Reisebeschreibung, welche der Verfasser vor etwa anderthalb Jahren unter dem

Titel „Nach Jerusalem!“ erscheinen ließ und über die ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift im Jahrgang 1858, II, S. 670 ausführlicher berichtet hat. Der Bericht fiel nicht ganz zu Gunsten des Verfassers aus und auch dem vorliegenden Werke vermögen wir nicht allzu viel Gutes nachzusagen; in sachlicher Hinsicht wenig oder nichts Neues enthaltend, ist es in jener mit Bildern und Metaphern überladenen, forcirten Sprache geschrieben, in welche die österreichischen Poeten so leicht verfallen, wo sie sich einmal zur Prosa herablassen. Auch hat der Verfasser nicht genügend verstanden, das Wichtige von dem Unwichtigen zu sondern; sein Buch enthält vieles, was in dem Privattagebuch ganz an seiner Stelle gewesen sein mag, was aber das Publikum wol schwerlich interessirt. Nur nach zwei Seiten hin bietet dasselbe wirklich Interessantes und Neues: das sind erstlich die genauen und ausführlichen Angaben, welche der Verfasser über die Verhältnisse und Zustände der ägyptischen Juden macht, ein Thema, das ihm, dem Glaubensgenossen derselben, natürlich besonders nahe liegen mußte und auf das er überdies durch die eigenthümliche Veranlassung der ganzen Reise — dieselbe geschah, wie unsere Leser sich erinnern, im Interesse einer Stiftung, welche eine reiche Dame in Prag, Frau Elise Herz, geborene von Lämmel, zu Ehren ihres verstorbenen Vaters in Jerusalem gemacht und mit deren Ausführung sie den Herrn Verfasser beauftragt hatte — noch ganz ausdrücklich hingeführt wurde. Zweitens aber enthält das Buch eine nicht unbeträchtliche Anzahl orientalischer Legenden, Sagen und Märchen, unter denen sich manches Anmuthige und Lehrreiche befindet und auf die wir daher die Freunde der Sagen- und Märchenliteratur aufmerksam machen. Freilich findet sich dafür unter dem, was der Verfasser aus seinen eigenen Vorräthen hinzuthut, manches Wunderliche und Schiefe; insbesondere verleitet ihn das an und für sich sehr lobenswürdige Interesse für seine Stammgenossen zu mancherlei übertriebenen und einseitigen Aeußerungen, durch die er der Sache, die er vertreten will, natürlich mehr schadet als nützt. So spricht er S. 40 fg. von den Märchenerzählern des Morgenlandes und den Romanen und Liedern, welche dieselben vorzutragen pflegen und in denen „die Christen als die furchtbarsten Menschen, als Mörder, Räuber, Frauenschänder, als Freiheitsvernichter, blutdürstige Eroberer“ dargestellt werden. „Diese Romane“, setzt er hinzu, „flößen mehr Haß und Zorn in die mohammedanischen Gemüther als der Koran und die Willkür der europäischen Consuln.“ Das bringt ihn dann darauf, daß auch bei uns im Abendland noch allerhand düstere Sagen und Märchen von langbärtigen bösen Juden, von Kindern, welche die Juden abschlachten, um am Osterabend Christenblut zu trinken u. in Umlauf sind und davon wieder — denn solche Sprünge und Uebergänge oder, um es minder höflich auszudrücken, ein solches Umherirren vom Hundertsten ins Tausendste gehört ganz zum Charakter dieser Reisebeschreibung — nimmt er Veranlassung zu nachstehender wunderlichen Expectoration, die wir, natürlich mutatis mutandis, wol eher von einem fanatischen Priester als von einem Manne erwartet hätten, der wenige Zeilen zuvor seine Stimme so laut und dringend für Duldung und Humanität erhebt. Der Passus steht S. 41 und lautet wörtlich: „Der glorreiche Sieger bei Aspern, Erzherzog Karl, verbot ausdrücklich in Wien die Aufführung des todesmuthigen „Prinzen von Homburg“ zu einer Zeit, wo der

österreichischen Armee der Todestrotz noth that, mit dem sie das deutsche Vaterland befreien half. Ebenso müßte, wenn nicht nach allen Richtungen hin dieselbe Freiheit gegönnt ist, der «Kaufmann von Venedig» von den Bühnen verschwinden, bis er nicht mehr einen künstlich wach erhaltenen Volkshaß nähren kann und die Zuschauer gebildet genug sind, jenes Schauspiel als ein geniales Kunstwerk zu betrachten und nicht als ein stammgehässiges dramatisches Manifest in sich aufzunehmen. Eine solche Maßregel wäre um so gerechtfertigter, seitdem es historisch nachgewiesen ist, daß es unter Papst Sylvester V. ein Christ und kein Jude gewesen ist, der auf die wörtliche Erfüllung des ihm zugestandenen Rechtes bestand: ein Pund Fleisch einem Juden aus dem Leibe zu schneiden. Selbst der protestantisch klare, unsterbliche Dichter huldigte so dem gemeinen Vorurtheile seiner Zeit, indem er den Fall umkehrte." Also die crasseste Theatercensur üben, die je erhört ist, und eins der ersten Meisterwerke Shakspeare's verbieten, damit nur ja kein nervenschwacher Jude Aergerniß daran nimmt! Denn daß irgendein Christ, der Shakspeare's Shylock das Messer wetzen sieht, darum nun auch wirklich glaubt, die Juden schnitten ihren Schuldnern noch heutzutage das Fleisch vom Leibe, das ist denn doch eine gar zu abgeschmackte Voraussetzung; die Leute, die heutzutage das Theater besuchen, Juden wie Christen, die wissen auch schon, was es damit auf sich hat, und daß die Shylocks unserer Tage — und zwar wiederum Juden so gut wie Christen — gar nicht mehr nöthig haben, zu so exorbitanten Mitteln zu greifen. Aber das ist ja die alte Erfahrung, daß gerade diejenigen, welche die Freiheit am öftersten im Munde führen, sie am allerwenigsten zu üben verstehen: „sie wollen frei sein und wissen nicht gerecht zu sein" — sie wollen freie Meinungsäußerung, und wo eine Aeußerung ihnen nicht gefällt, da schreien sie nach Verboten und Censur....

R. P.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

Ende December 1859.

Lgrn. Wir kommen hier gar nicht mehr aus den Geburtstagen und Jubiläen heraus; wir sind eben wie alle Welt reich an Erinnerungen vergangener Größe, blutarm an eigener Production und Thatkraft. Zuerst wurde Schiller — in partibus infidelium — gefeiert; dann folgte e Freie Universität, welche ihre Silberne Hochzeit beging; den Schluß machte König Leopold, welcher sein neunundsechzigstes Jahr zurücklegte.

Unsere Universität heißt „frei", weil sie vom Staate und von der Kirche ganz unabhängig ist, gewissermaßen ein wissenschaftliches Geschäft auf Actien darstellt. Sie hat freilich auch ihre Religion, den aufgeklärten Deismus, den Hintergrund alles doctrinären Liberalismus; da aber diese Religion keinen Papst und keine Bischöfe hat, oder doch diejenigen Herren, welche sich herausnehmen sollten, Papst und Bischof zu spielen, jedesmal rasch abgesetzt werden können, so blüht die Universität in ziemlich fröhlicher „Anarchie" fort. Dies ist ihr Vorzug vor der löwener katholischen Universität, welche

übrigens auch „frei" vom Staate ist und jüngst ebenfalls wegen ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens banketirte.

Im altehrwürdigen Rathhaussaale zu Brüssel wurde die theoretische Jubelfeier der Freien Universität begangen, während Tags darauf die Praxis in Form eines Festmahles mit gefüllten Humpen auf derselben Stätte vollzogen wurde, wo neun Tage vorher das Markgrafenthum der Deutschen seine Lanze wider die Fransquillons zu Ehren Schiller's gebrochen hatte. Im Rathhaussaale hielt der Curator der Universität, ehemaliger Kammerpräsident Verhaegen, die Festrede. Er erklärte, nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen sei die Universität Brüssel eine „nothwendige Institution" geworden. „Wir haben nicht geduldet, daß der blinde und unintelligente Glaube den Platz der Vernunft einnahm; die Wissenschaft, in enge Grenzen eingepferchi, sollte nicht ihren Zauber und ihre Macht verlieren; das Monopol des Unterrichts hätte unfehlbar die politische und religiöse Herrschaft der Kirchenfürsten zurückgeführt."

Mit Hülfe bedeutender Männer aus allen Lebenssphären, die sich freiwillig zum Professorenthum anboten, gestützt auf 30000 Francs Zuschuß, welche der Gemeinderath von Brüssel alljährlich votirte, endlich vermöge der Subscriptionen im ganzen liberalen Lager konnten die Gründer am 20. November 1834 die Universität mit 35 Professoren aller fünf Facultäten eröffnen; die politischen und administrativen Wissenschaften, später mit der Jurisprudenz vereinigt, bildeten anfangs eine besondere Facultät.

„Eine beträchtliche Zahl alter brüsseler Studenten figurirt mit Ehren in allen hohen gesellschaftlichen Positionen, in der Repräsentantenkammer, in den verschiedenen Klassen der Magistratur, in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, in der Diplomatie, im Unterricht, im Advocatenstande, in allen liberalen Professionen, im Großhandel und in der Industrie. Bald werden wir sie im Rathe der Krone sitzen sehen, wo ihnen einige ihrer Lehrer vorangegangen sind." Achtzehn ehemalige Studenten sind jetzt Professoren an derselben Universität.

Im Jahre 1835 sprach Hr. Rogier in der Kammer davon, eine einzige Nationaluniversität an die Stelle der beiden Staatsuniversitäten Gent und Lüttich (die eine vlämisch, die andere wallonisch) zu setzen. Was der Staat unterlassen, das hat die liberale Partei auf eigene Faust vollbracht, ein wissenschaftliches Palladium des Werkes von 1830.

„Die katholische Partei, die Bischöfe an der Spitze, hat uns namentlich im Jahre 1838 als «antireligiös, als Socialisten, Communisten, Pantheisten» hingestellt; aber die besonders beschuldigten Professoren, die Herren Ahrens (jetzt zahmer Canarienvogel zu Gratz) und Altmeyer schlugen die Verleumdung zu Boden, und es stellte sich heraus, daß wir «nur die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, aber die vollständige, freie, unabhängige Wissenschaft» trieben. Bei uns darf der Geschichtslehrer behandeln wie sie es verdient jene ungeheure Epoche der Erneuerung, jene große Aera der Reformation, die in ihrem Schose die Donnerkeile und Blitze zu vier Revolutionen trug, welche die Oberfläche der Erde gewandelt und die industrielle, wissenschaftliche, politische und kritische Civilisation beider Welten gegründet haben.

„Die Philosophie ist bei uns keiner Approbation irgendeiner dogmatischen Autorität unterworfen; der Lehrer geht von dem Grundsatz aus, daß

die freie Forschung oder die Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft die Quelle aller Erkenntniß ist. Er proclamirt, daß der Mensch mit Vernunft begabt ist und sich wie ein vernünftiges Wesen unter allen Umständen betragen soll, in seinem intellectuellen, moralischen und religiösen Leben wie im Verhältniß zu seinesgleichen."

Seit der Gründung der Universität haben 84 Fremde auf Grund der Studien und Prüfungen den Doctortitel bei uns erhalten: 67 von der medicinischen Facultät, 11 von der Rechtsfacultät, 4 von der Facultät der Naturwissenschaften, 2 von der philologischen. Diese Fremden gehören: 27 dem französischen Kaiserreich, 24 dem Königreich Portugal, 24 dem Kaiserreich Brasilien, 4 nach Peru, 2 der Insel Mauritius, 1 nach England, 1 Beiden Sicilien, 1 nach Afrika.

„Wir haben es 1839 gesagt und wir wiederholen es mit Freuden: Die Discussion ist der Blitzableiter der brutalen Revolution; sie entfernt, beschwört, lenkt das Gewitter; sie bewahrt das Gebäude, d. h. die Gesellschaft. Ein Volk, welches frei discutirt, lebt und wandelt; ein Volk, welches nicht mehr discutirt, ist am Sterben oder verbirgt sich im Dunkeln und lauert auf eine Gelegenheit loszuschlagen." — „Man hat oft nach dem Existenzgrunde unsers Vaterlandes gefragt: es wird nicht von natürlichen Grenzen gedeckt, seine Bewohner sind nicht vereinigt durch die Gemeinsamkeit der Sprache, gewisse materielle Interessen scheinen bisweilen im Widerspruch mit den moralischen zu stehen. Unsere Basis ist die Liebe zur Freiheit. Diese Liebe zur Freiheit hat die Universität Brüssel gegründet, um unsern Söhnen die Tradition der wissenschaftlichen und politischen Unabhängigkeit zu überliefern, welche unsere Vorältern als das köstlichste Erbthum uns vermacht haben."

Diese Sprache verdient wol auch daheim gehört zu werden, wo die Wissenschaft älter und gediegener, reicher und breiter ist als auf diesem extemporirten Alluvialboden, wo aber das Princip der geistigen Freiheit nur allzu viel „Rechnung trägt", „weit übergebogen" die Hand zu allerhand bedenklichen Compromissen reicht und im Banne der „Regulative" Quarantäne hält.

Im politischen und Kammerleben herrscht Windstille; nur tobt seit vierzehn Tagen ein Orkan im Glase Wasser. Die Kammer ist in höchster Aufregung wegen der löwener Wahlumtriebe; ein Specialcomité der Ehrenwerthen trug auf Cassation an, weil die Priesterschaft vor dem Wahlact Fünffrankenstücke an die Wähler ausgetheilt hatte. Der Liberalismus erlaubt nämlich nur freies Fuhrwerk und freie Zeche für seine Getreuen; er geräth in Tobsucht, sobald die Entschädigung in Geld verwandelt wird! Daß der Priester sich selber bloßstellt, wenn er zum Agenten und Kassirer einer politischen Partei herabsinkt, versteht sich von selbst. Die Publicität solcher Thatsachen hätte füglich genügt; durch die Kammerdebatte ist im löwener Districte bereits wieder Reaction gegen die liberalen Rhadamanthe hervorgerufen worden. Zudem ist der belgische Wähler nicht durchgängig erbaut über die fleckenlose Toga der liberalen Herren.

Bei Gelegenheit einer Interpellation an Hrn. Tesch, wie er es verantworten könne, zugleich Justizminister und Verwalter der Luxemburger Eisenbahn zu sein, welche sich obendrein wegen der Zinsgarantie mit dem

Staate in den Haaren liegt, überkam Hrn. Frère-Orban noch einmal ein Hauch seiner alten Arroganz und schnöden Abfertigungssucht; er rief nämlich aus, die Opposition raffe solche Querelen in der „Presse des untersten Stockwerks" („La presse du plus bas étage") auf. Darauf zog sich der Herr Finanzminister eine derbe Lection von seiten des Vicomte Vilain XIIII. zu, welche in allen verfassungsmäßigen Staaten an die Mauerecken geschlagen zu werden verdient: „Meine Herren, ich will der Kammer eine Gefahr andeuten, welche auftaucht, und welche ich als ein Alter in dieser Versammlung signalisiren zu müssen glaube. Ich habe schon mehrmals ehrenwerthe Mitglieder die Presse angreifen hören, die nicht von ihrer Partei ist. Ich bin wahrhaftig nicht dafür bezahlt, mich hier zum Advocaten der sogenannten katholischen Presse aufzuwerfen; aber ich betrachte es als eine sehr große Gefahr, daß die gegenwärtige Majorität der Minorität die Tendenzen der sogenannten katholischen Presse in die Schuhe schiebt, wie ich es ehemals sehr gefährlich gefunden haben würde, wenn die conservative Majorität — was sie nicht gethan hat und was ich für meinen Theil nicht gethan habe — der alten Opposition alle Ansichten der Presse der Linken in die Schuhe geschoben hätte. Die Presse ist der Kammer nicht rechtspflichtig, die Tribunale sind die Richter der Presse. Die Presse ist eine fast ebenso wichtige Gewalt im Lande als die parlamentarische Gewalt; sie muß vollkommen frei, vollkommen unabhängig bleiben; sie darf in dieser Kammer nicht angeklagt werden, wo sie sich nicht vertheidigen kann. Nicht nur kann sich die Presse in diesem Hause nicht vertheidigen, sie kann nicht einmal das unverletzliche Kammermitglied vor Gericht laden, welches einen Journalisten verleumden sollte.

„Meine Herren, die Vermengung der Gewalten ist eine sehr große Gefahr, die wir zu vermeiden haben. Es scheint mir, daß die gegenwärtige Majorität soviel Rücksichten für die Minorität haben müsse, um ihr nicht die Tendenzen der katholischen Presse unterzuschieben, wie wir niemals der alten Minorität die oft so ungerechten, so herben, so heftigen Artikel, die in der liberalen Presse jener Zeit erschienen, untergeschoben haben."

So rächte Chrysostomos das geflügelte Wort der Presse. Leider ist die Weisheit in den Deputirtenkammern gerade so selten wie die Wohlredenheit. Unterdeß hüllte sich wenigstens Hr. Frère-Orban in prächtiges Schweigen.

Aus Mecklenburg.

Ende December 1859.

Wr. Weshalb ich so lange nichts von mir hören lassen? Je nun, im Sommer legte der italienische Krieg uns Stillschweigen auf, der alle andern Interessen verschlang, geschweige denn so kleine und geringfügige, wie die Interessen unsers entlegenen Ländchens für die übrige Welt sind; im Herbst aber hinderte mich dann die tückische Krankheit, durch die unser Land verheert und alle Aufmerksamkeit und Theilnahme auf die nächste Umgebung beschränkt ward. Daß die Cholera bei uns so völlig unvorbereitete Orte und Menschen traf, ist den hiesigen Behörden zwar vielfach zum Vorwurf gemacht worden, in der That jedoch liegt dies gänzlich überraschende Auftreten in der Art dieser Krankheit, es gehört gleichsam zu ihrem Charakter, sie liebt die Ueber-

rumpelungen, und so würde, ich bin es fest überzeugt, auch jeder andere deutsche Bundesstaat, ja jedes Land der Erde unter ähnlichen Umständen dem ersten unvermutheten Angriffe der Seuche ebenso offen und wehrlos gegenübergestanden haben, wie es bei uns in Mecklenburg der Fall war. Statt also unbegründete Anklagen gegen uns zu richten, hätte man lieber die vielen Beweise männlicher Thatkraft, heldenhaften Muthes und aufopfernder Hingebung erzählen und verbreiten sollen, die bei uns in dieser düstern Zeit gegeben wurden und in denen die edlere Seite der menschlichen Natur in das glänzendste Licht trat. In einigen kleinern Städten unsers Landes hat die Krankheit mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit gewüthet, die fast beispiellos ist, nirgends jedoch brach, wie es wol anderwärts in ähnlichen Lagen geschehen ist, die entfesselte Leidenschaft der Massen in brutalen Excessen hervor, nirgends auch zeigte sich verlegene Hülflosigkeit, außer in den Augenblicken der ersten jähen Bestürzung; sowie diese überwunden war, trafen von nah und fern Aerzte, Lebensmittel, Wäsche und Kleidungsstücke und späterhin auch Geld ein, in solcher Fülle, daß der Wohlthätigkeitssinn und die praktische Natur der Mecklenburger sich dadurch wieder einmal ein ehrendes Zeugniß ausgestellt hat.

Minder glänzend zeigte die Intelligenz und die ästhetische Bildung unsers Ländchens sich bei Gelegenheit unserer Schillerfeier. Namentlich in Schwerin, unserer Hauptstadt, die also billigerweise auch das Centrum unserer Bildung repräsentiren sollte, war die Schillerfeier außerordentlich unbedeutend; sie beschränkte sich auf die unvermeidliche Festvorstellung im Theater, sonst aber rührte sich in der ganzen Stadt weder Hand noch Fuß. Und doch würde man irren, wollte man diese anscheinende Kälte und Gleichgültigkeit einem wirklichen Mangel an Theilnahme für den erlauchten Namen zuschreiben, dem die Feier galt. Nicht die Theilnahme selbst mangelte, wohl aber die Anregung dieselbe zu äußern; man horchte und horchte und forschte und fragte: wie denkt man bei Hofe über die Schillerfeier? und was wird die Geistlichkeit und der Oberkirchenrath dazu sagen? Vom Hofe, der nicht in Schwerin, sondern in Ludwigslust sein Lager hielt, verlautete nichts und dies Schweigen wurde ungünstig gedeutet; daß aber unsere Geistlichkeit einer öffentlichen Feier nicht geneigt sei, das konnte man ohne weiteres voraussetzen und wem ja noch ein Zweifel geblieben wäre, der wurde durch das Factum belehrt, daß einer unserer Prediger von öffentlicher Kanzel herab von bevorstehendem Menschencultus und Götzendienst redete. So unterblieb denn in der Stadt der Hofdiener und Beamten jede der Bedeutung des Tages entsprechende Feier. Nur das Gymnasium feierte den Tag in würdiger Haltung und ihm ward denn auch die Ehre zu Theil, daß der Großherzog in der geschmückten Aula erschien und sämmtlichen Vorträgen mit Aufmerksamkeit und Befriedigung folgte. In andern Städten unsers Landes hatte man mehr Muth und Begeisterung, am meisten in der Stadt Rostock, wo die Feier sogar recht frisch und lebendig gewesen sein soll.

Der diesjährige Landtag ward soeben geschlossen. Für gewöhnlich dürfte sich wol kaum jemand finden, der den Verhandlungen dieser Versammlung mit Aufmerksamkeit folgte, er müßte dieselben denn etwa als Vorstudien für eine Geschichte des ehemaligen polnischen Reichstags benutzen wollen oder überhaupt an babylonischer Verwirrung seine Freude haben. Im

eigenen Lande wurde den Verhandlungen diesmal ausnahmsweise eine vorzügliche Theilnahme geschenkt, weil nämlich unsere Steuerfrage, dies Musterstück mittelalterlicher Barbarei, das der Regierung wie dem Volke gleichmäßig zur Last fällt, wieder einmal auf der Tagesordnung stand. Die Regierung hatte einen Grenzzoll vorgeschlagen, durch den der allmähliche Uebergang zum Zollverein angebahnt werden sollte. Allein die Ritterschaft sieht in jedem Zugeständniß, das ihr in Betreff unserer Steuerverhältnisse und ihrer endlichen Regulirung zugemuthet wird, eine Verletzung ihrer Privilegien und so gab sie denn, ohne durch Gründe schwerfällig zu werden, auch diesmal wieder einfach zu Protokoll, daß sie den Vorschlägen der Regierung nicht beistimmen könne, weil dieselbe dadurch für die Zukunft von den Geldbewilligungen der Stände unabhängig gemacht werde! An aufregenden und leidenschaftlichen Scenen fehlte es auch diesmal nicht, wenn dieselben auch nicht wie das letzte mal bis zu Pistolenforderungen fortgespielt wurden. Als der vorzüglichste Redner und Verfechter des Fortschritts trat Hr. Pogge auf Jaëbitz hervor. Auf den wider ihn erhobenen Vorwurf, daß er der so ehrwürdigen Verfassung unsers Landes zu Leibe wolle, erwiderte er, daß dies allerdings seine Absicht sei, im Jahre 1848 hätten die Stände freiwillig und aus eigenem Antrieb allen und jeden Sonderrechten entsagt, das Volk habe infolge dessen eine freisinnige und lebenskräftige Verfassung erhalten, durch den Adel sei ihm dieselbe jedoch wieder genommen und das Volk selbst um alle Rechte gebracht worden, die ihm vor Gott und Menschen zukämen. Worauf der Hr. Graf Bernstorff die kurze und charakteristische Frage that: „Wer ist das Volk?“ Von anderer Seite aber wurde behauptet, Hr. Pogge habe gesagt, das Volk sei seiner Rechte durch den Adel „beraubt“ worden, es erhob sich ein heftiger Sturm in der Versammlung und so wichtig erschien die Angelegenheit, daß die Landtagsmarschälle darüber an die Regierung berichteten. Hr. Pogge selbst gab in einer der nächsten Versammlungen ein sogenanntes Dictamen ab, worin er in ruhiger und überzeugender Form seine Ansicht dahin ausführte, daß die wichtigsten das Wohl des ganzen Landes betreffenden Anträge regelmäßig an den Einrichtungen dieser Versammlung scheiterten und die Berathungen des Landtags daher für das Land selbst ohne Vortheil bleiben müßten. Hrn. Pogge's Collegen beschlossen zwar, dies Dictamen gar nicht in das Protokoll mit aufzunehmen, zu den Ohren und den Herzen seiner Mitbürger ist dasselbe aber doch gedrungen und von allen Seiten werden Hrn. Pogge die ehrenvollsten Beweise allgemeiner Anerkennung und Achtung zu Theil; Rostock hat den Anfang mit einer Vertrauensadresse gemacht, die Städte Schwerin und Waren sind nachgefolgt und noch scheint die Bewegung keineswegs zu Ende zu sein.

Leider muß ich meinen heutigen Bericht mit einer Trauernachricht schließen. Das schweriner Hoftheater hat einen schweren Verlust erlitten durch den am 25. December erfolgten Tod des Schauspielers Gliemann. Gliemann war ein strebsamer tüchtiger Künstler; sein Talent befähigte ihn ebenso sehr für das ernste wie für das heitere Fach und würde ihm auch an jeder größern Bühne eine achtbare Stellung erworben haben; das schweriner Publikum, dem er eine Reihe von Jahren hindurch vielfache Genüsse gewährt hat, wird sich seiner noch lange mit Dankbarkeit erinnern.

Aus Bremen.

Januar 1859.

E. S. Gestatten Sie mir, Ihnen aus unserer alten berühmten Handelsstadt für diesmal einen Bericht einzusenden, der sich lediglich mit literarischen Dingen beschäftigt. Daß es uns an Regsamkeit des geistigen Lebens im allgemeinen nicht fehlt, das habe ich Ihnen erst in meinem letzten Schreiben angedeutet. Allein auch in speciell literarischer Hinsicht herrscht bei uns eine Thätigkeit, die man einer Stadt von so entschieden ausgeprägtem kaufmännischem Charakter kaum zutrauen möchte. So liegt mir auch heute wieder eine Anzahl von Werken vor, welche in unserer Stadt verfaßt und ans Licht getreten sind und die es wohl verdienen, daß auch die Aufmerksamkeit des größern Publikums auf sie hingelenkt wird. Dahin rechne ich namentlich die Gedichte von F. Ruperti, die bedeutend vermehrt in zweiter Auflage hier bei A. D. Geisler erschienen. Da dieselben aber bereits in der „Weser-Zeitung" und mehreren andern hiesigen wie auswärtigen Blättern ausführlich besprochen und ihrem nicht gewöhnlichen Werthe nach gebührend gewürdigt sind, so wollen wir nur im Vorübergehen noch einmal auf dieselben verweisen.

Dagegen wollen wir ein anderes Werk, das hier im Verlage von W. Valett & Comp. herausgegeben ist und ein interessantes Thema, die französische Reformationsgeschichte, behandelt, etwas eingehender besprechen, zumal da es, soviel uns bekannt, bisher nur oberflächlich beurtheilt ist. Es ist dieses ein Cyklus von Vorlesungen, die hier im vorigen Winter gehalten wurden und nun zusammengedruckt vor dem Forum der Kritik erschienen. Der Titel derselben ist: „Zwanzig Vorlesungen über die Geschichte der Reformation in Frankreich, gehalten in Bremen im Winter 1858—59 von J. H. L. Buch, ordentlichem Lehrer an der Hauptschule in Bremen."

Die Reformationsgeschichte Frankreichs bietet so viel des Fesselnden, sie gibt über die Menschennatur so bedeutsame Aufschlüsse, sie steht mit der Entwickelung des ganzen Staatslebens von Frankreich in so genauer und untrennbarer Verbindung, daß man nur die Thatsachen selber reden zu lassen braucht, um das Interesse aller Gebildeten zu wecken. Dabei ist die Menge des Stoffs eine so große, daß man blos zugreifen darf, um die spannendsten Details in bedeutender Zahl zu gewinnen. Alle Geschichtschreiber Frankreichs, die die Begebenheiten, welche gegen den Schluß des Mittelalters hin stattfanden, geschildert haben, ebenso wie diejenigen, welche die neuere Geschichte dieses Landes zum Gegenstande ihrer Forschungen machten, sahen sich genöthigt, auch der Reformation und den dieselbe vorbereitenden Erscheinungen ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Protestanten und Katholiken, Staatsmänner und Theologen mußten dies Gebiet berühren, und dazu kommt noch die überaus große Menge von Memoirenschriftstellern, die fast alle Epochen der Geschichte Frankreichs begleitet und uns oft die kleinsten Begebenheiten überliefert haben. Die Masse des Stoffs ist so umfangreich, daß, wenn der Verfasser dieses Buchs wirklich „alles gelesen und benutzt hat, was über den Gegenstand irgend Nennenswerthes veröffentlicht worden ist" (Vorrede), wir vor seiner Belesenheit großen Respect haben müssen. Indeß über die Art und Weise, wie er das Gelesene benutzt hat, sind wir mit ihm keineswegs einverstanden.

Hr. Buch versteht es nämlich nicht, sich bis zu der dem Geschichtschreiber so unumgänglich nöthigen Objectivität zu erheben. Das sine ira et studio scribere, ohne vorgefaßte Meinung zu urtheilen, bleibt ihm häufig wenigstens fremd. Er weiß sich nicht über die Parteien zu erheben, um dann unparteiisch zu urtheilen, sondern er hält sich mitten im Lager seiner Freunde und von dort aus macht er seine Beobachtungen. So beurtheilt er die Katholiken, die als der mächtigere und unterdrückende Theil in diesem großen Drama ohnehin schon die schlimmere Rolle spielen, verhältnißmäßig weit strenger als die Protestanten, und sehr oft legt er dem Katholicismus selbst zur Last, was auf Rechnung der niedrigen Leidenschaften der denselben ergebenen Menschen zu stellen ist. Derselbe Unwille, der ihn ergreifen würde beim Lesen eines Werkes, dessen Verfasser Heinrich's VIII. von England große Lasterhaftigkeit dem Protestantismus aufbürden wollte, weil derselbe aus persönlichen und politischen Gründen die neue Lehre förderte, derselbe Unwille muß den Katholiken durchdringen, der Hrn. Buch's Urtheilssprüche vernimmt. Warum hält er den Katholiken gegenüber (Notabene, wir selbst sind Protestant) so wenig an den milden Grundsätzen fest, die er S. 52 seines Buchs ausspricht? Warum beherzigt er bei seinen Richtersprüchen so wenig seine eigenen Worte, daß „um gerecht zu sein, man die That aus dem Geiste ihrer Zeit beurtheilen müsse“, und warum mildert er seine harten Entscheidungen nicht durch den Gedanken, den er doch bei den Protestanten geltend macht, daß „Duldung im modernen Sinne des Wortes noch in keiner Weise im Geiste und Sinne des 16. Jahrhunderts lag“? Wenn er den Calvin in Schutz nimmt, daß er den Michel Servet dem Feuertode preisgab, und diese blutige, wahrlich Gott nicht wohlgefällige That als dem Geiste des 16. Jahrhunderts angemessen erklärt, so fragt man billig, wie Hr. Buch sich ereifern kann über ein ähnliches Verfahren von seiten der Katholiken. Und dazu war Calvin, wie der Verfasser selbst anführt, oft sanft und zart und weich wie ein Kind; er war einer der hellsten und klarsten Köpfe seines Jahrhunderts, an dessen Einsicht, dessen Selbstüberwindung und moralische Kraft wir ganz andere Anforderungen machen dürfen als an die große ungebildete Menge. Je höher Calvin in geistiger und sittlicher Beziehung über dem gewöhnlichen Menschen stand, um so schärfer müssen wir sein Benehmen gegen seinen vielseitig gebildeten Gegner verurtheilen, und der Umstand, daß protestantische Schriftsteller Calvin's Handlungsweise in diesem Proceß häufig mit allzu großer Milde zu entschuldigen suchen, darf uns nie fortreißen, das, was wir bei den Gegnern tadeln, bei den Unsern als tadellos zu bezeichnen. Und so vermögen wir auch Hrn. Buch's Urtheil, „grausam war er nie und nimmer und bei allen Gelegenheiten ist er ein Feind von Blut“, trotz des besten Willens für diesen Fall nicht zu unterzeichnen.

Gern wollen wir Milderungsgründe für Calvin's Verfahren gelten lassen. Sein schwächlicher, durch allzu große Studien erschöpfter Körper, seine daraus entspringende Reizbarkeit, sein Feuereifer, das Jahrhundert, in dem er lebte: alles das mag angeführt werden, um die That leichter erklärlich zu finden. Indeß weiter vermögen wir auch nicht zu gehen, und verwerflich bleibt Calvin's Benehmen bei diesem Vorgange uns immer, und stets müssen wir bedauern, daß dieser hervorragende Geist, auf den der Protestantismus mit

Recht stolz ist, wenigstens nicht seinen mächtigen Einfluß zu Servet's Rettung geltend machte. Gibt dieser Fall nicht den Katholiken einen Anschein von Recht, wenn sie behaupten, auch im protestantischen Geistlichen stecke ein Großinquisitor und ein Papst mit seinen Unfehlbarkeitsansprüchen, dem es nur an der Gelegenheit fehle, sich zu entwickeln und offen hervorzutreten?

Uns scheint gerade das Beispiel Calvin's für einen Geschichtschreiber, der seine Aufgabe richtig erfaßt hat und an der Hand der Geschichte die Menschen zu bessern und auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben beabsichtigt, ungemein passend zu sein, die Staubgeborenen vor den Schrecken und Freveln, die Unduldsamkeit und Fanatismus stets nach sich ziehen, zu warnen und zu bewahren und darzulegen, wie selbst die einsichtsvollsten, die besten Menschen vor ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit stets auf der Hut sein müssen. Und ist ein solches Urtheil nicht dem demüthigen Geiste des wahren Christenthums weit angemessener als im Gefühl seines Werthes Gott zu danken, daß man nicht sei wie jene Zöllner und Sünder? Man lese nur die Betrachtungen, die Hr. Buch bei dieser Gelegenheit S. 52 anstellt, und sage mit der Hand auf dem Herzen, ob man das dort Gesagte zu unterschreiben wage. Die Art und Weise, wie Calvin gerechtfertigt werden soll, scheint uns, trotzdem, daß der Verfasser sich hin- und herwendet, eine vollkommen verfehlte, und wir können nicht umhin zu gestehen, daß dieselbe uns höchst unangenehm berührt hat.

Wir gestehen aber auch ferner, daß wir nicht recht begreifen, wie Hr. Buch in seiner harten Beurtheilung der Katholiken mit seiner eigenen Ueberzeugung in Einklang zu kommen vermag. Er wirft es den Jesuiten vor, an die Freiheit des Menschen, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen, zu glauben (ein Vorwurf, der bekanntlich auch eine Unzahl von gläubigen Protestanten trifft), dagegen nicht an die absolute Verderbtheit der menschlichen Natur und die absolute Unfähigkeit, das Gute zu thun ohne die besondere Gnade und die Hülfe des Heiligen Geistes (S. 65), und dennoch macht er den nach seiner Ansicht der Freiheit das Gute zu wählen beraubten Menschen es zum Vorwurf, daß sie nicht das Gute wählen! Wir wissen recht wohl, daß Hr. Buch nur der Lehre von der Erbsünde folgt, freilich in schroffster Auffassung, wenn er von der absoluten Verderbtheit der menschlichen Natur spricht, und wir wagen es nicht, ihm gegenüber an den gesunden Menschenverstand zu appelliren, da er nach seinem Standpunkte denselben nicht kennt noch kennen kann, sondern nur einen von Natur kranken und verderbten Menschenverstand annehmen kann. Auch fühlen wir uns nicht im mindesten versucht, ihn selbst zu andern Ansichten bekehren zu wollen, sondern wir wenden uns an die Leser seines Buchs. Wir fragen z. B. die glückliche Mutter, die ihr Kindchen auf den Knien schaukelt, die sich an dessen seelenvollem Blicke, an dessen himmlischem Lächeln erfreut, ob sie sich davon überzeugen kann, daß das kleine liebliche Wesen, das durch seine unschuldige Freude ihr einen Blick ins Jenseits eröffnet, absolut verderbt, absolut zu allem Guten unfähig sein soll? Kann sie auf diese Frage mit „Ja" antworten, nun dann mag sie unsere Worte mit Unwillen beiseite legen oder sie dem Feuer widmen; wir werden es ihr nicht verübeln. Dasselbe mag immerhin auch derjenige thun, der sich mit Andacht und Salbung zu der Wahrheit jenes alten Kernspruchs bekennen kann, der da sagt:

Herr Gott, ich bin ein Rabenaas,
Ein wahrer Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Rost die Zwiebel.
Herr Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und führ' mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.

Doch vielleicht haben wir, die wir noch nicht die rechte Höhe solcher Gefühlsschwärmerei erklommen haben und also nicht zu den Gläubigen zählen, auch kein Recht mit dreinzusprechen. Ist doch die Zahl der Gläubigen so unendlich klein, daß Hr. Buch uns nur den traurigen Trost zu geben vermag, daß der religiöse Sinn, der selbst mitten in dem unaussprechlichen Elende der vergangenen Jahrhunderte sich erhalten hat, auch heute in unserm Vaterlande nicht völlig erstorben ist (S. 11). Was das Kreuz und das Elend unserer Zeit zu sein scheint, ist die vorgeschrittene Bildung und Gesittung. Die „hochmüthige Wissenschaft", vor allem die lästerliche Philosophie, von der so viele Verblendete noch glauben, daß sie den Menschen zu erheben vermöge, trägt die Schuld alles Leides. Wir haben geglaubt, daß gerade die wiedererwachte Wissenschaft die Reformation ganz vornehmlich begünstigt hätte, und wir freuten uns, vom Verfasser S. 9 zu hören, daß auch er dem erneuten Studium des Griechischen und Lateinischen (worunter wir natürlich nicht blos das Studium der „Vulgata" und des griechischen Neuen Testament verstehen) zum Theil das Verdienst zuschreibe, der neuen Lehre die Wege bereitet zu haben, sowie daß auch er der „immer entsetzlicher alle Schichten der Gesellschaft durchdringenden Unwissenheit" es zur Last lege, dem Papstthum förderlich gewesen zu sein. Wir erwarteten damals freilich nicht, die Wissenschaft später unter den Mächten der Erde neben der Geistlichkeit in dem Sündenleben des Hofes aufgezählt zu finden und sie des Hochmuths und des Unglaubens bezichtigt zu sehen (S. 347). Wir konnten uns erst dann Rechnung darauf machen, als wir die Philosophen einfach als Ungläubige bezeichnet fanden (S. 164) und uns darein ergeben mußten, Montesquieu in derselben Verdammniß zu sehen wie Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten (S. 334). Da lernten wir auch begreifen, wie der Verfasser S. 350 mit sichtlichem Selbstgefühl die Worte aussprechen kann: „Nicht hohe Gelehrte, nicht die Gewaltigen der Erde, nicht die da reich und stolz und mächtig sind — nein, es ist das Volk, das einfache gläubige Volk, welches seine heldenmüthigen Prediger, voran die Fahne des Evangeliums, das heilige Kreuz, von neuem emporhebt."

Nach solchen Worten sollte man nun freilich schließen, daß das Volk, das einfache gläubige Volk für den Verfasser die Auserwählten und Auserlesenen seien, und daß, wenn er in der Vorrede davon spricht, daß er seine Vorträge vor einem auserlesenen Zuhörerkreise gehalten, er sich an dieses Volk, dieses einfache, gläubige Volk gewandt und „hohe Gelehrte, die Gewaltigen der Erde und die da reich und stolz und mächtig sind" von seinen Vorlesungen ausgeschlossen habe. Indeß soll dieses nicht der Fall gewesen sein und wir finden, daß Hr. Buch recht gethan hat. Die Güter dieser Erde, so verächtlich sie auch sein mögen, gehören doch einmal in unsere heutigen Verhältnisse, und die Zeiten, wo in der Erdenwüste das Manna

für das gläubige Volk vom Himmel fiel, scheinen vorläufig doch noch nicht wiederkehren zu wollen.

Abgesehen von dem polemisirenden und einseitigen Standpunkte, den der Verfasser einnimmt, lesen einzelne Partien des Buchs sich recht angenehm. Die Ausstattung desselben ist hübsch, und jedenfalls hat Hr. Buch das Verdienst, ein dem größern Publikum Deutschlands bisher weniger bekanntes Gebiet demselben zugänglich gemacht zu haben.

Notizen.

Das preußische Herrenhaus, bekanntlich in seiner jetzigen Zusammensetzung keine sehr volksthümliche Institution, hat einen der wenigen Namen eingebüßt, an denen die Nation mit Vertrauen und Ehrerbietung hing: in den letzten Tagen des verwichenen December starb auf seinem Landsitz bei Remagen am Rhein Franz Egon Graf von Fürstenberg-Stammheim, ein Mann in der richtigen Bedeutung des Wortes, ebenso verehrt und geliebt in seinen Privatbeziehungen wie als öffentlicher Charakter selbst von seinen politischen Gegnern geachtet und anerkannt. Im Jahre 1797 zu Herdringen im Kreise Arnsberg aus einer der ältesten und reichsten Familien des Landes geboren, erhielt er, infolge der eigenthümlichen Grundsätze seines Vaters, eine sehr strenge und abgeschlossene Erziehung. Allein nur desto schöner entfaltete sich unter der ernsten und schmucklosen Hülle der Kern seines Wesens und als er endlich nach dem Tode seines Vaters, schon dem Mannesalter nahe, selbständig in die Welt eintrat, entwickelte er rasch einen Bildungstrieb und eine persönliche Liebenswürdigkeit, die ihn in kurzer Zeit zu einem der gebildetsten und populärsten Männer der Rheinprovinz machte. Insbesondere machte er von seinem fast fürstlichen Reichthum den edelsten Gebrauch; sein Wohlthätigkeitssinn und seine Freigebigkeit gegen die Bedürftigen war ebenso berühmt wie sein Kunstsinn und die schöne großherzige Weise, mit der er angehende Talente unterstützte und beförderte. Ein glänzendes Denkmal beider Eigenschaften, seines Kunstsinns sowol wie seiner Freigebigkeit, hat er sich in den zahlreichen Bauten errichtet, mit denen er seine Besitzungen schmückte; vorzüglich berühmt ist die Apollinariskirche bei Remagen, zu welcher Zwirner den Plan entwarf und die von namhaften Künstlern mit herrlichen Frescogemälden ausgeschmückt ward. Auch der kölner Dombau wurde von dem Grafen durch Rath und That aufs kräftigste unterstützt. Im Jahre 1840 bei Gelegenheit der Huldigung Friedrich Wilhelm's IV. in den Grafenstand erhoben, lebte er für gewöhnlich in der Rheinprovinz, mit der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter sowie mit künstlerischen Interessen beschäftigt, bis endlich der Sturm des Jahres 1848 auch ihn auf die politische Bühne brachte. Nachdem er bereits früher verschiedenen Provinziallandtagen sowie auch den Vereinigten Landtagen von 1847 und 1848 beigewohnt hatte, trat er 1849 in die damalige Erste Kammer; späterhin, im Jahre 1854, wurde er vom König als Mitglied des Herrenhauses berufen. In dieser politischen Wirksamkeit hat der Verewigte sich stets als ein Mann von unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit

und edelster Freisinnigkeit bewährt; Katholik von Geburt und seinem Glauben mit Innigkeit zugethan, vermied er es doch sorgfältig, sich jemals zu einem Parteiwerkzeug herzugeben, vielmehr trugen alle seine Abstimmungen den Stempel vollkommenster und unbeugsamster Unabhängigkeit; er war loyal durch und durch, aber freilich bestand seine Loyalität nicht darin, wie eine chinesische Pagode allem zuzunicken, was ihm vorgesagt ward, sondern stets bewahrte er sich das Recht selbständiger Prüfung und eigener Ueberzeugung. Bei seinen Standesgenossen, die der Mehrzahl nach auf so ganz andern Wegen wandeln, erregte er damit natürlich nicht selten großen Anstoß; so namentlich durch seine Erklärung vom August 1851, seine Nichtbetheiligung an der Wahl zum Provinziallandtage betreffend, sowie durch sein Auftreten in den Debatten über die Bildung der Ersten Kammer in Preußen und über die Petitionen um Beseitigung der ganzen Verfassung und die Entbindung des Königs vom Eide. — In Göttingen starb der zweitälteste Professor der dortigen Universität, Geheimer Hofrath Johann Friedrich Ludwig Hausmann, ein Veteran der Wissenschaft, der sich aber bis an sein Lebensende eine seltene geistige und körperliche Rüstigkeit bewahrte. Im Jahre 1782 zu Hannover geboren und auf dem Carolinum zu Braunschweig sowie späterhin auf der Universität zu Göttingen vorbereitet, widmete er sich anfangs der praktischen Laufbahn; 1803 als Auditor beim Bergamte in Klausthal eingetreten, wurde er, in Anerkennung seiner vorzüglichen Brauchbarkeit, bereits 1809 von der damaligen westfälischen Regierung als Generalinspector der Berg-, Hütten- und Salzwerke angestellt. Doch sagte diese Stellung ihm nur wenig zu und vertauschte er sie daher mit Vergnügen 1810 mit dem Lehrstuhl der Technologie an der Universität Göttingen, den er ununterbrochen bis an seinen Tod bekleidete. Doch erstreckten seine Vorlesungen sich weit über das Gebiet hinaus, für das er eigentlich angestellt war, auf Agronomie, Berg- und Hüttenkunde, Mineralogie und Geognosie; besonders die beiden letztern waren seine Lieblingswissenschaften und hat er darin auch zahlreiche und dankbare Schüler erzogen. Häufige wissenschaftliche Reisen durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Holland, England und Spanien erweiterten seinen Gesichtskreis, ein vorzüglich treuer und fleißiger Besucher aber war er dem benachbarten Harze, als dessen genauester und gründlichster Kenner er allgemein anerkannt war. Von seinen Schriften erwähnen wir hier nur das zuerst 1813 in drei Bänden erschienene „Handbuch der Mineralogie"; „Reise durch Skandinavien" (5 Bde., 1811—18); „Untersuchungen über die Formen der leblosen Natur" (1821); „Ueber den Zustand des hannoverschen Harzes" (1832); „Ueber die Bildung des Harzes" (1842). — Die nordamerikanische Literatur hat um einen ihrer gefeiertsten Namen, den Hauptbegründer ihres jungen Ruhms zu trauern: am 30. November starb in der Nähe von Neuyork Washington Irving, einer der eigenthümlichsten und geistvollsten Schriftsteller nicht nur Nordamerikas, sondern der modernen Literatur überhaupt. Im Jahre 1783 zu Neuyork geboren, vollendete er ebendaselbst seine Studien, machte nach Vollendung derselben eine größere Reise durch Europa und trat dann zuerst mit den „Letters of Jonathan Oldstyle" als Schriftsteller auf. Sein nächstes Werk waren die „Salmagundi", unter welchem Titel er eine Anzahl kleinerer Arbeiten sammelte, die zuerst in der von seinem ältern Bruder herausgegebenen

gleichnamigen Zeitschrift erschienen waren; ihnen folgte die „History of New York by Diedrich Knickerbocker", die durch ihren launigen Ton bei seinen Landsleuten großen Beifall fand und seinen Schriftstellerruhm vornehmlich begründete. Inzwischen hatte er mit seinen Brüdern ein Handelsgeschäft unternommen, das ihn unter anderm zu einem längern Aufenthalte in England veranlaßte; die Frucht desselben war das „Sketchbook of Geoffrey Crayon" (1820). Auf wiederholten Reisen in Europa entstanden „Bracebridge-Hall, or the humorists" und die „Tales of a traveller". 1825 ging er nach Spanien, wo er volle vier Jahre verweilte, mit Studien zur Geschichte der Entdeckung Amerikas beschäftigt; das Resultat derselben war die berühmte und vielverbreitete „History of the life and voyages of Christopher Columbus" (1828), die späterhin in den „Voyages and discoveries of the companions of Columbus" (1831) fortgesetzt und ergänzt ward. Auch das „Chronicle of the conquest of Granada" (1829) war eine Frucht seines Aufenthalts in Spanien. Nachdem er eine kurze Zeit bei der amerikanischen Gesandtschaft in London thätig gewesen, kehrte er 1832 in sein Vaterland zurück, wo er nun wiederum einen großen Fleiß als Schriftsteller entwickelte, bis er 1841 zum Botschafter am Hofe zu Madrid ernannt wurde. Doch wurde er schon 1846 zurückberufen und lebte seitdem auf einer kleinen ländlichen Besitzung in der Nähe seiner Vaterstadt, bis an seinen Tod geistig frisch und unablässig mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Unter den Werken seiner letzten Jahre nennen wir die „History of Mahomet and his successors" (1850), ferner seine Biographie Oliver Goldsmith's ꝛc. Washington Irving's glänzendste Seite ist sein Humor; derselbe ist frisch, tief und innig und verräth noch nichts von jener Krankhaftigkeit und Zerrissenheit, welche dann die neuesten Poeten Nordamerikas charakterisirt. Als Historiker vereinigte er gründliche Forschung mit einer anmuthigen und glänzenden Darstellung; insbesondere sichern seine Werke über Columbus und die Entdeckung Amerikas ihm auch auf diesem Gebiete ein ehrenvolles Andenken. — Aus Düsseldorf wird der Tod Alfred Rethel's gemeldet. Im Jahre 1815 zu Aachen geboren, widmete derselbe sich auf der Akademie zu Düsseldorf der Malerkunst und erlangte bald den Ruf eines der hervorragendsten und bedeutendsten unter den jungen Talenten. Insbesondere zeigte er eine namentlich in unsern Tagen seltene Befähigung für den ernsten historischen Stil; sein Hauptwerk sind seine Kaiserfresken im Rathhaus zu Aachen. Leider sind dieselben unvollendet geblieben infolge einer Geisteskrankheit, in welche der Künstler verfiel und von der ihn, nach jahrelangem unheilbaren Siechthum, jetzt endlich der Tod befreit hat.

Erklärung.

Auf Ersuchen des Hrn. Alfred Waldau in Prag bestätigen wir demselben hiermit, daß die in Nr. 52 unserer Zeitschrift vom vorigen Jahre enthaltene Correspondenz „Aus Böhmen" weder von ihm verfaßt ist, noch daß er sonst einigen Antheil daran hat.

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 4.** 26. Januar 1860.

Schillerfeier.

Ein nachträgliches Festgedicht
von
Bauernfeld.*)

Die guten lieben Deutschen han
Sich wieder einmal gerühret,
Mit Farben und Fahnen und Sing und Sang
Ein bischen demonstriret.

Wie einst der „Bundschuh" ging durchs Land:
„Sag's einer dem andern!" hieß es,
So war auch jetzt ein Aufgebot,
Und keinen ruhen ließ es.

Die Männer, die Greise waren wie toll,
Die Mädchen und die Frauen;
Es regte sich ein eigener Geist
In „allen deutschen Gauen".

---

*) Indem wir das nachstehende, allerdings etwas verspätete „Festgedicht" unsers geistreichen und witzigen wiener Freundes zum Abdruck bringen, erinnern wir unsere Leser an die Anmerkung, mit welcher wir den Aufsatz „Wir und Schiller" in Nummer 51 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre begleiteten; wo viel Licht, muß nothwendig auch viel Schatten sein, und wie sagt der Dichter? „Wer sein selbst nicht spotten kann, Heitern Sinns mit frohem Muth, Ist gewiß kein rechter Mann." D. Red.

Am Rhein ist's herrlich wie am Main,
Am Neckar und an der Wesel,
Doch wer von „deutschen Gauen“ spricht,
Der ist gewiß ein Esel.

Einst tagte die Gemeind' im Gau
Frei unter Buchen und Birken;
Die Gaue sind umgewandelt längst
Zu Polizeibezirken.

Und als man frei sich tummeln sah
Die Männer und die Frauen,
Da schüttelt' die Polizei den Kopf
In allen deutschen Gauen:

„Zur Zeit Napoleon's war auch
So frische Geistesregung,
Der Tugendbund, er artete aus
Zu einer Volksbewegung.

„Was will das Volk? Der Krieg ist aus,
Wir werden nächstens tagen
In Paris; der kleine Napoleon
Löst alle brennenden Fragen.“

So sagte und klagte die Polizei,
Und dachte an Volksverführung,
Doch längst im stillen vorgesorgt
Hat väterlich die Regierung.

„Den großen Mann zu feiern gilt's,
Gepriesen von Millionen,
Drum mache man kein Hinderniß“ —
(So lauten die Instructionen) —

„Wir wollen, daß man das Comité
Nach Kräften unterstütze,
Wir selber stellen uns dabei
An der Bewegung Spitze.

„Und tausend Thaler wollen wir
Zur «Stiftung» subscribiren,
Im Hoftheater soll man heut'
Den «Wilhelm Tell» agiren.“

Und als man im Regierungsblatt
So große Worte gelesen,
Da war in allen deutschen Gau'n
Freudige Bewegung gewesen.

Da pries man die Regierung laut
In Preußen wie in Sachsen,
Und jedes Comitémitglied
War um einen Zoll gewachsen.

Und alles rüstet sich zum Fest,
Gelöst sind alle Zungen;
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Ward überall gesungen.

Und schwarzrothgold'ne Fahnen wehn
Und Blumenkränze prangen;
An Oel und Lampen waren auch
Viel Tausende drauf gegangen.

Das liebe Geld! Das schöne Geld!
Das muß nun verduften, verrauchen!
Der arme Schiller! als er noch lebt',
In Weimar konnt' er es brauchen.

Und auf die Ehren hätte er gern
In seinem Leben verzichtet,
Ließ frei man walten und ungestört,
Was er gedacht und gedichtet.

Doch lebt' er jetzt und schrieb er heut',
Es ging' ihm wie's gegangen,
Ja schlimmer noch! Denn wir sind nicht mehr
So naiv und unbefangen.

Schrieb' einer nur den „Fiesco", den „Tell",
„Kabale und Lieb'" und so weiter —
Wie brächt' es auf die Breter je
Ein jetziger Bühnenleiter!

Der Dichter aber, der solches heut'
Sich unterstände zu schreiben,
Den würde man bald einmüthiglich
Aus deutschen Gauen vertreiben.

„Er weckt die Unzufriedenheit,
Entfrembet die Gemüther
Den väterlichen Regierungen —
Erschöpft ist uns're Güte!

„Hinaus mit ihm! Und fort mit ihm!"
So riefen die Herren in Kutten; —
„In diesem deutschen Dichter steckt
Ein neuer Ulrich Hutten!" —

Doch anders kam's! Längst ist er todt —
Das macht ihn wieder ehrlich;
Was er vor hundert Jahren gedacht,
Das scheint nicht mehr gefährlich.

Schlimm, wenn die Posas der neuen Zeit
Um Gedankenfreiheit bäten —
Doch was sie damals gethan, sind jetzt
Literarische Curiositäten!

Der Dichter ist längst ein Classiker,
Beinah' seit einem Jahrhundert;
Wer ignorirte den deutschen Mann,
Den auch Frankreich und England bewundert!

Darum — bonne mine au mauvais jeu!
Laßt uns den Dichter begrüßen;
Wir machten uns ja nur lächerlich,
Vom Fest uns auszuschließen. — —

So ward mit Fackelzug und Banket
Der todte Schiller gefeiert,
Auch hat dabei eine ganze Schar
Von schlechten Poeten geleiert.

Ein großes Album liegt bereit,
Um nächstens herauszukommen;
Ich steuerte bei dies Festgedicht —
Sie haben's nicht angenommen.

Ueber die Anspielungen auf gleichzeitige historische Ereignisse in Shakspeare's „Hamlet“.

(Jakob VI. von Schottland, Hamlet; Alexander, Laird of Gowrie, Laertes.)

Von

Karl Silberschlag. *)

Es gibt kein Fürstengeschlecht in Europa, dessen Geschichte so viele tragische Ereignisse aufzuweisen hätte als die Geschichte des Hauses Stuart. Von den fünf ersten Königen Schottlands aus diesem Hause

*) Der nachfolgende Aufsatz steht in engstem Zusammenhange mit zwei Artikeln desselben Verfassers: „König Jakob I. von England und Hamlet, Prinz von Dänemark“ und „Shakspeare's «Hamlet» und seine Beziehungen zu den geschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten des Shakspeare'schen Zeitalters“, die wir im Jahrgang 1859, I, S. 504 und 808 unserer Zeitschrift brachten und auf die wir unsere Leser hier zurückverweisen. D. Red.

starben vier eines gewaltsamen Todes; die sechste Fürstin aus diesem Hause war die unglückliche Maria Stuart, welche den Völkern Europas das erste Beispiel der förmlichen Hinrichtung eines gekrönten Hauptes gab.

Unmittelbar nach dieser Hinrichtung erhob sich das Haus Stuart zu neuem Glanze, indem Maria's Sohn, Jakob, ohne Kampf die Kronen von England und Schottland vereinigte. Auf Jakob folgte jener unglückliche König Karl I., der gleich seiner Großmutter Maria Stuart auf dem Blutgerüste starb. Karl II. erwarb unverhofft wieder den verlorenen Thron und hinterließ ihn seinem Bruder, Jakob II., doch dieser ward nach kaum dreijähriger Regierung durch seinen Schwiegersohn, Wilhelm von Oranien, aus England vertrieben. Mit ihm hörte die männliche Linie des Hauses Stuart auf in England zu regieren. Doch wir wollen hier nicht genauer auf die Geschichte des Hauses Stuart eingehen, sondern nur einige Ereignisse aus dem Leben Jakob's VI. von Schottland, nachmals als König von England Jakob I. genannt, näher betrachten. Diese Ereignisse interessiren uns hier vorzugsweise wegen der Anspielungen, zu welchen sie Shakspeare im „Hamlet" Anlaß gegeben haben.

Jakob ward geboren im Jahre 1567. Die Zerwürfnisse zwischen seinem Vater, dem Lord Darnley, welcher durch seine Verheirathung den Titel, aber nicht die Macht eines Königs von Schottland erlangt hatte, und seiner Mutter, der Königin Maria Stuart, hatten schon wenige Wochen vor Jakob's Geburt zur Ermordung des Rizzio geführt. Jakob war noch nicht sechs Monate alt, als sein Vater durch den Lord Bothwell und zwar, wie man nicht zweifeln kann auf Anstiften der Maria Stuart, ermordet wurde. Der Vater des Lord Darnley, Lord Lennox, Jakob's Großvater, beschuldigte sofort, gestützt auf die stärksten Verdachtsgründe, den Bothwell des verübten Mordes. Die Königin Maria trat jedoch nicht nur offen als Beschützerin des Bothwell auf, sondern sie reichte ihm auch, sechs Wochen nach dem Tode Darnley's, ihre Hand, als ob sie jeden Zweifel über ihre Theilnahme an der Ermordung ihres Gemahls hätte beseitigen wollen. Diese Heirath und die Befürchtung der schottischen Großen, daß Bothwell den jungen Jakob umbringen würde, veranlaßte eine Empörung, infolge deren Maria Stuart abgesetzt, erst in das Gefängniß geworfen und zuletzt zur Flucht nach England genöthigt wurde, während ihr Sohn Jakob im Alter von 12 Monaten zum König von Schottland ausgerufen ward. Die erste Erziehung Jakob's war seinem Großvater von Vaterseite anvertraut, dem Lord Lennox, einem der bittersten Feinde von Jakob's Mutter, welcher er die Ermordung seines Sohnes Darnley niemals verzeihen konnte.

Lord Lennox ward im Jahre 1573 durch die Anhänger der Maria Stuart ermordet, die Erziehung Jakob's blieb jedoch in den Händen der

Feinde seiner Mutter. Mit 12 Jahren ward er vom schottischen Parlamente für großjährig erklärt. Er war 19 Jahre alt, als seine Mutter auf Geheiß der Königin Elisabeth hingerichtet wurde, ohne daß er Muth und Kraft genug gehabt hätte, diese That zu hindern. Während seiner ganzen Regierung schwankte er zwischen zwei Parteien, von denen er bald die eine, bald die andere begünstigte, nämlich zwischen der katholischen Partei, welche die Rechte von Jakob's Mutter mit der größten Aufopferung vertheidigt hatte, und der protestantischen Partei, welche Maria Stuart aufs heftigste befehdet, die Ermordung des Lord Darnley gerächt und Jakob selbst den Thron verschafft hatte.

Durch die Nähe der Verwandtschaft hatte er wohlbegründete Rechte, der Königin Elisabeth auf dem englischen Throne zu folgen: doch fehlte es bis zum Tode der Elisabeth nicht an Intriguen, deren Zweck war, ihm diese Thronfolge zu entreißen. Andererseits knüpften die Lords Essex und Southampton im Jahre 1600 mit ihm Verbindungen an, um Elisabeth zu zwingen, ihm schon bei Lebzeiten das Recht der Thronfolge einzuräumen und die Regentschaft zu übertragen. Lord Essex rechnete darauf, bei seinem bekannten Aufstande durch eine schottische Armee unter Jakob's Leitung unterstützt zu werden.

Wesentlich der Umstand, daß Jakob sich nicht zur rechten Zeit zum Handeln entschließen konnte, war schuld daran, daß der Aufstand des Essex scheiterte. Lord Essex büßte im Februar des Jahres 1601 die Schuld seiner mislungenen Empörung auf dem Blutgerüste; Lord Southampton, bekannt als vertrauter Freund und Gönner Shakspeare's, ward wegen seiner Theilnahme an dieser Empörung in den Tower geworfen, in welchem er in steter Todesgefahr bis zur Thronbesteigung Jakob's im Jahre 1603 verblieb.

Zu derselben Zeit, in welcher sich in England die Empörung des Lord Essex gegen Elisabeth vorbereitete, war Jakob's Freiheit und Leben durch die zu jener Zeit vielbesprochene Verschwörung des Lord John Ruthven, Laird of Gowrie, bedroht. Die Geschichte dieser Verschwörung hängt mit Ereignissen zusammen, die schon früher in Schottland stattgefunden hatten. An den aufrührerischen Bewegungen unter der Königin Maria Stuart, namentlich der Ermordung des Rizzio im Jahre 1567, hatte ein Lord Ruthven sich lebhaft betheiligt. Der Sohn dieses Ruthven, von seinem Schlosse Gowrie gewöhnlich Laird of Gowrie genannt, war wegen eines Aufstandes gegen Jakob's Regierung, in den er verwickelt sein sollte, des Hochverraths beschuldigt und im Jahre 1582 auf Befehl des Königs hingerichtet worden. Sein Schicksal hatte allgemeine Theilnahme erregt, weil man ihn für unschuldig hielt oder doch die vollstreckte Strafe zu hart fand.

Jakob gab den Söhnen des Hingerichteten, Alexander und John

Ruthven, die Güter desselben, welche anfangs confiscirt waren, zurück; den ältesten derselben, welcher ebenfalls den Titel Laird of Gowrie führte, nahm er sogar unter die Zahl seiner Günstlinge auf. Dieser Laird of Gowrie war namentlich auch dadurch in seinem Vaterlande bekannt und angesehen, daß er große Reisen gemacht und sich besonders in Frankreich als gewandter Cavalier in allen ritterlichen Uebungen, vorzüglich auch der Fechtkunst hervorgethan hatte. (S. Scott „Geschichte Schottlands", Kap. 40.) Auch war eine Schwester des Laird of Gowrie erste Hofdame der Gemahlin des Königs.

Am 5. August des Jahres 1600 ließ sich nun Jakob durch eine dringende Einladung des Alexander Ruthven verleiten, von der Jagd aus mit wenigen Begleitern den John Ruthven auf seinem Schlosse Gowrie zu besuchen. Kaum dort angekommen, bewog Alexander Ruthven den König, ihm allein in ein Thurmgemach zu folgen, und kündigte ihm dort an, „er wolle den Tod seines Vaters rächen, der König sei sein Gefangener". Es gelang indessen dem Jakob, der bei dieser Veranlassung mehr Muth bewies als bei irgendeiner andern Gelegenheit seines Lebens, vom Fenster des Thurms aus sein noch in der Nähe befindliches Gefolge zu Hülfe zu rufen. Zwischen Jakob und dem Alexander Ruthven, welcher den König hindern wollte, um Hülfe zu rufen, kam es zum Kampfe; beide rangen miteinander, Alexander Ruthven packte den König bei der Kehle und letzterer war kaum noch im Stande sich zu vertheidigen, als einer seiner Begleiter herbeieilte und auf Befehl des Königs den Alexander Ruthven niederstieß. Die letzten Worte des sterbenden Ruthven waren der Ruf: „Ich hatte keine Schande davon!" Der ältere der beiden Brüder Ruthven, der Laird of Gowrie, hatte sich während des ebenbeschriebenen Kampfes vergeblich bemüht, das Gefolge des Königs aus dem Schlosse zu entfernen; er kam an den Ort des Kampfes erst nach dem Tode seines Bruders und ward, da er das Gefolge des Königs mit dem Degen angriff, gleichfalls niedergehauen. So hatte die Verschwörung der beiden Brüder Ruthven, welche anscheinend keinen andern Zweck haben konnte, als Rache für den Tod ihres im Jahre 1582 hingerichteten Vaters zu nehmen, den Untergang beider Verschworenen zur Folge. Durch Beschluß des schottischen Parlaments wurden die sämmtlichen Güter des Hauses Ruthven confiscirt, ja es ward verboten, daß künftig jemand in Schottland den Namen Ruthven führe. Als eine besondere Gnadenbezeigung des Königs Jakob galt es, daß derselbe den Schwestern der beiden Brüder Ruthven trotz der vom Parlament beschlossenen Confiscation des Eigenthums der ganzen Familie ihr Vermögen beließ.

Diese so rasch unterdrückte Verschwörung erregte sowol in Schottland

als in England das größte Aufsehen. In der That mußte es auch selbst in jener an Unruhen und Empörungen reichen Zeit überraschend sein, daß ein wegen seiner an Schwäche grenzenden Milde berühmter Fürst plötzlich von zweien seiner Höflinge verrätherisch angegriffen ward, zur Vertheidigung seiner Freiheit oder seines Lebens mit dem einen der Rebellen ringen mußte und dann seine beiden Günstlinge vor seinen Augen niederhauen ließ.

Bereits in zwei frühern Aufsätzen dieser Blätter haben wir nun darzuthun gesucht, daß sich im „Hamlet" unverkennbare Anspielungen auf die Geschichte des Königs Jakob von Schottland finden. Der Conflict zwischen den Forderungen der Pietät gegen den Vater und der gegen die Mutter, welcher sich in der alten Sage des Saxo Grammaticus noch nicht findet, aber in der Shakspeare'schen Tragödie so wesentlich hervortritt, findet sich auch im ganzen Leben des Königs Jakob; auch er mußte, wie Hamlet, in seiner Mutter und seinem Stiefvater die Mörder seines Vaters erkennen. Zwischen dem Morde des Lord Darnley und der abermaligen Vermählung der Maria Stuart liegen kaum so viel Wochen als zwischen der Ermordung von Hamlet's Vater und der zweiten Vermählung von dessen Mutter. Auch der Umstand, daß Darnley als der schönste Mann Schottlands galt und Bothwell sehr häßlich war, stimmt mit der so sehr gerühmten Schönheit von Hamlet's Vater überein. Die hervorragendsten Eigenschaften Hamlet's, seine Unentschlossenheit, Gelehrsamkeit, namentlich in Bezug auf die Theologie, seine Liebe zur Kunst, besonders zur dramatischen Kunst, finden sich auch im Charakter Jakob's, ja wir haben gesehen, daß in der Rede Hamlet's, unmittelbar bevor ihm der Geist seines Vaters erscheint, in der Erwähnung des „Naturmals, das oft einzelne Menschen schände, als etwa von Geburt, daran sie schuldlos, weil die Natur nicht ihren Ursprung wähle", eine deutliche Hinweisung liegt auf jene bekannte, dem Jakob angeborene Idiosynkrasie, vermöge deren er keinen bloßen Degen sehen konnte.

Die Person des Laertes kommt in der Sage des Saxo Grammaticus nicht vor, sie ist erst von Shakspeare in die Fabel des Stücks eingefügt. Wir glauben, daß im Laertes eine Hindeutung auf den ebenbesprochenen Laird of Gowrie liegt. Ganz wie der Laird of Gowrie hat Laertes die Absicht, den Tod seines Vaters zu rächen; um dieses Ziel zu erreichen, scheut er wie jener unglückliche Laird vor keinem noch so ehrlosen und tollkühnen Mittel zurück. Wie der Laird of Gowrie ist Laertes wegen seiner auf Reisen in Frankreich bewährten Fertigkeit in ritterlichen Uebungen, namentlich der Fechtkunst, berühmt (man vgl. Act IV, Scene 4); die Scene am Grabe der Ophelia, in welcher Laertes mit dem Hamlet ringt und dieser ausruft:

Ich bitt' dich, laß die Hand mir von der Gurgel!
Denn ob ich schon nicht jäh und heftig bin,
So ist doch was Gefährliches in mir,
Das ich zu scheun dir rathe. Weg die Hand!

mußte sie nicht den Zeitgenossen, welche durch Hamlet an König Jakob erinnert wurden, unwillkürlich jenen Kampf zwischen Jakob und John Ruthven ins Gedächtniß rufen, in welchem Jakob beinahe erwürgt wurde? Bedenken wir dabei wohl, daß dieser Kampf am 5. August des Jahres 1600 stattgehabt hatte, und also zur Zeit der ersten Aufführung des „Hamlet" noch nicht ein Jahr alt war, und daß er in England und Schottland das größte Aufsehen gemacht hatte.

Aber welche Absicht kann Shakspeare gehabt haben bei diesen offenbaren Anspielungen auf gleichzeitige Personen und Ereignisse? Hat er eine Allegorie beabsichtigt? Gewiß nicht: denn es ist im Gange der Handlung im „Hamlet" so außerordentlich vieles, was in keiner Weise mit den Begebenheiten des Lebens Jakob's VI. übereinstimmt, so namentlich der Umstand, daß Hamlet beim Tode seines Vaters schon 30 Jahre alt ist, ferner Hamlet's fingirter Wahnsinn und vor allen Dingen der blutige Schluß der Tragödie, daß man unmöglich in der Tragödie „Hamlet" eine allegorische Darstellung der Schicksale des Königs Jakob sehen kann.

Noch weniger wird man annehmen können, daß der Dichter durch die Anspielungen seines Dramas auf Lord Darnley, Maria Stuart und den König Jakob dem letztern habe schmeicheln wollen. Unmöglich konnte dem Könige die Anspielung auf den Ehebruch und die skandalöse Verheirathung seiner Mutter mit dem Mörder seines Vaters gefallen. Auch ist der Charakter Hamlet's keineswegs so gezeichnet, daß Jakob, wenn er sich selbst im Hamlet erkannte, sich hätte davon besonders geschmeichelt fühlen können. Denn so sehr Hamlet als liebenswürdig, scharfsinnig, gelehrt und als Kunstfreund dargestellt wird, so fehlt ihm doch diejenige Eigenschaft, deren ein Fürst vor allen Dingen bedarf, nämlich Entschlossenheit und Thatkraft; macht er selbst sich doch sogar wegen seines Mangels an Entschlossenheit wiederholt die bittersten Vorwürfe.

Shakspeare mag sich in seinem Verhältnisse zu König Jakob oder zu den Lords Essex und Southampton oft als gewandter Hofmann bewiesen haben; gewiß aber würde er sich nie dazu herbeigelassen haben, seine Tragödien nach höfischen Rücksichten zu modeln, um der Gunst eines Mächtigen willen ein Stück wie den „Hamlet" zu schreiben. Aber weshalb machte denn Shakspeare im „Hamlet" diese Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse und Personen, wenn er weder eine Allegorie beabsichtigte noch einen äußern Zweck durch dieselben erreichen wollte? Gewiß aus keinem andern Grunde, als veranlaßt durch den echt künst-

lerischen Productionstrieb, der es ihm zum Bedürfniß machte, das poetisch zu behandeln, was seinen Geist schon lange beschäftigt hatte.

Derselbe dichterische Productionstrieb war es, der Goethe veranlaßte, in seinem „Werther“ ähnliche Seelenzustände und Verhältnisse darzustellen wie diejenigen, welche er selbst in Wetzlar erlebt und die ihm den Selbstmord des jungen Jerusalem wieder in das Gedächtniß zurückgerufen hatten.

Daß Shakspeare durch den Charakter Jakob's in den Jahren, als er den „Hamlet“ schrieb, also in den Jahren 1600 und 1601, viel und lebhaft beschäftigt war, ist sehr erklärlich; Jakob war ja der präsumtive Thronfolger der Elisabeth und schon deshalb die Beobachtung seines Charakters von höchstem Interesse für jeden Engländer; überdies hatte ein Theil von Shakspeare's Schauspielertruppe vom Jahre 1598—1601 ununterbrochen in Schottland verweilt und Gelegenheit gehabt, die Begünstigung der dramatischen Kunst von seiten Jakob's kennen zu lernen.

Es ist übrigens bekannt und namentlich von Ulrici in seinem Werke über „Shakspeare's dramatische Kunst“, II, S. 738, 741 fg. hervorgehoben, daß sich in den englischen Dramen zur Zeit Shakspeare's häufig Anspielungen auf gleichzeitige Begebenheiten finden. In dem „Locrine“ z. B., einem Stücke, welches von einem unbekannten Verfasser herrührt, aber von Shakspeare bearbeitet ist, findet sich eine deutliche Anspielung auf die Geschichte der Maria Stuart, ebenso in einer ältern Bearbeitung des „König Johann“ eine Anspielung auf die unüberwindliche Armada; auch in den Stücken Ben Jonson's, des bekannten Zeitgenossen Shakspeare's, fehlt es nicht an den kühnsten Anspielungen auf das Hofleben der Königin Elisabeth und auf den Charakter des Königs Jakob. Eins der Stücke Ben Jonson's ward z. B. wegen einer dem Jakob misfälligen Hindeutung auf die Verschwörung des Laird of Gowrie verboten. Bei dieser allgemeinen Neigung der dramatischen Dichter jener Zeit dürfen wir uns also auch nicht über die im „Hamlet“ vorkommenden Anspielungen wundern.

Böhmische Naturdichter.

Von

Alfred Waldau.

I.

Jean Paul machte einmal den Vorschlag zur Gründung einer Literaturzeitung für Restanten, d. h. für die zurückgebliebenen, vergessenen und unversehens in den Papierkorb der Jahrzehnde und Jahrhunderte gerathenen Schriftsteller. In Frankreich war es Asselineau, welcher in zwei Bänden solche verkommene Namen sammelte und auf diese Weise vor der Vergessenheit rettete; in England beschäftigen sich fast ohne Unterbrechung zahlreiche Essays und Miscellaneen mit den fernsten, am mindesten beachteten Partien der Literaturgeschichte Albions. Deutschland folgt diesem guten Beispiele mit allem Eifer und Fleiß. Vielleicht wäre es demnach nicht uninteressant, auch eine Reihe böhmischer Existenzen in dem großen Reiche des Geistes ringen, kämpfen und frühzeitig untergehen zu sehen; es wäre wol gar eine Handlung dankbarer Pietät, eine Reihe von Namen, die leider infolge äußerer Verhältnisse nur für eine kurze Zeit Sternschnuppen gleich am Literaturhimmel erglänzten und dann, scheinbar für immer, im Lethestrom erloschen, nun gleichsam neubelebt einer neuen Generation vorzuführen. Ich wähle hierzu vor allen andern die böhmischen Naturdichter.

Naturpoesie — so möchte wol die gewöhnliche Definition lauten — ist das natürliche, scheinbar kunstlose Product eines Geistes, der, ohne eine theoretische Anweisung in der Poetik genossen und sein Talent kunstgemäß ausgebildet zu haben, das Feld der Dichtkunst in einer mehr naiven, volksthümlichen Weise bebaut. Der Naturdichter lebt nicht selten unter dem Druck der Armuth und der schweren Arbeit, ohne einen andern Jugendunterricht genossen zu haben als jenen, den der Arme in der Dorfschule genießt, ohne einen andern Maßstab der Schönheit gefunden zu haben als jenen, den die spärlichen dürren Reimwerke aus der Großväter Zeit darbieten. Der Geist des Naturdichters erhebt sich nicht wie ein königlicher Adler in die hohen Regionen, um die Sonne der ewigen Schönheit in ihrer Herrlichkeit zu schauen und sie als vollendeter, von den Schlacken des Irdischen geläuterter Geist zu erreichen, angestaunt und bejubelt von der Menschenwelt da unten; seinem Namen bleiben jene goldenen Gedenkbücher verschlossen, in denen die spätesten Generationen mit dankbarer Freude blättern sollen. Und wie leicht hätte wol mancher von ihnen all diese Herrlichkeit erreichen können, wenn ihm eine andere Jugend, eine andere Bildung, eine andere Standeswahl gegönnt gewesen wäre! Er wäre vielleicht ein hoher stolzer Palmenbaum in

dem Dichterwalde der Weltliteratur geworden, während er jetzt nur ein kleines, bescheidenes Veilchen im einsamen Gebüsche ist — aber doch ein Veilchen voll Duft und Anmuth!

Einen kühnen Gedankenschwung, üppige Bilderpracht, titanische Größe der gewählten Stoffe — dies alles wird man vergeblich in den Producten eines Naturdichters suchen; nur selten erhebt sich der Inhalt derselben über die Regionen des gewöhnlichen Daseins. Aber des Dichters Einbildungskraft liest selbst aus den schlichtesten Naturdingen, aus den einfachsten Begebenheiten Schönheit und tiefen Sinn heraus; die einfachsten Gedanken und Gefühle, die unter dem Strohdache wohnen, sind seinem Herzen erst recht lieb und ehrwürdig. Seine Gedichte sind beinahe ohne Ausnahme das, was nach Goethe's Ausspruch ein lyrisches Gedicht immer sein soll: wirkliche Gelegenheitsgedichte, d. h. Gedichte, zu denen er den Stoff nicht aus der fremden Ferne, vielleicht sogar aus Büchern mühsam geholt, oder zu denen er seine Phantasie künstlich erhitzt hat, sondern solche, zu denen er durch ein äußeres oder inneres Lebensereigniß unmittelbar lebhaft angeregt ward, und die sich daher, leider gewöhnlich mit einer gewissen Weitschweifigkeit, als Aeußerungen subjectiver Stimmungen manifestiren.

Die Lieder des Naturdichters wollen somit für nichts anderes gelten als für Gefühlsergüsse, die ohne langes Ueberlegen aus dem vollen Herzen quellen; die heilsame Wohlthat der Feile kennen sie nur in sehr seltenen Fällen. Und doch wie erquickend ist es, zu diesem stillen, mild glänzenden Borne echter Menschlichkeit, der in dem schlichten Gemüthe des Dorfdichters seinen Ursprung hat, sich zu wenden, hinwegeilend von dem betäubend rauschenden Phrasenstrome unserer modernen Sängerfürsten und Propheten! Da ist nichts Gemachtes und Gesuchtes, nichts von fingirten Abenteuern und erlogenen Herzensqualen, da ist noch Aufrichtigkeit und Wahrheit, da ist reine dichterische Begeisterung!

Die Lieder der Naturdichter haben denselben hohen pädagogischen Werth und dieselbe schöne Aufgabe wie die eigentlichen, der Form und dem Gedanken nach im Volke selbst erwachsenen „Volkslieder", denen in der neuesten Zeit eine besondere Aufmerksamkeit und Vorliebe gezollt wird, nicht blos von den gelehrten Forschern und Kunstliebhabern, sondern auch von der großen Masse des Publikums selbst. Beide Gattungen sind, wie ein berühmter deutscher Literarhistoriker beiläufig sagt, zum Heiland der Poesie geworden, die, immer mehr von der wahren Kunst abstrahirend, nur die Tendenz, die praktische, hausbackene Tendenz hoch leben ließ, die ihren höchsten Beruf nur in der Beleuchtung und Verallgemeinerung politischer und socialer Lebensfragen erkannte, die den Götzen der Zeit um selbstischer Zwecke willen huldigte und für die

Wahrheit nur Schweigen, für die Lüge jedoch Festgedichte, Siegeslieder und Dankhymnen hatte!

Bei diesem offenkundigen, höchst betrübenden Rückschritte der Poesie war es wol mehr als ein bloßer Zufall, es war förmliche Reaction, daß die Verbreitung, das Ansehen des Volksliedes seit den politischen Gewitterjahren 1848 und 1849 auf eine so schnelle, geradezu befremdende Art wuchs, daß das Volkslied geradehin zu einem sehr gesuchten Modeartikel der beau monde gestempelt ward. Dadurch sollte ja wieder, wie man allgemein mit richtigem Scharfblick erkannte, die moderne Lyrik von der unpoetischen Gelehrsamkeit und unmusikalischen Rhetorik befreit werden, welche die unseligen Tage eines Hoffmannswaldau und Lohenstein zurückzuführen drohte; es sollte ihr den Fluch der von so vielen modernen Parnaßstürmern vergötterten „Tendenz“ abnehmen, jener Tendenz, „die nicht zum innersten Organismus des Kunstwerks gehört, sondern ihm nur äußerlich angeheftet ist“; dieses sollte unsere Poesie aus der lug- und trugvollen Region der Uebercultur zu der Wahrheit und Einfachheit der Natur zurückleiten, ihr statt künstlich überwürzter Speisen eine einfache, aber gesunde und nahrhafte Kost darbieten.

Das war die gegenwärtig wol schon zum großen Theile befriedigend gelöste Aufgabe des Volksliedes, und ist, wie ich bereits erwähnte, auch die der Naturdichter im engern Wortsinne. Der Genius des Volkslieds hat ja an ihrer Wiege gestanden, ihr Gehör bildete sich an dem leichten, melodischen Flusse desselben, ihr Gemüth entzündete sich an der Wärme und erstarkte an der Wahrheit der dasselbe beherrschenden Empfindung. Der Naturdichter hält es nicht für ein strenges, heiliges Gebot, in jeglichem Liede, welches er anstimmt, zugleich sein ganzes politisches und philosophisches Glaubensbekenntniß niederzulegen; er müht sich nicht im Schweiße seines Angesichts ab, um einer Menge von socialen Lebensfragen ihre endgültige, praktische Lösung zu verschaffen; er nimmt sich's nicht heraus, Kaisern und Königen eine Reihe von Aufgaben zu dictiren, ob deren die politischen Acteurs und diplomatischen Tausendkünstler jahrelange Conferenzen zu halten hätten; es ist nicht sein eiserner Vorsatz, mit jeder Strophe, die ihm die freundliche Muse beschert, schnurstracks in die glänzendste Aetherregion des Ruhmes emporzufliegen; er will nicht als ein gespreiztes Musterexemplar des Gelehrtendünkels oder kokett sentimentaler Leichtfertigkeit dastehen und dreist behaupten, aus einem bessern, feinern Lehm gemacht zu sein als die prosaischen Erdenkinder. Nein, er will nur singen, einfach, harmlos und natürlich singen, unbefangen und wahr dichten, sich und andern zum stillen Vergnügen, aus vollem, für alles Schöne und Gute schlagenden Herzen, wie die Nachtigall in sternheller Sommernacht, wie die Lerche in blauer, morgenfrischer Frühlingsluft!

Deswegen sollten die Lieder des Naturdichters auch nicht blos von denjenigen fleißig gelesen werden, welche an Bildung und Stand dem Verfasser gleichen; sie sollten nicht blos als zerstreute, auf graues Papier armselig gedruckte Hefte auf dem Bücherbrete oder in der Truhe der schlichten Bauernstube liegen; sie sollten nicht blos in dem Ränzlein des Handwerksburschen oder in dem einsamsten Staubwinkel einer Bibliothek ihre kümmerliche Zufluchtsstätte finden — o sie wären wol schon der Auszeichnung würdig, unter der Aegide der berühmtesten buchhändlerischen Firma als Miniaturausgabe in Maroquineinband, mit Goldschnitt und süßlächelnden Stahlstichgesichtern in die große Welt geschickt zu werden und auf den Nipptischen in den moschusduftenden glänzenden Boudoirs unserer aristokratischen Damen zu prangen. Die wahre Poesie ist ja nur Eine und paßt für alle! Ich kann bei dieser Gelegenheit es nicht unterlassen, die Worte anzuführen, welche der berühmte englische Historiker Thomas Carlyle bei der Charakterisirung des ausgezeichneten schottischen Naturdichters Robert Burns spricht: „Während die Shakspeare und Milton gleich mächtigen Strömen durch das Land der Gedanken rollen, und Flotten und Kauffahrer und fleißige Perlenfischer auf ihren Wogen tragen, fesselt auch dieser kleine Springquell unser Auge: denn auch er ist ein sinnreiches Werk der Natur und sprudelt aus der Tiefe der Erde voll und frei zum Tageslicht empor, und oft wird der Reisende von der Heerstraße seine Schritte hierher lenken, um von seiner klaren Flut zu trinken und unter seinen Felsen und Tannen stillen Betrachtungen sich zu weihen.“

Beinahe jedes Volk hat seine mitunter nicht unansehnliche Zahl von namhaften Naturdichtern aufzuweisen; so hat Deutschland seinen berühmten Hans Sachs, außerdem in der neuen Zeit einen Gottlieb Hiller, einen Anton Färnstein aus Eger, den Buchdrucker Niklas Müller in Stuttgart, den nürnberger Flaschnermeister Grübel und den Drechslermeister Georg Daniel Hirtz in Strasburg; unter den Franzosen machten sich besonders der Friseur Jasmin und der Bäckermeister Jean Reboul vortheilhaft bekannt; Schottland rühmt sich seines Robert Burns und des Schäfers von Ettrick, James Hogg; England ist stolz auf seinen Robert Bloomfield, den Schuhmacher und Hirten.

Auch die Czechen können eine Reihe von Naturdichtern vorführen, welche ohne alle gelehrte Anleitung ans Liederdichten gingen, bei denen der glänzende Reimreichthum ihrer wohlklingenden Sprache einen schönen Reichthum von Bildern und Gefühlen hervorrief und ihrer Darstellung gefällige Formen ertheilte. Wegen dieser Gedankenanmuth und der ungekünstelten Einfachheit im glatten Ausdruck haben mehrere von ihnen eine nicht geringe Beliebtheit bei ihrem Volke sich errungen, die einen mehr als ephemeren Charakter hatte. Sind ja doch die czechischen

Naturdichter neben dem Volksliederschatze der treueste Abglanz des Nationaltypus selbst; sie bewegen sich durchaus nicht, wie die kriegerischen Sänger der Serben, in großartigen Ereignissen und Leidenschaften, sie tragen in sich keine Gefühle von dämonischer Ursprünglichkeit — sie sind anspruchslose, in ihrer Beschränktheit glückliche und zufriedene Leute, die, von dem öffentlichen Leben fast gänzlich ausgeschlossen, in der Poesie Entschädigung suchen für die vielen Mängel und Beschränkungen, von denen die politische Existenz ihres Vaterlandes seit Jahrhunderten gedrückt wird. Auch lebt in ihnen nicht so sehr ein innerer stürmischer Drang nach patriotischem Schaffen als das redliche Bestreben, auf dem für Böhmen so lange öde und brach gelegenen Felde der Poesie werkthätig zu erscheinen, da sich zu dessen Cultivirung zu ihrer Zeit so wenige, nicht ausreichende Kräfte vorfanden, wo also selbst die schwächste Mithülfe ersprießlich und dankenswerth war. Tausendmal besser ist ja das Zwitschern eines Vögleins, das Summen der Biene, ja selbst das Zirpen der Grille als — unheimliche Friedhofsstille! Es sind also die meisten der czechischen Naturdichter allerdings auch als echte Patrioten aufgetreten; Vaterlandsliebe war bei ihnen die mächtigste Triebfeder zum Dichten, und hierdurch unterscheiden sie sich zunächst von den Naturdichtern aller andern Nationen. Wenn sie sich auch nicht dem berühmten „Pflüger von Ayrshire" (Robert Burns) an die Seite stellen dürfen, wenn auch nicht ihre Gedanken und Gefühle das Eigenthum, der Stolz und das Entzücken künftiger Generationen sein werden, es soll doch nimmer von ihnen heißen: „Verschollen und vergessen!" Ihre zerstreuten Schriften sollen nicht, von aller Welt unbeachtet, in verstaubten Bibliothekschränken modern und ihre Namen nur wenigen Literarhistorikern bekannt sein! Auch das größere gebildete Publikum, das für schöne Dichtungen, mögen sie dieser oder jener Nation angehören, kunstsinnig eingenommen ist, soll sich öfters freundlich der Männer erinnern, in deren naturholden Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimte, und deren Gold edler Gesinnung keine Armuth verfälschen konnte! Schade nur, daß wir von dem äußern Leben vieler von ihnen so wenig wissen und trotz emsiger Nachforschung auch wenig Neues mehr in Erfahrung bringen können; die meisten sind ja schon seit Jahren todt, in ihrer Heimat weiß sich fast niemand mehr ihrer Namen zu erinnern, und kein schmuckloser Leichenstein am einsamen Dorfkirchhof verkündet dem sinnenden Pilger: „Hier ruht ein edles Herz!" — —

Der erste unter den böhmischen Naturdichtern ist der Zeitfolge nach Jiři Volný. Er erblickte das Licht der Welt zu Ende des 17. Jahrhunderts und starb als Schäfer in dem Dorfe Kratonohy, in der Nähe der Stadt Raudnitz im Jahre 1745. Sowol in einzelnen gedruckten Flugblättern als auch im Manuscripte hinterließ er viele Lieder, von

welchen letztern im Jahre 1756 Jiří Luňák aus dem Dorfe Končice auf der Herrschaft Glumetz eine Abschrift anfertigte, welche wieder im Jahre 1786 Vit Vokřál im Dorfe Vilimi auf der Herrschaft Podiebrad für sich copirte. Aus dessen Händen empfing diese Gesänge der miltschiner Bauer Vavák — ebenfalls ein bekannter Naturdichter — und vollendete eine neue Abschrift davon am 21. April 1803. Später übergab er sie dem Bibliothekar am prager Museum, Wenzel Hanka, welcher sie im Jahre 1822 unter dem Titel: „Jiřého Volného vecelé písně" („Georg Volný's heitere Lieder") in Königgrätz drucken ließ. Es sind jedoch, wie bereits angedeutet wurde, nicht alle Lieder dieses wackern Naturdichters darin enthalten; denn eine vollständige Sammlung derselben besaßen, so weit es bekannt ist, nur der Vater und der Oheim Vavák's, welche auf ihren öftern Fahrten aus dem Dorfe Miltschitz nach der Stadt Raudnitz im Dorfe Kratonohy bei dem Schäfer Volný einzusprechen pflegten, der ihnen dann seine neuesten Geistesproducte mittheilte. Sie schrieben diese sorgfältig ab, verbreiteten sie daheim und sangen sie mit fleißiger Vorliebe; doch als am 24. Februar 1750 im Dorfe Miltschitz eine große Feuersbrunst ausbrach und unter vielen andern auch die Gebäude dieser beiden gänzlich zerstörte, gingen auch die Liedersammlungen zu Grunde.

In dem gedruckten Büchlein sind im ganzen neun Lieder enthalten, von denen aber jedes eine besondere Länge und dann noch die Eigenthümlichkeit besitzt, daß der letzte Vers der Schlußstrophe stets mit dem Namen „Volný" endigt — dieselbe Erscheinung also, die wir in den Gedichten des Hans Sachs vorfinden. Einen streng kritischen Maßstab kann und wird niemand an Volný's Lieder legen, wer da erwägt, zu welcher Zeit der schlichte Schäfer sie geschrieben. Es geschah dies mitten in der traurigsten Periode der böhmischen Literatur, wo geistiges Dunkel in ganz Böhmen herrschte; denn wol noch niemals war ein Volk von achtbarer Culturhöhe so schnell in tiefe Barbarei zurückgesunken, als es hier nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge (1620) der Fall war. Die böhmische Nationalität war, wenn auch nicht politisch, doch moralisch fast gänzlich vernichtet; ein Böhme war nach dem neuen Tone gleichbedeutend mit Ketzer und Rebell, und gar mancher Eingeborene entsagte seiner Nationalität, sogar seiner Muttersprache, und verdeutschte selbst seinen czechischen Namen. Man sollte es nicht glauben, daß in anderthalb Jahrhunderten, während Hunderttausende von czechischen Büchern vernichtet wurden und die czechische Sprache immermehr von ihrem grammatischen und socialen Werthe verlor, im Fache der Poesie außer Volný's Liedern gar nichts erschien, was auch nur genannt zu werden verdiente.

Wenn man also auch nicht blühende Diction und glänzenden Ge-

dankenflug bei Volný suchen kann, so darf man ihm doch nicht die Anerkennung, die einer guten Leistung gebührt, versagen. Volný setzt sich das Ziel, seinen Dorfgenossen ihre sittlichen Fehler und Thorheiten wie in einem Spiegel vorzuhalten, in welchem sie ihre Verirrungen mit ihrer ganzen Lächerlichkeit und Strafbarkeit erblicken sollen; ferner will er auf ihre Besserung und Veredlung rastlos hinwirken. Eine lebhafte Darstellung, Scharfsinn, gute, kernige Einfälle und Adel der Gesinnung, der sich vorzüglich in der Erhebung über das Gemeine offenbart, zeichnen seine Lieder aus, die man in der That als trefflich charakteristische Culturſilhouetten seiner Zeit ansehen kann.

Außer Jiří Volný haben sich noch zwei seiner Anverwandten in der Poesie versucht, Lukáš Volný und Václar Volný. Ich glaube, der erstere ist der Vater des Jiří Volný gewesen, weil er erwiesenermaßen schon im ersten Decennium des vorigen Jahrhunderts, und wahrscheinlich auch bereits vordem als Schäfermeister im Dorfe Kratonohy lebte. Im Jahre 1710 ließ er in Prag drei Gedichte drucken, worin das Entstehen der Schäferzunft unter Kaiser Leopold I. (1704) und die Bestätigung ihrer Privilegien durch Kaiser Joseph I. (1709) besungen wird. Zwei dieser Gedichte stammen von Lukáš Volný, eins von Václar Volný; sie haben aber nicht jene Beliebtheit und Verbreitung gefunden wie die Lieder des Jiří Volný.

Der populärste czechische Naturdichter war aber unstreitig der bereits erwähnte Franěk Jean Vavák, geboren im Jahre 1741, Landmann und später Dorfrichter in Miltschitz, im Jahre 1786 von der Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. mit einer Ehrenmedaille beschenkt und von der königlichen Stadt Pilsen zum Ehrenbürger ernannt. Er war ein sehr ehrenhafter, für sein Vaterland und seine Sprache begeisterter Mann, mit hellem Verstande begabt und alle Mittel freudig benutzend, die seiner eigenen Ausbildung förderlich sein konnten. Bei allen, die ihn näher kannten, stand er in hoher Achtung und Liebe; so singt der Naturdichter Václar Melezinek in seinem Gedichte „Dar narého voku 1796"· („Neujahrsgabe 1796"), wo er die bedeutendsten böhmischen Schriftsteller seiner Zeit anpreist, von ihm:

> Noch weiß ich von einem Böhmen,
> Und will ihn hier deutlich nennen:
> Unser Vavák ist gar bieder,
> Der bereits viel Lob verdiente,
> Denn er singt uns wie ein Vöglein,
> Dieser kenntnißreiche Bauer
> Heit're Verse und schön czechisch,
> Womit er erfreut uns alle.

Seinen Ruf erwarb sich Vavák hauptsächlich durch sein langes, 48 achtzeilige Strophen zählendes Lied: „Porážka Prušanů u Kolina“ („Schlacht der Preußen bei Kollin“, am 18. Juni 1757), welches zwar eines dichterischen Schwunges entbehrt, aber durch die detaillirte lebhafte Schilderung der Schlachtscenen den Geschichtsfreund in hohem Grade fesselt. Gottfried Uhlig von Uhlenau theilt in seinem Werke „Erinnerungen an die Schlacht von Kollin“ das ganze Lied im Original und in der prosaischen Uebersetzung mit und schreibt darüber an den Verfasser: „Als ein Andenken an jene vielbewegte kriegerische Zeit hat sich in mehreren Bürgerfamilien daselbst ein böhmisches Lied erhalten, das einen Zeitgenossen und Augenzeugen der damaligen Begebenheiten zum Verfasser hat und deshalb äußerst interessant bleibt. Es ist der bekannte Bauer aus Milčic, Franz Johann Vavák, Ehrenbürger der königlichen Stadt Pilsen, der sich durch seine Volksdichtungen einen Namen gemacht hat.“ . . . „Besonders muß hervorgehoben werden, daß dies Lied, dessen Verfasser durch den Krieg gewiß viel Ungemach erlitt, da dessen Dorf (Milčic) sogar in Brand gesteckt wurde, weder trivial, noch gereizt oder übermüthig gehalten ist. . . .“ Und an einer andern Stelle: „Also endet Vavák seine gemüthliche Dichtung, und unverkennbar geht aus selber hervor, daß der Verfasser kein gewöhnlicher Landmann war.“

Andere literarische Erzeugnisse Vavák's bestehen aus Gelegenheitsgedichten, von denen ich hier einige nach ihren Titeln anführe: „Vlastenské vzbuzorání k vděčnému očekárání Leopolda II., krále pána našeho. V Praze 1791“ (d. h. „Vaterländische Aufmunterung zur dankbaren Erwartung Leopold's II. unsers Herrn und Königs. Prag 1791“). „Jedlské vítání I. C. K. M. Františka toho jmena druhého c. Řím. a jmena prvrího krále českého. V Praze 1792“ (d. h. „Bauernbegrüßung Sr. kaiserlich königlichen Majestät Franz des zweiten römischen Kaisers des Namens und des ersten als böhmischer König“). „Krátké pozorování zlastné a nepraré války národa Francouzského, 1794“ (d. h. „Kurze Betrachtung des bösen und ungerechten Kriegs der französischen Nation“).

Außerdem hat Vavák noch rein lyrische Gedichte verfaßt, die jedoch sämmtlich, soviel mir bekannt ist, im Manuscripte geblieben sind. Es gelingt ihm darin, den Ton des Volkslieds recht glücklich zu treffen; es ist dies keine farb- und gestaltlose Lyrik, sondern wahre, innige Empfindung, frommer Sinn, schöne Bilderwahl, gefällige Form und wohlklingender Vers. Diese Lieder, von Vavák's eigener Hand geschrieben, sind im böhmischen Nationalmuseum aufbewahrt. Besonders interessant sind zwei Pièçen darin; die eine trägt die Ueberschrift „Ušlechtilá kanvalinka“ („Das holde Veilchen“) und die Jahrzahl 1760, das andere

Lied heißt „Dobromyslné rozvažování" („Gutmüthiges Erwägen") und ist vom 22. März 1799 datirt. Ich theile hier das letztere als Probe mit.

Gutmüthiges Erwägen.

Was wir sehen, was wir hören,
  Was wir lieben traut,
Was wir denken, was wir reden,
  Was wir preisen laut:
Alles muß gar bald vergehn,
Neues muß dafür entstehn —
Alles findet sein End' und schwindet
  Wie des Windes Wehn!

Alter Zeiten alte Bücher
  Lesen wir geübt,
Und erfahren noch nach Jahren,
  Wer die Welt geliebt:
Welche Opfer brachte er,
Daß er seinen Ruhm vermehr' —
Doch in Bälde am Gottesfelde
  Sah ein Grab man mehr!

Blüht nicht sonnig, düftewonnig
  Oft das Glück der Welt?
Doch Ein Wetter raubt die Blätter,
  Und der Fruchtbaum fällt!
Gäste nur sind wir auf der
Lebensbrückenfahrt, eh' Er,
Der bekannte, ungern genannte
  Tod ruft: „Bis hieher!"

Hier schalte ich noch einen andern Naturdichter ein, Vojtěch Kotěra. Derselbe war am 1. April 1742 im Dorfe Proseč geboren, wurde Landwirth, erhielt wegen seiner Verdienste um die Gemeinde eine Ehrenmedaille und den Titel eines Oberrichters. Im neunundachtzigsten Jahre seines Lebens schrieb er seine Selbstbiographie nieder. Im Jahre 1827 sandte er dem böhmischen Nationalmuseum in Prag sechs eigenhändig geschriebene und zwei gedruckte Gedichte ein. Seine Dichtungen überhaupt lassen sich in religiöse, patriotische und satirische eintheilen. Die erstern sind am zahlreichsten vertreten. Das Walten echter, inniger Herzensfrömmigkeit läßt sich darin nicht leugnen: doch leiden gerade diese Lieder an einer schwunglosen, unerquicklichen Breite, wie es leider bei der damals am böhmischen Parnaß herrschenden langweiligen poesielosen Atmosphäre und der allgemeinen Nüchternheit der Gemüther und Verhältnisse nicht anders sein konnte. Auch das gar zu häufige Citiren von Bibelstellen macht den Eindruck des Gesuchten und Gekünstelten.

Reicher an poetischem Werthe sind schon die patriotischen Gesänge, von denen besonders „Dík laskavému otci vlasti Josefovi II., težmandrosti jeho chvála“ (d. h. „Dank dem holden Vater des Vaterlandes, Joseph II., zugleich Lob seiner Weisheit“) von hoher Begeisterung und innigem Dankgefühl durchweht ist und in seinen farbenreichen, natürlichen Schilderungen ein treffliches Bild der traurigen Leibeigenschaftszustände jener Zeiten uns vor die Augen stellt.

Das größte Gewicht lege ich jedoch auf Kotěra's satirische und didaktische Gedichte, welche wie die Lieder des Volný fern von allem Idealisiren mit ernstem Tadel oder kernigem Witze die Fehler und Thorheiten der Dörfler geiseln und rücksichtslos in edeln kräftigen Worten die ungeschminkte Wahrheit predigend zur Besserung und Veredlung auffordern. Diese Tendenz ist besonders in einer Zeit nicht genug zu rühmen, in welcher der Materialismus täglich neue Fortschritte macht, wo das Ideal für etwas Unwahres und Unberechtigtes ausgegeben wird, weil nicht jeder Realist dessen tiefere Bedeutung einsieht, wo ohnehin die geistigen Interessen von der großen Menge als bloße Chimäre verlacht werden, insoweit sich nicht aus ihnen Vortheile und Procente gewinnen lassen.

Eine geistige Verwandtschaft mit Kotěra hat der Autodidakt Josef Bláha, der im Jahre 1754 geboren ist und als Schäfermeister im Dorfe Aukinoves am 19. Januar 1831 verschied. Von diesem kenne ich aber nur zwei Gedichte, die seiner prosaischen Schrift „Naučeno pro mladé sedlské hospodáře“ („Belehrung für junge Landwirthe“) beigedruckt sind. Das erste ist überschrieben „Důležitost stavu sedlského“ („Wichtigkeit des Bauernstandes“); das zweite heißt „O venkovské spokojenosti“ („Von der ländlichen Zufriedenheit“). Letzteres läßt uns ganz den braven, schlichten Mann erkennen, der in seiner Hütte ein Leben voll idyllischer Zufriedenheit und Glückseligkeit führt, und sich keine Minute lang nach dem falschen Glanz des stürmischen Weltlebens hinaussehnt. Mit dem heitern Stolze eines echten Weisen singt er von seinem Glücke in der Armuth:

Zufriedenheit.

Eitelkeit auf Eitelkeit!
Alle Erdenherrlichkeit,
  Wonach glühend trachten
Voll Verblendung alle Leut',
Die ist mir nie Wunsch noch Freud',
  Die will ich verachten.

Auch nach dem treulosen Glanz
Eines Herrn des Vaterlands
  Will ich nie mich sehnen,

Denn daß wirklich selig macht
Königsruhm und Königspracht,
Mögen and're wähnen.

In der schlichten Hütte mein
Leb' ich meinem Gott allein,
Und das Gute üb' ich;
Und selbst in der Einsamkeit
Blüht ja viel von wahrer Freud' —
Und nur diese lieb' ich!

O du Herr der Erd' und Sonn',
Diese reine, schöne Wonn'
Woll' mir gnädig schenken,
Und von jeder falschen Zier,
Jeder bösen Weltbegier
Schirmend mich ablenken!

Dem Bauernstande gehört ferner an Jakub Sršeň, Landwirth in Chočenič, unweit Kollin. Er ließ im Jahre 1836 bei J. H. Pospischil in Prag bei Gelegenheit der Königskrönung Ferdinand's I. ein größeres Gelegenheitsgedicht erscheinen, das die Aufschrift trug „Národni otčenáš císaři rakouskému, Ferdinandari I." (d. h. „Vaterländisches Vaterunser für den österreichischen Kaiser Ferdinand I."). Das Gedicht ist von einem kräftigen Patriotismus getragen, und es scheint, daß sein Verfasser selbst einige gelehrte Kenntniß besessen habe, weil er Worte wie Flora, Ilias, Victoria ꝛc. gebraucht.

Noch erwähne ich der Vollständigkeit halber den Chaluppner Jan Soukup aus der Ortschaft Luštěnice, von dem ich jedoch nur angeben kann, daß er beiläufig im Jahre 1810 in Jungbunzlau eine religiöse Dichtung Píseň k svalému Josefu" („Lied zum heiligen Joseph") durch den Druck veröffentlichte, und gehe gleich zu jenen czechischen Naturdichtern über, die nicht dem Bauernstande, dem Dorfe, sondern irgend einer Handwerkerzunft, der Stadt angehören, durch das Genre ihrer politischen Leistungen aber sich von jenen nicht unterscheiden.

Hierher gehört nun vor allen andern Václar Melezinek, Lebzeltner-Altgeselle in Prag. Seine poetische Wirksamkeit fällt in die zwei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, wo eben der Lebensbaum der czechischen Nationalität und Literatur, nachdem er durch hundertundfunfzig Jahre in winterlicher Oede seine kahlen Aeste und Zweige bittend zum umnachteten Himmel emporgestreckt hatte, neue hoffnungsreiche Blüten zu treiben begann. Václar Melezinek schloß sich mit patriotischem Eifer jenem jungen Dichterkreise an, der zu seinen Auserwählten einen Wenzel Tham, Wenzel Stach, J. B. Dlabač und andere zählte und sich die schöne Aufgabe stellte, die vaterländische Literatur durch Schriften und Thaten in möglichst kräftiger Weise zu unterstützen.

Alle waren ja von der herrlichen Ueberzeugung beseelt, daß die herben Trauerjahre der böhmischen Sprache und Poesie vorübergezogen seien und daß eine neue glänzende Epoche am entwölkten Culturhimmel morgenrothgleich heranschwebe. Melezinek sang in seinem „Dar nového roku 1796" („Neujahrsgabe für 1796") darüber folgenderweise:

Meint und thut, was euch begehrt,
Uns betrügt nicht diese Hoffnung:
Gott gibt's, daß die Czechensprache
Wieder blühen wird wie vormals;
Laßt uns nur geduldig warten,
Wie die Gans harrt auf die Aehre,
Laßt uns solche Czechen bleiben,
Wie die edlen Ahnen waren;
Laßt die Czechentreu' uns lieben,
Und zumeist die Czechensprache,
Eintracht, Biederkeit bewahren,
Bleibet treu dem Land und König,
Dieses wünsche ich von Herzen....

Von den Producten dieses Autodidakten konnte ich, außer drei verschiedenen Blättern, doch mit der gleichen Ueberschrift „Dar nového roku" (für 1787, 1796, 1800) nichts weiter ausfindig machen, wiewol ich nicht zweifle, daß in einigen der dazumal erschienenen periodischen Schriften, welche nun freilich auch unter dem dicken Bibliothekstaube modern, noch eins oder das andere seiner Lieder abgedruckt ist. Ueber das Bekannte läßt sich aber nur sagen, daß es eine hübsche Begabung verräth, wenn auch nur wenig Gold von reinem und schönem Gepräge darin enthalten ist.

Ich wende mich deshalb gleich zu dem Naturdichter Václar Plánek. Dieser wurde am 15. Mai 1789 in dem Dorfe Blachora Březi geboren und starb als Tischlermeister in der Stadt Strakonitz. Jungmann's „Czechische Literaturgeschichte" führt ein einziges Gedicht von ihm an, welches 1818 in Prag als Flugblatt erschien, und ein Trauercarmen auf den Tod eines Hrn. Paul Skála, Malteserordenspriester, ist. Es wäre voreilig, aus einem einzigen kleinen Gedichte über das gesammte Dichtertalent urtheilen zu wollen; so viel aber steht fest, daß darin nicht das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren gepaart ist, wie es Platen in einer Parabase von dem echten Dichter fordert. Das Gedicht besitzt nicht den nöthigen Charakter wahrhaft elegischer Seelenstimmung, um wenigstens eine Saite des Herzens zu berühren, sondern scheint mehr eine künstliche Composition des Verstandes zu sein, und versteigt sich zu häufig in ein hohles, rhetorisches Pathos, während andererseits mancher Vers nicht viel mehr als gereimte Prosa ist.

Endlich möge hier eine Stelle finden František Selepa, geboren am 19. November 1814 in dem Städtchen Heralec bei Deutsch-Brod. Nach beendetem Besuche der Volksschule lernte er bei seinem Vater die Zeugmacherei, bereiste dann als Handwerksbursche Mähren und einen Theil Ungarns, worauf er sich nach erworbenem Meisterrechte in seiner Vaterstadt niederließ. Wegen unzulänglichen Erwerbs aber sah er sich bald genöthigt, im Sommer 1859 als Taglöhner beim Eisenbahnbau in Oberösterreich sich verwenden zu lassen; im Herbste kehrte er wieder nach Heralec zurück. Doch ehe er noch in seinem Heimatstädtchen ankam, brach in seiner Wohnung ein Feuer aus, das alle seine Habe und seine Bücher, die er sich oft mit den schwersten Opfern und unter mannichfachen Entbehrungen angeschafft hatte, vernichtete. Der arme schlichte Mann, dessen schönste Freude das Lesen guter Bücher, besonders aber der Bibel ist, besitzt eine recht hübsche, einer weitern Aufmunterung und Unterstützung gewiß würdige poetische Begabung, wie das nachfolgende, in der kirchlichen Zeitschrift „Blahověst" abgedruckte Gedicht beweist:

Am Kirchhof.

O Kirchhof, Residenz der Todten,
Woselbst vermodert schwach und stark,
Die Gräber, das sind deine Kammern,
Und deine Betten nennt man „Sarg";
Und wenn das eitle Leben endet,
Du bist's, der stillen Schlaf dann spendet!

Ist dies der Tod? — Ei, neues Leben,
Das uns jenseits des Grabes winkt;
Des Friedens Engel, der nach Kämpfen
Uns nach viel bessern Kreisen bringt:
Der treuen Kinder harrt die Spende
Des Vaters dort — Wonn' ohne Ende.

Ist dies der Tod? — Ei, heller Lichtglanz,
Dem nächt'ge Finsterniß verhaßt;
Ein weißes Röslein, schönes Röslein,
Das wol auf Erden Wurzeln faßt,
Doch seinen Duft zum Himmel sendet,
Deß Strahlenpracht die Augen blendet.

Ist dies der Tod? — Ei, End' des Jammers,
Das ist der Lebenswallfahrt Schluß,
Der Anfang neuer Seligkeiten,
Das Thor dazu sich öffnen muß;
Es hat der Erdenkampf geendet,
Die ew'ge Lieb' nun Heilung spendet.

Und ringsum herrschet Ruh' und Frieden
Und Schweigen, wo mein Hauch nur bebt,
Hier hör' ich keinen Laut erklingen,
Den Todten meld' ich, der noch lebt:
Auch ich bett' einst da die Gebeine,
Daß neues Leben uns vereine!

Literatur und Kunst.

Ein neuer amerikanischer Roman.

Ermuntert durch den glänzenden Erfolg, welchen Otto Ruppius mit seinem Roman „Der Pedlar" diesseit wie jenseit des Oceans davongetragen, hat er eine Fortsetzung desselben erscheinen lassen: „Das Vermächtniß des Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben" (Berlin, Franz Duncker). Ueber den erstgenannten Roman haben wir in Nummer 51 unsers vorigen Jahrgangs berichtet und dabei mit Vergnügen das frische, leichtflüssige Talent des Verfassers anerkannt. Auch der vorliegenden Fortsetzung vermögen wir ein ähnliches Lob nicht zu versagen. Im allgemeinen zwar ist es immer ein misliches Unternehmen, poetische Werke, die eben als solche nothwendig in sich fertig und abgeschlossen sein müssen, in solcher Art fortzuspinnen und weiter zu führen und selbst berühmte Autoren sind daran bekanntlich mehr oder minder zu Schanden geworden. Doch hat im vorliegenden Falle der Verfasser die Schwierigkeiten seiner Aufgabe ziemlich glücklich überwunden, wobei ihm freilich eine gewisse Keckheit zu statten kam. Ohne einige Gewaltthätigkeiten gegen einzelne der Charaktere ist es dabei allerdings nicht abgegangen; namentlich ist die Entwickelung, welche der Verfasser dem Charakter der ursprünglich so lieblich angelegten Ellen gegeben hat, für den Leser nicht nur ein wenig überraschend, sondern auch entschieden unbefriedigend, und auch ihr Vater, der Mr. Elliott dieser Fortsetzung, mit seinem kleinlichen Eigensinn und seinem hochfahrenden Uebermuth, paßte nicht ganz zu dem starren, aber immerhin ehrenwerthen und tüchtigen Charakter, den wir in „Der Pedlar" kennen gelernt. Die Fabel des Romans besteht wiederum wie in dem ursprünglichen Werke in einer Criminalgeschichte, dieselbe ist mit geschickter und sicherer Hand durchgeführt bis auf den Schluß, der etwas gar zu gewaltsam hereinbricht. Auch hätten einige allzu crasse Schilderungen, wohin wir namentlich die Schilderung der Mistreß Morton im Hause ihres Aufsehers rechnen, füglich wegbleiben oder doch stark gemildert werden dürfen. Im ganzen indessen gehört auch dies „Testament des Pedlar" zu den vorzüglichsten Neuigkeiten unserer belletristischen Literatur und kann insbesondere denen, welche an dem ersten Werke des Verfassers Gefallen gefunden haben, mit Grund empfohlen werden.

R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

21. Januar 1859.

N. O. So sind also unsere Landboten seit Mitte voriger Woche glücklich wieder beisammen. Aber nein, dieser leichtfertige Ton mochte am Orte sein, solange ein Ministerium Manteuffel die Bedeutung des preußischen Landtags zu einem leeren Schattenbild herabsetzte und solange die Volksvertretung selbst sich beeiferte, eine so unerhebliche und nichtssagende Rolle zu spielen wie nur irgendmöglich. Heutzutage, wo jeder, dem der Blick für die Beschaffenheit unserer Lage nicht überhaupt verschlossen ist, den Ernst der Situation aufs tiefste empfindet und wo die Erwartungen und Hoffnungen des gesammten Volks mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Thätigkeit des Landtags gerichtet sind, heutzutage paßt dieser Ton nicht mehr, vielmehr geziemt es sich jetzt für jeden, der wirklichen und aufrichtigen Antheil an den Geschicken des Vaterlands nimmt, der ernsten und bedeutungsvollen Stunde auch einen ernsten Sinn und ein offenes ehrliches Herz entgegenzutragen.

Es freut mich, hinzusetzen zu können, daß dieser Ernst des Augenblicks und diese hohe und entscheidende Wichtigkeit, welche der diesmaligen Versammlung unsers Landtags zukommt, nicht blos von einzelnen gefühlt und empfunden wird, sondern daß auch die große Masse des hiesigen Publikums, diese sonst so frivole, so gleichgültige Masse, ein sehr bestimmtes und sehr deutlich ausgeprägtes Bewußtsein davon hat. Solange Hr. von Manteuffel am Ruder stand, waren es angeblich nur noch die Stubenvermiether, die Gastwirthe, die Besitzer von Austern- und Frühstückskellern, die Theaterdirectionen, die Luxus- und Modehändler und ähnliche große und kleine, lichte und dunkle Geister, die sich für die alljährlich wiederkehrende Zusammenkunft des Landtags interessirten, nicht zu vergessen natürlich den „Kladderadatsch“ und den „Zuschauer“ der Kreuzzeitung, welche beide an den Mitgliedern des Landtags ihre besten Stofflieferanten hatten, wenn auch freilich in sehr verschiedenem Sinne. Heute ist das anders. Die Regierung selbst hat den festen und entschiedenen Willen zu erkennen gegeben, den Gesetzen gemäß zu regieren und also auch die gesetzlich vorgeschriebene Theilnahme der Volksvertretung an den Angelegenheiten des Landes zur Wahrheit zu machen, sie sieht es nicht mehr als ihre Aufgabe an, die Thätigkeit des Landtags sei es auf offenen, sei es auf geheimen Wegen, zu umgehen oder doch wenigstens zu kreuzen, im Gegentheil, sie erkennt es als ihre höchste Pflicht und ihren edelsten Beruf sowie als die wahre Grundlage unserer öffentlichen Wohlfahrt, in allen Stücken Hand in Hand mit dem Landtag zu gehen und in gemeinsamer Thätigkeit an dem Ausbau und der Umgestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse fortzuarbeiten. Das Publikum, das bei uns bekanntlich nur allzu willig ist, jedem von obenher gegebenen Anstoß zu folgen, hat seine Natur auch in diesem Falle nicht verleugnet; seitdem die Regierung angefangen, dem Landtag eine bis dahin in Preußen ganz unbekannte Rücksicht zu zollen, fließt auch das Publikum über von

Verehrung und Bewunderung unserer parlamentarischen Institutionen, derselben Institutionen, über die es sich vor kurzem noch die leichtfertigsten Glossen erlaubt und die es eigentlich nur noch aus den Witzen und Scherzreden kannte, mit denen unser berliner „Punch" dieselben illustrirte. Ja müßte ich nicht befürchten, wider Willen in jenen spielenden Ton zurückzuverfallen, den ich vorhin selbst ablehnte, so würde ich sagen: der Landtag ist bei uns in die Mode gekommen, die Galerie des Abgeordnetenhauses, auf die sich sonst höchstens einige naive Provinzbewohner bei ihrem ersten Besuch in der Residenz verirrten, sind jetzt stets überfüllt, die Sitzungsberichte, so dürftig sie in diesen ersten Tagen der Session, wo der Landtag mit seiner eigenen Constituirung beschäftigt ist, auch noch lauten, werden begierig gelesen und auch in Privatgesellschaften und öffentlichen Lokalen ist der Landtag und was wir von ihm zu erwarten haben der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung. Ganz gewiß, wie die Natur der Menge und namentlich die Natur der Berliner einmal ist, läuft auch dabei wieder manche hohle Renommisterei und manche leere Selbstgefälligkeit mit unter; nachdem wir solange unsere eigene Volksvertretung immer nur über die Achsel angesehen haben, möchten wir uns jetzt gar zu gern den Anschein geben, als wären wir lauter Parlamentsschwärmer und unser Haus der Abgeordneten wäre ein Areopag von staatsmännischer Bildung und Einsicht, dessen Aussprüchen ganz Europa mit gespanntester Aufmerksamkeit horchen müsse. Indessen ist doch selbst diese Renommisterei noch immer besser als die frühere Frivolität und Gleichgültigkeit und wollen wir daher nur wünschen, daß die Erwartung des Publikums auch wirklich befriedigt und die jetzt so hoch gespannte und so freudig angeregte Stimmung nicht schließlich wieder in ihr Gegentheil umschlage.

Die Regierung wenigstens thut bisjetzt alles, was in ihren Kräften steht, die ebeneröffnete Sitzung zu einer wahrhaft fruchtbaren und segensreichen zu machen. Die Thronrede, mit ihrem klaren männlichen Tone und ihrer ruhigen festen Darlegung, besonders der innern Verhältnisse, hat auch hier allgemein den besten Eindruck hervorgebracht. Einige nergelnde Stimmen, die in der „National-Zeitung" und der „Volks-Zeitung" laut zu werden suchten, fanden beim Publikum keinen Anklang und selbst das letztere, hier sonst so beliebte und in gewissen kleinbürgerlichen Kreisen so einflußreiche Blatt stand diesmal mit seiner überkritischen Ansicht völlig allein. Eine wesentliche Verstärkung hat dieser günstige Eindruck der Thronrede bei uns noch dadurch erhalten, daß dieselbe, wie wir allmählich aus den Zeitungen erfahren, auch im Auslande, geringfügige Ausnahmen abgerechnet, durchgehends mit Befriedigung aufgenommen worden ist und der Haltung und den Absichten des preußischen Gouvernements eine fast einstimmige Anerkennung erworben hat. Ja selbst jene geringfügigen Ausnahmen müssen noch dazu dienen, dem preußischen Selbstgefühl zu schmeicheln und damit den wohlthuenden Eindruck der Thronrede noch zu verstärken. Soviel mir erinnerlich, sind es nämlich nur einige wiener Blätter, die in den von der hiesigen „Volks-Zeitung" und der „National-Zeitung" angeschlagenen Ton mit einstimmen und dies und jenes an der Thronrede auszusetzen haben. Der Refrain dieser Ausstellungen, der bald mehr bald minder deutlich hervorklingt, ist dann immer die Unzufriedenheit mit der auswärtigen Politik



Preußens; man beschuldigt an den Ufern der Donau die preußische Thronrede, von dem jüngst beendeten italienischen Kriege in zu lauen Ausdrücken gesprochen, überhaupt das Verhältniß zu Oesterreich mit zu großer Oberflächlichkeit behandelt zu haben, ja man geht so weit, in der Abwesenheit der sonst herkömmlichen Phrase, das gute Einvernehmen mit den auswärtigen Mächten betreffend, einen geheimen Stachel zu sehen, der hauptsächlich gegen Oesterreich gerichtet ist. Allein das ist gerade, was die unendliche Mehrheit des hiesigen und ich glaube sagen zu dürfen des preußischen Publikums im allgemeinen wünscht; man will hier von einer Gemeinsamkeit mit Oesterreich, wenigstens mit dem Oesterreich wie es jetzt ist nichts wissen, ja man fürchtet nichts mehr und würde nichts für ein schwereres Unglück halten, als wenn die Politik unsers Staates sich in ein Einverständniß mit der österreichischen einließe; die Klagen und Vorwürfe, die an der Donau gegen die preußische Regierung erhoben werden, sind daher in unsern Ohren ebenso viel Complimente und Gratulationen, was dort herb und bitter schmeckt, geht uns hier sehr süß und angenehm ein und darum werden auch die Ausstellungen, welche man in Wien gegen diese neuesten Kundgebungen unsers Cabinets erhebt, hier mit großer Befriedigung vernommen, in die sich ein Etwas von Schadenfreude hineinmischt, das der menschlichen Natur nun einmal ganz besonders zuzusagen und gleichsam erst das richtige Gewürz zu unsern besten und schönsten Genüssen zu sein scheint.

Eine noch größere, allerdings auch ungleich berechtigtere Befriedigung erregt das rasche Vorgehen, welches die Regierung diesmal dem Landtage gegenüber innehält; gleich in den ersten Tagen der Session ist den beiden Häusern eine Reihe von Vorlagen übergeben worden, unter denen sich die wichtigsten und folgenreichsten Gegenstände befinden. Ganz besonders hat das Publikum sich von der Gesetzesvorlage wegen Aufhebung der Wuchergesetze überrascht gefühlt; dieselbe ist so plötzlich gekommen und steht mit dem, was man bisher für die Ansicht der Regierung hielt, anscheinend in so grellem Widerspruch, daß man sich nur mühsam von dem allgemeinen Staunen erholt. Doch ist dies Erstaunen durchweg ein freudiges, wenigstens bei der großen Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung, die bei dem lebhaften industriellen Treiben, das hier herrscht, genügende Gelegenheit gehabt hat zu erfahren, sowol wie hemmend die bisherige Gesetzgebung gerade auf den soliden und tüchtigen Unternehmungsgeist einwirkte, als auch wie leicht sie von der unsoliden und schwindelhaften Speculationslust umgangen wurde. Auch der soeben vorgelegte Gesetzentwurf, die Feststellung der Wahlbezirke betreffend, ist mit allgemeiner Freude begrüßt worden. Wir Berliner zwar sowie die größern Städte der Monarchie überhaupt haben unter den Willkürlichkeiten, mit denen das Ministerium Manteuffel-Westphalen bei Feststellung der Wahlbezirke verfuhr, verhältnißmäßig am wenigsten gelitten. Doch ist auch hier nicht unbekannt, welchen verderblichen Druck diese Willkürlichkeiten insbesondere auf das flache Land, auf die kleinern Städte und die ländlichen Ortschaften ausgeübt haben und daß die parteiische, unbequeme und zum Theil widersinnige Feststellung der Wahlbezirke ein Hauptmittel war, durch welches das genannte Ministerium die Wahlen des Landes nach seinem Willen leitete; man überläßt sich somit der Hoffnung, daß, indem dieser Druck nun endlich weggeräumt und auch hier das Gesetz und nur das Gesetz

zur Geltung gebracht wird, auch das verfassungsmäßige Leben selbst bei uns immer tiefere Wurzel schlagen, die Theilnahme an den Wahlen immer größer und aufrichtiger, die politische Bildung der gesammten Nation immer reifer und lebenskräftiger werden wird. Kurz, die Session ist unter den glücklichsten Anzeichen eröffnet und wohin wir in diesem Augenblick sehen, überall zeigt sich ein neuer frischer Muth, die noch vor kurzem so düstern Gesichter fangen an sich aufzuklären und mit Vertrauen und Muth blickt man der Zukunft entgegen.

Diese gehobene und ermuthigte Stimmung spiegelt sich denn auch in dem geselligen Treiben unserer Hauptstadt wider; die Saison, die sich anfangs ziemlich still und leblos anließ, verspricht jetzt recht bewegt und glänzend zu werden. Bereits haben einige Festlichkeiten bei Hofe stattgefunden, die Minister haben ihre Salons ebenfalls eröffnet und auch von den reichen Edelleuten, welche die Eröffnung des Parlaments theilweise hierher gezogen hat, schließen sich nicht wenige dem gegebenen Beispiele an. Besonders gerühmt wird die ausgedehnte und glänzende Gastfreiheit, welche die Herzogin von Sagan, die bekannte Nichte des alten Talleyrand, in den mit jedem erdenklichen Comfort ausgeschmückten Räumen ihrer am Pariserplatz gelegenen Wohnung ausübt. Viel macht auch ein großes Diner von sich sprechen, welches Graf Redern soeben den musikalischen Notabilitäten unserer Stadt, insbesondere den Mitgliedern der Königlichen Oper und Kapelle in seinem Palais veranstaltete. Dasselbe soll ebenfalls sehr glänzend gewesen sein; wäre es auch nur die Veranlassung dazu! Anfang der Woche nämlich ist endlich Graf Redern's langerwartete Oper „Christine" mit Text von Eduard Tempeltey zur Aufführung im Königlichen Opernhause gelangt. Graf Redern, vor Hrn. von Küstner längere Jahre hindurch Generalintendant unserer Hofbühne, ist ein liebenswürdiger und kunstsinniger Charakter; insbesondere schwärmt er für Musik und hat sich auch selbst in verschiedenen kleinern Compositionen versucht. Es sind meistentheils Märsche, Tänze und ähnliche leichte Sachen; einige davon sind recht beliebt und verbreitet und namentlich ist, wenn ich nicht irre, die Musik zu dem Fackeltanz, der nach altem Gebrauch bei großen Hoffesten ausgeführt wird, eine Composition des musikalischen Grafen. Diese Erfolge haben ihm denn keine Ruhe gelassen, bis er sich auch an einer großen Oper versucht hat. Dieselbe wurde, wie gesagt, vor einigen Tagen zum ersten mal aufgeführt, mit großer Pracht, unter Mitwirkung unserer vorzüglichsten Kräfte und vor einem so vornehmen und glänzenden Publikum, wie ein Componist es sich nur immer wünschen kann, zumal wenn er selbst der hohen Aristokratie angehört. Daß dies vornehme Publikum galant genug war, die Oper des erlauchten Componisten mit Beifall aufzunehmen und daß auch die Claque in diesem Fall nicht nur ihr Mögliches, sondern sogar noch etwas darüber that, versteht sich von selbst. Nichtsdestoweniger sind alle, denen irgendein Urtheil in musikalischen Dingen zusteht, darüber einig, daß diese „Christine" ein völlig verfehltes Machwerk, dem man den wohlmeinenden, aber unzulänglichen Dilettantismus in jedem Takt und in jeder Note anhört. Auch der Tempeltey'sche Text ist weit schwächer, als man dem jungen talentvollen Dichter zugetraut hätte. Höchst charakteristisch für unsere kritischen Zustände ist es, wie die Rhadamanthe unserer Journalistik sich drehen und winden, um dem vornehmen und frei-

gebigen Componisten nicht wehe zu thun und dabei doch auch der Wahrheit nicht allzu sehr ins Gesicht zu schlagen; nur der bekannte Musikkritiker der „Voß'schen" geht auch diesmal mit jenem unerschütterlichen Muthe, den wir seit langem an dem Weihnachtswanderer bewundern, durch dick und dünn rüstig voran und lobt und preist, als ob es sich um ein Meisterwerk ersten Ranges handelte. Allein der Referent der „National-Zeitung" hat, soviel mir bisjetzt zu Augen gekommen, das Kind beim rechten Namen genannt und das klingt denn freilich nicht fein. Graf Redern inzwischen hat nicht nur das gesammte Personal in seinem Palais fetirt, sondern man erzählt sich auch Wunderdinge von den köstlichen Geschenken, mit denen er die einzelnen Mitwirkenden, je nach dem Grade ihrer Betheiligung oder sagen wir besser je nach dem Grade ihres Märtyrerthums, bedacht hat. Und so werden wir die Redern'sche Oper trotz ihrer völligen musikalischen Nichtigkeit und obwol sie ein einigermaßen urtheilsfähiges und unbefangenes Publikum unmöglich befriedigen kann, wol noch einigemal über die sonst so exclusiven Breter unserer Hofbühne schreiten sehen, um dann hinabzusteigen, von wannen keine Wiederkehr....

Schade, daß Frau Birch-Pfeiffer nicht auch einige Millionen zu Gebote stehen, dem neuesten Producte ihrer Muse thäte ein Pflästerchen, wie Graf Redern es soeben seiner „Christine" aufgelegt hat, ebenfalls recht noth. Das Stück heißt „Ein Kind des Glücks", ist aber nur das Kind einer handwerksmäßigen Routine, die sich denn doch nachgerade erschöpft zu haben scheint und von der auch das Publikum, das dieses neue Stück der fruchtbaren Verfasserin sehr kühl und verdrossen aufnahm, sich allmählich übersättigt fühlt. Dagegen macht die italienische Oper des Victoriatheaters großes Glück; Signora Artot und Signor de Carion sind die Stichwörter des Tages und wer nicht wenigstens einen Abend um den andern die italienische Oper in der Münzstraße besucht, darf sich in der guten Gesellschaft kaum mehr blicken lassen. Ob dieser Enthusiasmus von Dauer sein und ob er namentlich genügen wird, die gänzliche Unfähigkeit aufzuwiegen, welche das neueröffnete Theater auf seinem eigentlichen Gebiete, dem deutschen Conversationsstück und Lustspiel, bewährt, sei es auch nur in finanzieller Hinsicht, das ist freilich eine andere Frage. Jetzt hat Hr. Branddirector Scabell, der, wie Sie sich aus einem meiner frühern Briefe erinnern, mit der Verwaltung des Victoriatheaters betraut ist, unsern bekannten und beliebten Tenoristen Hrn. Hans Wachenhusen zu seinem artistischen Beirath erkoren; auch munkelt man bereits allerhand von neuen Engagements, welche derselbe abgeschlossen, sowie von neuen Stücken, die er zur Aufführung angenommen haben soll und sehen wir also mit Begier der neuen Aera entgegen, die Hr. Wachenhusen für das Victoriatheater eröffnen wird und deren dasselbe in der That sehr dringend bedarf, wenn es nicht ebenso rasch und plötzlich wieder zu Ende gehen soll, wie es mühevoll und langsam entstanden ist.

Notizen.

Unsere Schillerfreunde machen wir aufmerksam auf eine nachträgliche Festschrift, die soeben bei A. Schnée in Brüssel erschienen ist: „Frédéric Schiller. Sa vie et ses oeuvres. A l'occasion du centième anniversaire de sa naissance. Par Charles Grün." Das elegant geheftete, mit einem photographirten Bildniß versehene Schriftchen gibt in lebhafter und glänzender Darstellung einen Ueberblick über den Entwickelungsgang und die Leistungen unsers großen Dichters und ist nebenher auch als zweckmäßige Uebung in der französischen Lectüre zu empfehlen.

Julie Burow (Frau Pfannenschmidt) veröffentlicht soeben eine neue Novelle „Laute Welt, stilles Herz" (Bromberg, Levit). Levin Schücking's historische Novellen „Aus den Tagen der großen Kaiserin" (Prag, Kober & Markgraf) wurden in zweiter verbesserter Auflage ausgegeben. Ebendaselbst erschienen ferner: „Seltsame Geschichten. Von Alfred Meißner"; „Bunte Kiesel. Erzählungen von Uffo Horn"; „Land und Leute der Moldau und Walachei. Von W. Derblich"; „Geschichte der Marie Antoinette. Von Edmond und Jules de Goncourt. Autorisirte deutsche Ausgabe von Schmidt-Weißenfels. Mit dem Porträt der Marie Antoinette in Stahlstich".

Bei Otto Meißner in Hamburg erschien: „Napoleon III. und Europa. Von Emile de Girardin. Deutsch übersetzt und eingeleitet und annotirt von Karl Grün." Diese Uebertragung ist vollständig nach der ersten confiscirten Ausgabe des Originals gearbeitet, während in den fünf neuern Auflagen, welche die Schrift seitdem erlebt hat, die bedeutsamsten Stellen fehlen. Die deutsche Einleitung ist mit deutschem Sinn und deutscher Offenheit geschrieben; sie beleuchtet die Zustände des gegenwärtigen Frankreich und wahrt namentlich den vaterländischen Standpunkt gegenüber den Rheingelüsten, welche Hr. von Girardin durchblicken läßt.

In dem Aufsatz „Der demokratische Rückschlag in der Entwickelung" von Arnold Ruge, den wir in der vorletzten Nummer des kürzlich vollendeten Jahrgangs mittheilten, sind einige Druckfehler stehen geblieben, in Betreff deren der Herr Verfasser uns folgende Berichtigung zusendet: „Verehrter Freund. S. 863 läßt Du mich sagen: «Der dümmste Aberglaube, den uns Syrien aufgepackt, gelange viel eher zur Wahrheit als das wissenschaftliche Denken.» Ich bitte zu lesen «zur Mehrheit». Und S. 859 heißt es gar: «den ungebändigten Beamten» statt «angebändigten», nämlich von dem Bedientensystem und in demselben «angebändigt». Ich weiß wohl, daß sie euch noch «ungebändigt» vorkommen; aber sie sind wie die Orgelpfeifen, wenn man sie herausnimmt, so pfeifen sie nicht mehr; und ich sehe nicht ein, warum man sie nicht alle nach Neuseeland schicken könnte. Dort wird keine brotlose Kunst bezahlt und sie können sich so «ungebändigt» behaben als sie wollen."

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karl Gutzkow's Zauberer von Rom.

Sechster Band.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Band 1—5 haben denselben Preis.)

Mit dem sechsten Bande ist diese das katholische Leben umfassende Romandichtung auf dem Uebergang zu österreichischen und südeuropäischen Culturzuständen begriffen. Bot nach der nur vorbereitenden, unterhaltend abenteuerreichen Einleitung des ersten Bandes der zweite die allgemeine Schilderung des katholischen Priesterlebens, der dritte die Einblicke in die hierarchische Reaction und die katholische Erziehung, der vierte in die Mysterien der Beichte, der fünfte in Concordats-Ansprüche und Jesuitenwirken überhaupt, so ist dieser sechste vorzugsweise dem in der katholischen Kirche hochgefeierten Wesen des Gelübdes gewidmet. Selbst katholische Stimmen lassen der Darstellung dieses großartig durchgeführten Werks die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie eine höchst würdige ist. Um die edle Priestergestalt Bonaventura's gruppirt sich die farbenreichste, aus der Fülle des Lebens geschöpfte Schilderung der hierarchischen und ultramontanen Bestrebungen. Der siebente Band erscheint Ende Februar, der achte und neunte (letzte) im Laufe des Frühjahrs.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig erschien soeben:

Die speculativen Systeme seit Kant und die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Von **Karl Hermann Kirchner,** Privatdocenten an der Universität zu Berlin. Gr. 8. Geh. Preis: 18 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der

italienischen und deutschen Sprache.

Von Dr. Francesco Valentini.

Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und vielfach vermehrt.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Dieses sich schon seit 30 Jahren des besten Rufes erfreuende Wörterbuch liegt jetzt in einer dritten, gänzlich umgearbeiteten und vielfach vermehrten Auflage vor, und ist es nicht der geringste Vorzug des Werks, daß der Verfasser, ein geborener Römer, gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, weshalb sein Werk einen ganz selbständigen Standpunkt einnimmt. Valentini's italienisch-deutsches Wörterbuch darf somit in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das beste der vorhandenen bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis erleichtert die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Braunschweig.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. (Mit 4 Abbildungen.)

Preis 5 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist die erste Hälfte des **vierten Halbbandes** sowie der **neunte Halbband** dieses wichtigen Werks erschienen und nebst dem **ersten** bis **dritten Halbband** und einem **Prospect** in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Die erste Hälfte des vierten Halbbandes enthält das wichtige Buch Jesaja. Mit dem neunten Halbband hat die Veröffentlichung der **zweiten Abtheilung** des Werks (Bibelurkunden: Geschichte der biblischen Bücher) neben der ersten begonnen. Derselbe enthält ausführliche Erörterungen über den Inhalt der fünf Bücher Mosis, die namentlich auch für die nichttheologischen Leser von hohem Interesse sein werden, z. B. über die Schöpfungsgeschichte, die Genesis im Verhältniß zur Geologie und Physiologie, das Paradies, den Thurmbau, ein Leben des Moses ꝛc. Mit dem zehnten Halbbande wird ein **Bibelatlas** folgen.

Bunsen's Bibelwerk ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung wie aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben. Es hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden.

Subscriptionspreis 1½ Ngr. für den Bogen. Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., neunter 1 Thlr.

In der **Arnoldischen** Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grässe, Dr. J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von den ältesten bis auf die neueste Zeit. Vierter Band: die sämmtlichen Register enthaltend. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Minckwitz, Dr. Joh., Der illustrirte neuhochdeutsche Parnass. Eine Grundlage zum bessern Verständniss unserer Literaturgeschichte in Biographien, Charakteristiken und Beispielen unserer vorzüglichsten Dichter. Erste Lieferung. Gr. 8. Brosch. 6 Ngr.

☞ Das Werk erscheint in 8 Lieferungen binnen sechs Monaten. — Prospecte gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung**, herausgegeben von **Hermann Marggraff**, bestreben sich fortwährend, die geachtete Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, indem sie, ihrem Titel gemäß, literarisch unterhalten und alle bedeutendern Erscheinungen der Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt besprechen.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen und dergl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 5. 2. Februar 1860.

Ueber Schlaflosigkeit und ihre Heilmittel.

Von

Karl Reclam.

Der Schlaf ist unter den Naturbedürfnissen eins der zwingendsten; gleich Speise und Trank kann man ihn wol kürzere oder längere Zeit entbehren, indem das Verlangen des Organismus nach der Ruhe des Schlafes gewaltsam bald durch äußere Einflüsse, bald durch den eigenen Willen unterdrückt wird, aber niemals wird hierdurch das Bedürfniß selbst verscheucht, sondern es kehrt dann nur um so stärker und zwingender zurück. Niemand vermag sich des Schlafs förmlich zu entäußern; höchstens vermag er zeitweilig den Wunsch nach demselben zu unterdrücken.

Das regelmäßige Eintreten des Schlafbedürfnisses zur Abendzeit hat man als eine der merkwürdigsten Erscheinungen jenes dunkeln und noch wenig von der Wissenschaft erhellten Gesetzes der „Periodicität" betrachtet. Uns scheint jedoch, als ob hier die Gewöhnung einen wesentlichen Einfluß übe. Der Wechsel zwischen hell und dunkel, das Erscheinen der Sonne und das Verschwinden derselben hat zwar unzweifelhaft seine Einwirkung auf Erwachen und Einschläfern. Reisende, welche zur Zeit der ewigen Nacht oder des ewigen Tages sich in nordischen Gegenden aufgehalten haben, berichten übereinstimmend, wie die Neigung zum Schlaf beträchtlich abgenommen und sich später eingestellt

habe zur Zeit der unausgesetzten Helle, wie dagegen an die Stelle der frühern Munterkeit bei ihnen allen ein Zustand der Schlafsucht gekommen sei zur Zeit, wo nur noch künstliches Licht die Sonnenstrahlen ersetzte. Den Einfluß des Lichtwechsels beweisen uns auch Thiere, von denen die Tagesthiere in der Regel mit der Dämmerung ihr Lager suchen, während die Nachtthiere mit der Dämmerung ihr Lager verlassen, auf welchem sie schon lange vorher wachend saßen und sehnsüchtig die Zeit der Dunkelheit erwarteten, welche ihren Tag bildet.

Hieraus geht allerdings hervor, daß „Tag und Nacht" (oder richtiger „hell und dunkel") von Einfluß auf die Schlafzeit sind; allein keineswegs sind sie die einzigen oder die Hauptursachen. Man hat bisjetzt ihren Einfluß überschätzt. Der wahre Grund des Schlafeintritts ist Ermüdung und Erschöpfung. Jede Arbeit, jede Thätigkeit eines Organismus kann nur auf Grund und mit Hülfe des Stoffwechsels, d. h. des Stoffverbrauchs in den Organtheilen, vor sich gehen. Die Menge des in diesen Theilen befindlichen und durch das Blut ihnen gelieferten Stoffs ist aber nicht unerschöpflich; sie wird verbraucht und mit ihrer Abnahme stellt sich Ermüdung ein. Ist die Abnahme des Stoffs sehr groß — was einestheils von der Größe der vorhergegangenen Anstrengung, anderntheils von dem Ernährungszustande desjenigen abhängt, der sich anstrengt — so erfolgt Uebermüdung, die sich durch ein schmerzhaftes Gefühl, durch Kraftlosigkeit, Unlust und Unfähigkeit zum Arbeiten äußert. Um den Zustand der Ermüdung, d. h. der Abnahme des ernährenden Stoffs in einzelnen Körperorganen, auszugleichen, ist Ruhe sowol dieser Organe als der meisten übrigen nöthig, und diese Ruhe bietet uns der Schlaf. Während der Schlafzeit geht zwar der Umsatz der Stoffe im Innern des Körpers lebhaft vor sich, aber die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß weniger unbrauchbarer Stoff als während des Wachens aus dem Körper entfernt (nach außen abgeschieden) wird. Der Stoffumsatz hat vielmehr dann den Zweck, die im Organismus befindlichen Nährstoffe gleichmäßiger zu vertheilen und von den Orten, wo sie verhältnißmäßig angehäuft waren, nach jenen Organtheilen zu bringen, wo sie infolge der vorhergegangenen Anstrengung fehlen.

Dies ist das eigentliche Geheimniß des Schlafes, seiner Nothwendigkeit, seiner Periodicität. Wir haben dasselbe möglichst kurz, einfach, gleichsam roh und nackt hingestellt, damit es sich dem Gedächtniß der Leser um so mehr einpräge; denn alle Vortheile, alle Nachtheile des Schlafs und der Schlaflosigkeit hängen von ihm ab.

Den zweiten Einfluß übt das Licht, aber nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar. Unser ganzes Geistesleben beruht auf der Anregung, welche die sinnliche Wahrnehmung uns gewährt; unsere Kenntnisse, unsere ersten Erfahrungen, welche wir als Kind auf dem Arme der

Mutter machten, entsprangen alle aus der sinnlichen Wahrnehmung, und zwar vorzugsweise mit Hülfe des Auges und in zweiter Linie mit Hülfe der tastenden Finger, deren Bewegung der Blick des Auges abschätzte und beurtheilte. Die höchsten Schöpfungen der Wissenschaft, die Untersuchungen über die abstractesten Gegenstände können der sinnlichen Wahrnehmung als Hülfe und Grundlage nicht entbehren. So lange die Strahlen der Sonne mit Tageslicht unsere Umgebung erhellen, haben wir tausend Anregungen zum Beobachten, zum Nachdenken, zum Aufmerken und in ihnen tausend Ableitungen gegen den Schlaf; sobald aber die Dämmerung mit ihrem Schleier sich niedersenkt, beginnen diese Anregungen zu fehlen, das Bedürfniß der Ruhe macht sich geltend und der Schlaf tritt ein.

So wirkt also Licht und Dunkel erst in zweiter Linie und nur mittelbar auf Schlaf und Wachen ein, und daß es dies kann, hängt von dem Wesen und der Eigenthümlichkeit des Schlafes selbst ab.

Wenden wir uns also an die Physiologie mit der Frage: Was ist Schlaf? Worin besteht der Zustand des Schlafenden?

Wir haben bereits gesehen, daß im Schlafe keine absolute Ruhe herrscht. Der „Stoffwechsel" geht fort, wenn er auch weniger nach außen thätig ist, sondern nur innerhalb des Organismus verläuft. Immerhin geht aus diesem Umstande hervor, daß diejenigen Körpertheile, welche den Stoffwechsel unterhalten, nicht unthätig sein können — und dies ist auch nachweisbar nicht der Fall. Das Herz schlägt beim Schlafenden zwar ruhiger und gleichmäßiger, aber unausgesetzt; die Muskeln der Athemorgane ziehen sich rhythmisch zusammen ebenso wie beim Wachen, nur etwas weniger energisch und in gleichförmigerm Takte; die Verdauung bleibt nicht still stehen, die Därme bewegen sich, aber auch diese Vorgänge sind minder kräftig und etwas langsamer als im Wachen. Wollen wir im Bilde sprechen, so können wir sagen: die Maschine der Ernährung hat ihren gleichmäßigen Fortgang während des Schlafes. Was also ruht?

Die dem Willen unterworfenen Bewegungen und Kraftäußerungen des Körpers ruhen, die unwillkürlichen haben ihren Fortgang. Zwar werden auch die willkürlichen Muskeln zuweilen im Schlafe angeregt, allein in der Regel nur durch äußere Erregung. Eine Fliege, welche über das Antlitz des Schlafenden ihren Weg nimmt, läßt die Gesichtsmuskeln zucken und den Arm eine kurze Bewegung machen, als ob er die Fliege verjagen wollte. Die Traumbilder, welche uns umgaukeln, bewegen bei dem Klaviervirtuosen zuweilen die Finger, wenn er von Ausübung seiner Kunst träumt, und dem rüstigen Fußgänger wie dem Jagdhunde bewegen sich die Füße, wenn es im Traume ihnen scheint,

als ob sie nur schwer ein gestecktes Ziel erreichen könnten. Aber fragt nach dem Erwachen denjenigen, der im Schlafe seine Glieder bewegte, ob er dies gewollt habe, und er wird gewiß verneinend antworten! Sein bewußter Wille war also nicht im Spiel.

Hiermit haben wir dasjenige genannt, was in Unthätigkeit verharrt während des Schlafes: es sind die Geisteskräfte, Bewußtsein und Wille. Der Schlafende ist bewußtlos, ist willenlos. Im Schlafe ruht daher dasjenige Organ, durch dessen Hülfe Bewußtsein und Wille zu Stande kommen: das Gehirn.

Fragen wir also: Was ist der Schlaf? so antwortet uns die Physiologie: Der Zustand eines Schlafenden zeichnet sich vor dem des Wachenden hauptsächlich durch Gehirnruhe aus; deshalb entbehrt der Schlafende der Seelenthätigkeiten, die den Zustand des Wachens vorzugsweise charakterisiren. Die Verschiedenheit in den Vorgängen des Stoffwechsels hängt wahrscheinlich hiervon ab.

Aus dieser Erklärung gewinnen wir zugleich Einsicht in die Ursachen, aus denen das Schlafbedürfniß ungleich ist bei verschiedenen Menschen und in verschiedenen Altersklassen; ebenso vermögen wir hieraus die Mittel zur Herbeiführung des Schlafes und zur Bewältigung der Schlaflosigkeit herzuleiten.

Wenn auch der Wechsel zwischen Tag und Nacht die äußere Anregung zur Thätigkeit oder zur Ruhe, mithin zum Wachen oder zum Schlafen gibt, so ruht doch die „Ursache“ des Schlafbedürfnisses im Organismus selbst. Auch trotz der größten Helle schläft der Ermüdete endlich ein, und trotz der größten Finsterniß wachen wir endlich auf, nachdem wir uns ausgeschlafen haben. Allein die „Größe“ des Schlafbedürfnisses ist nicht bei jedem Organismus dieselbe, sondern wechselt nach den Lebensaltern sowie nach den vorausgegangenen Anstrengungen.

Im allgemeinen kann man annehmen, daß bei denjenigen Individuen das größte Bedürfniß nach Schlaf (d. h. nach Gehirnruhe) vorhanden sei, welche ihrem Lebensalter nach am wenigsten zu geistiger Thätigkeit befähigt sind. Dies wäre mithin bei Kindern und bei Greisen. Der Säugling wacht in der Regel nur den sechsten Theil des Tages und verbringt die übrige Zeit in sanftem Schlummer, welcher ihm fast noch nothwendiger ist als Nahrung. Besteht doch die Thätigkeit seines kleinen Organismus vorwiegend im Wachsthum, welches durch den Schlaf gefördert und begünstigt wird, und vermag doch der Körper die für den Stoffwechsel des Wachsthums nothwendigen Bestandtheile aus dem Fett und den Knochen für einige Zeit sich gleichsam zu leihen, damit die Verrichtungen gleichmäßig vor sich gehen, wenn das Kind hungert und keine nährenden Bestandtheile in das Blut eingeführt werden — allein die Zeit des Schlafes auf irgendeine Weise zu ersetzen, ist unmöglich,

deshalb werden kleine Kinder von solchen Krankheiten am härtesten betroffen und nur zu häufig hingerafft, welche ihnen durch irgendwelche Unannehmlichkeit die Ruhe des Schlafes rauben.

In den spätern Lebensjahren bis zur Zeit der Reife und Kraft begnügt sich der Organismus mit dem dritten Theile des Tages als Schlafzeit und erst in den Jahren der eigentlichen vollsten bewußten Manneskraft (d. h. um das 40. Lebensjahr) kann man sich ungestraft einige Stunden Schlafes entziehen, sodaß nur der vierte Theil des Tages der trägen Ruhe als Opfer anheimfällt. Freilich ist dies nur dann erlaubt und ohne nachtheilige Folgen möglich, wenn die Arbeit im ruhigen und gewohnten Gleise des Tages hinläuft; wenn dagegen außerordentliche Anstrengungen sowol in körperlicher als in geistiger Beziehung gemacht werden, erheischt die Natur eine längere Zeit zum Wiederersatz des Verlorenen.

Im Greisenalter tritt dagegen das Ruhebedürfniß wiederum stärker hervor. Merkwürdigerweise flieht aber der Schlaf das Lager des Greises häufig. So begnüge er sich denn mit der Ruhe! Die alten Griechen wußten es schon, daß mit dem weißen Haare ruhige Beschaulichkeit und passives Leben nothwendigerweise eintreten müsse. Deshalb heischte man die Jugend zur That, das beobachtende und erfahrene Alter zum Rath. In der Neuzeit ist es leider häufig umgekehrt; rathen wollen diejenigen, denen eigene Erfahrungen und Anschauungen abgehen, und der hastige Drang der Geschäfte erlaubt nur selten dem Alter die ihm gebührende Ruhe. Dennoch müssen Greise wenigstens nach Möglichkeit dem Naturgesetz Folge zu geben suchen; misachten sie dasselbe, und suchen sie mit Zwang der Ruhezeit die Arbeit abzubrechen, laufen sie fast immer Gefahr, sich Arbeitskraft und Lebenszeit zu kürzen. Fast immer, sagen wir: denn überall in der Natur gibt es nur Regeln für die einzelnen Vorgänge, nicht despotisch gehandhabte Gesetze. Mehr als Ein Beispiel ist vorhanden, daß bis in die höchsten Lebensalter so körperliche als geistige Frische erhalten wurde und daß ein thätiges Greisenalter den würdigen Beschluß eines arbeitsamen Lebens machte. Die bedeutendsten Geister der deutschen Nation, ein Gauß, ein Goethe, ein Hammer von Purgstall, ein Alexander von Humboldt ließ in ihren Arbeiten das nahende Greisenalter nicht bemerken! Doch gehört dazu außer dem festen Willen und der regelmäßig fortlaufenden Thätigkeit vor allem ein kräftiger Körper, dessen Kraft durch günstige äußere Verhältnisse erhalten und befördert wird.

Beim einzelnen Menschen ist das Schlafbedürfniß in der Regel wechselnd. Oft ohne vorausgegangene Anstrengungen erheischt der körperliche Zustand bald eine längere Ruhezeit, bald eine kürzere. Personen, welche sich an langes Schlafen gewöhnt haben, pflegen wohl-

beleibt zu sein; solche dagegen, welche zu kurze Zeit schlafen, sind mager und trotz des größern Bedürfnisses nach Speise und Trank, welches sich dann bei ihnen einstellt, vermögen sie keine Körperfülle zu gewinnen.

Am größten ist die Wohlthat des Schlafes und das Bedürfniß nach demselben bei heftigen Gemüthsaufregungen. Kummer, Schreck, nagende Sorge, selbst große Freude äußern ihren Einfluß auf die Ernährungsvorgänge, und halten Gemüthsbewegungen längere Zeit hindurch an, so bewirken sie Ermattung und Abmagerung. Dasselbe gilt vom körperlichen Schmerz, von entzündlichen, fieberhaften Krankheiten und von Störungen im Blutkreislauf. Gerade dann aber tritt das peinigende Leiden der Schlaflosigkeit mit doppelter Energie ein.

Mangelte der Schlaf aus irgendeiner Ursache gänzlich, war also volle Schlaflosigkeit vorhanden, oder war der Schlaf bei der theilweisen Schlaflosigkeit nur unruhig, so bewirkt dies nicht nur „schlechte Körperernährung“, sondern mit ihr und durch sie übermäßig erhöhte „Empfindlichkeit aller Nerven“, sowol derjenigen, welche der Bewegung und der Empfindung vorstehen, als auch der Nervencentren, nämlich des Gehirns und des Rückenmarks. Im letztern äußern sie sich in der Regel mit dumpfen Schmerzen, während das Denkorgan durch Sinnestäuschungen, Schwindel, durch Denkunfähigkeit bei allzu beweglicher Phantasie in seiner Thätigkeit gehindert wird. Die gerötheten schmerzenden Augen wenden sich scheu vom Licht weg, matt und zitternd werden die Glieder bewegt; Unlust zur Arbeit gesellt sich zum Appetitmangel, und die trockenen Lippen foltern mit brennendem Durste, ohne daß irgendein Getränk ihnen dauernde Erquickung zu bieten vermöchte. Dauert dieser Zustand wochen- und monatelang, so gefährdet er das Leben.

Es ist daher eine wichtige Frage der Diätetik: durch welche Mittel vermag man die Schlaflosigkeit zu bekämpfen und den Schlaf herbeizulocken?

Die Natur läßt sich nicht gebieten, nur freiwillig gewährt sie ihre Gaben. Der Mensch kann nichts anderes als die Verhältnisse und Bedingungen, unter denen sie ihr Geschenk auszutheilen pflegt, so günstig als möglich stellen; dann muß er erwarten, ob sie seiner Einladung Folge leistet! So geht es auch dem Arzte mit dem Schlafe. In der Regel tritt dieser nach körperlichen Anstrengungen am schnellsten ein. Deshalb räth er seinen Kranken, auf Spaziergängen, auf dem Turnplatze und auf der Kegelbahn, in der Reitschule sich durch Körperbewegung zu ermatten. Wo dagegen Hemmnisse auf den Blutkreislauf störend einwirken, sind diese zu beseitigen, und in der Regel wirkt in solcher Beziehung ein „Abführmittel“ (namentlich ein Klystier) am günstigsten. Oft auch übt kühlendes Getränk (z. B. kaltes Zuckerwasser

in reichlicher Menge genossen) eine besänftigende Wirkung auf den Organismus aus und läßt ruhigern Schlaf nachfolgen. Da aber der Zustand des Schlafenden nicht nur in der körperlichen, sondern hauptsächlich in der geistigen Ruhe besteht, so sind auch die psychischen Mittel wirksamer als die körperlichen zur Beförderung des Schlafes. Freilich vermag sie der Arzt nur anzugeben, aber nicht ihre Ausführung zu überwachen. Die Thätigkeit des Kranken selbst hat auf Wirksamkeit oder Erfolglosigkeit dieser Mittel den größten Einfluß. Deshalb sind sie in mehr als Einer Beziehung ein wichtiger Bestandtheil der geistigen Diätetik.

Das einzige wirksame Mittel, durch welches man auf psychischem Wege die Schlaflosigkeit bekämpfen und den Schlaf herbeiführen kann, hat bereits der berühmte Physiolog Johannes Müller mit den Worten angegeben, man müsse sich „gedankenruhig hinlegen", dann werde das Bewußtsein schnell schwinden und der Schlaf sich einstellen. Das Mittel ist unzweifelhaft gut und sicher wirkend, allein seine Ausführung ist keineswegs leicht!

Wir sind so sehr gewöhnt, eine Thätigkeit, ja selbst eine bedeutendere Anstrengung als das alleinige Mittel zu betrachten, mit dessen Hülfe man irgendein gegebenes Ziel erreichen könne, daß es uns immer ein hindernder Umstand ist, wenn gerade zur Erreichung einer bestimmten Absicht unthätige Ruhe uns aufgezwungen werden soll. Jeder alte Soldat kann es bestätigen, wie ungleich leichter es ist, eine kampfbegierige Truppe schnell gegen den Feind zu führen, als sie unthätig und thatlos in einem Hinterhalte zu erhalten, ohne daß sie sich entweder durch unnöthige Bewegungen kenntlich macht oder ihre Kampflust verliert. Aehnliches nimmt man in der naturwissenschaftlichen Heilkunde wahr. Nur deshalb ist ja auch die Kunst des Beobachtens so schwer, bei welcher der Beobachter äußerlich ruhig und scheinbar unthätig verharrt, um aufmerksam jede an einem bestimmten Gegenstande geschehende Veränderung nach ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen, immer unthätig und doch immer bereit, etwas außer ihm Geschehenes auf sich einwirken zu lassen und dadurch in Thätigkeit zu treten.

Dennoch ist in diesen beiden Beispielen die Ausführung der Aufgabe insofern leichter, als eine Anspannung der Aufmerksamkeit vorhanden ist, welche nur gleichsam die Kräfte für den richtigen Moment aufspart, und welche daher die Thätigkeit nur verschiebt, nicht aber völlig aufhebt. Bei dem Versuche, sich „gedankenruhig hinzulegen", wird man aber bald wahrnehmen, wie schwer diese scheinbar so einfache Vorschrift sich ausführen lasse. Tausend Vorstellungen tauchen auf, kleine Wahrnehmungen macht man an sich selbst, über die Bewegung der Glieder, über das Geräusch des Herzschlags; jedes unbedeutende Rascheln oder Knistern erregt gerade dann unsere Aufmerksamkeit um so eher, wenn

wir uns bemühen, sie ganz davon abzulenken. Es wird also nun unsere Aufgabe sein, die Mittel anzugeben, durch welche man jene geforderte Gedankenruhe oder richtiger Gedankenlosigkeit herbeizuführen vermöge, mit welcher gleichzeitig der Schlaf sich einzustellen pflegt. Verfasser hat leider Gelegenheit gehabt, die einzelnen Mittel durchzuprobiren, da er längere Zeit an Schlaflosigkeit litt, und daher nach eigener Erfahrung unter ihnen die Auswahl trifft.

Die bekanntesten und von vielen gelobten Mittel, durch ein einförmiges Geräusch sich in Schlaf zu bringen, passen nur für Gesunde, aber nicht für diejenigen, welche infolge eines Krankheitszustandes an Schlaflosigkeit leiden. Selbst dem kranken Kinde ist oft das eintönige Wiegenlied der Mutter unangenehm. Ebenso stört den Erwachsenen das Klappern einer Mühle, das Rauschen des Windes oder des Wassers, das eintönige Vorlesen viel mehr beim Einschlafen, als daß es ihn einzuschläfern vermöchte. Man ist reizbarer, wenn man krank ist, und während der Gesunde schon durch Langeweile eingeschläfert wird und bei uninteressanten Gesprächen schon mit dem Schlaf zu kämpfen hat, wird der Kranke durch alles dies so unangenehm berührt, daß er infolge dessen eher munter wird statt schläfrig.

Ein ungleich besseres Mittel, „sich alle Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen", hat Kant angegeben. „Es ist kein anderer diätetischer Rath", sagt er, „als beim innern Wahrnehmen oder Bewußtwerden irgendeines sich regenden Gedankens die Aufmerksamkeit davon sofort abzuwenden (gleich als ob man mit geschlossenen Augen diese auf eine andere Seite kehrte): wo dann durch das Abbrechen jedes Gedankens, den man inne wird, allmählich eine Verwirrung der Vorstellungen entspringt und dadurch das Bewußtsein seiner körperlichen (äußern) Lage aufgehoben wird."

So leicht und einfach dies klingt, so schwer ist es auszuführen. Versucht man jede auftauchende Gedankenreihe sofort abzubrechen, so wird man fast unwillkürlich genöthigt, sie dafür in einer andern Richtung und Weise fortzuführen, oder mit andern Worten: es ist so schwer, an gar nichts zu denken, daß man gewöhnlich, um einen sich aufdrängenden Gedanken wegwerfen zu können, einen andern aufnimmt und weiter ausbildet! Was wir hier mit bestimmten Worten aussprechen, scheinen andere ebenfalls gefühlt zu haben, ohne sich dessen vielleicht bewußt zu werden, mindestens haben sie es nicht mit bestimmten Worten klar ausgesprochen. In der bekannten kleinen Abhandlung, in welcher Jean Paul die Mittel durchgeht, durch welche man sich zum Einschlafen nöthigen könne, wird offenbar auch das Ziel der „Gedankenruhe" verfolgt, und die Schwierigkeit, dieses Ziel durch ganz passive Mittel zu erreichen, eine völlige Theilnahmlosigkeit auf einmal herbeizuführen, läßt

Jean Paul auf allerlei kleine Mittelchen fallen, welche eine halbe, gleichsam spielende Thätigkeit seinem Geiste gewähren, die ihn von seinen Gedanken und Ueberlegungen abziehen, ohne doch die Bildung neuer Vorstellungen zu gestatten. Sie zeichnen sich alle durch ihre Einförmigkeit aus, und haben mithin den Zweck, durch Langeweile zu ermüden. Das Wiederholen bestimmter Worte, welche ohne Sinn zusammengestellt werden, das Zählen von eins bis hundert und dergleichen gehört dahin.

Auch Kant muß die gleiche Erfahrung gemacht haben; denn er berichtet uns, daß er noch ein wirksameres Mittel habe aufsuchen müssen, als er des nachts von „Gichtschmerzen" geplagt wurde. (Das Abbrechen der Gedankenreihen genügte offenbar nicht mehr, um seine Aufmerksamkeit von den Schmerzen abzulenken, er mußte der Aufmerksamkeit ein anderes Ziel geben, er mußte selbstthätig werden, da das Verhalten in Passivität nicht ausreichte!) „Aus Ungeduld, am Schlafen mich gehindert zu fühlen, griff ich bald zu meinem stoischen Mittel, meine Gedanken mit Anstrengung auf irgendein von mir gewähltes gleichgültiges Object, was es auch sei (z. B. auf den viele Nebenvorstellungen enthaltenden Namen Cicero) zu heften, mithin die Aufmerksamkeit von jener Empfindung abzulenken, wodurch diese dann und zwar schleunig stumpf wurde und so die Schläfrigkeit sie überwog, und dieses kann ich jeder Zeit bei wiederkommenden Anfällen dieser Art in den kleinen Unterbrechungen des Nachtschlafs mit gleich gutem Erfolg wiederholen. Daß aber dieses nicht etwa blos eingebildete Schmerzen waren, davon konnte mich die des andern Morgens früh sich zeigende glühende Röthe der Zehen des linken Fußes überzeugen."

Kant mag wol im Stande gewesen sein, dieses Mittel anzuwenden! War er doch ein „Denkkünstler" und blieb in seiner eigensten ihm gewohnten Beschäftigung, wenn er durch möglichst viele Nebenvorstellungen eines Hauptgegenstandes sich zu verwirren und seine Aufmerksamkeit abzulenken suchte. So oft jedoch auch Verfasser oder auf seinen Rath andere dieses Mittel probirt haben, hat es bei ihnen seinen Erfolg verweigert. Ich finde im Gegentheil, daß man munterer wird, wenn man eine derartige Jagd von Vorstellungen beginnen läßt, während der Schlaf auf nächtlichem Lager uns flieht und Schmerzen eine üble Nachtgesellschaft bilden. Es ist wahr, daß das Gefühl des Schmerzes durch Nachdenken übertäubt wird, dies war aber bei mir nur dann der Fall, wenn ich einen einzelnen Gegenstand möglichst scharf durchdachte. So nahm ich mir anstatt des Wortes „Cicero" das Wort „Krankenhaus", welches von einer Unmasse einzelner Vorstellungen ebenfalls begleitet wird. Allein die Menge dieser sich jagenden Bilder vermochte meine Aufmerksamkeit vom Schmerz nicht abzuziehen. Erst als ich die Vor-

stellungen in eine bestimmte Richtung zwängte, und z. B. die Frage zu lösen suchte: auf welche Weise muß ein Krankenhaus eingerichtet sein, wenn es den gegenwärtigen Anforderungen und Kenntnissen der Wissenschaft vollständig entsprechen soll? erst dann erfaßte mich der Gegenstand so, daß ich die Schmerzen nicht mehr fühlte; ja ich wurde erheitert und mußte laut lachen, wenn ich die gegenwärtig bestehenden Krankenhäuser mit den Forderungen verglich, welche man vernünftigerweise an sie stellen muß! Aber mit dem Schlaf war es nun vorbei und das Gefühl der Schmerzen kehrte um so stärker wieder, wenn ich mit dem Nachdenken innehielt.

Ich suchte also ein anderes und sichereres Mittel und fand ein solches nach vielen fruchtlosen Versuchen. Lassen wir die vergeblichen Proben beiseite und geben wir einfach das von uns und andern bereits vielfach erprobte Recept.

Will man trotz beunruhigender Schmerzen, Vorstellungen oder selbst trotz unangenehmer Geräusche in unserer Nachbarschaft ruhig und möglichst traumlos, mithin auch erquickend schlafen, so wende man folgendes Verfahren an: Man legt sich in die Stellung, in welcher man erfahrungsgemäß am besten und ruhigsten schläft (dies wird bei den meisten Menschen auf der rechten Seite sein, die rechte Hand an der linken Achsel, die Knie mäßig gebogen), hüllt sich sorgfältig, aber nicht übermäßig ein und zählt 1, 2, 1, 2, 1, 2, sodaß man jedesmal die Zahl 1 beim Ausathmen, die Zahl 2 beim Einathmen ausspricht. Diese Gruppirung der Zahlen (d. h. daß man die „Eins" zum Ausathmen nimmt, mithin auf diese gleichsam den Nachdruck legt) bewirkt ein gleichmäßigeres und tieferes Athmen als im gewöhnlichen Zustande, welches ebenso wol durch sein monotones Geräusch als durch ein schwaches Gefühl von Schwindel unsere Vorstellungen unklar macht und uns zum Einschlafen nöthigt. Damit jedoch bei diesem Vorgang nicht etwa andere Gedanken verfolgt werden können, welche uns wieder munter machen, muß man, während die beiden Zahlen in Gedanken ausgesprochen werden, sich jedesmal die betreffende auch bildlich vorstellen. Ich thue dies, indem ich eine große gedruckte arabische Eins (**1**) und eine eben solche Zwei (**2**) im Bilde mir vor Augen rufe. Trägt man nur Sorge, sich immer genau dieselben Zahlen, in derselben Form und Weise gedruckt mit Hülfe der Einbildungskraft vorzuzaubern, so ist die Vorstellung monoton genug, um uns einzuschläfern; der Wechsel derselben wird uns schnell geläufig, sodaß es keine Mühe mehr kostet, sie wieder hervorzurufen; gleichzeitig ist doch so viel Anstrengung zu ihrem Entstehen nothwendig, daß keine andere Darstellung auftaucht, während zugleich das taktmäßige Ein- und Ausathmen das Einschlafen beträchtlich befördert. Sobald man die An-

wendung dieses Mittels beginnt, erfolgt gewöhnlich wenige Minuten darauf der Schlaf.

Zu beachten ist hierher noch, daß man sich räumlich die Zahlen an einem und demselben Orte, nacheinander auftauchend, darstellen muß. Uebersieht man das, so wendet man unwillkürlich die Augen (auch hinter den geschlossenen Lidern) von einer Seite zur andern und diese kleine Bewegung erhält uns munter trotz aller Mühe.

Häufig dagegen genügt das regelmäßige und etwas tiefere Athmen, während man zählt, ohne daß man nöthig hätte, die Form der Zahlen sich vorzustellen. Die Einathmungen pflegen gewöhnlich länger zu werden als die Ausathmungen. Zählt man dagegen beim „Aus"athmen „Eins" und legt im Gedanken auf diese Zahl den Nachdruck, so wird unwillkürlich Aus- und Einathmung gleich lang, man hört die Athemzüge im gleichmäßigen Takte, gleich dem Geräusche eines Pumpwerks, man athmet etwas tiefer ein, — ein unbeschreibliches Gefühl eines „warmen Nebels" umzieht den Kopf, — die Vorstellungen werden unklar und farblos — der Zustand des Schlafs erfolgt.

Zum Schluß noch ein Wort zur Erläuterung!

Wir haben nur einfache Thatsachen mitgetheilt, und theoretische Erklärungen vermieden. Hierzu verpflichtet uns der Zustand unserer Wissenschaft. Der Naturforscher kennt noch zu wenig die Beziehungen des Denkorgans zur Seelenthätigkeit, als daß er diese Beziehungen zu Erklärungen benutzen dürfte, wenn er nicht leichtsinnig handeln will.

Böhmische Naturdichter.

Von

Alfred Waldau.

II.

Unsern ersten Artikel schlossen wir mit Erwähnung des böhmischen Naturdichters František Selepa. Ungleich höher als dieser zuletzt Genannte steht Joseph Novák, seines Zeichens ein Töpfer, geboren zu Petrowitz bei Beraun, der ohne jegliche fremde Anleitung die deutsche und sogar auch die lateinische Sprache sich aneignete. Er soll bereits verstorben sein. „Es sind ja nur Disteln!" pflegte mit liebenswürdiger Bescheidenheit der ältliche, grundehrliche, aber von bitterer Armuth heimgesuchte Mann zu sagen, wenn ihn jemand zur mündlichen Mittheilung seiner Verse aufforderte, mit denen er, ohne jemals Feder, Tinte und Papier zu gebrauchen, hinter seiner Töpferscheibe die harten Mühseligkeiten des Daseins zu vergessen trachtete. Ach ja, es ist etwas Rührendes, dieses

literarische Schaffen ohne Aussicht auf irgendeinen äußern Lohn, mit der Vorahnung, nirgends Anerkennung, vielfach aber Spott zu finden!

Eine besondere Vorliebe hegte Novák für die verbrüderten Mähren und Slowaken, deren Kreise er einmal als Geselle und späterhin als zünftiger Meister froh und rüstig durchwanderte. Auf seiner zweiten Pilgerfahrt säumte er nicht, in Brünn das Grab des berühmten Slawisten Joseph Dobrovský pietätvoll zu besuchen, wo er folgende Zeilen dichtete:

Unser Czechenhort, der theure
Birgt sich hier im Schos der Erde;
Nach dem vaterländ'schen Wandel
Mag er sanft im Herrn da ruhen! —
Doch sein Geist flieg' auf zum Lamme,
Zu den andern Heimatsgrößen,
Und vor seinem Thron genieße
Ewig er die Himmelswonnen!

Mehrere seiner Gedichte wurden in den Jahren 1838—40 in den czechischen Zeitschriften „Krěty" und „Česká Včela" mitgetheilt. Novák offenbart darin einen redlichen Willen, aber auch Talent und gestaltende Kräfte; er besitzt Naivetät und heitern Humor und hält sich dabei doch fern von arkadischen Spielereien und anakreontischem Nachgeklingel; er hat eine gesunde, scharfblickende Lebensphilosophie, ohne einer sentenziösen Rhetorik oder einem bombastischen Wortpomp zum Opfer zu fallen. Leider bestätigen alle diese Vorgänge abermals die traurige Wahrheit, daß so manche Menschenblume viel schönere Blüten tragen könnte, wenn ihr von dem großen Meister da oben statt einer einsamen stillen Heide ein herrlicher, sangbelebter Park zum Aufenthaltsorte angewiesen worden wäre und wenn sie dann ein verständiger Gärtner mit liebender Sorgfalt gewartet hätte!

Ein mittelmäßiges Talent besaß Jan Vostřebal, geboren am 8. September 1803 in Pardubitz. Er widmete sich der Tuchmacherei und führte bis zu seinem am 7. August 1844 erfolgten Tode einen ausgebreiteten Tuchhandel in seiner Vaterstadt. Es ist mir ein kleines Packet seiner Manuscripte mitgetheilt worden, welches jedoch meistentheils nur Gelegenheitsgedichte enthält, die sich selten über das Niveau des Gewöhnlichen erheben. Aber es befindet sich darunter auch ein Gedicht, das eine scharfe Satire auf das vormärzliche Treiben der Patrimonialgerichtsbeamten in Böhmen enthält und dies mit interessanten Streiflichtern beleuchtet. Die stellenweise Trivialität des Ausdrucks paralysirt der gesunde, kräftige Witz.

Mehr von poetischer Begabung und Gemüthstiefe besitzt Vostřebal's jüngerer Bruder, Joseph Vostřebal. Dieser kam am 25. November 1811 in Pardubitz zur Welt. In seinem siebzehnten Jahre ward er nach Hohen=

mauth geschickt, woselbst er das Seifensiederhandwerk erlernte und dann Böhmen und Mähren durchwanderte. Im Jahre 1834 ließ er sich als Seifensiedermeister in Pardubitz nieder, doch bereits nach drei Jahren entsagte er seinem Gewerbe, um in der podlažicer Mühle der Stellvertreter seines Vaters zu werden. Im Jahre 1842 wurde er selbst Eigenthümer dieser Mühle, verkaufte sie jedoch bald und kaufte eine neue in Hrochava Tejnice. Nachdem er aber auch diese im Jahre 1854 veräußert hatte, heirathete er und siedelte nach Pardubitz über, wo er noch heutzutage lebt. Er hat eine bedeutende Anzahl von Liedern verfaßt, deren Motiv und Inhalt die unglückliche Liebe zu einer Müllerstochter bildet. Sie sind tief und wahr empfunden und von einem schönen Formsinn ausgezeichnet. Ich theile zur Probe eins davon mit.

Das betrogene Herz.

Vergeblich flammt mein Herz in heißer Liebe,
Kurz währte meines Wonnetraumes Reiz,
Das Glück, das früher mir so lieblich lachte,
Geraubt ward mir's den zweiten Tag bereits.

Wenn du nicht Liebe schenken konntest, weshalb
Erhobst das Glanzaug' du zu mir empor?
Weswegen ließest du mich ahnen, daß sich
Für mich der letzte Hoffnungsschein verlor?

Hier steh' ich, trage bittern Harm im Herzen,
Und schau' nach dir mit trübem Blicke hin,
Nach dir — dem Ziel der Trauer ohne Frohsinn,
Und fühl', daß ewig ich verloren bin.

Denk' immer mein — ich will dir ja vergeben,
Du aber bleibst im Sinne ewig mir,
Denn große Schuld hast du an mir begangen —
Ich bracht' mein ganzes Heil zum Opfer dir!

Jetzt aber führe ich einen Mann vor, welchem unstreitig der Ehrensitz unter den böhmischen Naturdichtern gebührt: František Chládek. Derselbe ist am 23. August 1829 im Dorfe Hřeble, unweit der Stadt Rakonitz geboren. Sein Vater, ein Weber, besaß dort ein Häuschen und betrieb den Winter hindurch sein Gewerbe, während er sich im Sommer vom Obsthandel nährte. Der Knabe besuchte im Winter fleißig die Dorfschule, im Sommer aber mußte er Gänse und Kühe weiden. Hören wir an, was er selbst von diesen Jahren in seiner gemüthvollen, auf mein Ansuchen böhmisch niedergeschriebenen autobiographischen Skizze sagt: „Wenn ich an diese Zeiten denke, dann muß ich sagen, daß sie zu den glücklichsten meines Lebens gehören. Ja, das war ein idyllisches Leben! Bei meinem Heimatsdörfchen sind schöne Haine und Wald-

culturen, und dort habe ich oft das liebe Vieh gehütet, manchmal allein, manchmal mit dem Großvater — (Gott schenke ihm eine leichte Ruhe, er hat mir gar viel Gutes ins Herz gepflanzt!) — manchmal auch mit andern Knaben, und da gab es eine Unterhaltung, ein Spielen und Treiben! Ach es war eine schöne Jugendwelt!"

Nachdem Chládek aus der Schule herausgetreten, lernte er auf den Wunsch seiner Aeltern das Weberhandwerk, obschon er keine Vorliebe dafür hatte. Zwanzig Jahre alt, begab er sich auf die übliche Wanderschaft. Obwol er keine Geldmittel besaß, vielmehr sich oft nur von dem sogenannten „Fechten" nähren mußte, und obschon auch seine Gesundheit angegriffen war, so besuchte er doch alle bedeutendern Städte seines Vaterlandes, arbeitete bei braven Meistern und strebte fleißig nach neuen Kenntnissen in seinem Fache. In sein Heimatsdörfchen zurückgekehrt, fand er seine geliebten Aeltern nicht mehr am Leben und führte einige Zeit darauf ein junges braves Mädchen zum Altare. Der Weberei aber entsagte er und wandte sich dem Drechslerhandwerk zu, das er ohne alle fremde Anleitung erlernte und worin er zahlreiche, wirklich überraschend schöne Kunstsachen liefert. Im Jahre 1855 siedelte er nach dem Dorfe Senomat über, wo er sich ein Häuschen kaufte und dort lebt er noch heute in einfachen, stillen Verhältnissen.

Chládek ist Verfasser einer großen Zahl von Gedichten, davon einige in den czechischen Zeitschriften „Lumír Dalibor" und „Obrazy žirola" abgedruckt worden und die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf den talentreichen Naturdichter in hohem Grade rege machten. Er ist ein echter böhmischer Edelstein, welchen die Liebe zum Vaterland und zur Natur facettirt hat; er liefert gar viele plastische Bildchen, manche poetische Gemme. Seine rhythmisch krystallisirte Lyrik hält sich weislich fern von jeder abstract idealistischen Auffassung der Dinge und von jeder unklaren Phantastik und Affection; stets findet sich ein gedankliches Element darin, ohne daß die Reflexion das Gefühl überwuchert. Dabei ist seine Sprache und Form gewandt, liebenswürdig, prägnant. Mögen aber seine Lieder für ihn selbst sprechen, von denen ich hier eine kleine Blumenlese meinen deutschen Lesern biete.

Gleichniß.

Wie nach Belieben der Windhauch kann
Die Spreu, die leichte, verwehn:
So schreibt auch die Liebe dem Mädchen vor
Den Weg, den es müsse gehn.

Von Thal zu Berg und von Berg zu Thal,
So führt sie es spielend, ohn' Rast:
Sie bringt es entweder ins Paradies,
Oder in einen Morast.

Wilde Rose.

Die wilde Rose blüht am Rain,
Ihr Blätterhundert näßt der Thau,
Sie wiegt sich sacht im Lüftchen lau,
Die Lerch' singt ihr im Frühlichtschein.

Wie mich ihr milder Duft entzückt,
Der Duft der Feldros', weiß und licht!
So duftet selbst die Rose nicht,
Die einen Königsgarten schmückt!

Ich sag' — du wilde Rose hier,
Arm bist du, auch ich bin nicht reich,
Einst sind auch uns're Lose gleich,
Laß einmal küssen dich von mir!

Das kommt oft vor!

Ich nahm die Kappe ab und grüßte sie
Ich ließ vor ihr mich nieder auf die Knie,
Die Zither spielt' ich ihr zu Füßen:
Erst rieth's ab der Verstand — das Herz schlief süß,
Als es erwacht' — zu spät! es ringsum hieß —
Wie muß ich Aermster dies nun büßen!

Ein Sonett.

Natur, das ist die Bibel aller Zeiten,
Die echte heil'ge Schrift; wer hierin liest,
Wohl ihm, da sich die Wahrheit ihm erschließt,
Und Frömmigkeit sanft rührt des Herzens Saiten.

Ihr, die da über jeden Glauben streiten,
Ob dieser recht, ob jener Lüge ist,
Die kein Entziffern fremder Schrift verdrießt,
Ihr wollt zum Prachtbuch der Natur nicht schreiten?

Ich halt' dafür, es sei das schönste Glück,
In dieses Buch mit seinem hehren Titel
Entzückt zu heften seinen Leserblick.

Besonders nachts, da öffnet sich so hold
Der hehrsten Wunder strahlendes Kapitel,
Geschrieben mit des Weltgeists Sternengold!

Demnächst führe ich eine kleine Reihe von Naturdichtern vor, von denen wir nur einzelne Geistesproducte besitzen, die sich wol ziemlich angenehm lesen lassen, ohne daß jedoch in Form und Gedanken etwas wesentlich Neues oder Besonderes sich offenbarte. Dahin gehört Antonin Bilimek, geboren am 14. Juni 1803 in Týniště an der Adler, Müller daselbst. Im Jahre 1835 veröffentlichte er ein Gelegenheitsgedicht: „Truchlozpěr při úmrtí nejjasnějšího zeměpána Františka I., císaře

rakouzského" („Trauergesang beim Ableben des durchlauchtigsten Landesherrn, Franz I., Kaisers von Oesterreich"). Er offenbart darin eine schöne poetische Begabung, die bei dem fast blühenden Stile es bedauern läßt, daß er nicht mehr im poetischen Felde gearbeitet hat. Das Gleiche gilt von dem Müller von Ostovany, Jan Chvalcovský, ferner von dem Schriftsetzer J. Bačovský, dann von dem Lohgerbergesellen in Wittinpau, Jakob Holejcha, die nur mit einzelnen Gedichten in den Zeitschriften „Kvety" und „Ceská včelá" debütirten. Der letztere soll eine größere Anzahl recht sinniger, gefühlvoller Lieder verfaßt haben, wobei ihm theils der czechische Volksliederhort, theils die bis in die vierziger Jahre der Anakreontischen Manier huldigende Kunstpoesie zum Vorbilde diente. Ich theile das mir bekannte Gedicht in getreuer Verdeutschung, die freilich den Reiz des Originals nur matt wiedergibt, hier mit; es lautet:

Die Grasschnitterinnen.

Vorbei am Felsen
  Fließet das Wasser:
Standen daselbst zwei
  Slawische Mädchen.
Lächelten beiden
  Rosig die Wangen,
Funkelten beiden
  Liebreich die Augen.
Bald mit den Sicheln
  Schnitten das Gras sie,
Hieben weg manchem
  Blümchen das Köpfchen.
Zärtliche Lieder
  Sangen sie später,
Bis sich die Wangen
  Rötheten freudig.
Unter das Bäumchen
  Setzten sie dann sich,
Und von der Minne
  Sprachen sie zärtlich.
Oben im Gipfel
  Sang süß ein Vöglein,
Sie, die ihm lauschten
  Lächelten selig. —
Aber nun stürmt es,
  Trüb' ist das Wasser,
Thränen vergießen
  Beide Jungfrauen.
Vorbei am Felsen
  Fließet das Wasser,
Wo einst die Mädchen
  Schnitten das Gräslein.

Auch eines Hans Sachs hat sich das Czechenland zu erfreuen: es ist dies der Schuster Bechyna, ein geborener Nymburger, der aber später als gemeiner Soldat im Kaiserjägerregimente diente und zuletzt in Jičin ein tragisches Ende nahm. Nähere Daten über sein Leben und seinen Tod fehlen; so viel ist aber gewiß, daß er im Gefängnisse eine Anzahl von Gedichten verfaßte, darunter auch das nachstehende Lied, das durch seine wunderschöne Melodie bald Eigenthum des ganzen Volks und ein wirkliches Nationallied ward.

Hoch bist du, hoch, o Felsenstein.

Hoch bist du, hoch, o Felsenstein!
Fern bist du, fern, o Liebchen mein!
Du wohnest hinter jenen Höh'n —
Es welkt die Liebe, einst so schön!

Sie welkt, sie welkt, bis sie zerfällt,
Und auf der ganzen weiten Welt
Gibt's kein Vergnügen mehr für mich —
Nein, keins mehr, keines finde ich!

Die Zahl der czechischen Naturdichter vervollständigen in sehr interessanter Weise zwei originelle Erscheinungen, die einer sorgfältigen Beachtung würdig sind. Die eine ist eine Naturdichterin, Marie Straupeznická aus Pisek. Ihre Lebensschicksale sind bald erzählt. Sie war die Tochter unbemittelter Bürgersleute, genoß einen ziemlich guten Elementarunterricht in der Schule, hatte das Unglück, im funfzehnten Lebensjahre ihre Mutter zu verlieren und bald darauf einen wahren Drachen von einer Stiefmutter zu bekommen. Zu diesem Herzleide gesellte sich später noch eine unglückliche Liebe, und nur das fleißige Lesen schöner und nützlicher Bücher gewährte ihr angenehmen Trost. Im Juni 1848 begann sie die ersten Gedichte zu verfassen und hat seither eine so große Menge derselben zu Stande gebracht, daß sie die Liederzahl aller vorgenannten Naturdichter sicher um das Zehnfache übersteigen.

Ja noch mehr, sie hat sich auch im Gebiete der prosaischen Erzählung versucht; sie hat sogar auch einige Lustspiele und ein Ritterdrama („Der Bürgermeister von Marienburg") verfaßt. Mehrere ihrer socialen und historischen Erzählungen verlegte der münchengrätzer Buchdrucker Landfraß; über ihre Lustspiele soll sich selbst der berühmte böhmische Novellist und Dramaturg, Joseph Cajetan Tyl, vortheilhaft ausgesprochen haben. Wir aber wollen hier nur die Gedichte dieser Autodidaktin, die sich noch jetzt in Pisek von ihrer Hände Arbeit ernährt und ein sehr stilles, zurückgezogenes Leben führt, einer nähern Betrachtung unterziehen. Sie bilden in der Reinschrift einen recht stattlichen Band — 36 enggeschriebene Bogen! Bunte Mannichfaltigkeit

ist ihnen durchaus nicht abzusprechen, wenn auch vieles nur einen untergeordneten Werth hat und manchmal nur zu Spielereien mit Worten und Reimen herabsinkt; man findet hier religiöse, patriotische, erotische Lieder, Hymnen, Elegien, Romanzen, Balladen, didaktische, beschreibende und humoristische Declamationsstücke rc. Die fleißige, jahrelange Lectüre sowol böhmischer als deutscher Bücher hat gewiß zu ihrer erstaunlichen Productivität und zu ihrer Form- und Ausdrucksgewandtheit wesentlich beigetragen; freilich ist sie auch die Ursache gewesen, daß viele Phrasen und Wendungen ihrem ganzen Wesen nach nur der unzweideutige Widerhall des Gelesenen sind. Trotzdem bleiben viele dieser Gedichte recht schöne, frische Feld- und Waldblumen, deren milder Wohlgeruch tausendmal angenehmer labt als die nach Lavendelwasser duftende, auf Fauteuils und Causeusen faulenzende moderne Lovelypoesie. Wir finden da nichts von einer bigoten thränenfeuchten Redwitz'schen „Manier", nichts von einer pomphaften, bramarbasirenden Herwegh'schen „Manier", nichts von einer pikanten ironisirenden Heine'schen „Manier", nichts von einer Heidebilder- und Pusztamanier: wohl aber finden wir einfach schöne, oft innig rührende Klänge, die vom Herzen kommen und zum Herzen gehen! Das ist die beste Charakteristik der schlichten, kunstlosen Lieder, aus denen ich hier ein bescheidenes Sträußchen zu binden mir erlaube.

Entschwundenes Glück.

Sicher, sicher seid ihr schon entflohen,
O ihr meines Lebens schöne Stunden!
Eh' ich mir den Kranz noch winden konnte,
Haben alle Blumen schon den Tod gefunden.

Laß doch, liebes Herz, das bange Klopfen,
Du mein blasses Antlitz, heiter werde —
Blumen, wie ich sie im Traume pflückte,
Solche Blumen wachsen nirgends auf der Erde!

Böhmische Gebirge.

Böhmische Gebirge,
Ihr erhebt euch mächtig,
In die weiten Thäler
Blickt ihr klangreich, prächtig.

Ueber alle Kreise
Haltet ihr die Wache,
Und mit starken Armen
Schirmt ihr Böhmens Sache.

Ueberraget stattlich
Alle Nachbarreiche,
Daß nicht ihre Arglist
Böhmens Volk umschleiche.

Das Waisenkind.

Blicke auf dein Kind,
Mutter, Mutter mein,
Ehe schmerzlich ihm
Welkt das Herzelein.

Ach seit deinem Tod
Härmt es sich so sehr —
O das ärmste, wo
Nimmt es Trost nur her?

Sieh', mein Auge thränt,
Und das Herzchen schmerzt,
Und die Noth ist herb,
Und die Welt — sie scherzt!

Blicke auf dein Kind,
Mutter, Mutter mein,
Ehe schmerzlich ihm
Welkt das Herzelein!

Das Grab.

Weshalb doch so viele
Scheu den Kirchhof meiden?
Ist er ja doch eine
Wohlthat ihrer Leiden!

Oder sind so glänzend
Diese Erdenlose?
Disteln nur und Dornen
Blühn oft statt der Rose.

Doch jenseit des Grabes
Reifen gold'ne Früchte;
Sonne, Sterne strahlen
In noch schön'rem Lichte.

Deshalb soll's mir nimmer
Vor dem Grabe bangen,
Einmal will ich gerne
Dort zur Ruh' gelangen.

Die erwähnte andere Specialität unter den Naturdichtern ist der prager Leierkastenmann František Heis. Er ist der Hauptlieferant der sogenannten „Krämerlieder", welche auf den Wallfahrtsfesten und Jahrmärkten ihren reichsten Absatz finden. Leider sind alle diese Lieder nur unglückliche Nachahmungen des echten Volkslieds, nicht aus dem klaren Borne eines für Liebe und Naturschönheit warm empfänglichen Gemüths, einer naiven Weltanschauung, einer milden Phantasie geschöpft, gedichtet — sie sind handwerksmäßig erzeugte Waare, stellenweise nicht viel mehr

als in uncorrecte Reime gezwängte dürre Prosa, sodaß sie mehr Schaden als wahren Nutzen stiften, indem sie den poetischen Geschmack des Volks verderben, sein Wohlgefallen an Trivialitäten und ausgelassenen Zweideutigkeiten erhöhen und dabei gar manches echte, herrliche Volkslied verdrängen. Heis liefert alljährlich mindestens ein Dutzend derartiger Carmina, die zuerst unter den prager Gesellen, Lehrjungen und Köchinnen, bald auch in zahlreichen Dörfern den Nimbus der Popularität erlangen, besonders wenn sie beliebte und pikante Erscheinungen und Ereignisse des Tages, z. B. die Pepita, die Crinoline, das prager Sternfest ꝛc. zum Sujet haben. Sobald aber derartige Lieder den Reiz der Neuheit verloren haben, machen sie andern Platz und gerathen selbst in gerechte Vergessenheit. Heis hat auch schon zahlreiche Nachahmer und Concurrenten gefunden, ohne daß er jedoch zu befürchten braucht, daß ihm einer das Scepter entreißen werde. Diese Liliputaner im Reiche der Volksdichtung gehören selbstverständlich den niedrigsten Schichten der Gesellschaft an, so A. Beníšek, Joseph Chládek, Václar Kašpar, Matěj Machovský, Joseph Teisinger, František Tuma, František Začek und andere. „Es muß auch solche Käuze geben!“ sagt Shakspeare.

Somit schließe ich die kritische Schau über die czechischen Naturdichter; ob ich wirklich alle in dieser Uebersicht vorgeführt habe, wage ich nicht zu bestimmen. So viel ist aber wol gewiß, daß noch mancher schlichte, ungelehrte Mann in Böhmen seine wenigen freien Stunden dem holden Musendienste geweiht hat, nur zu eigener Erheiterung und Herzbefriedigung, ohne selbst die leiseste Absicht zu haben, die Welt mit seinen Producten zu beschenken und stante pede sich unter die Parnaßcandidaten zu mischen. Daher wissen wol nur die Verwandten und nächsten Freunde von seinen Liedern, und diese liegen als vergilbte, bestaubte Manuscripte in einem alten Schubladenfach — ungelesen, vergessen! Hoffen wir, daß die Zeit noch manches davon an das Licht der Oeffentlichkeit fördern werde!

Kurhessische Zustände.

Januar 1860.

Die deutschen Regierungen scheinen mit dem kurhessischen Volke in dem Wunsche einverstanden zu sein, daß das begonnene Jahr unsere Verfassungswirren zu Ende führen möge. Aber sehen sie auch ein, daß nur Ein Weg zu diesem Ziele leitet, und daß jede Abirrung von diesem Wege nur neue Verwirrungen und Verwickelungen zur Folge haben wird?

So viel ist gewiß, daß durch die von Oesterreich und den Mittelstaaten beabsichtigte Aufrechterhaltung der provisorischen Verfassung in Gemäßheit der Würzburger Conferenzbeschlüsse weder den Anforderungen des Rechts Genüge geleistet, noch ein Abschluß der Frage, welcher in der Volksüberzeugung seine Sanction fände, bewirkt werden würde. Die Verfassung von 1852 aufrecht erhalten hieße erstens dem Lande seine rechtmäßige Verfassung ohne allen Rechtsgrund entziehen und zweitens ihm eine neue willkürlich geschaffene wider seinen Willen aufdrängen. Der Bundesbeschluß vom 27. März 1852, von dem die Würzburger nicht abgehen wollen, hat das im Bundesrecht anerkannte Princip, daß Verfassungen der Bundesländer nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden dürfen, verletzt, indem er die Verfassung von 1831 auf einseitiges Ansuchen der kurhessischen Regierung ohne Gehör der kurhessischen Volksvertretung außer Wirksamkeit setzte. Wenn aber auch dies Verfahren in seiner formell rechtlichen Seite entschuldigt werden könnte, so ist doch, wie jetzt allgemein anerkannt wird, der materielle Grund, auf den die kurhessische Regierung ihr Ansuchen gestützt hatte und welchen die Bundesversammlung im Jahre 1852 ohne vorhergegangene genauere Sachprüfung glaubte als wahr unterstellen zu dürfen, daß nämlich die Verfassung von 1831 in wesentlichen, jedoch von dem übrigen Inhalt nicht wohl zu trennenden Bestimmungen den Bundesgrundgesätzen widerstreite, unrichtig, indem eine eingehende Sachprüfung ausgewiesen hat, daß die Verfassung von 1831 sammt dem Wahlgesetz überall nicht mit den Bundesgesetzen in Widerspruch steht. Wollte man daher gleichwol die Verfassung von 1831 jetzt definitiv aufheben, so würde diese Aufhebung jedes innern Rechtsgrundes entbehren und sich als ein reiner Willküract darstellen. Die Verfassung von 1852 ferner ist auf einseitiges Ansuchen der kurhessischen Regierung vom Bundestage genehmigt und ohne Mitwirkung der Volksvertretung entworfen und eingeführt worden. Daß die Autorität der Bundesversammlung an die Stelle dieser Mitwirkung trete, widerstreitet dem Staats- und Bundesrecht und ist auch von der Bundesversammlung selbst nicht beabsichtigt worden. Um mithin diese Verfassung definitiv einzuführen, dazu bedürfte es nothwendig der nachträglichen Anerkennung derselben

durch die Volksvertretung, und zwar die nach dem Wahlgesetz von 1849 zusammengerufene, welche allein als legitimirt angesehen werden könnte. Jedenfalls müßte schon nach dem Inhalt des Bundesbeschlusses vom 27. April 1852 wenigstens die durch die provisorische Verfassung geschaffene Volksvertretung ihre Einwilligung erklären. Diese aber ist durch die von Hassenpflug einseitig vorgenommene Abänderung der Wahlcorporationen verfälscht und hat trotz des ihr hierdurch gegebenen erhöhten conservativen Gepräges die Genehmigung der provisorischen Verfassung abgelehnt, indem die Zweite Kammer durch ihren letzten und daher allein entscheidenden Beschluß vom November vorigen Jahres die Bundesversammlung um Wiederherstellung der Verfassung von 1831 sammt den spätern Zusätzen zu derselben und des frühern Wahlgesetzes ersucht hat. Würde daher die Bundesversammlung gleichwol die Verfassung von 1852 definitiv einführen, so würde dies nur durch eine aller Rechtsbegründung entbehrende Octroyirung derselben geschehen können. Es würde hieran auch dadurch nichts geändert werden, wenn man von Bundes wegen diese Verfassung so viel als möglich mit Bestimmungen der Verfassung von 1831 ausflickte. Denn dem so zusammengesetzten Flickwerke würde der Charakter der rechtswidrigen Entstehung und damit der der rechtlichen Unverbindlichkeit nicht weniger anhaften, als er bisher der provisorischen Verfassung in ihrer reinen Gestalt angeklebt hat. Zudem glauben wir, daß es den Taufstein um die Kirche tragen hieße, wenn man, statt die Verfassung von 1831 wiederherzustellen und die einzelnen wenigen aus derselben etwa auszuscheidenden Bestimmungen genau zu bezeichnen und hierüber die Regierung mit den Ständen verhandeln zu lassen, jetzt noch aus der Verfassung von 1831 und der von 1852 ein neues Verfassungswerk zusammenschweißen will. Wer soll denn diese Arbeit vollziehen, die kurhessische Regierung oder die gegenwärtigen Stände? Und würde man nicht wenigstens die letztern über diese zweite Auflage der „verbesserten" Verfassung noch einmal hören müssen? Glückliche Aussicht für das Land auf wieder von vorn beginnende Verfassungsberathungen!

Von diesen Umständen abgesehen erscheint es uns auch als eine thörichte Hoffnung, wenn man glaubt, daß die provisorische Verfassung jemals diejenige Sanction durch die öffentliche Meinung finden werde, welche erforderlich ist, um ihr Bestand und Dauer zu sichern. Acht Jahre einer schweren Prüfungszeit sind über das Land dahingezogen. Die Bundesexecution und der Kriegszustand, die Hassenpflug'schen Maßregelungen und die Vilmar'schen Bannflüche vermochten nicht zu bewirken, daß es sich mit der provisorischen Verfassung aussöhne. Es hat jahrelang geschwiegen und geduldet, aber es hat darum nicht aufgehört, an seinem guten Rechte festzuhalten und steht heute der provi-

sorischen Verfassung noch ebenso feindlich gegenüber als in jenen Tagen, wo sie unter Bundeshülfe eingeführt ward. Nur ein kleiner Theil der Gebildeten ist freilich im Stande, die rechtlichen Details der Verfassungsfrage im Zusammenhange zu überschauen, obwol auch in dieser Richtung die im Inlande weitverbreitete „Hessische Morgenzeitung" in letzter Zeit die Urtheile der Menge geläutert hat. Aber wie die öffentliche Meinung überhaupt aus dem Rechts- und Sittlichkeitsgefühle eines Volks zu entspringen pflegt und keineswegs voraussetzt, daß jeder einzelne sich der Gründe seines Urtheils klar bewußt sei, so wurzelt die öffentliche Meinung in Kurhessen über die provisorische Verfassung der Hauptsache nach in dem gekränkten Rechtsgefühle des Volks und ihre Lebendigkeit und Nachhaltigkeit erklärt sich hieraus sehr leicht. Unter den Tugenden des hessischen Volksstammes ist seit alten Zeiten der Rechtssinn besonders ausgeprägt gewesen. In keinem andern deutschen Staate war von jeher die Verfassung so ausgebildet, waren die Rechte des Landesherrn so bestimmt abgegrenzt, die der Stände so umfassend und so fest anerkannt als in Hessen; nirgends wol erfreuten sich die Gerichte einer so unabhängigen Stellung, ihre Aussprüche einer solchen Autorität als bei uns. Man muß dies alte hessische Staatsleben, das durchaus auf Verträgen zwischen den Fürsten und dem Lande beruhte, kennen; man muß wissen, wie die frei vereinbarte Verfassung von 1831 auf organischem Wege aus diesem Leben heraus entstanden ist, als einheitlicher Abschluß der gesammten frühern Rechtsbildung; man muß den Stolz kennen, mit welchem das Land auf diese Verfassung, sein theuerstes Besitzthum schaute, und man wird es verstehen, warum es dieselbe nicht fahren lassen will, warum es einen in den Annalen seiner Geschichte beispiellosen Eingriff fremder Gewalten in seine öffentlichen Rechtszustände nicht verschmerzen kann, warum es sich niemals mit einem ihm aufgedrungenen, von fremden Händen nach fremdem Sinne zubereiteten Verfassungswerke befreunden wird.

Niemals hat es in Kurhessen eine conservativere Institution gegeben als die gegenwärtige Zweite Kammer, deren Mitglieder zu zwei Dritttheilen aus der Mitte der städtischen und ländlichen Gemeindebehörden hervorgegangen sind, welche Hassenpflug selbst nach fast freiem Ermessen im Jahre 1854 gebildet hat. Und dennoch ist diese Zweite Kammer, weil sie sich von dem Rechtsbewußtsein des Volks nicht losreißen konnte, schließlich auf die Verfassung und das Wahlgesetz von 1831 zurückgegangen. Die Erste Kammer hat allerdings erklärt, sich damit begnügen zu wollen, wenn die Verfassung nach den Anträgen des vorigen Landtags modificirt werde. Aber es wäre auch ein zu großes Opfer für diese „Rittercurie" gewesen, wenn sie freiwillig die bevorrechtete Stellung, welche ihr als „der ersten Corporation des Landes" durch

die provisorische Verfassung eingeräumt worden ist, hätte aufgeben sollen. Die Erste Kammer vertritt in der Verfassungsfrage nicht das Interesse des Landes, sondern ihr eigenes, sie sucht vor allem ihre eigene Existenz durch Aufrechthaltung des Zweikammersystems für die Zukunft zu sichern. Wenn sich gewisse Mitglieder derselben bei gewissen Gelegenheiten zu Lobrednern der hessischen Nationaltugenden aufgeworfen haben, so haben sie es doch nicht für rathsam gehalten, das Rechtsgefühl und den Rechtssinn, diesen nach unserer Ansicht dem hessischen Volkscharakter am stärksten aufgeprägten Zug, in ihr Verzeichniß mit aufzunehmen. Denn sie wissen wohl, wie sehr dies Rechtsgefühl sich gegen ein System der Volksvertretung auflehnt, das in der Geschichte des Landes keinen Boden, in sich selbst keinen genügenden Rechtfertigungsgrund trägt. Der einzige Vicekanzler Löbell, der auch schon bei Berathung des Gesetzes über den Güterschluß als Vertreter des Rechtsstandpunktes in gleicher Isolirtheit gestanden hatte, hob hervor, daß die Verfassung und das Wahlgesetz von 1852 auf rechtswidrigem, revolutionärem Wege entstanden seien und deshalb nicht aufrecht erhalten werden könnten. Dafür aber zog er sich von seinen Collegen den Vorwurf der Wandelbarkeit in seinen politischen Gesinnungen zu, und selbst Hr. von Edelsheim, der es sonst nicht verschmäht, sich in den Mantel des Liberalismus und der Volksthümlichkeit zu hüllen, hielt es nicht für erforderlich, für die Continuität des hessischen Rechtszustandes in die Schranken zu treten. Wir wissen das Princip der „politischen Unwandelbarkeit", dem gemäß die Erste Kammer geglaubt hat, sich für die Verfassung von 1852 aussprechen zu müssen, wohl zu würdigen; es ist die Unwandelbarkeit in der Wahrung der Sonderinteressen, denen auch das historische Recht, wenn es nicht anders geht, geopfert wird. Das Land hat keine Sympathien für die Erste Kammer und steht ihr fremd und gleichgültig gegenüber, während es durch unzählige Adressen, in denen es der Zweiten Kammer für ihren letzten die Wiederherstellung der frühern Verfassung betreffenden Beschluß Dank sagte, bekundet, welcher Geist es erfüllt. Die „Zweiundfünfziger" sind leicht zu zählen und verfallen dem Volkshumor, der bekanntlich auch Hassenpflug in der Neujahrsnacht einen Streich spielte, indem er ihm einen Galgen an seine Wohnung malte, mit der Unterschrift 1831 v. N. W. Dieser Humor hat, wie er sich über das „Rumpfparlament" in Marburg, eine im Hause eines Kürschners Rumpf tagende, von Hassenpflug, Vilmar und Gesinnungsgenossen gebildete Gesellschaft, lustig gemacht, auch schon die „Rittercurie" in seinen Bereich gezogen, die um ihre Concurrenz mit dem Rumpfparlamente nicht beneidet wird. Aber die humoristische ist doch die schwächste Seite dieser Verhältnisse, welche sich an den Rechtsbruch in Kurhessen anknüpfen, es ist der Humor des Leidens und der Erbitterung, der sich zuweilen geltend macht, und eine

frohe, gehobene Stimmung wird das kurhessische Volk nicht eher wieder erhalten, als bis die Sühne des Rechtsbruchs vollbracht ist.

Die Ueberzeugung, daß auf dem Boden der Verfassung von 1852 der Frieden des Landes nicht wiederherzustellen sei, scheint denn auch von Tag zu Tag selbst in den Regierungskreisen vorherrschender zu werden und namentlich soll sie von dem Justizminister und Bundestagsgesandten Abée und von dem Generalstaatsprocurator von Dehn-Rothfelser, deren Eifer für das Interesse der Krone doch keinem Zweifel unterzogen werden kann, neuerdings bekannt worden sein. Höchsten Ortes finden indessen, wie es scheint, derartige Anträge auf Beseitigung der provisorischen Verfassung kein geneigtes Gehör und es lief sogar beim Jahreswechsel das allerdings kaum glaubliche Gerücht um, es stehe wieder ein Ministerium Hassenpflug in Aussicht. So viel ist gewiß, daß die kurhessischen Wirren auf dem Wege der gütlichen Einigung zwischen der Krone und dem Lande nicht werden erledigt werden, und daß die Entscheidung der Bundesversammlung, wenn anders durch dieselbe nicht blos ein neues Stadium der Verwirrungen eingeleitet werden soll, nicht im Sinne der Würzburger Conferenzbeschlüsse, sondern nur nach dem Antrage der preußischen Regierung erfolgen darf. Die Hoffnung, daß die preußische Regierung auf diesem Antrage bestehen und nachdrücklich sich der Rechte Kurhessens annehmen werde, ist denn auch der Nothanker, an den das Land sich fest anklammert. Die jüngste Thronrede des Prinz-Regenten hat diese Hoffnung noch genährt. Wird sie sich in der entscheidenden Stunde erfüllen? Wird Preußen in der kurhessischen Sache ein Zeugniß mehr dafür ablegen, daß es ihm nicht blos um die Ehre der Hegemoniestellung in Deutschland zu thun sei, sondern daß es auch das Vertrauen und die Sympathien der Deutschen, diese nothwendige Grundlage für die Gründung seiner Hegemonie, sich zu erwerben und zu erhalten bestrebt ist?

Literatur und Kunst.

Populäre Medicin.

Die diätetische Behandlung der Kinder, insbesondere der Neugeborenen und Säuglinge, ist ein Gegenstand, der von der neuern Medicin mit ganz besonderer Vorliebe behandelt wird, namentlich auch in solchen Schriften, die nicht blos für die Fachgenossen, sondern auch für das größere Publikum bestimmt sind. Und mit vollstem Recht, weil gerade auf diesem Gebiet der Kinderpflege noch immer die allergröbsten Vorurtheile herrschen und infolge dessen die allergröbsten und allernachtheiligsten Versehen begangen werden. Und zwar nicht etwa blos bei den Armen und Ungebildeten, nein, auch die Kinderstuben unserer Reichen und Vornehmen sind nur allzu oft noch ein Tummelplatz, auf welchem die verschiedenartigsten Dämonen, Unbildung und Ueberbildung, Gleichgültigkeit und Verhätschelung, Aberglauben und Unwissenheit ihr verhängnißvolles Spiel treiben. Daher diese ungeheure Sterblichkeit unter den Kindern der frühesten Lebensalter, eine Sterblichkeit, die sich keineswegs auf die sogenannten niedern Klassen beschränkt, sondern zu der auch die angeblich höhern und gebildeten Klassen ein Contingent von wahrhaft erschreckendem Umfang stellen. Und doch, was wollen diese Todesfälle, die fast die Hälfte aller Neugeborenen vor Ablauf des ersten Lebensjahres dahinraffen, was wollen sie sagen gegen die Masse von Elend, welche durch eine verkehrte und unzweckmäßige Behandlung den Ueberlebenden eingeimpft wird? Zu unzähligen Krankheiten und körperlichen Gebrechen, die erst in spätern Jahren zu Tage treten und dann oft verhängnißvoll werden für ganze Generationen, wird der Grund bereits in den ersten Lebensmonaten gelegt; in der dicken Luft, welche in physischem sowol wie ganz besonders in moralischem Sinne noch in der Mehrzahl unserer Kinderstuben herrscht, kann die junge Lebensknospe unmöglich gedeihen, sie kränkelt, sie verkümmert und wenn sie auch nicht immer zu einem frühen Ende dahinwelkt, so wird doch in vielen Fällen der Grund zu Uebeln gelegt, die dann späterhin jeder ärztlichen Bemühung trotzen und den Erwachsenen die Lust und Freudigkeit am Leben verbittern. Unter diesen Umständen und daß bekanntlich viele Tropfen dazu gehören, einen Stein allmählich zu erweichen, kann jeder Freund der Bildung und der allgemeinen Wohlfahrt sich nur freuen, wenn dieses so wichtige Gebiet der populären Medicin immer aufs neue von kundiger Hand bearbeitet wird. Eine solche kundige Bearbeitung liegt uns vor in dem unlängst bei Giel in München erschienenen Schriftchen: „Diätetik der Neugeborenen und Säuglinge. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. A. Wertheimber, praktischem Arzte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede." Eigentlich Neues bringt das Buch freilich nicht und durfte es sogar nicht bringen, wenn es seiner Bestimmung für das größere Publikum, dem mit einseitigen Beobachtungen und haltbaren Hypothesen unmöglich gedient sein kann, getreu bleiben wollte. Wohl aber ist der vorhandene Stoff mit Vorsicht geprüft und in zweckmäßiger Weise zusammengestellt worden; der Verfasser, unterstützt durch eigene reichhaltige Erfahrungen, hält überall den praktischen Gesichtspunkt fest, er vermeidet alle unnöthigen theoretischen

Erörterungen und auch in der Darstellung befleißigt er sich jener Einfachheit, Kürze und Klarheit, die in Schriften dieser Art so nothwendig ist und doch im ganzen nur so schwer erreicht wird. Ebenso zeigt sich in seinen Urtheilen und Forderungen eine verständige Billigkeit; der Verfasser ist eben selbst praktischer Arzt, er kennt das Leben nicht blos vom Studirtisch her, er weiß, daß der Praktiker sich in manchem den einmal vorhandenen Umständen fügen, in manchem nachgeben und Zugeständnisse machen muß, um nur die Hauptsache zu retten. Auch ist mit jenem Rigorismus, in dem wol junge unerfahrene Aerzte und ärzliche Schriftsteller sich gefallen, gerade im Verkehr mit jungen Müttern, geschweige denn mit jenem Troß von Schwiegermüttern, Großmüttern, Tanten, Schwägerinnen bis hinunter zu den Ammen und Wartefrauen, die unsere Kinderstuben zu umlagern pflegen, am allerwenigsten ausgerichtet; der Arzt, der hier wirklich etwas ausrichten will, muß, wie im Grunde jeder richtige Arzt, zugleich etwas Diplomat sein, und wie der Operateur die krankhafte Stelle, die er entfernen will, nur um so leiser und vorsichtiger berührt, so muß auch er die Vorurtheile, welche er zu entfernen wünscht, nicht immer gleich mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen, vielmehr muß er sie zu umgehen und so allmählich durch den Irrthum hindurch zur Wahrheit hinüberzuleiten suchen. In dieser von aller Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit entfernten, im besten Sinne praktischen, dabei einfachen und würdigen Weise behandelt der Verfasser hier die wichtigsten Abschnitte aus der Diätetik der Neugeborenen und Säuglinge. Die erste Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit der Ernährung; es wird das Selbststillen, das Stillen durch eine Amme, endlich die künstliche Ernährung besprochen. Die zweite Abtheilung handelt über Wohnung und reine Luft, über Kleidung und Lagerung sowie über Hautpflege. Aus den „Schlußbemerkungen" haben wir mit Vergnügen, zugleich aber auch nicht ohne eine gewisse Beschämung entnommen, daß in England, diesem von unsern hochgebildeten Theoretikern so vielfach verkannten und verketzerten und dabei doch in allen praktischen, allen wahrhaft nützlichen und humanen Einrichtungen so rühmlich vorschreitenden Lande, auch bereits Schritte geschehen sind, die physische Erziehung der Kinder vernunftgemäßer und zweckgemäßer einzurichten und zwar nicht blos in einzelnen der Privatpflege überlassenen Fällen, sondern auch in Betreff des größern Publikums, insbesondere der ärmern Klassen. „In England", erzählt der Verfasser, „wo man nunmehr zu erkennen beginnt, daß angesichts des gegenwärtigen Standes der Civilisation die ungeheure Kindersterblichkeit als ein schwerer, unabweisbarer Vorwurf auf der ganzen Nation lastet, haben sich in neuerer Zeit unter der Aegide einflußreicher und sachverständiger Männer mehrere Frauenvereine gebildet, welche sich die edle Aufgabe stellten, durch Wort und Schrift die Grundsätze einer vernünftigen Pflege der Säuglinge in die weitesten Kreise zu verbreiten, um den Kindern aller Stände des Menschen höchstes Gut zu wahren — die Gesundheit. Der bedeutendste dieser Vereine besteht in London unter dem Namen „Ladies' National Association for the Diffusion of Sanitary Knowledge" unter der Leitung des Lord Shaftesbury, Dr. Lankester, Dr. Southwood Smith und anderer. Die von dieser Gesellschaft ausgegangenen und in vielen Tausenden von Exemplaren in Umlauf gesetzten Flugschriften: „How to manage children", „How to feed babies", „How

to dress babies", „How to ventilate a room", und viele andere ähnliche Pamphlete bezeugen zur Genüge den Eifer, mit welchem der Verein seinen erhabenen Zweck verfolgt. Ein gleiches Unternehmen wäre in der That auch der deutschen Frauen nicht unwürdig. abs.

Correspondenz.

Aus München.

Januar 1860.

H. Schon vor einigen Monaten gestatteten Sie mir einmal, Ihrem regelmäßigen münchener Correspondenten ins Handwerk zu fallen. Darf ich Sie heute um dieselbe Erlaubniß bitten? Zwar handelt es sich diesmal nicht um italienischen Krieg, um österreichische Sympathien und antipreußische Stimmungen, nur um ein neues Theaterstück. Doch scheint mir dasselbe immerhin interessant genug, sowol an sich selbst wie um des Dichters willen, dem es seinen Ursprung verdankt, um den Raum Ihrer Zeitschrift dafür in Anspruch zu nehmen. Ich meine Paul Heyse's „Elisabeth Charlotte", die am 2. Januar zum ersten mal auf unserer königlichen Hofbühne zur Darstellung kam. Als wir vor Zeiten die „Sabinerinnen" desselben Dichters über dieselben Breter gehen sahen, da waren alle Leute von Geschmack und Urtheil darüber einig, daß man der deutschen Bühne seit lange kein Werk geliefert habe, welches an psychologischer Tiefe wie an dichterischer Ausführung gegen jene „Preistragödie" in die Schranken treten dürfe — und dennoch verhielt sich das große Publikum dem genannten Werke gegenüber ungerührt und, einigen succès d'estime abgerechnet, theilnahmlos. Mit aller Gemüthsruhe und Gläubigkeit ließ es sich von der authentischen Kritik die Vorzüge jener Dichtung aufzählen und vordemonstriren, ja es saß selbst vor den Lampen mit der momentanen Ueberzeugung, daß das, was es eben sehe und höre, recht schön sei — aber „o diese Zeit!" Die ersten Frauen jener latinischen Raubcolonie und die gute oder schlechte Weise, wie deren Bürger zu legitimer Fortpflanzung gekommen, waren diesem Publikum just so gleichgültig wie jene antikritisirenden Calamitäten von des Agis seliger Witwe. Sind wir nicht Deutsche? hieß es, haben wir nicht eine eigene lange dickbändige Geschichte germanischer Nation, an der wir uns müde und wund schleppen? Haben wir nicht daneben unsere „engere Vaterlandshistorie", die auch gar nicht übel ist? Nun denn, wollt ihr deutsche Dichter sein, so zeigt uns auf jenen Bretern, die lange genug „die Welt" im kosmopolitischen Sinn bedeutet haben, jene „kleine, liebe, werthe", da wir uns zu Hause fühlen; wir haben uns politisches Selbstgefühl anquälen müssen in den Erfahrungen der „letzten vierzig Jahre", und wenn wir uns entschließen, eine deutsche Tragödie anzusehen, dann wollen wir die Vorstudien zum Theaterzettel, deren wir zu unsern kritischen Wirthshausgesprächen nothwendig haben, nicht mehr aus dem Conversations-Lexikon zusammensuchen, sondern den ganzen Zusammenhang in einem vaterländischen Geschichtscompendium zu finden wissen. Gescheidter wär's freilich, wenn auch die deutschen Bühnendichter einmal dahin kämen, uns die Curszettel oder

die ganze Börse aufs Theater zu bringen: aber weil der Goethe auf der letzten Seite im „Faust“ gesagt hat: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan“, so meinen sie immer von Frauen und Witwen handeln zu müssen. Und wir wollen uns das auch gefallen lassen, aber dann zeige man uns wenigstens, wie es unsere Ahnherren gemacht haben, zu ihren Ahnfrauen zu kommen, bis sie endlich ein so opulentes Geschlecht von Prachtkerlen zu Enkeln kriegen konnten, wie wir da heutzutage von Gottes Gnaden im Parterre zu sitzen die E—, nein das Recht haben. Aber schweigt uns von Rom und Sabinum und von all den Heiden und Fremden!

Als wir am 2. Januar aus dem Theater gingen, da dachten wir an all das Gerede von damals, dessen theilweise Berechtigung wir nicht einmal negiren wollen, und wir konnten uns des Gedankens nicht erwehren, als danke dies neueste Heyse'sche Stück seine Entstehung und Vollendung der Beherzigung jenes Raisonnements. Mir schien, Paul Heyse, dem sie das Ueberwiegen „des dichterischen Verstandes“ vorgerückt, wollte wirklich einmal zeigen, daß er der „Tausendkünstler sei, der alles kann“, er wollte dem Publikum zeigen, ich kann euch auch ein Stück schreiben, das euch gefällt, dem ihr zuklatschen sollt von Anfang bis zum Ende. Ihr wollt einen Vorwurf aus deutscher Geschichte, gut; aber eure heutige politische Abneigung wendet sich besonders dem Nachbar im Westen entgegen, so will ich euch sogar das Deutsche im Conflict mit dem Französischen zeigen; und nicht mit einer grauen Vorzeit werde ich euch unterhalten, von deren verwitterten Figuren eure Fassungskraft erst mit dem Kehrbesen belehrender Erinnerung den Staub der Jahrhunderte fegen müßte, nein, jene halbvergangene Zeit will ich vor euch aufthun, darin unser modernes Staatsleben wurzelt, deren Reste ihr alle Tage mit mühelosen Blicken sehen könnt, das Zeitalter Ludwig's XIV., welches euch außerdem schon durch seine schöne Wirthschaft als pikant reizen muß. Ja, damit die Zauberei ganz vollkommen würde, seht da, weil ihr Baiern die ersten seid, vor denen mein Schauspiel erscheinen wird, da habt ihr einen pfalzbairischen Stoff!

Für so viel Aufmerksamkeit des Dichters und besonders wenn sie uns mit jener Meisterschaft der Formvollendung geboten wird wie diesmal muß ein Publikum billigerweise dankbar sein. Und das war es auch. Schon nach dem ersten Act forderte es stürmisch aus allen Räumen des Hauses Beifall klatschend den Verfasser vor die Lampen und so ging es anhaltend und ungeschwächt weiter bis ans glückliche Ende der Vorstellung. Unser unverdorbenes Publikum hat, wenn wir uns auch seine kleinen Eigenheiten nicht verhehlen, im Ganzen seiner Auffassung einen gesunden Sinn, der das Richtige trifft trotz alledem und sich weder durch Vorurtheil noch Fürsprache bestechen läßt. An jenem Abend war dies so recht klar zu erkennen. Wir haben dahier bekanntlich gewisse Kreise und Parteien, um deren schroffes Gegeneinanderüberstehen sich zwar das große Publikum (zu seiner Ehre müssen wir es behaupten) nicht kümmert, die aber ihren Einfluß auf den Erfolg des Heyse'schen Stückes geltend zu machen sich gleichmäßig eifrig bestrebten. Die einen, von deren Organen man immer über Berufungen von draußen her winseln hört, die sogar sich nicht entblöden, die großartigen Unterstützungen unsers allem geistigen Streben mit königlicher Freigebigkeit zugewandten Monarchen zu verlästern, wo es irgend angeht, waren auch

diesmal nicht müßig. Wohin man an jenem Tage kommen mochte, ja selbst noch im Theater unmittelbar vor Aufzug der Gardine hörte man die fleißig verbreitete achselzuckende Bemerkung: „Es soll doch eigentlich nichts daran sein, der Wille des Königs u. s. w." Die andere Partei, durch die Tiraden ihrer Gegner betrogen, meinte in der That an eine volksthümliche Abneigung glauben zu müssen, welche gegen alle auf anderm als bairischem Boden erwachsenen Talente sich in störrischer Widerhaarigkeit verhalte. Diese nun dachte daran, ihren Schützling vor jenseitiger Bosheit so viel in ihren Kräften stand zu decken. Aber selbst die unzeitigen Beifallsäußerungen der „Freunde" konnten das entschiedene Urtheil nicht beirren. Wir sehen uns bei Gelegenheit dieser letzten Bemerkung unserer Neigung und Absicht zuwider genöthigt, einen Vorfall zu berühren, den wir von Herzen gern beiseite gelassen hätten; aber unserer ausgesprochenen Ansicht scheinen jene hier ungewohnten Aeußerungen eines ganz unbarmherzigen Misbehagens zu widersprechen, mit denen jede Begünstigung des jüngst aufgeführten Lustspiels von Bodenstedt's „Autharis' Brautfahrt" erstickt wurde. Wir wollen nicht behaupten, daß das letztere Stück durch überraschende Situationen spanne; wir selbst können uns auch nicht mit jener Behandlung einverstanden erklären, welche die Recken der Longobarden und Bajuwaren im italienischen Novellengewande Shakspeare'scher Lustspielfiguren aufführt; wir wollen selbst nicht die Enttäuschung übersehen, welche das Verwaschen eines volksthümlichen, freilich epischen Moments zu einer dem Bau des Lustspiels ohne alle innere Nothwendigkeit äußerlich angeklebten Nebensache hervorbringt (wir meinen den Artwurf Autharis'); wir müssen sogar zugeben, daß die feinen Witzworte Bodenstedt's, die über Tischeslänge ihrer Wirkung sicher sind, der Tragkraft über das Parterre hinweg entbehren. Aller all dies und noch mehr zugestanden, so weiß auch jedermann, daß wir eine Unmasse Piècen, die in ihrer Langweiligkeit und Erbärmlichkeit tief unter der Sphäre der Bodenstedt'schen Dichtung stehen, in Gottes Namen gewähren lassen, sich auch einmal auf den Bretern zu zeigen, ohne daß wir jeder beschönigenden Hand ein gebieterisches Halt zuzischen. Woher kam das also in diesem Falle, wenn nicht von dem vorgefaßten Widerwillen, von dessen Vorwurf wir das hiesige Publikum absolut freizusprechen uns herausnehmen? Das ist nicht so schwer zu erklären, wie es scheint; die Leser wissen recht gut, wie mannichfach der gesunde Durst unsers Volksstamms und die gemüthliche Weise, in welcher er denselben zufrieden zu stellen liebt, zum Gegenstande unverständigen Beheulens und Bewitzelns dienen muß; und wer sich darum umthun will, weiß auch, daß uns weder „Hofbräuhaus" noch „Salvator" gehindert haben, in politischer und socialer und geistiger Richtung jene Stellung einzunehmen, in der wir uns sehr wohlbefinden. Wenn man vor dieses Volk nun als Gegensatz zu dem feinen Kreise eines gebildeten Hofes ein dickes Monstrum hinsetzt, ähnlich jenen Gebilden, mit denen wir im „Kladderadatsch" die Triasgelüste debütiren sehen, einen Klumpen von Kellermeister, der da säuft und wieder säuft, bis er einschläft, und, sobald er erwacht, wieder nach Bier brüllt, ist es dann ein Wunder oder eine finstere Parteimachination, wenn das gekränkte Publikum jedes beifällig klatschende Händepaar ernstlich zur Ruhe weiset? Wir glauben fest, daß der Autor nicht daran gedacht hat, jener komischen Figur eine so verhängnißvolle Bedeutung zu unterlegen, und welcher Dichter, der

sein Werk liebt, hätte sich auch zu solch grund- und zwecklosem Reizen seines Auditoriums mit Bewußtsein verführen lassen?! Aber die Stellung, welche jener Figur im Stücke angewiesen ward, schien keinen Zweifel über den animus offendendi zu gestatten — und dies entschied.

Mögen uns die freundlichen Leser diese Abschweifung verzeihen, die wir uns selber bei der Verehrung, die wir für einen Mann wie den Dichter des Mirza-Schaffy hegen, geflissentlich erspart hätten, wären wir nicht durch die vielfachen Misdeutungen, welche jener Abend sogar von seiten der Presse erfahren mußte, dazu genöthigt gewesen. Wir kehren zu Paul Heyse und seiner „Elisabeth Charlotte" zurück. Die hohe Vollendung Heyse'schen Talents zeigt sich in allen seinen Dichtungen besonders in den Frauengestalten. Seine Männer (weit entfernt, ihnen Wahrheitstreue und poetische Schönheit abzusprechen) zeigen den Mann meist nur von Einer Seite: es ist bald diese, bald jene Eigenschaft, welche an dem männlichen Charakter überwiegend hervortritt, wegen welcher wir ihn bewundern oder seinem Untergang anheimfallen sehen. Seine Frauen dagegen spiegeln uns das Weib in seiner ganzen idealen Größe nach allen Seiten hin mit solcher psychologischen Virtuosität, mit so künstlerischem Feingefühl, daß wir in ihrem Anschauen die Freude scrupelloser Bewunderung genießen. Mit dieser seiner Meisterschaft führt uns Heyse hier ein deutsches Weib vor Augen, das inmitten weltansteckender Corruption eines sie mit aller Bosheit und Ränkesucht umstrickenden Hofes als Weib und Deutsche die triumphirende Größe ihrer jenem Gezücht unnahbaren Seele bewährt. Diese Frau ist indessen keine unbewegliche Heilige, keine fade Gestalt aus gefrorener Tugend; im Gegentheil pulst frisches, lebenswarmes Pfälzerblut in ihren Adern, das sie sogar einmal durch das Wiedersehen ihres Jugendfreundes beinahe verleitet, „einen dummen Streich" zu begehen. Aber wie es nicht ein Zeichen edler Naturen ist, über allen Wallungen ihres Blutes unberührbar erhaben zu ruhen, sondern im Gegentheil, sobald man sich von unlautern Beweggründen getrieben erkennt, mit der Kraft des Charakters sein Selbst vom falschen Wege zurückzulenken, so sehen wir auch das Bewußtsein Charlottens noch vor dem entscheidenden Moment ihr Herz beim Kopf nehmen und vor der Gefahr leichtblütiger Eitelkeit bewahren. Auch ist diese Deutsche nicht mit der Burschenschaft zur Schule gegangen, sie spricht keine Leitartikel ins Parterre und wirft keine zündenden Schlagwörter auf die Galerien: aber ihr treues Herz hängt thatkräftig an der trauten Heimat, für die sie ihre Worte und ihren Einfluß nach allen Kräften, die ihr zu Gebote stehen, aufbietet, obwol sie im richtigen Augenblicke sich wohl bewußt bleibt, was die Frau des Herzogs von Orleans, wenn sie auch das Stiefkind Frankreichs, dieser Nation schuldig ist. An der Wahrheit dieser echten Weiblichkeit werden alle Ränke der Feinde zu Schanden und sie feiert schließlich ihren Triumph im schönsten Amt des Weibes, im Friedenstiften: durch Charlotte bezwungen, schließt Ludwig XIV. den Frieden von Ryswijk.

Diesem hohen Charakter gegenüber hat der Dichter zwei höchst wirksame Gegensätze geformt. Die von Wahrheit durch und durch erfüllte Natur findet ihr Widerspiel in Madame de Maintenon, einer verschlagenen, Intriguen spinnenden Heuchlerin, welche die Pläne ihrer Selbstsucht durch alle Krümmungen scheinheiliger Kabalen zu verfolgen beflissen ist. Elisabeth, der



zärtlichen Mutter und treuen Gattin, der deutschen Hausfrau, steht der eigene Gemahl, Herzog von Orleans, in grellem Widerspiel gegenüber. Zum größten Troste Monseigneurs hat längst „ein Franzose den goldenen Leichtsinn erfunden"; das Wohlsein seiner Kinder ist ihm Sache der Aerzte; über eheliche Treue theilt er seiner Frau höchst bequeme, fast uneigennützige Ansichten mit; dagegen gibt er viel auf ihren Geschmack, dem er das Urtheil über seine Gilets blind unterwirft.

Es kann nicht im Plane unserer Aufgabe liegen, auch die übrigen Personen des Theaterzettels einer ähnlichen Besprechung zu unterwerfen, auch würde dies bei der klaren Aussicht, daß das Stück bald seine Rundreise über die deutschen Bühnen antreten wird, ein überflüssiges Beginnen sein. So mag es genügen, wenn wir nur an zwei Figuren noch zu zeigen versuchen, wie glücklich der Dichter volksthümliche Stammeseigenheiten zu erfassen und wiederzugeben vermochte. Frau Rolbin, die Kammerfrau der Herzogin, eine Apothekerstochter von Dürkheim, ist eine typisch so gelungene Schöpfung, daß sie auf langehin der Liebling unsers Publikums bleiben wird. Diese ehrbare Pfälzerdame ist ihren schlagfertigen Raisonnements mit solch leidenschaftlicher Gründlichkeit ergeben, daß sie nicht nur jedermann ihre Meinung offen ins Gesicht schnattert, sondern in Ermangelung horchender Gegenständlichkeit zum wenigsten die vier Wände ansprechen muß, um ihr Herz zu erleichtern. Wenn diese Rolle aus loyalen Rücksichten vielleicht nicht in allen Gauen Deutschlands gleichgroßen Erfolg erzielt, so hat sich die des Chevalier de Lorraine keiner solchen Sorge zu unterziehen. Ein abgefeimter, ausgefeimter Höfling, zerfressen von der Corruption der Frivolität, der Günstling des Herzogs, das käufliche Werkzeug der Maintenon, des Giftmords an Monseigneurs erster Gemahlin sogar beschuldigt, weiß diese Erscheinung durch ihr letztes Auftreten dennoch unser volles Interesse zu erregen. „Sein ganzes Gewissen ist ein Ehrenpunkt": aber dieser point d'honneur, der die Söhne der „grande nation" mit sprichwörtlichem Glanze bekleidet, wirft auch um jenen Nichtswürdigen einen so bestechenden Schein von Ritterlichkeit, daß wir nicht ohne Theilnahme von ihm scheiden.

Wir brauchen bei Heyse's bekannter Art zum Schlusse nicht zu versichern, daß allen Anforderungen der Bühnengerechtsamkeit und Formenglätte mit seltener Kunst entsprochen ist. Spannend von Scene und Scene verwickelt und entwirrt sich die Handlung, die nur von wirksamen Actschlüssen unterbrochen wird. Auch jene wackern Seelen, deren erstes und einziges Wort, wenn sie befriedigt das Theater verlassen, das monotone Preisen „der schönen Sprache" bleibt, können sich beruhigen; das Aufbrausen unzeitigen Bilderwustes verschmähend, fließt Heyse's stolze Diction in durchsichtiger Klarheit und edler Anmuth dahin.

Und so könnten wir denn füglich schließen, käme es uns nicht zu, nach all dem Lobenden auch das nicht zurückzuhalten, was wir Bedenkliches an Elisabeth Charlotte gefunden. Freilich wird das dem Bühnenerfolg derselben keinen Eintrag thun; wir meinen im Gegentheil, daß der Poet nur zu sehr darin der Neigung unsers heutigen Publikums gefolgt sei. Wir verschmähen das abgedroschene Mittel, den Tadel des Dramatikers in das Lob des Novellisten zu hüllen, wie es gegen unsern Autor zur Genüge verbraucht ist; wir können uns bei der großen Verehrung vor dem Genius nun auch die Ansicht auszusprechen



erlauben, daß wir seinen Stoff zwar für bühnenwirksam, aber dennoch für undramatisch halten. Zwar müssen wir jetzt Gefahr laufen, es mit unsern freundlichen Leserinnen auf alle Zeit hin zu verderben: aber mit aller Verehrung für das weibliche Geschlecht muß es dennoch ausgesprochen werden, ein edles Weib fünf Acte lang verkannt, verspottet, gequält und mishandelt zu sehen, ein Weib, das treu an einem schalen, frivolen Gatten hängt, ein Weib, das man seiner Kinder beraubt hat, ein Weib, das trotz alledem ungebrochenen Muthes für Recht und Heimat vor einen König in die Schranken tritt, und den Anforderungen der wirklichen Welt ein vernünftiges Haupt und ein fühlendes Herz bewahrt hat — das ist gewiß schön, liebenswerth, traurig, ja rührend, aber dramatisch ist es deswegen noch nicht. Der Zauber echter Weiblichkeit liegt nicht im Handeln, welches allein zum Träger in der Tragödie berechtigt; ein Weib gewinnt und überwältigt durch Dulden, durch das leidende Ausstrahlen ihrer Tugend; das Drama jedoch verlangt eine active Kraft, die mit sterblichen Händen das übermächtige Schicksal zu fassen wagt, und es ringend zur Versöhnung zwingt oder untergeht. Man soll uns nicht mahnend auf Schiller's „Maria Stuart" weisen; der Gefahr gewärtig, vom momentanen Schillerfeierenthusiasmus gesteinigt zu werden, gestehen wir, daß auch jene schottische Maria bei aller Ehrfurcht vor dem herrlichen Gewande, welches ihr die Dichtung des Unsterblichen um die Schultern gelegt hat, jenes erhabene Gefühl herzläuternder Bewunderung nicht in uns zurückläßt, das, wenn der Vorhang gefallen, der Conflict des Dramas in uns erzeugt haben soll. Daß eine wehrlose Frau fünf lange Acte unterm Henkersbeile zittert, dem sie schon am Anfang zugesprochen ist, dem sie am Ende auch wirklich verfällt, ist ein unglückseliges Geschick, tragisch erheben aber wird es schwerlich.

„Was soll diese abschweifende Seitenbetrachtung?" wird mancher sagen. „Laß den Unsterblichen, laß die Tragödie; hier haben wir's mit einem «Schauspiel» zu thun, das wird nach andern Grundsätzen gemessen." Mag sein: aber wenn es dort nur als beklagenswerthes Unglück erscheint, daß eine arme Frau nach all dem Jammer das Haupt auf den Block legt, so sind wir hier trotz des Friedens von Ryswijk nicht einmal unserer Sorgen um das liebgewonnene Weib entbunden. Jene Familienscene der Versöhnung kann uns nicht beruhigen: denn Elisabeth Charlotte ist in ihrem ganzen Wesen der schleichenden, heuchelnden, schwachen, niederträchtigen Umgebung so ganz und gar zuwider, daß sich die Grundstoffe ihres Charakters nimmermehr mit diesem Gesindel friedlich amalgamiren können, das Laster, die herzverrottende Corruption wird nicht ruhig neben Tugend und Wahrheit in einem Hause wohnen, ohne daß sie über kurz oder lang sich neuerdings befehden müßten. Hat erst Monseigneur seine hausväterlichen Anwandlungen ausgeschlafen und einen frischen Günstling sich acquirirt, läßt erst Madame de Maintenon neuerdings etliche tausend Livres in die rechten Hände gerathen und versteht alsdann die ganze Bagage viribus unitis die übeln Launen des „unbesiegten" Königs zur rechten Zeit zu benützen, dann wird, dann muß die ganze Plackerei des lieben Weibes wiederum von neuem losgehen. Arme Lise-Lotte, nur mit Trauern verlassen wir die Taube in den Klauen der Geier!...

Sehet, liebe Leserinnen, das ist unsere bescheidene Schlußbemerkung, von deren nothwendiger Verurtheilung wir, wie gesagt, von vornherein überzeugt sind, denn der muß sicher Unrecht kriegen, der das schöne Geschlecht gegen sich hat.

Aus England.

Januar 1860.

E. G. Man muß nicht denken, daß eine englische Verlobung das Nämliche sei als eine deutsche; und doch könnte man leicht verleitet werden es zu glauben. Man sieht sehr häufig Klagen in den Zeitungen wegen Bruchs des Eheversprechens und wegen Entschädigung dafür. Noch neulich war ein interessanter Fall der Art. Der Bräutigam, ein Mann von 600—1000 Pf. St. Einkommen, der nur auf den Tod seines Großvaters wartete, um ganz unabhängig zu werden, hatte sich ein schönes Mädchen ausgesucht und mit ihr verlobt. Als aber der Großvater wirklich starb, besann er sich eines andern, ließ seine Schöne in Stich und nahm, wie es scheint, eine „besitzende Klasse“, die vielleicht auch schön war. Da er gar keinen Grund als reine Verleumdungen für den Bruch seines Versprechens angeben konnte, so wurde er zu 500 Pf. St. Entschädigung und 6 Pfennigen Kosten verurtheilt, d. h. die schöne Julia mußte doch noch ihren Advocaten bezahlen.

Sollte man nun nicht denken, die Verlobung wäre in England ganz das Nämliche wie bei uns? Man würde sich sehr irren. Zuerst wird sie nicht angezeigt, sondern geflissentlich geheim gehalten. Warum? Damit die beiden jungen Leute, wenn sie sich anders besinnen sollten, sich ohne Aufsehen wieder trennen können, mit gegenseitiger Einwilligung. Zweitens, daß also der Verlobung die Heirath folgen müsse, ist keineswegs ausgemacht. Die Verlobung ist offenbar auf Probe und kann unter allen möglichen Vorwänden wieder rückgängig werden. Die eigentliche Verlobung ist daher die Festsetzung des Hochzeitstags; wenn der Bräutigam der Braut sagt: Name the day! Sowie nun die Trauung vollzogen ist, zeigt die junge Frau die Heirath an und sagt denen, die sie in ihrem Hause empfangen will, „von welchem Tage an sie zu Hause sei“: denn gleich nach der Trauung wird fortgereist. Weiß ist die Farbe der Braut und weiß und silbern sind die Anzeigekarten. Nur die Braut bekommt einen Ring; nicht der Priester steckt ihn an, sondern der Bräutigam nimmt sie damit in Pflicht, daß er ihr vor dem Altar den Ring ansteckt. So ist in dieser Ceremonie ein Verhältniß der Ungleichheit und der Unterwürfigkeit der Frau dargestellt, das wir glücklich vermieden haben, obgleich auch wieder eine Unabhängigkeit des Mannes von der Autorität der Kirche, die wir damals, als die Ceremonie entstand, offenbar aufgegeben. Jetzt weiß jeder, daß wir Deutsche in diesem Punkt entschieden die vernünftigsten Menschen sind, welche die Sonne bescheint.

Merkwürdig ist der „Punch“ als Sittenspiegel. Es gehört zu jedem Witz eine lange Geschichte als Voraussetzung, wenn man die Sitte nicht kennt. Es ist daher unmöglich, ihn zu genießen, ohne die anschauliche Kenntniß dieses von Donquixoterien überschwemmten und von Komik strotzenden Landes. Alle Nasen und sonstigen Caricaturen des „Punch“ sind nach

dem Leben gezeichnet und es ist in diesem keineswegs schmeichelhaften Spiegel der englischen Gesellschaft viel mehr Copie als freie Phantasie. So sind folgende „Kurze Liebesbriefe" ausgezeichnet und treffend:

„Meine theuerste Luise! Erhalten! Inhalt in Rechnung. In Eile der Deinige. Hans Kurz." — „„Lieber Herr Kurz! Alles muß natürlich von den Verhältnissen abhängen. Luise Süß."" — „Mein theuerstes Lieb, jährlich 500 Pf. St. Renten. Grundbesitz 200 Pf. St. Aus Hypotheken 600 Pf. St. Reinertrag des Geschäfts 500 Pf. St. Zu Deinen Füßen. H. K." — „„Mein theurer Herr Kurz! Umgang? Religiöse Ansichten? L. S."" — „Geliebtes Wesen! Aristokratisch! Orthodox! Ich bete Dich an, Luise! H. K." — „„Mein geliebter Hans! Ich gestehe, Sie haben ein Interesse erweckt in meinem — wie soll ich sagen? L. S."" — „Mein einziges Lieb! — Herzen —. H. K." — „„Mein lieber Hans, Du Schaf! L. S."" — „Also mein allerliebstes Lämmchen! So! jetzt verstehen wir uns. Hier ist meine Photographie. H. K." — „„Unbeständiger! Ich schicke sie zurück. Gestern saßest Du in einer Privatloge mit Fräulein Hansen. Mein Entschluß ist gefaßt — fahr' hin! Denke nicht länger an H. S."" — „Ungetreue! Lasse ich mir so die Cur machen, wie Du vom Kapitän Hünkeldey? Irrsinn! Wahnwitz! H. K." — „„Eifersüchtiger! Ich verachte Kapitän Hünkeldey. Höllenqual! Grausamer! Gefühlloser! L. S."" — „Thörichtes Frauenzimmer! Fräulein Hansen ist ein Drachen! Punktum! H. K." — „„Geliebter, theuerstes Hans! Kannst Du verzeihen? L. S."" — „Mein eignes Einziges, — meine Seele! Ich glaube Dir. H. K." — „„Du Abgott meines Herzens, — Kein Wort weiter! L. S."" — „Herrin meines Herzens, — nur noch drei: Bestimme den Tag! H. K." — „„Mein Lieb, mein Leben! Welchen Du willst. L. S.""

„Punch" ist ein eifriger „Times"-leser. Die „Times" ist für viele Engländer der Souffleur ihrer ephemeren Gefühle, selbst eine echte Ephemeride, die auch das Gedächtniß von gestern heute nicht mehr hat. Wie einer bei der „Times" im Ernst und bei „Punch" im Spaß angeschrieben ist, so wird er im ganzen von der Nation angesehen. Das Lied auf die Puseyiten: Goose, goose, geese, come and confess! war die beste Nachricht über den Erfolg der neuen Ohrenbeichte, und die Schöne, die dazu abgebildet war, verleitete jedermann zu den richtigen Gedanken. Es ist nicht schwer, die Schwächen der „Times" und des „Punch" zu entdecken; um aber ihre Stärke zu verstehen, muß man die Macht des Nationalgeistes in einem freien Volke nicht für eine continentale Seifenblase halten und die Unmöglichkeit einer allmächtigen, alles verderbenden Regierung diesseit des Kanals einsehen. So ist Palmerston, mit Urquhart's und Bucher's Augen angesehen, gar nicht mehr zu verstehen. Man sollte denken, er wäre bald ein Ludwig Napoleon, bald ein purer Verräther seines Vaterlandes. Wenn er aber zu etwas Bestimmtem kommt, so zeigt Palmerston immer so viel gesunden Sinn und so viel Sachkenntniß, daß ihm wenige beikommen können und eigentlich nur Bright, eben wegen seiner bessern Principien im Innern, sein Meister genannt werden kann. Als die schottischen Pfaffen wegen Abwendung der Cholera einen Bettag haben wollten, war Palmerston Minister des Innern und er antwortete ihnen: gesunde Luft und gesunde Nahrung wären die

besten Mittel zur Abwendung der Seuche. Jetzt in den Parlamentsferien hören wir von ihm aus Romsey, wo er bei der Preisvertheilung an die Arbeiter präsidirte und überall die vernünftigsten Seiten der Sache hervorhob. Die Preise wären wie Orden nur Symbole, dann ging er auf den ökonomischen Nutzen ein, den die Gutsherren davon hätten, wenn sie ihren Arbeitern gute Häuser bauten, und zeigte mit auffallender Sachkenntniß und an praktischen Beispielen, wie man es machen müsse und wozu es nütze. Endlich aber erhob sich der edle Premier und sagte: „Ich erhebe mich, um einem der Wunder der neuern Civilisation, das man mit Recht so nennen kann, meine Huldigung darzubringen, ich meine, der Presse (Beifallsrufe). Wenn irgendjemand eine Zeitung aus dem vorigen Jahrhundert mit den wundervollen Blättern vergleichen will, die wir jetzt täglich lesen, so ist der Abstand so auffallend groß, als man sich's nur vorstellen kann. Die Menge des Mitgetheilten, das Talent der Erörterung, die Masse der Neuigkeiten aller Art, die wir jetzt fast in jeder Zeitung finden, ist in der That eins der auffallendsten Beispiele von dem Fortschritt, den der menschliche Geist in unsern Tagen gemacht hat. Die Presse kann wirklich als Rival der Dampfmaschine und des elektrischen Telegraphen auftreten, aber eine von den Functionen der Presse hat in den letzten Jahren sich vor allen verbessert. Am Ende des vorigen Jahrhunderts, höre ich, lebte ein Mann, Namens Woodfall, der Debatten zu publiciren pflegte; und wie that er dies? Man sagt, er pflegte auf die Galerie des Unterhauses zu gehen, aufmerksam zuzuhören, sein Gesicht auf seine Hände gestützt; dann ging er nach Hause, trank zwei Kannen Porter, ging zu Bett, stand am andern Morgen beizeiten auf und setzte aus seinen Träumen und Erinnerungen zusammen, was er einen Bericht der Debatte nannte (Gelächter). Heutigestags ist die Geschicklichkeit so wunderbar und die Schnelligkeit so erstaunlich, womit die Berichterstatter niederschreiben, was die Redner sagen, daß, wenn diese sich nicht sehr in Acht nehmen, so schreiben die Berichterstatter nieder, was sie viel lieber nicht gesagt haben möchten (Gelächter). Ich besinne mich auf ein sehr würdiges Parlamentsmitglied, — ein irisches Parlamentsmitglied — Sir Robert Keene, der sich einst beklagte, die Berichterstatter auf der Galerie hätten seine Rede nicht ordentlich berichtet, die er abends zuvor gehalten; er erhielt eine Antwort, die vielleicht weniger höflich als scharf war: Hr. Keene, wir haben es so gut mit Ihnen gemacht, als wir konnten, aber wenn Sie mit unsern Bemühungen nicht zufrieden sind, so werden wir das nächste mal berichten, was Sie wirklich sagen (Lautes Gelächter). Es ist wirklich bewundernswürdig, mit welcher Genauigkeit die Debatten des Unterhauses berichtet werden. Die Reden, welche Aufmerksamkeit erregen werden, finden wir Wort für Wort, wie sie gesprochen worden, berichtet, und wie es der menschlichen Hand möglich ist, mit solcher Schnelligkeit und mit solcher Genauigkeit zu folgen, ist mir ein Räthsel. Ich habe einmal, wie manche andere auch, angefangen, die Stenographie zu lernen, aber ich bekenne, daß ich zwei Schwierigkeiten fand, die mir unüberwindlich waren. Die eine war, sie zu schreiben (Gelächter) und die zweite, die bei weitem größte, das zu lesen, was ich geschrieben hatte (Lautes Gelächter). Erlauben Sie mir jetzt, meine Herren, auf das Wohl der

Einrichtung zu trinken, der die Civilisation und alle Interessen unsers Vaterlandes so tief verpflichtet sind, — auf das Wohl der Presse!" (Großer Beifall.)

So sprach der englische Premierminister über die Presse. Was würde der weiland preußische Premierminister, der Hr. von Manteuffel, der zehn Jahre lang diesem unglücklichen Lande der Intelligenz präsidirte, über die Presse gesagt haben? Würde er nicht gesagt haben, sie sei die Mutter alles Uebels, die Erzeugerin aller Revolutionen, das Verderben der Loyalität, die Nährerin des Atheismus und das gefährlichste Instrument in den Händen der Wühler und Anarchisten? Und womit hätte er schließen können als mit der Aufforderung an seine Freunde, diesem von Drachengift geschwollenen Ungeheuer ein Pereat zu bringen (Ungeheurer Beifall, Sporengeklirr und Säbelgerassel)?

Und was würde der jetzige Premierminister von Preußen sagen, wenn er einen Toast auf die Presse ausbringen sollte? Womit würde er es rechtfertigen, daß der ganze Apparatus in usum delphini, womit Manteuffel die Presse geknechtet, geleitet und gequält hat, noch immer besteht? Und daß dieses Damoklesschwert, wenn es nicht so oft niederfällt als unter seinem Vorgänger, doch fortdauernd über den Häuptern der armen Publicisten aufgehängt ist? Schwerlich könnte selbst der reformirte Premierminister des reformirten Preußen dieser seiner Sklavin eine Huldigung darbringen, sie würde nur wie Hohn oder Ironie klingen; denn das „Volk der Intelligenz" hat nur Intelligenzblätter, keine Presse. Bei all seinen Fehlern hat also doch Lord Palmerston das Verdienst, der Premierminister eines Volks zu sein, bei dem das größte Wunder unserer Civilisation, die Presse, eine Wahrheit, keine Sklavin, die Regierung eine Dienerin, keine Tyrannin des Volks und das Volk selbst ein Volk von Männern, nicht von verächtlichen, unmündigen, der Polizei untergebenen Kindern ist. Mit Kindern kann selbst der wohlmeinendste Premierminister keine menschliche Freiheit, kein achtunggebietendes Volkswesen einführen. Mit Männern kann selbst Lord Palmerston, sollte er auch so schwarz denken, wie Urquhart und Bucher ihn schildern, nicht verfahren wie er will, sondern er muß im wesentlichen verfahren wie sie wollen. So offenbar dies auch ist, so entschieden ist es doch ein Geheimniß für die, welche jahrhundertelang keinen andern Zustand gewohnt gewesen sind als den der commandirten willenlosen Sklaven.

Notizen.

Der König von Baiern, unermüdlich in Unterstützung und Ermunterung der deutschen Kunst und Wissenschaft, hat neuerdings den von der historischen Commission gestellten Anträgen gemäß eine Anzahl von Preisausschreibungen für geschichtliche Werke veröffentlichen lassen. Für ein gelehrtes Handbuch der deutschen Geschichte, aus welchem der Stand der wissenschaftlichen Forschung und ihr bisheriges Ergebniß zu erkennen, unter Anführung der entscheidenden Beweisstellen, jedoch ohne Anspruch auf künstlerische Darstellung, ist ein Preis von 10000 Gulden ausgesetzt. Auch soll es bei dem großen Umfang der Aufgabe gestattet sein, bereits mit einem Werke zu concurriren, welches nur bis zu Ende des 15. Jahrhunderts reicht, also nur die erste Hälfte der Aufgabe löst, und soll dies eventuell mit einem Preise von 5000 Gulden belohnt werden; als Termin der Einsendung ist der 1. Januar 1865 festgesetzt. Ferner ist für ein Handbuch deutscher Alterthümer bis auf die Zeit Karl's des Großen, einzuliefern bis zum 1. Januar 1863, ein Preis von 2000 Gulden bestimmt. Zwei andere Preise, jeder von 3000 Gulden, sind ausgesetzt für Lebensbeschreibungen berühmter Deutscher und für Lebensbeschreibungen berühmter oder verdienter Baiern; der Schlußtermin für Einsendung letzterer Arbeiten ist der 31. März 1861.

Im wiener Burgtheater sind rasch hintereinander zwei Neuigkeiten des höhern Drama durchgefallen, „Crescentia", von einem ungenannten Autor, und „Der letzte Ravenswood" von Hermannsthal. Das gibt denn freilich mit Mosenthal's „Düweke", die bekanntlich nur durch ein politisches Verbot von einem langsamern, aber minder ehrenvollen Tode errettet ward, ein etwas seltsames Trifolium. Auch Weilen's „Tristan", dem von Breslau aus ein so glänzender Ruf voranging, hat in Hannover nur mäßigen Beifall gefunden. Dagegen soll Paul Heyse's „Elisabeth Charlotte" ebendaselbst einen glänzenden Triumph davongetragen haben. Robert Giseke's „Ein deutscher Fürst" ist in Breslau und Leipzig gegeben worden; an ersterm Orte soll der Erfolg nur schwankend, in Leipzig dagegen recht günstig gewesen sein. Dasselbe wird von einer historischen Tragödie „Die Braut Konradin's" von G. von Meyern, dem Dichter des „Heinrich von Schwerin", berichtet, welche in Leipzig zum ersten mal über die Breter ging. Ein neues vaterländisches Stück von Alexander Rost, „Landgraf Ludwig der Eiserne", soll sich in Weimar ebenfalls einer glänzenden Aufnahme erfreut haben.

In Stuttgart hat die feierliche Enthüllung des Denkmals stattgefunden, welches der regierende König seinem erlauchten Ahn Herzog Eberhard im Bart (1445—96), dem ersten Herzog von Würtemberg, dem Begründer der gegenwärtigen Dynastie, auch Stifter der Universität Tübingen, sowie überhaupt einem der trefflichsten und verdientesten deutschen Fürsten, errichtet

hat. Das Denkmal, das im innern Schloßhof aufgestellt ist, besteht in einer kolossalen Reiterstatue und ist nach dem Modell von Schaller in der königlichen Eisengießerei zu München verfertigt worden. — In Berlin soll jetzt die Errichtung eines Standbildes für Friedrich Wilhelm III. eine festbeschlossene Sache sein; zu beiden Seiten des Denkmals sollen die Statuen Stein's und Hardenberg's zu stehen kommen. Ebenso ist lebhaft die Rede davon, der Schillerstatue, die vor das berliner Schauspielhaus zu stehen kommen soll und zu der bekanntlich der Prinz-Regent einen so bedeutenden Beitrag geleistet hat, in einem Standbild Goethe's ein entsprechendes Seitenstück zu geben. Auch für letzteres ist bereits bei Gelegenheit des Goethejubiläums im Jahre 1849 in Berlin ein Fonds gesammelt worden, der aber freilich zur Zeit noch nicht ausreicht und dessen Vergrößerung die bisherigen schlechten Zeiten eben auch nicht günstig waren. Im übrigen werden Schiller-Statuen außer in Berlin auch noch in verschiedenen andern Städten projectirt; so namentlich in Hamburg und Frankfurt a. M., wo zu diesem Ende bereits ansehnliche Summen zusammengebracht sind.

Von Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschien soeben der sechste Band, der siebente soll noch im Laufe dieses Monats, die beiden Schlußbände aber bis zum Frühjahr nachfolgen. Rudolf Gottschall's vaterländisches Trauerspiel „Ferdinand von Schill", das bisher auf preußischen Bühnen verboten war, ist jetzt durch Rescript des Ministers des Innern zur Aufführung in Preußen zugelassen worden. Inzwischen hat der Dichter selbst sein Stück wesentlich umgearbeitet und wird dasselbe in dieser erneuten Gestalt zunächst in Breslau in Scene gehen. Oskar von Redwitz soll ein neues Drama verfaßt haben, das zunächst in München zur Darstellung kommen wird.

Durch einen Druckfehler ist am Schluß der berliner Correspondenz in unserer letzten Nummer (Seite 157, Z. 8 v. u.) der bekannte „Tourist" Hans Wachenhusen in Berlin zu einem „bekannten und beliebten Tenoristen" gemacht worden. Wiewol ein Misverständniß seitens des Lesers kaum möglich, halten wir es doch nach dem alten Grundsatz, daß jedem das Seine gebührt, für unsere Pflicht, das vorgefallene Versehen zu berichtigen und Hrn. Wachenhusen um Verzeihung zu bitten, daß wir ihn so wider seinen Willen unter die Sänger gesteckt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 6. 9. Februar 1860.

Hell und Dunkel.

Zwei Gedichte
von
Robert Prutz.

1. Ein Dichterleben.

Wischt den Todesschweiß ihm von der Stirne,
Streut des Lenzes jungen Schmuck darauf!
Friede ward es in dem heißen Hirne,
Stille steht des Blutes wilder Lauf;
Diese Pulse hörten auf zu schlagen,
Ruhig ward das unruhvolle Herz,
Und die kalten starren Blicke fragen
Nichts mehr nach der Erde Lust und Schmerz!

Wer er war? Je nun, ein Mensch, nichts weiter,
Nur ein Mensch in Noth und Glück und Pein,
Und das heißt ja, wie ihr wißt, ein Streiter
Auf des Lebens blut'ger Wahlstatt sein.
Lange Jahre hat er so gerungen,
Ohne Sieg, mit immer gleichem Muth;
Zwar zu leben ist ihm nicht gelungen,
Doch sein Tod, o glaubt es mir, war gut! —

Schauet her! Stroh ist sein letztes Lager,
Seine Wiege stand in Blütenpracht;
Diese Wange, jetzt so bleich und hager,
Hat in Glanz und Jugend einst gelacht.
Mehr noch als den andern Staubgebor'nen
Strahlte ihm des Lebens Herrlichkeit:
Denn er zählte zu den Auserkor'nen,
Welche Gott zum Dichter hat geweiht.

Wie ein Frühlingsmorgen, unermessen,
Lag das Leben vor ihm, sonnenhell;
Jede Knospe wollt' er an sich pressen,
Jeder Vogel war ihm Spielgesell;
Bald von Flügeln himmelwärts getragen,
Bald im Staube ringend, schwer und bang —
Und das Jauchzen, Zweifeln, Ringen, Zagen,
Alles, alles ward ihm zum Gesang.

Und ein Mädchen sah er, mild und sonnig —
Ach, da fühlt' er doppelt Lust und Qual,
Da die Liebe, schmerzenreich und wonnig,
Ihn berührt mit ihrem gold'nen Strahl!
Nun erst war der Lenz ihm aufgegangen,
Nun erst hat der Sommer ihm gelacht;
Seine Seele braust' — und prächtig klangen
Seine Lieder durch die stille Nacht.

Schöne Zeit, da alle Pulse schäumen
Nach der einen, die uns alles ist!
Da das Herz in wonnevollen Träumen
Erd' und Menschen und sich selbst vergißt!
Fragend hing sein Blick an ihrem Munde,
Leise, leise faßt' er ihre Hand:
Bis zuletzt, in trauter Dämmerstunde,
Herz zu Herz und Mund zu Mund sich fand.

Und was dann? — Ihr kennt ja die Geschichte,
Die sich heut' und immerdar begab:
Mild und klar, mit lächelndem Gesichte
Wandte sich die junge Schönheit ab;
And're Sonnen glänzten, and're Lichter
Streuten um sie ihren bunten Schein —
Sagt nur selbst: was ist, was hat ein Dichter?!
Und man lebt vom Lieben nicht allein....

Wie er's trug? Er hat es nicht getragen!
Schmerzzerwühlt, ein todeswunder Leu,
Stürmt' er fort in ungeheurem Wagen,
Zum Gespötte ward ihm Lieb' und Treu';

Hoch vom Himmel riß er Mond und Sonne,
Riß die Blumen aus der Erde Schos,
Riß aus seiner eig'nen Brust mit Wonne
Jede sanftere Empfindung los.

Ruhelos, von Furien getrieben,
Wandert' er die Länder ein und aus;
Nirgends ist sein müder Fuß geblieben,
Ihn empfing kein gastlich off'nes Haus;
Laut und leis, in schmerzlichen Accorden
Sang er seinen Jammer, seinen Groll —
Und die Leute lachten: 's ist geworden,
Wie wir sagten, der Poet ist toll....

Bis die Schatten lang und länger schlichen
Auf der heißen staubbedeckten Bahn,
Bis die braunen Locken ihm erblichen
Und zu Asche brannte der Vulkan;
Ruhe wollt' er jetzt, o nichts als Ruhe
Vor der Glut, die rastlos in ihm kocht —
Aber ach, des Grabes stille Truhe
Oeffnet sich nicht jedem, der da pocht! —

Eines Tags, in ländlich stiller Runde
Traf er auf ein armes bleiches Kind,
Lauschend horchte sie dem Zaubermunde,
Der so wunderbare Märchen spinnt:
Er, o Gott, die blitzzerspalt'ne Eiche,
Sie das stille Veilchen auf der Au' —
Ruhe wollt' er: und das Kind, das bleiche
Ward des Dichters ungeliebte Frau.

Fraget nicht, was er, was sie erduldet,
Schaut in dieses schweigende Gesicht!
Schweres hat er, o gewiß, verschuldet,
Aber leicht war auch die Buße nicht.
Angeschmiedet an das Joch des Lebens,
Ein Galeerensklave müd und krank,
Rang er ohne Rast und rang vergebens
In der Nothdurft würdelosem Zwang.

Dienstbar seine Hände wollt' er breiten,
Daß kein Dorn sein bleiches Kind zersticht:
Aber mitleidslos sind diese Zeiten
Und der Menschen Treiben kannt' er nicht.
Manche Blume flocht er in ihr Leben,
Daß sie ihres Kummers oft vergaß,
Eines nur vermocht' er nicht zu geben —
Liebe, die er selber nicht besaß.

In dem Joch der Pflicht vom frühen Morgen
Rang er schweigend, bis die Sonne sank;
Um ihn her, verhüllten Haupts, die Sorgen
Hockten flüsternd an der Wand entlang.
Aus dem Dichter, sagt, was ist geworden,
Dessen Busen einst so stolz geloht?!
Auch Gedanken lernt' er jetzt zu morden,
Auch Gedanken für 'ne Rinde Brot!

Nur bei Nacht, wenn alle Stimmen schwiegen,
That noch einmal sich sein Himmel auf,
Längstverwehte gold'ne Träume stiegen
Aus des Busens stiller Gruft herauf;
Wieder spürt er Jugendlust und Qualen,
Wieder fühlt er, daß er Dichter ist,
Wieder sieht er jene Augen strahlen,
Jene falschen, die er nie vergißt!

Holder Rausch! doch furchtbares Erwachen!
Gierig, wie der süße Traum zerrann,
Grinst mit ihrem ewig off'nen Rachen
Wieder ihn die grimme Nothdurft an.
Und so sinkt er tiefer, Spross' um Sprosse,
Und es säumt das Ende immer noch —
Eben noch der Götter Tischgenosse
Und nun wieder Pegasus im Joch!

Emsig schrieb er, ohne zu ermüden,
Schrieb, was seiner Seele nie entquoll,
Was er selbst nicht wußte — nur zufrieden,
War der Bogen endlich, endlich voll.
Pah, man spricht von frommen Pelikanen
In der Wüste schattenlosem Brand —
Dieser Mann auf seinen Dornenbahnen
That noch mehr und that es unerkannt!

Bis zuletzt der Allerweltsbezwinger,
Bis der fromme Tod geschritten kam,
Und ihm mitleidsvoll, mit leisem Finger
Aus der starren Hand die Feder nahm;
Längst verzehrt von tiefgeheimen Flammen,
Welche Noth und Irrthum angefacht,
Brach er über seinem Pult zusammen,
Aufrecht, wie der Krieger in der Schlacht....

Gönnet Ruhe nun dem armen Hirne,
Das so viel gerungen und gedacht!
Wischt den Todesschweiß ihm von der Stirne,
Streut darauf des jungen Frühlings Pracht!

Auch mit einem Stein sollt ihr verschonen,
Den das Leben schwer genug gepreßt:
Blumen pflanzt! und in den Blumenkronen
Baue eine Nachtigall ihr Nest!

2. Der Versucher.

Das war wol um die Mitternacht,
Die Stunde der Gespenster,
Das Wetter heult und tobt und kracht,
Es zittern Thür und Fenster.
Schön Annetraut saß ganz allein,
Die Wolken sah sie fliegen,
Und neben ihr, o Gott, wie fein!
Ein Kindlein in der Wiegen.

Ein Knäblein süß, ein Knäblein hold,
So hätt' es jede gerne,
Mit krausen Löckchen hell wie Gold,
Mit Augen wie die Sterne.
Doch war ein Fehler nur dabei,
Ich sag' ihn euch geschwinde:
Man wußte nicht, wer Vater sei
Zum allerliebsten Kinde.

Schön Annetraut, die wußt' ihn wohl
Mit Schmerzen und mit Sehnen;
Das machte ihr die Wange hohl
Und füllt' den Blick mit Thränen.
Im holden Frühling hub sich's an,
Da alle Knospen sprangen,
Da hat ein lieber böser Mann
Sie Brust an Brust umfangen.

Das war im Lenz, das war zu zwei'n,
Jetzt fegt der Wind die Heide,
Schön Annetraut sitzt ganz allein
Und weint vor Herzeleide.
Der liebe böse Mann ist fort,
Der ihre Ruh' begraben,
Sie kennt nicht Namen, kennt nicht Ort,
Hat nichts als ihren Knaben.

O armes Kindlein vaterlos,
Du wächst zu schlimmen Tagen!
O weh dem armen jungen Schos,
Der dieses Kind getragen!

Es schmäht die Welt, von Zorn entbrannt,
Fühllos bei ihrem Jammer,
Und horch, schon pocht mit rauher Hand
Die Noth an ihre Kammer. —

Es war wol um die Mitternacht,
Die Stunde der Gespenster,
In Thränen saß, müd' und verwacht,
Schön Annetraut am Fenster;
Die dunkeln Wolken sah sie ziehn,
Den Weiher sah sie liegen,
Und sah, wie schwankend drüber hin
Sich weiße Nebel wiegen.

Und wie sie starrt und wie sie lauscht,
Die Nebel sieht sie steigen,
Das weht und wallt, das wogt und rauscht
Und knistert in den Zweigen:
Als ob, berührt von Zaubermacht,
Die Nebel rings sich ballten,
Und schau', lebendig wird die Nacht
Von furchtbaren Gestalten.

Und höher hebt's und höher sich,
O Himmel, hab' Erbarmen!
Und näher drängt's und näher sich
Als wie mit tausend Armen.
Schon an dem Fenster ist's im Nu,
Die Scheiben hört sie dröhnen,
Und eine Stimme ruft ihr zu
Wie mit Posaunentönen:

„Schön Annetraut, Schön Annetraut,
Wo ist dein Schatz geblieben?
Auf eitlen Sand hast du gebaut,
Verloren Ehr' und Lieben.
Es schmäht die Welt und höhnt und droht
Mit unerweichten Sinnen;
Ach Bettelbrot ist bitt'res Brot,
Was willst du nun beginnen?"

Schön Annetraut fiel in die Knie,
Von Angst und Furcht befangen;
O freilich wol, nun fühlte sie,
Wie schwer sie sich vergangen!
Und doch, o Gott, sie fühlte auch
Der Küsse lindes Fächeln,
Sie sah im Geist den Rosenstrauch
Und weinend mußt' sie lächeln.

Sie sprach: „Bist du ein guter Geist,
O sei gedenk' der Gnade,
Die Gott dem Reuigen verheißt,
Der irrend fiel vom Pfade.
Ja wenn mein Leben Sünde war
— O Gott, wie süße Sünde!
Ich will es büßen immerdar,
Damit ich Gnade finde!"

Und wieder hub die Stimme an,
Die Aermste zu versuchen:
„Schön Annetraut, wo ist dein Mann,
Damit wir ihn verfluchen?
Sein Herz ist schwärzer als die Nacht
Und falscher als die Wogen;
Nun hat er sich davongemacht
Und du, du bist betrogen!"

Doch flehend rief Schön Annetraut
Und breitete die Hände,
Die schönen Wangen überthaut
Von Thränen sonder Ende:
„O fluche nicht dem theuern Mann,
Der mich so lind umfangen!
Im holden Frühling hub sich's an,
Da alle Knospen sprangen.

„Er war so sanft, er war so gut,
Ich lieb' ihn unter Schmerzen,
Er lehrte mich, wie süß es thut,
Zu ruhen Herz an Herzen.
Und ob mein Blick ihn weinend sucht
Und nirgends ihm begegnet,
So sei ihm dennoch nicht geflucht,
O nein, er sei gesegnet!"

Und wieder braust und stöhnt der Wind,
Des Mädchens Pulse fliegen:
„Schön Annetraut, weß ist das Kind,
Das Kindlein in der Wiegen?
Wohl lieblich ist sein Angesicht,
Die schwarzen Augen brennen,
Doch seinen Vater kennt es nicht
Und wird ihn nimmer kennen.

„Schön Annetraut, Schön Annetraut,
Es wird kein Kranz dich schmücken,
Und wer dein blühend Kindlein schaut,
Der wendet dir den Rücken.

Schön Annetraut, und das thut weh,
Verachtet sein von allen —
Schön Annetraut, da ist der See,
Siehst du die Nebel wallen?

„Der See ist schmal, der See ist tief,
Sein Wasser ist verschwiegen,
Wer erst dort unten einmal schlief,
Der kann wol ruhig liegen.
Der See ist tief, der See ist schmal,
O Gott, so weh thut Schande!
Es scheint nicht Stern, nicht Mondenstrahl,
Nah ist der Weg zum Strande....“

Sahst du die Löwin schon zur Frist,
Beschützend ihre Jungen?
So an des Knaben Wiege ist
Schön Annetraut gesprungen:
„Und wenn mir tausend Tode drohn
Von Tigern und von Schlangen,
Er ist und bleibt mein süßer Sohn,
In echter Lieb' empfangen!

„Und wenn er keinen Vater hat,
Zu schützen und zu wehren,
So soll ja doch an Vaters Statt
Ihn Mutterlieb' ernähren!
Und ruht auf seinem Haupt ein Mal,
So will ich's fort ihm küssen,
Und alle Noth und alle Qual,
Ich will sie ihm versüßen!

„O Knäblein jung, o Knäblein zart,
Komm', laß die Brust dir reichen,
Du bist von deines Vaters Art,
Du wirst, du mußt ihm gleichen.
Dein Haar ist kraus, dein Mund ist roth,
Die schwarzen Augen brennen;
Dran wird, wenn ich schon lange todt,
Dein Vater dich erkennen!“

So ruft Schön Annetraut und tränkt
Das Kind, das süße warme,
In Mutterwonne ganz versenkt,
Und wiegt es auf dem Arme;
Nichts sieht sie von Gespenstern mehr,
Der Weiher liegt in Frieden,
Die ganze Welt rings um sie her
Vergessen und geschieden!

Da horch, o horch, ein heller Laut,
Es dröhnt von Rossеshufen:
„Schön Annetraut! Schön Annetraut!"
Und poltert auf den Stufen.
Sie horcht und lauscht — das ist kein Drohn —
Und kann's nicht inne werden —
Und jetzt, o Gott, sie kennt den Ton,
Kein zweiter ist auf Erden!

„Schön Annetraut! Schön Annetraut!
Dein Treuer ist gekommen!"
Ja wohl, das ist derselbe Laut,
Den einstmals sie vernommen!
„Schön Annetraut! mein Herz! mein Weib!"
O ja, so ist's erklungen,
Da er den jungfräulichen Leib
Umschmeichelt und umschlungen!

„Schön Annetraut —" der Riegel klirrt,
Zwei liebe Augen glühen:
„Nun rasch, der Wagen steht geschirrt,
Die Altarkerzen sprühen!
Nun reichst du mir die treue Hand,
Die bleiche, kummerschwere,
Und kommst mit in mein Vaterland
Als meines Hauses Ehre."

Schön Annetraut, ganz bleich und matt,
Sie konnte sich nicht freuen,
Nur an des Kindes Wiege hat
Geführt sie ihren Treuen.
Er aber rief mit Jubellaut:
„Glückauf zum jungen Sohne!" —
Schön Annetraut, Schön Annetraut,
Wie leuchtet deine Krone!

Englische Verkehrtheiten.

Ein Sendschreiben aus England an die Freunde in Deutschland.

Verkehrtheiten, englische Verkehrtheiten, nun ja doch, es ist nicht eigentlich das Wort, das ich wollte, ich hatte noch ein anderes, etwas kräftigeres, aber auch ein gut Theil passenderes im Sinne, und nur weil ich mich noch zur rechten Zeit erinnerte an den prüden, zimperlichen Ton der deutschen Presse, die alle Dinge in Baumwolle wickelt und nichts beim rechten Namen zu nennen wagt, hielt ich das Wort in der Feder zurück. Wird der Leser etwa neugierig, wie das verpönte Wort lautet? Ganz einfach: Verrücktheiten — so, nun ist es heraus und mit erleichterter Seele kann ich meine Epistel fortsetzen.

Auch ist es, so hart das Wort klingt, gar nicht so schlimm damit gemeint. Im Gegentheil, Verrücktheiten, nationale Verrücktheiten, versteht sich, gewähren sogar eine große Befriedigung, natürlich immer nur wo sie nicht getheilt werden und wo es also nicht nöthig ist, sie anders zu curiren, als daß man darüber lacht. Und welche Nation wäre von solchen Verrücktheiten frei? Wenn ausgewachsene Leute sich gegenseitig wie dumme Jungen behandeln und keinen allein laufen lassen, sondern alle allen fortdauernd in den Kram pfuschen, wenn sie dazu eine eigene große müßige Bande theuer bezahlen und diese Bande um so mehr achten und verehren, je mehr Schaden sie ihnen zufügt, je weniger Geld und Ehre sie ihnen übrig läßt — so ist das verrückt.

„Ja, im allgemeinen; aber machen wir keine Anwendung!“ Gut, ich gehe weiter. Noch viel ärger als bei den Deutschen ist die Allregiererei oder der systematische Unfug bei den Franzosen. Die Franzosen bilden sich ein, daß sie sich halten lassen müssen, damit sie nicht wild werden, daß sie sich von Zeit zu Zeit von Staats wegen umbringen müssen, damit es nicht privatim geschehe, daß es besser ist, wenn einer sie alle plündert, als wenn sie sich einander plündern, daß die Ermordung in Masse eine Rettung vor der „ungewissen Zukunft“ des sogenannten „lendemain“ und daß die permamente terroristische Revolution „eine Schließung der Revolution“, ja, daß der Umsturz aller Gesetze vom 2. und die Schlächterei auf den Boulevards vom 4. December 1851 „eine Rettung der Civilisation“ ist. Diese Verrücktheiten sind fast zu notorisch, um „als große Weisheit“ erwähnt zu werden; aber sie sind notorisch.

Im ganzen denkt auf dem Continent jeder, ihm würde gleich die Kehle abgeschnitten werden, wenn das Nachtwächtersystem bei Tage ein Ende nähme und nicht jeder alle Augenblicke beim Rockschos gezerrt würde, um nachzusehen, ob er auch Handgranaten in der Tasche hat

oder gar selbst explosiver Natur ist. Daß diese Aufpasser im Fastnachtcostüm ihnen dann selber die Kehle abschneiden, finden die Leute ganz in der Ordnung. In England hingegen findet man dies nur komisch, während ihr die für verrückt halten werdet, die über eure Phantasie lachen.

Nachdem ich somit eure eigene Verrücktheit, oder wenn es höflicher klingt, Verkehrtheit bevorwortet und anerkannt habe, so will ich euch zur Entschädigung einige englische Verrücktheiten erzählen.

1. He is my greatest comfort.

Wenn man's nicht erlebt hat, so glaubt man's nicht. Als ich ungefähr drei Monate in Brighton gewesen war, hatten wir ein ungewöhnlich starkes Gewitter. Ich war in Gesellschaft eines jungen Mannes und seiner Schwester in einem hochgelegenen Hause, aus dem wir den Wolkenbruch und die mühlenzündenden Blitze bei offenem Fenster mit ansahen. Der junge Mann war weniger leichtgläubig als viele seiner Landsleute, er glaubte nur an die größern Verdienste der Juden im Vergleich zu denen der Römer und der Griechen um die Civilisation Europas, sonst hatte ich ihn ganz so gefunden, wie man etwa einen unbefangenen Berliner gewohnt ist. In meiner Einfalt glaubte ich, seine Schwester werde ungefähr von demselben Schlage sein, und als sie sich sehr erschrocken vor dem Gewitter zeigte, scherzte ich darüber. Da machte sie ein ernsthaftes Gesicht und versicherte mich, „der böse Geist fahre in den Blitzen umher". „Der böse Geist?! Sie glauben doch nicht gar an den Teufel?" — „„Das versteht sich! und er ist mein größter Trost!"" — „Ihr größter Trost, wenn er doch die Mühlen in Brand steckt?" — „„Ja, mein größter Trost: denn dadurch sind wir gerettet, daß der Herr ihn überwunden hat."" — „Hm! Aber Sie finden, daß er trotz der Ueberwindung noch immer im Gange ist; wahrlich, da schlägt er schon wieder irgendwo ein." Sie zitterte heftig und verbarg ihr Gesicht in den Sophakissen. Ihr Bruder aber sagte, mit den Dingen wäre nicht zu spaßen, sie glaube das wirklich. „Und jedes anständige Mädchen thut es!" rief sie aus ihrer Sofaecke. Nun wurde gar die Tugend der Mädchen von dem Glauben an den Teufel abhängig gemacht. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Später habe ich gesehen, daß dieser Wahnsinn in England fashionable ist, ebenso die „Heiligung seines Namens"; es ist unanständig, irgendeine der Interjectionen: O Gott, ach Gott, was Teufel, was willst du! Gott bewahre! rc. zu brauchen, so unanständig, daß jedes Mädchen beim Vorlesen z. B. mit einem Knix darüber weghopsen muß, und daß sogar die Jungen sich nur eine Güte mit diesen continentalen Lästerungen und Misbräuchen der Namen der höchsten Personen des englischen Olymps

thun, wenn sie von ihren Reverends unbeachtet sind. Diese jüdische Sitte, den Namen Jehovah's gar nicht (und den des Ahriman nun erst recht nicht) auszusprechen, ist noch nicht sehr alt, hat aber gewiß schon bedeutende Fortschritte gemacht und scheint so allgemein Mode zu sein wie die Crinolinen. Die seltsame Redensart: „He (der Teufel) is my greatest comfort!" ist mir nachher noch oft wieder begegnet, einmal mit der Erörterung, daß er die Bösen bestrafe, die hier ungestraft davonkämen, ein ander mal, daß man doch nichts von seiner Seligkeit hätte, wenn sie uns keinen Vorzug vor den Verdammten gewähre: also eine raffinirt grausame Aristokratie.

Der theologische Wahnsinn, in dem der Teufel eine fixe Idee ist, durchzieht in England die Vorstellungen der Menschen nicht als phantastisches Princip und rohe metaphysische Vorstellung, sondern in den grobsinnlichen Vorstellungen des schwarzen gehörnten und geschwänzten Individuums, „that black gentleman". „Speak of the devil, and he will star his horns — or his tail" ist englisch; „wenn man vom Wolf spricht, so ist er nicht weit", oder „so kommt er um die Ecke" ist deutsch. Daß der Glaube an den Teufel aber vorzugsweise eine weibliche Verrücktheit ist, kommt von dem geringen Einfluß der Pfaffen auf die Männer.

Ueber die Tugend des weiblichen Geschlechts in England muß man sich übrigens nicht an die Ehescheidungsklagen, sondern an authentische, aber unpublicirte Begebenheiten halten, obgleich ich aus deutscher Anschauung überzeugt bin, daß die weibliche Tugend viel besser in der Familie, als in der Kirche aufgehoben, viel sicherer bei den Penaten als im Beichtstuhl ist. Doch meine ungedruckte Begebenheit ist diese:

2. Der junge Esel.

Junger Mann: „Es ist sehr langweilig in England, was kann man werden als Soldat? Und als Soldat hat man hier gar keine Freiheit. Ich werde daher österreichischer Husar werden."

„„Oesterreichischer Husar? Sie leben ja von Ihren Renten!""

„Ja, aber die Uniform ist prächtig! Und was für ein Leben! Wenn so ein Husarenlieutenant einem Huhn den Hals umdreht, so geht er damit weg, als wäre gar nichts vorgefallen, so kräht nicht Huhn oder Hahn danach. Und denken Sie sich nur das Vergnügen, einem Huhn den Hals umzudrehen! Ich sehne mich danach, in Ungarn so einem Huhn den Hals umzudrehen!"

„„Das kann ich mir wahrhaftig nicht denken.""

„O, es muß ein Götterleben in Ungarn sein! Da sind wol zwölf oder fünfzehn englische Bursche unter den Husaren, wahre Grasteufel, die alle ihr Eigenthum durchgebracht haben, und nun unter die Husaren

gegangen sind. Einer ist eben hier, stiftet tausend Tollheiten an und seine Schwester, bei der er auf Urlaub zum Besuch ist, hat seine Noth mit ihm. In dem Dorfe wohnen drei alte Jungfern, die ein Muster der Frömmigkeit und Tugend sind. Mit denen hat er es noch ärger getrieben als mit den Hühnern in Ungarn, obgleich er ihnen natürlich den Hals nicht umdrehen konnte."

„„Nun, da bin ich wahrhaftig neugierig, was er ihnen angethan.""

„Zuerst besuchte er sie alle Tage."

„„Und weiter?""

„Weiter? Ist das nicht schon arg genug? Nie war ein männliches Wesen über ihre Schwelle gekommen, der Milchmann war eine Milchfrau, alles weiblich; das «Ewigweibliche» — heißt es nicht so? — regierte im Hause. Sie gingen immer hinten hinaus, wenn sie ausgingen oder in ihrem Eselwagen ausfuhren, damit sie nicht gesehen würden, und ihr Esel war eine Eselin. Nun mit einem male stieß der Vetter, der Husar, alle Ordnung im Hause um und brachte die drei Mädchen in einen so übeln Ruf, daß sie schon fürchteten, sie kämen in den «Punch» oder gar in den «Daily-Telegraph»."

„„Nichts mehr? Ich dachte schon, es würde ein schrecklicher Skandal entstehen.""

„Der entstand auch wirklich. Der Husar spionirte aus, daß der weiße Esel im Garten eine Eselin war, kaufte einen Eselhengst und führte ihn heimlich in den Garten ein. Der Esel benahm sich bei dem Stelldichein — nun natürlich, wie ein Esel, er erhob ein brutales Geschrei, sodaß die drei alten Jungfern, solcher Töne völlig ungewohnt, auf den Gedanken kamen, ihre Eselin würde umgebracht; erschrocken fuhren sie aus dem Schlafe und stürzten ans Fenster, um noch rascher und halbtodt vor Scham wieder zurückzustürzen. Der Husar wollte sich krank lachen in seinem Versteck hinter der Johannisbeerhecke, und schwor, er wollte es seinem Obersten erzählen und eine telegraphische Depesche an den alten Radetzky in die Hölle schicken, wenn der Teufel nur Telegraphenlinien hätte. Er konnte das Ende der Geschichte nicht abwarten und fürchtete, die alten Damen möchten die Eselin verkaufen. Aber das thaten sie nicht, der Pfarrer hatte ihnen gerathen, den Skandal zu ignoriren, so verlöre er sich am ersten wieder und würde vergessen. Aber die Natur will ihre Rechte haben; die Eselin kam mit einem jungen Esel nieder. Das war denn doch zu viel für die alten Jungfern; sie nahmen ein Boot und ruderten mitten in der Nacht allein in die See hinaus, nachdem sie vorher natürlich den jungen Esel, das Kind der Sünde, ins Boot genommen hatten, und ersäuften ihn und ihre Schande im tiefen Meer. Ich hab' es eben dem Husaren nach Pesth geschrieben; in vierzehn Tagen gehe ich ab und werde auch Husar."

„„Ich wollt', ich könnt' Ihnen gratuliren. Sie werden aber gegen die Freiheit zu fechten haben und für eine schlechte Sache erschossen werden.““

„O! ich wollt', ich würde erschossen!“

„„Sie wollten, Sie würden erschossen?““

Der Geschmack war mir völlig neu; ich sehe aber jetzt, daß Oesterreich gar nicht ohne Hoffnung ist, wenn ihm solche „Kräfte“ und solche „Ideen“ dienen. Gesetzt den Fall, Oesterreich ginge aber dennoch zu Grunde, wo in aller Welt würden sich jene verrückten Rekruten hinwenden? Offenbar ist ihnen Indien und Kaffernland noch lange nicht pikant genug, und den Deutschen, die für Oesterreich schwärmen, muß es eine nicht geringe Befriedigung gewähren, daß diese jungen Herren „den österreichischen Dienst“ vorziehen. Die „Concentrirungen“ nach Montebello, Magenta und Solferino haben dem offenbar nicht entgegengewirkt und es leidet keinen Zweifel, daß es für die Verrückten keine Geschichte gibt, obgleich ihre Anzahl in die Millionen geht. „Krieg und Frieden“, eine österreichische Novelle; die Franzosen drehen ihnen, sie drehen den Hühnern den Hals um....

3. Die Treibhausweintraube.

Ein alter Herr lud mich und einen gemeinsamen Freund zu Tische. Da er sehr gesprächig war, so kannten wir unser Schicksal und waren gefaßt darauf, er werde von den Rechten des Wirthes, Reden zu halten und sich sein Auditorium durch seine Bewirthung verdient zu haben, reichlich Gebrauch machen. Er übertraf aber doch noch unsere schlimmsten Erwartungen. Zunächst hatten wir die Verhältnisse des Lords so und so auszustehen, bei dem er zu Gast gewesen war und der ihn in Brighton besuchte, wenn er in der Saison herkäme. Aber dies war nur die Einleitung: denn derselbe Lord hatte ihn bei der Königin eingeführt, als sie noch nach Brighton zu kommen pflegte, und er hatte die Ehre gehabt, sie mit Weintrauben aus seinem Gewächshause zu versehen. „Solche Weintrauben gibt es in der Welt nicht mehr“, sagte er, „als ich in meinem Gewächshaus ziehe!“

Diese Verrücktheit der Engländer, daß sie die besten Weintrauben in der Welt ziehen — die sie zu Zeiten das Pfund mit 1 Pf. St. bezahlen — kannten wir; es ist der vierzigste Artikel ihres Glaubens und nicht der tollste; wir lachten also nicht. Nun combinirte er aber diese Tollheit mit der Verrücktheit des Tages, dem Bonaparte-Schwindel. Jeder machte sich damals mit „dem großen und weisen Manne“, „dem treuen Alliirten“ und „dem Retter der Civilisation“ zu thun. Von Macaulay bis zu dem letzten öffentlichen Redner, ja bis zu den Reisenden in der dritten Klasse der Eisenbahn (welche die sprechende ist)

war der Emperor in jedem Munde, und viele wollten persönlich mit ihm anbinden; war er doch in England gewesen, sprach englisch und wußte mit Engländern umzugehen! Die Engländer sind darin wie die Holländer. Ein Mensch, der ihr Land und ihre Sprache kennt, flößt ihnen Vertrauen ein: „Er kann nicht ganz unvernünftig sein, denn er ist in England gewesen und spricht englisch." Zu denen, die mit dem Emperor persönlich anbinden wollten, gehörte auch unser Wirth und er zweifelte keinen Augenblick daran, wie ihn seine Weintrauben bei der Königin Victoria eingeführt hatten, so würden sie ihn auch bei Ludwig Napoleon einführen. Er wählte also die schönste Gewächshaustraube aus und schiffte sich damit in Neuhaven nach Paris ein. Aber zu seinem nicht geringen Verdrusse wurde er nicht gleich vorgelassen, sondern die Polizei hatte erst den ganzen Fall reiflich zu untersuchen. Ludwig Napoleon war in England gewesen, er kannte also auch die Familie Allsop, noch ehe sie die Granaten gegen ihn hatte machen lassen, und sah ein, daß man den Charakter des Besuchs erst genau studiren müsse, ehe man ihn vorlassen könne. Darüber verfaulte die Weintraube, und als endlich, endlich unser Wirth „den weisen Mann", „der gerade so ist wie die Franzosen ihn brauchen", „for they do not deserve it any better", zu sehen bekam, konnte er ihm nur eine verdorbene Gewächshaustraube aus Brighton überreichen. Sonst würde natürlich der Emperor gesehen haben, wie viel besser die Trauben in England gedeihen als in Frankreich.

4. Naturalphilosophie oder naturwüchsige Verrücktheit.

Die zwei Kasten im Kopf: in dem einen die jüdische Dogmatik, in dem andern die Empirie bei völligem Mangel aller wirklichen Philosophie. Alle englische Philosophie ist nur moderne Scholastik. Die Voraussetzung der Scholastik des Mittelalters wird mit Hülfe der alten Philosophie bewiesen. Die Voraussetzung der englischen Scholastik: die jüdisch-syrische Anschauung wird nur nicht widerlegt und bleibt bei aller Naturalphilosophie dieselbe. Alle englische Philosophen sind — Engländer, und ohne diese stehen bleibende Voraussetzung werden sie verkehrt angesehen; Berkeley ist sogar ein ganzer Scholastiker (des Mittelalters), denn er hat nur den Zweck, die Offenbarung zu beweisen, indem er die gänzliche Haltlosigkeit alles Wissens zeigt. Verrückt ist es nun freilich, daß dann das offenbarte Wissen haltbar sein soll.

Macaulay in seiner Abhandlung über Bacon findet, daß Bacon's einzige Erfindung (daß man nämlich ein Huhn im Schnee conserviren könne) mehr werth sei als die ganze griechische Philosophie. Als er sich zu dieser Höhe eines echt englischen Cynismus aufgeschwungen, war er natürlich für das Oberhaus reif.

Die Uebereinstimmung aller in dem Wahnsinn, daß alle Wissenschaft über die Natur und den Menschen auf einem Blatte, und die jüdisch-syrische Ueberlieferung orientalischer Phantasien auf einem andern stehe, ist im 19. Jahrhundert ein beunruhigendes Symptom der Geistesschwäche des englisch-amerikanischen Volks.

Ihre Poesie und Philosophie — die Machtlosigkeit des Dichtens und Denkens bei dieser Gemüthsverfassung — ist ein Phänomen, von dem die deutschen Anglomanen, namentlich die Shakspeare-Vergötterer, keine Ahnung haben, das aber sehr wohl einer Erörterung im einzelnen werth wäre.

5. Der Opera cloak.

Dieses Scheusal von einem Kleidungsstück macht die Concertsäle und Soiréen zu einer Sammlung der verrücktesten Verkleidungen. Hier sitzt eine lange Gestalt wie in ein Bettuch eingehüllt, dort hat eine andere eine rothe Kiepe auf dem Buckel; an Geschmack ist nicht zu denken, und wenn Eine geschmackvoll erschiene, würde sie sich doch nur in dem Wust verlieren.

Ein Musiker kam aufs Land und sollte am Ende etwas vorspielen. Das Piano war in einem furchtbaren Zustande und er suchte sich zu entschuldigen.

„Warten Sie ein wenig", sagte die Wirthin, „so geht es freilich nicht!"

Sie ging fort und der Musiker dachte, sie würde irgendein anderes Instrument holen; aber nein, sie erschien wieder in ihrem Opera cloak, setzte sich feierlich zurecht und meinte: „Nun könne das Concert beginnen, sie sei jetzt fertig."

6. Verrücktheit im Essen und Trinken.

Stellen Sie sich vor, daß die Engländer keinen rohen Schinken, keine gesalzenen Heringe, keine Sardellen, keinen geräucherten Lachs, keine geräucherten Heringe, keine Kieler Sprotten essen. Sie finden alle diese Delicatessen roh, und wenn sie ihnen in die Hände fallen, rösten sie dieselben erst, ehe sie sie essen. Mit den Sardinen (in Oel) lassen sie sich anführen; sie halten sie für gekocht.

Die Weine werden eingetheilt in Portland und Sherry, die eigentlichen Weine, die vielmehr eine Art Spiritus sind, und dann in Claret und Hock und Champagner. Es versteht sich, daß diese drei letzten Sorten nur von wenigen gereisten Individuen geschätzt werden. Alle andern kehren nach einigen Gläsern Champagner sofort zum Port oder Sherry zurück. Das Verrückteste ist aber, auf alles dies noch einen Becher double stout, starken Porter draufzusetzen.

Fisch muß mit der Gabel allein und mit einem Stück Brot gegessen

werden, Fleisch und Gemüse mit dem Messer in der rechten, die Gabel in der linken Hand. Wer es anders macht, ist ein Barbar.

Eine curiose Erfindung ist auch, daß sich die Damen weit vom Tisch auf Rollstühle setzen und daß dann die Bedienten sie an den Tisch schieben.

Old England for ever!
With all thy faults I love thee still!

Literatur und Kunst.

Thomas Carlyle's „Friedrich der Große".

Bei Decker in Berlin erschien soeben, beinahe gleichzeitig mit dem Original: „Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große. Von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg. Zweiter Band." Dieses neueste Werk des berühmten englischen Autors, dem schon vor seiner ersten Veröffentlichung ein bedeutender Ruf voranging, hat bereits bei Gelegenheit des ersten Bandes in Nummer 1 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre eine ausführliche Besprechung aus sachkundiger und gewissenhafter Feder gefunden. Es wurde in derselben sowol die Bedeutung anerkannt, welche Thomas Carlyle überhaupt als Schriftsteller zukommt, als auch die Begeisterung, der Fleiß und die Gründlichkeit, mit welcher er sich der eben nicht leichten Aufgabe unterzogen, seinen Landsleuten ein vollständiges und möglichst treues Bild des großen Preußenkönigs zu entwerfen und dadurch jene Caricatur zu verwischen, welche sein noch berühmterer Landsmann, der kürzlich verstorbene Macaulay, in einem seiner vielbewunderten „Essays" von Friedrich dem Großen geliefert hat. Allein bei aller Anerkennung, welche in jener frühern Besprechung dem edeln und begeisterten Streben des Verfassers gezollt ward, konnte doch nicht verschwiegen werden, daß das Werk neben den bekannten glänzenden Eigenschaften, welche Thomas Carlyle überhaupt eigenthümlich sind und mit denen er ohne Zweifel eine noch größere und vollständigere Wirkung erzielen würde, wenn er sie besser anzuwenden und zusammenzuhalten wüßte, einem unbefangenen und gründlichen Urtheil auch einige ebenso große Schattenseiten darbietet. Und diese Schattenseiten treten denn in dem vorliegenden zweiten Bande noch viel deutlicher hervor. Die hauptsächlichsten derselben sind erstlich eine alles Maß überschreitende Weitschweifigkeit und zweitens eine Ueberhebung gegen seine Vorgänger, die um so lästiger fällt und einen um so unangenehmern Eindruck macht, je häufiger es dem Verfasser begegnet, genau in dieselben Fehler zu verfallen, die er andern in so herber Weise vorrückt. Thomas Carlyle's zweites Wort in dieser „Geschichte Friedrich's des Großen" ist die Pedanterie seiner deutschen Vorgänger; er wird nicht müde, sie sammt und sonders für gelehrte Silbenstecher und Klopffechter zu erklären, die geflissentlich ein einziges winziges Körnchen unter ganzen Fudern Spreu verstecken; überall wohin er sieht lauter „Dryasdusts", die mit dem Staub ihrer Perrüke und dem gelehrten Sand, den sie dem Leser in die Augen streuen, die freie geschichtliche Aussicht verfinstern. Allein wie geht es denn unserm Autor selbst? Versteht er selbst wol im mindesten die Kunst, den geschichtlichen Stoff zu

sondern und zu gruppiren und aus einem Meere von beiläufigen Notizen, Betrachtungen und Episoden das wahrhaft Wissenswürdige auszuscheiden? Oder ist nicht vielmehr er selbst der größte „Dryasdust", den es je gegeben? Die beiden bisher erschienenen Bände geben die Antwort darauf; wiewol sie ziemlich corpulent sind — der zweite Band allein zählt über 700 Seiten eines zum Theil ungewöhnlich engen Drucks — so reichen sie doch nicht weiter als bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen, sodaß also, die ungleich größere Wichtigkeit der nachfolgenden Begebenheiten richtig veranschlagt, die ganze Lebensgeschichte des Königs zum mindesten eine Reihe von 40 bis 50 Bänden bilden müßte!! Und dabei hat diese unerhörte Weitschweifigkeit ihren Grund nur zum Theil in der mikrologischen Sorgfalt, mit welcher der Verfasser jeder kleinsten Notiz nachspürt und an keiner der unzähligen Anekdoten, welche die von ihm so arg verspotteten deutschen Sammler zusammengetragen haben, ungerührt vorübergehen kann; die ungleich größere Schuld an dieser kolossalen Dickleibigkeit, zu welcher das Werk anzuschwellen droht, trägt die Breite und Redseligkeit, in welcher die Darstellung des Verfassers sich gefällt. Der Verfasser hat sich, wie man weiß, bei seinen eigenen Landsleuten dies Recht erkämpft, ein literarischer Sonderling zu sein und manches zu sagen und zu schreiben, ja wol gar für manches angestaunt und bewundert zu werden, was keinem andern gestattet wäre. Allein diese Art, von seinem Sonderlingsprivileg Gebrauch zu machen, übersteigt denn doch wirklich alle Billigkeit; statt bescheiden hinter dem Bilde seines Helden zurückzutreten, wie es die Pflicht jedes echten Historikers ist, drängt der Autor sich überall in den Vorgrund; überall, zu dem winzigsten Ereigniß, dem kleinsten Anekdötchen, dem unbedeutendsten „Man sagt" müssen wir eine wahre Sündflut von Reflexionen, Vergleichen, Auslegungen aller Art in den Kauf nehmen, untermischt mit Scherzen und sein sollenden komischen Einfällen, die einen mitunter recht sehr an das alte „Kitzle mich heut, damit ich morgen lache" erinnern. Wahrlich, wir haben Mühe, mit einem Buch wie das vorliegende jenen Cultus der großen Männer zu vereinigen, zu dem Thomas Carlyle sich doch übrigens so laut bekennt und dem er so eifrig das Wort redet. Einem großen Manne gegenüber, und sei es auch nur das geistige Gegenüber des Historikers, geziemt sich, meinen wir, vor allem Bescheidenheit; es geziemt sich, daß man seine Worte einigermaßen auf die Wage legt und nicht blind ins Blaue hineinschwatzt, was einem eben auf die Zunge kommt. In diesem Buche dagegen herrscht ein Ton saloper Vertraulichkeit, ein Vordrängen der schriftstellerischen Persönlichkeit, ein Kokettiren und Tändeln mit dem Leser, endlich ein Ironisiren des Gegenstandes, ja ein Ironisiren seiner selbst, das nicht nur auf die Dauer höchst ermüdend wirkt, sondern das auch gegen die echte und aufrichtige Begeisterung, welche der Autor für seinen Helden hegt, sehr begründete Zweifel rege macht. Möglich, daß der Verfasser unter seinen Landsleuten gewisse blinde Bewunderer hat, die auch diese Manier — denn daß es Manier ist, wird niemand zu leugnen wagen — interessant und wünschenswerth finden; die Engländer haben zuweilen solche Grillen und es wäre nicht das erste mal, weder in der Literatur noch sonst, daß sie den Ungeschmack auf den Thron gesetzt und das Häßliche und Thörichte für schön und weise erklärt haben. Auch kann es wol sein, daß irgendein notizenhungeriger Engländer — und man weiß ja, in welchem Ansehen die Cu-

riositätenjagd und Notizenkrämerei bei den Engländern steht — das Buch seiner vielen Anekdoten und kleinen persönlichen Klatschgeschichten halber mit einem gewissen Interesse liest, ja bei der geringen Kenntniß, deren unsere deutsche Geschichte sich noch immer in England erfreut, kann es sogar sein, daß das Buch für englische Leser recht viel Neues und Belehrendes enthält. Was es dagegen für uns Deutsche soll, das vermögen wir beim besten Willen und bei allem nur möglichen Respect, den wir dem berühmten Namen des Verfassers zollen, nicht einzusehen; das Carlyle'sche Werk, soweit es bisjetzt vorliegt, enthält nichts, aber auch schlechthin nichts, was einem leidlich gebildeten deutschen Leser und Verehrer Friedrich's des Großen nicht längst bekannt wäre, wohl aber bringt es vieles ganz Ungehörige und Ueberflüssige, und zu alledem ist das Ganze mit einer solchen Brühe langweiliger und erzwungener Redensarten übergossen, daß ein deutscher Gaumen sich davon auf das entschiedenste zurückgestoßen fühlt. Der Verfasser möchte sich so gern das Ansehen geben, als wäre er der erste, diesseit wie jenseit des Kanals, der eine lesenswürdige Geschichte des großen Preußenkönigs zu schreiben im Stande sei. Nun denn, deutsche Geradheit und Ehrlichkeit gegen englische Anmaßung und Grillenhaftigkeit: das Dutzend Bände, das Preuß uns über Friedrich den Großen geliefert hat, ist eben auch kein Musterwerk von historischer Kunst, es ist eine ziemlich trockene Speise, wir geben es zu, aber immerhin zehnmal lieber die Trockenheit und Schmucklosigkeit des deutschen als die erzwungene Geistreichigkeit und der unverdaute dunkle Gedankenwust des englischen Autors! Die Uebersetzung ist vortrefflich, weit besser, als das Buch sie verdient hat, das — wir wagen es zu prophezeien — auch in der besten Uebersetzung bei uns für die Dauer kein Publikum finden und keine Rolle spielen wird, und das von Rechts wegen! R. P.

Correspondenz.

Aus Kopenhagen.

Mitte Januar 1860.

A. G. Die Ruhestörungen, die auf den letzten Ministerwechsel gefolgt sind, haben niemand überraschen können, der unsere Entwickelung seit dem Jahre 1848 aufmerksam beobachtet hat. Bekanntlich wurde die damalige Regierungsumwälzung durch einen Straßenaufzug der hauptstädtischen Bevölkerung herbeigeführt und seitdem hat man sich gewöhnt, solche „Demonstrationen" als nothwendiges Rad in unserm Staatsorganismus zu betrachten. Schon im Sommer 1848 wollte man mittels einer Demonstration den damaligen demokratischen Kriegsminister Tscherning zur Zurücknahme eines die Rechte der Städter verletzenden Aushebungsdecrets zwingen; nach einigen Jahren der Ruhe fing man durch organisirte Aufzüge am Jahrestage des Grundgesetzes an gegen den wiederhergestellten Gesammtstaat zu protestiren; im Jahre 1854 tobte man in Volksversammlungen, auf der Börse und im Casino gegen das Oersted'sche Ministerium, während die officiellen Vertreter der Opposition sich vorsichtig aus dem Reichstage zurückzogen; noch in den beiden letzten Jahren wurden in ungestümer Weise neue Volksdemonstrationen gefordert, angeblich um das Ministerium (Hall) gegen die Reaction in Schutz zu nehmen, in der That aber, um dasselbe in

eine ultranationale Politik hineinzuzwingen. Der Umwälzung der Jahre 1848 eingedenk, hat man den Glauben an eine geregelte Wirksamkeit der neuen Institutionen eingebüßt und eine unmittelbare Bethätigung des Volkswillens in entscheidenden Fällen für nothwendig erachtet. Den Reichstag hat man nur respectirt, wenn man mit ihm einverstanden war. Sobald er einen in gewissen Kreisen unpopulären Schritt machte, z. B. neuestens bei Aufhebung des Zunftzwanges, hielten die in ihren Interessen Verletzten sich für berechtigt, sich in einen Quasiaufruhrzustand gegen die neue Ordnung zu versetzen. Der seit 1848 tagende constitutionelle Reichstag war von Anfang an mit Ueberraschung, ja Befremdung begrüßt worden; die hauptstädtische gebildete Bevölkerung schämte sich einer solchen Frucht der von ihr gemachten Revolution. Rohe Gesellen mit dem Ausdruck der Stupidität in den Geberden, der Anmaßung und des Hasses gegen alle Bildung in den Worten, eine Schar von verdorbenen Schullehrern und Dorfrabulisten an ihrer Spitze, traten als eine Macht auf, die sofort eine Reaction herbeirufen mußte. Diese Reaction hätte das revolutionäre Sammelsurium sofort über den Haufen geworfen, wenn nicht der Krieg mit Preußen jenes tobende Landvolk in seinen Ansprüchen gemäßigt und bei den gebildeten Klassen das Bedürfniß der Einigung mit dem Gegner hervorgerufen hätte. Nach dem militärischen Kriege folgte bekanntlich der diplomatische, und in der That vertrat diese Verwickelung mit Deutschland bei uns die Stelle einer Ersten Kammer. Auf die sonst zügellosen Dorfbuben machte der Hinweis auf eine deutsche Dazwischenkunft, die dem Paradiese der „grundgesetzlichen" Herrlichkeit und Freiheit sofort den Garaus machen werde, einen höchst besänftigenden Eindruck. Eine Regierung, die von Deutschland unterstützt wurde, hätte die bäuerliche Demokratie immer im Zaume halten können. Sobald aber der Augenblick einer vom Ausland nicht mehr behinderten Lage eintrat, konnte nichts den Ungestüm jener Tobsüchtigen aufhalten. Durch die Beschränkung des Grundgesetzes auf die besondern Angelegenheiten des Königreichs hatte der Reichstag innerhalb des ihm zuständigen Gebietes freien Spielraum gewonnen. Die wiederholten Wahlen hatten ein entschiedenes Uebergewicht der niedern Schichten der Landbevölkerung zur Folge. Die Debatten der Zweiten Kammer nahmen einen so rohen Anstrich an, wurden in einer so pöbelhaften und schmähenden Weise geführt, daß den gebildeten Mitgliedern die Betheiligung an denselben verleidet wurde. Aber noch war der Aberglaube an die Unfehlbarkeit des allgemeinen Wahlrechts so festgewurzelt, daß niemand das Princip desselben beanstanden wollte, um so weniger, als man die Ausschreitungen des Reichstags durch die öffentliche Meinung der Hauptstadt zügeln zu können meinte. Der letzte Ministerwechsel hat gezeigt, wie sehr man sich in dieser Beziehung getäuscht hat; selbst die in der Gestalt von geballten Fäusten auftretende Opinion hat nichts gegen die gesetzliche Regierung und die gesetzliche Volksvertretung vermocht. Es ist allerdings nur diese Quasigesetzlichkeit — von dem revolutionären Ursprung abgesehen — welche die Stärke unserer repräsentativen Regierung macht: denn von einer moralischen Autorität ist nicht mehr die Rede. Die rabulistischen Bauernführer des Reichstags sind in der That nicht geeignet, einer von ihnen gestützten Regierung irgendwelchen Halt zu geben, sie bedürfen vielmehr selbst der Unterstützung von oben, um in ihrem Einfluß aufrecht gehalten zu werden. Naiverweise

bezeichnen sie selbst in ihren journalistischen Organen den Rücktritt des Königs von der Regierung als gleichbedeutend mit dem Untergang der Freiheit, und setzen deshalb alles in Bewegung, um eine so drohende Eventualität abzuwenden. Der Schloßbrand in Frederiksborg gibt ihnen Anlaß, die Landbevölkerung zu Ergebenheitsadressen an den König anzustacheln; selbst eine Herbeiziehung der Massen aus dem Lande behufs einer Gegendemonstration gegen die Hauptstadt ist in ihren Versammlungen zur Sprache gebracht worden. Damit wäre freilich ein socialer Krieg erklärt, der die Niederhaltung beider Elemente unsers politischen Lebens zum dringendsten Bedürfniß machen würde. In der That sind wir im heutigen Europa ein lebendiger Anachronismus; während man anderswo allmählich die Schlacken der Bewegung des Jahres 1848 von sich gethan und die gesunden Elemente zur Reife gebracht hat, stecken wir hier mit unserer meistens aus verkommenen Schullehrern, abgenutzten Literaten, pfiffigen Rabulisten bestehenden Volksvertretung mitten im Jahre 1848; wer zufälligerweise einer Sitzung unsers sogenannten Volksthings beiwohnt, wird über die Auftischung der anderswo lange abgethanen Grundsätze stutzen, die hier noch immer als Ausbund der tiefsten Staatsweisheit angepriesen werden. Die auswärtigen Mächte scheinen schon lange unser Land und Volk verloren gegeben zu haben. Wenn nur die Herzogthümer gegen unsere Uebergriffe geschützt werden, so mögen wir selbst zusehen, ob etwas Ersprießliches aus unsern eigenen Wirren herauszubringen sei. Bisjetzt ist die Entwickelung in der seit 1848 vorgezeichneten Richtung ungestört fortgeschritten, bis wir an dem jetzigen kritischen Wendepunkt angelangt sind. Die Ereignisse der letzten Zeit haben aber zur Genüge gezeigt, daß das Volk der Hauptstadt vom Gefühle der Rechtlichkeit des im Revolutionsjahre begründeten Zustandes nicht durchdrungen ist. Ein Abbiegen von dem solange innegehaltenen Wege dürfte also nicht länger zu den Unmöglichkeiten gehören.

Vom preußischen Niederrhein.

Anfang Februar 1860.

Kt. Kaum hat der Carneval, der bei uns bekanntlich eine gewisse nationale Bedeutung hat und noch ein wenig mehr ist als eine bloße Reihenfolge lederner Maskenbälle, auf denen niemand tanzt und niemand lacht, seinen Einzug bei uns gehalten, kaum haben die lustigen Kappenträger und Schoppenstecher angefangen, ihre Concilien harmloser Narrheit zu eröffnen, da schallt uns von unserer Nachbarstadt Bonn her die Trauerkunde, daß Ernst Moritz Arndt, dieser getreue Eckart des deutschen Volks, zur endlichen wohlverdienten Ruhe eingegangen ist. Welch ein Wechsel innerhalb weniger Wochen! Soeben noch wanden wir dem Neunzigjährigen Kränze und schickten ihm Lieder und Adressen, die er alle noch eigenhändig und mit heiterm Muthe beantwortete, und jetzt haben wir ihn gebettet, einen stummen Mann, unter die Eiche auf dem Friedhof zu Bonn, die schon lange zu diesem Zwecke ausersehen war, in die Nähe Niebuhr's und anderer trefflicher Männer, die ihm zum Theil schon seit langen Jahren in den Tod vorangegangen....

Wiewol ein derartiger Wechsel bei einem Manne von neunzig Jahren und darüber im Grunde nichts Ueberraschendes hat. Arndt, der von der Natur nicht blos einen eisernen Geist, sondern auch einen eisernen Körper

mitbekommen, hat seinen Lebensfaden länger, sehr viel länger gesponnen, als es der Mehrzahl der Sterblichen vergönnt ist; auch war er ohne Ausnahme stets gesund und selbst bis in sein ungewöhnlich hohes Alter blieb ihm der volle und ungeschwächte Gebrauch seiner geistigen und leiblichen Kräfte. Wenn ein solches Dasein, so reichgeschmückt mit wohlverdienten Ehren und dabei so innig mit dem Leben der Nation selbst verwachsen, nun endlich dem allgemeinen Los der Sterblichkeit erliegt, so scheint mir das wahrlich kein Grund der Klage und der Trauer zu sein. Im Gegentheil, wir feiern, meine ich, diesen Verstorbenen erst recht und entsprechen erst wahrhaft seiner eigenen Gesinnung, wenn wir seinen Tod hinnehmen, wie er ihn selber, ohne eigentliche Krankheit, ohne Kampf und Schmerzen angetreten hat: still und friedlich, als das nothwendige und sogar wünschenswerthe Ende aller Dinge, die eben durch ihr irdisches Verlöschen erst ihre eigentliche höhere Verklärung erhalten.

Dagegen sei es mir gestattet, hier eines andern Wechsels zu gedenken, der den Heimgegangenen in seinem langen schicksalsvollen Leben getroffen hat und der wol werth ist, einige Augenblicke dabei zu verweilen, indem derselbe nicht blos für Arndt selbst, sondern auch für das Land und die Leute charakteristisch ist, unter denen er die letzte Hälfte seiner Tage verbrachte. Es sind bekanntlich mehr denn vierzig Jahre, daß Arndt der Unsere gewesen; es war in dem kritischen Jahre 1817, als er, der starre knorrige Sohn des Nordens, hierher in unser blühendes Rheinland verpflanzt ward. Zum Theil war dabei ohne Zweifel Arndt's eigener Wunsch maßgebend gewesen; die derbe zwanglose Natur des Pommern fand sich leicht und gern zurecht mit der nicht minder derben und zwanglosen Natur unserer Bevölkerung, während zugleich der sehr lebhaft entwickelte Landschaftssinn des vielgereisten Mannes in der malerischen Umgebung seines neuen Wohnorts, die nur von wenigen so genossen ward wie von ihm, eine Quelle immer neuer Anregung und immer neuen Behagens fand. Einigen Antheil an der Uebersiedelung Arndt's hatte aber auch die Politik. Unser Rheinland stand bei den Deutschthümlern jener Zeit in keinem besonders günstigen Ruf: man warf uns vor, unser Auge und vielleicht sogar unser Herz mehr linkswärts nach dem Erbfeind als rechtshin nach dem gemeinsamen Vaterland zu wenden. Und in der That war der Vorwurf nicht ganz unverdient! Die Pfaffenwirthschaft, unter der wir solange geschmachtet oder, was noch schlimmer war, solange mit stiller Genügsamkeit gefaulenzt hatten, war freilich nicht geeignet gewesen, viel deutsches Vaterlandsgefühl in uns zu erwecken, auch hatte das französische Kaiserreich bei aller Strenge seines militärischen Despotismus uns doch hier und da einen Vorgeschmack politischer Freiheit und Gleichheit gegeben, von dem wir uns nur ungern wieder entwöhnten, und obenein trat das Preußenthum uns so barsch, so parademäßig eingeschnürt und dabei mit solchem Uebergewicht büreaukratischer Allwissenheit entgegen, daß wol hier und da aus mancher ehrlichen rheinländischen Brust mancher stille Seufzer nach den verloren gegangenen Fleischtöpfen Aegyptens emporsteigen mochte. Da erschien es nun höchst gerathen, uns gerade den „deutschesten Mann“ gleichsam als Wächter unserer Deutschheit einzusetzen; er, der so kräftig dafür gestritten, daß auch das linke Ufer unsers schönen Stroms zu Deutschland gehöre, konnte er seinen Platz damals besser einnehmen als auf eben diesem Ufer, das zwar mit dem Schwert erkämpft war, das aber

dem deutschen Geist und dem deutschen Nationalgefühl noch erst wieder zu erobern blieb?! Leider, wie jedermann weiß, zerstörte die damalige preußische Staatskunst in kürzester Zeit mit eigenen Händen wieder, was sie selbst soeben erst ins Werk gesetzt oder doch vorbereitet hatte. Nur der Geist, der freie, fessellose, konnte die junge Eroberung sichern und befestigen: aber eben diesen Geist schlug man in Ketten, die unselige Zeit der Demagogenverfolgungen begann und Ernst Moritz Arndt, dies treueste, biederste Herz, das jemals geschlagen, ein Mann, so ohne Falsch und aller Geheimbündelei so abgewendet, wie es nur je einen gegeben, zählte zu ihren ersten und namhaftesten Opfern. Jedermann weiß jetzt aus den Documenten und Berichten, welche Arndt selbst in einer viel spätern Zeit veröffentlichte, wie ungerecht jener Verdacht und wie unbegründet, ja wie läppisch die Anklagen, die damals gegen ihn erhoben wurden. Und dennoch genügten sie, der kaum begonnenen Lehrthätigkeit Arndt's an unserer rheinländischen Hochschule ein Ziel zu setzen; sie genügten, dem edeln und beredten Munde, der in den Zeiten blutiger Gefahr so viel herrliche Lieder gesungen und so viel edelste Worte der Ermunterung zu unserm Volke gesprochen, ein fast zwanzigjähriges Stillschweigen aufzuerlegen....

Aber eins freilich vermochten diese Maßregeln bei alledem nicht: sie waren nicht im Stande, das Band der Achtung zu zerreißen, welches unsere Bevölkerung von Jahr zu Jahr mehr an Arndt's Persönlichkeit fesselte, noch konnten sie den Einfluß hemmen, den stillen, kaum merklichen und dennoch unwiderstehlichen, den Arndt durch sein kerndeutsches Wesen und Gebaren auf die Stimmung unserer Provinz ausübte. Und das ist nun der schöne und freudige Wechsel, auf den ich oben hindeutete. Jene deutsche Gesinnung, mit welcher Arndt vor vierzig Jahren bei uns fast allein stand, ist seitdem die allgemeine, mit Stolz und Freude eingestandene, in guter und böser Zeit mannhaft bewährte Gesinnung unserer gesammten Provinz geworden; der französischen Sympathien, die uns wol früher verlockten, haben wir uns entäußert bis auf den letzten Blutstropfen; jene heiße Liebe zum Vaterland, jene felsenfeste, durch nichts zu erschütternde Ueberzeugung, daß wir nur in und mit Deutschland glücklich werden können, welche die Brust des jungen wie des alten Arndt erfüllte und die noch seine greisen Schläfe mit einem Hauch jugendlicher Begeisterung verklärte, ist auch dem lebenden Geschlecht unserer Provinz in Mark und Bein gedrungen, und wenn der „deutscheste Mann" uns früher gleichsam zum Wächter eingesetzt war, so dürfen wir jetzt mit gerechtem Selbstgefühl behaupten, daß wir die nicht unwürdigen Mitbürger dieses „deutschesten Mannes" gewesen sind. Aus der Quelle dieses Bewußtseins stammt auch die allgemeine und innige Verehrung, deren „Vater Arndt", wie er bei uns, wie er in ganz Deutschland genannt ward, nicht blos in seiner nächsten persönlichen Umgebung, sondern auch im gesammten Rheinland genoß. Bekanntlich war es eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm's IV., den vielgepriesenen Vorkämpfer deutscher Einheit und Volksthümlichkeit für die ungerechten Zurücksetzungen zu entschädigen, die er solange erfahren, und ihn einer öffentlichen Wirksamkeit zurückzugeben. Ich entsinne mich noch deutlich des Jubels, den dieser Schritt des kaum zur Herrschaft gelangten Königs damals bei uns erregte; es war eins der stärksten und mächtigsten Bande, das die Gemüther unsers Landes in Liebe und Ehrerbietung an den Erben einer Krone

knüpfte, die uns jetzt zum ersten mal in dem vollen ungetrübten Glanz königlicher Gnade und königlicher Gerechtigkeit erschien. Auch haben wir seitdem — es ist ein Lob, das viel weniger uns, als Arndt selber trifft und das daher ja auch wol ausgesprochen werden darf, ohne uns den Vorwurf der Eitelkeit zuzuziehen — keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die sich nur irgend darbot, dem verehrten Manne unsere Anhänglichkeit und Liebe an den Tag zu legen; war es uns auch nicht vergönnt, seinen Lebensmittag frei und wolkenhell zu machen, so haben wir doch wenigstens den späten Abend seines Lebens mit so viel Kränzen der Verehrung und der Dankbarkeit geschmückt, daß wir auch in dieser Hinsicht beruhigt und versöhnt auf das endlich abgelaufene Leben zurückblicken können.

Am lebhaftesten und deutlichsten zeigte diese allgemeine Verehrung sich, wetteifernd mit der Verehrung ganz Deutschlands, bei Gelegenheit seines neunzigjährigen Geburtstags; Köln, die Metropole unsers Rheinlands und sonst eben nicht freigebig mit dergleichen Huldigungen, ernannte ihn zu seinem Ehrenbürger, und auch übrigens haben wir uns redlich bemüht, nicht zurückzubleiben hinter dem Jubel und der Dankbarkeit, die ihm bei dieser Gelegenheit dargebracht ward, „so weit die deutsche Zunge reicht“. Nun haben sich diese Jubellieder in Lieder der Wehmuth und der Trauer verwandelt; nachdem wir mehr denn vierzig Jahre den Lebenden besessen, ist uns jetzt nur der wehmüthige Trost geblieben, dem treuen, echt deutschen Greise in dem treuen, echt deutschen Boden unsers Rheinlands die letzte Stätte bereitet zu haben. Und auch damit will der Dank und die Verehrung unserer Bevölkerung sich noch nicht zufrieden geben; kaum ist die letzte Scholle auf Arndt's Sarg hinabgerollt und schon spricht man sehr ernstlich davon, das Andenken des Dahingeschiedenen, das gewiß noch lange, lange in unsern Herzen leben wird, durch ein ehernes Standbild auch sichtbarlich unter uns zu erhalten. Dasselbe soll den liebenswürdigen jugendfrischen Greis darstellen, wie wir ihn solange unter uns wandeln sahen: einen einfachen deutschen Rock, die Kappe in der einen, den Stecken in der andern Hand, wie er mit Jünglingskraft über unsere Berge dahinzuwandern pflegte. Die Kosten zu dem Denkmal hofft man, wenigstens der Hauptsache nach, in unserer Provinz zusammenzubringen; was etwa fehlen sollte, wird das übrige Deutschland sich gewiß zur Ehre rechnen mit beizusteuern. Noch näher allerdings liegt eine andere Sorge: Arndt war gewöhnt, eine edle, echt deutsche Gastfreundschaft zu üben und so soll die Lage seiner Hinterbliebenen nichts weniger als sorgenfrei sein. Hoffentlich wird der Staat, der ja noch immer soviel an Arndt gutzumachen hat, sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen und dadurch der Mitwelt den peinigenden Anblick ersparen, daß für die Hinterbliebenen eines solchen Mannes erst das öffentliche Mitgefühl in Anspruch genommen werden muß.

Daß ich in einem solchen Moment nicht in der Stimmung bin, Ihre Leser mit weitern Neuigkeiten zu unterhalten, werden Sie begreifen. Doch will ich wenigstens Einzelnes, was unsere Bevölkerung theils im Lauf der letzten Monate beschäftigt hat, theils noch augenblicklich beschäftigt, mit flüchtiger Andeutung hervorheben. Unser Verkehrsleben hat im Lauf der jüngsten Zeit nach zwei Seiten hin Fortschritte gemacht, die nicht blos für uns, sondern für ganz Deutschland, ja für den Weltverkehr epochemachend sind: die stehende Rheinbrücke bei Köln ist dem öffentlichen Verkehr übergeben

worden, ebenso die Eisenbahn von Köln nach Mainz. Von beiden Ereignissen verspricht man sich einen außerordentlichen Aufschwung für Handel und Verkehr; nur unsere zahlreichen Dampfschiffahrtsgesellschaften, die bisher schon an der eigenen Nebenbuhlerschaft viel auszustehen hatten, sehen die Concurrenz, die ihnen durch die Köln-Mainzer Eisenbahn erwächst, nicht eben mit den freundlichsten Augen an. Und auch die kölner Brücke hat bekanntlich schon verschiedene concurrirende Projecte hervorgerufen; an der stehenden Brücke bei Kehl wird schon seit längerm gebaut und nun soll auch der Uebergang bei Mainz mit einer festen Brücke versehen werden. Natürlich kommt das alles schließlich nur dem Gesammtverkehr zugute und so kann das Publikum sich diese Art von Concurrenz schon gefallen lassen. Einen minder friedlichen Charakter trägt eine andere Nebenbuhlerschaft, die zwischen zwei bedeutenden Städten unserer Provinz zum Ausbruch gekommen ist: Köln sowol wie Aachen concurriren um die Ehre, die neuzubegründende Polytechnische Schule in ihren Mauern zu sehen, beide Städte haben deshalb bereits eigene Deputationen nach Berlin gesandt, von beiden sind die freigebigsten und glänzendsten Anerbietungen gemacht worden. Einstweilen schwankt die Wage noch, im ganzen jedoch scheint Köln die meiste Aussicht auf einen günstigen Erfolg zu haben, und alles wohl erwogen, dürfte dies Resultat auch den Interessen der Provinz sowie dem Gedeihen der neuzuerrichtenden Anstalt am besten entsprechen.

Was schließlich den allgemeinen politischen Horizont anbetrifft, so sieht die hiesige Bevölkerung in dieser Hinsicht nicht so düster, wie es wol im übrigen Deutschland geschieht. Der Glaube an die Erhaltung des Friedens, wenigstens für die nächste Zeit, ist bei uns ziemlich allgemein; namentlich glaubt man nicht, daß Frankreich, dem man hier doch so nahe ist und dessen innere Zustände hier vielleicht besser bekannt sind als anderwärts, zur Zeit irgendwelche feindselige Absichten gegen Preußen und Deutschland hegt. Dagegen werden die Verwickelungen, die sich bei dem Landtag in Berlin anzuspinnen drehen, besonders infolge des hartnäckigsten Widerstandes, den das Herrenhaus auch diesmal wieder allen noch so dringenden Reformversuchen entgegensetzen zu wollen scheint, auch bei uns mit ebenso viel Besorgniß wie Unwillen betrachtet. Doch ist dies ein Thema, über das wir hier nur immer aus zweiter Hand urtheilen können und in Betreff dessen ich daher Ihrem berliner Correspondenten nicht unnöthigerweise ins Handwerk fallen will.

Aus London.

Januar 1860.

V. Das neue Jahr ist für England unter freundlichern Aspecten eingezogen als das jüngst vergangene oder auch das vorletzte. Die Beziehungen mit Frankreich scheinen sich zu regeln, die Finanzen sind in leidlicher Ordnung, die Korn- und Baumwollenernte ist ausgezeichnet gewesen, eine Handelskrise steht nicht zu erwarten und auch die letzten bisher noch schwach unter der Asche fortglimmenden Funken der großen indischen Revolte scheinen erstickt zu sein. Besonders muß man sich Glück dazu wünschen, daß die Revolutionen des kriegerischen und bisher so widerspenstigen Volks von Audh, wie es scheint, durch einen entscheidenden politischen Schachzug zu Ende gebracht sind. Man hat den Talukdars oder den großen Grund-

besitzern der Provinz, deren Rechte auf ihre Ländereien meistentheils durch die Revolte verwirkt waren, ihre Güter von neuem unter sehr günstigen Bedingungen zum Lehen gegeben und ihnen und ihren Erben für alle Zeiten garantirt, vorausgesetzt, daß sie die Souveränetät der britischen Krone anerkennen und der Regierung einen Tribut zahlen. Es ist dasselbe System, welches bereits mit Vortheil in andern indischen Provinzen angewandt ist. Die englische Regierung büßt dadurch wahrscheinlich ziemlich bedeutende Revenüen ein, indem die Grundrente auf eine geringe Summe fixirt und vorauszusehen ist, daß der Werth der Ländereien sich im Laufe der Zeit bedeutend steigern muß, wenn mit der Rückkehr der Ruhe die Künste des Friedens in höherm Maße cultivirt werden als im gegenwärtigen Augenblick, und die Regierung wird somit von dem Wohlstande, welcher unter ihrer Verwaltung entsteht, keinen unmittelbaren Nutzen ziehen. Noch wichtiger als dies erscheint die Uebergabe der Macht an diese Talukdars, welche fortan auf ihren Besitzungen fast absolute Herren sein werden; sie stehen nicht in einem besonders guten Rufe und haben sich oft willkürlich, räuberisch und grausam gezeigt; haben die Ländereien der Bauern an sich gerissen und mit ihren Besitzungen verschmolzen; haben durch das Faustrecht gelebt und allen den Leidenschaften freies Spiel gelassen, welche durch eine solche Stellung nothwendigerweise hervorgerufen werden mußten. Auf der andern Seite bringt jedoch dieses System den bedeutenden Vortheil mit sich, daß die Talukdars jetzt das größte Interesse daran haben, die Herrschaft der Engländer aufrecht zu erhalten. Kein eingeborener König von Audh würde jemals das für sie thun, was jetzt die englische Regierung für sie gethan hat, und da die Erfahrung zeigt, daß das indische Volk nicht ohne seine lokalen Häuptlinge sich empört, so läßt sich schließen, daß die letzte Möglichkeit eines Aufstandes in der unruhigsten indischen Provinz erstickt ist. Außerdem hat die Regierung den Vortheil, daß, wenn Ruhe und Zufriedenheit im Lande herrschen, weniger Soldaten nöthig sind und daß, wenn die Einnahmen sich auch etwas verringert haben, dafür auch die Ausgaben in gleichem Verhältnisse abnehmen werden. Da es so schwer ist, Indien direct zu halten, muß man eben versuchen, es auf mittelbarem Wege zu thun. Es ist äußerst zweifelhaft, daß die Indier je eine besondere Zuneigung zu den Engländern fassen werden, und die beste Politik scheint daher zu sein, sie durch ihr eigenes Interesse an die britische Herrschaft zu fesseln.

Das Arrangement, welches man mit Audh getroffen hat, ist in der That so ziemlich die einzige lichte Stelle in der Civilverwaltung Indiens, welche sonst im Laufe der letzten Jahre fast aus einer continuirlichen Reihe von Fehlern und Wunderlichkeiten zusammengesetzt gewesen ist; was sich besonders frappant zu der Zeit zeigte, wo die Regierung des Landes aus den Händen der Ostindischen Compagnie in die der britischen Krone überging. Bekanntlich hatte die Compagnie das Recht, eine Armee von Seapoys und außerdem ein etwa 15000 Mann starkes Heer von Europäern zu halten. Diese Soldaten, welche man in England für den indischen Dienst rekrutirte, wurden als Truppen der Compagnie angesehen und hatten derselben Treue zu schwören. Als die letzte Indiabill im Unterhause passirte, wodurch die Compagnie als aufgehoben erklärt wurde und alles Land der britischen Krone verfiel, glaubte man, daß die europäischen Truppen der Compagnie ohne weiteres in den Dienst der Königin übertreten würden. Die

Soldaten aber sahen die Sache ganz anders an; sie behaupteten — und wie es dem unbefangenen Urtheil erscheint mit vollkommenem Recht — daß mit dem Aufhören der Regierung, welcher sie Treue geschworen hatten, auch ihre Verbindlichkeiten zu Ende wären, und verlangten von neuem angeworben zu werden, wenn sie in Indien bleiben sollten. Sie hatten nicht die Absicht, den Dienst zu verlassen, sahen aber eine gute Gelegenheit, welche sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollten, nämlich ein paar Tage Freiheit zu genießen und ein paar Pfund vom Werbeoffizier zu bekommen. Ob sie in ihrem Verlangen nach dem Buchstaben des Gesetzes recht hatten, ist nicht ausgemacht, und der Oberbefehlshaber Lord Clyde wollte, mit richtigem Takt, ihnen die Ungewißheit, welche über diesen Punkt existirte, zugute kommen lassen. Die Civilbehörden in Kalkutta aber entschieden anders und wollten nichts von den Wünschen der Soldaten wissen. Die Soldaten brachten dann drei Hochs auf „John Company" aus, grunzten bei dem Namen der Königin und blieben nur eben vor einer vollständigen Meuterei stehen. In der That, wenn Lord Clyde es nicht so gut verstanden hätte, die Leute in Ordnung zu halten, so hätten die schlimmsten Folgen daraus entstehen können. Die Regierung suchte nun mit den widerspenstigen Soldaten zu unterhandeln, that dies aber in so ungeschickter Weise, daß unmöglich etwas dabei herauskommen konnte; sie stellte ihnen nämlich frei, ob sie bleiben oder nach Hause gehen wollten. Natürlich zogen die Soldaten das letztere vor; wären sie geblieben, so hätten sie damit ihre Niederlage in dem Streite anerkannt, ihre Ansprüche aufgegeben und in einem Dienste ausgehalten, der ihnen unangenehm geworden sein mußte, da sie mit ihren Obern auf schlechtem Fuße standen. Auf der andern Seite hatten sie Freiheit vor sich, eine angenehme Seereise von drei Monaten, die Aussicht Altengland wiederzusehen und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, ein neues Werbegeld bei ihrer Ankunft in England, also alles, was sie ursprünglich gewollt hatten. So gingen sie denn fast alle nach Hause und 8—10000 Mann von den Truppen der Compagnie sind bereits an dem heimatlichen Ufer wieder gelandet; alle die Soldaten, welche man vor ganz kurzer Zeit angeworben, equipirt und mit ungeheuern Kosten nach Indien geschickt hatte, welche sich eben acclimatisirt und an den indischen Dienst gewöhnt hatten, gehen auf diese Weise verloren; man begann eben die Früchte von dem Gelde zu ernten, das man ausgegeben hatte, und nun muß man wieder von vorn anfangen. Sowie die Leute hier ankommen, fallen sie Werbeoffizieren in die Hände, welche sie schockweise in die Armee einreihen, und wahrscheinlich wird man sie gleich wieder nach Indien zurückschicken. Hätte man ihnen an Ort und Stelle ein paar Rupien gegeben, so konnte man sich sehr bedeutende Summen dadurch erspart haben; jetzt hat man sich nicht nur große Verlegenheiten bereitet, sondern auch eine Menge Geld unnütz verschleudert.

Einen ebenso unangenehmen Eindruck auf das Publikum machte auch die sogenannte Meuterei der Matrosen am Bord des Schiffes „Prinzeß Royal", obwol man das Vorgefallene kaum eine Meuterei nennen konnte. Eine Reihe von Taktlosigkeiten, welche sich die Behörden zu Schulden kommen ließen, veranlaßte Ruhestörungen unter den Matrosen, welche letztere in der That nicht Theerjacken, sondern Engel hätten sein müssen, wenn sie sich alles ruhig und gleichmüthig hätten gefallen lassen. Die Leute waren vier Jahre zur See gewesen, ihre Zeit war abgelaufen, das Schiff lag sicher

im Hafen, sie verlangten natürlich dringend nach einer so langen Abwesenheit zu ihren Freunden und Verwandten zurückzukehren oder sich doch wenigstens am Lande einen lustigen Tag zu machen, erhielten aber ihre Löhnung nicht. Wodurch die Verzögerung in der Abzahlung der Leute entstand, ist unklar. Es existirt aber eine Regel, daß die Leute das Schiff nie verlassen sollen, ehe sie ihre Löhnung erhalten haben, da, wenn sie mit leeren Händen ans Land kommen, sie sofort von Juden umschwärmt werden, welche ihnen gegen 50 Procent Zinsen Geld leihen, das sie dann sofort in Branntweinschenken und liederlichen Häusern durchbringen. Da die Matrosen nun sehr dringend wünschten, wenigstens für einen Tag Urlaub zu bekommen, supplicirte der Kapitän ihres Schiffes bei dem Hafenadmiral, um den Leuten diese Gunst zu verschaffen; der Admiral gab die Erlaubniß, aber nicht für alle, sondern nur für die Hälfte der Mannschaft. Als dies unter den Leuten bekannt wurde, beklagten sich die, welche zurückbleiben mußten, bitterlich darüber, riefen „alle oder keine" u. s. w. Kapitän Baillie ging bei diesem Stande der Dinge wieder zu dem Admiral und berichtete, daß die ganze Mannschaft sich in einem sehr aufgeregten Zustande befände; der Admiral verstand unter „ganzer Mannschaft" nicht die Leute, welche am Bord zurückbleiben sollten, sondern alle, auch die, welchen der Urlaub ertheilt war, obwol sich diese Leute durchaus nicht störrisch benommen hatten, sondern in der besten Stimmung in die Boote gingen, um ans Land zu kommen. Der Admiral hielt es daher bei dieser Lage der Dinge für nothwendig, „fest und entschlossen" zu sein, cassirte sofort den eben erst ertheilten Urlaub und ließ die eine Abtheilung von Matrosen, welche das Schiff bereits verlassen hatte, wieder an Bord zurückbringen. Natürlich wurden die Leute hierdurch aufs äußerste gereizt und machten Skandal auf dem Schiffe, der indessen weiter keine übeln Folgen hatte. Ein Kriegsgericht trat dann über sie zusammen und der alte Hafenadmiral gab dabei den Rath, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, um den in der britischen Marine aufsteigenden Geist der Insubordination im Keime zu ersticken! 108 Matrosen wurden daraufhin zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, wiewol nur etwa drei oder vier Rädelsführer unter ihnen gewesen sein mochten, welche man hätte bestrafen sollen. Dieses harte Urtheil erregte allgemeinen Unwillen, die Presse nahm sich der Sache an und es wurden daher den Leuten zwei Drittheile der Strafzeit erlassen. Wol selten ist eine Angelegenheit vorgekommen, wobei sich alle solche Blößen gegeben haben wie die ebenerwähnte. Daß die Matrosen unrecht hatten, indem sie ihren Offizieren Gehorsam verweigerten, liegt auf der Hand; daß das Kriegsgericht unrecht hatte, indem es eine allzu strenge Strafe über die Leute verhängte, ist ebenso klar; daß Kapitän Baillie unrecht hatte, sieht man daraus, daß er eine sehr strenge Zurechtweisung von der Admiralität erhielt. Aber auch die Admiralität war im Unrecht, weil sie die Matrosen übermäßig lange am Bord auf ihre Löhnung warten ließ; der alte Hafenadmiral Bowles that unrecht, indem er ohne Vorwissen der Admiralität die ganze Correspondenz veröffentlichte (er wurde deshalb genöthigt seine Resignation einzureichen), und endlich sind alle Admiräle unter und über 80 Jahre darin einig, daß das größte Unrecht die Zeitungen hatten, welche sich in eine Sache einmischten, die sie nicht anging, und sich herausnahmen, die Behörden zu tadeln und Nachlaß der Strafe für die meuterischen Matrosen zu verlangen.

Ruhestörungen, welche ernsthaftere Folgen hatten, obwol die Veranlassung dazu womöglich noch absurder war, kamen gleichfalls unlängst in dem Lager zu Aldershott vor, welches sonst bisher wegen der guten Aufführung der darin liegenden Garnison in vortrefflichem Rufe gestanden hat. Auch hier war Mangel an Takt bei den Behörden die wahre Ursache des Skandals. Die Soldaten liegen in Aldershott nämlich theilweise in Hütten, theilweise in Kasernen zusammen. Nun hatte man zwei verschiedene Regimenter in einer und derselben Kaserne untergebracht, was nie gute Politik ist; nämlich ein Linienregiment und eine Compagnie von der Miliz. Am Weihnachtstage erhielten beide Abtheilungen ein substantielles Mittagsessen und gingen späterhin in eine Branntweinschenke, wo sich bald ein Streit darüber erhob, welche das beste Essen gehabt hätten. Natürlich behaupteten beide Parteien, daß sie am besten gefahren wären, und die Discussion wurde nach und nach ziemlich erhitzt. Zwischen 7 und 8 Uhr abends, als die Truppen wieder in ihre Quartiere zurückkehrten, folgten die Regulären den Milizleuten in ihre Zimmer und setzten hier den Streit fort; von Worten kam man zu Schlägen, endlich liefen die Linientruppen in ihr Quartier zurück, luden ihre Büchsen und sandten eine volle Salve unter die Milizsoldaten. Inzwischen kamen die Offiziere herbei und stillten den Lärm, aber bereits waren vier Leute verwundet, von denen auch einer am folgenden Morgen starb. Offenbar müssen schon vorher allerlei Quengeleien unter den beiden Truppengattungen stattgefunden haben, und lag wol die Eifersucht, welche seit jeher zwischen der Linie und der Miliz existirt hat, der ganzen Sache zu Grunde; sonderbar ist nur, daß man die beiden heterogenen Elemente in Einer Kaserne unterbrachte und daß der Streit so bedeutende Dimensionen annehmen konnte, ohne daß sich die Offiziere ins Mittel legten. Wie unangenehm alle solche Vorfälle auch sind, so würde man sich doch gewiß sehr irren, wenn man sie als vollgültige Beweise eines in der britischen Armee und Marine allgemein im Aufsteigen begriffenen Geistes der Insubordination ansehen wollte, wie Admiral Bowles und andere altmodische Herren zu thun geneigt sind.

Das alte Jahr ist nicht geschieden, ohne noch einen der berühmtesten englischen Schriftsteller vorzeitig hinwegzuraffen: am Abend des 28. December starb Thomas Babington Macaulay, an den Folgen einer Herzkrankheit schnell und schmerzlos, in seinem 60. Lebensjahre. Sein Tod hat überall die größte Theilnahme erregt, obwol die Popularität des ausgezeichneten Historikers schon lange beträchtlich im Abnehmen begriffen gewesen war. Als im Jahre 1848, mitten unter der Aufregung, welche die pariser Revolution hervorrief, die ersten Bände seiner „Geschichte Englands" erschienen, nahm Macaulay die Herzen des Publikums mit Sturm ein, und mit dem größten Entzücken nahm man den Contrast zwischen dem pariser Pöbel und der „edeln englischen Revolution" wahr. Daß Macaulay viele Dinge falsch darstellte und sich von seinen stark ausgesprochenen Neigungen und Abneigungen nur allzu häufig zu Uebertreibungen und Unrichtigkeiten verleiten ließ, wurde erst später erkannt und diente dann allerdings dazu, seinen Ruhm zu verdunkeln; aber obwol er viele Feinde hatte, erkannten doch alle an, daß er der ausgezeichnetste englische Stilist des 19. Jahrhunderts war und eine Masse von Kenntnissen und einen gebietenden Genius besaß wie wenige Zeitgenossen. Seine Familie stammte aus den schottischen Hoch-

landen und gehörte zu den Presbyterianern, deren Einfluß sich noch in den frühern Arbeiten des Historikers durch eine eigenthümliche Phraseologie bemerklich macht. Sein Vater, ein Kaufmann, war in seiner Jugend in Jamaica gewesen und hatte sich dort durch die Scheußlichkeiten der Sklavenwirthschaft so angeekelt gefühlt, daß er von der Zeit an eifriger Abolitionist wurde. Unser Macaulay machte seine Studien an der Universität zu Cambridge, wo er sich sehr auszeichnete und für Gedichte und gelehrte Schriften mehrfach Preise erhielt. Im Jahre 1826 wurde er Advocat, verwandte aber seine Zeit hauptsächlich auf die Abfassung von Gedichten, Essays und Kritiken, welche er theils in der „Times", theils in der „Edinburgh Review" veröffentlichte, welche letztere damals in ihrer Blüte stand. Seine erste größere Abhandlung war über Milton, seine zweite über Machiavelli; beide erregten das größte Aufsehen und da Macaulay sich an die Whigs attachirte, verschaffte ihm der Chef dieser Partei, der Marquis of Lansdowne, im Jahre 1830 einen Sitz im Parlament. Macaulay sprach ausgezeichnet, konnte aber nicht gut debattiren; trotz seiner Kenntnisse und seines Redeflusses wagte er nie aus dem Stegreif zu sprechen und seine Stimme und sein Vortrag im allgemeinen waren nicht sehr besonders. Er stand immer ganz steif da, ohne sich zu rühren, mit einer Hand auf dem Rücken, und seine Reden waren mehr gesprochene Essays in rhetorischem Stile. In den ersten Jahren seiner parlamentarischen Laufbahn nahm er besonders an den Verhandlungen über die Reformbill und über Indien theil. Im Jahre 1834 ging er als Mitglied des hohen Raths nach Indien, wahrscheinlich hauptsächlich wegen des mit einer solchen Stelle verbundenen sehr bedeutenden Gehalts. Wenn er höher hinaus gewollt hätte, so würde er schwerlich einige seiner besten Jahre auf diese Weise weggeworfen haben; seine Freunde fühlten sich auch sehr in ihm getäuscht, da sie mehr Ehrgeiz bei ihm vermuthet hatten. Er selbst war sich wol schon darüber klar geworden, daß er mehr zum Historiker als zum Staatsmann paßte, da es ihm besser unter Büchern als in der Debatte im Unterhause oder am Grünen Tisch gefiel. In Indien war er Kronjurist und erhielt den Auftrag, ein neues Gesetzbuch für dieses Land zu fabriciren. Um die gewöhnlichen Verwaltungsgeschäfte brauchte er sich gar nicht zu kümmern, vier Assistenten halfen ihm bei seiner Arbeit und er brachte auch bald einen Strafcodex zu Stande, mit welchem er aber nicht besonders viel Ehre einlegte, indem derselbe zu theoretisch war und nicht in Gang gebracht werden konnte. Die in Indien ansässigen Engländer waren besonders über die Bestimmung erbittert, daß sie nur noch, wie die Hindus, von den lokalen Gerichtshöfen an die höchsten Provinzialhöfe, aber nicht mehr an die Obergerichte der Präsidentschaft appelliren sollten. Einen Vortheil hatte übrigens Macaulay von seinem Aufenthalte in Indien, nämlich daß er seine Essays über Clive und Warren Hastings mit einer Beherrschung des Materials und Lebhaftigkeit der Colorirung schreiben konnte, wie sie nur durch Studien an Ort und Stelle möglich gemacht waren. Im Jahre 1838 kehrte er nach England zurück, wurde 1839 Parlamentsmitglied für Edinburgh und noch in demselben Jahre Kriegsminister. Da aber die Whigs bald von Sir Robert Peel über den Haufen geworfen wurden, blieb er nicht lange im Cabinet. Er sprach jetzt im ganzen wenig und beleidigte durch die einzige größere Rede, welche er hielt und worin er sich zu Gunsten der Katholiken in Maynooth aussprach, seine

Wähler dermaßen, daß sie ihn im Jahre 1847 nicht wieder wählten. So konnte er sich denn mit mehr Muße an die Abfassung seiner „Geschichte Englands“ machen, wovon die beiden ersten Bände 1848, der dritte und vierte 1855 erschienen. Im Jahre 1852 bereuten seine Wähler in Edinburgh, ihren frühern Repräsentanten so schlecht behandelt zu haben und sandten ihn wieder ins Unterhaus, ohne daß er sich um ihre Stimmen beworben hatte und ohne ihm einen Pfennig Kosten zu verursachen. Er saß dann eine Zeit lang im Parlament, war aber durch eine Herzkrankheit, welche sich auszubilden anfing, verhindert öffentlich zu reden. Im Jahre 1857 wurde er zum Peer von England gemacht, hielt sich aber im Oberhause noch mehr zurück als früher im Hause der Gemeinen. Die Arbeit für sein großes historisches Werk war ihm so unter den Händen gewachsen, daß er es selbst lange aufgegeben hatte, seinem ursprünglichen Plane getreu die „Geschichte Englands“ bis auf die gegenwärtige Zeit fortzuführen, jedoch hoffte man binnen kurzem zwei neue Bände zu erhalten, als der Autor hinweggerafft wurde und sein Werk als ein glänzendes Fragment zurückließ. Macaulay's Freunde behaupteten, daß man sich in der That keine Vorstellung von der Großartigkeit des menschlichen Gedächtnisses und der Fruchtbarkeit des menschlichen Geistes machen könne, wenn man Macaulay nicht persönlich gekannt hätte, und in dieser sowie in manchen andern Beziehungen möchte er unserm Humboldt zu vergleichen sein. Er suchte nie, wie beschränkte Geister zu thun pflegen, die Conversation auf die ihm geläufigen Gegenstände zu lenken, sondern war beständig schlagfertig für Discussionen jeglicher Art. Er behielt, wie Leibnitz, alles, was er je gelesen und gehört hatte, und verstand das, was er behalten hatte, mit unvergleichlicher Kraft und Geistesgegenwart anzuwenden. Seine Leiche ist in dem Mausoleum der englischen Nation, der Westminsterabtei, beigesetzt worden und zwar in der sogenannten „Dichter-Ecke“ oder dem südlichen Transept der Abtei, zu Füßen der Statue Addison's, nahe am Grabe von May, dem Historiker des Langen Parlaments, und an den Ruhestätten von Johnson, Garrick und Sheridan.

Notizen.

Hermann Hettner in Dresden hat den zweiten Theil seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Braunschweig, Vieweg) veröffentlicht. Derselbe behandelt die französische Literatur des genannten Zeitraums; ein dritter und letzter Theil, die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts umfassend, soll möglichst bald nachfolgen. Julius Rodenberg, dessen „Alltagsleben in London“ (Berlin, Springer) sowol bei der Kritik wie beim Publikum allgemeine Anerkennung findet, arbeitet an einem größern Werk über Irland. Eine kleinere Schrift von ihm, „Verschollene Inseln“ betitelt, soll im Laufe des Sommers erscheinen; dieselbe verfolgt in einer Reihe ethnographischer und culturgeschichtlicher Schilderungen den Weg, welchen vor alten Zeiten die Angelsachsen bei ihrer Einwanderung nach England nahmen. Auch mit einer Sammlung der schönsten Märchen und Volkslieder Irlands nebst Studien zur irischen Feenlehre und Nationalpoesie ist der Verfasser beschäftigt.

Anzeigen.

Soeben erschien in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in Berlin:

Jahrbuch für romanische und englische Literatur unter besonderer Mitwirkung von Ferd. Wolf herausgegeben von Dr. Adolf Ebert, Professor an der Universität Marburg. Band II, Heft 2. Preis für den Jahrgang von vier Heften 3 Thlr.

Inhalt: Zur Geschichte der romantischen Poesie, von Felix Liebrecht; Virués' Leben und Werke von Freiherrn von Münch-Bellinghausen; Der erste historische Roman im spanischen Süd-Amerika, von Ferd. Wolf; Das Neueste zur Ossian-Frage, von Dr. Heller; ferner kritische Anzeigen von A. Wolf, A. v. Keller, Holland und Talbot.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Hermann Hettner.**

In drei Theilen. Erster Theil: Die englische Literatur von 1660—1770. Zweiter Theil: Die französische Literatur im 18. Jahrhundert.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis à Theil 2 Thlr. 20 Sgr., in engl. Calico-Einband 3 Thlr.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Führer für Reisende auf der Eisenbahn
von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.
Mit einer Specialkarte der Umgegend von Frankfurt a. M.

Preis 5 Sgr.

Zucker-Rüben-Samen.

Heinrich Mette,

Zucker-Rüben-Samen-Cultivateur in **Quedlinburg** unweit Magdeburg,
offerirt Samen der echten veredelten Zucker-Rübe, der anerkannt zuckerreichsten und vorzüglichsten zur Zuckerfabrikation, 1859er Ernte, unter vollster Garantie für Echtheit und Keimfähigkeit bei **billigster** Preisnotirung.

Samen-Offerte.

Mein diesem Blatte beiliegendes Preis-Verzeichniss empfehle ich zur gef. Beachtung und bitte unter Zusicherung prompter und reeller Bedienung ergebenst, werthe Aufträge auf meine **Gemüse-, Oekonomie-, Gras-, Holz-** und **Blumen-Sämereien** u. s. w. mir gefälligst per Post zugehen zu lassen.

Heinrich Mette,
Samen-Cultivateur en gros in **Quedlinburg**
im Königreich Preussen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 7. 17. Februar 1860.

Stapel und Börse.

Von

Johannes Falke.

Unsere Gegenwart hat den Handelsverkehr zu einem Umfang und einer Vielseitigkeit, zu einer Sicherheit und Regelmäßigkeit ausgebildet, wie keine Zeit, auch die glänzendste nicht, ihn vorher erlebt hat. Durch das ganze Europa, das bildungsarme Rußland und die bildungsunfähige Türkei ausgenommen, fließt derselbe ununterbrochen und ungehindert in Kanälen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt und es ist fast kein Dorf noch Einöde, außer sie liege im unzugänglichsten Hochgebirge, wohin nicht zu bestimmter Stunde wöchentlich wenigstens einmal, wenn auch nur in winzigster Abzweigung, die Strömung des Verkehrs treffe. Ein in erschöpfender Vielseitigkeit das ganze Europa überspinnendes Straßennetz, dem die Eisenbahn, diese glücklich vollzogene Einigung von Straße und Fuhrwerk, von bewegender Kraft und umfassender Tragfähigkeit, sich zugesellt hat; ein Postwesen, das mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks über feindliche und freundliche Länder hinweg alle Gruppen und Schichten der Gesellschaft verbindet; ein Telegraphensystem, das als die wunderbarste Vollendung dieses Postwesens den Gedanken fast mit Gedankenschnelle über Hunderte von Meilen den Entferntesten mittheilt; dazu endlich eine Schiffahrt, die mit Steuerkunst

und Dampfkraft Strom und Meer zwingt, daß sie den Forderungen menschlicher Cultur gehorchend sich auch an Tag und Stunde gewöhnen und fast mit derselben Regelmäßigkeit, wie der unbewegliche Schienenstrang die Locomotive, so das Dampfschiff zur heimatlichen Hafenmauer tragen — dieses sind die größten und hauptsächlichsten Mittel, wodurch unsere Gegenwart den Völkerverkehr über die ganze Erde zu einem Kunstwerke umgestaltet hat, wie noch keins da war. Wir leben in dieser Gegenwart, wir lassen uns fröhlich und wohlgemuth von ihr tragen, wir benutzen mit emsiger Geschäftigkeit jedes Mittel, das sie in steigender Ausbildung uns bietet, und fragen kaum noch, wie doch unsere Vorväter in denselben Geschäften arbeiten und reich werden konnten ohne alle diese Mittel, deren Entbehrung uns schon gänzlich undenkbar scheint. Vergegenwärtigen wir uns denn hier durch wenige kurze Züge, unter welchen unendlichen Schwierigkeiten, mit welchem unglaublichen Zeitverlust, aber auch mit welcher Ausdauer und Willenskraft frühere Jahrhunderte arbeiteten.

Die größte Schwierigkeit für den mittelalterlichen Handelsverkehr lag in der Mangelhaftigkeit des Straßenbaues und des Straßenwesens, welche jede Güterbewegung zu einer Langsamkeit und Unsicherheit verdammte, gegen die unsere „Bummelzüge" mit der Schnelligkeit des Windes dahinfahren. Die besten Straßen waren bis ins 15. Jahrhundert noch die, welche aus der Römerzeit her erhalten waren und hauptsächlich am Rhein, zwischen Rhein und Donau im obern Deutschland die Grundlage des Verkehrs bildeten. Aber wie ganz andere und wie viele Verkehrsorte hatten sich seitdem in Deutschland von der Zeit der Völkerwanderung bis zur Reformationszeit gebildet! Die Weser und die Elbe, die Oder und die Weichsel, die ganze Nord- und Ostseeküste bis weit über die Memel hinauf waren erfüllt mit deutschen Städten, die alle miteinander im lebhaftesten Verkehre standen und alle doch nur Straßen der schlechtesten Art benutzten. Sie entstanden, diese sogenannten Straßen, wie Zufall und Nothwendigkeit geboten. Die Frachtzüge suchten ihren Weg so gut es ging, durch den Sand, durch die Niederung und die Furten der Bäche, um die Wälder herum, und nur in Gebirgsgegenden und Sümpfen übte die Straßenbaukunst ihre ersten rohen Fertigkeiten, dort durch Aufführung von Dämmen und schwankenden Baumbrücken, hier durch das Aneinanderlegen von Holzprügeln, wodurch jene Knüppeldämme entstanden, die immer noch in den norddeutschen Marschgegenden den Fahrenden die Anzahl ihrer Pflasterprügel durch ebenso viele unsanfte Stöße vorzählen. Wurden die Löcher in den Straßen endlich gar zu tief, so füllte man sie wol mit großen und kleinen Steinen und Sand aus, oder wollte man kunstreicher bessern, so warf man mit Sand gefüllte Faschinen aus Weiden-

ruthen hinein und glaubte dann für Jahrzehnde genug für die Aufbesserung der Verkehrswege gethan zu haben. Wo einmal eine „Kunststraße“ entstand, wie um 1309 der Kuntersweg über den Arlberg, da wurde er wie ein Weltwunder gepriesen und angestaunt. Die Kaiser hatten nur Interesse für die großen Heer- und Kaiserstraßen, auf denen sie im Krieg und Frieden das Reich durchzogen, und diese waren zum großen Theil jene alten Römerstraßen. Die Landesherrlichkeiten, denen Grund und Boden zustanden, dachten mehr daran, die Straße auszubeuten als auszubauen. Gerade aus der größten Mangelhaftigkeit der Straße zogen sie den größten Vortheil, sodaß die Löcher, welche den Handelsmann zur Verzweiflung brachten, für sie oft Goldgruben wurden.

Aus der ältesten Zeit nämlich, aus der Zeit der Römerherrschaft hatte sich das seltsame Recht herübergeschleppt, nach welchem der Grundherr an jedes Fahrzeug Anspruch machte, das auf einem Flusse das Ufer oder den Grund, auf der Straße den Straßenkörper, wenn von einem solchen die Rede sein kann, berührte. Ursprünglich war nur ein Schadenersatz für etwaige Beschädigung gemeint, später aber legte man das Recht so aus, daß jedes Schiff, das im Wasser strandete oder den Ufersand außer an den bestimmten Landungsplätzen anlief, daß jeder Wagen, der mit der Achse den Grund der Straße berührte, dem Grundherrn mit ganzer Ladung verfallen war, sodaß der unglückliche Frachtführer oder der noch unglücklichere Schiffer selbst in höchster Lebensgefahr statt menschenfreundlicher Hülfe nur unnachsichtige Beraubung zu gewärtigen hatte. Dieses Recht — was hat man nicht alles schon Recht genannt? — hieß auf dem Lande und dem Flusse die Grundruhr, zur See das Strandrecht, und bildete sich im 12., 13. und 14. Jahrhunderte über das ganze heilige Römische Reich, über sämmtliche Küstenländer der Nord- und Ostsee in einer Folgerichtigkeit und Allgemeinheit aus, die nur zu sehr beweisen, daß das Recht nichts war als der Ausdruck einer überall gleichen menschlichen Habsucht. Die Kaiser erließen dagegen zahllose, aber leider ebenso fruchtlose Verbote und nannten es offen ein der Menschen unwürdiges Raubsystem, das gerade da zur Anwendung komme, wo jeder mit aufopferungsvoller Hülfe bereit sein müsse. Dennoch finden wir noch im spätesten Mittelalter, in den gebildetsten Gegenden von Deutschland dergleichen Fälle. So nahm ein Graf von Aschau im 15. Jahrhundert ein regensburger Schiff mit der Ladung weg, weil ein Fäßchen von demselben in die Donau an einer Stelle gefallen war, wo dieser Strom den Grundbesitz jenes Grafen bespülte. Nur durch Verträge mit fremden und einheimischen Fürsten konnte der deutsche Handelsstand seine Schiffe und Frachtwagen gegen diesen unter dem Schein des Rechtes geübten Raub

sichern. Ein solcher zwischen der Hansa und der Königin Elisabeth von England festgestellter Vertrag bestimmte, daß ein an der englischen Küste gestrandetes Schiff der deutschen Kaufleute vom Strandrecht frei sein sollte, solange noch ein lebendes Wesen, sei es Hahn, Hund oder Maus, am Bord bleibe.

Ebenso eng verschwistert der schlechten Beschaffenheit der Straße war das Zollrecht. Gleichfalls aus der Zeit der Römerherrschaft herübergenommen, wurde dies Recht ursprünglich nur dem verliehen, der eine Gegenleistung übernommen hatte, der einen neuen Weg angelegt, einen alten gebessert, eine Brücke geschlagen hatte oder das Fahrwasser und die Landungsplätze in Stand hielt. Das Recht blieb und schuf zahllose Zollstätten, die Pflicht hörte auf oder wurde vergessen, sodaß, je schlechter und unsicherer die Straßen wurden, um so zahlreicher sich längs derselben Zollstätte an Zollstätte reihte. Bald erhob jeder, dessen Besitz von einer Straße durchschnitten wurde, Zölle an der Einmündung und Ausmündung derselben und innerhalb des Besitzes, wo es ihm vortheilhaft erschien. Fälle, daß Brückengeld erhoben wurde, wo seit Menschengedenken keine Brücke mehr stand oder die ältesten Leute sich keines Baches mehr zu erinnern wußten, waren nicht selten. Von Augsburg bis nach Antwerpen zählte man um die Mitte des 16. Jahrhunderts 60 Zölle und zu diesen sind, setzt der Bericht der oberdeutschen Städte hinzu, in jüngster Zeit eine Menge neuer hinzugekommen. Als Albrecht Dürer seine Reise von Nürnberg nach Antwerpen machte und einen Vorrath seiner Kupferstiche mitnahm, traf er von Bamberg mainabwärts bis Frankfurt 26 Zollstätten und schützte sich gegen die Zollerhebung nur durch Freibriefe des Bischofs von Bamberg, die freilich nicht einmal überall anerkannt wurden. Nehmen wir an, daß im Durchschnitt die Zollerhebung für werthvollere Waaren 1 Procent, also 1 Gulden von 100 Gulden — der sogenannte Hundertguldenzoll — betrug, so mußte diese Waare durch einen Transport vom Fuße der Alpen bis Antwerpen oder umgekehrt allein schon durch den Zoll auf das Doppelte des Preises gesteigert werden. Nach allen Richtungen hin war Deutschland mit einer wahren Unzahl solcher Zollstätten übersäet, die wir jetzt gottlob! nur noch im patriarchalischen Mecklenburg und leider auch am Rhein und an der Elbe finden. Die Städte, deren jede an diesem Zollrechte theilzunehmen nicht versäumte, suchten sich von der wechselseitigen Zollerhebung durch Verträge untereinander loszukaufen, die jährlich durch feierliche und förmliche Uebergabe symbolischer Geschenke, eines Degens, eines rechten Handschuhs, eines Bechers voll Pfeffer oder eines neuen Guldenstücks unter Pauken- und Trompetenschall erneuert wurden. Solche Verträge hatte bedeutendere Städte nach allen Richtungen ihres

Handels in großer Menge, Nürnberg z. B. im 15. Jahrhundert gleichzeitig deren über siebzig.

Mit der Grundruhr und dem Zollrechte waren aber die Plagen des „die Straße bauenden" Kaufmanns noch lange nicht zu Ende. Die schlimmste blieb die Wegelagerung, der offene Straßenraub, der das ganze Mittelalter hindurch, auf den lebhaftesten Straßen am meisten, von Burgen und von Felsen herab, im Wald und auf offenem Felde, mit Hinterlist und offener Gewalt geübt wurde und gleichfalls oft genug den Anspruch machte, als ein Recht, als das Fehderecht des freien Adels, angesehen zu werden. Wenn wir Müllner's „Annalen der Reichsstadt Nürnberg" durchgehen, so finden wir solche Fälle des Straßenraubes wahrlich in erschreckender Menge, und es ist wol kein edler Mann der benachbarten Thäler und Gebirge, der nicht in einem solchen Heldenstückchen mehr Gewinn als Ruhm gesucht hätte. Sprachen doch vielgepriesene und besungene Ritter wie Götz von Berlichingen mit seltsamer Offenheit von diesem unedeln Handwerk und rühmten sich der Fußtritte, mit denen sie Kaufleute entlassen hatten, welche schon zum dritten male auf der Landstraße in ihre Hände gefallen waren. Dagegen freilich half nur Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in kräftigem, lustigem Kriegszug in der Umgebung die Raubnester zu zerbrechen und die Straßen von den Taschenklopfern, Buschkleppern und Stegreifrittern, wie der Volkswitz sie nannte, zu befreien. So geschah von Nürnberg zu diesem Zweck mancher Auszug, so säuberte Lübeck im Bund mit Hamburg die benachbarten Gegenden von Holstein, Lauenburg und Mecklenburg so glücklich und gründlich, daß ihre Straßen auf immer Ruhe hatten vor den Wegelagerungen, eine große Anzahl der benachbarten Adelichen sich dabei die „hänfene Halskrause" verdiente und die von den zornigen Bürgern zerbrochenen Burgen seitdem als Ruinen liegen blieben.

Mit diesem Straßenraub in enger Verbindung stand wieder das Geleitsrecht. Das ganze Mittelalter kannte kaum bis zu Ausgang des 15. Jahrhunderts die ersten Anfänge einer Landpolizei, höchstens in den Gebieten bedeutenderer Fürsten, wie in Brandenburg, Oesterreich, Sachsen, und da auch noch im 16. Jahrhundert in höchst mangelhafter Weise. Wer reisen wollte, mußte sich selbst mit eigener Waffe schützen, weshalb die städtischen Waarenzüge stets karavanenweise auf den größern Straßen, namentlich zwischen Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Leipzig zur Zeit der Messe zogen. Die Frachtfuhrleute der einzelnen Kaufleute, von diesen oder ihren bewaffneten Factoren und Dienern gewöhnlich zu Roß begleitet, bildeten dann auf der Landstraße eine lange Kette und wenn die Nacht sie überraschte, ohne daß ein sicheres Nachtquartier erreicht war, so führte man nach Sonnenuntergang die sämmtlichen

Fuhrwerke in das nächste Feld und stellte sie hier zu einer Wagenburg zusammen; in der Mitte lagerten die Menschen und die Rosse und außen machten abwechselnde Wachen die Runde, während jeder einzelne Wagen wieder von einem Hund, den wir im Mittelalter überall als einen treuen, unzertrennlichen Begleiter des Handels finden, bewacht wurde. Eine solche wohlbewachte und bemannte Wagenburg, oft aus zwanzig und mehr Frachtwagen und ihrer Begleitung bestehend, konnte nicht leicht auch von einer bedeutendern berittenen Räuberschar angegriffen werden und wir finden darum noch bis ins 18. Jahrhundert bei den Fuhrleuten diese Gewohnheit. Die polizeiliche Sicherheit während der Reise sollte zwar jenes Geleitsrecht geben, das dem Landesherrn die Pflicht auferlegte, gegen eine mäßige Abgabe die Waarenzüge durch sein Gebiet mit bewaffneter Macht zu geleiten und im Falle einer Beraubung den Verlust selbst zu vergüten. Aber auch dieses Geleitsrecht, diese Pflicht, für die öffentliche Sicherheit im eigenen Lande gutstehen zu müssen, wurde bald schmählich misbraucht. Es wurde wie die übrigen Rechte nur eine Gelegenheit, Abgaben von der Waarenbewegung zu erheben, ohne daß dabei an genügende Sicherung gedacht wurde. In den Umgebungen von Nürnberg nach dem Fichtelgebirge, auf Bamberg und Würzburg hatten die brandenburgischen Markgrafen das Geleite und sie behaupteten dasselbe durch alle Zeiten mit der größten Hartnäckigkeit; dennoch waren die nürnberger Waarenzüge nirgends mehr als gerade in diesen Gegenden räuberischen Anfällen ausgesetzt. Nicht selten war es der Geleitsherr selbst, der im Raube voranging, sodaß die Kaufleute zuletzt vom Geleitsrecht nichts mehr wissen wollten und gern noch mehr bezahlten, wenn sie ohne Geleite sich selbst beschützen durften.

Diesen Rechten, welche auf der Landstraße zu ebenso vielen Schwierigkeiten und Hemmnissen der Handelsbewegung erwuchsen, gesellte sich noch ein weiteres Recht hinzu, das, mit dem Marktplatze verbunden, ausschließlich von den Städten beansprucht und geübt wurde und vor allem dem Handel des Mittelalters den Charakter der Langsamkeit und Schwerfälligkeit, des Gebundenseins in jeder Beziehung aufprägte. Ueberall, wo ein bedeutender Handelsplatz erblüht war, da wo die Landstraße in eine Flußstraße überging, oder wo verschiedene Straßen sich durchschnitten und zur Herausbildung eines Knotenpunkts für den Verkehr Gelegenheit gaben, hatte sich das Stapelrecht heimisch gemacht und gebot den Waarenströmungen ein „Bis hierher und nicht weiter!“ Ursprünglich verlangte dasselbe nur, daß die herbeiziehenden Waaren „umgeschlagen“ werden mußten, daß sie also aus den Fuhrwerken, die sie herbeigeschafft hatten, in die Fuhrwerke überladen wurden, welche sie von dieser Stadt bis zur nächsten fortschaffen sollten. In den Fluß-

städten bildeten sich dadurch bald die erblichen Schiffergilden, die unerbittlich beanspruchten, daß fremde Schiffer nur bis zu ihrer Stadt fremde Waaren führten und jede Weiterführung allein durch sie geschehe. Am Rhein waren Köln, Mainz, Worms und Speier, am Main Frankfurt und Würzburg, an der Elbe Magdeburg und Hamburg, an der Weser Minden und Bremen, an der Oder Frankfurt und Stettin solche Stapelplätze mit erblichen Schiffergilden. Diese Gewohnheit bildete sich aber auch auf der Landstraße aus. Nürnberg ließ keine Waarenzüge durch, die nicht auf dem angewiesenen Stapelplatze auf nürnberger Frachtwagen überschlagen waren, und dasselbe beanspruchten im Süden Augsburg, im Westen Frankfurt, im Norden Leipzig. Zu dem Umschlagen der Waaren kam bald das Vorkaufsrecht der Bürger. Alle durchgeführten Waaren mußten in den Stapelgebäuden 6—8, oft 14 Tage lagern, damit die Bürger der Stadt nach Belieben für sich auswählen konnten, und dann erst durfte der nicht verkaufte Rest nach Bezahlung des Stapel- und Lagergeldes weiter geführt werden. Der Vortheil für die Stapelstadt bestand darin, daß ihre Bürger jederzeit am besten und billigsten die Waaren zu eigenem Gebrauch oder weiterm Kleinvertrieb auf dem Stapelplatze erstehen konnten, ohne selbst den schwierigen und kostspieligen Transport wagen zu müssen. Weit größer jedoch war der Nachtheil für den allgemeinen Handelsbetrieb: denn jede gerade Waarenbeziehung auf große Strecken war dadurch fast unmöglich oder doch äußerst erschwert. Bis von Antwerpen auf Augsburg alle jene Stapelzeiten, alles Aus- und Umladen überwunden war, konnten Monate verfließen und vieles von den zu beziehenden Waaren verdorben sein. Dadurch bildete sich als ein Kennzeichen des mittelalterlichen Handels heraus, daß selten und erst in den spätern Zeiten Waaren auf Bestellung, im Vertrauen auf vorgelegte Proben oder auf den guten Ruf der Waaren Anbietenden gekauft wurden; die Waaren mußten in ganzem Vorrathe zur Hand sein, sollten sie gekauft werden. Jede Waarenverführung geschah also auf eigene Gefahr von Stapel zu Stapel, von Messe zu Messe, bis der rechte Käufer gefunden war. Ein Gast, d. i. ein fremder Kaufmann in einer Stapelstadt durfte im besten Falle erst kaufen, wenn die Frist der gebotenen Lagerung verstrichen war, im schlimmsten und gewöhnlichsten Falle durften Gäste in fremder Stadt nur während der Messe, welche auf zwei oder drei Wochen in der Messe haltenden Stadt allein eine gewisse Art von Freihandel erlaubte, untereinander kaufen und verkaufen. Von Schiff zu Schiff zu handeln, war in Köln, Mainz, Wien und in andern Flußhandelsstädten jedem Fremden untersagt; die Waare mußte aus dem Schiff durch die städtischen bestellten Frachtführer auf den Stapel geführt und hier dem heimischen Bürger auf die bestimmte Zeit ausgestellt sein, dann erst konnte sie ver-

kauft oder unverkauft wieder auf ein anderes Schiff gebracht werden. Die größern Handelsstädte und -Häuser fanden später Gelegenheit, sich durch Verträge und Geld von diesem lästigen Rechte zu befreien, das den Großhandel verdammte, von Marktplatz zu Marktplatz, von Messe zu Messe fortzuschleichen. Ein anderes Hülfsmittel bot das Umfahren der Stapelplätze, das aber von diesen stets als Frevel verfolgt und angeklagt wurde. Als im Laufe des 16. Jahrhunderts Köln und Mainz hartnäckig alle Einrichtungen ihres dem Handel längst unangemessenen Stapels aufrecht erhielten, wurden die von Antwerpen und Amsterdam nach Oberdeutschland auf Nürnberg und Augsburg ziehenden Waaren unterhalb Köln auf Landfuhrwerke überschlagen, dann entweder oberhalb Köln wieder auf den Rhein gebracht, um unterhalb Mainz nochmals auf das Land und oberhalb Frankfurt auf den Main gebracht zu werden, oder sie gingen auf weiten Umwegen sogleich von Düsseldorf bis oberhalb Frankfurt, wodurch für diesen Zeitraum der Schiffsverkehr des Mittelrhein so weit herunterkam, daß die Schiffer oft monatelang auf Fracht vergeblich warteten.

Am schlimmsten, aber auch am vortheilhaftesten für die betreffende Stadt bildete sich dieses Stapelrecht in den Flußhandelsstädten aus, welche den Seeverkehr mit dem Flußverkehr vermittelten, und alle diese Städte, vor allen Bremen, Hamburg, Stettin und Danzig hatten deswegen mit den oberhalb liegenden Städten Minden, Magdeburg, Frankfurt a. O., Thorn jahrhundertlange Feindschaft und Streitigkeiten, welche zum Theil erst mit dem Anfang dieses Jahrhunderts ihr Ende gefunden haben. Die Seestädte verlangten nämlich und setzten es nöthigenfalls mit ihren Kriegsschiffen durch, daß kein oberländisches Schiff an sie vorbei in die See und kein von der Seeseite kommendes Schiff in den obern Fluß segeln durfte; sie allein wollten die Vermittelung des überseeischen Handels mit dem binnenländischen in Händen halten. Als die Holländer sich dem Deutschen Reiche entfremdeten, brauchten sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts dieselben Künste auf Kosten Deutschlands, sperrten den Schiffen der deutschen Rheinstädte und namentlich Kölns durch siebenfache Zölle die Rheinmündungen, gesellten dazu alle möglichen Plackereien, Geldabgaben und wochenlange Verzögerungen, sodaß es den deutschen Rheinschiffen bald ganz verleidet wurde, die offene Nordsee zu suchen, und Holland hier ein unbedingter Meister des deutschen Handels werden konnte.

Auch das offene freie Meer, das doch durch keine Fessel sich binden läßt, blieb vom Stapelrechte nicht verschont. Lübeck hatte sich in der Ostsee des Stapelrechts für die nordischen Waaren bemächtigt und hielt es unter den heftigsten Seekriegen bis ins 16. Jahrhundert aufrecht; Nowgorod war von der Hanse zum Stapel für den Handel nach Ruß-

land bestimmt. Im Westen war Brügge der durch das Stapelrecht geschützte Mittelpunkt des Handels zwischen dem Nordosten und Südwesten von Europa; die süd- und morgenländischen, die nordfranzösischen, die englischen, die deutschen und nordischen Waaren mußten hier Niederlagen halten, bis sie ihre Abnehmer gefunden hatten. Für England war in jener Zeit London, für Norwegen Bergen Stapelplatz. Die Einrichtung dieses Stapelrechts war durchaus eine deutsche und in diesen Meeren das Mittel, wodurch die deutsche Hanse ihre Handelsherrschaft, die im 16. Jahrhundert durch Holland und die Königin Elisabeth gebrochen wurde, aufrecht erhielt. Um dies anschaulich zu machen, wollen wir einen solchen Stapel, den hansischen Stapel zu Bergen, mit seinen höchst eigenthümlichen Verhältnissen etwas näher ins Auge fassen.

Die Hanse hatte ihre Handelsherrschaft auf Norwegen nach und nach so weit ausgedehnt, daß kein Außenhanse hierher segeln durfte außer auf Bergen und auch hier durften fremde Schiffe nur zu zwei oder drei und zwar am ungünstigsten Theile der Stadt anlegen. Jeder Handel nach und von Norwegen mußte über Bergen geschehen, der Fremde wie der Norweger mußte hierher die eigenen Erzeugnisse liefern und durfte nur hier seine Einkäufe von fremden Waaren machen und selbst das Schiff, das auf Island segeln wollte, hatte zuvor in Bergen Stapel zu halten. Dazu hatte die Hanse das Recht erworben, allein das Land mit Lebensmitteln und andern unentbehrlichen Bedürfnissen zu versorgen, hatte sich von allen Abgaben und bürgerlichen Leistungen frei gemacht, bezahlte für Einfuhr und Ausfuhr nur höchst geringen Zoll, hatte eigene Handwerker, Wein- und Bierschenken, Kirchen und Priester, eigenes Recht und eigene Behörden und bildete also eine durchaus unabhängige und herrschende Gemeinde in dieser Stadt. Bergen ist in Hufeisenform um einen Meerbusen gebaut und der beste Theil, der zugleich die bequemsten Landungsplätze bot, war nach und nach als Eigenthum in die Hände der Hanse übergegangen. Dieses für sich abgeschlossene Gebiet zerfiel in zwei Gemeinden, in die Marien- und die Martinsgemeinde und bestand aus 21 großen Höfen, deren jeder wieder für sich abgegrenzt, mit starkem Zaun- und Mauerwerk befestigt war und nach alter Sitte seinen besondern Namen trug, Lilie, Dornbusch, Mantel, Bremerhof 2c. Jeder Hof hatte auf das Meer hinaus eine Brücke, an welcher die größten Schiffe unmittelbar ihre Ladung löschen konnten, im Innern ringsherum lange hölzerne Gebäude, welche in den untern Räumen Waarenlager und Schau- und Verkaufsbuden, im obern Stockwerke die Stuben und Schlafkammern der Hofangehörigen enthielten und einen Saal, den sogenannten kleinen Schütting, welcher als Wohn- und Eßzimmer der einzelnen „Familien" oder Unterabtheilungen der sämmtlichen Bewohnerschaft des ganzen Hofes diente. Im sichersten und

hintersten Theile des Hofes enthielt ein festeres kleineres Gebäude in den untern Räumen wohlverwahrte Keller für die Baarschaften und die kostbarern Waaren, im obern Theile einen einzigen größern Saal, den großen Schütting, der im Sommer zum allgemeinen Versammlungssaal, im Winter zum Wohn- und Eßsaal für alle, mit besonderm Herde für jede einzelne Familie, diente. Jede Hofgemeinde bestand aus funfzehn oder mehr Familien, deren jede mit ihren sämmtlichen Mitgliedern eine Handelsgesellschaft oder auch eine ganze Stadt vertrat und deren Geschäfte besorgte. Die größern Städte hatten ganze Höfe, daher Namen wie Bremerhof. An der Spitze der Familie stand der älteste Factor als „Husbonde", Hauswirth, der eine unumschränkte Aufsicht über alle ihr angehörigen Kaufmanns- und andere Diener, Handwerker und Bootsleute hatte, für ihre Zucht und ihren Unterhalt verantwortlich war und die jüngern mit körperlicher, die ältern mit Geld- und Gefängnißstrafe belegen konnte. Der gesammte Hof stand unter dem Aldermann, der die gemeinsamen Angelegenheiten desselben mit sämmtlichen Hauswirthen im großen Schütting zu berathen und zu beschließen hatte. Ueber den ganzen Stapel oder das Komptor führte ein Ausschuß von 18 Aldermännern unter Verantwortlichkeit gegen den Hansetag zu Lübeck das unbedingteste Aufsichtsrecht und hielt die ganze Gemeinde, die aus 2000—3000 nur männlichen Mitgliedern bestand, unter den strengsten und zur Zeit der Blüte auch unnachsichtig gehandhabten Gesetzen. Niemand durfte unter irgendwelchem Vorwande ein weibliches Wesen auf den Hof bringen, niemand sich verheirathen weder auf dem Hofe noch in der Stadt, oder er verlor des Komptors oder der Hanse Gemeinschaft, niemand auch das Bürgerrecht der Stadt Bergen erwerben. Wer des Komptors Mitglied sein wollte, sollte ihm ganz und unbedingt angehören, wie der Mönch dem Kloster, dem ohnehin dies großartige Komptor nicht unähnlich war. Mit dem Anbruch der Nacht mußte jeder auf seinem Hofe sein und durfte ihn vor Sonnenaufgang nicht wieder verlassen; während der Nacht hüteten bewaffnete Wächter mit losgelassenen Hunden, die jeden anfielen, der sich noch erblicken ließ, die sorgfältig verschlossenen Räume. Die Zeit der Arbeit und der Ruhe, des Essens und der geselligen Zusammenkünfte — alles hatte Gesetz und strenge Ordnung. Erst nach einer Dienstzeit von zehn Jahren durften die Komptorangehörigen das Komptor wieder verlassen und da sie meistens in früher Jugend hierher kamen, so kehrten sie als vollendete, unter Entbehrung und harter Ordnung gereifte Männer in die Heimat zurück und gaben den hansischen Städten jene Bürger, welche wir als Handelsleute, als Staatsmänner, als Kriegshelden zu Land und See noch mit Neid bewundern.

Das innere Leben einer solchen Gemeinde, die aus mehreren

Tausenden der kräftigsten, von jedem Familienleben wenigstens auf eine Zeit lang losgerissenen Männern bestand und in stetem Kampf mit einem unwirthlichen Meere, mit einem unwillig, ob des verhängten Handelsjoches feindlich gesinnten Volke, inmitten eines rauhen winterlichen Gebirgslandes sich herausbildete, die Sitten dieser unter strengen Gesetzen und schwerer Arbeit zu Männern erwachsenen unverehelichten Komptorgenossen sind so bezeichnend für das deutsche Leben im Mittelalter, daß wir wenigstens einige ihrer sogenannten Spiele noch in der Kürze schildern müssen.

Das eine derselben, die freilich mehr Mishandlungen als Ergötzungen waren, hieß das Rauchspiel. An einem Morgen zogen die ältern Bewohner des Komptors, von zuschauenden und zujauchzenden Bürgern begleitet, in die Gassen der Stadt und sammelten dort allen möglichen Abfall, Haare, Abschnitzel von Wollenzeug, Leder, Horn und dergl., kurz alles was nur geeignet war, Rauch und Gestank zu verbreiten. Mit diesem kehrte der Zug in die Höfe zurück, von Masken, Narren und Fratzen aller Art umtanzt und umtobt, welche die Umstehenden neckten und pritschten, mit Koth warfen und sich werfen ließen. Im großen Schütting unmittelbar unter dem einzigen Fenster in der Decke, welches das Licht herein- und den Rauch hinauszulassen bestimmt war, wurde nun ein großes Feuer angefacht und die Lehrlinge nacheinander an einem Seile darüber emporgezogen, während jener Unrath körbevoll ins Feuer hineingeworfen wurde. Im dichten Qualme schwebend, zwischen Ersticken und Erbrechen, mußte der Gequälte eine Anzahl der wunderlichsten Fragen beantworten und wurde erst nach befriedigender Lösung heruntergelassen, um durch einen plötzlichen Ueberguß aus sechs Tonnen eiskalten Wassers wieder ins Leben zurückgerufen zu werden.

Ein anderes Spiel war des Komptors Frühlingsfeier und hieß das Staupenspiel. Am Vortage wurden die Lehrlinge auf einem geschmückten Schiffe in den nahen Wald geführt und kehrten am Abend mit Maienbüschen beladen und geschmückt in die Höfe zurück. Im großen Schütting wurde darauf von Wirthen und Gesellen ein „Paradies" gebaut, d. h. die eine Ecke des Saales wurde mit Teppichen verdeckt und mit Bildern und Wappenschildern geschmückt. Am andern Tage wurden Bäume mit Kronen aus Maienbüschen und buntem Zierath und Bänderwerk auf den Höfen emporgerichtet und ein feierlicher Auszug nach einem nahe gelegenen Garten unternommen. Die zwei jüngsten Hauswirthe, für die Dauer des Festes die „Rechenmeister" genannt, führten mit schwarzen Mänteln und langen Degen angethan und paarweise folgten die Lehrlinge und die ganze Gemeinde rechts und links wieder von pritschenden und possenreißenden Narren und Fratzen umtobt, die mit Ochsen- und Kuhschwänzen, mit Kalbsfellen und anderm

ungeheuerlichen Schmuck sich zum unendlichen Jubel des neugierigen Zuschauervolks herausgeputzt hatten. Nach einer allgemeinen Bewirthung im Garten kehrte die Gemeinde familienweise in die Einzelhöfe zurück. Im großen Schütting hielt nun der älteste Hauswirth des Hofes eine feierliche Anrede an die Lehrlinge, mahnte zu Ordnung und jeder Tugend, warnte vor Trink=, Spiel= und Rauflust und allem Ungeziemenden, und erklärte dieses Spiel als eine Läuterung der Jugend für ihre ganze Lebenszeit, doch könne freiwillig noch zurücktreten, wer sich für solche Läuterung zu schwach halte. Natürlich trat niemand zurück, sondern alle baten nur um gnädige „Bauern", d. i. Züchtiger. Einem gemeinsamen Mahle folgte jetzt ein Possenspiel, wie jene Zeit es liebte. Ein Herr und sein Diener in seltsamer Tracht traten auf, geriethen unter Possen und Albernheiten in Zank, ein Narr drängte sich dazwischen, angeblich um zu versöhnen, während in der That die Verwirrung durch seine tollen Späße nur schlimmer wurde, bis er schließlich als die vermeintliche Ursache des Zwistes hinter das Paradies geschleppt, über eine Bank gezerrt und mit den dazu bereiten neuen Ruthen gegeiselt wurde. Ihm nach wurden jetzt auch die Lehrlinge, übersatt vom reichlichen Mahle und Weingenuß, einzeln von den Narren unter allerlei Possen hinter das Paradies geführt und wie jener Narr von den „Bauern" bewirthet. Ein anderer Narr schlug unterdeß das Becken, ein dritter rührte die Trommel, um das Geschrei des Mishandelten zu übertönen. Nachdem die Feierlichkeit beendigt war, bat einer der Narren das Komptor, das schöne Fest nicht untergehen zu lassen, und das Ganze beschloß ein Abendschmaus, bei welchem die Lehrlinge wieder aufwarten mußten; wer sich vor Ermattung oder Schmerz setzte, wurde am andern Tage ins Meer getaucht.

Solchem mittelalterlichen Handelsbetriebe, der, an gesetzlich gebotene, oft mit Kriegsgewalt aufrecht erhaltene Stapelplätze gebunden, sich mühsam von Küste zu Küste, von Markt zu Markt fortbewegte, gab die Entdeckung des Seewegs nach Indien um das Vorgebirge der Guten Hoffnung und die dadurch angeregte außerordentliche Erweiterung der Schiffahrt, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts als vollendet erscheint, den Todesstoß. Zuerst waren es die Engländer und die Holländer, welche dem von der Hanse aufrecht erhaltenen Stapelrecht mit Erfolg widerstrebten. Die Portugiesen, die Entdecker des neuen Seewegs, hatten sich zunächst des asiatischen Handels ausschließlich bemächtigt, richteten alle Zufuhren von Colonialwaaren auf Lissabon und gestatteten erst von hier aus wieder eine weitere Verführung in den nördlichen Theil von Europa. Außer den Portugiesen nahmen höchstens noch die Spanier an der geraden Fahrt nach den Indien theil und wer sonst dorthin wollte, mußte sich der portugiesischen königlichen Flotte anschließen. Die

Verbindung des nördlichen Europa mit dem Süden und insbesondere mit Lissabon geschah jetzt statt in Brügge über Antwerpen, wo nun der Austausch zwischen den englischen, französischen, holländischen, nordischen und deutschen Waaren gegen die süd- und morgenländischen und untereinander stattfand, aber nicht mehr in der Art, daß nur thatsächlich Waare gegen Waare aus vorhandenem Vorrathe getauscht wurde, sondern die Handelshäuser anderer Länder und Städte stellten hier bevollmächtigte Diener auf, welche Einkauf und Verkauf betrieben, und sendeten oder bezogen dann auf die Anweisung derselben in unmittelbarer Fahrt die Waaren. Dadurch wurde Antwerpen der Mittelpunkt des nordeuropäischen Welthandels, ohne die ganze Masse der hin- und herziehenden Waaren auf seinem Stapel lagern zu sehen; diese gingen jetzt auf Bestellung von Lissabon nach London, Danzig, Lübeck, den Rhein und die Elbe hinauf, ohne nur den Hafen von Antwerpen berührt zu zu haben. Die Hanse allein suchte, doch erfolglos, zuerst den Stapel in Brügge, dann, nachdem sie ein prächtiges Komptorgebäude in Antwerpen aufgeführt hatte, hier aufrecht zu erhalten; mit dem Stapelrechte in diesen Meeren sollte jedoch bald auch die Hanse zu Grunde gehen. Durch jene Vereinfachung und Erweiterung des Welthandels nach allen großen Märkten der westlichen wie der nördlichen Staaten und des innern Deutschland erhielt Antwerpen auch als Wechselplatz für das ganze Europa eine Bedeutung, wie sie vorher keine Stadt gehabt hatte. Hier trafen sich die bedeutendsten Handelshäuser aller Länder in ihren Handelsverbindungen, hier geschahen also auch die meisten Zahlungsausgleichungen dieser Häuser, darum konnte man hier zuerst nach allen Richtungen Wechsel kaufen und in baares Geld verwandeln. Mit einer ersten großartigen Börsenthätigkeit, welche die gesammte Waarenbewegung ganzer Länder und Welttheile aus der Ferne beherrschte, begann also auch in Antwerpen zuerst die vollkommnere Ausbildung des Wechselwesens als des Austausches von Zahlungsanweisungen. Der ältere Stapelhandel dagegen kannte nur eine höchst mangelhafte Rechnungsausgleichung zwischen Waarenempfänger und Waarenverkäufer, welche gewöhnlich nur gelegentlich, oft erst nach dem Tode des einen oder der beiden stattfand. Solche Blüte von Antwerpen, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, dauerte freilich nicht lange, sondern wurde durch die Spanier mit der Plünderung dieser Stadt 1575 gänzlich und auf immer vernichtet.

Darauf trat Amsterdam in dieser Entwickelung an Antwerpens Stelle. Philipp II. von Spanien hatte dem holländischen Handel, in der Meinung, ihn dadurch gründlich zu vernichten und ihm auf immer die Theilnahme am Welthandel unmöglich zu machen, den Hafen von Lissabon verschlossen. Doch die Holländer waren klüger als die Spanier und

fanden dieselben Wege, auf denen jene die Waaren Asiens herbeiholten; zum Erstaunen der Feinde, die nicht Macht genug hatten, dies zu hindern, flossen bald die Colonialwaaren in unerhörter Mächtigkeit geradewegs auf Amsterdam und gaben diesem Markte mit der Bedeutung Antwerpens zugleich die von Lissabon. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde nun Amsterdam die eigentliche Weltbörse für das ganze Europa, welche die Waaren Asiens an sich zog und über das gesammte Europa wenigstens nördlich der Alpen ausbreitete, welche außerdem die Waarenbewegung und -Erzeugung von Deutschland, der nordischen Länder und Rußlands, eine lange Zeit hindurch auch von England und Frankreich vollständig beherrschte, den Verkehr dieser Länder untereinander und den Verkehr Europas und Asiens hin und zurück vermittelte. Dazu kam, daß die außerordentliche Ansammlung von Baarmitteln Holland und Amsterdam zu dem Geldmarkte Europas machte, daß die Geldpapiere, welche durch Staatsanleihen und kaufmännische Unternehmungen entstanden waren, hierher flossen und dadurch schon alle Arten jenes Geldhandels entwickelten, welche heutzutage die Hauptthätigkeit unserer Börse ausmachen. Durch Englands Theilnahme am ostindischen Handel, durch seinen Aufschwung in Gewerbe und Schiffahrt, durch seine nur zu glückliche Mitwerbung gegen Holland im Welthandel, bildete sich dann auch die Börse von London in der Thätigkeit des Waaren- wie des Geldhandels zu einer Bedeutung aus, welche sie ebenbürtig und alsbald auch siegreich der Börse von Amsterdam an die Seite stellte. Ihr folgte die Börse von Paris, hauptsächlich durch Frankreichs politisches Uebergewicht seit Ludwig XIV., durch des Schotten Law so geniale wie gefährliche Speculationen für den europäischen Welthandel bis auf die heutige Zeit zu einer freilich wenig segensreichen Bedeutung emporgehoben. Wien schwang sich als Börsenplatz durch die Politik der Kaiserin Maria Theresia und Joseph's II. und beider straff angezogene Sperrsysteme, Hamburg und Bremen am Schluß des 18. Jahrhunderts durch die Verbindung mit England und die Theilnahme am unmittelbaren überseeischen Welthandel empor, denen im 19. Jahrhundert auf diesem Gebiete noch Frankfurt mit überwiegender Bedeutung für den Geldhandel an die Seite trat. Diese sind jetzt die hauptsächlichsten Handelsplätze, welche, unterstützt durch jene den Weltverkehr in so außerordentlicher Weise fördernden Verkehrsmittel der Gegenwart, die Börse und ihre Thätigkeit zu einer Ausdehnung, einer Vielseitigkeit, einer Virtuosität ausgebildet haben, die ebenso Staunen und Bewunderung als auch unwillkürlich ein Gefühl des Schwindels, der bangen Besorgniß für die Zukunft in dem unbefangenen Zuschauer erwecken.

Englische Literatur.

VI.

(Vgl. „Deutsches Museum“, 1860, S. 79 fg.)

Unter den Neuigkeiten des englischen Büchermarktes verlangen die beiden letzten Romane von Thackeray („Die Virginier“) und von Dickens („Eine Erzählung von zwei Städten“) eine etwas ausführlichere Besprechung. Obwol Thackeray's Genius nicht historisch ist und er an der bloßen Erzählung von Ereignissen keinen Gefallen findet, so zieht ihn doch sein Drang nach Wahrheit und sein Wunsch, Täuschungen, wie angenehm sie auch sein mögen, zu vermeiden, unbewußt zu der Geschichte hin, wo er Thatsachen findet, die ihm zusagen und die er berichten kann, ohne die Empfindlichkeit derer zu verletzen, welche wie die Hindus glauben, daß die Welt aus einem Ocean von Milch bestehe, der von einem Ocean Honig und dieser wiederum von einem Ocean des weichsten Oeles umgeben sei. Man mag nicht gern hören, daß Unsittlichkeit und Corruption im England unserer Tage herrscht, aber hat nichts dagegen, zu erfahren, daß es unter der Regierung der vier George sehr übel mit der Moralität aussah; die Thatsache verliert viel von dem Unangenehmen, weil seitdem schon so sehr viel Wasser ins Meer geflossen ist. Außerdem aber braucht Thackeray die Geschichte, weil er in seiner Charaktermalerei etwas monoton ist. Alle Leute sind ihm ziemlich gleich, der eine ist so schlecht wie der andere; es sind alles Münzen aus demselben Guß und wenn die Zeit auch auf den Münzen ein paar Eindrücke hinterläßt, so bleiben sie einander darum doch ähnlich. Will unser Autor demnach die Identität von Leuten beweisen, welche scheinbar himmelweit auseinander gehen, so muß er, um sein Argument aufrecht zu halten und auch um seiner Erzählung etwas Mannichfaltigkeit zu verleihen, diese Personen aus den verschiedensten Lebenskreisen wählen; und da die eigene Beobachtung jedes Menschen nothwendigerweise beschränkt ist, so muß er auf die Geschichte zurückfallen, welche für ihn demnach blos eine Studie der Gegenwart ist. Um die Einförmigkeit seiner Charakterzeichnung zu verdecken, zieht er ziemlich alles in seinen Roman hinein, was zwischen Himmel und Erde existirt, und so hören wir denn auf ein paar Seiten hintereinander erst von dem Landleben in Virginien, dann von den Beziehungen zwischen Mars und Venus, dann erhalten wir eine Predigt über König David und Bathseba, eine Paraphrase der Sage von der Danaë, eine Homilie über die Schlange im Paradiese, Beobachtungen über Aschenbrödel und den verlorenen Schuh, ein paar Worte über den Khan der Tartarei, eine Reise in den Mond mit Speculationen über den Mann im Monde ꝛc. Trotzdem

aber gibt es in Thackeray's Schriften keine schroffen Uebergänge, und wie sehr auch die Scenerie wechselt, so glauben wir doch auf demselben Schienenwege weiter zu fahren. Ein Fehler muß übrigens gerügt werden (auch Cooper hat sich ihn in ziemlich hohem Maße zu Schulden kommen lassen), nämlich daß dieselben Personen in einer Reihe von Romanen auftreten, sodaß man alle lesen muß, um einen zu verstehen. So ist denn die vorliegende Erzählung eine Fortsetzung von „Esmond" und wir erfahren darin den Ursprung mehrerer Charaktere, welche wir bereits aus „Pendennis" und den „Newcomes" kennen. Wenn die Erzählung nicht so fließend und hinreißend ist wie frühere desselben Autors, so rührt dieser Mangel gewiß davon her, daß Thackeray mit einem sehr großen Plane im Kopfe und einer Menge fertigen Materials in der Hand anfing, was er sehr gut in eine schönere Form hätte bringen können, wenn er nicht seinen Roman in monatlichen Heften herausgegeben hätte. Diese Manier kann unmöglich günstig für die Abspinnung der Intrigue und die künstlerische Anordnung sein; zumal wenn wie in dem vorliegenden Fall der Autor durch die Anforderungen der Geschichte gezwungen wird, in einem obsoleten Stile zu schreiben, da er den Roman in den Worten eines andern erzählt, der die Sprache einer vergangenen Zeit redet. So ist es denn leicht zu begreifen, daß er in einem Roman, von dem zwei Jahre lang jeden Monat ein Bändchen erschien, worin er beständig eine Rolle spielte und eine Maske vor dem Gesicht hatte, hier ein wenig weiter ging, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, dort wieder zurückweichen mußte, da er nicht ungeschrieben machen konnte, was bereits veröffentlicht war, und sich schließlich genöthigt sah, den Roman so gut wie es eben gehen wollte zu Ende zu führen. Wer „Esmond" gelesen hat, wird sich erinnern, daß Colonel Esmond, da er die bezaubernde, aber leichtfertige Beatrice nicht gewinnen konnte, ihre Stiefmutter Lady Castlewood heirathete und sich nach Virginien zurückzog, um sein Leben in häuslicher Zurückgezogenheit zuzubringen. Hier bekam er eine Tochter, welche eine große Rolle in dem vorliegenden Romane spielt — Rachel Esmond, die einen Hrn. Warrington heirathet, von dem man wenig erfährt, obwol seine Verwandtschaft mit den Warringtons in Norfolk später wichtig wird. Er selbst stirbt bald und hinterläßt Zwillingssöhne, welche die Helden des Romans sind, der eine Held des ersten, der andere Held des zweiten Bandes. In dem ersten Bande wird uns das Leben der Zeit dargestellt, wie es den activen Neigungen und Gewohnheiten des jüngern Bruders, Harry, entspricht, während der zweite Band in literarischen und theatralischen Kreisen spielt, worin der ältere Bruder, George, heimisch ist. Der wilde und thätige Charakter Harry's ist mit größerm Glücke gezeichnet als der George's, welcher gegen das Interesse, das sein jüngerer Bruder

erregt, nicht gehörig aufkommen kann. Der erste Band beginnt mit der Ankunft Georg's in demselben Lande. Man hat dies als melodramatisch getadelt, aber wol mit Unrecht, denn auf der zweiten Seite erfahren wir, daß beide Virginier viel in Europa gereist sind und späterhin, daß einer von ihnen verschollen und wahrscheinlich todt ist, was doch andeuten soll, daß er später wieder aufzutauchen bestimmt ist. Inzwischen geht der erste Band unterhaltend genug weiter und berichtet die Abenteuer Harry's in England, der nach seiner in Virginien verlebten Knabenzeit, wo Washington sein Freund und Nachbar war, sich in einer Gesellschaft umhertrieb, die, obwol hochgeboren, doch sehr gemein war; wie er die Herzen der Damen gewann und von der Baronesse Bernstein, der frühern Geliebten seines Großvaters, verzogen wurde; wie er sich in Lady Maria verliebt, sein Vermögen verspielt und schließlich am Ende des Bandes in den Schuldthurm gesteckt wird. Jetzt erscheint nun der ältere Bruder George unvermuthet auf der Bühne, um Harry aus seiner Verlegenheit zu befreien; der letztere jedoch tritt allmählich immer mehr in den Hintergrund. George verliebt sich in eine Miß Lambert, deren Charakter sehr fein gezeichnet ist, er heirathet sie, geräth aber in bedrängte Umstände, da seine Mutter mit der Heirath nicht zufrieden ist; alle seine Verwandten verlassen ihn, er schreibt Dramen und verdient damit ein paar Schillinge, gibt Stunden in der Familie eines Brauers und hält aus in Liebe und Armuth, bis sein Onkel Warrington plötzlich stirbt und ihm den Rang eines Baronet und eine Besitzung in Norfolk hinterläßt. Jetzt werden wir auf den Schluß der Erzählung vorbereitet, nämlich den Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und die Folgen, welche für die Zwillingsbrüder daraus entstehen; sie schlagen sich in diesem Kampf nämlich auf verschiedene Seiten: der Baronet in Norfolk nimmt natürlich die Partei Englands, während Harry, dessen ganzes Eigenthum in den Colonien steckt und dessen theuerster Freund Washington ist, es mit den Rebellen hält. Der Roman endigt mit der Moral, daß, wie die zwei lebenden Brüder, ein englischer Baronet und ein virginischer Gutsbesitzer, in diesem furchtbaren Kriege gegeneinander kämpften, ohne darum aufzuhören, Freunde zu sein, und im Gegentheil sich über nichts mehr freuten als über das Ende des Haders, so auch die beiden Länder ihre alten Zwistigkeiten vergessen und Freunde sein und bleiben sollten. Auf dem Titelbilde des Romans schütteln die beiden Brüder sich die Hände und trennen sich in Frieden und Freundschaft, jeder mit dem Schwert seines Landes an seiner Seite.

Dies ist in kurzem der Inhalt des Buchs, welches, wie die meisten Romane Thackeray's, keine durchgeführte Intrigue enthält und hauptsächlich durch die feine und ausgearbeitete Charakterzeichnung bemerkens-

werth ist. Mit besonderer Vorliebe sind Washington und die Baronesse Bernstein behandelt. Den erstern sehen wir im Anfang der Erzählung als einen ganz jungen Menschen und in seinen Privatverhältnissen, wie er jungen Witwen den Hof macht und seinen Nachbarn mit Rath zur Seite steht; am Ende des Romans als gereiften Mann, für die Freiheit seines Vaterlandes kämpfend und von Staatssorgen belastet. Die Baronesse Bernstein kennen wir aus „Esmond“ als eine bezaubernde, eitle, herzlose Kokette; hier finden wir sie in ihrem Alter wieder, von Lust gesättigt, durch Täuschungen nüchtern geworden, zweimal verwitwet und nur noch von Karten und Klatschereien interessirt. Thackeray ist besonders glücklich darin gewesen, die Wirkung des Alters auf die verschiedenen Charaktere darzulegen, wie es manche Züge besänftigt, andere verhärtet und in vielen Beziehungen einen so vollständigen Wechsel hervorbringt, daß ein Mensch, der in seiner Jugend unerträglich war, mit den Jahren liebenswürdig wird und umgekehrt. Gewöhnlich beschränken sich die Romanschriftsteller darauf, die Entwickelung des Kindes zum Manne oder zur Frau uns vorzuführen. Der Charakter des Kindes wird meist als weich und unentschieden, aller möglichen Eindrücke und Verwandelungen fähig dargestellt; man wundert sich daher gar nicht, zu hören, daß aus einem fleißigen Schulknaben ein sehr bedeutender Mensch und aus einem starken Bengel ein tüchtiger Soldat geworden ist. Schwieriger ist die Verschiedenheit zwischen dem jungen und alten Manne, der jungen und alten Frau darzulegen, zumal da die meisten von uns nicht lange genug leben, um den Fortschritt der Menschen aus der Kindheit ins Greisenalter zu beobachten. Dieser Entwickelung nachzugehen, ist ein Lieblingsthema Thackeray's und eins, in dessen Behandlung er besonderes Talent entfaltet.

Ein Vorwurf, welchen man diesem Schriftsteller öfter gemacht hat und der auch auf den vorliegenden Roman seine Anwendung finden kann, ist, daß er in seinen Romanen eigentlich nie das sogenannte wirkliche Leben darstellt, und daß es doch noch etwas mehr in der Welt gibt als Spielen, Courmachen, Gesellschaften, Theater und die kleinen häuslichen Tyranneien und Hypokrisien, welche seine Heldinnen auszeichnen. Zu seiner Vertheidigung sagt er, daß das wirkliche Leben viel zu prosaisch sei, um in einem Roman Platz zu finden. Könne er etwa seinen Lesern vorerzählen, wie der Advocat und der Arzt durch jahrelange Arbeit im Dunkeln und durch uninteressante Gelegenheiten allmählich dazu kommen, sich ihren Weg in der Welt zu machen? Könne er uns erzählen, wie der Geistliche mit seinen Pfarrkindern umgeht, wie der Krämer sein Geschäft erweitert oder wie der Autor seine Bücher schreibt? Krieg ist, nach Thackeray, der einzige Zweig des wirklichen Lebens, welcher pittoresk genug ist, um von dem Romanschriftsteller benutzt zu werden, und

so finden sich denn auch Bemerkungen über den amerikanischen Unabhängigkeitskampf ziemlich reich durch den zweiten Band der „Virginier“ verstreut. Es ist übrigens klar, daß, wenn seine Romane nur eine durchgeführte Intrigue enthielten, er daran sehr gut eine Schilderung des gewöhnlichen Lebens knüpfen könnte, und in dieser Hinsicht könnte er sich allenfalls Balzac zum Muster nehmen. Balzac's Novellen stellen in der That eine Bildergalerie dar, welche Porträts von Gliedern aller Klassen enthält, aus welchen die französische Gesellschaft seiner Zeit bestand. Mit einer Eitelkeit und affectirten Allwissenheit, welche für ihn selbst und für den französischen Genius überhaupt äußerst charakteristisch ist, bemühte sich Balzac, jeden Rang und jedes Geschäft darzustellen, welches überhaupt existirt, vom Könige bis zum Bettler, und obwol viele seiner Beschreibungen ganz unrichtig sind, so ist doch das Interesse und die Wichtigkeit, welche seine Romane durch diese Eigenthümlichkeit erhalten, außerordentlich. Die Menge von Mittheilungen, welche wir in seinen Romanen über alles und jedes, über Heirathen, Auctionen, Wechselpapiere, Advocaten, Priester, Almosenempfänger, Grisetten, Verbrecher, Aerzte, Journalisten, Gutsbesitzer, Gewürzkrämer ꝛc. erhalten, reicht hin, um den reißendsten Hunger zu befriedigen. Aber wo ist der Romanschriftsteller, welchem man nicht einige gerechte Vorwürfe machen könnte? Und in Thackeray sind Fehler und Vorzüge so vereinigt, daß die letztern das ungeheure Uebergewicht über die erstern haben und ihn unzweifelhaft zum bedeutendsten englischen Novellisten der Gegenwart machen. Dies stellt sich besonders durch den Contrast heraus, in welchem er sich zu Charles Dickens befindet, welcher letztere durch seinen neuen Roman „Eine Erzählung von zwei Städten“ seinem Ruhme einen so schlimmen Stoß versetzt hat, daß er sich schwerlich sobald davon erholen dürfte.

Die ebenerwähnte Novelle hat Dickens zuerst in den wöchentlichen Heften seines neuen Journals „All the year round“ erscheinen lassen, welches an die Stelle der eingegangenen „Household Words“ getreten ist. Die letztere Zeitschrift, welche eine sehr bedeutende Circulation (man spricht von 90000 Exemplaren) besaß, ging aus einem Grunde ein, der die Eitelkeit und Arroganz des Hrn. Dickens in eigenthümlicher Weise illustrirt. Vor etwa einem Jahre nämlich wurden die schon seit langer Zeit umlaufenden Gerüchte über das häusliche und moralische Leben des Hrn. Dickens so laut, daß der beliebte Autor sich genöthigt sah, in einem längern Artikel in „Household Words“ öffentlich dagegen zu protestiren und alles für die gemeinsten Verleumdungen zu erklären; zugleich ersuchte er die ganze englische Presse, diese Erklärung nachzudrucken. Die meisten Journale kamen auch dieser Aufforderung nach; unter denen, welche keine Notiz davon nahmen, befand sich „Punch“,

in dessen dem Humor und der Satire gewidmeten Spalten eine derartige Auslassung, um das Geringste zu sagen, sich höchst sonderbar ausgenommen haben würde. Diese Unterlassungssünde (wenn man es so nennen kann) erregte den höchsten Zorn des Hrn. Dickens und er faßte den Plan, mit den Herren Bradbury und Evans, welche Verleger und theilweise Eigenthümer von „Punch" und „Household Words" waren, ganz zu brechen und ihnen durch seine literarischen Productionen auch für keinen Penny mehr zukommen zu lassen. Er kaufte daher „Household Words", welches einer Actiengesellschaft gehörte, für sich allein an, ließ diese Zeitschrift eingehen und begann gleich darauf ein neues Journal unter dem Titel „All the year round", welches er durch den obenerwähnten Roman, von dem wöchentlich ein Kapitel darin erschien, für das Publikum anziehend zu machen suchte. Dickens ist noch immer so populär, daß sein Name hinreicht, einem Romane eine bedeutende Circulation zu verschaffen und so hat denn auch die „Erzählung von zwei Städten" einen großen Leserkreis gefunden, obwol es eine der trübseligsten Productionen ist, die sich denken läßt und wahrscheinlich von niemand eines Blicks gewürdigt worden wäre, wenn sie nicht den Namen Dickens auf dem Titel getragen hätte.

Die beiden Städte sind London und Paris. Ein französischer Arzt, der lange Zeit unschuldig in der Bastille gesessen hat (weil er sich Bemerkungen darüber erlaubt hat, daß ein Marquis einen Bauern erstochen) wird endlich in Freiheit gesetzt und kommt mit seiner Tochter Lucy nach London. Er ist in der Bastille halb verrückt geworden, so zwar, daß er zuweilen ganz verständig ist, zu andern Zeiten aber wochenlang von einer eigenthümlichen Art von Wahnsinn befallen wird, die sich darin äußert, daß er mit einer Art von Wuth und bis zur äußersten Erschöpfung Schuhe flickt (!!). Diese Schuhflickerei wird zu wiederholten malen aufs ausführlichste beschrieben und wir werden in alle Geheimnisse von Pech und Schwefel eingeweiht. Offenbar liegt die Absicht zu Grunde, durch die mit großer Vorliebe durchgeführte Darstellung eines Verrückten Leute mit lebhafter Phantasie krankhaft aufzuregen; denn unkünstlerischer kann nichts sein als die ganze Darstellung. Fünf Jahre später erscheinen der Doctor und seine Tochter als Zeugen bei dem Processe eines jungen Franzosen, welcher im Verdacht steht, ein Spion zu sein, aber freigesprochen wird. Dieser junge Mann, welcher sich Charles Darnay nennt und in London vom Stundengeben lebt, ist eigentlich der Neffe des Marquis d'Evremond und Erbe einer großen Besitzung: allein er hat sich von dem verfaulten Zustande der französischen Gesellschaft so angeekelt gefühlt, daß er sein Anrecht auf die Besitzungen aufgegeben hat und lieber arm und unbekannt in London leben will, als sich in Frankreich in Reichthum zu wälzen, aber vom Volke

verflucht zu sein. Nach ein paar Jahren heirathet die Tochter des Arztes diesen jungen Mann, und gibt zwei andern Freiern — beide Advocaten — einen Korb; einer von diesen letztern hatte Charles Darnay in seinem Processe vertheidigt, der andere aber war ein liederlicher, versoffener Hallunke. Uebrigens weiß weder der Doctor noch seine Tochter irgendetwas von den wahren Verhältnissen des Hrn. Darnay. Es verfließen dann von neuem zehn Jahre und alle personae dramatis gehen unter verschiedenen Vorwänden nach Paris, wo die Revolution gerade in voller Blüte steht. Charles Darnay eilt ohne Wissen seines Schwiegervaters und seiner Frau dorthin, um einen Freund von der Guillotine zu retten, wird aber selbst ins Gefängniß geworfen und nur durch die Fürsprache des unterdessen gleichfalls aus London herübergekommenen Doctors gerettet; der letztere ist nämlich außerordentlich populär bei den Jakobinern, weil er in der Bastille gesessen hat. Unmittelbar jedoch nachdem Darnay freigelassen ist, wird seine aristokratische Herkunft bekannt, man setzt ihn daher zum zweiten male fest und er wird wiederum zum Tode verurtheilt. So geht es durch eine lange Reihe von Kapiteln fort, wo der Leser sich immer fragt: wird er geköpft oder nicht? Seine Frau ist natürlich auch in der schrecklichsten Verzweiflung und macht die gewöhnlichen Redensarten durch: könnte ich ihn nur noch einmal umarmen! — mein Mann — nein — einen Augenblick — theurer Liebling meiner Seele! ꝛc. ꝛc. Endlich als der Leser zu der Ueberzeugung sich durchgearbeitet hat, daß Darnay dem Köpfen nicht entgehen kann, tritt eine Diversion ein, indem nämlich der eine Advocat, der früher von Lucy einen Korb erhalten hatte und immer ein versoffener, liederlicher Hallunke gewesen war, ins Gefängniß geht, Charles Darnay mit Chloroform (funfzig Jahre bevor es erfunden war) betäubt, seinen Platz einnimmt, ihn aus dem Gefängniß fortschafft und an seiner Stelle guillotinirt wird. Man sieht das Blut spritzen, man hört das Volk aufschreien „wie ein Tiger freudetrunken“ und der Vorhang fällt oder wie Dickens sich ausdrückt: die Fußtritte sterben aus für immer.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe läßt sich bereits abnehmen, daß der Roman weder eine geschickte Intrigue noch eine feine Charakterzeichnung enthält, sondern wie überhaupt die meisten übrigen Schriften von Dickens, lediglich darauf berechnet ist, auf der einen Seite durch die gröbsten Reizmittel auf die Gefühle der Leser zu wirken, und auf der andern Seite ganz gewöhnliche Vorgänge in ein wunderliches und groteskes Licht zu setzen. In seinen frühern Romanen (von welchen übrigens viele behaupten, daß sie nicht von Dickens selbst, sondern von dessen verstorbenem Bruder verfaßt seien) war die Geschicklichkeit und Kraft, womit unser Autor sein Vorhaben durchführte, so beträchtlich, daß es schwer fiel, genau die Mittel darzulegen, wodurch eigentlich die

Wirkung hervorgebracht wurde. Jetzt aber, wo seine Bücher nicht mehr so frisch und neu sind wie früher, kommt der Mechanismus nackt an den Tag. In der That kann nichts leichter sein, als mit etwas Uebung und mit viel Entschlossenheit (um nicht den Ausdruck Unverschämtheit zu gebrauchen) die Gefühle der Leser aufzustacheln. Man braucht nur einen sehr traurigen Gegenstand zu nehmen und diesen dem Leser beständig unter die Nase zu reiben, um bald die Wirkung des Meerrettigs in ihm hervorzubringen. In dieser Beziehung steht Thackeray unendlich viel höher als Dickens; er beabsichtigt nie dadurch Effect zu machen, daß er die empfindlichsten Seiten unserer Natur roh anfaßt; er ist nicht beständig darauf bedacht, uns jammervolle Scenen vorzuführen und uns in Spannung zu halten, ob der Held geköpft oder gehängt wird; und wenn ihm etwas Schreckliches oder Abstoßendes in den Kopf kommt, so wendet er sich eher davon ab, als aus der genauen Untersuchung und Beschreibung der Einzelheiten Kapital herauszuschlagen. Auch der Humor von Dickens ist rein mechanisch und immer derselbe; in jedem seiner Romane treten nämlich zwei bis drei komische Personen auf, bei denen aber im Grunde äußerst schwer ausfindig zu machen ist, wo denn eigentlich das Komische sitzt. In der „Erzählung von zwei Städten" ist einer dieser hergebrachten Clowns deshalb komisch, weil er Jerry Cruncher heißt und weil seine Haare wie eiserne Zacken aus seinem Kopfe hervorstehen. Im nächsten Dickens'schen Roman wird jemand deshalb komisch sein, weil seine Ohren wie Kalbscoteletten und seine Nase wie eine Leberwurst aussieht.

Auch der moralische Ton, der in dem vorliegenden Roman herrscht, ist tadelnswerth und die Kenntniß, welche der Verfasser von dem Zeitalter hat, in welchem die Erzählung spielt, äußerst rudimentär. In seiner Vorrede, die mit einer eigenthümlichen Mischung von Naivetät und Arroganz geschrieben ist, sagt er, es sei eine seiner Hoffnungen gewesen, die populären und pittoresken Mittel zum Verständniß jener schrecklichen Zeit zu erweitern (!), obwol niemand hoffen dürfe, die Philosophie von Carlyle's wunderbarem Buche zu erweitern. Diese Anspielung auf Carlyle bestätigt die Vermuthung, welche die Lectüre des Romans selbst an die Hand gibt, daß nämlich Dickens gerade um einen Stoff für einen Roman verlegen war, als ihm Carlyle's „Geschichte der französischen Revolution" zufällig in die Hände gerieth und er darauf sofort beschloß, diesen Gegenstand zu verwerthen. „Das französische Volk", sagt er, „war durch lange und schreckliche Mishandlung entartet und handelte infolge davon wie wilde Thiere." Diese Ansicht hat allerdings viel Wahres, aber sie ist auch schon vor funfzig Jahren ebenso gut ausgesprochen. Außerdem übertreibt Dickens die Fehler der französischen Aristokratie in beträchtlicher Weise. Die Geschichte von

dem abscheulichen Marquis, der einen Bauern ersticht, dessen Schwester schändet und deren Mann zu Tode jagt, ist gewiß eine ganz ungerechte Darstellung der französischen Zustände im 18. Jahrhundert; so schlimm war es nicht im 14. Jahrhundert. Ebenso schlecht wie Frankreich macht Dickens auch England; nach ihm waren die Großältern der gegenwärtigen Generation eine Herde von Wilden, grausam, bigot, ungerecht, schlecht regiert, unterdrückt und auf alle nur mögliche Weise vernachlässigt. Daß das England jener Zeit die freiesten Institutionen in der Welt hatte und von vielen der größten Männer leidenschaftlich geliebt wurde, scheint ihm gar nicht bewußt zu sein. Es ist ganz richtig, daß damals eine ganze Menge von Misbräuchen existirte, aber auch diese übertreibt unser Autor in der extravagantesten Weise. So z. B. erzählt er im Anfang des Romans den Proceß, welchen man Charles Darnay als einem französischen Spion macht, und thut sein Bestes, um zu zeigen, daß das Verfahren bei diesem Processe äußerst corrupt und gewissenlos war. Der Staatsanwalt preist den Regierungsspion, welcher der Hauptzeuge ist, als den tugendhaftesten Menschen, und ist eifrig darauf bedacht, die Nägel in den Sarg des Angeklagten einzutreiben. Bei dem Zeugenverhör macht er alle möglichen malitiösen Vermuthungen, welche gegen den Gefangenen einnehmen, und der Richter zeigt sich sehr widersetzlich, irgendetwas an den Tag kommen zu lassen, was günstig für ihn sprechen kann; vielmehr thut er alles, um den Angeklagten an den Galgen zu bringen, obwol die Beweisführung gegen denselben auf den allerschwächsten Füßen ruht. Meistentheils hüllt allerdings Dickens derartige Vorgänge so in einen Schleier ein, daß man ihn nicht gut fassen und ihm beweisen kann, daß er aus schwarz weiß macht; nun aber trifft es sich gerade, daß im Jahre 1780, in welchem diese Partie des Dickens'schen Romans spielt, der Proceß eines französischen Spions, des Hrn. de la Motte, in der That in London vor den Assisen verhandelt wurde, und ist derselbe auch in Howell's „State Trials" berichtet. Daß der Proceß in dem Roman nur ein Abklatsch von dem wirklich vorgekommenen ist, kann wol keinem Zweifel unterworfen sein, nur ist eben alles darin verdreht. Das Gerichtsverfahren in dem de la Motte'schen Processe war durchaus unparteiisch und seine Verurtheilung geschah auf die stärksten Beweise hin; der Staatsanwalt sagte kein Wort von dem, was Dickens ihm in den Mund legt und der Richter zeigte sich so wenig gegen den Gefangenen erbost, daß er sogar aus juristischen Gründen viele Aussagen gegen den Angeklagten nicht anhören wollte, welche in jedem andern Lande angenommen worden wären. Die Geschichte so zu verdrehen, heißt doch wol die Dichterfreiheit etwas zu sehr misbrauchen. Noch abstoßender als dies aber ist die erstaunliche Arroganz des Schriftstellers, welche sich auf jeder Seite

des Buchs kundgibt; obgleich ein ganz gewöhnlicher Geist, glaubt er doch das Salz der Erde, der natürliche Führer aller Menschen, das Licht der Welt zu sein. Das Talent, einen populären Roman zu schreiben, ist nach Hrn. Dickens etwas so unendlich Kostbares, daß der glückliche Inhaber desselben kirchthurmhoch über die gewöhnlichen Sterblichen hervorragt.

Zum Schluß noch die literarische Notiz, daß mit dem 1. Januar 1860 Thackeray als Redacteur einer neuen illustrirten Monatsschrift aufgetreten ist. Dieses Journal, welches sich nach der Straße, wo die Verleger (die Herren Smith und Elder) wohnen, das „Cornhill Magazine" nennt, verspricht Ausgezeichnetes zu leisten und die in den letzten Jahrzehnden sehr in Verfall gerathene periodische englische Literatur wieder etwas in die Höhe zu bringen. Es ist wahr, daß es zahllose Revüen, Wochenschriften, Monatshefte, Vierteljahrsschriften, Jahrbücher 2c. gibt, welche sich alle mit Kunst, Literatur, Politik und öffentlichem Leben beschäftigen und zu gleicher Zeit Novellen und Romane liefern; aber keins ist darunter, dessen Erscheinen von dem Publikum mit einem nur etwas an Ungeduld grenzenden Gefühl erwartet wird, wie es z. B. in den dreißiger Jahren mit der „Edinburgh Review" der Fall war, als Lord Brougham und Sydney Smith ihre berühmten politischen und literarischen Artikel in dieser Zeitschrift veröffentlichten. Die erste Nummer des „Cornhill Magazine" enthält den Anfang von zwei Romanen, von denen einer dem Verfasser der „Virginier" zugeschrieben wird; außerdem einen vortrefflichen Artikel (von Sir John Bourgoyne) „Ueber die Freiwilligenbewegung in England", mit vielen praktischen Winken, wie sie am besten zu leiten sei; weiterhin eine Abhandlung über die Beziehungen zwischen England und China; Studien aus dem Thierleben (hauptsächlich über Infusorien); zwei ziemlich mittelmäßige Gedichte; eine interessante Biographie des vor kurzem verstorbenen Schriftstellers und „Londoner Kindes" Leigh Hunt; endlich einen Bericht über die Expedition der Yacht „Fox" zur Aufsuchung von Sir John Franklin. Daß dem „Cornhill Magazine" auch in commerciellen Kreisen eine bedeutende Circulation prophezeit wird, ergibt sich unter anderm auch daraus, daß der ersten Nummer nicht weniger als 78 Seiten Annoncen mitgegeben sind, nicht blos von Büchern, sondern auch von Uhren, Theelöffeln, Leberthran, Stahlfedern, Klavieren, Universalpillen für Gicht und Rheumatismus, Haarfärbungsmitteln, Schachspielen, Mikroskopen, Paletots, Thee, Kaffee, Nebelbildern, Capwein u. s. w.

Literatur und Kunst.

Zur Tagesgeschichte.

Wo ein schwer Kranker liegt, da ist es ganz in der Ordnung, daß sich auch viel Aerzte versammeln, berufene und unberufene, ja schließlich werden selbst die Quacksalber und Charlatane und sogar die rathgebenden alten Weiber nicht ausbleiben. Ein solcher schwer Kranker, an dem jeder herumdoctern zu können meint, wenn auch vorläufig nur mit guten Worten und Rathschlägen, ist Oesterreich, und so darf es denn freilich nicht wunder nehmen, wenn der Büchermarkt in diesem Augenblick wahrhaft überschwemmt ist von Broschüren, die sich alle das Ziel gesteckt haben, den kranken Kaiserstaat zu curiren. Doch geht es mit der Mehrzahl dieser Broschüren, wie es an dem Bette verzweifelter Patienten allemal zugeht: wer am lautesten schreit und sein Heilmittel am kräftigsten anpreist, der meint, es müsse auch am besten helfen, einer sucht den andern zu überbieten, was jener für Panacee erklärt, erklärt dieser für Gift, und der Kranke kann noch von Glück sagen, wenn die gelehrten Herren Doctoren zuletzt nur sich selbst in die Haare fallen und ihn ungeschoren lassen.

Ein solcher ohne Zweifel sehr wohlmeinender, aber, wie uns dünkt, auch nicht sehr berufener Arzt hat sein Votum über die kritische Lage Oesterreichs kürzlich in einem Schriftchen abgegeben, das den Titel führt: „Die Lebensfrage Oesterreichs. Ist noch eine Vermittelung zwischen Oesterreich und Ungarn möglich?" (Braunschweig, Westermann). Der Leser erkennt schon aus diesem Titel, wo der Verfasser das Hauptübel Oesterreichs sucht, nämlich in seinen Beziehungen zu Ungarn. Nun muß allerdings zugestanden werden, daß Ungarn mit seinen reichen Hülfsquellen, seiner kriegerischen und leichtbegeisterten Bevölkerung mehr denn einmal als rettendes Gewicht in die Wagschale der österreichischen Geschicke gefallen ist. Die Ungarn mit ihrem starkausgeprägten Selbstgefühl wissen das auch sehr wohl; so fern sie sich auch übrigens dem Organismus der österreichischen Gesammtmonarchie halten, so sind sie doch gar nicht abgeneigt, unter Umständen den eigentlichen Kern und Schwerpunkt derselben zu bilden; ja erst ganz neuerdings sind aus Ungarn selbst Stimmen laut geworden, die es geradezu als die einzige Rettung für den wie sie behaupten mehr und mehr zerbröckelnden Kaiserstaat bezeichnen, das Centrum desselben nach Ungarn zu verlegen und das alte Reich der Magyaren zum eigentlichen Herzen der österreichischen Monarchie zu machen, sodaß namentlich auch die deutschen Erbländer inskünftige nur als Beiwerk behandelt würden. So weit nun versteigt der Verfasser der vorliegenden Broschüre sich allerdings nicht; wohl aber, indem er die wahre Veranlassung zu der gegenwärtigen mislichen Lage Oesterreichs in seiner Entzweiung mit Ungarn erblickt, sieht er umgekehrt das einzige Heilmittel, das den Kaiserstaat noch zu retten vermag, in der Wiederherstellung der freundschaftlichen und intimen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn. Und auch zu dieser Wiederherstellung gibt es nach ihm nur einen Weg: nämlich die „Anerkennung" des „ungarischen Separatismus", die Befreiung und Consolidirung der ungarischen Nationalität, mit einem Wort

die Vereinbarung „einer neuen Pragmatischen Sanction“ zwischen dem Monarchen und dem Lande, welche dem letztern „die volle Autonomie der innern politischen und juridischen Administration sichert“, mit selbstverständlicher Ausnahme derjenigen Fragen, welche die auswärtigen Beziehungen des Gesammtstaats berühren. Das hört sich nun ganz vortrefflich an, leider jedoch bleibt der Verfasser, nach der Art dieser Staatstheoretiker, uns nur die Antwort schuldig, wie diese neue „Pragmatische Sanction“ denn ausgeführt werden und was sie im einzelnen enthalten soll. Allerdings sagt er, dieselbe dürfe „keine der alten Satzungen des ungarischen Staatsrechts auch nur in der Theorie auffrischen, die geeignet wäre, die Macht und Einheit der kaiserlichen Regierung in den höhern Aufgaben der Staatspolitik, des Krieges, der Finanzen &c. in Zukunft in Frage zu stellen“. Allein das ist doch wiederum nur eine neue Forderung, ohne daß uns gesagt würde, wie dieselbe zu erfüllen — und gerade auf dies Wie kommt alles an. Der Verfasser macht sich selbst den Einwurf, daß ein solches „Abkommen“ Ungarn „nicht befriedigen“ würde; er räumt sogar ein, daß „die Wünsche der Mehrheit in der That viel weiter, wie Boshafte behaupten sogar so weit gehen, von der österreichischen Regierung überhaupt keine Concessionen zu verlangen. Wie will er dieser so tieferbitterten Mehrheit, die nach seiner eigenen Behauptung also dermaßen gegen Oesterreich eingenommen ist, daß sie selbst die Freiheit nicht will, wenn dieselbe aus Oesterreichs Händen kommt — wie will er dieser Mehrheit Herr werden? Wie will er sie nöthigen, wodurch will er sie überreden, sich überhaupt nur auf Verhandlungen mit der österreichischen Staatsgewalt einzulassen? Wie denkt er sich insbesondere das Verhältniß zu jener in Ungarn noch immer so zahl- wie einflußreichen Partei, die mit blindem Enthusiasmus an dem Buchstaben der Verfassung hängt und nicht für alle Schätze der Welt auch nur einem Titelchen derselben freiwillig entsagen würde? Weiß er nicht oder will er blos nicht wissen, daß diese Partei, die denn doch noch immer den eigentlichen politischen Mittelpunkt Ungarns bildet, sich wol allenfalls darein finden kann, daß das alte Palladium des Landes für einige Zeit (wir sprechen im Sinne dieser Partei) geraubt und unterdrückt ist, daß sie aber nimmermehr die Hand dazu bieten würde, die jetzt blos unterdrückte alte Verfassung rechtlich aufzuheben und zu verändern?

Aber selbst diese ebenso nahe liegenden wie wichtigen Fragen beiseite gesetzt, auf welche der Verfasser uns, wie gesagt, jede Antwort schuldig bleibt, hat er sich wol klar gemacht, was für Wirkungen diese „Anerkennung“ des „ungarischen Separatismus“ auf die übrigen Nationalitäten äußern würde, welche der österreichische Kaiserstaat in sich schließt? Schon Ungarn allein ist ja bekanntlich ein buntes Gemisch verschiedenartiger Nationalitäten — würden die Deutschen, würden die Slawen Ungarns eine neue Pragmatische Sanction, durch welche doch nur das alte Uebergewicht der Magyaren bestätigt würde, wol wirklich so ruhig hinnehmen? Und nun erst außerhalb Ungarns — würde Böhmen, würde Illyrien, würde Südtirol, würde Venetien (nämlich wenn von dem überhaupt noch die Rede sein kann) nicht ganz Aehnliches verlangen? Würde nicht, wie wir es im Jahre 1848 erlebt haben, jedes Bruchtheilchen von Nationalität sofort hervortreten und ebenfalls die „Anerkennung“ seines „Separatismus“ verlangen? Und was

würde dann aus dem österreichischen Gesammtstaate? Würde nicht das ganze Chaos von 1848 sich erneuern? Und würden die Funken, die da an allen Ecken und Enden in die Höhe sprühten, nicht nothwendig ganz Europa in Brand stecken? Nein wahrhaftig, auf diesem Wege ist das kranke Oesterreich nicht zu curiren. Auch überkommt schließlich den Verfasser selbst eine Ahnung davon. Mit Utopien, meint er auf der vorletzten Seite seines Schriftchens, befasse sich ein praktischer Mann nur ungern; ja er bittet die zahlreichen Mängel seiner Schrift zu entschuldigen mit dem wenig erhebenden Bewußtsein des Verfassers, daß er ja doch nur eine ganz nutzlose Arbeit gethan habe. Dann heißt es wörtlich weiter: „Auch muß ehrlich gestanden werden, daß Ungarn nichts anderes als eine traurige Nothwendigkeit in seinem Verbande mit Oesterreich erblickt, und separatistisch und argwöhnisch bleiben wird — — so lange nicht ein einheitlicher repräsentativer Reichskörper an der Seite der kaiserlichen Regierung dafür garantiren wird, daß der Autonomie Ungarns von jenseit der Leitha keine Gefahren drohen. Offenbar Utopien!“ O gewiß, mit diesem Kranken muß es verzweifelt stehen; wenn die Aerzte erst lang und breit Recepte schreiben und Curen verordnen und stundenlang am Krankenbett sitzen und ihre Weisheit leuchten lassen und dann stehen sie auf und erklären im Weggehen, es helfe alles doch nichts — ja was will denn überhaupt noch helfen?! Aber ja, der Verfasser hat doch noch ein Universalmittel, das auch wir als solches anerkennen müssen; er hat dasselbe ganz bescheidentlich unter allerhand andern Vorschlägen und Projecten versteckt, es steht Seite 55 und lautet: „Große Politik, Wohlwollen und Festigkeit zugleich; vor allen Dingen aber Ehrlichkeit ohne Rückhalt, das kann uns noch retten. Ränke und kleinliche Winkelzüge, mismuthiges Versprechen, sophistisches Leugnen, Halbheit und Intrigue — und das ganze Lexikon von ähnlichen Auskunftsmittelchen, das ist abgethane Weisheit, die zum Gespötte der Welt geworden.“ Das ist ganz gewiß so wahr, als wie zweimal zwei vier ist: allein wird Oesterreich Lust, ja wird es noch die Kraft und die Möglichkeit haben, dieses einfachste Remedium anzuwenden? Die Zukunft wird es zeigen; möge sie die Erfahrungen der Vergangenheit widerlegen! HFk.

Kinderleben in Bildern.

Die reizenden Darstellungen, mit denen Ludwig Richter das Leben der Kindheit illustrirt hat, sind allbekannt und allbeliebt; die deutsche bildende Kunst hat wenig so Reizendes und Liebliches, so Wahres und Inniges aufzuweisen wie diese anspruchslosen Zeichnungen des dresdener Meisters. Aber wohlan, hier ist ein Schüler, der dem Meister nicht unwürdig nacheifert: „Die Kinderstube in 36 Bildern von Oskar Pletsch. In Holz geschnitten von August Gaber“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses). Das Buch ist dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen „für höchstdero Sohn Friedrich Wilhelm Victor Albert“ gewidmet; auch befinden sich, wie auf dem Titelblatte ausdrücklich bemerkt ist, die Originalzeichnungen als Geschenk des Künstlers im Besitz des jungen Prinzen. Aber auch jedes noch so kleine Bürgerhaus und jeder noch so enge häusliche Kreis wird an diesen Bildern einen reizenden Schmuck erhalten,

einen Schmuck, der nicht nur das Auge ergötzt, sondern der zugleich auch das Herz bereichert und die Seele erquickt und erfrischt. Oder was gäbe es Lieblicheres und wo träufelte ein köstlicherer Balsam für alle Wunden, die das Leben uns schlägt, als in dem Anblick der Kindheit, dieses seligen Zeitalters, dem nichts mangelt und das eben deshalb alles besitzt, das nach nichts verlangt und dem eben deshalb alles zufällt? Und von diesem seligen Zeitalter mit seinen wechselnden Scenen und Abenteuern erhalten wir hier ein ebenso vollständiges wie getreues Abbild; selbst die kleinen Leiden der Kindheit, als z. B., wenn der kleine Patient Medicin nehmen muß, oder wenn er beim Pferdspielen auf die Nase fällt, werden von dem gewissenhaften und sorgfältigen Künstler nicht übergangen. Da sehen wir erstlich das schlafende Kind, wie es die kleinen runden Händchen fest in das rosige Antlitz drückt; wir begleiten das Hänschen auf seinem ersten Pilgergang, wie es mühsam, aber höchst ernsthaft, ein Beinchen vors andere setzt; wir halten unsern Kopf dem kleinen „Zauselbär" hin, dem es ein köstliches Vergnügen ist, in unsern Haaren zu wühlen und zu rupfen; wir machen unser Compliment dem Herrn „Löffelgardisten", der sich mit des Vaters Pelzmütze und dem hölzernen Kochlöffel und der Elle der Mutter zum gefährlichen Kriegsmann ausgeputzt hat; wir gucken in der Küche neugierig in den Topf, der so geheimnißvoll brodelt und duftet, und lassen uns von der gestrengen Frau Mutter am Schürzenzipfelchen zurückziehen — und was der anmuthigen und schalkhaften Situationen mehr sind. Aber wir sehen auch das Kind im Gebet, wir sehen, wie es die Mutter für einen jugendlichen Fehler um Verzeihung bittet, wir sehen auch das „Schmuzhänslein", das ein köstliches Vergnügen daran findet, sich das dicke gesundheitglänzende Gesichtchen von oben bis unten mit Muß zu bemalen, ja wir sehen auch das kranke Kind und sehen die frühe Gruft, in welche das bleiche todte Kindchen von Engelhänden zwischen Blumen gebettet wird. In allen diesen Darstellungen ist eine Fülle des Lebens und eine Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die unwiderstehlich fesselt. Allerdings besitzt der junge Künstler noch nicht die technische Gewandtheit wie sein berühmtes Vorbild, einiges ist noch etwas eckig, anderes etwas hölzern und steif ausgefallen. Im ganzen aber folgt der Griffel dem Geist des Künstlers willig und gewandt und so macht denn die Mehrzahl dieser Bildchen den angenehmsten und wohlthuendsten Eindruck. Erhöht und vervollständigt wird derselbe noch durch die allerliebsten Verschen, welche den einzelnen Bildern hinzugefügt sind; auch sie athmen echt kindlichen Geist, während sie zugleich eine nicht geringe Fertigkeit des Reims und der Sprache bekunden. Da wir von der Lieblichkeit der Zeichnungen leider kein Beispiel geben können, so begnügen wir uns, hier einige Strophen aus dem Widmungsgedicht an den kleinen Prinzen mitzutheilen; dasselbe lautet, mit einigen unerheblichen Auslassungen:

Geliebter Prinz, hier kommt zu dir
Ein treuer Landwehrkanonier,
Der besser mit Kanonen schießt,
Als Reim und Poesie ihm fließt.

Ich bin ein Maler, schlecht und recht,
Der Muse Kind, der Muse Knecht.
Ihr Söldner bin ich frei und treu
Mit Pinsel und mit Staffelei.

Doch war mein Buch noch nicht am Schluß,
Da donnert ferne Schuß auf Schuß;
Es schnaubt das Roß zur Frankenschlacht,
Die Trommel ruft: erwacht! erwacht.

Da hab' ich manches Bild gemalt
Für große Leute, klug und alt;
Allein was mir zumeist gefällt,
Galt dir, du gold'ne Kinderwelt!

Hab' selbst daheim ein Kind so lieb,
'ne Knospe, die der Frühling trieb;
Von Kopf zu Fuß mißt er drei Schuh',
Und ist so lieb und hold wie Du.

O Kinderzeit, du frohe Zeit,
Voll Frühlingsfreud' und Frühlingsleid.
Dein Vogelleben fing ich ein,
Und sperrt' ins Bilderbuch es ein.

Und welchen Himmelsschatz Du hast
In Hütte und in Goldpalast,
Das zeichnet' ich mit emſ'gem Blei,
Und wurde selber jung dabei.

Leb' wohl nun, liebe Staffelei,
Leb' wohl, du Pinsel und du Blei!
Leb' wohl, mein Weib, mein Kind, so lieb,
Du Knospe, die der Frühling trieb!

Ich lass' euch nun allein, allein —
Gott, du magst ihr Beschirmer sein!
Noch einen Gruß, noch einen Kuß,
Dieweil ich jetzt marschiren muß!

Und als des Weinens war genug,
Da fiel mir ein mein Bilderbuch.
Das schaut' mich an und fragte: Sprich,
Wenn du marschirst, wo bleib' denn ich?

Und als ich sann, und als ich dacht',
— Wem ich das Bilderbuch vermacht';
Du holder Prinz, da dacht' ich Dein, —
Vielleicht wird's Dir 'ne Freude sein.

Drum komm' ich zu Dir, wie ich bin,
Und leg's vor Deine Wiege hin.
Gott aber halte Dir bereit
Herbstlos der Kindheit Frühlingszeit!

Er schirme dir mit starker Hand
Dein Vaterhaus, das Vaterland!
Geliebter Prinz, das wünschet Dir
Dein treuer Landwehrkanonier. R. P.

Correspondenz.

Aus Baiern.

Mitte Januar 1860.

Jd. In unser sociales Leben hat wol seit langem kaum irgendetwas einen zündendern Funken geworfen als das Gewerbegesetz, welches jüngsthin für Oesterreich gegeben wurde. Denn wie großen und gewaltigen Lärm die in Baiern erscheinenden österreichischen Zeitungsorgane auch von den Sympathien machten, die in Süddeutschland für das Kaiserreich und seine Zustände existiren sollten, es war und ist bei uns — und vielleicht am meisten und lebhaftesten in den untern und Mittelschichten des Volks — gar wohl bekannt und gar tief empfunden, welch ungeheure Kluft zwischen unsern constitutionellen Staatseinrichtungen und denjenigen des autokratischen, der Cabinetspolitik und den Camarillamaßregeln überlassenen Oesterreich besteht. Gerade das eigentliche Volk, das Bürgerthum, fühlt sich am behaglichsten in den wohlgeordneten, verfassungsmäßig festgestellten Finanzverhältnissen, in der Sicherheit vor octroyirten Patenten und „Gesetzen", wie sie bei uns herrscht, und hat nichts weniger als Vorliebe für oder gar Sehnsucht nach einer Regierung, die den Staat nur selbstherrlich lenken kann oder darf oder mag.

Da erläßt plötzlich eben diese Regierung, die nur auf der Bevormundung beruht, deren erstes und letztes Princip die polizeiliche Einwirkung und Einmischung bis in die privatesten Verhältnisse ist, aus eigener Bewegung eine Gewerbeordnung, wie unser nun bald ein halb Jahrhundert alter Constitutionalismus sie nie zu erreichen vermochte, wie alle Hellsehenden und

Wohldenkenden sie ersehnen, eine Gewerbeordnung, die aber unsern ehrbaren Pfahlbürgern die Haare zu Berge treibt.

Denn das Philisterthum ist bis zu diesem Tage in Baiern gar warm gebettet. Schwerlich existirt ein Staat, der das Zunft- und Innungswesen und was damit zusammenhängt oder sich noch dazufügen läßt, so zärtlich gepflegt, sorglich geübt hätte. Da wird über die bemessene Zahl kein neuer Meister aufgenommen, und auch die Zahl nur unter Zustimmung der seßhaften ergänzt. Ob die etablirten Gewerbe nur schlechte Arbeit zu liefern vermögen und der sich Anmeldende ein geschickter tüchtiger Mann wäre — einerlei, ja desto mehr Grund, ihn abzuweisen, er würde ja die bereits vorhandenen Geschäfte beeinträchtigen. Da gibt's tägliche Klage über den Häfner, daß er neben dem irdenen auch einen eisernen Ofen geputzt, über den Jungmetzger, daß er Würste verkauft, über den Buchbinder, daß er bei seiner Portefeuillearbeit nicht blos des Kleisters, sondern auch der Nadel sich bedient habe. Nicht das Bedürfniß und wie ihm abzuhelfen, sondern das Herkommen, der zünftige Zopf ist die ordnende Regel; die Handwerker sind nicht da, dem Publikum mit ihrer Arbeit zu genügen, sondern das letztere ist da, um jene zu ernähren.

Nicht von den oft nur allzu komischen Consequenzen, zu denen dies starre Zunftwesen führt, sei hier weiter die Rede, sondern nur der Corruption sei noch gedacht, die es nebenbei häufig im Gefolge hat. Die Schleicherei und Kriecherei, die der nach Selbständigkeit strebende Handwerker annehmen muß, das Lug- und Trugsystem, welches von altersher gangbar geworden und jetzt kaum mehr als verwerflich betrachtet wird, sind noch die mildern Misstände Aber was soll man sagen, wenn der Fall möglich ist, daß ein junger, sonst ganz wackerer Geselle, der in der Werkstätte einer Witwe arbeitete und deren Tochter liebte, aber in keiner Weise, sogar nicht durch die Bereitwilligkeit der Witwe, auf ihr Gewerbe zu seinen Gunsten zu verzichten, zur selbständigen Concessionirung gelangen konnte, endlich mit der Mutter sich trauen ließ, um die Berechtigung zum Gewerbe zu erlangen, während er insgeheim und in Wahrheit mit der Tochter lebte! Das ist doch wahrlich ein Beispiel tiefster Entwürdigung und eins, in dem übrigens ganz respectable und ehrenhafte Leute die erbärmlichsten Rollen zu spielen sich gedrängt sehen.

Die Gewerbefrage hat in Baiern aber noch eine Seite, eine finanzielle. Es bestehen in den sieben diesrheinischen Kreisen (die Pfalz besitzt vermöge ihrer französischen Institutionen Gewerbefreiheit) etwa 80000 reale Rechte, die ein vererbbares, verkäufliches Eigenthum sind und, jedes zu durchschnittlich 500 Fl. veranschlagt, einen Werth von 40 Millionen repräsentiren. Die meisten dieser „Realitäten" sind mit Hypotheken belastet: denn in der guten alten Zeit wußte kein Kapitalist sein Geld besser anzulegen, als indem er es dem Zunftwesen lieh, das seinerseits ebenfalls wieder schwunghafter dadurch betrieben werden konnte. Jetzt rückt die lange drohende Gefahr der Gewerbefreiheit näher und näher, seit einigen Wochen nun gar von Oesterreich her, das doch immer ein so treuer Rückhalt für alles Bestehende, für allen Zopf gewesen! Und wie der Katastrophe von seiten des Publikums natürlich mit Sehnsucht und Verlangen entgegengesehen wird, so ist sie andererseits für die direct oder indirect Betheiligten ein Streich, der viele, wenn nicht die meisten, mit Vernichtung bedroht.

So schweben wir jetzt in der Krisis — was wäre natürlicher, als daß die, welche zunächst von ihr betroffen werden, die zünftigen Gewerbtreibenden selbst in der Frage das Wort ergriffen und Vorschläge zu einem leiblichen Uebergange in unabweisliche Zustände machten? Die Gelegenheit dazu war jüngst gegeben; am 15. Januar jeden Jahres versammeln sich am Sitze jeder Kreisregierung die „Handels- und Gewerbekammern", um über die bezüglichen Zustände Bericht zu erstatten und Wünsche und Anträge vorzubringen. Angeregt wurde die brennende Frage fast überall: aber nur ein einziges dieser Collegien konnte sich bis zur Bitte an die Staatsregierung emporschwingen, sie möge den Gegenstand in Erwägung ziehen. Die übrigen, namentlich die Gewerbekammer der Hauptstadt, zogen echt spießbürgerlich sich in ihre Schlafhaube zurück, und wollen das Gewitter und seinen Blitzstrahl abwarten, mögen sie dann verderben oder nicht.

Aus Böhmen.*)

Anfang Februar 1860.

Sk. Unter derselben Ueberschrift erhielt Nr. 52 Ihrer Zeitschrift vom vergangenen Jahre einen Artikel, der bei uns als den zunächst Betheiligten natürlich auch mit ganz besonderm Interesse gelesen worden ist, und zwar in deutschen Kreisen sowol wie in böhmischen. Wie er in den erstern gewirkt hat und wie man hier über die Unparteilichkeit und Zuverlässigkeit Ihres Correspondenten urtheilt, lasse ich dahingestellt. Was dagegen die Aufnahme in den gebildeten Kreisen unserer böhmischen Bevölkerung anbetrifft, so wird auch in ihnen keineswegs verkannt, daß der Aufsatz manches Wahre und Treffende enthält, im ganzen aber findet man doch, daß der Verfasser, wo er über die Bestrebungen des heutigen Czechenthums urtheilt, zu sehr an der Oberfläche haftet und entweder mit den lokalen Umständen, unter deren Druck diese Bestrebungen zur Zeit leiden, nicht hinlänglich bekannt ist, oder aber eben diesen Umständen nicht die gebührende Rechnung trägt. Gestatten Sie mir denn, einiges zur Berichtigung hier mitzutheilen — oder wenn das Wort „Berichtigung" zu schroff klingt, nun wohl, so erlauben Sie mir wenigstens, die Sache hier noch in einem andern Lichte darzustellen, als es dem Verfasser jenes Artikels beliebt hat sie erscheinen zu lassen. Freilich wissen unsere gebildeten Böhmen recht gut, daß auch die liberalsten und aufgeklärtesten Deutschen nur in den seltensten Fällen geneigt

---

*) Indem wir, dem Wunsche des Herrn Einsenders gemäß, nachstehendem Artikel die Spalten unserer Zeitschrift öffnen, verwahren wir uns ausdrücklich dagegen, als ob dieselbe damit nun zu einem Tummelplatz für den leidigen Kampf zwischen Deutschthum und Czechenthum gemacht werden solle, vielmehr hoffen und wünschen wir, daß diese erste Entgegnung auch die letzte bleiben möge. Was unsern eigenen Standpunkt zu dem ganzen Streite anbetrifft, so haben wir daraus niemals ein Hehl gemacht; wir sind in erster Reihe Deutsche und darum gehören unsere Sympathien auch zunächst und vorzugsweise den Deutschen in Böhmen — aber natürlich nicht den Uebertreibungen, den Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die angeblich im Namen der deutschen Interessen gegen die czechische Bevölkerung begangen werden. Was speciell die cechische Literatur anbetrifft, so meinen wir das Interesse, das wir für dieselbe hegen, erst ganz kürzlich wieder durch eine Reihe von Artikeln, die unsere Zeitschrift zum Abdruck brachte, an den Tag gelegt zu haben. D. Red.

sind, den Bestrebungen der erstern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; während die Deutschen doch den Werth jener nationalen Güter, um welche auch wir kämpfen, für sich selbst sehr wohl zu schätzen wissen, werden sie doch fast durchgehends, sei es durch Parteileidenschaft, sei es durch ein ererbtes Vorurtheil, verhindert, unserm Wünschen und Trachten diejenige Anerkennung zu schenken, die dasselbe, betrachtet vom Standpunkt einer wahrhaft humanen Entwickelung, einer Entwickelung, welche Freiheit und Bildung nicht blos zum Monopol einzelner bevorzugter Nationen machen will, doch ganz gewiß verdient. Die Czechen, soweit sie überhaupt von deutscher Bildung wissen — und ist es wol wirklich ihre Schuld oder nicht, vielmehr die Schuld des seit Jahrhunderten über alle maßen vernachlässigten Volksunterrichts, daß die Schätze der deutschen Bildung in Böhmen verhältnißmäßig so wenig gekannt und benutzt sind, aber wohlverstanden nicht blos unter den Czechen allein, sondern ebenso sehr unter der deutschen Bevölkerung unsers Kronlandes?! — die gebildeten Czechen, sage ich, theilen diese Einseitigkeit und dies Vorurtheil nicht, sie erkennen im Gegentheil aufs bereitwilligste die vielfache und segensreiche Förderung an, welche ihnen selbst durch die deutsche Bildung zu Theil geworden, ja sie wünschen nichts dringender, als zwischen den Gebildeten beider Nationen ein Band geistigen Verständnisses und wissenschaftlicher und künstlerischer Sympathien herzustellen. Und aus diesem Wunsche, der hier von allen einsichtsvollen und wahrhaften Patrioten getheilt wird und gegen den auch der Fanatismus einzelner beschränkter Köpfe, deren es ja hüben wie drüben gibt, nicht aufkommen kann und wird, sowie der aufrichtigen Ehrerbietung, welche wir der Bildung und dem geistigen Leben des deutschen Volks zollen, sind auch die nachstehenden Zeilen hervorgegangen und wollen Sie dieselben lediglich in diesem versöhnenden Sinne aufnehmen.

So weit freilich geht die Huldigung, die wir dem Genius deutscher Kunst und Wissenschaft darbringen, bei alledem nicht, und so weit, dächte ich, darf sie auch nicht gehen, daß wir darüber auf das Recht einer eigenen Entwickelung verzichteten. Diese Entwickelung ist, den obwaltenden Verhältnissen gemäß, nur eine literarische und selbst diese literarische Entwickelung stößt — ich werde sogleich einige specielle Beispiele dafür anführen — auf vielfache Beschränkungen und Hindernisse. Und doch hat der Correspondent in Nr. 52 Ihrer Zeitschrift vom verwichenen Jahre sich für berechtigt gehalten, gerade auf diese literarische Bewegung des modernen Czechenthums geringschätzige Blicke zu werfen. Nun geben wir zu, daß die Lichter aus der Glanzzeit der neuböhmischen Literatur allerdings erloschen sind und daß unter den Größen des Augenblicks sich niemand befindet, der würdig wäre, den „Vätern" unserer modernen Poesie an die Seite gestellt zu werden. Allein sollte dies Schicksal wol wirklich nur unsere Literatur allein treffen? Oder ist nicht die deutsche, die französische, die englische Literatur, ja sind nicht alle Literaturen Europas in diesem Augenblick mehr oder minder in demselben Falle? Ist das Goldene Zeitalter nicht auch für die Mehrzahl von ihnen vorüber und müssen nicht auch sie mit Schriftstellern fürlieb nehmen, wie der Tag sie eben erzeugt? Ihr Correspondent beliebt die neuczechische Dichterschule ein „Chaos" zu nennen, von dem noch niemand wisse, was sich daraus entwickeln wird. Dies letztere Zugeständniß accep-

tiren wir dankbar, es weiß in der That noch niemand, was daraus wird: allein wohlan, was niemand weiß, darüber sollte sich auch niemand zu urtheilen erlauben. Was aber den Vorwurf angeht, daß unsere neueste poetische Literatur ein „Chaos“, so sind wir von jeher der Ansicht gewesen, daß die Literatur eines Volkes und einer Zeit immer nur ein Nachhall und Spiegelbild der Zustände ist, unter denen dies Volk und diese Zeit sich übrigens entwickeln; friedfertige, in sich gesättigte und harmonische öffentliche Zustände werden auch eine reife und harmonische Literatur erzeugen, während das politische und sociale „Chaos“, in welchem wir seit Jahrzehnden leben, natürlich auch nur eine „chaotische“ Literatur hervorbringen kann. Ja selbst wenn dies „Chaos“ noch finsterer, die Verwirrung noch größer, die Widersprüche noch schreiender wären, so sollte man, dünkt uns, doch immerhin den Muth und die Rührigkeit anerkennen, mit welchen unsere neueste Literatur sich diesem „Chaos“ zu entringen strebt. Möglich, daß die Wege, welche man dabei einschlägt, nicht immer die richtigsten sind; aber haben denn die Deutschen, hat überhaupt irgendein Mensch auf Erden das Privilegium der Unfehlbarkeit? Und was die Hauptsache ist: haben unsere überweisen Kritiker, die so vornehm auf uns herabblicken, wol eine Ahnung davon, wie häufig die bessern Wege, die wir selbst einzuschlagen wünschen, uns gewaltsam verschlossen werden? Ja weiß man in Deutschland überhaupt nur davon, auf wie viel äußerliche, mechanische Hindernisse die Fortentwickelung unserer Literatur stößt und welche Schwierigkeiten den czechischen Schriftstellern, zum Theil bei den unverfänglichsten und gleichgültigsten Unternehmungen, in den Weg geworfen werden?

Hier einige wenige Beispiele, für deren buchstäbliche Richtigkeit ich glaube einstehen zu können. Eben jetzt geht man bei uns mit dem Plane um, ein größeres unabhängiges politisches Organ in czechischer Sprache erscheinen zu lassen, das gleichsam der gesammten Elite der czechischen Publicistik inner- wie außerhalb Böhmens zum Mittelpunkt dienen soll und somit schon in rein literarischer Hinsicht eine höchst interessante Erscheinung zu werden verspricht. Der Plan ist lange und sorgfältig erwogen worden; fragen Sie, warum er noch immer nicht ins Leben getreten? Sehr einfach: weil es noch immer nicht möglich gewesen ist, die hohe obrigkeitliche Bewilligung dazu zu erlangen, obwol man die Vorsicht gehabt hat, bereits vor mehr als drei Monaten darum zu petitioniren. Ein anderes Factum. Neruda's „Bild und Leben“, eine bei der böhmischen Lesewelt sehr beliebte und verbreitete belletristische Zeitschrift, die bisher nur in fünfwöchentlichen Fristen ausgegeben wird, sollte den Wünschen der Leser gemäß soeben in wöchentlichen Heften erscheinen. Der allgemein geachtete Redacteur Johann Neruda kam an geeigneter Stelle um die vorschriftmäßige Erlaubniß dazu ein, dieselbe wurde ihm jedoch in Gnaden verweigert. Ganz ähnlich geht es mit dem Monumente, das man Tyl, dem größten Novellisten Böhmens, in seiner Vaterstadt Kuttenberg errichten wollte; auch dies ist nicht gestattet worden, weil es „Aufsehen machen“ und zu „Demonstrationen Veranlassung geben“ könnte. Ja die Spürnasen unserer Polizei reichen noch weiter: selbst die prager „Besedy“, ganz unschuldige Tanzunterhaltungen, wurden verboten — weshalb? weil eine solche überfeine Polizeinase eine mittelalterliche Verschwörung darin witterte, und es gehörte die ganze Energie eines bekannten

prager Schriftstellers dazu, das Verbot rückgängig zu machen. Gelüstet Sie noch nach weitern Beispielen? Gut, sie stehen zu Diensten. Von der unter Redaction von V. Bělák erscheinenden ausgezeichneten Zeitschrift „Posel z Prahy", wurde das 10. Heft confiscirt. Ebenso wurden von der sehr beliebten „Humoristické Listy" sämmtliche bisher erschienene Nummern mit Ausnahme der vier ersten nachträglich in gerichtlichen Beschlag genommen.

Aber freilich, wen können diese und andere Gewaltthätigkeiten, die zu dem berühmten „Viribus unitis" wahrlich nur schlecht passen, wol wunder nehmen, wenn man hört, was erst kürzlich ein gewisser jemand äußerte, der gern für einen der größten Staatsmänner Oesterreichs gelten möchte? „Gebt Acht", sagte der Würdige, „in sechs Jahren wird in Prag kein Wort böhmisch mehr gesprochen." Nun, wir haben warten gelernt, auch die verheißenen sechs Jahre werden wir ja wol noch überstehen und da wird es sich dann zeigen, wer schließlich Recht behält. Inzwischen scheint es uns nicht, als ob Aeußerungen wie die ebenberichteten, oder Maßregeln, wie die ebenerzählten, dazu beitragen können, den nationalen Frieden und die Einigkeit der Kräfte herbeizuführen, deren der österreichische Gesammtstaat doch so sehr bedarf und ohne die wir alle, ja nicht blos wir, sondern mit uns ganz Europa einer unruhvollen und verderblichen Zukunft entgegengeht....

Aus Wien.

Ende Januar 1860.

Das Tagesgespräch bildet in unsern politischen Kreisen gegenwärtig eine Broschüre, die zu Anfang dieses Jahres bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist und in dieser kurzen Zeit bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Ihr Titel ist: „Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich", und sie verdankt ihre rasche Verbreitung mehreren Umständen. Der erste ist, daß die Broschüre, welche die Verfassungsfrage Oesterreichs behandelt, von der Behörde, die die Weisung erhielt, nichts auf diese Frage Bezügliches passiren zu lassen, sofort mit Beschlag belegt und erst nach mehreren Tagen, als die allgemeine Neugierde darauf schon hinlänglich gespannt war, wieder freigegeben wurde. Der zweite bezieht sich auf die persönlichen Verhältnisse des Verfassers, der sich zwar als solcher nicht genannt, von dem es aber bald hieß, daß er ein höherer und eben seiner in der bezeichneten Schrift ausgesprochenen Ansichten wegen in Ungnade gefallener österreichischer Staatsmann sei. Die Misstimmung ist jetzt hier so groß, daß dieser Umstand allein hinreicht, einen Mann populär zu machen. Den dritten Impuls zur Verbreitung der Broschüre lieferte endlich die hiesige „Presse", welche eines Morgens plötzlich mit einer ihre gewöhnliche Verbissenheit noch übersteigenden Wuth über die kleine Schrift herfiel und sie als die Ausgeburt eines Schwachkopfs in Fetzen riß. Da über die Motive dieser Taktik kaum ein Zweifel möglich war, so trug dieselbe zur Nachfrage und Lectüre der Schrift sehr viel bei. In der That sind die beiden letztern Umstände für unsere gegenwärtigen Verhältnisse so bezeichnend, daß ich mir erlauben muß, näher darauf einzugehen. Was ich erzähle, sind keine Geheimnisse, sondern jedermann, der in unsere Lage eingeweiht ist, wohlbekannte Thatsachen.

Freiherr von Kalchberg, der Verfasser der erwähnten Broschüre — nicht zu verwechseln, wie einige deutsche Blätter gethan haben, mit seinem Bruder, Ritter von Kalchberg, Sectionschef im Finanzministerium —, war beim Beginn seiner Laufbahn Professor an der Theresianischen Ritterakademie in Wien und Erzieher der Söhne des Erzherzogs Karl. Nach Ablauf seines Lehramts wurde er vom kaiserlichen Prinzen zum Director der erzherzoglichen Güteradministration in Schlesien ernannt, wo man ihn im Jahre 1848 als Abgeordneten in das Deutsche Parlament wählte. Doch schon im August desselben Jahres kehrte er nach Teschen zurück und wurde einige Zeit später im Ministerium Bach als Statthalter des neucreirten Kronlandes Schlesien berufen. Nachdem er in dieser Eigenschaft seine Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit des Landes erfüllt hatte, wurde er, in den Freiherrnstand erhoben und mit dem Orden der Eisernen Krone belohnt, als Vicepräsident zur Statthalterei nach Lemberg versetzt. Wenn diese Versetzung mehr einer Zurücksetzung ähnlich sah, so ließ sie sich doch recht gut wieder rechtfertigen, sobald man die damaligen Verhältnisse der obersten Verwaltungsbehörde von Lemberg in Erwägung zog. Hier stand an der Spitze des Guberniums Graf Goluchowsky, ein Pole und Bureaukrat, der den nationalen Velleitäten seiner Landsleute manches durch die Finger sah und dem es überhaupt mehr um die Form als um die Sache des Regierens zu thun war. Ihm gegenüber konnte Kalchberg, dessen echt deutsche Gesinnung und tüchtige Geschäftskenntniß außer allem Zweifel standen, einen heilsamen Einfluß auf die Leitung der Geschäfte ausüben. Insofern dieser Einfluß von dem Ministerium wirklich beabsichtigt ward, ist nur zu bedauern, daß denselben kein Erfolg gekrönt hat. Kalchberg gewann, wie man sagt, nicht nur einen weniger als geringen Einfluß, sondern er war auch einer der ersten, welche der plötzlich zum Minister des Innern befohlene Goluchowsky seine Ungnade fühlen ließ. Kalchberg, gerade mit Urlaub von Lemberg abwesend, wurde nicht nur an der Rückkehr auf seinen Posten gehindert, sondern er erhielt auch nach einer mehrwöchentlichen Verlängerung des Urlaubs eine zeitweilige Pensionirung. In dieser Zeit seiner unfreiwilligen Muße nun scheint er die Idee zu der obigen Broschüre gefaßt und ausgeführt zu haben.

Es würde mich zu weit von der Hauptsache ablenken, wollte ich mich hier in eine Analyse der von dem Verfasser gemachten Vorschläge einlassen. Die Debatte darüber gehört in das speciell österreichische Gebiet und würde das Interesse Ihrer deutschen Leser kaum anziehen. Nur das Eine möchte ich bemerken, um wie viel größer und tiefer als früher die allgemeine Theilnahme auch bei uns ist, die sich gegenwärtig solchen Schriften zuwendet. In den vierziger Jahren hatten Schriften über Oesterreich mehr ein blos literarisches Interesse; man suchte sie, kokettirte mit ihrem pikanten Inhalt und übte gegen sie höchstens die gewöhnliche literarische Kritik aus. Heute aber ist jeder redlich und ernstlich gemeinte, selbst verfehlte Beitrag zur Lösung des politischen Problems von thatsächlicher, unmittelbar praktischer Bedeutung. Man liest ihn nicht, um zu lesen, sondern um die Ausführbarkeit seines Inhalts zu prüfen und sich über die besprochenen Gegenstände eine eigene Meinung zu bilden. In diesem Sinne wurden denn auch die „Kleinen Beiträge" von der gesammten wiener Presse begrüßt und als eine

willkommene Erscheinung discutirt. Alle größern Organe beurtheilten in ernster und würdiger Weise die Schrift, wenn sie sich auch mit den von ihr vorgeschlagenen Heilmitteln nicht einverstanden erklärten. Indem die Journalistik namentlich das von dem Verfasser verlangte Maß von Freiheit als zu gering bezeichnete, fand sie dennoch, daß das Ganze auf einer gewiegten Erfahrung beruhe und von dem organisatorischen Talent des Mannes Zeugniß ablege. In Wahrheit, es hätte sich nur über die Entwickelungsfähigkeit des Grundgedankens streiten lassen, auf welche Frage jedoch keiner der geneigten Herren Kritiker einging.

Blos die „Presse" machte von dieser Geneigtheit in der Beurtheilung der Broschüre eine unrühmliche Ausnahme. Die „Presse", welche sich für liberal hält, schien anfangs die Schrift todtschweigen zu wollen, was sie in der Regel thut, wo es sich um ein Product handelt, das ihrem Liberalismus Concurrenz bietet. Als sie aber sah, daß dies nicht länger gehe, weil die Schrift eben zu viel gelesen wurde, brach sie zwar ihr Schweigen, doch in einer nur von der „Presse" angewandten Weise. Der Aufsatz wurde „Eine freisinnige Broschüre" überschrieben und dieses Schlagwort pikant variirt. Zuerst erklärt der Verfasser des Artikels, daß „die Gefahr, misverstanden zu werden, ihm eine sehr große Reservation aufnöthige, indem er in vielen Fällen auf eine Besprechung verzichten müsse, welche selbst in den scheinbar (!) noch ganz offenen Fragen die Grenzen einer negirenden Kritik nicht überschreiten dürfe". Sodann ergeht er sich in Muthmaßungen über den Verfasser der Broschüre, wobei er sich geberdet, als ob er von letzterm noch nichts wüßte und das, was er von ihm sagt, lediglich aus dem Inhalt der Broschüre selbst errathen hätte, wahrscheinlich, um dem Maulaffen von Menschen, den er sich unter seinem Leser vorstellt, damit zu imponiren. Hierauf wird die Schrift an sich abgethan, und zwar mit ein paar Sätzen, wie: „Es ist die Schrift eines Bureaukraten, der nichts lebhafter als die Bureaukratie bekämpft, die Schrift eines Decentralisten, der gegen nichts heftiger als gegen die Decentralisation auftritt, die Schrift eines Feindes der Preßverwarnungen, der gleichwol den Verwarnungen einen legalen Boden bereitet, die Schrift eines Gegners des Adels, der trotzdem den Stand des Adels zur Hegemonie beruft, die Schrift eines Widersachers des Concordats, der indessen auch diesem Staatsact eine liberale Seite abzugewinnen versteht, die Schrift eines Freundes der Juden, der diese aber keineswegs ihren christlichen Mitbürgern gleichstellen will." Und so noch einige andere Sätze, die in dieser Allgemeinheit sämmtlich unwahr sind und von denen ebenso leicht das Gegentheil behauptet werden kann, sobald man von dem concreten Object absieht. Auf dieses geht die „Presse" nur zum Scheine ein, indem sie drei Kapitel aus der Broschüre auszieht und hinter jedem einen Harlekinsprung aufführt, der es widerlegen soll. Das Facit des ganzen Artikels soll dann sein, daß „unserm Staatsbaumeister wirkliche organisatorische Capacität nicht innewohnt" und daß die angeführten Proben wol genügen, „um die Freisinnigkeit der Broschüre zu charakterisiren".

Es läßt sich über diese Art der Polemik mit der „Presse" nicht im Ernste rechten; es ist ein alter Satz: wie das Subject so das Object, und die „Presse" hat nie vermocht, sich von diesem Gesetz loszusagen.

In allem, was sie thut, erkennt sie nur sich selbst und bringt sie nur ihr eigenes Ich zum Ausdruck. Dieses Ich aber ist eine Principien- und Standpunktlosigkeit, wie sie meines Wissens kein zweites Organ in Deutschland aufweist. Vor kurzem föderal, im gegenwärtigen Moment central, einst für den Freihandel, jetzt für den Schutzzoll, einmal für Gewerbefreiheit, dann für den Zunftzwang, bald für den Adel gegen die Regierung, bald für die Regierung gegen den Adel, auf der Börse gegen die Creditbank und in der Creditbank gegen die Börse, heute für den Säbel, morgen für den Pöbel, hat die „Presse" bereits alle Stadien durchlaufen, welche ein Blatt ihres Wesens in unserer Zeit nur durchlaufen kann. Mit einem solchen „Organ" wäre es daher überflüssig, im Ernste zu streiten, es würde die Hauptfrage: warum es den Widerspruch in ihm auf andere überträgt, doch nicht begreifen können. Allein es mag in anderer Beziehung von Nutzen sein, ein Wort darüber zu verlieren, und zwar weil es eine Gewissenssache betrifft. Die „Presse" hat während der zehnjährigen Dauer ihres Bestehens „sich mit allen Parteien abzufinden" und trotzdem im ganzen sich einen gewissen „liberalen Schimmer" zu erhalten gewußt. Wie kommt es nun, daß sie, die sehr genau weiß, daß die Broschüre des Hrn. von Kalchberg eine thatsächlich oppositionelle Bedeutung in sich schließt und in diesem Sinne auch von aller Welt aufgefaßt und gelesen wird, ihr diese wahre Bedeutung nicht nur abspricht, sondern sie sogar als Trugbild verdächtigt? Hat die „Presse" vielleicht auch hier ihr eigenes Ich hervortreten lassen und hält sie das Publikum für blöde genug, das nicht zu erkennen? Wenn dies wirklich der Fall wäre, dann hätte sie sich sehr geirrt. Das Publikum ist nachgerade sattsam aufgeklärt, um selbst die Taktik der schlauen „Presse" zu durchschauen. Und es bedarf keiner besondern Motive, um ihre Motive darzulegen. Es ist hier ein allgemeiner Glaube, daß die „Presse", wenn sie durch einen faux pas einige Abonnenten verlor (z. B. in Ungarn), sich eine oder gar zwei Verwarnungen verschaffte, um als „freisinnigstes Blatt" dieselben wieder zu gewinnen, und daß sie dann, wenn die Speculation gelang, wieder nach anderer Seite gefällig ist, um die Verwarnung los zu werden. Man erzählt sich unter ihren Lesern mehrere solcher Fälle, und auch diesmal will man behaupten, daß es sich nicht anders verhalte. Der Aufsatz gegen die Kalchberg'sche Schrift wäre verfaßt worden, um sich dadurch zu insinuiren, und er wäre absichtlich so, wie ich zeigte, gehalten worden, um die Wünsche nach zwei Seiten hin, der liberalen und gouvernementalen, zu befriedigen. Wenn dieses wahr ist, so läßt sich allerdings die sehr große „Reservation" und die blos „negirende Kritik" der „Presse", welche „eine Gefahr" im Reden erblickt, vollständig begreifen. Ich will die Frage nicht weiter untersuchen, sondern nur hinzufügen, daß, wenn eine solche Behauptung im Publikum Boden findet, die „Presse" daran selber schuld ist. Seit Jahren nämlich bestrebt dieselbe sich, den öffentlichen Skandal auszubeuten und sich dadurch ihres moralischen Ansehens zu berauben. Keine Klasse, keine Schichte der Gesellschaft ist vor ihren schnöden Angriffen sicher; sie compromittirt und denuncirt jedes Institut, jede Stellung, jedes Renommé. Sie sieht in allem eine beeinträchtigende Concurrenz und möchte den Schöpfer und Herrn jeder öffentlichen Sache spielen. Die „Väter der Stadt", die „Vertreter des großen Grundbesitzes", die „Advocaten" sind

stehende Rubriken der Begeiferung, und diese Angriffe gelten nicht den Dingen, den Principien, sondern blos den Personen. Zum Beweise, daß dies nicht übertrieben ist, sei es mir erlaubt, schließlich ein Beispiel zu citiren.

Ueber Gerichtsverhandlungen, in welchen Dr. Johann Nepomuk Berger, einer der hervorragendsten Advocaten Wiens (vormals Mitglied des Deutschen Parlaments), plaidirt, wird von der „Presse" seit einiger Zeit fortwährend mit den crassesten Entstellungen berichtet. Aus seinen Plaidoyer's werden einzelne Sätze verstümmelt herausgerissen und diese dann einer hämischen, oft sogar denunciatorischen Kritik unterzogen, wie dies namentlich noch jüngst bei dem Proceß Khünl, einer cause célèbre, welche eine Woche hindurch die Residenz beschäftigte, geschah. Der Vertheidiger mußte die Schuld des Angeklagten zugestehen und erklärte selbst, daß er nur zum Nachtheil seines Clienten sich mit der allgemeinen Stimme, der Moral und den Traditionen des Gerichtshofs den bewiesenen Thatsachen gegenüber in Widerspruch setzen würde. Aber er suchte durch Darlegung der Motive und Zwecke des Angeklagten den Grad der Criminalität abzuschwächen und zu diesem Ende in einem Satze darauf hinzuweisen, daß eben nur der unglückliche Erfolg des Unternehmens den Angeklagten, der denselben nun auch zu verantworten habe, vor Gericht führe, während der glückliche Usurpator, dessen That ihn mit einer Krone lohne, strafbar ausgehe. Dieses nur indirect angewandte und auf die Umstimmung einer zu strengen Anschauung des Gerichtshofs berechnete Gleichniß benutzte nun die „Presse" zu den unbegründetsten Ausfällen. Sie denuncirte mit den gewundensten Phrasen alle Advocaten als feile Leute, die Ueberzeugungen für Geld verkaufen und an dasjenige selbst nicht glauben, was sie mit Pathos vertheidigen, und klagte vorzüglich Berger an, daß er in dieser Art übertreibe, und meinte, indem sie ihm eine „seichte Sittlichkeit" vorwarf, daß er durch sein Gleichniß das sittliche Urtheil der Menge gefälscht habe. Der Zweck dieser Invective war nicht schwer zu ergründen: denn während die „Presse" Dr. Berger, der seit dem Jahre 1848 jeder politischen Wirksamkeit entsagt und strenge seinem Berufe gelebt hat, nach oben als einen Advocaten schilderte, der für sich eine politische Rolle in Anspruch nehme, stellte sie ihn zugleich nach unten als einen abtrünnigen Liberalen dar, der einen gemeinen Verbrecher mit einem politischen identificire. Jede Discussion darüber muß aufhören und in Ermangelung einer socialen Justiz, die wir leider nicht besitzen, hat man es dem einzelnen anheimzustellen, daran Geschmack zu finden oder nicht. Die Verständigen und Ehrlichen sollten aber nicht länger zögern, sich zu verbinden und gemeinsam gegen die Fortdauer solcher Zustände Opposition zu machen. Schon jetzt sollte das Motto der „Presse": „Gleiches Recht für alle", viel richtiger „Gleichen Dr— für alle" heißen und der Scharfblick eines Karl Vogt würde in ihren environs manchen Beitrag für eine „Schwefelbande" Nr. 2 entdecken. Es ist nachgerade Zeit und es sollte nicht als eine Privatsache betrachtet werden, daß Wien sein Prädicat „Capua der Geister" und man könnte hinzusetzen „der Principien" endlich loswerde und, wenn nicht in Dingen der Literatur, doch wenigstens in der öffentlichen Moral mit andern Hauptstädten in Deutschland auf dieselbe Stufe des Anstandes sich erhebe. Ich denke, das ist noch nicht viel begehrt!

Notizen.

Das Standbild, welches Albrecht Thaer, dem wissenschaftlichen Begründer der deutschen Landwirthschaft, in Berlin errichtet werden soll, ist jetzt vollendet. Das Modell dazu war bekanntlich die letzte Arbeit des verewigten Rauch; es stellt den Gefeierten in der Tracht eines wohlhabenden Landmanns dar, frisch, lebendig, anspruchslos, wie die Zeitgenossen ihn gekannt haben. Das Fußgestell ist reich verziert mit Reliefs, theils allegorischen, theils historischen Inhalts; dieselben rühren von dem Bildhauer Hagen her, dem Lieblingsschüler Rauch's, der auch an das Modell selbst die letzte Hand gelegt hat. Das Denkmal soll im bevorstehenden Frühjahr auf dem Platz vor der Bauakademie aufgerichtet werden und zwar soll es die Statuen Beuth's und Schinkel's, die sich ebenfalls der Vollendung nähern, als Seitenstücke erhalten.

In Nürnberg, dem ehemaligen Hauptsitz deutschen Kunst- und Gewerbfleißes, herrscht gegenwärtig eine große literarische Rührigkeit, namentlich auch unter den jüngern Gelehrten, welche das Germanische Museum dort hingezogen hat. So arbeitet Dr. J. Müller an einer umfassenden „Deutschen Münzgeschichte", welche im Verlag von T. O. Weigel in Leipzig erscheinen wird; der Druck des ersten Bandes ist schon ziemlich weit vorgeschritten, sodaß sein Erscheinen in Kürze zu erwarten steht. Dr. A. von Eye hat ein größeres Werk über „Albrecht Dürer" vollendet, das bei Beck in Nördlingen erscheinen wird. J. Falke hat den zweiten Band seiner „Deutschen Handelsgeschichte" vollendet; derselbe umfaßt die Geschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts und wird bereits im Laufe der nächsten Wochen ausgegeben werden. Dagegen vernehmen wir zu unserm aufrichtigen Bedauern, daß die ebendaselbst erscheinende, von J. Müller und J. Falke herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" mit dem Decemberheft des abgelaufenen Jahres ihr Ende erreicht hat, da die Theilnahme des Publikums an dem vortrefflichen Unternehmen leider zu gering war, um Verleger und Herausgeber für die vielfachen Opfer, welche sie dabei brachten, zu entschädigen.

Ueber die Thätigkeit der münchener Maler wird uns von dort geschrieben: „Hofmaler von Kotzebue hat kürzlich wieder ein großes militärisches Gemälde, den Uebergang Suworow's über den Panixer Paß darstellend, vollendet; das Bild ist im Auftrage des Kaisers von Rußland gemalt und gehört einem größern Cyklus an, der Suworow's unglücklichen Feldzug in der Schweiz zum Gegenstande hat und von dem bereits vier oder fünf Gemälde vollendet sind. Auch von dem regierenden König von Baiern hat der geniale Künstler kürzlich einen größern Auftrag erhalten, ebenso Piloty, Ramberg, Th. Horschel und andere hiesige Künstler. Kaulbach ist eifrig beschäftigt mit dem Carton zu seinem großen, für das Treppenhaus des berliner Neuen Museums bestimmten Reformationsbild, während Schwind an einem großen Altarblatt arbeitet, das in der hiesigen in der Restauration begriffenen Domkirche aufgestellt werden soll."

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 8.** 23. Februar 1860

Zur Erinnerung an Dr. Mager.

Von

Karl Elze.

Unter allen Lebensbeschreibungen besitzen die der Dichter, Gelehrten und Schriftsteller einen vorzugsweisen Reiz, indem sie uns unmittelbar in die Werkstatt des schaffenden Geistes einführen, dessen Entwickelung und Wirksamkeit uns doch immer das Höchste und Anziehendste bleibt. Die Darstellung eines der geistigen Arbeit gewidmeten Lebens ist daher stets unserer innigen Theilnahme gewiß, selbst wenn sie nicht einem jener weltbewegenden Geister gilt, in deren Leben gewissermaßen ihre ganze Mitwelt zusammengefaßt erscheint. Noch immer fesseln uns beispielsweise die Biographien Voß', Seume's, Franz Passow's und des alten Heim, und wenngleich unsere Literatur keineswegs arm an dergleichen Werken genannt werden kann, so wird doch eine jede Vermehrung ihrer Zahl von dem größern und bessern Theile der Lesewelt stets mit Dank willkommen geheißen.

Eine solche Vermehrung hofften wir auch in dem kürzlich erschienenen Leben Dr. Mager's von Professor Langbein („Dr. Karl Mager's Leben aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatmittheilungen dargestellt von W. Langbein“, Stettin, von der Nahmer) begrüßen zu können, um so mehr, als Mager's vielfältig bewegtes Leben

und seine kraftvolle und bedeutsame schriftstellerische Thätigkeit dem Lebensbeschreiber einen reichen und dankbaren Stoff darbieten. Allein Professor Langbein's Schrift ist nichts weniger als ein Leben, sondern vielmehr eine Charakteristik, und zwar eine Charakteristik, die zum größten Theile in Mager's eigenen Worten gegeben ist. Sie gewährt uns durch die zweckmäßige Zusammenstellung der wichtigsten Stellen aus Mager's Schriften und Briefen tiefe und lehrreiche Blicke in sein geistiges Werden und Sein, läßt uns aber die Schilderung seines äußern Lebens, welche nur nebenher in den flüchtigsten Umrissen abgemacht wird, schmerzlich vermissen. Nicht einmal sein Name und seine in einem Anhange verzeichneten Schriften werden vollständig angegeben; von seiner Familie, seinem Umgange, seinen Lehrern, Mitarbeitern und Schülern erfahren wir nicht ein Wort. Aus der Vorrede zum zweiten Bande von Mager's „Geschichte der französischen National-Literatur" führt Professor Langbein die Stelle an, in welcher der Verfasser erzählt, wie er schon als siebzehnjähriger Jüngling in der Provinzialpresse seiner Heimat zu schriftstellern anfing, und zwar meist in dichterischen Ergüssen. Er erwähnt aber nicht, daß Mager's Gedichte in einem selbständigen Bande gesammelt erschienen sind, und es wäre gewiß der Mühe werth gewesen, die poetische Durchgangsperiode eines so begabten Geistes näher ins Auge zu fassen und dem Leser durch einige Proben zur Anschauung zu bringen. Ueberhaupt sind wir mit Hrn. Langbein nicht sowol wegen dessen unzufrieden, was er uns gegeben, als wegen dessen, was er uns nicht gegeben hat. Und doch stand gerade Hr. Langbein dem Verewigten nahe und gehörte zu den Fortsetzern seiner „Pädagogischen Revue". Er hatte den Beruf wie wenige, uns mit einer Biographie Mager's zu beschenken, welche eine bleibende Stelle in unserer Literatur eingenommen hätte. Vielleicht ist die Zeit zu einer solchen Arbeit noch nicht gekommen; vielleicht müssen erst die Mitlebenden weggestorben und Mager in das unparteiische Dunkel der Vergangenheit zurückgetreten sein, ehe er, wie jüngst sein Fachgenosse Mycillus, einer erschöpfenden Darstellung seines Lebens und Wirkens theilhaftig werden kann. Einstweilen möge es uns vergönnt sein, theils nach Professor Langbein's Schilderung, theils aus mehrjähriger persönlicher Bekanntschaft einige Züge zu einem Bilde seines äußern und innern Lebens nachzutragen und vor Vergessenheit zu bewahren.

Dr. Mager wurde, wie Professor Langbein berichtet, am 1. Januar 1810 zu Gräfrath bei Solingen geboren, besuchte das Gymnasium zu Düsseldorf und bezog im Jahre 1828 die Universität Bonn, wo er sich philologischen und philosophischen Studien widmete, welche jedoch sehr bald gegen das Studium der Naturwissenschaften in den Hintergrund getreten zu sein scheinen. Er war ursprünglich weder durch äußere Ver-

hältnisse noch durch innere Neigung zum Schulmanne bestimmt, und es wäre von hohem Interesse, den verschlungenen Umwegen nachzugehen, auf welchen ein so bedeutender Geist schließlich zu einem bleibenden Ehrenplatze unter den deutschen Pädagogen gelangte. Eine Erbschaft setzte ihn 1830 in den Stand, nach Paris zu gehen, um dort den Naturwissenschaften obzuliegen. Doch trieb es ihn zu gleicher Zeit gewaltsam nach der Sorbonne, wo damals Guizot seine Vorlesungen über die Civilisation im Mittelalter hielt. Selbst noch lernend, begann er hier seine schriftstellerischen Arbeiten über die französische Literaturgeschichte, während er sich um dieselbe Zeit die philosophische Doctorwürde (ich weiß nicht von welcher Universität) durch eine Abhandlung „De nova piscium distributione“ erwarb. Professor Langbein läßt Mager im Jahre 1833 von Paris über Berlin nach Mecklenburg gehen. Allein ich habe Grund zu der Vermuthung, daß Mager, sei es vor oder nach seinem pariser Aufenthalt, eine Zeit lang auch auf einer belgischen Universität verweilte; doch vermag ich nicht anzugeben auf welcher. Ueber Mager's Stellung als Hauslehrer in Mecklenburg, zu deren Annahme ihn wahrscheinlich die Aufzehrung seiner Erbschaft nöthigte, läßt uns Hr. Langbein ganz im Dunkeln; wir erfahren nur, daß er während dieser Zeit (1834) den ersten Band seiner „Geschichte der französischen National-Literatur“ zu Wismar erscheinen ließ. Für einen so feurigen und strebsamen Geist wie Mager war, dem das bewegliche rheinische Blut in den Adern floß, konnte natürlich in dem stagnirenden Mecklenburg kein Bleiben sein. Wahrscheinlich hat er dies Land Gosen auch nur benutzt, um sich von neuem einen Zehrpfennig zu weiterm Vorwärtsstreben zu erwerben. So finden wir ihn denn bald wieder in Berlin, von wo er 1835 A. von Humboldt auf einer wissenschaftlichen Reise nach Rußland begleitete. Er sollte dem großen Naturforscher behülflich sein, in Petersburg und Moskau Doubletten für das berliner Herbarium zu gewinnen; das ist buchstäblich alles, was Professor Langbein über eine für das Leben eines jungen Gelehrten so wichtige Reise zu sagen hat. Warum war seine Verbindung mit Humboldt nicht von längerer Dauer? Warum trug sie ihm nicht bleibende Früchte für eine Laufbahn im preußischen Staatsdienst? Wie konnte Mager, einmal bis in die unmittelbare Nähe des Fürsten der Naturkunde durchgedrungen, sich schon im folgenden, wenn nicht demselben Jahre am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium unter Spilleke beschäftigen lassen? Gegen Ende 1836 faßte Mager den Plan zur „Pädagogischen Revue“, konnte denselben aber noch nicht in Ausführung bringen, da ihm die Behörden die Concession versagten. Professor Langbein erklärt leider nicht, inwiefern Mager einer Concession bedurfte, und deutet nur an, daß er über die Ausführung seines Plans mit dem Ministerium verhandelt habe.

Es läßt sich denken, daß der unabhängige und rücksichtslose Charakter Mager's in dem bureaukratischen Berlin weder ein freies Feld für seine Kraftentwickelung noch gar Anerkennung und Unterstützung zu finden vermochte. Gewiß verhielten sich die Herren von den grünen Tischen vielmehr mistrauisch und abstoßend gegen den jungen Brausekopf, und es kam ohne Zweifel beiden Parteien erwünscht, daß Mager 1837 als Professor der deutschen Sprache an das Gymnasium nach Genf berufen wurde. Mager scheint sich hier wohlgefallen zu haben; nur eins fehlte ihm, das war das Vaterland. Hätte er nicht an Deutschland gehangen, so hätte er sich von hier aus eine vielleicht glänzende Laufbahn in Paris bilden können, wozu ihm durch Burnouf vortheilhafte Anerbietungen gemacht wurden. Näheres erfahren wir auch über diesen Punkt nicht. Allgemein bekannt und Aufsehen erregend ist dagegen der Plan geworden, Mager den philosophischen Lehrstuhl an der Universität zu Lausanne zu übertragen, den er gewiß mit ebenso vieler Freude als Ehre ausgefüllt haben würde. Es ging jedoch damit wie mit der ungefähr um dieselbe Zeit erfolgenden Berufung Strauß' nach Zürich; die theologische Facultät zu Lausanne, Professor Vinet an der Spitze, bot alle ihre Kräfte auf, die Anstellung eines Hegelianers zu hintertreiben, und die Französische und Deutsche Schweiz zeigten sich wunderbar einig in ihrem Kampfe für die Orthodoxie gegen die deutsche Philosophie.

Mager nahm seine Entlassung in Genf und wandte sich 1839 nach Stuttgart, von wo aus er seiner beginnenden Kränklichkeit halber das Bad von Cannstadt gebrauchte. Frei von jeder Berufsthätigkeit lebte er hier ausschließlich seiner Schriftstellerei, kam jedoch wahrscheinlich bald zu der Erkenntniß, daß es für einen pädagogischen Schriftsteller nicht gerathen ist, sich der praktischen Wirksamkeit ganz zu entfremden. Es zog ihn von neuem nach der Schweiz, und er nahm daher im Herbst 1841 die Professur der französischen Sprache und Literatur an der Cantonsschule in Aarau an, welche er drei Jahre lang beibehielt, um sich dann abermals von der Schularbeit freizumachen und sich in Zürich ausschließlich der literarischen Thätigkeit zu widmen, wozu er jetzt um so besser in Stand gesetzt war, als er durch eine in jeder Beziehung glückliche Verheirathung auch in den Genuß eines unabhängigen Vermögens gelangte. Diese Verheirathung wirkte wohlthätig auf seine innere Unruhe und er hielt in Zürich länger als an irgendeinem frühern Orte aus. Erst im Frühjahr 1848 kehrte er nach dem Vaterlande zurück, um das Directorat des Realgymnasiums zu Eisenach zu übernehmen, wo ihm mit anerkennenswerther Liberalität die Möglichkeit geboten wurde, die Ergebnisse seiner langjährigen Studien über Erziehung und Unterricht wenigstens theilweise ins Leben einzuführen. In dieser Beziehung kann seine Einrichtung und Verwaltung des eisenacher Real-

gymnasiums als der Abschluß und die Krone seines Wirkens und Lebens angesehen werden. Leider aber war er zu dieser Zeit schon ein gebrochener Mann und nur die außerordentliche Kraft seines Geistes vermochte der stetig fortschreitenden Lähmung seines Körpers noch Widerstand zu leisten. Mit bewunderswürdiger Geduld und wahrem Heldenmuthe unterwarf er sich selbst den schmerzhaftesten Heilverfahren, welche jedoch das Uebel nur aufzuhalten, aber nicht zu beseitigen vermochten. Im Sommer 1851 gebrauchte er das Seebad zu Ramsgate, von wo ihn die große Weltausstellung nach London lockte. Sein erstes Geschäft in London war, durch die „Times“ einen Lehrer der englischen Sprache für seine Schule zu suchen. Nur einmal betrat er den Krystallpalast, unglücklicherweise nicht an dem Tage, an welchem Rollstühle gestattet waren. Sein erster und einziger Gang galt hier charakteristisch genug den Maschinen, denen er sich geistig verwandt fühlen und in denen er Producte derselben Geistesthätigkeit erkennen mochte, welcher auch seine Schematisirungen entsprossen waren. Außerdem sah er von dem ganzen großen London nichts weiter als den Dichterwinkel in der Westminsterabtei. Die drückende Atmosphäre und das Getöse der Weltstadt waren seinem zerrütteten Nervensystem unerträglich, und nach einem nur dreitägigen Aufenthalt eilte er am 14. August wieder fort. Ueber Paris und Brüssel ging er nach Mondorf bei Luxemburg, um das dortige Bad zu versuchen, das ihm eine Reisegefährtin unterwegs anempfohlen hatte. Am 13. September traf er wieder in Eisenach ein, wo ihn verschiedene Mishelligkeiten mit dem Ministerium wegen einiger Stellenbesetzungen an der Schule erwarteten. Daß das Ministerium dabei gegen seine Wünsche und Vorschläge entschied, ging ihm tief zu Herzen. „Der Kummer“, so schrieb er mir am 25. October 1851, „den mir dieses Unglück gemacht, hat mich körperlich, geistig und gemüthlich so angegriffen, daß ich seit vier Wochen zu gar nichts zu gebrauchen bin und noch jetzt kaum einen Brief schreiben kann. Ein paar Wochen habe ich von morgens früh bis abends spät nur den Einen Gedanken im Kopfe herumgewälzt, daß eine vierjährige Arbeit für mich verloren ist, daß das Schiff im Hafen scheitert. Alles Aeußerliche (Geld, Lehrmittel, Gebäude, Schüler 2c.) herbeizuschaffen war mir gelungen; nun sind die Aeußerlichkeiten da, aber die Hauptsache, die Möglichkeit eines planmäßigen, bildenden und erziehenden Unterrichts, die ist nur halb gegeben. Dieses ewige Brüten hat mich denn so geschwächt, daß ich es Ihnen nicht sagen kann. Ich gebe diesen Winter wöchentlich nur neun Stunden, also an drei Tagen nur eine. Wenn ich diese Stunde morgens von 8—9 gegeben, so bin ich für den ganzen Morgen erschöpft, ich muß auf dem Sofa sitzen, und es ist mir unmöglich etwas zu thun. Wie es mit mir steht, werden Sie aus der Art sehen, wie dieser Brief

geschrieben ist: ich kann kaum Prädicat und Subject zusammenbringen; für jeden Gedanken das gerade rechte Wort zu finden ist mir total unmöglich. Diese Verschlimmerung meines körperlichen Zustandes, verbunden mit dem niederschlagenden Gedanken, daß die Schule das nun nicht sein und werden kann, was ich aus ihr zu machen im Sinne hatte, läßt mich nun wünschen, so bald als möglich mich ins Privatleben zurückzuziehen.“ Am Ende des Schuljahres wurde er wirklich in den erbetenen Ruhestand versetzt und war nun nach seinem eigenen Ausdrucke wieder ein Freiherr, sodaß er am 15. April 1852 eine neue durchgreifende Cur beginnen konnte. „Bisjetzt“, schrieb er mir am 29. April, „habe ich mir zweimal zwei Moxen setzen lassen. Das Brennen selbst macht zwar natürlich Schmerz, doch mache ich mir daraus nichts, das nachherige Eitern aber, zumal jetzt, seitdem Strychnin in die Brandwunden gethan wird, regt doch die Nerven auf und macht mich zu allem zusammenhängenden Denken unfähig. Gott wolle geben, daß die Cur wenigstens bis zu einem gewissen Grad Besserung bringt, sodaß ich mich wieder beschäftigen kann.“ Im darauf folgenden Sommer (1853) ging er nach Teplitz und Eger. Zwei Männer mußten ihn die Treppe hinunter in den Wagen tragen. „Ich bin selber neugierig“, schreibt er, „ob Teplitz etwas helfen wird. Nachdem ich sieben bis acht Wochen dort gebadet, will ich noch fünf bis sechs Wochen nach Eger gehen. Möglicherweise nützt weder das eine noch das andere und ist wieder Geld und Zeit verloren. Wie Sie aus diesem Briefe merken, ist auch mein Kopf schwach. Ich habe den ganzen Winter über zwar nachgedacht und auch einiges herausgebracht, aber nichts gearbeitet. Wenn die Bäder nicht endlich einen heilsamen Einfluß auf meinen Körper haben, so darf ich an eigentliches Arbeiten nicht mehr denken.“ Seine Briefe aus jenen Jahren zeigen übrigens noch eine kräftige Handschrift und erinnern lebhaft an A. von Humboldt, indem wie bei diesem die Zeilen stets bergan steigen. Besonders rührend ist seine öfters darin wiederkehrende Klage, daß er „müde“ sei.

Im Jahre 1854 nahm Mager seinen Aufenthalt in Dresden. Professor Langbein sagt, er habe sich hier Hülfe von den Flußbädern versprochen: allein soviel ich weiß, war es vielmehr ein Proceß, welcher seine Anwesenheit daselbst wünschenswerth erscheinen ließ. An Flußbäder konnte er bei seinem Zustande wol kaum noch denken. Während er noch in London von seiner liebevollen Gattin geführt und auf seinen Stock gestützt sich mühsam fortzuschleppen vermochte, war er jetzt vollständig an seinen Rollstuhl gebannt, von dem er nur nach dem Sessel an seinem Schreibtisch oder nach dem Bett getragen wurde. Er wohnte in einem jener villenähnlichen Häuser der Antonsstadt, wo er die vereinigten Annehmlichkeiten von Stadt- und Landleben genoß. Die Morgen-

und Nachmittagsstunden pflegte er, wenn es das Wetter erlaubte, in seinem Rollstuhl im Garten zuzubringen. Es war ein trauriger Anblick, den großen starkgebauten Mann so hülflos dasitzen zu sehen und zu denken, daß er in seinen gesunden Tagen nicht unerfahren in ritterlichen Künsten und noch in Stuttgart ein gewandter und ausdauernder Reiter war. Er klagte nie über sein Leiden; sein einziger Schmerz war seine Unfähigkeit zum Arbeiten und die Abnahme seiner Gesichtskraft, die ihm selbst vielleicht bemerkbarer war als andern. Von seiner Vergangenheit sprach er fast nie; nur die Schweiz und besonders Zürich und Basel waren öfters Gegenstand seines Gesprächs. Seine einzige Zerstreuung war, sich des Nachmittags nach einem jener reizenden öffentlichen Gärten fahren zu lassen, welche sich am rechten Elbufer entlang ziehen. Nach der eigentlichen Stadt kam er selten, weil ihm das Rollen seines Stuhlwagens auf dem Pflaster zu empfindlich war. Außer mit den Verwandten seiner Gattin hatte er eigentlich keinen Umgang, am wenigsten mit Fach- und Studiengenossen. Als daher sein Proceß glücklich beendet war, sehnte er sich wieder fort und richtete sein Augenmerk nach Wiesbaden. Er hoffte Linderung von der erquickenden Luft des Rheingau, welcher, gegen nördliche Winde und Kälte geschützt, nur den milden Einwirkungen des Südens geöffnet ist. Eine vorgängige Reise nach Wiesbaden — wahrlich kein geringes Unternehmen für einen so kranken Mann — mußte ihm erst die Gewißheit verschaffen, daß er ein zusagendes Unterkommen finden würde, und als er sich davon überzeugt hatte, bewerkstelligte er seinen Umzug im Jahre 1856. Es sollte sein letzter sein. Die rheinische Luft, die Luft seiner Heimat half ihm so wenig als die Bäder, die Moxen und die Homöopathie, welcher er sich in Dresden mit großer Hoffnung in die Arme geworfen hatte. Die Lähmung ging endlich vom Rückenmark auf das Gehirn über und machte seinem bewegten und thätigen Leben am 10. Juni 1858 ein sanftes Ende.

Dr. Mager hat eigentlich kein in sich abgeschlossenes großes Werk hinterlassen, und die beiden Schriften, welche am ersten auf eine solche Auszeichnung Anspruch erheben könnten, seine „Geschichte der französischen National-Literatur neuerer und neuester Zeit“ und seine „Encyklopädie des Wissens“ scheinen leider in unverdiente Vergessenheit gerathen zu sein. Von um so größerm Einflusse sind dagegen seine kritischen Schriften und vor allen seine „Pädagogische Revue“ gewesen, welche er selbst neun Jahre redigirte und die dann noch zehn Jahre lang von den Herren Scheibert, Langbein und Kuhr fortgesetzt wurde. Nicht geringere Bedeutung nehmen seine Schriften über Methodik, über die deutsche Bürgerschule und über moderne Humanitätsstudien in Anspruch. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen und zu würdigen, welche wichtige Rolle Mager in dem Kampfe zwischen Realismus und Humanismus

gespielt und welchen weitgreifenden Einfluß er auf die Gestaltung unsers Real- und Bürgerschulwesens ausgeübt hat. „Das Problem des erziehenden Unterrichts", sagt Professor Langbein sehr richtig, „war es, in welchem alles Denken Mager's schließlich aufging. Das positive Wissen als solches hatte im Grunde kein Interesse für ihn; Naturwissenschaft wie Philologie ließen ihn ihrem Inhalte nach eigentlich kalt. Zu denjenigen Gelehrten und Lehrern, welche ihren geistigen Mittelpunkt in dem Stoffe anstatt in der Methode finden, stand er in einem oft feindlichen Gegensatze. Er verlangte vielmehr von jedem Lehrer, daß ihm nicht seine Wissenschaft, sondern die Kunst, dieselbe der Jugend mitzutheilen und für die Formeln und ethische Bildung derselben fruchtbar zu machen, als höchste Aufgabe gelte. Er ging noch weiter, indem seiner Ansicht nach die sämmtlichen Lehrgegenstände in einer Schule nach einer und derselben Methode — und zwar nach seiner genetischen — gelehrt werden sollten. Ein hohe Anforderung, die aber im Hinblick auf chaotische Verwirrung an so vielen Schulanstalten, wo jeder Lehrer seiner eigenen — oft auch gar keiner — Methode folgt, mindestens für den Sprachunterricht einen mit voller Unparteilichkeit gemachten Versuch verdiente. Da erst würde sich die geistbildende Kraft des sprachlichen Unterrichts in ihrer ganzen Stärke zeigen, und die einzige Gefahr drohende Klippe, die Einseitigkeit, würde vor dem überwiegenden Nutzen gewiß in nichts verschwinden. Welche Ersparniß an Zeit, welche Erleichterung der Arbeit müßte überdies aus einer solchen Einheit der Methode entspringen!

Mager's unablässiges Streben war, nicht nur die Theile des Wissens in seiner Hand zu halten, wie Mephistopheles sich ausdrückt, sondern auch das geistige Band zwischen ihnen herzustellen. Das System war ihm der Ariadnefaden durch das Labyrinth des Positiven; seine Lieblingsarbeit war es, jegliches in ein Schema einzufügen und zu ordnen. Dieser Zug kennzeichnet alle seine Arbeiten von der ersten bis zur letzten. Schon oben habe ich bemerkt, daß er sich mit einer neuen Eintheilung der Fische das Doctordiplom erwarb, und Professor Langbein's Leser wissen, daß er seine letzten Kräfte einem erschöpfenden Schema der unregelmäßigen französischen Conjugation widmete. Welche Arbeit des Lernens und Lehrens liegt zwischen diesen beiden Endpunkten aufgehäuft! Mikroskopische Untersuchungen über die Anatomie der Pflanzen; methodische Darstellung der Mathematik; die Entwickelung der genetischen Methode; das Studium des Aristoteles, des Spinoza, Fichte's, den er theilweise funfzehnmal, Hegel's, den er sogar dreißigmal gelesen, und Herbart's; die fast 100 Bogen starke „Geschichte der französischen National-Literatur"; die „Pädagogische Revue" und wie vieles andere! Möge niemand geringschätzig auf diese Geistesthätigkeit herabblicken und

etwa aus der großen Zahl von Schematen, welche Mager während seines Lebens entworfen, einen Schluß auf die Leichtfertigkeit derselben machen. Mager beherrschte das gesammte Material, ehe er an die Schematisirung desselben ging. Um die unregelmäßigen Zeitwörter der französischen Sprache zu classificiren, hatte er z. B. das „Dictionnaire de l'Académie" so sorgfältig durchgearbeitet, daß er getrost versichern konnte, daß ihm nicht ein einziges Zeitwort entgangen sei. Ich weiß nicht, ob diese seine letzte Arbeit vollendet und irgendwo der Oeffentlichkeit übergeben ist; aber selbst ihr Torso wäre der Herausgabe werth. Wie Mager seinen jedesmaligen Stoff zu bemeistern und sich zu eigen zu machen verstand, hat er besonders auch in seinen literaturgeschichtlichen Werken und seinen Lesebüchern bewiesen; sie waren ihm die Urkundenbücher zu seinem Schema, die Proben auf sein Exempel.

Behalten wir diesen Grundzug von Mager's geistigem Wesen im Auge, so finden wir darin auch den Schlüssel zu seinem Uebergange von den Naturwissenschaften zu seinen sprachlichen Studien und seiner pädagogischen Wirksamkeit. Was war natürlicher, als daß er von der Systematisirung der Natur zu der des Geistes fortschritt? Daß er den Geist in seiner unmittelbarsten Ausströmung, in der Sprache, zu erfassen strebte? Was lag ihm näher, als daß er für die Ergebnisse seines Denkens den fruchtbarsten Wirkungskreis, den der Schule, aufsuchte und daß er seine eigene formale und ethische Bildung auf die Jugend und durch die Jugend auf die Nation zu übertragen trachtete? Denn für ihn war die ethische Bildung sowol seiner selbst als des Volkes die edelste Frucht des Denkens und Unterrichtens. Er hatte sich nach seinen eigenen Worten eine äußere und innere Unabhängigkeit zu erringen gewußt, die ihm gestattete, allen Parteien gegenüber aufrecht zu stehen. Er handelte nach dem Grundsatze: Amicus Plato, sed magis amica veritas! Männliche Wahrhaftigkeit, Geradheit und Rechtschaffenheit gehörten zu den schönsten Seiten seines Charakters. Unserer rücksichtsvollen Zeit erschien er daher oft genug rücksichtslos und schroff. Allerdings trat sein Gemüth gegen seinen Verstand überall zurück, und es läßt sich nicht ableugnen, daß theils seine einseitige Richtung, theils die durch seine Krankheit hervorgebrachte Vereinzelung ihm einen Anstrich von trockenem Pedantismus und heftigem Eigensinn gaben.

Es kann in der That nicht befremden, daß Mager in der ästhetischen Welt minder heimisch war als in der logischen. In Bezug auf die Poesie sagt er selbst, daß die Zeit, wo ihm Gefühl und Gedanke unwillkürlich zum Bilde wurden, kaum vier Jahre gedauert hat. Und was die Kunst anlangt, so hätte es ihm namentlich während seines dresdener Aufenthalts nahe gelegen, Theilnahme für dieselbe zu zeigen; allein er besaß keinen Sinn für das Kunstschöne weder in der Malerei

und Bildhauerei, noch in der Musik und sprach nie ein Bedauern darüber aus, daß ihn seine Krankheit am Besuch der Kunstsammlungen und des Theaters verhinderte.

In desto höherm Maße war Mager dagegen ein „politisches Geschöpf". Solange er noch im Hegelthum befangen war, galt ihm natürlich der Staat als das sittliche Universum, in welchem Kirche und Schule nur Momente sind. Später änderte er jedoch diese Ansicht wesentlich und wurde namentlich ein abgesagter Feind des Staatsschulwesens, das er im heftigsten Zorne eine Erfindung des Teufels nannte. Mager hatte zwei Revolutionen erlebt, die Julirevolution in Paris und die von 1848 in Deutschland. Von der erstern bekennt er, daß sie ihn wie so viele andere getäuscht, daß er den Anfang eines Finale für eine Ouvertüre gehalten. Der traurige Ausgang der zweiten benahm ihm Hoffnung und Muth und ließ ihn an seiner Zeit verzweifeln. Sie veranlaßte ihn, seine „Pädagogische Revue" jüngern und freudigern Händen zu übergeben, da er sich unter solchen Verhältnissen unfähig und unlustig fühlte, in Deutschland öffentlich zu wirken. „Geht", so schreibt er im November 1848 an Professor Langbein, „die im März aufgegangene Hoffnung wieder unter, so ist der einzige Dienst, den ich den Deutschen noch zu leisten weiß, ein genetisches englisches Sprachbuch, das den Leuten das Englischlernen leichter macht, damit sie nach Nordamerika gehen können." Trug er sich doch selbst mit dem Gedanken der Auswanderung, und wer weiß, ob er nicht Amerika wenigstens versucht hätte, wenn er nicht durch seine Krankheit an das Vaterland gefesselt gewesen wäre. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Mager einer entschieden freisinnigen Politik huldigte, wenngleich er die eigentliche Partei der Liberalen gelegentlich vor den Kopf stieß. Er war eben zu selbständig und unabhängig, um ein Parteimann zu sein. Obgleich seiner ganzen Anlage nach ein republikanischer Charakter, war ihm doch die beschränkte Monarchie wenigstens für Deutschland die erwünschteste Staatsform. Diese beschränkte Monarchie faßte er aber wesentlich anders auf, als sie in dem sogenannten constitutionellen Staate mit seiner unmöglichen Theilung der Gewalten zu Tage tritt, ja der Constitutionalismus war ihm sogar als eine Lüge widerwärtig.

Ist es uns gelungen, durch unsere Skizze darzuthun, daß Mager nicht nur ein ausgezeichneter Pädagog, sondern überhaupt ein bedeutender Mensch und hervorragender Schriftsteller war, so erscheint vielleicht auch der Vorschlag gerechtfertigt, mit welchem wir dieselbe beschließen wollen, nämlich der, eine Gesammtausgabe seiner philosophisch-scholastischen Schriften zu veranstalten. Wir rechnen zu diesen vornehmlich seine „Briefe an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie"; „Ueber den Unterricht in fremden Sprachen"; „Die deutsche Bürgerschule"; die drei

Theile seiner „Modernen Humanitätsstudien"; „Einrichtung und Unterrichtsplan eines Bürgergymnasiums" rc. Eine solche Sammlung, die sich durch eine Nachlese seiner bedeutendsten Aufsätze in der „Pädagogischen Revue" noch sehr bereichern ließe, wäre das beste Denkmal und zugleich eine Art innerer Biographie des Verstorbenen; sie würde aber auch einer segensreichen Wirksamkeit bei allen Gönnern, Freunden und Dienern des Schulwesens gewiß sein. Professor Langbein, ein so trefflicher Kenner von Mager's Schriften, könnte sich durch die Herausgabe in der That ein bleibendes Verdienst um die Pädagogik erwerben. Bedenken ähnlicher Art wie etwa bei einer erschöpfenden Lebensbeschreibung ständen dem Unternehmen nicht im Wege, und die einzige Schwierigkeit wäre, etliche Verleger unter Einen Hut zu bringen. Und das müßte sich ja doch bei den gegenwärtigen regen Einheitsbestrebungen in unserm Vaterlande ohne große Mühe bewerkstelligen lassen!?

Kirche, Staat und Volk.

„Versuch einer juristischen Theorie vom Eigenthum der römisch-katholischen Kirche rc. von P. Christ. Sternberg." (Stuttgart, Göpel.)

Herr Sternberg hat vieles in seinem Leben gelernt, nur keinen kurzen und bündigen Titel machen. Wir geben nämlich in der Ueberschrift nur einen Schatten, nur ein Echo, nur den Kopf des Bandwurms, der sich auf einer Großoctavseite von oben bis unten zu den „24 Kr. südd. W. oder 7½ Sgr." hinabwindet, welche der ermüdete Leser reichlich am Titel allein verdient hat. Hr. Sternberg, der dem forschenden Publikum unbedingt mit nächstem viel bekannter werden wird, soll kürzere Titel und längere Bücher schreiben; denn wenn man die 7½ Sgr. am Titellesen verdient hat, so gibt der Verfasser uns 47 Seiten Orakelsprüche, eine ganz neue Theorie vom Kirchenrecht in Paragraphen, in allerconcisester Fassung.

Die italienischen Wirren, die noch lange kein Ende absehen lassen, die Concordate Badens, Würtembergs, die Verwirrung aller Begriffe, die sogar unser „denkendes" Deutschland ergriffen hat, machen eine positive, klare, allverständliche Theorie vom kirchlichen Gut und Eigenthum zum wahrhaft schreienden Bedürfniß. Hr. Sternberg, ein rheinländischer Katholik, versucht diese Theorie in ihren erstgezogenen einfachen Grundlinien. Der Verfasser hat dabei den großen Vortheil, daß er das katholische Dogma als unverletzt und unantastbar voraussetzt; die Kirche selbst wie alle gläubigen Kirchenrechtslehrer können ihn daher nicht von vornherein als anrüchig, als niger, verwerfen; sie müssen vielmehr auf seine Rechtslehre eingehen, da er den orthodoxen Boden mit ihnen theilt.

Diese Orthodoxie des Verfassers ist auch kein bloßer Schein oder Vorwand: der Verfasser setzt vielmehr die „allgemeine Kirche" als absoluten Eigenthümer der Kirchengüter, und den Papst als autokratischen Beherrscher der Kirche zum unbeschränkten Disponenten über alles wirkliche Kirchengut. Er gestattet folgerecht nicht, daß abfallende oder dissentirende Gemeinden, Bezirke, Provinzen, Länder, das Kirchengut bei ihrem Ausscheiden aus der Allgemeinheit der Kirche mit sich nehmen. Aber ebenso scharf unterscheidet der Verfasser zwischen der Kirche als solcher erworbenem Gut und anderm Gute, welches den Katholiken, den Kirchengemeinden, den Civilgemeinden oder dem Staate erworben ist. Eigenthum, sagt er, ist eben Eigenthum, es eignet jemand, einem concreten Einzelnen; denn auch die „moralische Person" wird vom Rechte als concrete Einzelheit gedacht und muß als solche in Recht und Besitz geschützt und aufrecht erhalten werden. Die ganze Untersuchung geht jedesmal dahin, wer der wahre Eigenthümer sei, und die Absicht des Verfassers ist deutlich diese: den Theorien der neuern Kirchenrechtslehrer und Concordate gegenüber das Eigenthum der Katholiken, Kirchen- und Civilgemeinden sowie des Staates vor dem Communismus der allgemeinen Kirche zu bewahren, welcher Communismus nur ein anderer Ausdruck ist für die „Wiederbelebung des Mittelalters", ein bei vielen anschaulicherer Begriff.

So scheint denn Hrn. Sternberg's neue Kirchenrechtslehre zwar den Ultramontanen aus der Seele geschrieben zu sein, ihre Wünsche und Hoffnungen zu stützen — und in der That müssen sie sich mit ihr zufrieden geben —; wenn aber der Papst der willkürliche Disponent über alles Gut der allgemeinen Kirche ist, so tritt ihm die Souveränetät des Staats als gewichtiger Factor gegenüber, da ja das Staatsgesetz erst jeden Besitz innerhalb des Staats — und was ist außerhalb desselben? — consacrirt, ja erschafft! Wenn auch die Kirche selig sprechen und verdammen kann, wo und wen sie will, so gehört ihr doch kein irdischer Thaler und kein Zoll breit Bodens ohne des Staats zustimmenden Willen. Die Allgemeinheit der Staatsbürger kann für irgendeine Eigenthumsbestimmung verdammt werden, aber eine Bulle ist kein Cassationsurtheil in Angelegenheiten des Mein und Dein. So ist denn der Verfasser äußerst vorsichtig, juristisch pedantisch in der Wahl seiner Ausdrücke: „Kirche, Kirchengewalt, Pfarrkirche, Pfarranstalt, Pfarrgemeinde, Diöcese, Diöcesanverband" etc. Er empfiehlt den Staaten und staatlichen kleinern Verbänden eine klare, besonnene Auseinandersetzung mit der Kirche, und die Schrift wimmelt von leider allzu aphoristischen Andeutungen, welche Rechte zu reserviren sind, welches schreiende Unrecht schon begangen ward, welche neue Rechtsverletzungen noch zu befürchten stehen.

Behufs dieser Auseinandersetzung dringt der Verfasser besonders auf eine scharfe Eruirung derjenigen Rechte, über welche der Fürst allein oder in Gemeinschaft mit den Kammern verfügen kann. Dabei erfahren wir z. B., daß in Rheinpreußen (auch Luxemburg), Rheinhessen, Rheinbaiern, Belgien und Frankreich, wo die Eigenthumsrechte an den Kirchengütern auf dem Concordat Pius' VII. und Napoleon's I. von 1801 und den weitern bezüglichen Gesetzen beruhen, die „allgemeine katholische Kirche" keinen Span Eigenthum besitze; daß die Pfarrkirchen in jenen Bezirken den Civil- (nicht einmal den Pfarr-)Gemeinden und die Domkirchen dem Staate gehören. Daß übrigens König und Kammern das Eigenthum der Civilgemeinden nicht zu vergeben haben, versteht sich von selbst. Neu im besondern ist nebenbei, daß der Kölner Dom dem preußischen Staate gehört!

Wie steht es denn in den Gebieten mit preußischem „Landrecht"? Dort sind die Pfarrgemeinden und Diöcesangemeinden, nicht aber die kirchlichen Anstalten, Pfarr- oder bischöfliche Kirche die Eigenthümer. Hier liegt der wahre Eisbrecher wider die Flut der Concordate: die neue Universalmonarchie unter der Tiara, die man so emsig durch den Klerus, die geistlichen Orden und vermittels der Kirchengüter anzubahnen sucht, dürfte daher selbst bei der Willfährigkeit der Fürsten und der Schwäche der Regierungen in den Gebieten des Concordats von 1801 sowie in den Ländern des preußischen Landrechts bei den aufgeklärten Katholiken den kräftigsten Widerstand finden. Diese Katholiken brauchen der Geschichte der Kirche, der Pfarreien und Pfarrgüter nur etwas nachzuforschen, um zu erfahren, wie der Klerus zur Zeit der Blüte des Kanonischen Rechts mit dem Vermögen der Pfarreien geschaltet hat, zum fortwährenden Nachtheil des als rechtlos behandelten Volks, um endlich feste Hand auf ihr Erbgut, auf das von ihnen hergegebene, nur zu ihren kirchlichen Zwecken bestimmte Eigenthum zu legen.

War der erste Theil des Schriftchens schon interessant, so ist der zweite ein wahres Labsal für kritische Gemüther. Es wird nämlich die grenzenlose Verwirrung constatirt, die unter den hervorragendsten katholischen Kirchenrechtslehrern herrscht, sobald es sich vom Eigenthümer kirchlicher Güter handelt. Hr. Walter in Bonn z. B., der in sehr großem Ansehen steht, wird sich wol auf gewisse fast komische, obgleich wohlformulirte Anklagen wohl oder übel zu vertheidigen haben. Hr. Walter macht sich nämlich nichts daraus, zuerst die „allgemeine Kirche" als Eigenthümerin aufzustellen, dann in einem spätern Paragraphen dies zu widerrufen, dafür die „Domkirche", daneben auch die „Diöcesangläubigen", ferner jede einzelne „kirchliche Anstalt" (Pfarrkirche ꝛc.), zuletzt gar „die Armen" in corpore als die wahren Eigenthümer einer und derselben Sache hinzustellen! Eine Sache, als ungetheilt gedacht, kann

unmöglich mehr als Einen vollen Eigenthümer haben: der berühmte Hr. Walter hätte sich also einer juristischen Absurdität schuldig gemacht. Noch höher und zur krönenden Blüte ausgebildet erscheint diese Absurdität in einem Urtheile des königlichen Landgerichts zu Trier vom Jahre 1856 und in einem voriges Jahr erschienenen Buche des Hrn. Gräff, Präsidenten jenes Gerichts, welcher beide male sich nicht scheut, für eine und dieselbe Pfarrkirche in Rheinpreußen 15—20 verschiedene Eigenthümer zu behaupten!! Die Richter zu Koblenz traten der Ansicht derer von Trier bei; der kölnische Appellhof hat früher widersprochen, später finden wir ihn auf seiten der Gerichte von Trier-Koblenz. Der Cassationshof zu Berlin — eine wahre Säule preußischen Rechts — hat bisjetzt stets die rheinischen Urtheile reformirt, welche die Kirche und kirchlichen Anstalten als Eigenthümer der Pfarrkirchen darstellten; er hat bisjetzt unverbrüchlich erklärt, daß dieses Eigenthum nach französischen Gesetzen den Civilgemeinden gehöre. Aber steht nicht zu fürchten, daß die verehrungswürdigen Mitglieder des Cassationshofes zu Berlin endlich aussterben und aus der nachgewachsenen rheinischen Magistratur ersetzt werden?

Welche Justiz am Rhein! Der Verfasser weiß für sie nur eine letzte Entschuldigung, daß nämlich die Regierung solange ruhig zugesehen. Auf der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität sei seit den zwanziger Jahren das allgemeine Kirchenrecht unklar und schlecht gelesen worden; das particulare rheinische aber, das auf dem Concordat von 1801 und den organischen Artikeln von 1802 fg. beruhe, habe man — im Rheinlande, das sich solange mit weit schlechtern Errungenschaften soviel gewußt! — immer en bagatelle tractirt. Die Regierung habe die Pflicht, endlich einzuschreiten und vorab den kirchenrechtlichen Universitätsunterricht zu Bonn und auch zu Berlin aufzubessern. Nicht nur die Interessen der Justizpflege und das Recht des preußischen Volks seien gefährdet, was allerdings die Hauptsache, sondern die Regierung und selbst das Königshaus seien bei der Sache im Spiele.

So wird uns berichtet von widerwärtigen Zwistigkeiten zwischen einer Pfarr- und Civilgemeinde zu Köln, in welche sich die Regierung zu Köln als Parteigängerin der rheinischen Juristenansicht mischte, sodaß im vorigen Jahre (August) der Cultusminister Hr. von Bethmann-Hollweg im Sinne der Entscheidungen des berliner Cassationshofs und gegen die Anschauungen der rheinischen Gerichte energisch einschreiten mußte, um die richtigen „Regulative“ und Normen zur Geltung zu bringen.

Eine wahre cause célèbre bildet der fast vierzigjährige Streit der preußischen Staatsregierung gegen die höhere Geistlichkeit zu Trier im Punkte des Eigenthumsrechtes an der dortigen Jesuitenkirche. Diese cause hat eine eigene Literatur hervorgerufen, unaufhörliche Reibungen

veranlaßt und fast so viel Geld gekostet als die Kirche werth ist — und das blos, sagt der Verfasser, weil der kirchenrechtliche Unterricht der rheinischen Theologen und Juristen so elendiglich schlecht ist, daß man dort nicht mehr Recht von Unrecht unterscheiden kann. Mußten doch die Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. sich in Büchern, welche durch ganz Deutschland verbreitet sind, Spott und Schimpf von geistlicher Seite anthun lassen! Nicht einmal eine officiöse Widerlegung erschien, wo doch das gute Recht des Monarchen jedem ins Auge stach! Die Geistlichkeit zu Trier bezahlte eine einzige Denkschrift mit 2000 Thlrn. Gold, und der jetzt verewigte Advocat, der stets dem Rechte gedient und im gesegneten Andenken fortlebt, ließ sich durch seine religiöse Verliebe und Parteistellung zur Vertheidigung des offenbaren Unrechts hinreißen.

Doch wir schließen, damit unsere Anzeige nicht die Dimension des Büchleins selbst erreiche. Die Katholiken in Rheinpreußen, in Preußen überhaupt, dann in Würtemberg und vornehmlich in Baden, sind genügend aufmerksam gemacht. Wenn die angegriffenen Kirchenrechtslehrer den Handschuh aufheben, so kann sich eine Polemik entspinnen, die für Wissenschaft und Leben — wenn vom Leben endlich in Deutschland die Rede sein soll — die reichsten Früchte tragen muß. Dem wackern Herrn Verfasser aber unsern wärmsten Dank, er hat seine Leuchte in ein Chaos geworfen.

Gedichte.

I. Aus Schleswig-Holstein.

Von

Ludolf Wienbarg.

Vor der Nordsee schützen Deiche,
Starke Wehren, diese Lande;
Vor der Ostsee Privilegien,
Der Verträge altes Bollwerk,
Aufgerichtet mit dem Nachbar —
Also war der Väter Meinung.

Schlimmer Feind ist uns die Nordsee!
Furchtbar ist der alte Meergott,
Wenn er in den Mitternächten
Auf dem weißen Gischt der Wogen
Mit des Abgrunds düsterm Auge
Ueber uns're Deiche hinschaut;
In das Land, wo Rosse wiehern,
Stiere sich zum Kampfe fordern,
Gold'ne Saatenströme rauschen,
In das Tiefland, das er zeugte
Mit der Elbe, mit der Eider,
Das er grollend wiederfordert.

Schlimmer Feind aus alten Tagen
War uns auch der Herr der Belte,
Einst gewaltig, Englands Zwingherr,
An Europas Buchten, Küsten,
Wo nur Hüttenrauch emporstieg,
Böser Dämon, doch vor allem
Dieser Lande steter Dränger.

Vor der Nordsee grimmem Herrscher
Bauten Deiche uns're Väter;

Vor dem alten Herrn der Belte,
Vor dem wilden Wasserdänen
— Eh' ihn noch Verträge banden —
Schafften Ruh' sich ihre Schwerter.

Auf der Heide, in dem grauen
Moos verwitternder Gesteine,
Sind versprengt die rothen Tropfen
Ihres Blutes und des Dänen.

Dänenjoch verfiel der Jüte,
Hamlet's früh verscholl'ner Kämpe,
Stark und unabhängig vordem;
Auch auf Schleiland, Anglers Heimat,
An den Küstensaum der Friesen
Trat sein Eisenfuß als Herrscher;
Selbst das stolze Nordalbingien
Ueberflog schon seine Fahne,
Bis durch Wucht des Sachsenschwertes
Schlacht um Schlacht der Boden frei ward,
Hoch hinauf zur Königsaue.

Vor der Nordsee schützen Deiche,
Starke Wehren, diese Länder;
Vor der Ostsee Privilegien,
Handgefestete Verträge,
Uns'rer Rechte Bollwerk, mit dem
Dänenkönig aufgerichtet.

Also war der Väter Meinung —
Fabel längst schon — bis der off'ne
Unheilbare Bruch erfolgte.

Was ist böser? sind's der Nordsee
Fluten durch die Deiche brausend?
Oder sind's die Wasserdänen
Unsern Boden überschwemmend?

Ganze athmende Geschlechter,
Grüne Inseln riß die Nordsee
In den Abgrund: doch sie bläst uns
An mit kühnem Lebensodem,
Frischt die Glieder, stählt den Arm
Zu dem Kampfe, den sie aufdrängt.

Schlimm'rer Feind ist uns der Enkel
Gorm's: wo er gebietet, stocken
Nach und nach des Lebens Pulse.
Dänisch werden, ohn' Erlösung
Ihm die lecke Barke rudern;
Von Europas Geisterriesen,
Dessen Sprache wir verkünden,
Ab uns wenden, längst verzwergter
Größe Eitelkeit zur Frone;
Schleswig, unser theures, schönes,
Gleich der kriegsgefang'nen Sklavin,
Ihm zur Morgengabe lassen
Für die skandinavsche Hochzeit:
Das begehrt er, darum brach er
Ein ins Land mit alter Wildheit.

Vor der Nordsee grimmem Herrscher
Bauten Deiche uns're Väter;
Vor dem alten Herrn der Belte,
Vor dem wüsten Wasserdänen,
Eh' ihn noch Verträge banden,
Schafften Ruh' sich ihre Schwerter.

Waren wir der Ahnen unwerth?
Wir auch, wir auch hoben Schwerter,
Wuchtige zum Schutz der Lande,
Fort noch kämpfend, als uns Deutschland
Fallen ließ, das selbst gefallen.

Lachende Banner, frühlinghafte,
Fliegend einst von Sieg zu Siege!
Denk' ich eurer, wallt das Blut mir
Freudig auf im wunden Busen;
Denk' ich eurer, trübt ein Nebel
Grau'nvoll mir die wachen Sinne,
Und ich sehe durch den Nebel
Hände, die die schwarzen Zeichen
Schrieben euch auf eure Flügel.

Ohne Banner, ohne Waffen —
Nicht entriß sie uns der Däne —
Stehen wir mit nacktem Busen
Auf den Trümmern der Verträge.
Doch ihr wißt es, brave Mannen,
In dem Busen wohnt die Treue!
Doch auf altem Lebensgrunde
Haftet noch der Fuß der starke!

Vor der Nordsee schützen Deiche — —
Vor der Ostsee nicht mehr alte
Privilegien diese Lande.

Deiche brechen und Verträge,
Deiche flickt man, doch Verträge,
Die gebrochen — naht die Stunde —
Richtet neu man auf vom Grunde.

Steh' denn fest, du tapf'rer Streiter
Tausendjähriger Bewährung,
In der feindlichen Umsperrung
Fest und stolz, mein Holste du!

Aufrecht noch den Arm gewunden
Um die Schwester, die gebunden
Matte Blicke auf dich richtet!
Sag' ihr tröstend, vor der Welt ihr:
Unser Bund ist nicht vernichtet!
Nie, solang' der Nordsee Wogen
Donnernd an die Lande schlagen,
Wird der Holste seinem alten
Bruderbund mit dir entsagen!

II. Zwei Gedichte.

Von

Karl Lemcke.

---

1. Veilchen vom Berg.

Veilchen vom Berg, woran mahnest du mich?
Hoch auf den Bergen, da pflückte ich dich.
Wolken tief unten, Aare hoch oben,
Vor uns am Abhang die Gemsen stoben —
Veilchen vom Berge, wohin ist die Zeit? —
Weit dahinten, ach ewig weit!

Veilchen vom Berg, woran mahnest du mich?
Jubelnde Liebe, die pflückte dich.
Herzen voll Sehnen, Blicke voll Bangen,
Suchen und Finden, glühende Wangen —
Veilchen vom Berge, wohin ist die Zeit?
Weit dahinten, ach ewig weit!

Veilchen vom Berg, woran mahnest du mich?
Hab' ich von allem nun nichts als dich.
Mußte das Glück so schnell zerstieben,
Fern sind die Berge, ferner das Lieben —
Veilchen vom Berge, wohin ist die Zeit?
Weit dahinten, ach ewig weit!

2. Lorber und Rose.

Erst der Lorber, dann die Rose —
Sagtest du mit sinn'gem Blick,
Lächelnd, glühend, o du Lose,
Sprachst du wirklich mein Geschick?

Seit dem Tage kommen Lieder,
Ziehn Gestalten groß und kühn,
Seit dem Tage fühl' ich's wieder
Heimlich wie von Liebe blühn.

III Neue Gedichte.

Von

Paul Erhardt.

1. Sommerliebe.

In des Frühlings jungen Tagen,
Wenn die Nachtigallen schlagen
Durch die Thäler nah und weit,
Mögt ihr seufzen, mögt ihr klagen
Von der Liebe süßem Leid:
Aber zieht der Sommer golden,
Ganz bekränzt mit Blütendolden,
Im Triumph die Welt entlang,
Dann zu Füßen eurer Holden
Singet jubelnden Gesang.

Blöde Jugend mag sich härmen,
Mag mit Grollen, mag mit Lärmen
Wandern durch die weite Welt,
Oder mag auch nächtlich schwärmen
Einsam unterm Sternenzelt:
Doch der Mann, bedacht und weise,
Weiß, wie kurz die Lebensreise,
Keiner, keiner kehrt zurück,
Und so hält er, stark und leise,
Fest den flücht'gen Augenblick.

Holder Sommer meines Lebens,
Nein, du strahlst mir nicht vergebens,
Neuer Muth entflammet mich,
Und die Knospe meines Strebens
Oeffnet deinen Gluten sich.
Was ich eh'mals litt und lernte,
So das Nahe, das Entfernte,
Alles sproßt auf meinem Pfad,
Und es reift zu gold'ner Ernte
Meines Lebens stolze Saat!

2. Lust oder Qual?

Warum klopfst du so, zitternde Brust?
Warum pochst du so, ahnendes Herz?
Ist es die fächelnde Schwinge der Lust,
Ist es leise verhallender Schmerz?
Alle das Wogen, alle das Sehnen
Quillet und löst sich in perlenden Thränen,
Fremde sich selber und unbewußt.

Die du das Herz gefangen mir hältst,
Duftige Rose auf grünender Au',
Die du das Blut in den Adern mir schwellst,
Du mit den Augen so leuchtend und blau:
Alle das Wogen, alle das Sehnen,
Quellende Seufzer, perlende Thränen,
Meinen nur dich, o du lieblichste Frau!

Dir sich zu neigen mit schüchternem Gruß,
Leis wie der Zephyr die Blume umkreist,
Dich zu umfangen mit flammendem Kuß,
Kühn wie der Blitz aus den Wolken sich reißt —
Süßestes Wogen, entzückendes Sehnen!
Thränen zu Küssen und Küsse zu Thränen,
Wonnen und Qualen im Doppelgenuß!

3. Unersättlich.

Warum dein Kuß, so warm, so süß,
Doch meiner Seele Durst nicht stillt?
Weil immer neu der Liebe Born
Mir aus dem tiefsten Herzen quillt;

Weil unter meines Kusses Glut
Stets ros'ger deine Lippe blüht,
Dein Auge mir, dein lächelndes,
Stets leuchtender entgegensprüht.

So zündet Stern an Stern sich an
Am Himmelsdom in nächt'ger Zeit,
Und brausend gießt dir in das Herz
Sich flammende Unendlichkeit.

4. Weihnacht.

O du der Jugend liebster Traum,
Du meiner Kindheit Festgedicht,
Wie strahlst du heute mir so licht,
Du tannenduft'ger Weihnachtsbaum!
Auf der Geliebten Angesicht
Fällt heut dein goldig grüner Glanz,
Um ihre keusche Stirne flicht
Die starre Nadel sich zum Kranz.

Aus Winterfrost, durch Eis und Schnee,
Bricht hell und klar dein lieber Schein,
In alle Herzen dringt er ein
Und lindert tröstend jedes Weh.
So brach die Liebe auch herein
In meines Lebens Winternacht,
Und wieder kann ein Kind ich sein,
Dem hell die Weihnachtskerze lacht.

Und die dereinst vom Himmel her
Den Hirten auf dem Felde klang,
Sie tönt noch heut die Welt entlang
Die wonnevolle Friedensmär.
Es schweigt der Seele wilder Drang
Beruhigt klopft des Herzens Schlag:
Seitdem ich, Liebste, dich errang,
Ist Weihnachtsfest mir jeder Tag!

5. Meeresfrau.

O Meeresfrau, was lockst du mich
Mit Blicken und mit Neigen?
Die grünen Wasser kräuseln sich,
Die Fluten fallen und steigen;
Ich seh' dein gold'nes Lockenhaar,
Durchflochten mit Korallen,
Und seh' die Schultern silberklar,
Und seh' der Brüste Zwillingspaar
Mir heiß entgegenwallen.

O schöne falsche Meeresfrau,
Wohl leuchten deine Wangen,
Dein Mund ist frisch, dein Auge blau,
Doch sollst du mich nicht fangen.

Und wärst du auch viel schöner noch,
Als tausend Märchen sagen,
Es hat ja längst ins süße Joch
Die Allerallerschönste doch
Für ewig mich geschlagen.

Dein Auge brennt, dein Auge winkt,
Es locken deine Lieder,
Und wer dir in die Arme sinkt,
Der schaut den Tag nicht wieder.
Sie aber aus empörter Flut,
Aus wilden Lebenswogen,
Hat sie mit Armen treu und gut,
Mit festem Sinn und starkem Muth
Mich an das Land gezogen.

Von stillen Grotten singest du,
Darin du thronst verborgen,
Du ladest mich zu süßer Ruh'
In Nächten ohne Morgen.
Doch jene, der mein Herz gehört
Jetzt und für alle Zeiten,
Die hat mich aus dem Schlaf gestört,
Sie gürtet selber mir das Schwert,
Zu kämpfen und zu streiten.

Zerflatt're denn, o Traumgestalt
Mit Neigen und mit Winken!
Das Wasser rauscht, das Wasser wallt,
Die bleichen Nebel sinken:
Und wie sich aus des Meeres Schos
Die Sonne hebt mit Prangen,
So naht die Liebste, still und groß,
Ich aber neig' mich, wortelos,
Und halte sie umfangen.

6. Dämmerstunde.

Was hauchst du, braune Dämmerstunde,
Du Trost dem müdgehetzten Mann,
Gleichwie ein Gruß von liebem Munde
Die fieberheiße Stirn mir an?
Du senkst dich leis mit lindem Schmeicheln
In mein verschloss'nes Herz hinein,
Wie treuer Hände sanftes Streicheln,
Wie Kinderathem süß und rein.

Du holde Zeit versteckter Wonnen,
Da alle Blumen duft'ger blühn,
Indessen flammend mir als Sonnen
Die Augen der Geliebten glühn!
In ihre weißen Arme sink' ich,
Von Tages Last und Qualm befreit,
Von ihrer ros'gen Lippe trink' ich
Den Balsam deiner Einsamkeit.

O säumet euch, ihr gold'nen Sterne!
Verzög're dich, geliebter Mond!
In dieser Dämm'rung bleib' ich gerne,
In der die Liebe sichtbar thront,
Von ihrem weichen Netz umsponnen,
Von ihrem süßen Hauch umschwebt,
Sind Erd' und Himmel mir zerronnen
Und einzig meine Liebe lebt!

7. Die Geliebte spricht.

Auf meine Schultern wälz' deine Last,
Dein wechselndes Hoffen und Zagen,
Und was du einsam zu dulden hast,
Ich will es mit dir tragen.

Gieß aus, gieß aus in mein dürstendes Herz,
Dein Kümmern und dein Sehnen,
Die nagende Sorge, den brennenden Schmerz
Und die ungesehenen Thränen!

Ich will sie tief in der Seele Grund
Verbergen und vergraben,
Sie sollen von meinem duftigen Mund
Als flammende Küsse dich laben.

Du sollst nicht merken, wie wund mein Herz,
Wie mit Rosen will ich dich fächeln,
Du sollst vergessen deinen Schmerz
Bei meinem holdseligen Lächeln.

So wollen wir tapfer Hand in Hand
Uns Herz zu Herzen schmiegen,
Und wie auch das Schicksal in Grimm entbrannt,
Die Liebe, die Liebe wird siegen!

8. Sturmnacht.

Gesegnet, o Sturm! und gesegnet, o Nacht!
Gesegnet ihr Wolken, ihr dunkeln!
Und wenn es wettert und wenn es kracht,
Gesegnet die Blitze, die funkeln!
Ihr seid mir lieber als Frühlingswehn,
Als Tage sonnig und golden:
Denn ihr führet mich sicher und ungesehn
In die Arme der Süßen, der Holden.

O Gleichniß, an tieferem Sinne so reich,
Wie hast du das Herz mir gerühret!
Es ist mein Leben dem Sturme gleich,
Der zu der Geliebten mich führet.
Nicht wuchs uns're Liebe auf blumiger Au',
Umleuchtet von freundlichen Sonnen:
Es wurde die holde, die liebliche Frau,
Sie wurde im Sturm mir gewonnen!

Und wie ich sie halte und wie sie mich küßt,
Indeß uns die Wetter umtoben,
So hat aus des Lebens verworrenem Zwist
Sich unsere Liebe erhoben.
Wol brausen die Wogen, da hebt sich der Rand
Des Mondes mit silberner Helle,
Und ruhig liegt, wie von Zauber gebannt,
Leis plätschernd die friedliche Welle.

9. Himmel auf Erden.

Mein Frühlingshauch, mein Rosenduft,
Mein Morgenthau an grünen Zweigen,
Du lindes Säuseln in der Luft,
Wenn sich der Tag beginnt zu neigen!
Du gold'ner Becher übervoll,
Den milde Götter mir kredenzen,
Der mir nun ewig schäumen soll
In ewig neuen jungen Lenzen!

Du bist mein Himmel, holde Frau!
In deinem Blick, dem tiefen, feuchten,
Seh' ich des Himmels gold'nes Blau
Und sehe Mond' und Sonnen leuchten;
Gleichwie des Himmels weites Rund
Die Erde liebend hält umfangen,
So ruht in deiner Seele Grund
Mein innerst Hoffen und Verlangen.

Und wieder drück' ich dich ans Herz,
Wie in der Jugend sel'gen Tagen,
Und wieder muß ich himmelwärts
Die frohbewegten Blicke schlagen:
Von wannen alles Gute kommt,
Der Sonne Glanz, der warme Regen,
Und alles, was den Menschen frommt,
In millionenfachem Segen.

Wohl senkt vom Sternenhimmel her
Ins Herz sich seliges Genügen,
Mir aber quillt ein Wonnemeer
Aus der Geliebten stolzen Zügen.
Nicht neid' ich, Mond, dein Silber dir,
Zerstreuet euch, ihr gold'nen Heerden:
In der Geliebten wurde mir
Der ganze Himmel schon auf Erden.

Literatur und Kunst.

Briefe der Dunkelmänner, alt und neu.

Wer kennte nicht jene berühmten „Epistolae obscurorum virorum", jene Briefe der Dunkelmänner, die mit ihrem scharfen schneidenden Witz, ihrer satirischen Laune und ihrem köstlichen Humor wie ein frisches klares Morgenwehen in die aufdämmernde Reformation hineinfallen und die trotz ihres Küchenlatein doch zu den wenigen classischen Werken gehören, welche der deutsche Geist auf dem Gebiet der komischen Literatur hervorgebracht hat? Ueber den Ursprung dieser in ihrer Art einzigen Sammlung hat sich allerdings trotz vielfacher Nachforschungen nichts völlig Gewisses ermitteln lassen; nur so viel steht fest, daß namentlich an dem zweiten Theil einige der berühmtesten Männer unsers Reformationszeitalters persönlichen Antheil genommen haben, darunter vor allen Ulrich von Hutten, der gekrönte Poet, der Meister lateinischen Stils, aber auch der unerschrockenste und bitterste Widersacher der Pfaffen und Pedanten, dem es eben deshalb einen ganz besondern Genuß bereiten mußte, seine eigene classische Bildung hier gleichsam zu travestiren und die Pfefferkorn und Ortuin mit ihren eigenen unsaubern Waffen zu bekämpfen. Und ebenso gewiß ist auch, daß das Geschlecht dieser Dunkelmänner selbst bei uns noch keineswegs ausgestorben ist. Im Gegentheil, wie in der physischen Welt, so wechselt auch in der geistigen Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung und regelmäßig, so oft die Sonne der Bildung sich scheinbar dem Untergange zuneigt oder wenigstens von einzelnen Wolken verfinstert wird, regelmäßig schlüpfen auch die Eulen und Uhus und das übrige Nachtgevögel hervor, dem das holde Licht des Tages verhaßt ist und das nun in der Dunkelheit seinem kläglichen Handwerk nachzugehen liebt. Gegen dieses Gezücht sind Witz und Laune noch immer die besten Waffen, ganz zu überwinden und auszurotten vermögen bekanntlich selbst die Götter die Dummheit nicht, aber ein gehöriges Sprühbad von Spott und Witz pflegt nicht nur die Unholde für einige Zeit in ihre Verstecke zurückzuscheuchen, sondern es gewinnen dadurch auch diejenigen, die von ihnen zu leiden haben, neuen Muth und neue Widerstandskraft. Wir nannten die „Epistolae obscurorum virorum" soeben ein in seiner Art classisches Buch; diesen seinen classischen Charakter hat dasselbe unter anderm auch dadurch bewährt, daß es mehrfach und zu den verschiedensten Zeiten nachgeahmt worden ist, freilich auch mit sehr verschiedenem Erfolge. Beide, das Original sowol wie die Nachbildungen, sind dem größern Publikum kürzlich aufs neue nahe gerückt worden, das erstere durch die Ausgabe, welche Eduard Böcking in Bonn, der rühmlichst bekannte Herausgeber der im Erscheinen begriffenen neuen Sammlung der Hutten'schen Werke, unter dem einfachen Titel „Epistolae obscurorum virorum" bei Teubner in Leipzig veranstaltet hat, die andern, die Nachahmer, durch die soeben erschienenen „Novae epistolae virorum obscurorum saec. XIX. conscriptae. Praemissa est Epistola Novissima Antonioli viri eminentis ad Dominum Laquerimoniarium virum et scriptorem obscurum de Papa et Congressu. Accedit tractatus de Volumine III. Epistolarum obscurorum virorum" (Leipzig, Kirchner). Die Böcking'sche Ausgabe ist mit

jener Kargheit an Noten, Einleitungen und sonstigen erläuternden Zuthaten ausgestattet, welche neuerdings in gewissen Kreisen unserer Philologen Mode zu werden droht, nicht aber, wie uns dünkt, zum Vortheil der Sache und des Publikums. Denn wenn eine frühere Zeit auch gewiß gefehlt und viel unnützes Stroh gedroschen hat durch die Weitschweifigkeit ihrer Commentare und sonstigen Erläuterungen, so ist doch in diesen Dingen wie überall ein gewisses Maß, und dies Maß zu treffen und auszufüllen ist eben die Aufgabe des geschickten und sachkundigen Herausgebers. Jetzt fällt man in das entgegengesetzte Extrem, man gibt uns jetzt von Schriftstellern und Werken, die einer Erläuterung recht sehr bedürfen, häufig nichts als den nackten Text und selbst über dessen kritische Herkunft finden unsere neuesten Herausgeber es häufig nicht der Mühe werth, sich im einzelnen zu äußern. Auch diese Böcking'sche Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum" enthält außer dem Text, dem wenige vereinzelte kritische und bibliographische Noten hinzugefügt sind, nichts als eine an S. Hirzel in Leipzig gerichtete Widmung in dem drastischen Stile des Originals: eine Enthaltsamkeit, die wir um so mehr bedauern, als gerade der Herausgeber des Hutten ohne Zweifel im Besitz eines Apparates ist, der das genauere Verständniß der „Epistolae obscurorum virorum" aufs wesentlichste befördern würde. Inzwischen trösten wir uns damit, daß diese Reichthümer dem Publikum doch nicht ganz verloren sein werden, sondern vom Herausgeber vermuthlich nur für seine große Ausgabe des „Hutten" einstweilen zurückbehalten sind. Und so wollen wir, in Erwartung der Schätze, die uns bevorstehen, die vorliegende sehr sauber ausgestattete Ausgabe, die sich überdies durch einen verhältnißmäßig billigen Preis auszeichnet, bis auf weiteres mit Dank hinnehmen.

Der Herausgeber der „Novae epistolae virorum obscurorum" hat sich auf dem Titelblatt nicht genannt, aus dem Buche selbst indessen ersehen wir, daß dieselbe von dem Hrn. Dr. G. Schwetschke in Halle herrührt. Hr. Dr. G. Schwetschke hat sich nicht nur als gründlicher bibliographischer Sammler insbesondere für das Reformationszeitalter und die Anfänge der Buchdruckerkunst bekannt gemacht, sondern er nimmt auch selbst unter den Nachahmern und Wiederherstellern des classischen Küchenlatein (wenn anders diese Zusammenstellung erlaubt ist), ohne Widerspruch die erste Stelle ein; seine „Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad D. Arnoldum Rugium", die er zu Anfang 1849 vom Frankfurter Parlament aus veröffentlichte, erlebten in wenigen Monaten nicht weniger als acht Auflagen und müssen noch jetzt als das Beste und Gelungenste anerkannt werden, was in neuerer Zeit in dieser Gattung der Literatur hervorgebracht worden ist. Ueber diese neuern Producte gewährt nun die vorliegende Sammlung eine vollständige und wohlgeordnete Uebersicht. Eröffnet wird dieselbe, wie schon auf dem Titelblatte angegeben ist, durch eine Epistel des Cardinals Antonelli an den Verfasser der famosen Broschüre „Der Papst und der Congreß", Hrn. de la Guéronnière oder, wie er hier mit treffendem Witze heißt, Dominus Laquerimoniarius. Der Verfasser dieser Epistel ist gleichfalls nicht genannt: doch irren wir wol nicht, wenn wir sie dem Herausgeber selbst zuschreiben, dessen Name ja unter den Vorkämpfern der Aufklärung schon seit langem einen guten Klang hat. Die eigentliche Sammlung eröffnen „Epistolae Dunkeli Syndici ad Ordinem philosophorum

Jonensium", entlehnt aus einer Sammlung „Briefe der frommen Männer des 19. Jahrhunderts", die 1831 zu Altenburg erschienen und sich gegen das mystisch-pietistische Treiben in der evangelischen Kirche mit besonderer Bezugnahme auf damalige hallesche Zustände wenden; die Autorschaft des Buchs und somit auch der lateinischen Briefe wird mit Wahrscheinlichkeit einem alten halleschen Studiosus namens Aeffner zugeschrieben. Dann folgt eine „Epistola Crassi Capucini ad Pium Simplicium". Dieselbe rührt von dem bekannten Ellendorf her, der in dem kölnischen Kirchenstreit mehrfach die Feder für die preußische Regierung ergriff; zuerst veröffentlicht wurde sie in den „Epistolae obscurorum virorum recentes" oder „Correspondenz der heutigen Dunkelmänner aus den Jahren 1829 – 38", die 1839 zu Leipzig erschienen. Das nächste Stück hat wiederum den Herausgeber selbst zum Verfasser: „Epistola lamentatoria Clementis Augusti ad Severum Augustum"; es ist den „Gedichten eines protestantischen Freundes" entnommen und bezieht sich ebenfalls auf die kölnischen Streitigkeiten sowie auf den König Ernst August von Hannover, der sich damals mit den erstern in das öffentliche Interesse theilte. Auf die deutschkatholische Bewegung unter Czerski, Regenbrecht und Ronge bezieht sich die „Epistola Laurentii ab Hochstraten ad Czerskium et Regenbrechtium haeresiarchas"; dieselbe erschien zu Danzig 1845, der Verfasser ist nicht bekannt geworden. Daran schließen sich die bereits besprochenen „Novae Epistolae", welche Dr. Schwetschke von Frankfurt aus an Arnold Ruge, „philosophum rubrum nec non abstractissimum" richtete, sowie eine Reihe angeblicher Antworten des letztern, welche dem damaligen Gymnasialprofessor Jacob in Lübeck zum Verfasser haben und hier zum ersten male gedruckt erscheinen. Eine wirkliche Gegenmanifestation gegen die frankfurter „Novae Epistolae" sind die 1849 zu Eisleben erschienenen „Epistolae virorum dextrorum de facinoribus contumeliosis saeculi XIX". Herausgeber derselben war der dortige Dr. Morgenstern; doch sollen noch einige andere muntere Köpfe der genannten Stadt sich daran betheiligt haben. Die nächstfolgende Nummer rührt wiederum von Dr. Schwetschke her: „Novae Epistolae clarorum virorum ad Dominum Mixta-Colanda", Bremen 1855. Eine angebliche Erwiderung unter dem Titel: „Domini de Mixta-Colanda, viri amoenissimi, epistola responsoria ad Chalibaeum et amicos Bremenses", erschien unmittelbar darauf in Berlin. Das letzte Stück der Sammlung ist ein Trostbrief, den der Herausgeber an einen seiner Freunde richtete, der das Unglück hatte, infolge einer Verwundung im schleswig-holsteinischen Kriege den Fuß zu verlieren. Als Anhang folgt noch eine Abhandlung über das Alter des Volumen tertium der „Epistolae obscurorum virorum" aus der Feder des Herausgebers; dieselbe stammt aus dem Jahre 1855 und führt den Nachweis, daß dieser angebliche dritte Band nicht früher als um die Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1689 entstanden sein kann. Das Ganze, das sich in der Ausstattung der im Eingang besprochenen Böcking'schen Ausgabe der „Epistolae virorum obscurorum" genau anschließt, ist eine für die Freunde der Bibliographie wie der komischen Literatur gleich angenehme Gabe, für welche dem Herausgeber unser aufrichtiger Dank gebührt. KK.

Correspondenz.

Aus London.

Februar 1860.

U. Man hofft allgemein, daß die Parlamentssession, welche unlängst begonnen hat, etwas fruchtbarer an Resultaten sein möge, als die der letzten sechs Jahre gewesen sind; in der That hat sich hier seit 1853 der Parlamentarismus in keinem besondern Lichte gezeigt; in den Jahren 1854 und 1855 hatte man vollauf mit dem Kriege in der Krim zu thun, 1856 erholte man sich etwas davon, und in den drei folgenden Jahren gab es nichts als Ministerkrisen und Parlamentsauflösungen. So kommt es denn, daß eine Menge wichtiger Geschäfte ihrer endlichen Erledigung harren, und wahrscheinlich auch Erledigung finden werden, wenn nicht die Mitglieder, welche immer sprechen und immer Anträge stellen müssen und jeden Abend zwanzig Fragen beantwortet haben wollen, so viel von der kostbaren Zeit des Unterhauses in Anspruch nehmen, daß wieder einmal eine Session zu Ende gegangen sein wird und man sich im August, wenn die Jagd auf Perlhühner beginnt, verwundert die Augen reibt und fragt: ja, was ist denn geschehen? Geschehen muß aber viel — man muß den Handelsvertrag mit Frankreich discutiren, die Finanzen ordnen, die Schutzmittel des Landes gehörig effectiv machen, die höchst fatale Reformfrage erledigen! Was die letztere anbetrifft, so müßte die Regierung allerdings äußerst ungeschickt sein, wenn es ihr nicht endlich gelingen sollte, eine Bill zu schmieden, welche die Beistimmung des Unterhauses sowol wie die der Lords erhalten kann, da im Laufe von acht Jahren nicht weniger als drei Bills eingebracht und verworfen sind und somit nichts leichter sein sollte als ausfindig zu machen, was das Parlament und das Land für zweckmäßig hält. Glücklicherweise ist es nicht nöthig, den Census übermäßig herabzusetzen, indem das Parlament nicht unter dem Terrorismus einer organisirten Volksbewegung zu berathen hat, noch über das, was es wirklich für gerecht und vernünftig hält, aus Furcht vor einer allenfalls möglichen Revolution hinauszugehen braucht; denn nichts gleicht der Ruhe, mit welcher man im ganzen Lande der Entscheidung dieser Frage entgegensieht, und John Bright, der wilde Reformstier, ist selbst durch lautestes Brüllen nicht im Stande, Aufmerksamkeit für seine wüsten Pläne zu erregen. Außer diesen Hauptfragen gibt es aber noch eine ganze Menge von zweitem und drittem Range, welche vorgebracht werden müssen; da handelt es sich um den Krieg mit China, und man wird wieder einmal darüber discutiren, ob es wirklich ein Krieg ist oder nicht, und ob eine Kriegserklärung erlassen oder ein gerechter Grund zum Kriege da gewesen ist. Dann kommt die Abschaffung der Kirchensteuern, die Gesetzreform, der Zustand der Bäume und Blumenbeete im Hydepark worauf die Cockneys in corpore entsetzlich eifersüchtig sind, die Reform der alten Citycorporation, Umgestaltung der Gesetze über freiwillige Büchsencorps ꝛc. Nil novi sub sole! Es sind wieder die alten Hirsche, dieselben Gegenstände und Charaktere, und dieselben Kniffe und Pfiffe werden unzweifelhaft wieder in Anwendung gezogen werden. Lord Palmerston empfiehlt wie gewöhnlich eine aggressive Politik im Orient, und Gladstone

wird uns wunderherrliche Perioden über Freihandel und Schutzzölle zum besten geben, sodaß man am Ende seiner Rede wie gewöhnlich wieder nicht wissen wird, ob er verrückt oder wir alle Narren sind. Kurz, im großen und ganzen wird diese Session den frühern wahrscheinlich ebenso ähnlich sehen wie ein Ei oder eine Theegesellschaft der andern.

Die neueste Schwenkung der Napoleonischen Politik ist hier mit dem größten Beifalle aufgenommen worden, wie sich das denn auch wol nicht anders in einem Lande erwarten ließ, worin die Erbitterung gegen den Papismus in vielen Kreisen noch ebenso groß ist, wie sie zu Zeiten Oliver Cromwell's war. Aber was kann dem Schmerze gleichen, mit welchem dieselbe Schwenkung von den Bewohnern der grünen Nachbarinsel wahrgenommen wurde? Wie doch immer dieser uralte Gegensatz zwischen Engländern und Irländern bei jeder Gelegenheit wieder hervorbricht, trotz aller Versuche, welche man gemacht hat, eine Amalgamirung beider Länder zu erzielen! Der Engländer ist jetzt selig, daß dem verhaßten römischen Wesen endlich der Todesstoß versetzt werden soll, und hat sich deshalb schon wieder mit dem Erbfeinde, dem französischen Kaiser, halb versöhnt, während der Irländer Tod und Hölle über den Verräther schreit, welcher sich mit bitterer Ironie den ältesten Sohn der Kirche nennt. Wol nirgendwo hatte Ludwig Napoleon so viele fanatische Anhänger wie in Irland, zu der Zeit, wo er sich an Oesterreich und den Papst anlehnte und gegen England und Piemont Unheil zu brüten schien; die irische Priesterschaft sah und betete an; England war wie immer gemein und scheußlich, und der große Kaiser erhaben und weise; aber ach! wie bald folgte die Reue! Sie mußten sehen, daß die Schlachten bei Magenta und Solferino doch schließlich keine Siege des Papstthums gewesen waren, und daß, wenn der große Kaiser auch für eine Idee Krieg führte, diese Idee nicht die Aufrechthaltung des Statusquo im Kirchenstaate war. Wie steht es jetzt mit dem Sohne der Kirche, der bereit war, ihre unbegründetsten Ansprüche mit 600000 Bajonneten gegen die hinterlistige Feindseligkeit des schismatischen England zu vertheidigen? Natürlich, jetzt ist er der Satanas, der Antichrist in höchsteigener Person! Wollten die Irländer nur das „Eile mit Weile" berücksichtigen, so würden ihre heißblütigen Köpfe nicht so oft eiskalten Sturzbädern ausgesetzt sein. Sie haben eben die unglückliche Gewohnheit, sich immer mehr auf andere Leute als auf sich selbst zu verlassen und werfen sich jedem sofort ohne Rückhalt und Besinnung zu Füßen, in welchem sie einen Feind Englands vermuthen. Kaum gerieth der russische Zar mit den Engländern in Streit, so wurde er mit Strömen irischer Sympathie überschüttet; kaum brach der Aufstand in Indien aus, so schauerten die Irländer Gebete und Segnungen auf die Seapoys hinab; da es nun mit Rußland und Indien nichts wurde, hielten sie sich um so fester an Ludwig Napoleon, und jetzt ist auch dieses Götterbild in den Staub gesunken! So arg ist es, daß der ehrwürdige Dr. Dixon dem Kaiser zuschreit: „Räuber, ziehe deine Hand von der Kehle des Papstes zurück!" Ach! würde er das thun, der arme Papst würde gewiß keinen Tag mehr im Vatican bleiben können und bald, wie „Punch" prophetisch abbildete, einen Zufluchtsort in Leicester Square suchen. Das Merkwürdigste bei dieser ganzen Komödie ist, daß, obwol sich die Irländer von Anfang und zu Ende auf das bodenloseste dabei blamirt haben, sie doch

noch der festen Ansicht sind, daß die Entscheidung über diese sowie über alle andern europäischen Fragen ausschließlich in ihrer Hand liegt und daß, nachdem sie einmal ihre Meinung ausgesprochen hätten, Kaisern, Königen und Ministern nichts mehr übrig bliebe als zu gehorchen und ihren Inspirationen gemäß sich zu verhalten!

Außer den Lucubrationen der irischen Geistlichkeit haben in der letzten Zeit besonders die jetzt immer häufiger werdenden Ehescheidungsprocesse und die Enthüllungen über die Finanzverwaltung der Wohlthätigkeitsvereine die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Was die Ehescheidungen anbetrifft, so ist darin seit kurzem insofern eine bedeutende Veränderung eingetreten, daß jetzt auch solche Leute sich scheiden lassen können, welche gerade nicht 1000 oder 1500 Pf. St. in der Tasche haben, um eine besondere Parlamentsacte zu erhalten; es existirt jetzt ein gewöhnlicher Gerichtshof für Processe dieser Art wie für alle andern, und wie wohlthätig eine solche Veränderung in dem Gerichtswesen für England gewesen ist, sieht man aus der großen Menge von Applicationen, welche beständig bei diesem Hofe gemacht werden und aus der Abnahme der Processe wegen Bigamie. Unter zehn Petitionen um Scheidung wird gegen neun gar keine Einsprache eingelegt, weil der Fall vollkommen klar und eine Vertheidigung unmöglich ist. Die meisten Bittsteller gehören zu dem untern Theile der Mittelklassen und es ergibt sich gewöhnlich, daß entweder die Frau ihren Mann und ihre Kinder verlassen, um mit einer alten Flamme oder einer neuen Leidenschaft durchzugehen oder auch sich geradezu zu prostituiren; oder daß der Mann, nachdem er seine Frau ein paar Jahre geprügelt hat, sie verlassen und mit einer Geliebten nach Amerika oder einem andern Theile Englands gegangen ist. Die höhern Stände liefern übrigens auch ein ansehnliches Contingent, und diese Fälle sind meistens die pikantesten; die Verhandlungen werden Wort für Wort von den überall anwesenden Berichterstattern der Zeitungen stenographirt und kommen entweder am Abend desselben Tages oder doch am folgenden Morgen noch ganz frisch und dampfend vor das Publikum. Man sieht da den ganzen Roman des Lebens enthüllt: das erste Zusammentreffen und Erröthen; fühllose Advocaten lesen die Liebesbriefe vor: „Süße Laura! ach wäre ich bei dir, um noch einen Kuß auf deine weiße Schulter zu drücken“ ꝛc.; dann die Heirath, die Hochzeitsreise, der Honigmond, bis endlich kleine Differenzen anfangen sich herauszustellen, sie Besuche von einem Obersten empfängt, der ihm in den Tod verhaßt ist, er Landpartien mit verdächtigen Frauenzimmern macht und schließlich beide wie Hund und Katze aufeinander losfahren. Sie können sich leicht denken, daß das Publikum Sachen wie diese verschlingt, und nie machen die Zeitungen bessere Geschäfte, als wenn Sir Crestwell (der Ehenzerreißer) seinen Hof abhält und das trennt, was der Mensch nicht trennen soll.

Ach! diese Enthüllungen über das eheliche Leben der Engländer lassen uns die gepriesene Moralität dieses als puritanisch streng berufenen Volkes in etwas anderm Lichte erscheinen! und besonders schlimm muß es uns bedünken, daß, wenn es sich um Ehebruch, Ehescheidung und Entführung handelt, zehn gegen eins zu wetten ist, daß ein geistlicher Herr dabei eine Hauptrolle spielt. Die Zeitungen berichten solche Dinge meistens unter dem eigenthümlichen Titel: „Peinliche Entführung“, „Peinlicher Fall“ ꝛc. Im

allgemeinen ist es Regel, daß englische Damen, mögen sie aus den höchsten Kreisen oder dienende Schönheiten sein, und verheirathet oder ledig sein, nicht gern mit jemand anders durchgehen als mit einem Candidaten der Theologie oder einem Lakai; diese Leute haben die meisten Chancen in der Entführungslotterie. Ganz kürzlich hatten wir zwei solche Entführungen in very high life; beide Damen waren seit langer Zeit verheirathet, beide hatten erwachsene Söhne; die eine von ihnen, die Gattin eines Parlamentsmitglieds und Inhaberin eines ihr erb- und eigenthümlichen Vermögens von 500000 Pf. St. (über 3 Millionen Thlr.) lief mit einem Lakai, die andere, welche nur 100000 Pf. St. hatte, mit einem Cand. theol. fort, und beide Pärchen amusiren sich jetzt auf dem Boulevard de Gand und im Bois de Boulogne vortrefflich; und die armen Ehemänner können — so überhäuft mit Geschäften dieser Art ist Sir Cresswell — nicht hoffen, sich vor zwei bis drei Jahren gerichtlich von ihren ungetreuen Weibern geschieden zu sehen! Ob die eheliche Untreue wirklich häufiger und die Moralität wirklich laxer geworden ist als sie früher war? Factisch ist, daß die Anzahl der Hagestolzen immer zunimmt und den jungen Männern der jetzigen Generation die Vortheile der Ehe immer zweifelhafter erscheinen. In sehr vielen Fällen ist ein Zusammenhang zwischen der Untreue und Unabhängigkeit der Frauen unverkennbar, und es liegt auf der Hand, daß Frauen wenigstens ihren Männern nicht geradezu fortgelaufen wären, wenn sie nicht gewußt hätten, daß sie auf ihr Privatvermögen zurückfallen konnten. Grundsätze sind immer eine schwächere Barrière gegen Leidenschaften, als die Aussicht nichts zu essen zu haben, und gewiß wird oft die Möglichkeit des Skandals geradezu dadurch verhütet, daß die Frauen nicht wissen, wovon sie leben sollen, wenn sie mit ihrem Candidaten oder Lakai durchgehen. Seit längerer Zeit haben sich die Väter hier bestrebt, die Frauen so unabhängig von den Männern zu machen wie irgendmöglich. Sie glauben durchweg, daß junge unverheirathete Männer nichts thun als auf reiche Erbinnen zu speculiren, und wenn sie sie bekommen haben, sofort anfangen ihr Vermögen zu verschleudern, daß es die Gewohnheit der Männer sei, in allen Branchen des Handels und allen Professionen Bankrott zu machen und dann ihre Frauen und Kinder auf dem Straßenpflaster zu lassen. So ist es denn Hauptaufgabe für die Väter, ihre Töchter, wenn sie sich verheirathen, gehörig zu beschützen; da die Männer Schurken und Verschwender sind, müssen die Frauen möglichst sicher vor ihnen gestellt werden. Natürlich sind die Frauen nie extravagant, sie überlassen sich nie ihren Leidenschaften, haben nie Putzmacherrechnungen, erfüllen alle ihre Pflichten gegen ihren Mann und ihre Kinder auf das musterhafteste. Thatsache ist aber, daß im Grunde die Männer ebenso gut Schutz vor ihren Frauen nöthig haben wie diese vor ihren Männern, zumal da die Frauen in England durchweg entsetzlich eigensinnig und eigenwillig sind, weil man ihnen von Kindheit auf so ziemlich alles erlaubt und alles hingehen läßt. Ist es gerecht, daß ein Mann für die Schulden verantwortlich sein soll, welche seine Frau vor ihrer Verheirathung gemacht hat, und daß ihr eigenes Vermögen nicht angerührt werden darf, wenn der Mann diese Schulden bezahlen soll? Ist es billig, daß die Frau jeden Augenblick davonlaufen und den Mann in beschränkten Verhältnissen und mit der Verpflichtung, für die Kinder zu sorgen, zurück-

lassen kann, während sie mit ihrem Candidaten oder Lakai eine Vergnügungstour auf den Continent macht und ihre Zinsen in Austern und Champagner durchbringt? Aber die Ungerechtigkeit ist da noch gar nicht einmal zu Ende. Solange die Ehe noch, wenn auch nicht de facto, doch de jure besteht, ist der Mann verpflichtet, seine Frau zu unterhalten, und wenn in der Zwischenzeit Kinder geboren werden, sind sie gesetzlich die seinigen, und muß er, wenn die Frau es verlangt, die kleinen Candidaten- und Lakaiensprößlinge in seine Familie aufnehmen! Der Frau gehört eben nicht nur alles, was sie hat, sondern auch alles, was ihr Mann besitzt, und der Mann kann gesetzlich weder über sein eigenes Vermögen noch über das seiner Frau verfügen. Bei dieser Lage der Dinge braucht man sich daher nicht zu wundern, wenn junge Leute sich zweimal bedenken, einen Ehebund zu schließen, worin sie in dubio alles zu verlieren und sehr wenig zu gewinnen haben; wobei er das ganze Risico und sie allen Gewinn zu tragen hat. Aber auch abgesehen von diesen extremen Fällen von Untreue, wird doch durch die allzu große Unabhängigkeit der Frau das richtige eheliche Verhältniß gestört. Die Frau bekommt zu viel Macht, die natürliche Ordnung der Dinge wird umgekehrt. Wie wenige Frauen kennen den Werth des Geldes und wie oft kommt es vor, daß der Mann sein ganzes Vermögen in den Ankauf und die Einrichtung eines Hauses hineinsteckt und sich für das Weitere darauf verläßt, daß seine Frau eine hübsche Jahreseinnahme hat! Dies gilt natürlich hauptsächlich für „anständige Leute“, d. h. solche, welche Vermögen, aber nichts zu thun haben, und nichts erwerben, sondern von ihren Zinsen leben. Nur zu häufig kommt es da vor, daß die Frau, welche nichts zu thun hat als Romane zu lesen, unzufrieden wird, in ihrem Herrn und Gemahl nicht das Ideal sieht, welches ihrer Phantasie vorschwebt, und es lieber einmal mit einem Cand. theol. versucht. Es ist freilich sicher, daß in vielen Fällen die Frau, selbst wenn sie durch ihr Vermögen die Hauptperson in der Ehe ist, ihre Stellung aus natürlicher Gutmüthigkeit nicht misbraucht; aber Männer sollten eigentlich gar nicht in eine solche Stellung kommen, wo sie auf die Freigebigkeit und Gnade ihrer Frauen angewiesen sind. Freilich läßt sich auf der andern Seite dagegen sagen, daß man Männer nicht zu bedauern braucht, welche nicht einmal im Stande sind, ihre Frauen in Ordnung zu halten und daß wir für besonders schlimme Fälle ja in Shakspeare's „Der Widerspenstigen Zähmung“ eine Richtschnur haben, welche uns wahrscheinlich zum Ziele führen wird.

Notizen.

H. Beitzke, dessen „Geschichte der deutschen Befreiungskriege" (Berlin, Duncker und Humblot) soeben in zweiter verbesserter Auflage erscheint, soll eine Geschichte des Feldzugs von 1815 unter der Feder haben. Da wir von demselben gründlichen und patriotischen Autor eine „Geschichte des russischen Feldzugs von 1812" bereits besitzen, so würden wir alsdann das ganze große kriegerische Drama von 1812—15 aus seiner Feder beisammen haben, und würde dadurch ein langgehegter Wunsch zahlreicher Leser befriedigt werden.

Wie alljährlich um diese Zeit, haben auch diesmal wieder verschiedene größere Bühnen Deutschlands eine statistische Uebersicht über ihre Thätigkeit während des verwichenen Jahres veröffentlicht. So namentlich die Generalintendanz der königlichen Schauspiele in Berlin. Dieselbe hat im verflossenen Jahre, abgesehen von einigen kleinern Festspielen, Prologen ꝛc., im ganzen 12 Neuigkeiten zur Aufführung gebracht, also monatlich eine, was wenigstens auf keine übermäßige Anstrengung der Herren Künstler schließen läßt, zumal wenn man vernimmt, daß nur die Hälfte dieser Neuigkeiten dem recitirenden Drama, die andere Hälfte aber der Oper und dem Ballet angehört. Unter den 6 neuen Dramen, welche somit zur Aufführung gelangten, befanden sich 3 Trauerspiele (Jordan's „Witwe des Agis", „Maria" von Klein und „Des Hauses Ehre" von Karl Hugo), ferner 2 Schauspiele („Auf der hohen Rast" von Griepenkerl und Redwitz' „Philippine Welser") und 1 Lustspiel „Unsere Freunde" von Max Ring: letzteres von sämmtlichen 6 Novitäten die einzige, die einen dauernden Erfolg erzielt hat. Die Oper brachte 5 Neuigkeiten: „Lohengrin", „Die Braut des Flußgottes", „Hernani", „Die Ballnacht" (allerdings eine etwas verspätete Neuigkeit) und „Das Mädchen von Elizondo". Im Ballet war „Des Malers Traumbild" neu. Neu einstudirt wurden 2 Schauspiele nach dem Französischen, 8 Lustspiele, 2 Opern (Mozart's „Cosi fan tutti" und Donizetti's „Favoritin") und 1 Ballet. Die meisten Wiederholungen von allen aufgeführten Stücken erlebte, höchst charakteristisch für die berliner Zustände, ein Ballet: nämlich das bekannte „Flick und Flock", das nicht weniger als 48 mal, also, wenn man die Ferien des Ballets abrechnet, regelmäßig alle acht Tage einmal gegeben ward. Im recitirenden Drama erlebte die meisten Vorstellungen die „Anna-Liese" von Hersch, nämlich 28. Ihr zunächst stehen „Das Testament des großen Kurfürsten" von Putlitz mit 14 und „Unsere Freunde" mit 12 Vorstellungen. Goethe's „Epilog zu Schiller's Glocke" und „Wallenstein's Lager" wurden je 10 mal, Benedix' „Dienstboten" 8 mal, Wilhelmi's „Durchs Fernrohr" 7 mal, „Das letzte Mittel", Molière's „Geiziger" und Kotzebue's „Freimaurer" 6 mal, „Eine Familie" von Frau Birch-Pfeiffer, „Des Hauses Ehre", „Philippine Welser" und Shakspeare's „Was ihr wollt" je 5 mal aufgeführt. Shakspeare war auf dem Repertoire überhaupt mit 11, Schiller mit 10, Goethe, Raupach und Frau Birch-Pfeiffer mit je 6, Iffland und Lessing mit je 3

Stücken vertreten. In der Oper trug Wagner's „Lohengrin" mit 19 Vorstellungen den Preis davon. Von Mozart befanden sich sämmtliche 7 Opern auf dem Repertoire; sie erlebten zusammen 23 Aufführungen. Den nächsten Rang nimmt Auber ein, von dem 4 Opern („Ballnacht", „Feensee", „Maurer" und „Stumme") zusammen 20 mal gegeben wurden. Meyerbeer ging mit 3 Opern („Hugenotten", „Robert" und „Prophet") 17 mal, Weber mit 2 („Freischütz" und „Oberon") 30 mal, Verdi ebenfalls mit 2 („Ernani" und „Troubadour") 8 mal über die Bühne und ebenso oft Gluck mit den 3 Opern „Armida", „Iphigenia in Tauris" und „Orpheus". Im ganzen wurden auf der königlichen Bühne 501 Vorstellungen mit 615 einzelnen Stücken gegeben; davon fallen 3 auf Concerte und Matinées, 172 auf Trauer- und Schauspiele, 92 auf Lustspiele, 107 auf ernste, 46 auf komische Opern und 81 auf Ballets. Außerdem wurden noch 36 französische Vorstellungen im Concertsaale des Schauspielhauses gegeben. Da paßt wahrlich der alte Spruch: Multa, sed non multum.

Von Leopold Kompert sind zwei Bände „Neue Geschichten aus dem Ghetto", von Hieronymus Lorm eine Sammlung Novelletten „Intimes Leben" erschienen, beide bei Kober & Markgraf in Prag. Bogumil Goltz, dessen Fruchtbarkeit nachgerade etwas bedenklich wird, hat eine zweibändige „ethnographische Studie" über „Die Deutschen" (Berlin, Janke) herausgegeben. Von Gilbert Freiherrn Vincke, der sich bisher besonders als gewandter Uebersetzer aus dem Englischen bekannt gemacht hat, erschien bei Riegel in Berlin eine Sammlung „Gedichte". Ebendaselbst wurde die erste Lieferung des „Schillerdenkmal", die beim berliner Schillerfeste gehaltenen Reden, Trinksprüche rc., theils vollständig, theils im Auszuge enthaltend, ausgegeben.

Hermann Hersch, der tantièmengekrönte Dichter der „Anna-Liese", hat ein historisches Trauerspiel „Maria von Burgund" vollendet, das dieser Tage in Breslau zur Aufführung gelangt ist. Auf dem Hoftheater in Berlin wird der ersten Aufführung eines neuen Trauerspiels von Brachvogel entgegengesehen; dasselbe führt den Titel „Der Usurpator" und behandelt die Geschichte Cromwell's. Mosenthal hat sein „Düweke", dem das Verbot in Wien zu einer unverdienten Berühmtheit verholfen hat, bei Veit & Comp. in Leipzig in Druck erscheinen lassen.

Von Arthur Schopenhauer's berühmtem Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" ist soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig die dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage in zwei Bänden erschienen. Die ebendaselbst erscheinenden „Erinnerungsblätter" von A. von Sternberg sind mit dem soeben erschienenen sechsten Theile vollendet. Von Ernst Moritz Arndt's „Gedichten" befindet sich in der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin eine neue billige Ausgabe unter der Presse; dieselbe ist von dem Dichter selbst noch zusammengestellt und durchgesehen worden und wird im Laufe der nächsten Wochen zur Versendung kommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 9.** 1. März 1860.

Von Baiern nach Tirol.

Von
Wilhelm Mair.

Tirol ist von Baiern aus auf verschiedenen Wegen zugänglich. Von Augsburg weg auf der nach Lindau führenden Eisenbahn fährt man bis zur ehemals schwäbischen Reichsstadt Kempten, von da nach Füßen, ins Lechthal nach Reutte und bei Leermoos über den Fern ins Innthal. Von München aus geht es über den Starnbergersee entweder über Benedictbeurn, Kochel- und Walchensee oder über Murnau, Eschenlohe und Partenkirchen nach Mittenwald und der Scharnitz, auf die Höhe von Seefeld und bei Zirl ins Innthal hinunter. Ein dritter Weg bringt uns auf der Rosenheimer, resp. Salzburger Eisenbahn bis zur Station Holzkirchen, und von dort über Tegernsee ins tirolische Achenthal und bei Innbach ins Innthal; auf gleicher Bahn endlich die letzte Route bis Rosenheim und von dort auf der Zweigbahn ins Tirol.

Alle diese Wege sind von landschaftlicher Schönheit, und sonderbar! der letzte, vordem am wenigsten gerühmt und benutzt, da früher der durch die Scharnitz als der nächste und der durchs Achenthal als der lohnendste galt, ist jetzt durch die Eisenbahnverbindung der gewöhnliche geworden. In acht Stunden erreicht man die Hauptstadt Tirols, das

schöne Innsbruck. Da wir nun früher die Bahnstrecke bis Rosenheim in diesen Blättern besprochen haben, mag es nicht unwillkommen sein, weitern Kreisen auch ihre Fortsetzung ins Tirol zu schildern, zumal gerade diese Tour in dem vielverbreiteten trefflichen Reisehandbuch von Bädeker sich noch nicht aufgeführt findet. Wir erinnern uns aus einer frühern Mittheilung („Eine Eisenbahnfahrt ans bairische Gebirge"), daß die Fahrt durch den Teufelsgraben und das liebliche Thal der Mangfall, die aus dem Tegernsee herabströmt, als ein artiges Vorspiel gelten kann für eine Gebirgsreise. Rosenheim liegt in der Ebene, von den Bergen etwa zwei Stunden entfernt. Gleich außerhalb des schönen und immer lebhaften Bahnhofs theilt sich die Bahn in die Salzburger und in die rechts sich abzweigende Kufsteiner Linie. Erstere verfolgt die östliche Richtung, auf einer prachtvollen Steinbrücke über den Inn führend, erreicht sie unmittelbar am linken Seeufer des Simmsees und später an den Orten Endach, Riemsting, Prien und Bernau vorüber am rechten Ufer des Chiemsees vorbei durch eine reizende Landschaft die freundlich gelegene Salinenstadt Traunstein — nicht zu verwechseln mit dem schroffen Traunstein, der sich im Gmundenersee spiegelt, im Salzkammergute. Die Strecke Rosenheim-Traunstein sollte noch im vorigen Herbste dem Verkehr übergeben werden, hätte nicht in den letzten Wochen neuerdings eine sumpfige Stelle bei Riemstieg, nahe beim Chiemsee, wie es den Anschein hat, schwer zu beseitigende Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Vollendet dagegen ist die tiroler Linie gegen Kufstein bis Innsbruck. Die bairische Bahn führt bis zur Grenzstation Kufstein von Rosenheim weg in einer Stunde und etlichen Minuten. Auf dieser kurzen Strecke durcheilt der Zug eine noch viel zu wenig gerühmte Landschaft; die Einfahrt ins untere Innthal ist wahrhaft reizend. Aus der Ebene am Inn aufwärts eilt man dem Hochgebirge entgegen.

Schon im Rosenheimer Bahnhof wird unser Blick von den nahen Bergen gefesselt. Die hohen Kuppen des Wendelstein bis zu den Tegernseebergen liegen zur rechten, ihnen gegenüber am andern Ufer des Inn der pittoresk geformte Heuberg, der lange Rücken des Hochriß, dann die vielzackige Wand Kampenwand, an die sich östlich noch eine Reihe grüner Bergspitzen anschließen, denen entlang die Salzburger Bahn ihre Schienenwege führt. Was aber zunächst vor dem Beschauer liegt, ist nicht umsonst eine von den Münchenern vielbesuchte Gegend. Wer von uns hätte nicht von den alten Preising'schen Schlössern und ihrer romantischen Lage gehört? Am linken Innufer (bei der Einfahrt ins Gebirge uns zur rechten) liegt Brannenburg, in patrimonialer Herrlichkeit auf seine ehedem zinspflichtigen Grundholden herabschauend; hinter dem Schlosse steigen die mächtigen Gebirgsstöcke des Wendelstein

und des Breitenstein empor; zu seinen Füßen mit dem spitzigen Kirchthurm in einem Gehege von Obstbäumen das liebliche Dorf, schon seit Jahren, wie alle Gebirgsorte, an denen die münchener Maler weilen, von den Hauptstädtern bevorzugt. Welche reizende Berglandschaft umfaßt hier aber auch den Inn, ehe er sich anschickt, in die Ebenen hinauszuströmen. Der wildrauschende Sohn der Berge breitet sich weit auseinander, als käme es ihm hart an, die liebgewonnene Heimat zu verlassen, in der so viele schneegekrönte Häupter auf seinem weiten Laufe aus dem Engadin herab ihren Fuß in seine grünen Fluten tauchten. Von der Terrasse des gegenüberliegenden Schlosses Neubeuern ist dies schöne landschaftliche Bild in vollem Maße zu bewundern.

Um Feld und Flur und die an den Höhen sich hinziehenden tiefgrünen Waldstrecken, aus denen dort und da ein einzelnes Gehöft mit seinen weißen reinlichen Mauern hervorblickt, rahmt sich die Berglandschaft in unendlich ansprechender, das Auge des Fremden wahrhaft gewinnender Weise. Wer zum ersten mal aus dem flachen Lande ans Hochgebirge herankommt, kann sich nicht satt sehen an diesem mannichfaltigen reizvollen Bilde. Da steht vor uns der Kegel des Heuberg mit seinen schroffen „Wandeln", gegenüber glänzen im Sonnenschein die grünen Matten, auf denen die zwei Asuerbauern ihre Höfe haben, noch weit oberhalb dem Petersberge, jener grauen Kapelle, die wie das Schwalbennest bei Neckarsteinach an der steil aufsteigenden Bergwand klebt. Das ist der Vordergrund mit den beiden Schlössern und dem rauschenden Strome. In der Vertiefung des Thales erhebt sich aus dem blauen Dufte der Rigi des Unterinnthales, die Hohe Salve, mit freiem Auge an dem Kirchlein auf ihrer Spitze kenntlich, daneben ein Theil der schroffen Kalkwände des Wilden Kaiser, zwischen beiden endlich im Hintergrunde die Schneespitzen der Krimlerkauern und des Venediger!

Doch wir kehren zur Bahn zurück. Schon die zweite Station Fischbach wechselt etwas die Scene. Hier verengt sich das Thal. Da die Bahnlinie in der Mitte derselben und ziemlich nahe am Inn sich hinzieht, erkennen wir an dem links mächtig emporstrebenden Grenzhorn, um wie viel tiefer als die Stromthäler der Isar, des Lech, der Iller ꝛc. dieses Bergwasser sein Bett eingeschnitten. Nicht nur der Name des Berges, auch das an seinem Fuße sichtbar werdende Zollhaus und ein alter Wachtthurm, der mit denen von Neubeuern und der Ruine Falkenstein bei Flietsbach zu correspondiren scheint, deuten auf die am rechten Innufer weiter gegen Baiern vorgeschobene Grenze. Aus dem etwas verengten Thale führt der Zug rasch wieder in die erweiterte Landschaft hinaus, wo uns bald, ähnlich dem Wettersteingebirge bei Partenkirchen, in seiner vollen Mächtigkeit der Wilde Kaiser entgegenstarrt, von der

Abendsonne mit rosigem Schimmer übergossen. Gegen diese kahlen Wände sticht der links über dem Inn drüben sich ausweitende grüne Thalkessel mit seinen Bergen gar lieblich ab, in der Niederung des Stroms die ersten Tirolerdörfer Erl, Ebs und Niederndorf; und während wir schon vom rothen Saft der Rebe träumen, credenzt uns der malerische Bahnhof von Oberaudorf noch ein frisches Glas bairischen Bieres. Ober- und Niederaudorf, die schönen Grenzorte gegen Tirol, sind gleichfalls Sommerfrischorte der Münchener; das unter überhängenden Felsen liegende Häuschen des „Webers an der Wand" mit seinem Blumengärtchen ist längst aus einer Erzählung Spindler's bekannt.

Da wir unsere aufmerksamen Leser gern gerade auf die weniger bekannten, aber nichtsdestoweniger empfehlenswerthen Wege hinzulenken uns bestreben, wollen wir hier nicht verschweigen, wie lohnend es ist, wenn man sich überhaupt zu einer kleinen Fußwanderung entschließen will, die Bahn bei Niederaudorf zu verlassen, und den Weg bis Kufstein von dort an auf dem rechten Ufer des Inn fortzusetzen. Wer mit dem Frühzuge München verlassen hat, kommt deshalb doch noch zeitig genug nach Kufstein, um Mittag zu halten, wozu übrigens auch unterwegs Gelegenheit sich findet. Eine Viertelstunde unterhalb des Bahnhofs von Niederaudorf liegt das Franciscanerhospiz Beisach und ein einem Hrn. von Finsterer gehöriges Schloß, Urfahrn; in der Nähe desselben ist die Ueberfuhr auf das andere schon österreichische Ufer; die Paß- und Gepäckcontrole ist hier viel weniger belästigend und bei dem geringen Fremdenverkehr schnell abgemacht. Von der österreichischen Mauth führt nun ein reizender Weg vom Innufer eine Strecke aufwärts und gewährt auf Audorf und dem dahinter mächtig ansteigenden Wendelstein, der hier wirklich imponirend das Thal beherrscht, herrliche Rückblicke. Das Sträßchen übersteigt dann einen gewaltigen Bergrücken, auf dessen Höhe wir in das gegen Osten sich verlaufende Thal von Walchsee hineinsehen, grüne Matten in der Tiefe und zu beiden Seiten eine Reihe der schönsten Berge, üben auf den Beschauer eine gewaltige Anziehungskraft. Doch auch diese Scenerie wechselt bald mit einem andern Bilde; sind wir an dem Ausgang des zur rechten sich hinziehenden Wäldchens gelangt, liegt das schöne Niederndorf, die Kirche weit über die Häuser desselben hinwegschauend, vor uns. Ein gutes, aber etwas theures Wirthshaus ladet zur Rast ein; doch da wir von Audorf bis hierher nicht viel über eine Stunde gegangen, genügt ein Seidel Wein, der hier sehr gut ist. Die weitere Wanderung geschieht im Innthal aufwärts, bald ist Dorf Ebs erreicht, wo die Straße nach dem 3 Stunden entfernten Wilsbüchel, in 3 Stunden nach Walchsee und nach 5 Stunden ins schöne Thal von Kössen abgeht. Auch Ebs hat gute Wirthshäuser, eine besondere schöne Kirche, nicht weit entfernt auf

einem Felsschopfe liegt die Kapelle St.-Nikolaus, und zur rechten gegen den Inn hinaus Schloß Wagrain. Nun führt uns die Straße ganz an die immer vor uns gelegene Kaiserwand hin, während wir den steil abfallenden Kegel des Pendling jenseit des Inn, dahinter die Rothe Wand und die ganze Rückseite des Wendelsteinstock und des Breitenstein zu bewundern haben. Eine vorspringende Felswand des Kaiser verbirgt uns eine kurze Strecke noch den Kaiserbach, den wir schon lange vorher brausen hören, da führt uns der Weg unmittelbar an denselben hin, der Weiler Sparchen hat seine Häuser malerisch an die Felsenschlucht vertheilt, aus welcher derselbe in mehrfachen Absätzen und Fällen hervorbricht. Wir verlassen da gleich, nachdem wir die Brücke passirt, die Straße, steigen links bei dem letzten Hause, das auf der Anhöhe liegt, dieselbe hinein, und auf einem angenehmen Fußpfade, d. h. Feldern und Wiesen, die Stadt Kufstein von ihrer schönsten Seite immer vor uns, erreichen wir dieselbe nach einer Viertelstunde.

Doch nun kehren wir wieder nach Audorf und ans jenseitige Ufer des Inn zurück, um mit dem Bahnzuge die Fahrt fortzusetzen. Bei der letzten Station Kiefersfelden gelangen wir in das Längenthal des Inn, das in seiner großen Ausdehnung (von West nach Ost) von Landeck herunter an seinen Ufern eine Fülle der herrlichsten Landschaften entfaltet. Noch winkt uns die Ottokapelle von ihrer geringen Höhe und schon rollen wir auf kaiserlichem Boden dahin; fast an die Schienen herauf wälzt der Innstrom seine rauschenden Wogen, aber wir hören sie nicht, in der Klausen, wo sonst so gern noch der Stellwagenführer seinen Insassen das erste Seidel Rothen vergönnt hat, und sich auch, steht der Klausenwirth mit seinem breitkrempigen Hute unter der Thür — wir werden seinem herrlich liegenden Häuschen später von der Stadt aus zusprechen: denn schon erspähen wir den hohen Kaiserthurm und unter der alten Veste Kufstein, in wenig Minuten nimmt uns der geräumige Bahnhof auf, in den die alte Kirche von Zell neugierig hereinschaut, und wir dürfen trachten, Paß und Gepäcke zur Hand zu haben, wenn es uns nicht gehen soll wie Vaganten, die ihr Wanderbuch nicht in Ordnung oder am Ende gar keins in der Tasche haben.

Es hat sich vorigen Sommer unzweifelhaft gezeigt, daß die strenge Paß- und Mauthpolizei im Bahnhofe von Kufstein viele Schuld trägt an dem verhältnißmäßig geringen Verkehr auf dieser Route, und daß sie namentlich den Münchenern, die für das untere Innthal, das einst am längsten unter bairischer Hoheit stand, noch immer lebhafte Sympathien hegen, den Besuch desselben in gar nicht ferner Zeit völlig verleiden wird. Man sollte meinen, wer für einen oder nur ein paar Tage die Grenze passirt, um eine Tour in deren nächster Nähe zu machen, der bedürfe gar keines Passes, und wer nur eine Reisetasche oder einen

Nachtsack führt mit seinem Nöthigsten, keiner Visitation. Aber nein! Der Paßbeamte des Bahnhofs (ein kaiserlicher) kennt keinen Unterschied der Person, und es ist das Visa des österreichischen Gesandten in München für den Weg vom Bahnhof zur schönen Dreikönigswirthin ebenso nöthig wie zur Reise nach Verona! ja er ist entschieden der Meinung, daß es eines speciellen Ausweises bedürfe, unter den stets sich aufs neue verjüngenden Kupferkreuzern den wohlklingenden Inhalt unserer Börse zurücklassen zu wollen! Ebenso wenig wissen die Zollbeamten, im anerkennenswerthen Eifer ihrer Pflichterfüllung, Vergnügungsreisende vom sonstigen Reisepublikum zu unterscheiden; innerhalb ihrer Zollschranken gilt jeder Passagier für der Zolldefraudation dringend verdächtig, und insbesondere die jungen bairischen Mauthbeamten sehen ihren Landsleuten scharf auf die Finger, resp. Reisesäcke, ob sie nicht etwa in irgendeinem verborgenen Fache von der Hohen Salve etwas frische Bergluft mit hinausschwärzen möchten, die freilich dem Färbergraben oder der Lederergasse in München zeitweise sehr zu statten käme!

Seit Kaiser Joseph's Zeiten schaut der dicke runde gewaltige Kaiserthurm in die Gassen Kufsteins herein. Nachdem sich in seiner luftigen Höhe oben den politischen Gefangenen die Riegel geöffnet haben, ist auch jenes unbehagliche Gefühl geschwunden, das früher bei manchem Touristen einem längern Aufenthalte in Kufstein widerstrebte; und doch wäre die kleine Stadt dazu so gut geeignet, besonders wenn die Wirthshäuser mit den Bedürfnissen anständiger Reisenden besser vertraut sein werden als bisher. Am besten gelegen ist der Hauptwache gegenüber der Gasthof zur Traube. Hr. Huber führt trefflichen Kalterer Seewein und die kleine runde Wirthin ist gar freundlich und zuvorkommend, die Preise billig. Aus den Zimmern des obern Stocks ist eine köstliche Aussicht über das Innthal und die in demselben verstreut liegenden Dorfschaften. Eine wohlangebrachte Terrasse gestattet, Morgen- und Abendstunden dort unter freiem Himmel zuzubringen, und die waldigen Wände des Stadtberges wie das vorspringende Duxerköpfl, an dessen Fuße leider Friedrich List sein Leben endete, vor Augen zu haben, als ob sie schon hinter den gegenüberliegenden Häusern emporragten. Ein Blick die Lange Gasse hinunter zeigt uns den grünen Kranz von Bergen, die das schöne Bild gegen Osten schließen, die Rückseite des Rißberges, den oberhalb Niederndorf liegenden Spitzenstein mit seinen Almen, dann gegen Walchsee den ganzen Gebirgsstock des Wechsels, und endlich wo die St.-Nikolauskapelle sich anlehnt, den langgestreckten Buchenberg mit seinen zerstreut liegenden Bauernhöfen. Die ganze Gegend führt noch heute den aus der alten ständischen Verfassung Tirols stammenden Namen „untere Schranne". Darunter war Ebs mit den dazu gehörenden Gemeinden verstanden, Kirchbüchel war die innere Schranne,

Langkampfen die äußere und Söll die obere. Diese „Schrannen" bildeten das Gericht Kufstein und ihre Ausschüsse wählten den Deputirten für den in Innsbruck tagenden „engern Ausschuß".

In den übrigen mehr oder minder gut eingerichteten Wirthschaften fehlt es aber an aller Aussicht, da sie in den tiefer gelegenen Theilen der Stadt sich befinden. Von Kufstein aus ist Gelegenheit gegeben zu den einladendsten Ausflügen in die Nähe und Ferne. Alle umliegenden Orte sind ländlich schön und Wohlstand zeigend, wie Niederndorf, Endach, das hochgelegene Dorf Schwoich in reizender Bergeinsamkeit, überm Inn liegen Vorder= und Hinterthiersee, der Thierberg mit schöner Aussicht, hinter demselben ein reizender Spaziergang ins „Landl"; am Fuße des Kaiser, wo der Kaiserbach aus dem Felsenthore braust, die Sparchen, an ihr vorbei nach dem schönen Walchsee, ins breite grasreiche Thal von Kössen, oder nach Sachoranz zum Wilsbüchler, von wo hinaus es ins Aschauerthal und an den Chiemsee geht rc., köstliche Partien voll Wechsel und Neuheit der Landschaft. Einer der besuchtesten Punkte ist seit mehreren Jahren schon die Hohe Salve (Dr. Waldfreund, „Führer auf die Hohe Salve" [Innsbruck 1858] und von A. Ziegler eine lithographirte „Rundschau" [ebendaselbst 1858]); doch müssen wir uns der k. k. Nordtirol=Staatsbahn von Kufstein aus bedienen, um von der nächsten Station Wörgl ab uns auf die Höhe von Itter (ein herrlicher Weg, Schloßruine und Dorf), oder nach Hopfgarten (3 Stunden von Wörgl entfernt) zu begeben, um von da weg den nahezu 6000 Fuß hohen isolirt stehenden Bergkegel zu ersteigen, wozu drei Stunden vonnöthen sind. Seinen Ruf rechtfertigen zwei Vorzüge; erstlich kann man oben (wenn auch sehr dürftig) übernachten, und dann ist er für den vom Flachland Kommenden jedenfalls der nächste und freieste Berg, der diese Aussichten bietet, die namentlich südlich in die prachtvolle Welt der Alpen mit ihren Gletschern und Schneegipfeln reizend ist; freilich wer etwa später von Wörgl über Kitzbüchel ins Pinzgau oder nach Salzburg wandert, der wird einer noch lohnendern Aussicht nach Süden auf dem bisjetzt noch wenig genannten und besuchten Kitzbüchlerhorn sich zu erfreuen haben.

Auf dem Wege bis Wörgl haben wir Muße, die Vorzüge der neuen Fahrgelegenheit kennen zu lernen. Vor allem befriedigten uns die hohen schönen Waggons, welche Eleganz und Bequemlichkeit aufs angenehmste vereinen. Selbst ein großgewachsener Mann kann unbehindert darin stehen, und auf den Lederpolstern saß sich's auch in den heißen Tagen dieses Sommers kühl und bequem. Was uns weiteres angenehm berührte, ist das völlig Geräuschlose der Bewegung. Allerdings sind die Waggons noch neu, aber auch viel schwerer gebaut, auch ist die Beförderungsgeschwindigkeit im Vergleich mit der bairischen Bahn sehr

ermäßigt; doch wird man sich dies wol gern bei einer Fahrt durch so schöne Gegenden gefallen lassen. Jedoch scheint uns ein Aufenthalt von 10 Minuten an jeder Station zu viel. Brixlegg ist von Kufstein ab eigentlich die dritte Bahnstation, da zwischen Wörgl und Brixlegg noch „Kundl“ liegt, welches aber wie die Station „Fritznes“ zwischen Schrag und Hall nur Zwischenstation ist, weshalb wir dieselben nicht besonders hervorheben. Beide nehmen nur Personen auf, und wird, sind Mitreisende nicht vorhanden, gar nicht angehalten. Bis wir dahin nach zweistündiger Fahrt gelangen, sind wir schon ein gutes Stück Weges ins tirolische Innthal hereingekommen.

Gleich oberhalb Kufstein zeigt sich zu beiden Seiten an den Berghalden hinauf viel schöner Tannenwald, aus dem der Schienenweg hinaus über eine solid construirte Brücke bei Büchelwang ans rechte Innufer übersetzt. Hinter dem Bühel schaut ein spitzer Kirchthurm auf die Bahn herab, das ist Kirchbüchel, ein sehr alter Ort. Die Berge dahinter, bis zur Spitze bewaldet, also nicht erheblich hoch; aus einer Lucke schaut schon näher und deutlicher erkennbar das Kirchlein der Hohen Salve her. Am linken Innufer dagegen beginnt mit dem hohen Pendling, der jäh gegen Kufstein abfällt, eine lange Reihe immer höher sich erhebender Bergspitzen bis gegen das Achenthal, jene geschlossene Bergwand, vor welcher in ihrer nördlichen Abdachung die anmuthigen bairischen Gebirgsthäler, der Schliersee und der Tegernsee, liegen. Das Innthal ist hier wieder breiter und offen über die Kunder Felder hinauf bis Rattenberg, der kleinen Stadt, die vom herabströmenden Inn ganz an ihren Schloßberg hingedrängt wird, sodaß die Eisenbahn unter demselben durch den Fels einen nicht unbedeutenden Tunnel hindurch muß. Aus seinem dunkeln Schos fahren wir in die lachende Thalebene von Brixlegg hinaus. Dieser Bahnhof hat eine reizende Umgebung. Die Ruinen alter Schlösser, von denen der verwitterte Thurm der Ruine Rattenberg sich scharf in den blauen Aether zeichnet, das nahe gelegene schöne Dorf, die grünen Berghänge mit ihren Waldstrichen bis an die kahlen schroffen Wände und Häupter hinauf, vor allen das steinige Sonnenwendjoch, geben ein gar schönes Bild, das die Oetzthalerferner im Westen, das Kaisergebirge im Osten abschließen, ein Anblick, der an heitern Abenden in besonderer Schönheit und noch vollkommener auf der nahen Innbrücke von Rattenberg entzückt.

Dorf Brixlegg ist fünf Minuten vom Bahnhofe entfernt, an der Einmündung eines kleinen Seitenthales malerisch gelegen. Seine mitunter stattlichen Häuser, an deren Fenstern und Lauben sich schöner Blumenflor bemerklich macht, sind zum Theil am Wildbach hinan zerstreut, der sein schäumendes Wasser mitten im Dorf mit Ungestüm auf die Räder einer Mühle stürzt, zum Theil liegen sie mit der schönen

Kirche am rechten Bergabhange, an den wir, vom Bahnhofe herkommend, rasch hinansteigen und nach wenigen Häusern zum untern Wirth, zum sogenannten Judenwirth gelangen, ein zwar etwas theures, aber gutes Wirthshaus, ja, wie man behaupten will, das beste im ganzen Unterinnthale! Luftige, geräumige Zimmer, Kost und Wein zur Zufriedenheit, einige Tische im freien, sonst so selten zu finden, das sind allerdings Vorzüge, die zu einem längern Verweilen einladen. Ein Blick auf die Umgebung, auf die schönen Dörfer, die hier in engem Rahmen beisammen liegen, und hinter ihnen die grünen Schluchten mit ihren Wäldern, die den Eingang zu andern Kirchdörfern verdecken, sie verstärken dies Behagen und erwecken die Lust, auch dorthin den Wanderstab zu setzen. Sonst ging es eben ins Innthal hinauf, und das war für einen Fußwanderer eine lange Strecke, Innsbruck und das Zillerthal in der Regel die Zielpunkte, und nur wer über Gletscher den Fuß setzen wollte, lernte auch noch das Stubarz oder das herrliche Oetzthal kennen und stieg von dort an die Etsch hinunter und nach Meran; Wanderungen, die uns längst von andern, am trefflichsten wol von L. Steub in seinen „Drei Sommern in Tirol“ geschildert worden sind. Mit der Eisenbahn kommt man nun rascher voran, und ohne das Hauptthal mit seinen Schönheiten aus dem Auge zu verlieren, gewinnt man Muße, auch die kleinern Seitenthäler zu besuchen, in die der Fuß des Fremden noch selten sich hineingewagt hat.

Brixlegg bietet hierfür ein erwünschtes Standquartier. Zwei kleine Kapellen liegen hoch genug, um einen Ueberblick über das Thal zu gewähren, und nicht zu hoch, um sie ohne Anstrengung zu erreichen, die eine am Wege vom Bahnhof her links oben im Lärchenholz, die andere liegt etwas höher, durch den frommen Eifer eines Kaplans erst im Jahre 1853 auf dem Mühlbüchel erbaut, an der Westseite des Dorfs, und ist in einer Viertelstunde bequem zu ersteigen. Sie gewährt eine treffliche Rundschau. Den Mühlbach aufwärts, dem gleich hinter Brixlegg liegenden Dorfe Mähren zu, führt uns ein bequemer Weg zur Kapelle hinan. Ueber der nächsten Grashalde schauen wir das Dorf Reit am Waldsaume, hinter dem der Bergrücken sich hinaufzieht, der ins Zillerthal hinüberleitet. Hinter Mähren steigen waldige Höhen auf, aus deren Schos die Wildbach hervorbraust, und in deren grünem Grunde der schöne Weg nach dem zwei Stunden entfernten Alpbach führt, und von dort in die Wildschönau und ins Brixenthal. Wer von Wörgl aus über Itter auf die Hohe Salve stieg, der sieht die Kirche von Brixen, ein Dorf hinter Hopfgarten auf dem Wege nach Kitzbüchel und ins Pinzgau, mit ihren beiden Thürmen unmittelbar am südlichen Fuße der Salve liegen. Der gerade Weg dorthinab ist ohne Beschwerde und von da durch die Wildschönau nach Brixlegg so schön, daß er be-

kannt zu werden verdient; gewöhnlich machen Fußreisende von der hohen Salve weg die beschwerlichere Tour an den Krimlerwasserfall und über die Gerlos ins Zillerthal.

Die einzige Klage, die bei allen diesen herrlichen Wanderungen laut wird, betrifft die Sorge für das leibliche Wohl; leider muß sich der Reisende alle möglichen Entbehrungen gefallen lassen. Um so willkommener sind nach ein paar Tagen unfreiwilligen Fastens die bessern Wirthshäuser im Zillerthal und unsere ebengenannte Wirthin in Brixlegg. Kein ins Tirol Reisender möge übrigens versäumen, den schon von Bädeker gegebenen Rath zu befolgen, seinen Bedarf in österreichischen Banknoten mitzubringen, denn die Wirthe, besonders wo sie Silber zu erhalten vermuthen, fangen an so enorme Zechen zu machen, daß es wie in Italien bald nöthig werden wird, vorher mit ihnen auszuhandeln. Schon der Salvenhüter verlangt für das Wenige, was er zu geben hat, so barbarische Summen, daß man im österreichischen Hofe in Innsbruck viel billiger übernachtet als bei ihm. Es ist zu wünschen, daß sich das Project, ein Haus auf der Salve zu erbauen und eine ordentliche Wirthschaft einzuführen, realisire; doch bis dies geschehen sein wird, werden noch Hunderte von Fremden ihr miserables Nachtlager mit gutem Silber aufgewogen haben!

Versetzen wir uns nun wieder zur Kapelle auf den Mühlbühel, um auch das jenseitige Innufer und das Thalgelände ins Auge zu fassen, das sich am Fuße des Sonnenwendjoch ausbreitet. Da liegt an der Bahnlinie Dorf Münster; dann öffnet sich nordöstlich das Brandenbergerthal, ein grünes Bergthal, das uns in zwei Stunden nach Brandenberg und ins Marienthal führt, von wo aus ein Fußweg in die Falepp hinausgeht an die Kaiserklause und nach Tegernsee.

Weiter östlich, zerstreut in der Innebene liegt das große Dorf Kramsach, von welchem an der Berghalde ein schöner Weg über Langkampfen nach Mariastein und von dort über Angel nach Kufstein hinausführt, ein sehr empfehlenswerther Weg für solche, die schon von Kufstein weg eine Fußwanderung im Innthale vorziehen.

Es war ein gar schöner Juliabend, als wir zum letzten male von dieser Kapelle ins Innthal hinuntersahen; die Mühle und die Hammerwerke pochten unten gewaltig am Fuße des Bühels und aus den Häusern stieg schon fröhlich wirbelnd der gastliche blaue Rauch empor, der so behaglich an den Abendimbiß erinnert; nur über das Brandenbergjoch hing eine schwarze Wetterwolke, die uns der Tegernsee hereinsandte und die wie zur Erquickung nach dem heißen Tage einige köstliche kühlende Tropfen fallen ließ auf die lechzende Landschaft; in ungetrübter Klarheit aber standen die Schneegipfel des Oetzthals und versprachen auch für den kommenden Morgen einen klaren sonnigen Reisetag.

Wir schieden ungern und zögernd. Hatten wir doch keinen der nahen Berge erstiegen, von denen sich das östlich hinter Rattenberg gelegene Gradljoch einer nicht minder anziehenden Aussicht erfreuen soll als selbst die Salve, ja, wie der freundliche Besitzer des Schlosses Matzen behauptete, sogar noch einer „woltern schönern“; auch das hohe Kellerjoch am Eingange des Zillerthals wurde uns gerühmt, nur die fünf Stunden anstrengenden Steigens, die das Sonnenwendjoch in Anspruch nimmt, das so herausfordernd ins Thal herabschaut, sollen wenig belohnt werden.

Im Bahnhofe von Brixlegg wunderten wir uns über die eigenthümliche Neuerung, getrennt von den Dienstlokalitäten ein eigenes Gebäude für die Restauration und zwar ziemlich entfernt von diesen zu finden; finden ist hier der maßgebende Ausdruck, denn man muß wirklich danach suchen. Vielleicht hält man deshalb auch auf jeder Station zehn Minuten lang, um dem Fremden Zeit dazu zu lassen. Die Bahnbediensteten waren nun freilich immer mit freundlicher Weisung zur Hand, wir fanden überhaupt an ihnen viel Anstand und Artigkeit; alle sind Böhmen, bis zu den Bahnwärtern herab, die einsam vor ihren höchst schmucklosen, eins wie das andere gebauten Warthäuschen stehen.

Neben der altersgrauen Holzbrücke, die von Brixlegg nach Kranzach führt, hat sich die Eisenbahn eine neue erbaut, deren kolossale weiße Pfeiler weithin sichtbar sind, und verfolgt nun ihre Linie wieder auf dem linken Ufer des Inn bis zur Kettenbrücke vor Innsbruck, wo sie wieder auf das rechte zurückkehrt. Die nächste Station, Innbach, ist bald erreicht. Der Ort (am Inn gleichfalls Hohöfen und Hammerwerke und nun auch der Bahnhof) liegt ähnlich wie Brixlegg, aber gegen Süden und höher an der Berglehne hinaufgebaut, ganz an der Schlucht, aus welcher der Kasbach aus dem Achensee herabrauscht. Wirthshaus, Schloß und Brauhaus liegen zuhöchst und schauen über das schöne große Dorf hinweg in eine nicht minder anziehende Landschaft, als es die bisher geschilderten waren. Das schöne Innthal aufwärts über Schwatz hinaus bis Volders, eine wahrhaft herrliche Thalbreite mit Schlössern und Klöstern reich geschmückt, gegenüber Dorf Rothholz, dazwischen die Innbrücke, die nach Straß führt, das Dorf mit dem spitzen Kirchthurme am Eingange des Zillerthals, abwärts die Burgruinen Kropfsberg und Lichtwehr, wie eine malerische Decoration in die Mitte des Innthals geschoben, und wo sich das Thal, aus dem wir kamen, verengt und uns Rattenberg verdeckt, endlich das alte Schloß Matzen.

Vom Tegernsee und aus dem Achenthal kommend wird man über Innbach die Straße nach Straß hinüber einschlagen, um ins Zillerthal zu gelangen; wer aber von Kufstein herauf mit der Bahn reist, der

folge unserm Beispiele, bei Brixlegg schon die Bahn zu verlassen und den schönen Weg nach Straß, der nicht mehr als eine Stunde beträgt, zu Fuß zu machen. In Straß ist der Stellwagen zu benutzen, der täglich zwischen Schwatz und Zell im Zillerthal hin- und zurückfährt. Vom Coupé aus ist der Einblick ins offene Zillerthal vielfach durch das nahe Weidengebüsch und die jungen Erlen gehindert, die auf dem losen Geröll der Innufer wachsen, von der Anhöhe des Innbach aus hat man das grüne Gelände am Eingange dieses berühmten Thals allerdings schöner vor Augen. Wie eine Idylle liegt dies mattenreiche Zillerthal vor uns; nur daß statt der poetischen Figuren, statt Daphnis und Chloen sehr kräftige, wadenreiche Gestalten uns begegnen, Mander wie Weiberleut, denn es wohnt ein schöner Menschenschlag zwischen diesen Bergen, sowie in Vorder- und Hinterdux, wohin man regelmäßig über Lannersbach und Finkenberg seine Wanderung fortsetzt, und dann übers Joch oberhalb Steinach, zwei Posten hinter Innsbruck auf die Botznerstraße wieder herabkommt. Die Tirolersänger und Handschuhhändler haben die Tracht des Zillerthals in alle Welt getragen, sodaß im Auslande der Zillerthaler für den Typus des Tirolers gilt. Unter den erstern gebührt aber der Familie Rainer aus Fügen das Verdienst, den Ruf ihrer schönen Heimat begründet zu haben. Wir müssen darum auch hier ihrer gedenken, denn sie sind es in Fügen noch jetzt, die durch ihr freundliches Entgegenkommen dem Fremden den Aufenthalt angenehm und behaglich werden lassen.

Der Schwärmer Quirinus Kuhlmann.

Von

August Kahlert.

Den Sammlern älterer Kupferstiche ist ein zu London 1683 gestochenes Blatt bekannt, das uns einen noch jungen Mann zeigt, in dessen Gesichtszügen sich zugleich Hochmuth und eine gewisse Ueberspannung ausdrücken. Reiche Locken wallen auf beiden Seiten herab, ein Spitzentuch umschlingt den Hals, ein weiter gestickter Mantel umhüllt die Glieder, an der Schulter mit einer glänzenden Agraffe befestigt, die Umschrift lautet: Quirinus Kuhlmannus Vratislaviae Silesiorum natus die 15. (25.) Februar, anni MDCLI. Am Ende des Blatts stehen sieben lateinische Hexameter, zusammengesetzt aus lauter Namen berühmter Männer alter und neuer Zeit, welchen der Vorgestellte sich ebenbürtig anreihen soll. Unter den religiösen Abenteurern des 17. Jahrhunderts, deren Zahl nicht geringer war als die der politischen im 18., hat Quirinus Kuhlmann durch sein tragisches Geschick am meisten Auf-

sehen erregt, weshalb eine von dem wittenberger Professor Gottlieb Wernsdorf (stirbt 1729) herausgegebene und mehrfach aufgelegte Schrift „De Fanaticis Silesiorum“ sich vorzugsweise mit ihm beschäftigt; die Nachrichten, welche neuere Handbücher über ihn geben, sind fast sämmtlich aus dieser Wernsdorf'schen Schrift unternommen. Noch Genaueres enthalten jedoch die „Schlesische Kernchronik“ (Nürnberg, 1710), deren ungenannter Verfasser der Professor Köhler zu Altorf war, und Karl Adolf Menzel's „Schlesische Geschichten“. Auch hat Kuhlmann die Hauptthatsachen seines Lebens in seinem an Verrücktheit streifenden Gedicht: „Der Kühlpsalter“ selbst besungen.

Die Schriften Jakob Böhme's wirkten in dem Zeitalter der heftigsten Glaubenskämpfe, denen der Westfälische Friede nur äußerlich Ruhe geboten hatte, auf viele so verwirrend, daß sie sich zuletzt berufen glaubten, selbst eine neue Religion zu stiften: und dies waren nicht selten poetische Talente, die nur, weil ihr Zeitalter keinen andern poetischen Inhalt bot, sich mit Leidenschaft auf die Religion warfen. Zu diesen gehörte auch ein breslauer Bürgerssohn, Quirin Kuhlmann, der schon auf der Schule so seltsame religiöse Meinungen äußerte, daß sein Rector sagte: „Aus dir wird einst ein großer Theolog oder ein großer Ketzer werden.“ Verse schrieb er gern und leicht; schon mit 17 Jahren ließ er hundert poetische Grabschriften auf berühmte Leute zu Liegnitz drucken. Doch befiel ihn bald nachher ein Nervenfieber, dessen Folgen er niemals überwunden hat: denn gleich nach seiner scheinbaren Genesung behauptete er stets auf seiner linken Seite einen hellen Schein zu sehen, welchen er als dauernde Nähe eines Engels sich deutete. In solchem Zustande begab er sich nach Jena, um dort die Rechte zu studiren, nicht ohne unterwegs in Görlitz Böhme's Grab zu besuchen. Aus dem Studium wurde nicht viel, er zog es vor, lieber alles aus sich selbst zu schöpfen als von andern zu erfahren, und schloß sich daher wochenlang in seinem Zimmer ein, worin ihn der Umstand, daß er durch phantastischen Anzug den Spott der Studenten erweckte, nur bestärkte. Seine in Jena herausgegebenen Sammlungen lehrreicher geschichtlicher Züge verrathen nur den Drang literarisch thätig zu sein, aber seine poetischen Betrachtungen aus dem Hohen Liede, die er himmlische Liebesküsse genannt hat (1671), streifen bereits an eine bedenkliche Ueberschwenglichkeit. Es sind meist Sonette mystischen Inhalts von geschicktem sprachlichen Ausdruck. Schwankend in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, hielt er nur stets den einen Gedanken fest, daß alles Wissen lediglich durch göttliche Eingebung errungen werde; und weil zu jener Zeit die Universität Leyden von zahlreichen Mystikern aller Nationen besucht ward, fühlte auch er sich dorthin gezogen, um auch Rechtskenntniß, die er in Jena nicht eingesammelt hatte, durch göttliche

Erleuchtung und zugleich die Doctorwürde zu erwerben, ein Entschluß, der ihm zum Unheil gereichte.

Nach Holland hatten sich die Anhänger der Kabbala und der Religionsschwärmerei jeder Art, weil sie hier vor Verfolgung sicher waren, geflüchtet; Jakob Böhme's Handschriften (denn nur weniges davon war bei dessen Lebzeiten gedruckt) hatte Frankenberg gesammelt, nach Danzig und von dort zu Schiffe nach Amsterdam gebracht, woselbst Geistverwandte sie im Druck herausgaben. Theosophie ward eine Lieblingswissenschaft, und Böhme deren Koryphäe, weshalb seine Schüler sich mit Stolz Böhmisten nannten. Kuhlmann erwarb deren nähere Kenntniß durch Johann Rothe, der für einen Erleuchteten galt. Die neuen Propheten fanden damals allerwärts aufmerksame Zuhörer. Auf Kuhlmann's Phantasie wirkten besonders die aufgezeichneten Weissagungen des Debricius, die jener ihm empfahl, und zwar bis zu einem Grade, daß in ihm das längst Verborgene zum Ausbruch kam. Nennen wir es Verzückung oder Wahnsinn, genug: „inmitten seiner Studirstube wurde er von einem Zustande höchster Seligkeit befallen, die Wände verschwanden, viel tausend Lichter umgaben ihn, die wunderlichsten schönsten Bildungen veränderten sich in ungeahntem Farbenspiele unaufhörlich, es war als ob die große Weltkugel mit den kostbarsten Edelsteinen besteckt wäre und das allerblendendste Licht aus dem heiligen Lichttriangel empfinge". Die Erklärung dieser seiner Worte hat man darin gefunden, daß er sein nach Süden zu liegendes Zimmer mit buntem, sogenanntem türkischen Papier tapeziren ließ und sich an dem Reflex der Sonnenstrahlen nicht satt sehen konnte. Von jetzt an war er überzeugt, daß er berufen sei, den Antichrist zu stürzen und das tausendjährige Reich zu begründen. Der Welt that er dies kund in seinem Werk: „Neubegeisterter Böhme begreifend 150 Weissagungen" zu Leyden 1674, wovon nur der erste Theil erschienen ist, weil der Verfasser sich mit seinem Freunde und Vertrauten Rothe darüber entzweite: — denn auch Propheten gönnen, wie es scheint, einander selten den Vorrang. Das Werk wird von tausend Stück theosophischer Fragen beschlossen, deren einige beispielshalber hier stehen mögen: „Was ist die Unewigkeit, welche der Welt anfänglichen Anfang und unendliches Ende beschließt? War die Ewigkeit vor Gott, oder Gott vor der Ewigkeit, oder zugleich mit Gott? Kam das Böse aus dem Guten oder das Gute aus dem Bösen?" u. s. w. Ein Versuch, sich mit dem durch seine vielseitigen Schriften berühmt gewordenen Jesuiten Athanasius Kircher in Briefwechsel zu setzen, gelang zwar, indem dieser mit scheinbarem Interesse auf seine großen Pläne einging: doch tragen seine von Kuhlmann selbst aufbewahrten lateinischen Briefe eine ironische Färbung und verrathen, daß der kluge Jesuit den phantastischen Schwärmer übersah,

und als dieser nun gar mit der Absicht vorrückte, an den Papst zu schreiben und ihm sein großes Werk zu widmen, warnte ihn Kircher höflich, er möge nichts den Censoren Misliebiges vorbringen und vor allem sich keiner göttlichen Eingebung rühmen.

Durch sein Treiben scheint er zu Leyden, wo man doch sonst an das Sektenwesen gewöhnt war, den Behörden misfällig geworden zu sein, da sie ihn aus der Stadt verwiesen, ja in ganz Holland war seines Bleibens nicht länger; er ging also 1675 über Amsterdam, Gröningen und Hamburg nach Lübeck. Ohne alles Geld suchte er durch geheime Wissenschaften, namentlich Goldmacherei, reiche Liebhaber derselben, deren es überall viele gab, an sich zu ziehen: doch erst zu Lübeck gelang dies Bestreben bei einem Kaufmann Werner, einem Mennoniten, der eine Zeit lang dem alchymistischen Unsinn geduldig zusah, bis ein unerwartetes Ereigniß ihn mit Kuhlmann gänzlich brechen ließ. Es erschien nämlich eine gewisse Magdalene von Lindau, Witwe mit zwei erwachsenen Töchtern und einem jüngern Sohne, die von Amsterdam, wo sie eine göttliche Erleuchtung erfahren haben wollte, ihm nachgereist war, und warf sich ihm ohne weiteres an den Hals. Daß sie nur die Maske einer Schwärmerin trug und so wie ihre Töchter nur zu weltlichen Abenteuern benutzte, sagt Kuhlmann selbst. Dennoch brachte das listige um 20 Jahre ältere Weib ihn dahin, daß er sie heirathete; kirchliche Einsegnung fand dabei nicht statt. Die ganze Gesellschaft begab sich nun nach London, wo es an Sekten nicht fehlte, auch Böhme schon Anhänger hatte. Kuhlmann erklärte überall, seine Mission treibe ihn nach Konstantinopel, um den Sultan zu bekehren, ihm fehle hierzu nur noch eine Kleinigkeit, nämlich Geld. Doch auch dafür fand sich Rath, indem ein eifriger Alchymist, Lord Bathurst, die seltsamen Genossen auf seinem Gute Bromley gastlich verpflegte und mit der erforderlichen Summe ausrüstete. Die Reise ging (1678) durch Frankreich über Marseille, und ward nur durch Zänkerei mit Gattin und Stieftöchtern', wegen ihrer immer mehr hervortretenden Weltlust, häufig verkümmert, die ursprüngliche Absicht, Rom zu berühren und dem Papst den Plan vorzulegen, unterblieb jedoch, vielleicht infolge der obenerwähnten Kircher'schen Warnung und Scheu vor der Inquisition.

In Smyrna angelangt, sah er wohl ein, daß die weibliche Begleitung ihm in Konstantinopel hinderlich sein würde, er ließ dieselbe also auf dem Schiffe und ging allein ans Land, und dann mit einem türkischen Schiffe nach dem Orte seiner Sehnsucht, wo er nach sechzehn Tagen ohne Geld und Kleider anlangte. Es bleibt immer merkwürdig, daß es ihm dennoch in der Fremde immer wieder gelungen ist, sich das Unentbehrlichste zu verschaffen. Zunächst sollte die Bekehrung des Sultan Mohammed IV. geschehen, und ihm das bekannte Buch des Comenius:

„Lux in tenebris“ und zwar „in himmelblauem Einband mit Goldschnitt“, welches viele Prophezeiungen enthält, zur Belehrung und Erweckung überreicht werden. Eine selbstverfertigte Abhandlung: „De conversione Turcarum“, worin er auf einen Kometen Bezug nahm, sollte die Sache unterstützen, Pläne, die natürlich ganz verunglückten; er selbst schiebt die Schuld auf die herrschende Pest, die den Sultan unnahbar machte, andere Geschichtschreiber reden von hundert Stockprügeln, welche den Abenteurer zur Rückreise vermocht hätten. Genug, im October langte er wieder in Smyrna an, fand seine Gattin und Stieftöchter noch auf dem Schiffe, unter besonderm Schutze des holländischen Consuls, und reiste mit ihnen auf einem französischen Schiffe nach Amsterdam zurück. Er sagt, Gott habe bei seinem verunglückten Unternehmen mit seinem guten Willen fürlieb genommen und in ihm den Zug nach Norden erweckt. Da seine weibliche Begleitung seinen Zorn wahrscheinlich durch lockere Streiche immer aufs neue erweckte, so jagte er sie endlich (1679) weg und reiste von jetzt an allein hin und her, von Wundersüchtigen angestaunt, zu Paris, Genf, London. Hier traf er seinen frühern Gönner, Lord Bathurst, der unterdessen in Jamaica gewesen war, wieder an; auch schloß er sich an die Gesellschaft der berüchtigten Jeanne Leade, von deren Tochter ein neuer Christus geboren werden sollte — wir übergehen die nähere Schilderung dieser sittlich anstößigen Sekte — und hier wurde nun auch sein im Eingange erwähntes Bildniß in Kupfer gestochen, denn eine ganze Reihe theils lateinischer, theils deutscher Schriften verbreitete seinen Ruhm weit unter den Freunden der höhern Magie. Für uns ist besonders wichtig der „Kühlepsalter oder die funfzehn Gesänge“, d. h. Kuhlmann's Psalmen, ein Cyklus von psalmodischen Schilderungen seiner Irrfahrten seit der Abreise aus Lübeck. Wie alle Mystik von jeher ein Spiel mit Worten, wobei oft die sinnigsten Combinationen entstanden sind, geliebt hat, so hatte er sich in seinen Namen völlig verliebt, und bringt das Wort „kühl“ in unzähligen oft ganz unsinnigen Beziehungen vor. Von 1684—87 hat er vier Sedezbändchen dieses mit Perlschrift gedruckten Documents der Verirrungen eines ursprünglich mit Poesie begabten Geistes, woraus sich übrigens Kenntniß seiner Schicksale gewinnen läßt, zu Amsterdam herausgegeben. Vollständig werden sie selten beisammen gefunden. Später genügte ihm die Bezeichnung „Psalm“ nicht mehr, weshalb er mehre einzelne solcher Gesänge unter dem Titel: „Kühljubel“ herausgab, besonders merkwürdig durch die tollen Spielereien mit einzelnen Worten, wovon manche, wie: „Himmel“, „Lieb“, „süß“, ohne weiteres dreißig- bis vierzigmal unmittelbar hintereinander wiederholt werden.

Bei der Empfänglichkeit, die das weibliche Herz für schwärmerische

Gefühle zu haben pflegt, darf es uns nicht wundern, daß Kuhlmann nicht lange nach der Trennung von seiner ersten Gefährtin eine zweite eroberte, die er Maria Anglikana nennt, und ebenso sehr preiset, als er die erste getadelt hatte. Mit ihr — man kennt die Veranlassung nicht — wurde er (1684) aus England ausgewiesen; mit ihr lebte er in Amsterdam bis 1686, wo sie starb. Nun verband er sich zum dritten mal mit einer Gesinnungsgenossin, Esther Michaelis, und trat mit ihr, wieder von innerer Offenbarung getrieben, seine letzte große Reise an, diesmal nach dem damals noch fast unbekannten Rußland. Am 17. August (1687) finden wir ihn in Berlin, wo er einen „Kühljubel“ an den Kurfürst Friedrich Wilhelm aufsetzte, Verse, die den Fürsten zur Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche auffordern. Im nächsten Jahre erscheint er in Danzig, und zwar unter dem fremden Namen Ludovici, ein Aergerniß der Geistlichkeit, die dem Sektenwesen weniger Nachsicht schenkte, als es die holländische und englische gethan hatte. Fast wäre er wegen Vielweiberei mit Todesstrafe belegt worden, kam jedoch mit Landesverweisung weg. Im Sommer 1689 langte er in Moskau an, wo er nach so vielen glücklich überstandenen Gefahren aller Art endlich seinen Untergang finden sollte.

Auch nach Moskau war bereits Jakob Böhme's Theosophie gedrungen, und hatte über zwanzig Personen für sich gewonnen, die eine stille, bisher wenig beachtete Partei bildeten. Sobald Kuhlmann, dessen Unbesonnenheit ihn auch hier irre leitete, in den friedlichen Kreis eintrat, suchte er Aufsehen zu erregen, und begann seine lauten Prophezeiungen des heranrückenden Tausendjährigen Reichs, vertheilte auch manche von ihm verfaßte Druckschriften, unbekümmert um die ihm drohenden Gefahren, da sie den russischen Behörden leicht als Aufforderung zum Aufruhr und Hochverrath erscheinen konnten. Anfangs jedoch nahmen sie von ihm keine Notiz, vielleicht wegen Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache. Dem lutherischen Geistlichen Moskaus erschien die Sache in anderm Lichte; er hatte erst vor kurzem die Freude erlebt, daß die Bekenner der Augsburgischen Confession im despotischen moskowitischen Reiche Religionsfreiheit, wonach sie lange vergeblich gestrebt, erhalten hatten. Sollte diese Errungenschaft nicht durch die Maßlosigkeit des Schwärmers gefährdet werden können? Ein deutscher Kaufmann, Konrad Nordermann, einer ähnlichen Glaubensrichtung zugethan, nahm den Fremden in seinem Hause auf und pries sich deshalb glücklich, weil der Prophet des nahen Tausendjährigen Reichs ihm ein unzweifelhafter göttlicher Bote zu sein schien. Er schwatzte so viel von der Sache, daß der lutherische Prediger Johann Meinecke einzuschreiten beschloß und Kuhlmann zu sich entbieten ließ. Auf eine Disputation war es dabei gar nicht abgesehen, sondern auf eine treugemeinte Warnung. Er rieth ihm,

sich ruhig zu verhalten und verhehlte ihm nicht, daß er selbst sonst genöthigt sein würde, um seine Gemeinde vor Verdacht zu schützen, ihn der Obrigkeit als Friedensstörer anzugeben. Von ähnlicher Art war dereinst die Warnung des klugen Jesuiten Athanasius Kircher gewesen, als Kuhlmann diesem den Plan mitgetheilt hatte, seine himmlische Sendung dem Papst persönlich zu eröffnen; sie hatte bewirkt, daß er gar nicht nach Rom ging, und ihn wahrscheinlich vor den Kerkern der Inquisition bewahrt. Diesmal beachtete er, von langjährigem Glück berauscht, die Warnung nicht, beging vielmehr eine neue große Unvorsichtigkeit. Er brachte seinen neuen Freund Nordermann dazu, eine Kuhlmann'sche Schrift — es ist unentschieden, ob es eine ältere oder eine neue war — ins Russische zu übersetzen, worin ausgesprochen war, daß der Verfasser ein zweiter Christus sei, angelangt, um auf dem Erdball Ordnung zu stiften. Nordermann trug sein Manuscript zu einem ihm befreundeten Minister, der nicht wenig erschrak, ihn warnte und bedrohte — vergeblich! Die Handschrift ward zum Buchdrucker gebracht und von diesem dem Patriarchen vorgelegt mit der dreisten Bitte, die Erlaubniß zum Drucke zu ertheilen. Nun war alles verloren, der Patriarch ließ die Geistlichen, sowol den lutherischen als denjenigen der gleichfalls noch nicht längst tolerirten reformirten Gemeinde, befragen, ob diese Leute zu ihnen gehörten und ob ihre Meinungen bei ihnen Billigung fänden. Auf die Verneinung folgte, was sich voraussehen ließ, schleuniger Proceß, Tortur, Hinrichtung. Die Todesart war die in Glaubenssachen damals in ganz Europa noch nicht ungewöhnliche, der Feuertod. Auf dem Marktplatze wurde eine sogenannte Badestube, auch „schwarze Stube“ genannt, eigentlich eine Hütte aus Pechtonnen errichtet, und darin sowol Kuhlmann als Nordermann am 3. October 1689 lebendig verbrannt, im Angesichte einer großen Volksmenge, worunter sich Bekenner der römischen, griechischen, lutherischen und reformirten Heilslehre befunden haben sollen. Ob der Prediger Meineke die Unglücklichen hätte retten können, wenn er sich mit Nachdruck für sie verwandt hätte, wer mag das entscheiden? Es gibt noch einige Briefe von ihm, worin er auf die Gefahr hinweist, in welche die noch junge lutherische Gemeinde in Moskau der allmächtigen Staatskirche gegenüber durch einen solchen Schritt gestürzt wäre. Die Orthodoxen betrachteten in allen Ländern damals die verschiedenen Sektirer, Wiedertäufer, Schwenkfelder, Böhmisten, Chiliasten oder wie sie sonst hießen, als gefährlich für die im Dreißigjährigen Kriege erkämpfte Glaubenssicherheit.

Ueber Kuhlmann's Haltung in seinen letzten Stunden sind widersprechende Berichte vorhanden. Die einen melden, er sei während der Tortur und noch am Scheiterhaufen bei seinen Behauptungen, daß er Gottes Sohn, ein zweiter Messias sei, stehen geblieben und habe mit

Feuer vom Himmel gebracht. Nach andern wäre er in Verzagtheit verfallen, habe um Gnade gebeten und sogar einen Maler als Theilnehmer der Nordermann'schen Schrift angegeben, der sich jedoch der Bestrafung durch Selbstmord entzogen habe.

Ebenso sehr weichen die Beurtheiler seines Lebenslaufs voneinander ab. Zunächst hat es nicht an Leuten gefehlt, die ihn für einen Gotterleuchteten oder Gottgesandten hielten und sein Andenken in Deutschland, Holland, England mit Vorliebe bewahrten, ja in Kuhlmann's Gedichten sogar Prophezeiungen seines Feuertodes finden wollten. Eine solche fand man in folgenden drei Strophen (56. Kühlpsalter, Vers 10, 20, 21), die wir hier mittheilen, um zugleich ein Beispiel seiner Ausdrucksweise zu geben:

In sieben Prüfungsfeuer
Durchkühlt uns Gottes Weiher
Und kühlt uns wieder frisch.
Gefahr ist zwar gewachsen
Bis zu den sieben Achsen,
Doch ruft man gleich: verlisch!

Anfechtung ist entwichen,
Verfolgung selbst erblichen,
Kreuz fand am Kreuz sein Ziel.
Das Leiden muß man stärken,
Die Angst bringt freudig Werken,
Willkommen Tod! komm' kühl!

Gott Vater, komm' und läuter,
Gott Sohn, sei mein Bereiter,
Gott heil'ger Geist mein Reiß;
Laß nach den sieb'nen Glüen
Im Silberkelche blühen
Das Lilien-Rosenweiß
Zu deinem Lob und Preiß!

Andere nennen ihn schlechtweg einen Schwärmer, noch andere halten ihn gar für einen Betrüger. Die letztern stützen sich besonders auf die Thatsache, daß er an vielen Orten reiche Männer für seine alchymistischen Versuche zu gewinnen und auszubeuten wußte, und daß er, der völlig Mittellose, den Bedarf zu weiten Reisen, kostspieligen Unternehmungen überall glücklich errang. Als hundert Jahre später Cagliostro in Paris wie in Petersburg seine Bewunderer fand, bis er endlich der römischen Inquisition in die Hände fiel, wurde man an Kuhlmann's Abenteuer unwillkürlich erinnert. Denn ob Kabbala und Alchymie als nöthige Bestandtheile von Böhme's Theosophie betrachtet werden mochten, oder ob sie sich in die Hallen des Freimaurerordens einzuschleichen wußten, darauf kommt es nicht an; in beiden Fällen wurden unzählige Leichtgläubige durch sie getäuscht. Wir wollen auch zugeben, daß Kuhlmann durch sein fast zwanzigjähriges Treiben eine gewisse Fertigkeit andere zu überlisten ausgebildet haben kann, im wesentlichen aber halten wir ihn für keinen Betrüger, sondern für einen von der fixen Idee des göttlichen Berufs Erfüllten. Begeisterung und Wahnsinn grenzen oftmals eng aneinander. Die poetischen Leistungen des Unglücklichen

sind freilich durch zahlreiche Spuren von Geistesverwirrung fast ungenießbar gemacht, tragen aber doch ein Gepräge, welches von einem Unberufenen sich schwerlich würde auf die Dauer hin nachmachen lassen, weil auch die Geschmacklosigkeit ihr Originelles hat. Man hört ihn stets von Böhme mit Bewunderung und Begeisterung reden, ihm als Schüler nacheifern, indem er den Meister im sprachlichen Ausdruck noch zu überbieten sucht, die ursprüngliche Anlage und die bürgerlichen Verhältnisse des Schülers sind aber andere als die des Meisters und treiben zu andern Ergebnissen. Der Meister, ein stiller, beschaulicher Mann, der in engem Kreise seine Tage verlebt; der Schüler unruhvoll, den Wechsel der Erscheinungen und Lebensverhältnisse, Lärm und Aufsehen liebend. Die Wogen, in welche er sich kopfüber gestürzt hatte, rissen ihn fort.

Ueber Böhme ist kürzlich eine genaue Untersuchung von Fechner erschienen (Preisschrift der Oberlausitzischen Gesellschaft), worin die Thatsachen seines Lebens und der Gang seiner geistigen Entwickelung dargelegt werden. Ueber Kuhlmann's Lebensschicksale würde eine solche Untersuchung auf viele Hindernisse stoßen. Der Wechsel seines Aufenthalts erschwert die Sammlung und Prüfung der Zeugnisse, an deren Stelle oft mit Gerüchten fürlieb genommen werden muß. Was seine Zeitgenossen und deren Söhne über ihn geschrieben haben, rührt meistens von Gegnern her, seine Freunde haben sich mit geräuschloser Bewunderung begnügt, sein tragisches Ende erweckte in ganz Europa Mitleid, das ihm auch viele gönnten, die sonst seine Hin- und Herzüge mit Spott erzählen. Für den Bildungszustand des 17. Jahrhunderts bleibt Kuhlmann eine beachtenswerthe Gestalt.

Literatur und Kunst.

Theologie.

Bei C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig erschien: „Die Geschichte Jesu. Für das Verständniß der Gegenwart in öffentlichen Vorträgen dargestellt von M. Baumgarten, Doctor und Professor der Theologie.“ Der früher fast nur in theologischen Kreisen und zwar mit Auszeichnung bekannte Verfasser ist durch seinen Conflict mit dem lutherischen Consistorium zu Mecklenburg und das ihm daraus entstandene Märtyrerthum eine öffentliche Persönlichkeit geworden. Darum verdienen gewiß auch seine Schriften, die als die Früchte dieser unfreiwilligen Muße betrachtet werden können, eine Anzeige in Blättern, die dem öffentlichen Leben überhaupt dienen. Die vorliegende Schrift ist aus den Vorlesungen entstanden, welche Baumgarten im vorigen Herbst vor einem gemischten Publikum zu Hamburg gehalten hat. Der Gegenstand ist der Art, daß er für jeden

Gebildeten Interesse hat, und wenn in der Behandlungsweise sich allerdings eine gewisse theologische Einseitigkeit, Vorliebe zum Mysteriösen und Mangel an voller philosophischer Klarheit und rein menschlicher Auffassung des großen Gegenstandes nicht verkennen läßt — Mängel, die Baumgarten's Theologie überhaupt charakterisiren — so sind doch dem Buche so viele Vorzüge eigen, die es für das gebildete Publikum überhaupt sehr lehrreich und anziehend machen, daß wir ihm nur die besten Empfehlungen mit auf seine Wanderung durch die literarische Welt geben können. Schon die Theilnahme, mit der in Hamburg diese Vorlesungen aufgenommen und bis zu Ende besucht worden sind, bürgt für ihren gediegenen Inhalt. Die Aufgabe ist nicht, die ganze Geschichte Jesu nach allen einzelnen Seiten und bis in die kleinsten Details hinab zu behandeln und die dabei unerlaßlichen kritischen Untersuchungen in populärer Weise vorzutragen; auch ist die Polemik gegen die bisherige Behandlungsweise besonders von Strauß und Weiße ganz und gar nicht Absicht des Verfassers gewesen, sondern lediglich das geschichtliche Bild Christi in seinem Verhältniß zu dem geschichtlichen Boden, aus dem es entstanden, und in seiner Bedeutung für alle Zeiten nach seinen Hauptzügen zu zeichnen. Das will auch der Titel „Geschichte Jesu" sagen, indem nach des Verfassers Ansicht ein „Leben" Jesu ausschließlich das Individuelle an dieser Person zur Darstellung zu bringen hätte. Der Verfasser ist ein sehr gründlicher Kenner des Alten Testament und hat daher auch in dieser Schrift vieles beigebracht, was zum historischen Verständniß der Situation, in welcher Jesus auftrat, nöthig ist. Vorzüglich ist aber sein feiner psychologischer Takt, sein wahrhaft religiöser Tiefblick zu rühmen. Er weiß den einzelnen, oft unbedeutenden Zügen in der Lebensgeschichte Jesu einen überraschend tiefen Sinn abzugewinnen, und dadurch die evangelischen Erzählungen, die so oft als ungeeignet für die kirchliche Behandlung aus dem Leben entfernt worden sind, wieder nach ihrem rein menschlichen Charakter verstehen zu lernen und sie jedem Freunde der Wahrheit und der höhern Interessen der Menschheit lieb zu machen. Selbst gegen die kirchliche Theologie, die diesen trefflichen Theologen als einen Ketzer verdammt hat und nun nichts Geflissentlicheres zu thun weiß, als „die Gifttropfen aus seiner Theologie herauszudestilliren", hat er nicht direct polemisirt' desto heller aber das Licht dessen in diese beklagenswerthe pharisäische Verirrung der protestantischen Theologie leuchten lassen, der selbst nicht sowol von den Heiden und häretischen Samaritern, als von den Pharisäern und orthodoxen Schriftgelehrten gekreuzigt worden ist. Hoffentlich wird auch diese Schrift mitwirken, dem deutschen Volke klar zu machen, daß an seiner geistigen Zerfahrenheit und Schwäche das schriftgelehrte Pharisäerthum der protestantischen Theologen nicht geringe Schuld trägt. —ng.

Neue Ghettogeschichten von Leopold Kompert.

Es sind jetzt ungefähr zehn Jahre, seit Leopold Kompert zuerst mit seinen „Geschichten aus dem Ghetto" und den ungefähr gleichzeitig erschienenen „Böhmischen Juden" auftrat. Beide Sammlungen erregten sowol durch die Neuheit des Stoffs, der überdies eben damals noch durch ein ganz besonderes Zeitinteresse getragen ward, wie durch die Lebhaftigkeit und

Sauberkeit der Ausführung das allgemeinste Interesse und erwarben dem Verfasser schnell den Ruf eines der begabtesten und liebenswürdigsten unter unsern neuern Erzählern. Nach einer ziemlich langen Pause, die, soviel wir uns erinnern, nur einmal durch die im Jahre 1855 erschienene Erzählung „Am Pflug“ unterbrochen ward, gibt der Verfasser uns eine neue Probe seines Talents und zwar entnimmt er den Stoff seiner Darstellungen auch hier wieder jener Welt des Judenthums mit ihren Leiden und Freuden, ihren Absonderlichkeiten und Widersprüchen, die er uns in seinen frühern Werken mit so vieler Meisterschaft geschildert: „Neue Geschichten aus dem Ghetto. Von Leopold Kompert“ (2 Bde., Prag, Kober & Markgraf). Die Erzählung „Am Pflug“, wenn auch in mancher Hinsicht einen Fortschritt des Dichters bekundend, insofern derselbe hier zuerst den Versuch machte, sich zu einer größern Composition zusammenzuraffen und aus dem Gebiet der bloßen Schilderung, der Skizze, des Genrebildes zur eigentlichen Erzählung überzugehen, zeigte doch auf der andern Seite eine bedenkliche Neigung in das Manierirte zu verfallen, eine Gefahr, die bei der Eigenthümlichkeit des Stoffs, den Hr. Kompert sich nun einmal gewählt hat, allerdings ganz besonders nahe liegt; so interessant und zeitgemäß die Gegensätze auch waren, die der Verfasser in der genannten Novelle zur Darstellung brachte, und so viel Feines und Sinniges er namentlich auch in der Entwickelung des Charakters zum Vorschein brachte, so litt das Buch doch übrigens an einer Ueberfülle des Details, einer Kleinmalerei und infolge dessen an einer Breite und Weitschweifigkeit, die stellenweise etwas sehr Ermüdendes hat. Um so mehr freuen wir uns, den Verfasser in dieser neuesten Gabe seiner Muse ganz als den wiederzufinden, als den wir ihn zuerst kennen lernten. Diese „Neuen Geschichten aus dem Ghetto“ zeigen neben der größern psychologischen Vertiefung, zu der bereits in der Erzählung „Am Pflug“ der Anfang gemacht war, ganz die alte Lebendigkeit und Frische der Darstellung, die Sicherheit der Umrisse, die Treue und Wärme des Colorits, durch welche der Verfasser sich schon bei seinem ersten Auftreten auszeichnete; er ist hier zurückgekehrt zu jener Knappheit der Darstellung, die seine frühesten Erzählungen charakterisirt, ohne darum etwas eingebüßt oder aufgegeben zu haben von jenem tiefern geistigen Leben und jenen allgemeinern Gesichtspunkten, denen wir in der Erzählung „Am Pflug“ begegneten. Ganz besonders hoch aber muß es ihm unsers Bedünkens angerechnet werden, daß die trüben und niederbeugenden Erfahrungen, die seine Glaubensgenossen — die österreichischen Juden — inzwischen gemacht haben und die, bei dem lebhaften und aufrichtigen Stammesbewußtsein, das ihn erfüllt, auch an ihm gewiß nicht ohne schmerzlichen Eindruck vorübergegangen, dennoch nicht im Stande gewesen sind, sein Auge zu trüben und sein Gemüth zu verbittern. Im Gegentheil, es geht durch diese neuesten Erzählungen des Dichters ein Zug allgemeiner Menschenliebe, ein Zug des Wohlwollens und der Milde, ein Vertrauen auf die guten und tüchtigen Elemente der menschlichen Natur und darum auch eine Zuversicht in Betreff des Entwickelungsganges, welchen die Menschheit im großen wie im kleinen nehmen wird, die den Leser höchst wohlthuend berühren und die poetischen Gemälde, welche der Dichter uns vor Augen stellt, erst in die richtige Beleuchtung rücken, und in der That, wer sollte auch den Glauben an die

Zukunft in den Gemüthern der Mitlebenden aufrecht erhalten und sie mit der Zuversicht in eine bessere Zukunft erfüllen, wenn nicht eben der Dichter?! Es sind nur kleine persönliche Schicksale, die uns in diesen „Neuen Geschichten aus dem Ghetto" vorgeführt werden: allein auch in der Art, wie der Verfasser sie zu lenken und zu lösen weiß, gibt sich eine so feste sittliche Ueberzeugung, ein so schöner Glaube an den endlichen Sieg des Guten und Vernünftigen, endlich eine so milde versöhnende Lebensweisheit kund, ja selbst über die kleinen Schwächen und Thorheiten seiner Stammgenossen, die er keineswegs verschleiert, weiß er noch ein so versöhnendes Licht zu gießen, es waltet überhaupt in dem Ganzen ein so gesunder, tüchtiger, echt menschlicher Sinn, daß zu dem ästhetischen Wohlgefallen sich zugleich die höchste sittliche Befriedigung gesellt und wir neben dem Talente des Dichters zugleich auch seinen Charakter lieben und hochschätzen müssen. Es sind im ganzen sieben Erzählungen; sollten wir die eine oder die andere besonders hervorheben, so würden wir „Eisik's Brille" im ersten und „Der Prinzessin" im zweiten Bande den Preis geben; letztere besonders, die zugleich die umfangreichste der hier mitgetheilten Geschichten ist, zeichnet sich ebenso sehr durch das Interesse und die Neuheit des darin aufgestellten psychologischen Problems wie durch die Geschicklichkeit und Sicherheit aus, mit welcher dasselbe durchgeführt ist, namentlich in einem verhältnißmäßig so engen Rahmen. Indem wir somit diese „Neuen Geschichten aus dem Ghetto" allen Freunden einer gediegenen belletristischen Lectüre angelegentlichst empfehlen, wünschen und hoffen wir zugleich, daß der Verfasser in der günstigen Aufnahme, die seinem Buche ohne Zweifel zu Theil werden wird, Veranlassung finden möge, nicht wieder in ein so lang dauerndes Stillschweigen zu versinken, sondern die Lesewelt mit gleich neuen und werthvollen Gaben zu erfreuen. R. P.

Zur Tagesgeschichte.

Unter vorstehender Ueberschrift warfen wir in der vorletzten Nummer unserer Zeitschrift einen flüchtigen Blick auf jene politischen Heilkünstler, jene Quacksalber und Wunderdoctoren, die sich an das Schmerzenslager des kranken Oesterreich drängen und den Patienten durch ihre Rathschläge und Verordnungen wenn es möglich wäre noch kränker machen als er schon ist. Aber auch Preußen, das doch bisher, wenigstens im Vergleich mit Oesterreich, noch eine ziemlich robuste Gesundheit an den Tag gelegt hat, muß es sich von Zeit zu Zeit gefallen lassen, von diesen unberufenen Staatsdoctoren in die Cur genommen zu werden. Da liegen wieder zwei solcher wunderthätigen Recepte vor uns, beide von Männern ausgegangen, die Preußen erst für todkrank erklären, um es dann, versteht sich nach ihrer Art, gründlichst zu heilen: „Beurtheilung und Verurtheilung der preußischen Verfassung und aller Verfassungen überhaupt, von einem freien und treuen Anhänger der Monarchie" und „Die preußische Grundsteuerfrage, beurtheilt von einem völlig Unbetheiligten." Beide sind, was wohl zu beachten, in Hannover (bei Karl Meyer) erschienen, also an jenen gesegneten Ufern der Leine, von wannen der preußischen Politik schon so manches bittere Tränkchen gereicht worden ist und wo sich neuerdings, wie

es scheint, eine förmliche Staatsapotheke etablirt hat. Schade nur, daß dieselbe in ihren Büchsen und Retorten nichts als die allbekannten, längst abgestandenen reactionären Mittelchen hat. Es ist wahr, daß diese Mittelchen in Hannover selbst sich für den Augenblick ziemlich wirksam gezeigt haben: doch auch hier erst wird abzuwarten sein, wie lange ihre Heilkraft sich bewährt und ob das Uebel, das sie scheinbar ausgerottet haben, nicht unterdessen in aller Stille erst recht um sich frißt und plötzlich vielleicht in einer Art und Weise und an einer Stelle zum Ausbruch kommt, wo die Herren Doctoren es sich am allerwenigsten vermuthen. Allein dies beiseite, so sind die Patienten sich auch bekanntlich nicht alle gleich und dieselbe Medicin, welche den Körper des einen sehr merklich umstimmt, geht an dem andern vielleicht ganz unwirksam vorüber oder bringt wol auch den entgegengesetzten Effect hervor. Davon jedoch scheinen diese hannoverschen Staatsheilkünstler keinen Begriff zu haben; da es ihnen bei sich zu Hause so gut gelungen ist, das Schreckgespenst der Revolution oder sagen wir richtiger, das natürliche und wohlberechtigte Bedürfniß des Volks nach freiheitlicher Entwickelung durch die Abfälle der berliner Kreuzzeitungsweisheit zur Ruhe zu bringen, so sind sie naiv genug, uns andern eben diese Abfälle noch einmal aufzutischen und sie sogar für die allerneueste Erfindung, ja für ein Universalmittel auszugeben, das allen wirklichen und vermeintlichen Beschwerden, an denen der preußische Staat in diesem Augenblick noch leidet, ein glückliches Ende machen wird. Es ist schwer zu sagen, was in diesen beiden Schriftchen größer, ob die Anmaßung oder die Unwissenheit, mit der längst widerlegte Sätze hier noch einmal des breitesten und mit dem Anspruch einer wahrhaft göttlichen Weisheit vorgetragen werden, oder endlich die Perfidie, mit welcher die anonymen Verfasser diese schiefen und unwahren Sätze zu den gefährlichsten Folgerungen benutzen. In dem Schriftchen gegen das preußische Verfassungswesen begegnen wir allen jenen Halbwahrheiten und Verdrehungen, deren die Feinde eines verfassungsmäßigen Staatslebens sich von jeher bedient haben: von der Schwächung des Staats, die durch die angebliche Spaltung der Staatsgewalten hervorgebracht wird, von dem Samen des Ungehorsams und der Empörung, den der Eid auf die Verfassung nothwendig in die Herzen der Beamten streut, von der Eifersucht der Parteien, die den Staat zerrüttet, von der Kostspieligkeit des constitutionellen Systems, von der geringen Theilnahme, welche dasselbe bei der wirklichen Mehrheit des Volkes findet &c. Neu in seiner Art ist nur das Resultat, zu welchem der Verfasser gelangt. Nämlich die Verfassung so ohne weiteres wieder aufzuheben, durch einen bloßen Gewaltstreich, einen nackten Eidbruch, das erscheint ihm doch einigermaßen bedenklich, darum schlägt er denn vor, das Volk möge bei den nächsten Wahlen solche Deputirte in die Kammern schicken, deren erstes Werk die Aufhebung der Verfassung!! „Wenn die große Majorität des Volkes", sagt er wörtlich Seite 63, „die bisher theils durch ihr gänzliches Schweigen bei den Wahlen, theils durch die Art ihrer Wahl selbst gezeigt hat, daß sie immer noch ihr ganzes Vertrauen auf den König setzt und von dem Könige regiert sein will, wenn diese große Majorität des Volkes ihr Wahlrecht nur einmal auf die Art ausübt, daß sie Männer in die Kammer sendet, welche die Nachtheile und Gefahren deutlich erkannt haben, die aus der Verfassung für alle Theile hervorgehen,

so darf sie sich überzeugt halten, daß die Verfassung ihr Ende erreicht.“ Nun für diesmal hat der Verfasser die Rechnung ohne den Wirth gemacht; soviel in Preußen auch noch zu thun übrig bleibt und so lebhaft gewisse Mängel und Lücken in dem Verfassungsleben des preußischen Volks von diesem selbst auch empfunden werden, so kommt es deshalb doch niemand, der nicht eben zur Partei des Verfassers gehört (und wie klein diese in Preußen ist, haben die jüngsten Vorgänge ja zur Genüge gezeigt) — es kommt, sage ich, niemand in den Sinn, deshalb an der preußischen Verfassung überhaupt zu verzweifeln und sie in selbstmörderischem Wahnsinn über Bord zu werfen, vielmehr fühlt jeder, der überhaupt ein Herz und einen offenen Sinn für die Zustände des Vaterlands hat, daß gerade in der Verfassung, mit allen ihren Fehlern und Mängeln, der einzig mögliche Keim einer gesunden und segensreichen Entwickelung liegt, und das nicht blos für Preußen allein, sondern auch für ganz Deutschland wird und muß das preußische Verfassungsleben früher oder später der Punkt werden, um den es sich versammelt und einigt. Der Verfasser ist ein richtiger Doctor Eisenbart: wo ein Zahn weh thut, schlägt er gleich den ganzen Kopf ab. Allein er irrt, wenn er den Patienten für so thöricht hält, an die Zweckmäßigkeit einer solchen Cur zu glauben; wir irren vielleicht noch hier und da in der Wahl unserer Freunde, allein unsere Gegner sind uns sehr deutlich signalisirt und werden von uns durchschaut, einerlei ob sie den Talar des Priesters oder das gestickte Kleid des Staatsmanns oder, wie in diesem Fall, den rothen Rock des Wunderdoctors anziehen.

Noch viel unerheblicher ist die zweite Schrift. Der Verfasser versichert auf dem Titelblatt, ein „völlig Unbetheiligter“ zu sein, und das ist recht gut, da man sonst aus dem Inhalt des Schriftchens das Gegentheil vermuthen würde. Es sind genau dieselben Deductionen, die wir soeben auf einer gewissen Seite des preußischen Abgeordnetenhauses vernommen haben: daß die Grundsteuer in Preußen gar keine eigentliche Steuer sei, sondern lediglich die Natur einer Reallast, eines dem Staate von dem Grundstücke gebührenden Grundzinses habe; daß, wer heute in Preußen ein steuerfreies Grundstück besitze, dasselbe so erworben habe und daß also die Steuerfreiheit ein Stück seines rechtmäßigen Vermögens bilde; daß mithin die beabsichtigte Ausgleichung der Grundsteuer eine Vermögensberaubung sei, ein Act des Communismus, würdig eines Louis Blanc; daß der ländliche Grundbesitz überhaupt die Basis des Staats und daß den Grundbesitzer ruiniren dasselbe sei wie den Staat überhaupt ruiniren — und was dieser Trivialitäten weiter, die wir bereits aus dem Munde der preußischen Reaction zur Genüge gehört haben und zu deren Wiederholung es daher nicht erst eines hannoverschen Staatsheilkünstlers bedurfte. Auch müssen wir der erstern das Zugeständniß machen, daß sie ihre üble Sache bei weitem besser geführt und mit ungleich mehr Witz und Geist vertheidigt hat, als es von diesem Wunderdoctor an der Leine geschieht; die Darstellung des Schriftchens ist ebenso platt wie sein Gedankeninhalt; das Ganze ist eine von den heutzutage so zahlreichen Broschüren, die schon als Maculatur zur Welt kommen, und so mag es denn sein Schicksal erfüllen.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

17. Februar 1860.

Lgrn. Und wieder breitet sich eine politische „Panic" über unser Land aus. Der Nachbar mit dem bösen Blick äugelt wieder über die Landesgrenzen hinaus nach den „natürlichen Grenzen", und die Belgier drehen ihm den Schlüssel entgegen. Sie wissen oder fühlen instinctmäßig, daß wenn der Jettatore erst den Zauber auf Savoyen geworfen hat, des nächsten Wurfes erstes Ziel der Rhein sein wird. Belgien hängt an Savoyen wie das W am U, beide hängen in der Perlenschnur von 1815. Bisjetzt hat der Franzosenkaiser an dieser Schnur nur gezückt und verschiedene Perlen verschoben; soeben aber zeigt es sich, daß diese Manipulation nur Vorbereitung war zum Herausnehmen.

Wenn ich die deutschen Zeitungen lese, muß ich beständig daran zweifeln, ob man drüben die richtigen französischen Stimmungen kennt, ob man sich nicht durchgängig mit officiellen Darstellungen begnügt, wie sie das Empire nicht besser und harmloser wünschen kann. Unser Grenzverkehr, die geheimen Andeutungen, welche in hiesigen orleanistischen und radicalen Kreisen circuliren, gewähren uns tiefere Einsicht in das Gewebe der Tuilerien, und die Médisance selbst ist oft ein treffliches Reagens wider die Friedensillusionen, welche absichtlich über Europa verbreitet werden.

Frankreich unter dem zweiten Bonaparte rührt sich bekanntlich nur für eine „Idee". Hier ist diese „Idee", welche uns als eine „fixe" dargestellt wird. L'empire ist vor wie nach la paix, dabei bleibt es; nur hat man zu fragen vergessen, was das Empire ist. Das Empire hörte mit der Schlacht bei Waterloo auf, die Grenzen von 1815, durch eine siegreiche Coalition den Franzosen aufgezwungen, ließen gar kein Empire übrig. Es gab keinen Empereur mehr, es wurde gar nicht mit Napoleon verhandelt, im Gegentheil, er selbst wurde verhandelt, ja einen Augenblick war bekanntlich die Rede davon, ob man ihn nicht wie einen Straßenräuber behandeln und erschießen sollte. Im Jahre 1814 gab es noch ein Empire und die Grenzbestimmungen bildeten den Gegenstand diplomatischen Verkehrs zwischen der Coalition und dem Empereur. Im Frieden ließ man noch folgende Landestheile bei Frankreich, welche sich die Revolution bis 1792 angeeignet hatte: Savoyen, die belgischen Städte Philippeville und Marienburg, den preußischen Saarbezirk mit Saarlouis und Saarbrück, das linke Ufer der Lauter mit Landau. Das konnte noch negociiren heißen, während die Sieger von 1815 lediglich octroyirten!

Soll daher von einem „Empire" die Rede sein, welches allerdings den „Frieden" bedeutet, so muß zuerst die Landesgrenze von 1814 oder 1792 hergestellt sein; denn der Empereur kann doch kein Versprechen halten, welches sich auf ganz andere Verhältnisse bezieht! Die „italienische Befreiung" hat das Signal gegeben; Italien soll sich selbst gehören, Savoyen aber Frankreich; denn alle Schornsteinfeger, Schuhputzer, Wasserträger und Murmelthiere sprechen ja das reinste Französisch. Die Cantone Genf und Waadt murren

zwar ein bischen bei dieser Sprachentheorie, aber sie können vorläufig ruhig sein, ihre Stunde ist noch nicht gekommen.

Haben wir Savoyen und zugleich die Pässe der Seealpen, die uns die Position eines Alps für Oberitalien geben, so fangen wir an wegen des Löwen zu Waterloo zu chicaniren. Das Empire ist der Friede, und dieses neutrale Belgien wagt es, uns beständig die Erinnerung an alle Greuel des Krieges unter die Nase zu halten! Das Königreich der Niederlande verewigte die Schmach Napoleon's I.; die südlichen Provinzen, das heutige Belgien, rissen sich mit unserer Hülfe von der Herrschaft des eigenmächtigen Oraniers los, und Belgien conservirt den niederländischen Löwen, Frankreich zum Trotz!? Das darf nicht länger geduldet werden. Wenn wir unsere bewaffneten Chauvins über Charleroi und Fleurus losließen und ihnen sagten: Nieder mit der Insulte von Bronze, wascht die Schmach aus, welche der brutale Sieger auf den „Gründer der vierten Dynastie" gehäuft hat, einen nationalern, populärern Feldzug hättet ihr niemals erlebt! Belgien wird überglücklich sein, uns den Besitz seines übrigen Gebietes mit der Cession von Philippeville und Marienburg abzukaufen. Meldet sich sonst jemand zur Sache, so gehen wir einfach an den Rhein, wo die wahre „natürliche Grenze" fließt.

Aber Preußen wird sich, so hofft man und so ist es sogar schon in einer „autographirten Correspondenz" geschrieben worden, Preußen wird sich sagen, wird mit sich reden lassen. Man würde ihm ein katholisch-österreichisch-bairisches Gegendeutschland in den Weg stellen, ihm zu Hause die Hände binden und eine Diversion mit Rheinbundsgelüsten veranstalten. Hoffen wir lieber, daß Preußen sich zu einem Abkommen versteht, Preußen ist ja das „deutsche Sardinien", beuten wir diese Idee aus. Hier erfinden wir gar nichts mehr, ziehen keinerlei Consequenzen, sondern übersetzen einfach die Gedanken der autographirten Correspondenz in unser „geliebtes Deutsch". Preußen bildet also in Deutschland das Nationalcentrum, Preußen vertritt die deutsche Einheit, Preußen bedeutet jenseit des Rhein dasselbe Princip, für welches Frankreich soeben jenseit der Alpen aus Herz und Beutel geblutet hat. Frankreich widersetzt sich der preußischen Attraction keineswegs, es billigt, es unterstützt sie sogar. Aber — bei den Bonapartisten hat jeder Satz sein Aber — aber die Attractionskraft Preußens hat natürlich ihre Grenzen, ihre „natürlichen Grenzen", und gerade an diesen Grenzen fangen natürlich die „natürlichen Grenzen Frankreichs" an. Was nicht mehr preußisch sein kann oder darf, das wird französisch; wohin der letzte preußische Gensdarm nicht mehr reicht, da steht Hr. Le Masson, um Reisetasche und Paß zu visitiren.

Wer zu lesen versteht, der fühlt sofort heraus, wohin das Empire will. Keinen Nationalkrieg mit Deutschland noch mit Spanien; der Onkel hat erfahren müssen, was es heißt solche Dämonen heraufbeschwören. Wir wollen vielmehr unser Haus auf denselben Stein des Anstoßes bauen, über welchen der Alte den Hals brach. Es leben die Nationalitäten, zuerst die rumänische, dann die italienische, nächstens die preußische! Wir bieten dem berliner Hofe nicht mehr Hannover an, wir bestechen ihn nicht mit Kurhessen, wir sagen ihm nicht: erweitere deine Wespentaille in der Mitte, stopfe dich aus! Das wäre alte Politik. Wir sagen: Attrahire, mach dein nationales

Princip geltend, sei die deutsche Einheit! Nur am Rande mußt du uns etwas übrig lassen, denn auch wir sind eine „Nationalität"; die Belgier sprechen französisch, der Code Napoléon regiert die Rheinprovinz und wenn du willst, so lassen wir das „Allgemeine Stimmrecht" entscheiden....

Welche Rolle der englisch-französische Handelsvertrag in diesen Conjuncturen spielt, ist fast überflüssig zu erwähnen. John Bull soll an den Altar des Goldenen Kalbes festgebunden werden, und wenn die Manchesterschule siegt, so ist England in seinem tiefsten Innern zerrissen und auf sociale Kämpfe angewiesen, die ihm nicht gestatten werden, sich einen Augenblick um continentale Dinge zu bekümmern. Ist das englische Kapital erst beim Import und Export über den Kanal engagirt, so mag das Haus der Peers toben und lärmen wie es will, es wird nur noch einen Todtentanz aufführen.

In der hiesigen Politik und Literatur nichts Neues. Das Schillercomité weiß noch nicht, was es mit seinen 1740 Fr. Ueberschuß anfangen soll. Der momentane Enthusiasmus vom vorigen November ist schon wieder gänzlich verkohlt. Bisjetzt war es unmöglich, eine Generalversammlung der Subscribenten zusammenzubringen, um die Frage zu entscheiden: ob „Schillerhospital", ob „Schillerschule"? Ein „Schillerhospital" wäre sehr niedlich und der wahre Superlativ zu dem weiland so couranten „Schillerformat".

In der Kammer fand eine wahre Clubscene statt. Die Regierung hatte nämlich bisjetzt das Werk der neuern Bollandisten, die Fortsetzung der Acta sanctorum, mit ansehnlichen Crediten unterstützt. Die drei Bände, welche seit einem Decennium mühsam das Licht der Welt erblickten, kosten dem belgischen Staate 130000 Fr., ohne daß er auch nur Ein Freiexemplar bezogen hätte. Ein etwas junger Abgeordneter machte sich den Spaß, diese Hagiographie im Lichte eines witzelnden Feuilletons zu kritisiren und sich namentlich über einen Sanctus Jambonus aufzuhalten, der den belgischen Staatsbürgern mehr als gleichgültig sein müsse. Ein Erzkatholik, Hr. B. Dumortier, ließ darob eine wahre Sündflut von Anzüglichkeiten und politischen Ketzereien los, sagte: der Heilige heiße nicht Jambonus, sondern Sanctus Joannes Bonus, der verehrliche Abgeordnete habe wol eine angeborene Antipathie wider Jambonus (er ist von jüdischer Abkunft), nannte die katholische Religion die „Religion der Kammer" oder doch der „Mehrheit der Kammer", und ließ sich dafür vom Präsidenten derb zurecht setzen. Man lachte, zischte, zankte und niemand schien an Annibal ante portas zu denken.

Bald hätte ich doch eine Agitation vergessen, welche seit etlichen Wochen das Land bewegt. Es ist die chinesische Agitation. Von oben herab, auf Anregung des Königs und des Herzogs von Brabant, ist die Idee ins Publikum gestreut worden, daß Belgien sich bei dem Feldzuge wider die Himmelssöhne zu betheiligen, an der Mündung des Peiho einen festen Punkt zur Anlage einer Factorei zu erlangen und durch den Handel mit China seine etwas brüchig gewordene Handelsbilanz zu repariren habe. Die Intervention des Staats in Sachen von Kauf und Verkauf hatte sofort alle Sippen und Magen von Manchester und natürlich die Radicalen gegen sich. Dennoch ist das Buch: „Ergänzung des Werkes von 1830", das hier

bei Muquardt erschien, nirgends ordentlich widerlegt worden; kein Mensch weiß zu sagen, was Belgien denn für seinen Export thun soll, der obendrein durch den englisch-französischen Vertrag neu bedroht wird.

Aus London.

Februar 1860.

U. In meinem letzten Briefe lüftete ich den Schleier, der über den englischen Eheverhältnissen ruht, zwar nur ein ganz klein wenig, aber doch, glaub' ich, genug, um manchem blinden Verehrer englischer Sitte und englischen Familienlebens einen gelinden Schrecken einzujagen. Lassen Sie mich heute ein anderes Kapitel beleuchten, das im Auslande ebenfalls zumeist in zu rosigem Glanze gesehen wird: die englischen Wohlthätigkeitsvereine, welche seit langer Zeit den Stolz dieser meerumschlungenen Insel gebildet haben. Wie viele solche Gesellschaften in England existiren, würde ebenso schwierig sein auszumachen, als die Buchstaben in der Bibel oder die Tropfen in einem Eimer Wasser zu zählen. Sie sind überall gegenwärtig, man hört beständig von ihnen, sie disponiren über sehr bedeutende Summen und jedes Jahr entstehen neue wie Pilze auf der Erde aufschießen. Dies hat den doppelten Grund, daß die Engländer wirklich gern von ihrem Ueberfluß etwas abgeben und ihr Gewissen damit beruhigen, daß sie eine Zehnpfundnote an den Secretär der „Gesellschaft zur Versorgung der Witwen und Waisen von Matrosen mit Bibeln und Gebetbüchern" einsenden — und sodann, daß in diesem industriellen Lande viele Leute auch in Wohlthätigkeit vortreffliche Geschäfte machen. Für Individuen, welche etwas Geschick und einige Verbindungen haben, ist hier nichts leichter als einen Wohlthätigkeitsverein zu stiften. Ein solcher Biedermann paßt gewöhnlich den Augenblick ab, wenn irgendein recht frappanter Fall von Noth in die Oeffentlichkeit gedrungen ist; man hört z. B. von einem armen Schuhflicker mit einer Frau und sieben Kindern, dem alle seine Nachbarn einen vortrefflichen Charakter geben, der immer gern hart gearbeitet hat, aber durch Krankheit und andere Unglücksfälle so heruntergekommen ist, daß er sich kein Leder und Pech mehr anschaffen kann und dem Hungertode nur durch die Dazwischenkunft der Polizei entgangen ist; sofort macht sich ein Biedermann in schwarzem Rock und weißer Cravatte auf und stattet Lord So und So in Portland Place einen Besuch ab. Se. Herrlichkeit hat unzweifelhaft von diesem Falle gehört, das Publikum ist gerade so interessirt und günstig gestimmt, und Lord So und So wird sich noch größere Ansprüche auf die Dankbarkeit des Jahrhunderts erwerben als er bereits besitzt, wenn er das Präsidium der „Gesellschaft zur Versorgung nothleidender Schuhflicker mit Pech und Leder" übernehmen will. Lord So und So, der sich gerade herzlich langweilt, willigt ein, der Biedermann im schwarzen Rock läuft bei allen seinen Freunden und Bekannten umher, mit Lord So und So's Namen auf seinen Lippen und jedermann gibt ihm gern ein paar Pfund oder Schillinge, je nach seinem Vermögen. Wenn etwas Geld beisammen ist, miethet er ein Geschäftslokal, läßt einen Prospectus drucken, bittet einen Geistlichen seiner Bekanntschaft, eine Predigt für die Gesellschaft zu halten, veranstaltet ein Zweckessen, kurz thut alles was er kann, um sie in die Höhe zu bringen.

Der Jahresbericht erscheint schließlich und wir finden, daß man allerdings zehn Schuhflickern mit Pech und Leder ausgeholfen hat, daß aber neun Zehntheile der Einnahme auf Papier, Porto, Drucksachen, Miethe, Gehalt des Secretärs zc. verwandt sind. Manche Gesellschaften disponiren über sehr bedeutende Kapitalien; eine „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande" hat eine Jahreseinnahme von 140000 Pf. St. Ihr Präsident ist der Erzbischof von Canterbury, Vicepräsidenten eine Menge der ersten weltlichen und geistlichen Lords. Diese Gesellschaft besitzt unter andern ein unangreifbares Kapital von 30000 Pf. St., wovon nur die Zinsen für die Zwecke des Vereins verwandt werden sollen. Bei einer Durchsicht der Rechnungen stellte sich kürzlich heraus, daß seit einer Reihe von Jahren nicht nur gar keine Zinsen von diesem Kapital angelaufen sind, sondern daß die Gesellschaft 200 Pf. St. Zinsen — nicht eingenommen, sondern ausgezahlt hat. Für Porto, Papier, Drucksachen zc. sind 30000 Pf. berechnet! In andern Gesellschaften laufen die Secretäre geradezu mit allen disponibeln Geldern fort! Bei der Durchsicht der Rechnungen einer Missionsgesellschaft stellte sich unlängst heraus, daß der Secretär seit 30 Jahren aufs ärgste gestohlen hatte. Das ganze Uebel rührt davon her, daß der Vorstand bei der Prüfung der Rechnungen immer mit der größten Nachlässigkeit zu Werke geht. Diese Herren müssen die menschliche Natur sehr schlecht kennen, wenn sie glauben, daß Leute, die nicht sehr feste Principien haben, diese Nachlässigkeit lange mit ansehen werden, ohne sich dieselbe zu nutze zu machen. Der sanfte, unbestechliche Schwarzrock, der einen so exemplarischen Lebenswandel führt und ein so vortrefflicher Secretär ist, braucht, wenn der Vorstand zusammenkommt, um die Rechnungen nachzusehen, auf das wohlwollende Lächeln, mit dem ihn die Bischöfe und Pastoren begrüßen, nur mit einem ebenso unterwürfigen Lächeln zu antworten und je mehr er stiehlt, desto mehr Sanftmuth und Gottgefälligkeit in sein Lächeln zu legen, während er in seinem Innern das Hohngelächter über die Unfähigkeit und Dummheit seiner Vorgesetzten in sich arbeiten fühlt. Der spartanische Grundsatz, daß die Schuld des Diebstahls in der Entdeckung liege, ist aus der menschlichen Natur hergeleitet und wurde von den italienischen Moralisten des 16. Jahrhunderts nur etwas mehr abgeschliffen; die englischen Mustermenschen der Gegenwart erkennen die Richtigkeit des Princips an und betrügen mit Respectabilität. Die Natur, welche den Pferden Hufe und den Ochsen Hörner gegeben, hat dem exemplarischen englischen Wohlthätigkeitsvereins-Secretär die Fähigkeit verliehen, christlich zu stehlen und wohlthätig zu betrügen. Offenbar kann nur eine wirkliche und nicht blos nominelle Aufmerksamkeit des Vorstandes auf Ausgabe und Einnahme solchen Vorkommnissen ein Ende machen. Aber es ist so unangenehm, gegen einen anscheinend so getreuen Diener Verdacht zu äußern; es klingt so sonderbar, wenn man eine quittirte Rechnung zu sehen verlangt, welche der Secretär „zufällig zu Hause gelassen" hat; viel bequemer ist es zu sagen: Ach es schadet nichts, bringen Sie sie das nächste mal mit — obgleich man gut genug weiß, daß sie das nächste mal auch nicht mitgebracht und schon in fünf Minuten vergessen sein wird. Es ist viel angenehmer, die Dinge immer so weiter gehen zu lassen und seinem Secretär, dem trefflichen Mann, der sich so viele Mühe für die Gesellschaft gibt, nicht allzu scharf auf die Finger zu sehen. Aber dann

muß man auch darauf gefaßt sein, eines Tages zu hören, daß dieser vortreffliche, exemplarische Mann sich mit allem was er kriegen konnte aus dem Staube gemacht und blos eine lange Reihe unbezahlter Rechnungen hinterlassen, oder selbst, wie es unlängst in einem Falle vorkam, alle Bücher verbrannt hat, um eine Untersuchung unmöglich zu machen.

Notizen.

Von einigen leipziger Freunden der Naturwissenschaften, zugleich Freunden und Verehrern ihres Landsmanns, des berühmten Reisenden Dr. Eduard Vogel, dessen tragisches Schicksal mit Recht die allgemeine Theilnahme erweckt hat, ist der Gedanke angeregt worden, durch öffentliche Sammlungen die Mittel zu einer neuen Expedition in das Innere von Afrika zusammenzubringen, deren nächster und hauptsächlichster Zweck dahin gehen würde, sich vollständige Gewißheit über das Ende des vortrefflichen Mannes zu verschaffen. Die Urheber des Plans setzen dabei als möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich voraus, daß Vogel noch am Leben, aber auch im schlimmsten Falle hoffen sie wenigstens noch einiges von seinen Papieren und Sammlungen zu retten. Verschiedene Zeitschriften, wie die leipziger „Gartenlaube“ und die Ule-Müller'sche „Natur“ haben sich des Plans mit großer Lebhaftigkeit angenommen und wirklich sollen bereits in einigen Städten Anfänge zu derartigen Sammlungen gemacht worden sein. Allein so sehr der Gedanke auch geeignet ist, das Mitgefühl rege zu machen, so sehr ist es die Frage, ob er auch praktisch ausführbar und angemessen. Nach allen bisjetzt eingegangenen Nachrichten nämlich — und es sind darunter Nachrichten von ziemlich neuem Datum und sehr zuverlässiger Beschaffenheit — kann es kaum dem geringsten Zweifel mehr unterliegen, daß Vogel in der That als ein Opfer seines Forschertriebs gefallen und zwar ist er, wie auch gleich die ersten Nachrichten meldeten und wie seitdem mehrfach bestätigt ward, bereits im Jahre 1857 in der Hauptstadt des Reichs Wadai auf Befehl des dortigen Sultans hingerichtet worden. Von Fezzan aus sind auf Betrieb des englischen Generalconsuls Herrman in Tripolis officielle Boten nach Wadai entsandt worden, um sichere Kunde über Vogel's Schicksal einzuziehen. Dieselben waren zur Zeit noch nicht zurück; auch befindet Wadai sich eben in Bürgerkrieg, sodaß kaum zu hoffen steht, daß selbst diese officiellen Boten ein genaueres Resultat zurückbringen werden. Unter diesen Umständen muß es denn, bei aller Anerkennung des schönen und humanen Zwecks, der jenem Vorschlage zu Grunde liegt, doch in hohem Grade bedenklich erscheinen, neue Mittel und — was die Hauptsache ist — neue Menschenleben an ein Unternehmen zu wagen, das sich von vornherein als ein verlorenes darstellt.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | **Nr. 10.** | 8. März 1860.

Zum badischen Concordat.

Von

Emil Ruth.

Der Abschluß der Convention mit dem römischen Stuhl kam, was auch die Ultramontanen dagegen sagen mögen, allen Feinden der Willkür, der kirchlichen Despotie, der Bedrückung, Anarchie und Revolution sehr unerwartet, und die unvernünftige Hast, womit die fanatische Sekte diese Convention in allen Kirchen feiern ließ, um sie dem Land als vollendete Thatsache und als unabänderliches Gesetz hinzustellen, war ganz geeignet, die bedenkliche Verstimmung im ganzen Land zu vermehren. Jedermann las und fühlte heraus, daß es sich dabei nicht um Hebung des religiösen Gefühls und der Sittlichkeit handelte, denn in der Erfüllung dieser Pflicht ist noch nie eine Kirche beschränkt gewesen, sondern einzig um Erlangung der Herrschaft über den Staat. Es war höchst unerwartet, daß einer der aufgeklärtesten Staaten sich plötzlich ohne alle Veranlassung wollte in die Roheit und Finsterniß des Mittelalters zurückdrängen lassen, daß man den Staat, seine ganze Entwickelung, seinen Zweck und seine Sicherheit in die Gewalt einer Kaste geben wollte, die nichts von Staatspflicht, Bürgerthum, Civilgesetz, Vaterland wissen will; die den Grundsatz obenan stellt: „Erst bin ich Katholik (d. h. von der Sorte des «Univers»), und nachträglich bin

ich auch Staatsbürger"; die ihre gefährlichen Wühlereien gegen die Ordnung und Ruhe der Staaten mit dem heuchlerischen Satz: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", immer der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen weiß. Die Redner der durlacher Versammlung hoben vortrefflich die Gefahren hervor, die aus diesem unzeitigen Unterkriechen unter das klerikale Joch für unser Vaterland zu erwarten wären. Die Entgegnung aus dem ultramontanen Lager war äußerst schwach und für Männer wie die durlacher Redner leicht umzuwerfen. Das Hauptgeschütz bleibt für die Ultramontanen immer die Berufung auf ein positives Recht, auf geschriebene Gesetze, alte Verordnungen und Satzungen, Reichstagsabschlüsse ꝛc., worauf sie im Namen der „katholischen Kirche, der Religion und Gerechtigkeit" Anmaßungen gründen, an die weder die jetzige große katholische Gemeinde denkt, noch damals die Gesetzgeber gedacht haben. Erstens aber ist, wie das die ungeheuere Mehrheit der Katholiken selbst bekennt, die große katholische Kirche, in deren geschändetem Namen alle Misbräuche und Anmaßungen durchgesetzt werden sollen, etwas himmelweit Verschiedenes von der Sekte der Ultramontanen, Jesuiten oder Sanfedisten. Denn diese Sekte schließt sich selbst vom Katholicismus aus, sie nennt ja alle die vielen Millionen, welche die Welt vernünftige, christliche, aufgeklärte Katholiken nennt, die auch jetzt die Anmaßungen, wie sie das Concordat sanctioniren soll, als der Ausübung ihrer Christenpflichten schädlich misbilligen, „schlechte Katholiken". Diese Sekte erkennt nicht einmal das Oberhaupt der katholischen Kirche unbedingt an, sie leistet offenen und geheimen Widerstand gegen alle Bullen und Breven, die ihren herrschsüchtigen Absichten schaden könnten. Sie hat im Jahre 1847, als der Papst seinem Staat eine menschliche Organisation geben wollte, die ihrer finstern Macht die Spitze gebrochen hätte, diesen auf den Kanzeln in Rom und Neapel als Neuerer, Revolutionär, Atheisten, Eindringling dem Volk verdächtigt, seinen Namen auszusprechen für ein Sacrilegium erklärt und eine Verschwörung gegen seinen Thron und sein Leben angezettelt. Die große christkatholische Gemeinde wendet sich auch überall, wie wir dies jetzt wieder in Baden sehen, von dieser herrschsüchtigen, wühlerischen Sekte ab, die weder Staat noch Kirche in Ruhe lassen kann. Sie verleugnet und verabscheut deren Treiben, sie protestirt gegen deren anmaßendes politisches Vorgehen, und selbst der Papst findet in seiner jetzigen Bedrängniß wenig thätige Sympathie, blos weil er ganz in der Gewalt der Sanfedisten ist, weil seine Sache in den ultramontanen Blättern mit dem Vortheil dieser Sekte identificirt erscheint. Wenn also die Ultramontanen mit ihren unerhörten Anmaßungen im Namen der Religion, der ganzen Kirche, des ganzen katholischen Volks vorgehen, so ist das ein ebenso verwerflicher Trug und ebenso energisch zurückzuweisen,

als wenn ein paar Mazzinisten oder Stockjunker im Namen eines ganzen Staats ihre egoistischen Zwecke verfolgen wollen.

Zweitens aber müßte das positive Recht, worauf sich jene Sekte beruft, wenn es jemals wirklich ausschließlich den Ultramontanen und nicht vielmehr der von ultramontanen Einflüssen freien katholischen Kirche zugestanden wurde, auf einer innern Berechtigung, auf der allgemeinen Anerkennung ihrer Wirksamkeit in unserer Zeit begründet sein. Eine Kaste kann sich nicht auf alte Gesetze berufen, wenn sie selbst von dem Fortschritt der Bildung, der christlichen und rechtlichen Anschauung längst als feindlich verworfen ist; sonst müßten wir uns auch heute noch in dem jämmerlichen Zustand der Privilegien, des Junkerthums, des Faustrechts, der Leibeigenschaft, der Hörigkeit, der Frondienste und Ausnahmsgerichte befinden. Aber auch hier tritt wieder der ungeheuere Unterschied zwischen der christkatholischen Kirche und der ultramontanen Sekte hervor. Die Kirche erfüllte eine Zeit lang ihre Aufgabe, die sittliche, religiöse und geistige Cultur überall hin zu befördern, sie stand an der Spitze des geistigen Lebens und führte in einer schwierigen Periode die Menschheit zur Bildung heran. In dieser Aufgabe war ihre Stellung über der ganzen Welt berechtigt. Aber nur zu bald wurde sie schon durch die „ultramontane" Partei verkehrt und entsittlicht, diejenige Partei, die sich schon damals so gut wie jetzt weniger um die religiösen und ethischen Pflichten einer Kirche als um die Vortheile, welche diese Kirche ihr verschaffen konnte, bekümmerte. Der Gottesglaube wurde zum Priester- und Mönchsglauben. Der Ehrgeiz und die Herrschsucht benutzten die Unmündigkeit, die politische und sociale Verwirrung der Völker, um an die Stelle der Kirche ein despotisches Herrschergebäude aufzurichten. Es wurden Sätze aufgestellt, welche die Mehrheit der Völker unter Anerkennung der Aufgabe der Kirche annahm, und aus diesen bildete sich ein positives Recht, eine organisirte Herrschaft. Dieses Gebäude der Herrschaft war für eine gewisse Zeit hergerichtet, und dies war die äußere Glanzzeit der Kirche. Sie fand noch überall den Glauben an ihre hohe Aufgabe, unbedingte Verehrung und Gehorsam. Jene Sekte wußte aber auf eine sehr geschickte Art sich und ihre Interessen mit der Kirche zu identificiren, sie wußte den Glauben und Gehorsam, der der Kirche galt, für sich zu erziehen und durch ihre kirchlichen Einrichtungen festzuhalten. Nach der „göttlichen Ordnung und den kanonischen Satzungen" herrschte sie über die ganze Welt. So wurde die christkatholische Kirche eine papistische und jesuitische, und fiel von da an immer mehr von ihrer hohen Stellung an der Spitze der geistigen Entwickelung herab. Desto mehr suchte sie ihre äußere Herrschaft festzuhalten und die Einrichtungen, Satzungen und Rechte, die sie seitdem am meisten entwickelte oder neu aufstellte, bezweckten fast immer nur die

Erhaltung dieser Herrschaft, wie besonders die Erschwerung und Verpönung alles selbständigen Denkens, die genaue Bevormundung oder auch geflissentliche Niederhaltung der Schulen, die möglichste Ausschließung aller geistigen und materiellen Errungenschaften aus dem Gesichtskreis ihre Heerde (sogar der Kuhpockenimpfung und der Eisenbahnen), die Errichtung von Orden und Vereinen zur Bewachung der Geister und zur Ausrottung der Andersdenkenden. Da aber diese Hierarchie zugleich alles versäumte, was ihr in den alten gläubigen Zeiten ihre Weltstellung von selbst bereitet und gesichert hatte, so erschien ihre Herrschaft in den Augen der Völker immer ungegründeter, unberechtigter, anmaßender, die Stimmung gegen sie wurde mit der Entwickelung des Religions-, Sittlichkeits- und Rechtsbewußtseins immer feindlicher, die Selbständigkeit der Staaten wurde größer, die Conflicte mit denselben häufiger. Eins nach dem andern ihrer äußern Machtmittel verlor seine Wirkung, man zwang sie sogar, ihre jesuitische Glaubensarmee aufzugeben, und in der Revolution stürzte das ganze hierarchische Gebäude zugleich mit dem weltlichen Despotismus ruhmlos zusammen.

Als die Revolution und die Wirrsale des Kriegs vorüber waren, als die Staaten sich kräftiger einrichten und eine politische Entwickelung auf Grundlage der Gerechtigkeit und Moral bereiten wollten, war für die Kirche der günstigste Augenblick gekommen, dem solange verletzten und unterdrückten, jetzt mächtig hervortretenden religiösen und moralischen Gefühl das rechte Leben, die Richtung, den Haltpunkt zu geben. Es war der Augenblick, die eigentliche Macht, die in ihrem Beruf, ihrer Aufgabe liegt, wieder zu erlangen und für immer fest zu sichern. Das gewonnene schwererkaufte Resultat einiger Jahrhunderte, das Resultat politischer und socialer Erfahrungen, wissenschaftlicher und rechtlicher Fortschritte, der ganzen geistigen Cultur bedurfte für die Anwendung im praktischen Leben der religiösen Weihe und Erhebung. Der hierarchische, längst verweltlichte Geist jener Sekte verhinderte aber die Kirche, diese Mahnung und Gelegenheit zu begreifen, sich ihrer eigentlichen Aufgabe bewußt zu werden. Sie beschäftigte sich nur mit Herstellung und Erweiterung ihrer äußerlichen Macht, wie sie am Ende des Mittelalters gewesen und von da an mit immer größerm Erfolg bekämpft worden war. Dieses Bestreben nach äußerlicher Herrschaft bei so auffallender Verleugnung der Aufgabe und Vernachlässigung der Pflicht, die allein eine solche Herrschaft berechtigen könnte, ist blos noch als Anmaßung zu betrachten und wird überall als Anmaßung zurückgewiesen. Und wehe den Staaten, die in unseliger Vermengung des Begriffs einer christlichen Kirche und einer staatsgefährlichen Sekte sich durch „positive Gesetze und Verordnungen“ (worauf die Ultramontanen jetzt so stark pochen) in die Gewalt der letztern begaben. Wir brauchen das traurige

Resultat einer solchen Vermengung nicht weit zu suchen. Nur die Uebereinstimmung des Zwecks eines Instituts mit dem Hauptzweck, dem Wesen und der Bestimmung der Menschheit und die richtige Erfüllung dieses Zwecks gibt dem Institut eine innere Berechtigung und also auch ein äußeres Recht. Außerdem ist jede Berufung auf alte Verträge, Rechte, Verordnungen, Bullen, Breven, Aussprüche von Concilien eine Anmaßung und ein feindlicher Angriff auf die Staaten, und muß mit aller Energie zurückgewiesen werden.

Ebenso weiß man sich jetzt so viel mit dem unverrückbaren Standpunkt der katholischen Kirche, wie er nun einmal seit mehr als tausend Jahren feststehe, und von welchem aus allein alle Forderungen, Rechte, das ganze Herrscherverhältniß zu allen weltlichen Reichen betrachtet und berücksichtigt werden müßten, und verlangt von diesem Standpunkt aus vollständige Anerkennung des kanonischen Rechts, das über allen Gesetzen maßgebend stehe. Aber es kann nicht genug wiederholt werden, daß die katholische Kirche nichts weniger als die ultramontane oder jesuitische Sekte ist, welche vielmehr immer eifriger an dem Schaden der erstern arbeitet. Wie lange sich die rechtlichen und christlichen Katholiken, die sich gegen das Treiben der finstern Sekte empören, von dieser die Verunglimpfung ihres Namens und die Bezeichnung „schlechte Katholiken und Revolutionäre“ wollen gefallen lassen, geht uns hier nichts an. Aber der Standpunkt, den die Jesuiten durchaus geltend machen wollen, ist keineswegs der der heutigen Katholiken. Wenn alle Katholiken Ultramontane wären, so sähe es in Rom und der übrigen Welt ganz anders aus. Man würde die römische Wirthschaft als einen Vorgeschmack des Paradieses preisen und überall einführen, statt daß man sich dort nur nach menschlichen Einrichtungen sehnt; die französischen Bischöfe hätten mit ihren Hirtenbriefen eine ganz andere Wirkung hervorgebracht als die in der That unerwartete Vernachlässigung; die österreichischen Bischöfe hätten nicht erlaubt, daß der Staat, um sich zu retten und zu heilen, das Concordat „todt geschlagen“ hätte. Wir wären überhaupt schon längst unter der alleinseligmachenden Sekte untergebracht oder von den Inquisitionsgerichten vertilgt, es gäbe keinen Widerspruch, keine Revolution, keinen Krieg, keine Wissenschaft mehr, sondern allgemeine Stille und Fäulniß, wir würden den reinen Stoff ohne Kraft anbeten. Ein Anspruch, der sich auf die Errungenschaft aus einer Zeit des Trugs, der Dummheit, Anmaßung und misbrauchten Gewalt stützt, kann unter keiner Bedingung mehr ein berechtigter genannt werden und es ist ein schreiendes Unrecht, wenn die Zeloten behaupten, die katholische Kirche müßte sich selbst und ihre Mission aufgeben, wenn sie sich der Zumuthung füge, von ihrem Standpunkt, wie ihn jene Sekte einmal bestimmt hat, und von den darauf gegründeten Forderungen abzuweichen. Nur der

allgemein christliche Standpunkt kann maßgebend sein. Aber das System, zu dem sich die finstere Sekte ganz offen bekennt und das sie in ihrem Kirchenrecht ganz ungescheut zu Tage legt, das System der Unduldsamkeit, des Hasses und Vernichtungskampfes gegen Andersmeinende, nähert sich vielmehr dem mohammedanischen Standpunkt, während ihre politische Praxis im Unterwühlen der Staaten eine unglückliche Aehnlichkeit mit dem Mazzinismus hat.

Der Hauptsprecher der ultramontanen Sekte in Baden hat sich große Mühe gegeben, die Gefahren des Concordats auf das geringste Maß zurückzuführen; er hat an den loyalen Gehorsam gegen eine von der Regierung nun einmal abgeschlossene Sache appellirt; er hat an die Verordnung eines von allen noch verehrten Großherzogs aus dem Anfang dieses Jahrhunderts erinnert, wenigstens an die Hälfte eines Satzes dieser Verordnung, der mit Weglassung der andern Hälfte allerdings ein positives Recht begründen könnte; er hat sich sogar eine unerhörte Abschweifung vom System erlaubt und an das Gebot der Nächstenliebe erinnert. Man müßte eigentlich glauben, daß die ultramontane Sekte in Baden etwas ganz anderes wäre als die in Rom, Wien und Paris, wenn man nicht wüßte, daß erstens der cultivirende protestantische Einfluß, der die geistige Bewegung seit Jahrhunderten beherrscht, die echte ultramontane Sprache bei uns unmöglich macht, und zweitens der Wunsch, alle Hindernisse gegen eine ultramontane Herrschaft und den Widerwillen dagegen möglichst schnell zu beseitigen, den schlimmsten Fanatikern in allen Ländern die Aeußerung einer sanften und christlichen Gesinnung als das beste Mittel eingibt. Dagegen scheint es Pflicht der Vertheidigung, die eigentliche ungeschminkte und ungeheuchelte Ansicht und praktische Tendenz dieser Sekte kennen zu lehren, damit man den Segen richtig zu schätzen wisse, den sie allen Staaten verheißt, wenn ihr einmal „überall vollständige Gewährung ihres positiven Rechts geleistet, wenn ihrer Kirche die solange geforderte Gerechtigkeit gegeben ist". Jene Kenntniß wird am besten aus den Blättern zu schöpfen sein, die in jenen Ländern erscheinen, wo die Sekte in kindlicher Täuschung noch ganz ungenirt mit ihren innersten Gedanken und Zwecken hervortreten zu können glaubt, und es scheint daher nicht unpassend, hier eine kleine Blumenlese dieser Gedanken und Gesinnungen mitzutheilen. Man wird erstaunt sein zu sehen, daß von den „guten Katholiken" in Rom, wo sie festzustehen glauben, die Wissenschaft, der geistige Fortschritt, die christliche Gesinnung ganz anders aufgefaßt wird, als die in Freiburg zugestehen mögen, weil sie die Gewalt erst noch erlangen wollen; ein sehr bemerkenswerther Unterschied. Wir geben natürlich hier kein ganzes System, sondern nur zerstreute Bemerkungen, wie wir sie zur Ehre der zweiten Hälfte des

19. Jahrhunderts in den Aufsätzen und Correspondenzen jener Blätter aufgezeichnet finden.

Der Protestantismus ist den Ultramontanen nur ein rebellischer Abfall von der einzigen und alleinseligmachenden Kirche, welche die römisch-katholische ist. Er ist eine verbrecherische und unter Bann befindliche Verirrung und boshafte Verstocktheit, welche zu vernichten jedes Mittel gut ist. Durch die Taufe gehören schon die Protestanten der katholischen Kirche an, und müssen auf jede Art von ihrem verbrecherischen Weg zurückgebracht werden. Jeder christlich sein wollende Staat ist schuldig, der Kirche zu diesem christlichen Werk die weltliche Gewalt zu leihen, und die noch widerstrebenden Regierungen sollen nun einstweilen durch Concordate berückt werden.

Grundsätze der Toleranz sind daher eigentlich ganz unstatthaft und gottlose Irrthümer. „Denn keine Sekte und keine andere Kirche kann jemals dieselben Rechte wie die katholische Religion haben. Der Katholicismus hat allein das Recht, jede nicht katholische Doctrin zu unterdrücken. Toleranz kann die katholische Kirche nur üben in Form einer vorübergehenden Concession an den Geist der Zeit.“ („Univers.“) Diesen Geist der Zeit strebt man eben durch Concordate „todt zu schlagen“.

Bei Gelegenheit der Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß, wo man billig annehmen muß, daß durch das Zustandekommen dieser überaus christlichen Angelegenheit alle „gute Katholiken“ in einer christlich gehobenen Stimmung der Nächstenliebe waren, verdammt der Papst in seiner Allocution an die Cardinäle die ganze ungläubige Rotte, die Staatsmänner, welche die Kirche beschränken wollen, die Philosophen, welche die religiösen Wahrheiten mit ihrer Vernunft erforschen wollen, und besonders die, welche glauben, man könne auch außer der katholischen Kirche selig werden: „denn Gottes Barmherzigkeit sei zwar unerforschlich, aber es sei eine verruchte und traurige Ansicht, daß man in jeder Religion den Weg zum Heil finden könne“.

Daher sagt die „Civiltà cattolica“ (das Hauptorgan der Jesuiten in Rom) bei der feierlichen Meldung des Uebertritts eines amerikanischen Bischofs zum Katholicismus: „Dies ist ein offenbarer Beweis für die alte, aber von gewissen modernen Lichtverbreitern zu sehr vergessene Wahrheit: wenn reiche und tiefe Wissenschaft und unbefleckte Sitte sich in derselben Person vereinigen, so ist diese entweder schon katholisch oder wird es unfehlbar werden.“

Wenn dieses Lob vielleicht nicht so ganz die Felsenfeste innerer Ueberzeugung ausdrückt, so ist gewiß desto aufrichtiger, was der „gute Katholik“ Veuillot von Luther sagt: „Einem unflätigen Mönch, den das Cölibat langweilte, und der seinen Kopf mit torgauer Bier und Rheinwein erhitzte, gefiel es, grobe Beleidigungen gegen die heiligsten Dinge, die

ehrwürdigsten Menschen auszuspeien und den Glauben seiner Väter zu beschimpfen, sogar zu verleugnen, um an dessen Stelle ein Gemengsel zu setzen von allem, was die Verderbtheit des menschlichen Herzens erzeugen kann." Auch die jesuitische „Armonia" in Piemont stellt in einem zornigen Artikel unsern Luther als einen nichtswürdigen Gaukler und liederlichen Parasiten dar und nennt seine Religion eine Anweisung gut zu essen und zu trinken. Ebenso wird Melanchthon zu den falschen Propheten gezählt, „deren Andenken von jedem rechtschaffenen und loyalen Menschen verflucht werde". („Univers".) Melanchthon's Geburtsort liegt aber in Baden, und die Badenser sollen eben mit Hülfe des Concordats zu rechtschaffenen Christen gemacht werden.

Ein höchst erbauliches Buch des Jesuiten Perrone, einen Katechismus über den Protestantismus zum Gebrauch des Volks, preist die „Civiltà cattolica" mit folgenden Worten an: „Wir stehen nicht an zu behaupten, daß niemand das Buch lesen kann, ohne als sichere Frucht ein großes Mitleid für die armen Protestanten, einen großen Haß gegen den Protestantismus und ein kindliches Gefühl gegen die katholische Kirche zu gewinnen. Es wird niemand nach der Lectüre versucht sein zu denken, daß jene Sekte einem Mann von Verstand, geschweige denn von Glauben auch nur erträglich sein könne. Es wird vielleicht manchem scheinen, als habe sich der Verfasser in einigen Stellen zu heftig auf die Protestanten gestürzt. Aber diese mögen bedenken, daß, wenn das Feuer im Haus ist, man sich nicht um Ceremonien kümmert. Wenn übrigens Heftigkeiten vorkommen, so sind sie nur gegen den Protestantismus gerichtet, der in der That die absurdeste und ruchloseste Sache von der Welt ist, nicht aber gegen die Personen, ausgenommen diejenigen, welche durch Veröffentlichung ihrer Infamien jedem das Recht geben, sie ihnen vorzuwerfen. Man muß außerdem bedenken, daß der Katechismus den Zweck hat, vor der protestantischen Verführung diejenigen zu retten, welche aus Unwissenheit oder zu großer Nähe der Verführer am meisten der Erleuchtung des Geistes und der Anregung des Willens bedürfen. Diesen mußte also mit dem Beweis der Thatsachen und dem Beispiel der Personen gezeigt werden, was in der Praxis jener Protestantismus ist. Man mußte die Absurdität und Infamie dieser Doctrinen mit den Händen fassen und zeigen, wie sie sich nur an schon verfinsterte Geister und verderbte Herzen anhängen."

Wie diese Theorien des Hasses und der Verfolgung mit dem Christenthum zusammenpassen, ist Sache der jesuitischen Missionäre zu beweisen. Der Erfolg scheint aber an der doch immer unverwüstlich gesunden Natur der Menschheit zu scheitern. Wir hören das an den Klagen der „guten Katholiken" in den Generalversammlungen und an den Mitteln, die sie vorschlagen. Auch die „Civiltà cattolica" hat einen Vorschlag.

Sie bemerkt „mit Schmerz, daß die Söhne der Finsterniß viel mehr Eifer und Lust als die Söhne des Lichts anwenden, um ihre Misgeburten auszubreiten. Die Rechtschaffenen glauben alles gethan zu haben, wenn sie ein gutes Buch kaufen, und sie stellen es oft ungelesen in ihre Bibliothek. Sie sollen aber die Bücher in Menge kaufen, sie ihrer Familie, den Dienern, Mägden, Handwerkern schenken oder leihen und sie dann über den Inhalt derselben ausfragen."

Wenn aber auch die christlichen Ideen nicht mit so dankenswerther Offenheit zur Warnung dargelegt wären, so würden wir sie in der Praxis vollständig erkennen. Die „Civiltà cattolica" ereifert sich z. B. sehr, daß es manche gibt, die von dem Episkopat sprechen, „wie man kaum von dem schmuzigsten Lutheraner reden würde". Bei Gelegenheit des Begräbnisses eines Protestanten auf dem katholischen Kirchhof von Novara, das trotz alles Geschreis der Ultramontanen vom Gemeinderath durchgesetzt wurde, erließ der Bischof von Novara „in gerechtem Zorn" an alle seine Pfarrer ein Circular, worin es heißt: „Ich habe meine Beschwerde an geeignetem Ort geführt, und obgleich ich nicht erlangen konnte, daß der Leichnam wieder ausgegraben wurde, was nach den Gesetzen der Kirche geschehen müßte, so habe ich doch das erreicht, daß das durch die Beerdigung des Ketzers verfluchte Stück Erde durch eine Mauer ganz von dem Kirchhof getrennt wird. Dieser soll dann nach den kanonischen Vorschriften wieder gereinigt und eingeweiht werden."

Ein ebenso „guter Katholik" fordert in der „Armonia" 1851 auf, die im Bau begriffene evangelische Kirche in Turin zu zertrümmern. Dieses war nicht blos eine unmaßgebliche Ansicht, worin ein verrückter Fanatiker sich Luft gemacht hätte, sondern die Hetzereien wurden auf den Kanzeln fortgesetzt, bis eines Abends das Militär die größte Mühe hatte, eine protestantische Familie gegen die Mordgelüste eines wohlgeschulten Pöbelhaufens zu retten, der schon das Haus zu zerstören anfing.

Jede Gelegenheit war willkommen, den allgemeinen Haß gegen die Protestanten zu schüren. Bei dem letzten Wüthen der Cholera in Piemont und Toscana zeigte sich nicht nur die von den Pfaffen allein geleitete Volksbildung in ihrem traurigsten Licht in großer Ignoranz, Aberglauben und viehischer Mishandlung der Aerzte und Beamten, sondern die Geistlichen, aufgefordert, den Aberglauben von den Kanzeln aus zu bekämpfen, predigten, nicht die Aerzte seien Schuld an dieser göttlichen Strafe, sondern die Presse und die Protestanten. (Augsburger „Allgemeine Zeitung", 1854.)

Während die Ultramontanen in der untersten Masse des Volks eine Armee sammeln, womit sie in den paritätischen Staaten sich den Sieg im Nothfall auch mit Gewalt verschaffen können, suchen sie zugleich den

Regierungen den Protestantismus in der Politik verdächtig zu machen. Ihre Theorie gründet sich auf eine ausschließliche Allianz der katholischen Kirche mit dem monarchischen Despotismus (alle Constitutionen sind ihnen ein Greuel), freilich immer unter der Bedingung, daß der Despotismus dem Vortheil der Kirche dient. Dafür verspricht die Kirche, die Regierungen aller Staaten vor Revolutionen zu bewahren. Protestantismus aber ist mit Communismus, Socialismus und Revolution einerlei. „Die einzige wahre Religion Jesu Christi", sagt die „Civiltà cattolica", „erhält Unterthanen und Souveräne in jenen gegenseitigen Verhältnissen von Liebe und Treue, welche der protestantische Geist gänzlich zerstört. Denn wenn Revolutionen in katholischen Ländern ausbrechen, so geschieht dies nur im Namen der Gewissensfreiheit, der Gedankenfreiheit, der Meinungsfreiheit, der Gleichheit, der Toleranz, der religiösen Indifferenz, kurz im Namen der protestantischen Grundsätze. Es ist überall erkannt, daß der Protestantismus in Italien eine politische Sekte ist, um so schändlicher, als das Mittel seines Apostolats die Heuchelei, die Fälschung, der Betrug, die Verleumdung ist, und was es sonst noch Schlechtes in dem Zeughaus der Laster und in den Höhlen der Verschwörungen gibt. Daher muß der Protestantismus auf Leben und Tod bekämpft werden von den Freunden nicht nur der einzigen wahren Religion, sondern auch der öffentlichen Ruhe. Wenn jemand heuchlerisch diese Wahrheit leugnen wollte, so sagt nur offen, daß dieser ein Protestant oder ein Freiheitsmann ist. Denn es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß der Protestantismus der Herd der Revolution ist." Daher sagt die „Civiltà cattolica" an einem andern Ort: „Bei allen weisen Männern und Kennern der Gesellschaft steht das Axiom fest: die Freiheit der Kirche ist die sicherste Stütze des Bestands der Regierungen und die sicherste Garantie für die Freiheit der Völker. Die Reformen Joseph's II. führten zu der Revolution von 1848 in der Lombardei. Die Kirche allein kann die Wunden heilen, aber erst wenn sie frei und unabhängig ist."

Wir haben Proben genug gegeben von dem Segen, den die durch das Concordat angebahnte Oberherrschaft der ultramontanen Sekte über das badische Land ausschütten würde. Sehen wir nur noch kurz aus einigen Andeutungen, wie sie die Beförderung der geistigen Cultur des Volks versteht. Die „Civiltà cattolica" sagt: „Die Hauptursache des ganz außerordentlich gesunkenen Unterrichts ist der ketzerische Geist oder das Fundamentalprincip des Protestantismus, der sich überall eingeschlichen hat. Dieses Princip hat jeden Theil des bürgerlichen Lebens verdorben, die Familie, die Gemeinde, die socialen und politischen, moralischen und rationellen Wissenschaften, die Künste und besonders die Erziehung und den Unterricht. Denn es verlangt für jedes Individuum

möglichst ausgedehnten Unterricht. Das Allerschlimmste und Verderblichste ist, daß jetzt auch jeder die Bibel lesen und verstehen lernen soll, und man weiß doch, welcher große Vorrath von ganz verschiedenen Kenntnissen erfordert wird, um auch nur die materiellen Sätze dieser Bibel zu verstehen.*) Ueberhaupt ist das Wissen, der Unterricht kein absolutes Gut, sondern höchstens wie jedes andere Ding ein Mittel, um das höchste Gut zu erlangen, das allein die Tugend ist. Der Unterricht kann daher dem einen nützlich, dem andern sehr schädlich sein. Die Neuerer aber wollen das Volk verderben, indem sie es eine Menge unnöthiger Dinge lehren, wie Naturwissenschaften und Mathematik, die gar nicht für das Volk sind und einen zu großen Aufwand von Gelehrsamkeit erfordern, um sie auf Ackerbau und Gewerbe anzuwenden, die überdies zum Zweifel, Socialismus und zur Unchristlichkeit führen. Ausgenommen ist der Katechismus, der für sich allein genug ist, um das Gute zu thun. Durch den Katechismus, und zwar wohlgemerkt den vom Trienter Concil hergerichteten Katechismus, ist jeder andere Unterricht dem Volk entbehrlich, ohne ihn ist er Gift und Verderben. Der trienter Katechismus, in der größtmöglichen Ausführlichkeit und Vollkommenheit gelehrt, ist der nöthigste, nützlichste und vielleicht einzig mögliche Unterricht, den man einem ganzen Volk geben kann. Im Volk gibt es entweder gar keine Cultur oder sie sitzt in dem seit der Kindheit

*) Von welcher außergewöhnlichen Art diese Kenntnisse nach der Ansicht der Jesuiten sein müssen, und welchen Einfluß sie auf die Sittlichkeit haben mögen, sehen wir recht schlagend aus einer andern Stelle der „Civiltà cattolica". Sie hatte sich durch einen fanatischen, unchristlichen, lieblos schimpfenden Artikel von dem „Amico cattolico" in Florenz einen heftigen Tadel zugezogen, und war schließlich von diesem an die christliche Vorschrift erinnert worden (Matth. V, 21, 22): „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha! der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig." Darauf antwortet die „Civiltà cattolica": „Die Hauptursache, warum die Kirche dem Volk das Lesen der Bibel in der Muttersprache ohne die Noten verbietet, ist, daß das Volk nicht fähig ist, für sich allein die Dinge mit Discretion (discrezione) zu verstehen. Daß diese Unfähigkeit zuweilen aber auch in dem sich finden kann, der sie in lateinischer Sprache liest, das beweist das Versehen, in welches der „Amico" verfallen ist. Wenn der „Amico" außer dem Text auch irgendeinen Commentar gelesen hätte, so hätte er gesehen, daß Christus in jener Stelle nur von demjenigen redet, der mit tödlichem Zorn im Herzen zum andern sagt: Racha oder Narr, wie das Martini in seinen Noten bemerkt. Hätte der „Amico" hierauf geachtet, so hätte er sich nicht in seinem Gewissen für verpflichtet gehalten, alle die zum höllischen Feuer zu verdammen, welche zum Bruder sagen: „Racha oder Narr, ohne den Willen ihn zu tödten." Wie weit hätten wir noch bis zur Bartholomäusnacht mit einer so vortrefflichen Exegese?

wohlgelernten und verstandenen Katechismus. Der vom Trienter Concil hergerichtete Katechismus ist die Summe und die Hauptquelle aller dem Menschen nöthigen Kenntnisse. Ein Bauernjunge, der weder lesen noch schreiben kann, der aber vom achten bis zum achtzehnten Jahr unter Leitung eines fähigen Lehrers wöchentlich einige Stunden anwendet, um drei aufeinander folgende sich erklärende und erweiternde Katechismen zu erlernen, ein solcher Bursche wird von dem Weltall, seinem Ursprung und Zweck, von Gott und seinen Eigenschaften, von den guten und bösen Geistern, von dem Menschen, seiner Natur und Bestimmung in diesem und dem andern Leben, von den Tugenden und Lastern, von den Pflichten der verschiedenen Stände, von der heiligen, kirchlichen und etwas von der profanen Geschichte, von den Vorschriften Gottes im Naturrecht, von den Vorschriften der Kirche im Kirchenrecht, kurz von der ganzen natürlichen Oekonomie mehr wissen als die ganze heidnische Weisheit gewußt hat, und mehr als mancher Professor der Universität und manches Parlamentsmitglied." Wenn der vollständige Unterricht im Katechismus gesichert und die mechanische Belehrung im Handwerk vollendet ist, so sieht der Jesuit kein Hinderniß, daß der Mensch auch noch etwas lesen, schreiben und rechnen lernt, vorausgesetzt, daß der Katechismus so viel Zeit übrig läßt. Dies ist eine große Concession, die er den Neuerern macht, auch setzt er dabei vor allem voraus, daß einen solchen Menschen der Katechismus zum „guten Christen" macht und daß er nur „gute" Bücher liest.

Zu diesem pädagogischen System paßt es, daß die Bischöfe der geistlichen Provinz Turin 1854 eine Bittschrift an den König um ein Gesetz „einer weisen und aufrichtigen Freiheit des Unterrichts" abfaßten, worin es heißt: „Die allgemeinen Klagen offenbarten schon früher in diesem Staat eins der größten Unglücke, die ein Volk treffen kann, die Misbräuche in der Erziehung der Jugend. Bald geht der Unterricht darauf aus, den Geist zu verwirren und das Herz zu verderben, bald gibt sich die Geschichte dazu her, die Päpste, Bischöfe und Diener der katholischen Kirche herabzuziehen und zu beschimpfen, bald dient die Geologie, die Naturgeschichte, das Zeichnen dazu, den Pantheismus einzuflößen, die Schamhaftigkeit zu verletzen, die Verderbniß der Sitten vorzubereiten. Verbannt sind die Praktiken der Religion, welche allein zur wahren und sichern Tugend führen können, die Jünglinge fast dem Einfluß der Seelsorger entzogen, unbemerkt und unbestraft die Verbreitung ketzerischer und antisocialer Grundsätze. Die Aeltern zittern, ihre Kinder den Schulen anzuvertrauen." Um aber das Volk auf dem guten Wege zu erhalten, wurde durch ein bischöfliches Circular in Turin bei Strafe der Ausschließung von den Sacramenten den Gläubigen das Lesen aller vom Papst verbotenen Schriften untersagt und ihnen befohlen, vor dem

Lesen eines Buchs oder einer Zeitschrift der Priester zu fragen, ob sie nicht auf dem Index stehen. Zu dieser Art von geistiger Freiheit haben wir nach den Zeitungen ja auch schon einen guten Anfang in einem Thal des Schwarzwalds gemacht. Wie weit es in diesem Punkt kommen solle, wenn einmal die Regierung des Landes unter das Concordat gebracht ist, sieht man aus den von dem frommen Veuillot eifrig unterstützten und für sehr berechtigt erklärten Forderungen der irischen Bischöfe, daß kein Nichtkatholik überhaupt Lehrer eines katholischen Kindes sein und daß kein katholisches Kind unterrichtet werden dürfe ohne die bestimmte Zustimmug der katholischen Geistlichkeit, welche auch über die zu gebrauchenden Bücher zu entscheiden habe. Wie sich aber nach dem Willen und Streben im echten ungeheuchelten ultramontanen Lager das Schicksal der protestantischen Professoren und der ganzen freien Forschung nach und nach gestalten wird, wenn zu dem Willen durch das Concordat auch die Macht kommt, sehen wir nicht nur aus den unser Jahrhundert ehrenden erbosten Ausfällen auf Schiller, den Heiden und Cyniker, Goethe, Humboldt, den Seelenmörder, Kant und Hegel, sondern bei jeder Gelegenheit, wo die Ultramontanen ohne weltliche Gefahr so recht aufrichtig (obgleich unvorsichtig) ihr wahres inneres Streben offenbaren, wie z. B. in dem ganz gemeinen Ausfall gegen die bairische Regierung, womit Hr. Veuillot seinem Collegen Jörg, Redacteur der „Historisch-politischen Blätter", einen Heiligenschein zu geben versucht: „Das gegenwärtige Ministerium zu München, welches Leute wie den Atheisten Carriere und Consorten protegirt, thut alles, was in seiner Macht ist, um die Wissenschaft zu entkatholisiren und das Land, das es verwaltet, in Gottlosigkeit zu stürzen. Man begreift, daß ein Mann von solchen Verdiensten (der Redacteur Jörg) auf die Feindseligkeit eines Cabinets sans pudeur gefaßt sein mußte, das nicht nur die Gottlosigkeit im Solde hat, sondern das systematisch sich Mühe gibt, sich in Baiern verächtlich zu machen, indem es wahre Celebritäten, die es besitzt, in Schatten stellt zu Gunsten ausgehungerter Fremdlinge, welche, ihre akademischen Hörsäle leer sehend, sich durch schnöde Pfiffe und Verleumdungen in den Journalen des Landes, von dem sie sich füttern lassen, rächen." Eine solche Sprache wirft ein grelles Licht auf die vertheidigte und empfohlene Sache. Ohne daß das Christenthum das Geringste zum Schaden der ultramontanen Herrschaft gewinnt, ist doch die heidnische Urbanität und Classicität vollständig überwunden und „das göttliche Recht des Mittelalters" triumphirt. Nur hat sich Hr. Veuillot ganz irrthümlich schon in die schöne Zeit versetzt, wo nach dem Vorschlag einiger ultramontanen Pädagogen unsere Gelehrtenschulen ganz von dem Heidenthum gesäubert sein werden. Mit dieser Schlußfrage der christlichen Erziehung hat sich besonders der Abbé Gaume in einem acht-

bändigen Werk beschäftigt und für die Ausbreitung seiner Ideen schon eine respectable Schule gegründet. Er findet den Grund alles Uebels darin, daß die heidnische classische Literatur in die Erziehung aufgenommen wurde. Da nun aber Latein und Griechisch immer zur gelehrten Bildung nothwenig ist, so sollte es gelehrt werden, aber nicht an den heidnischen, sondern an den christlichen Schriftstellern. „Statt der Briefe und Reden des Cicero gebe man der Jugend die Briefe des heiligen Hieronymus und die Homilien des heiligen Ambrosius in die Hand. Man vertausche Virgil und Ovid mit Sedulius und Prudentius, und setze den heiligen Chrysostomus und den heiligen Gregor von Nazanz an die Stelle des Demosthenes und Homer."

Aus diesen wenigen Enthüllungen gehen die Anschauungen, Absichten, Bestrebungen der Ultramontanen klar hervor. Ihre Macht kann nur mit Unwissenheit, geistiger Beschränktheit und Schwäche des Willens bestehen. Diese Macht, welche sie mit dem Aufwachen des Geistes, dem Fortschritt der Wissenschaft und der Bildung verloren haben, soll nun mit aller Anstrengung wiedererobert werden. Die Menschheit muß wieder in die Dummheit, den blinden Aberglauben und den blinden Gehorsam zurückgebracht werden. Wie ganz unglaublich bornirte Ansichten man in Rom von der Macht der Bildung hat, beweist, daß man dort glaubte, mit leichter Mühe die weltliche Gewalt zum Werkzeug dieser Eroberung machen zu können. Unsere Regierungen sind zu gewissenhaft und zu aufgeklärt, um die Staaten, ihren Frieden, ihre ganze Existenz an eine revolutionäre Sekte, sei es die ultramontane oder die republikanische, zu verhandeln. Auffallend bleibt es freilich, daß unsere Gesandten in Rom, welche die Aufgabe hatten, die Rechte des Staats gegen die Anmaßungen dieser Sekte zu wahren, sich in so völliger Unwissenheit aller der Gefahren befanden, die der Ruhe des Staats, seiner rechtlichen Entwickelung und seiner ganzen Verfassung durch das Concordat drohten. Waren sie wirklich so unfähig, die Tendenzen, die durch das Concordat unter dem Deckmantel der Kirche erreicht werden sollen, nicht zu kennen? Dann wäre ein unseliger Misgriff zu beklagen. Wie wäre es aber, wenn sie dieselben kannten und das Concordat, das unsere Verfassung und unser Staatsrecht verletzt, dennoch abschlossen?

Von Baiern nach Tirol.

Von

Wilhelm Mair.

II.

Es war im Herbste 1847, als wir das erste mal bei Schlitters hereinkamen, in Fügen zum Hrn. Rainer im Hackthurm gewiesen wurden, dort freundliche Aufnahme fanden und wie alle Fremde des Abends von der sangreichen Familie mit ein paar schönen Liedern überrascht wurden. Aber es waren schon damals, außer dem Vater, die Epigonen des berühmten Geschlechts. Das liebe Haus mit seinem „nieblichen Garten, seinen Lauben und grüner Veranda davor“ ist mir darum lebhaft im Gedächtniß geblieben und ich meinte diesen Sommer nicht anders als wieder dort zuzusprechen. Aber aus der blonden Primadonna von damals, der ältesten Tochter Joseph Rainer's, ist seitdem eine hübsche junge Frau geworden, die sich einen echten Wiener zum Gespons erkor und mit ihm nun den Hackthurm bewohnt. Mit dem Vater aber traf ich abends auf der Post zusammen, die uns nun aufnahm und wo Franz Rainer Postmeister ist so wie der dritte Bruder Anton in Schwaz; der vierte aber, der niemals mit auf Reisen war, der älteste, ist todt. Daß wir an dem Abende sehr zeitgemäße Discourse hielten, läßt sich erwarten; es war eben damals das Aufgebot zur Grenzvertheidigung erschienen; den Franzosen ist es übrigens bekanntlich später nicht so schlimm ergangen, als es ihnen an jenem Abende in der Krone von Fügen von dem Herrn Forstadjuncten prophezeit worden ist. Der Zufall wollte es, daß wir einige Wochen später auf dem Stellwagen, der uns morgens von Fügen nach Straß herausbringen sollte, auch noch mit der Schwester Maria zusammentrafen, die damals mit ihren Brüdern das berühmte Sängerquintett bildete und auf allen Abbildungen derselben in ihrer Mitte figurirte. Wer hätte in der ehrenfesten Matrone, die nur durch ihre wohlvorgebrachte Rede verrieth, daß sie Welt und Menschen gesehen habe, die viellorgnettirte Sängerin von ehedem erkennen können? In ihrer schlichten Erscheinung mahnte nichts an den theatralischen Aufputz, in dem die Sängerfamilie auf den meisten deutschen Hofbühnen und vor den Majestäten von Holland, England u. s. f. erschienen ist. Es entlockte ihr ein sanftes Lächeln, daß einer von uns ihres Auftretens im münchener Hoftheater Anfang der dreißiger Jahre und wie natürlich auch des großen Beifalls gedachte, den sie geerntet habe. Wir hatten übrigens das Zusammentreffen mit ihr gleich vermuthet, als die Tochter des Postmeisters bei unserer Abfahrt die geringe Verzögerung derselben damit entschuldigte, daß auch noch die „Base“ mitfahren

würde, die denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Ihre anspruchslose Gesprächigkeit hat uns die kurze Fahrstrecke angenehm gewürzt. Sie ist längst Witwe und hat ihren Kaufladen (Gewölbe, sagen sie in Tirol) der einzigen Tochter übergeben, erinnert sich aber gern an ihre Weltfahrten. Lange bevor sie ihre Reisen unternahmen, so erzählte sie, habe König Max von Baiern, der von ihrem Singen gehört, sie hinaus zu sich nach Tegernsee entboten. Nun sei dem König bekannt geworden, daß in den Wirren des Jahres 1809 ihr Vater daheim viel Unheil verhütet und da habe er sie nicht fortgelassen, bis auch ihre Aeltern, Vater und Mutter, hinaus nach Tegernsee gekommen waren und, das setzte sie mit unverkennbarer Rührung hinzu, da habe der alte Herr mit den schlichten Bauersleuten gerade so viele Freude gehabt wie an ihnen, dem jungen Volk!

Während wir nun auf dem hochgelegenen Freithofe von Rothholz den Inn auf- und abwärts lugen, auf Innbach hinübergrüßen und hinauf zur rothen Kirchthurmspitze von Eben, wo die heilige Nothburga gewandelt, und der wie ein Finger hineinzeigt ins Achenthal und die schöne Portisau, rollte unten auf der Schwazerstraße der Stellwagen dahin mit unserer harmlosen Reisegefährtin. Ob es ihr wol leid ist, daß sie, die ihrer heimatlichen Sangesweise so viele schöne Stunden verdankt, nun so wenig mehr davon zu hören bekommt? Wie ist es in diesen schönen Thälern so still geworden; vergeblich lauscht das Echo in den lautlosen Gründen, kein fröhlicher Sang, kein Jodler weckt mehr ihren lauten Widerhall! Da ist's in den bairischen Bergen doch anders. Am Schliersee, Tegernsee, am Isarwinkl, in der Jachenau, wo du gehst, wo du eine Berghalde hinansteigst und dich eine Sennerin erspäht, wird dich ihr Zuruf erfreuen, ihr Juhschroa, der in den Bergen verhallt. Treten wir Sonntag nachmittags in eine Zechstube und du wirst die Zither hören und Schnadahüpfln, und wirst ländlerisch tanzen sehen, wie du das nicht anders erwartest. „'S singen und 's lusti sein geht gar net aus!" sagte schon ein graubärtiger kleiner Kerl vorigen Herbst zu mir auf der Post zu Walchensee, und das helle Vergnügen leuchtete ihm aus den Augen.

Was die tiroler „Sängergesellschaften" jetzt produciren, ist übrigens lange das Ursprüngliche nicht mehr, wie es die Rainer gaben (Jodellieder und G'sangln), denen allerdings das Originelle ihrer Erscheinung und besonders ihr vollendetes Jodeln, das Charakteristische an diesen Gesängen, ihre großen Erfolge sicherte. Unser Gefährte erzählte uns zuletzt, daß damals in München wenige Tage nachdem die Rainer gesungen hatten, die Mitglieder der Oper selbst, Löchle, Schimon, Lenz und Naudacher, die berühmte Sigl-Vespermann in ihrer Mitte, unvermuthet an einem Theaterabend den königlichen Hof und das Publikum

überrascht und in demselben Costüm als Tirolersänger sich mit einer Vollendung und einem Jubel des Applauses producirt hätten, der den Rainer'schen bei weitem übertraf.

So bequem es nun ist, von den weichen Sitzen aus die schöne Landschaft zu beschauen, so ist es doch fast schade, und an einem frischen Morgen, wenn die Sonne noch nicht auf der südlichen Thalseite liegt, drüben aber schon die vielen Schloßfenster auf Tratzberg vergoldet, ist der nun folgende Spaziergang im Hochgebirge von großem Reiz. In drei kleinen Stunden ist der Weg von Dorf Straß bis zu dem Marktflecken Schwaz zurückgelegt, und der alte Ort, der übrigens Sitz eines Kreisamtes ist und 4500 Einwohner zählt und eine schöne alte Kirche mit imposantem Doppelportal hat, ist in dem Augenblicke erreicht, in welchem die Sonne die ersten Strahlen auf seine morgenkühlen Gassen und Gärten wirft. Das stolze Schloß des kaiserlichen Feldhauptmanns Georg von Freundsberg schaut noch auf uns hernieder, und schon lebt und regt sich das frische Leben der Gegenwart um uns, und wir treten herein in das Weichbild eines Städtleins, das als sehr gesellig und angenehm gerühmt wird, ungeachtet der langen Blaustrümpfe, die wir in den Händen der vor allen Thüren und auf allen Gassen strickenden Schwazerinnen erblicken. Ich fragte eine von diesen, die nebenbei bemerkt sehr hübsch war, wie es ihr gehe. „Jeseslameneini!“ gab sie zur Antwort, „nit guat!“ Die Schwazer selber aber werden wie die Brandenberger unter dem niedern Volke gar gern geuzt, und Gegenreden sind häufig, wie „Du bist a Lapp!“ „„I net, du aber a größerer!““ oder „Du bist a Spitzbub!“ „„Und du gar a Schwazer!““

Gleich am Eingange erregte ein großes modernes Gebäude unsere Aufmerksamkeit, das wir für eine Kaserne hielten, sich aber als eine Cigarrenfabrik darstellte. An Gastwirthschaften ist kein Mangel, ohne daß übrigens besonderer Ruhm von ihnen zu melden wäre, wie überhaupt von den tiroler Wirthshäusern. Vor mehreren Jahren übernachteten wir einmal auf der Post und wurden angenehm mit trefflich gebratenen Haselhühnern überrascht, dergleichen wir jedem Nachkommenden wünschen wollen. Niemand beschließe aber einen längern Aufenthalt in Schwaz, das die vierte Station der Eisenbahn ist, ohne zu den Klosterherren nach Viecht oder in ihre Sommerwohnung nach St.-Georgenberg hinaufgekommen zu sein. In der Nähe des genannten und vom Grafen Enzenberg restaurirten Schlosses Tratzberg sehen wir in eine tiefe waldbewachsene Bergschlucht hinein, und hoch oben in derselben liegt St.-Georgenberg; es ist dies ein schöner Punkt, wo man Rast machen kann, wenn man die prachtvollen Bergwege kennen lernen will, die von Tegernsee und Kreut herüber in die Portisau, wo Kloster Viecht gleichfalls begütert ist, und nach St.-Georgenberg und von dort herab

ins Innthal führen. Kloster Viecht, das gerade gegenüber von Schwaz, also gegen Mittag, auf dem linken Ufer des Inn liegt, wie der Bahnhof, war im Spätsommer zum Spital für die Verwundeten eingerichtet worden, die aus Italien zurückkehrend in Innsbruck und hier in großer Zahl Unterkunft fanden.

Zwei Stunden oberhalb liegt Dorf Volders, gleichfalls an einer Brücke über den Inn. Der Fußgänger wird in demselben eine sehr empfehlenswerthe Post finden. Der Ort ist reizend gelegen, denn er lehnt sich an ein sogenanntes Mittelgebirge, an grüne Anhöhen, die auf ihren Rücken Dörfer und Saatfelder u. s. w. tragen, die bis zum Schlosse Ambras hinauf sich fortsetzen. Eine ähnliche Hochebene legt sich auch in der Nähe der Stadt Hall an den Fuß des Hochgebirges, von den Dorfschaften, die ihren Bergrücken trägt, ist der Wallfahrtsort Absam am meisten besucht.

Hall, die letzte Station, sehen wir hinter dem schwarzgrauen Münzthurme, der zunächst des Bahnhofs steht, sich beträchtlich ausbreiten. Es ist eine durch ihre Schiffahrt, denn der Inn wird hier schiffbar, und durch ihre Salzwerke sehr belebte alte Stadt. Innsbruck selbst liegt aber schon so anziehend vor den Thoren derselben, daß der Blick hinauf in das erweiterte Thal, in dessen Mitte die gepriesene Hauptstadt Tirols sichtbar wird, uns alle Reize übersehen läßt, die der Bewohner der kleinern Stadt an seiner Heimat liebt, und nur ein flüchtiger Rückblick streift an den letzten Häusern hin, denen wir mit zunehmender Geschwindigkeit eben wieder entführt werden.

Die anmuthige schöne Lage Brucks, wie die Tiroler kurzweg ihre Hauptstadt nennen, ist bekannt. Wenn nicht so vielgerühmt wie Salzburg oder Heidelberg, so ist sie doch so anziehend für den Fremden, daß derselbe seinem Aufenthalte eher einen Tag zuzulegen, als ihn darum zu verkürzen Lust gewinnt. Wie um Raum zu geben erweitert sich die Thalsohle unterhalb der Martinswand bis zu Schloß Amras hinunter zu einer Breite von $^3/_4$ Stunden, und in der Mitte des Thals liegt die Stadt. Ihre ältesten Häuser und Gassen füllen den engen Raum, den der Inn zwischen sich und den nördlich gelegenen Bergwänden läßt, von St.-Nikolas die lange Linie bis zur Mühlau hinab, während am rechten Ufer die eigentliche Stadt liegt, mit ihren prachtvollen Klosterkirchen, dem goldenen Dachl am Marktplatze und dem Schlosse, in dem der Erzherzog-Statthalter residirt.

Was gegenüber dem Kapuzinergraben und der Hauptwache liegt, heißt die Neustadt, an die sich die Wiltau anschließt, das Veldidena der Römer fast am Fuße des Berges Isel. Die neuesten Stadttheile und Straßen endlich erstrecken sich mehr östlich bis an die umfangreichen Bahnhofgebäude. Es ist schon ein Genuß, in den Straßen, die überall

den Blick freilassen an die nahen Berge, herumzuflaniren. Das regste Leben herrscht an der Brücke, die beide Stadttheile verbindet; an den Sommerabenden ist bis in die Nacht hinein viel Volk promenirend unter der Doppelallee vor dem Gasthof „Zum Stern" zu finden. In dem heurigen Sommer mehrte die Zahl der Lustwandlerinnen schon die Theilnahme an den verwundeten Kriegern, die hier zu Hunderten den Tag über herumlagen, saßen und gingen. Vielbesucht ist der Gasthof „Zum Stern" allerdings schon als Abfahrtsort der Stellwagen, die von da täglich morgens 5 Uhr nach Landeck und Reutte abgehen. Wer sich eines derselben bedient, besonders für einzelne, für junge Leute, die leichter zufrieden gestellt sind, dem ist der „Stern" anzuempfehlen. Nur hat dieses Wirthshaus, aus Privathäusern entstanden, enge Treppen und winkelige Gänge, aus denen nicht nur die Hitze des Tages, sondern auch noch der Speisengeruch, der sich aus der Küche durch das ganze Haus verbreitet, nicht zu vertreiben ist. Da die Innsbrucker selber gern dort einkehren, so ist auch vor Mitternacht nie Ruhe zu finden; mancher, der Bequemlichkeit liebt, namentlich wer mit Familie reist, wird daher eher eine Unterkunft in der „Sonne" oder im „Oesterreichischen Hofe" suchen, die ihm auch nicht viel mehr kostet. Der „Oesterreichische Hof" ist ein elegantes Hotel. Die Lage desselben in der Mitte der Hauptstraße der Neustadt ist vortrefflich, und darum auch hier die eigentliche Promenade der Fremden.

Wer die Neustadt herabgeht, hat die herrlichen Felswände des Solstein und des Brandjoch unmittelbar vor Augen, wie sie in ihrer stillen Majestät seit Jahrhunderten in diese schönen Gassen hereinschauen. Der Bahnhof ist von dem Hotel nur zehn Minuten entfernt und schließt gegen Ost mit dem auf gemauerten Bogen vom Inn herlaufenden Viaduct das Weichbild der Stadt. Gleich unterhalb der Kettenbrücke nämlich führt eine Eisenbahnbrücke die Bahnlinie wieder auf das rechte Ufer des Inn herüber und über den erwähnten 20 Minuten langen Viaduct zum Bahnhof, hinter welchem die Sill, der brausende Gebirgsbach, hier ruhig und unbeachtet durch die Thalbreite dem Inn zuströmt. Das ist die Stadt in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung und großstädtischen Verfeinerung; denn auch geräumige, elegante Cafés und Conditoreien, die wir bei einem frühern Besuche nicht gekannt haben, finden sich jetzt und dienen dazu, dem Fremden besonders nach einem längern Umherschweifen in den Bergen jenen behaglichen Eindruck zu gewähren, von dem wir oben gesprochen haben.

Was wir hier für unsern freundlichen Leser vorzugsweise hervorheben möchten, ist aber weniger die Stadt selbst, als ihre herrliche, von den Fremden viel zu wenig gekannte Umgebung. Gewöhnlich genügt bei einem Aufenthalte von ein paar Tagen nach der Umschau in der

Stadt ein Spaziergang auf den nahen Berg Isel und ein Besuch des königlichen Schlosses Amras. Und doch winken von allen Höhen einzelne Höfe, die verschiedene Aussichtspunkte über dies herrliche Thal darbieten und die Vermuthung nahe legen, daß darunter einzelne besonders reizende Orte sein müssen, zu denen zu gelangen sicher Vergnügen gewährt. Wir meinen deshalb, man werde uns Dank wissen, auf sie aufmerksam gemacht zu haben. Eine Morgenpromenade empfehlen wir vor allen andern, und selbst wer mit seinen Stunden zu geizen hat, möge nicht versäumen, bei günstigem Wetter sie zu machen, es ist dies der Spaziergang in die Gliesch. Diesen Namen führt ein einzelner Hof, der hinter dem Berge Isel liegt, den die Innsbrucker, um dort zu frühstücken, besonders zur Kirschenzeit, sehr fleißig besuchen. Es bedarf dorthin keines Führers. An der schönen Kirche der Prämonstratenser in der Wiltau vorüber gehen wir auf die Mühle am Fuße des Berges Isel zu, sie steht unmittelbar an der Sill, deren Hervorbrechen aus der engen Bergschlucht, in die wir plötzlich hineinschauen, uns wol einige Minuten auf der Sillbrücke fesselt. Die Fahrstraße führt nach Schloß Amras; gleich an der Brücke geht aber rechts ein vielbetretener Fußsteig hinauf und die Höhe hinan, etwa eine Viertelstunde lang streng aufwärts, dafür aber ein reizender Weg.

Bei jedem Rückblick gewinnen wir ein übersichtlicheres Bild der Stadt, die draußen im sonnenerhellten Innthale sich ausbreitet, und zunächst die genannte Abtei mit dem schönen Klostergarten bis hinüber an die steilen Bergwände, die wie eine mächtige Grenzmauer vor den rauhen Nordwinden Schutz geben, uns gegenüber den Berg Isel, den Schießstand der Kaiserjäger, in der Tiefe in enger waldiger Schlucht die schäumende Sill, wie sie in reizender Krümmung sich um den Bergkegel windet. Haben wir den Höhenpunkt erreicht, dann senkt sich der Weg wieder um ein weniges, immer in der Höhe die Krümmung des brausenden Bachs in der Tiefe beschreibend, und ein frischduftender Tannenwald nimmt uns auf. Welcher Contrast! Die geräuschvolle Stadt und der kühle stille Waldweg, auf dessen grünem Rasen noch die Thautropfen perlen; in der Tiefe die Sill und dann plötzlich die Aussicht auf die gegenüberliegenden sonnigen Triften, die an der jenseitigen Halde, die aber gegen den Wildbach hinunter nicht minder steil abfällt, im Rücken des Bergs Isel sich aufthut. Ueber sie hinweg schauen wir an die schöne neue Brennerstraße hinüber, wie sie sich in allmählicher Erhebung an den dortigen grünen Höhen hinzieht, und stattliche weiße Kirchen bekunden, daß auf diesen waldumsäumten Bergen zahlreiche friedliche Wohnorte liegen. Wir mögen im ganzen eine kleine Stunde gegangen sein, da löst sich von unserm reizenden Waldpfade rechts ab ein schmaler Wegstreifen und etwa 30 Schritte davon liegt in der Ver-

tiefung der Bauernhof, den man die Gliesch nennt. Das ganze Gebirgsbild, das sich um dieses abgeschiedene und wie versteckte Haus zusammenstellt, ist so heimlich, in seiner reizenden Abgeschlossenheit so beruhigend und ansprechend, daß wir begreifen, wie die Gliesch für viele Innsbrucker schon längst zum Lieblingsort geworden ist.

Der Weg zur Gliesch verdient aber auch noch in seiner Fortsetzung unsere ganze Aufmerksamkeit; denn er lohnt die geringe Mühe des Berganfsteigens in hohem Grade. Eine kleine Viertelstunde weiter geht der Wald zu Ende und hinter der grünen Anhöhe, die für wenige Schritte nur unsern Blick beengt, strebt plötzlich eine ungemein schlanke Thurmspitze in den blauen Aether hinein, und gleich darauf liegt die schöne Kirche von Vill vor uns, und eng um sie her, von den Obstbäumen ganz verdeckt, die dazu gehörigen Häuser des kleinen Bergdorfes. Gleich das erste ist das Wirthshaus, in dessen Garten wir eintreten, und die vielen Tische und Bänke im freien zeigen, daß es hier nicht an Besuchern aus der Stadt fehlen müsse. Zahlreiche Familien, die ihre Sommerfrische hier zubrachten, hatten auch alle verfügbaren Wohnungen des Dorfes inne und erquickten sich an dieser ländlichen Abgeschiedenheit und wahrhaft köstlichen Bergluft. An demselben Morgen, an welchem wir uns in den ersten Tagen des August dort eingefunden hatten, waren auch drei Offiziere von Schönberg herauf im Wirthshause eingetroffen, darunter ein junger Graf, schwer vom Wechselfieber heimgesucht und verwundet — und noch so weit von seiner Heimat! — Von Vill sind, an der Sill aufwärts, drei Stunden nach Matrei, für Fußtouren ist dennoch diese Abbeugung von der großen Brennerstraße sehr zu empfehlen.

Wir hielten uns indeß nur so lange auf, bis ein Seidel Wein zur Stärkung genommen war und setzten dann den Weg zum bekannten Wallfahrtsorte „Heilig Wasser" fort, der eine weitere Stunde aufwärts aus dem Immergrün uns entgegenleuchtet. Von der Stadt aus ist derselbe auch zur Nachtszeit erkennbar, da es in den Sommermonaten dort nie an Besuchern mangelt: wie flimmernde Sterne glänzen die Lichter von der Höhe nieder.

Ein ähnlicher, etwas entfernterer Ausflug als in die Gliesch, ist der Besuch der „Wolkensteinhütte". Gleichfalls ein hochgelegener schöner Hof, zu dem man auf der andern Seite der Brennerstraße über die Gallwiese emporsteigt; auch von Innsbruck aus auf seiner luftigen Höhe sichtbar; die Aussicht von derselben reicht weit ins obere Innthal hinauf, denn selbst der Kirchthurm des von Innsbruck sechs Stunden entfernten großen Dorfes Telfs und die dahinter liegenden Mieminger Höhen fallen in den Gesichtskreis.

Wer die Gallwiese entlang am rechten Innufer aufwärts geht, wird, fast der Martinswand gegenüber, auf waldigem Hügel die St.-Blasius-kapelle finden und, von derselben auf die nördlichen Bergwände herüberschauend, oberhalb der Landstraße ein grünes vorspringendes Plateau liegen sehen, auf dem ganz versteckt der Hof des Bauern von Buch liegt. Auch von dort herab ist eine reizende Aussicht auf das Innthal, den Patschkofel, an dessen grüner Höhe „Heilig Wasser“ liegt und die ganze Bergkette gegen Süden. Die leider zu früh verewigte Gemahlin des Erzherzogs, Prinzessin Margarethe von Sachsen, hatte sich diese grüne Höhe zu einem Lieblingsorte erkoren.

Unfern davon, an der Hauptstraße, die von Zirl herabkommt, unmittelbar da, wo sich das Innthal erweitert, kommen wir an die Einöde „Kranewitten“. Eine lange Allee führt von der Stadt in einer geraden Linie dahin; die Entfernung von derselben beträgt eine Stunde, wol der bequemste Spaziergang, den man an heißen Tagen sich wählen mag. Dazu kommt, daß das Wirthshaus daselbst nicht nur in etwas erhöhter Lage einen freundlichen Ruhepunkt gewährt, es ist auch sonst eine renommirte Herberge, als welche wir sie bei unserer Einkehr gleichfalls bewährt gefunden haben.

Den schönen Schluß eines mehrtägigen Aufenthalts in Tirols Hauptstadt sollte die Ersteigung des Solstein machen, berühmt durch seine entzückende Fernsicht fast über das ganze bairische Oberland hinaus. Seit man sich immermehr gewöhnt, von den Hauptstraßen abzulenken und in sonst ungenannte Hochthäler, selbst auf ungebahnte wildromantische Wege den nimmer müden Fuß zu setzen, gehört die Ersteigung des über 9000 Fuß hohen Bergkegels, an dessen südlichem Fuße Innsbruck liegt, nicht mehr zu den seltenen. Wir werden von derselben berichten, wenn es uns vergönnt sein wird, den geneigten Lesern das reizende Oberinnthal zu schildern, wo wir ohnedies mehr von den Alpen zu erzählen haben werden, wie sie so stolz und so gewaltig und von den Thälerern doch wieder so heiß geliebt auf die einsamen Hütten niederschauen, die sich an ihre saftgrünen Halden anschmiegen und aus denen der bläulichte Rauch in der Abendstille emporsteigt zu dem Berggeiste, der dort oben in den Eisklüften seit ungezählten Tagen thront.

Historische Volkslieder.

Mitgetheilt
von
H. Krause.

1. Johann Bornemaker, der bremer Märtyrer.

Historisches Volkslied von 1525.

Zwei Märtyrer der Reformation zählt Bremen: den bekannten Heinrich von Zütphen, der mit eigentlichem Namen Hinrik Ners hieß, ein Augustinerbruder von Andorp (Antwerpen), und Johann Bornemaker, Bruder Johann, den Pfarrherrn zu St.-Rambert oder Rimberti, welchen die gleichzeitigen, hochdeutsch radebrechenden Chronisten in „Bornemacher" übersetzten. Jener war aus Bremen, wo Rath und Bürgerschaft ihn schützten, zum Prediger des Evangeliums einem Rufe nach Meldorp in Dithmarschen gefolgt, dort griffen ihn „de dullkoppeden [1]) Dithmarschen" auf Erzbischof Christopher's Antrieb, „worpen en in dat Fur und tosteken en mit Hellebarden" [2]), 1524. Daß Herzog Adolf von Holstein 1559 auf der Brandstätte selber die Bauern schlug und zum Gehorsam zwang, sahen die dortigen Protestanten damals als ein deutliches Strafgericht des Himmels an.

Johann Bornemaker wurde 1525 zu Verden von demselben bremer Erzbischof, dem Bruder Heinrich's des Jüngern von Braunschweig, der auch Bischof von Verden war, nach greulicher Folterung verbrannt. Er scheint auf dem Wege von Wittenberg her, von wo er „ein groß Krahmfaß" lutherischer Bücher, vornehmlich „kleine Luther's Catechismi und Psalmbücher", aber auch eine Menge „Heiligthums", d. h. Reliquien, mitbrachte, gelegentlich bei der Durchreise in Verden bei der guten Gelegenheit des Festes Empfängniß Mariä einen Anstoß zur Reformation unter der Bürgerschaft in damals üblicher Weise versucht zu haben. Er ging nämlich zur Feier in den Dom, strafte dort den Domprediger Dingschlag (einen notorischen Dieb) laut Lügen, wie Aehnliches z. B. auch von der Einführung der reinen Lehre in Northeim und Lüneburg berichtet wird, fand aber nicht den gewünschten Anhang, und den Erzbischof freute die Gelegenheit, ein Exempel zu statuiren, so, daß er sogar eigenmächtig eingriff, während der Gefangene unter die Jurisdiction des Domkapitels gehört hätte.

---

[1]) Tollköpfigen, d. h. aber „verblendeten". [2]) „Warfen ihn in das Feuer und zerstachen ihn mit Hellebarden". (Vergl. Lappenberg, „Hamburg. Chroniken", Heft 1, S. 33, 42, 48.)

Das Mitführen der Reliquien ist ihm vom Verfasser der verdener Geschichte, Pfannkuche, neuerdings so ausgelegt, als habe er an Unklarheit der religiösen Begriffe gelitten; dagegen spricht aber mehr als eins seiner Bekenntnisse im peinlichen Verhöre. „Der Papst wäre der rechte Antichrist“; „die Messe sei nichts, auch nichts zu achtende, man sollte sie fliehen, so weit man ein weiß Pferd [1]) abaugen könne im Felde“; „Marien Gebilde sei nichts anders denn ein Teufelskopf, man sollte das Bild von dem Altar stoßen, wäre Maria mächtig, so ließe sie das Bild wieder aufsteigen“ rc. Das wäre also derselbe Beweis vom Katholicismus gefordert, den Bonifacius einst beim Fällen der Donner-Eiche vom heidnischen Donar begehrt haben soll. Diese Aufwiegelung zur Zerstörung der Marien-, wahrscheinlich also auch der Heiligenbilder, zugleich mit der Andeutung, seine Bekenntnisse hätten dargethan, daß er in „etzlichen Stücken seines Glaubens ein Christe gewesen, sonsten auch mit der Sakrament-Kätzerei und Bildstürmerei behafft“, weist darauf hin, daß wol öfter solche Marienproben von ihm gemacht seien, und daß er es vielleicht nicht für Raub gehalten, die zerstörten Heiligenbilder oder Reliquienkästen, die ja oft höchst kostbar waren, mitzuführen. Nennt hier auch vielleicht ein Katholik die Sacramentsketzerei, und steht in seinen Bekenntnissen: „Alle andern gesalbete Priester, die sich nach Luther's Lehre nicht richten, seyn wahrhafftige hypocriten und Phariseer“, so bezeugen doch die folgenden Angaben, daß er weit genug von Luther abwich und zu den Reformirten und selbst zur Lehre des Thomas Münzer hinüberschweifte, wenn ihm die Feinde diese Sätze nicht auf der Folter unterschoben; dafür haben dann ihn, der jedenfalls doch der Pionnier der Reformation im lästerlichen Pfaffenneste Verden war, die glaubenseifrigen Lutheraner fast vergessen, während Luther selbst seinem Genossen Heinrich Ners ein Martyrologium schrieb. Diese Sätze sind: „Niemand kann sagen, daß unter der Gestalt des Brots oder Weins kann der wahrhaftige Leichnam Gottes enthalten sein“; „das Brot nach der Consecration sei nicht anders denn Brot, aus dem besten Mehl des Korns gebacken“; „wäre es Sache, daß Gott unter der Gestalt des Brots sollte enthalten sein, so wollte daraus folgen, daß, so oft man das Brot consecrirte oder Messe hielte, und auch von einem andern würde genommen, so oft müsse Christus sterben“. Wäre die Aussage: „Hätte er mögen und können alle Obrigkeit und Geistlichkeit herunterbringen, wäre all sein Sinn und Begierde gewesen“, richtig, so stände er „den «schwarzen Bauern» des gleich-

---

[1]) D. h. so weit als möglich. Zugleich ist wol eine Anspielung auf das weiße Pferd des braunschweigischen Wappens darin. „Zu achtende“ ist das alte niederdeutsche Gerundium.

zeitigen Bauernkriegs nicht fern. Aber ein Unterschieben liegt nahe, nebenbei war die „Obrigkeit" hier eine geistliche, und der hat ebenfalls Heinrich von Zütphen das weltliche Schwert ausdrücklich untersagt. Uebrigens hatte Bornemaker, wie Luther, den ehelosen Stand verlassen und eine Nonne geheirathet.

Die Reliquien ließ der Erzbischof feierlich in den Dom holen, die Bücher öffentlich verbrennen, den unglücklichen, zerrissenen Leib des Märtyrers noch der Qual des Feuertodes überliefern. Auf der Folter soll er zuletzt widerrufen und das Volk noch gebeten haben, ein Paternoster und ein Ave-Maria für ihn zu sprechen. Die letzten Augenblicke des Schlachtopfers schildert die tagebuchartig genaue Aufzeichnung aus der Zeit Christoph's, welche Cyriacus Spangenberg in sein „Chronikon der verdener Bischöfe" aufgenommen hat [1]), in folgenden Worten: Es würde „allda ein großer Hauffe Holzes zusammengelegt und angezündet, und wie es nicht brennen wollen, hat er arme Mensch offt gefragt, ob das Feuer nicht brennen wolte, und als der Thum-Prediger Dingschlag ihm auf Latein angeredet und ihn tröften wollen, hat er gesagt: Lieber Herr! redet doch teutsch, daß es die Leute umher verstehen können. Ich habe mehr vergessen, als ihr gelernt habt; wie aber das Feuer nicht angehen wollen, hat man ihn von den Wagen gesetzet und von des Bischofs Weingarten [2]) dröge Büsche damit geholet, und also damit das Feuer brennend gemachet; Unterdessen hat er allezeit fleißig von Gott und den Glaubens-Artikuln geredet; darauf hat ihn der Büttel auf eine Leiter gebunden, und wie das Corpus also damit aufrichten wollen, ist es ihm und seinen Knechten zu schwehr worden, also daß sie den Armen Menschen fallen lassen, und die Leiter kürzer abhauen müssen, welches ihm eine große Pein gewesen, hernach ihn wieder aufgerichtet und also ins Feuer geworffen."

Die Bremer rächten zunächst durch bittern Hohn und durch Spottlieder ihren Pfarrherrn an den liederlichen Pfaffen und ihrem Erzbischofe; eins der letztern ist gewiß wegen der großen Herbigkeit des Schlusses uns erhalten, leider in schlechter hochdeutscher Uebersetzung, die in zwei mannichfach verschiedenen Exemplaren vorliegt, sodaß deren Vergleichung sie gegenseitig corrigiren, nebenbei auch zur Herstellung des ursprünglich sicher plattdeutschen Textes dienen kann. Bei der großen Seltenheit plattdeutscher Volkslieder und namentlich solcher, welche für die Reformation auftraten, mögen hier beide Texte nebeneinander

[1]) Daraus sind auch die obigen Angaben entlehnt. [2]) Bekanntlich kommen noch nördlicher Weingärten, und zwar zur Gewinnung von Wein, nicht blos von Trauben, vor. Den verdener hatte Bischof Christoph eigenmächtig auf Gemeindeland angelegt, und war darüber mit Stadt und Domkapitel in Hader.

folgen. Jedenfalls sind sie nicht voneinander entlehnt, und sicherlich ist ihre beiderseitige Quelle ein lateinisches Chronicon Verdense, welches (durch Andreas von Mandelsloh?) in der obenbemerkten deutschen Tagebuchform fortgesetzt ist. Das Original soll im landdrosteilichen Archiv zu Stade sein, die erste der nachfolgenden Versionen ist aus der Spangenberg'schen „Chronik", S. 162 fg. entnommen, die zweite einem Manuscriptfoliobande des bremen-verdener Museum zu Stade, welches G. von Roth's „Geographie der Herzogthümer Bremen und Verden" ꝛc. (1718) und ein auszügliches Chronicon Verdense enthält und durch die Signatur „D. von Stade" seinen alten gelehrten Eigenthümer anzeigt. Die Melodie ist eine Fortbildung des berühmteu Störtebekerliedes.

I.

Do Bruder Johann zu Vehrden quam,
War man Lutherscher Lehre gram,
Nach Bremen war auch sein Verlangen
Der Hauffe der Pfaffen das vernahm.
Sie ließen ihn schlagn und fangen.

Sie sprachen in dem weißen Bier [1])
Nun mögen wir werben Preiß und Ehr.
Hoch, weit und breit vor allen
Wir woll'n vertilgen Luthers Lehr;
Die Kantzel ist uns gefallen.

Wiewohl wir nicht die Schrift verstahn [2])
Doch was wir hie gefunden han
Das woltn wir nach uns erben [3])
Wär hier Bruder Jacob sein Cumpan [4])
Er sollte mit ihm sterben.

Wir müssen stehn auf das Bedrief [6])
Er hab gefreyt ein Echtes Wyef [7])
Das können wir so nicht leyden
Drum wollen wir ihn sunder Kief [8])
Mit heißen Eisern verschneiden [9])

II.

Do Bruder Johann zu Verden quam,
Da war man der Lutherschen Lehre gram,
Nach Bremen war sein Verlangen,
Der Hauffe der Pfaffen das vernahm
Sie ließen ihn schlagen und fangen.

Sie sprachen in den weißen Bier
Nun mögen wir werben Preiß und Ehr
Hoch und weit von allen.
Wir wollen vertilgen Luthers Lehr
Die Lantze ist uns gefallen.

Wiewohl wir nicht die Schrift verstahn
Doch was wir hier gefunden han
Das willn [5]) wir nach uns Erben,
War hier Brober Jacob, sein Cumpan
Er sollte mit ihm sterben.

Wir müssen stehn af das Bedrief
Er habe getrauet ein rechtes Wief
Daß können wir so nicht leiden
Drum wollen wir (ihn?) sonder Knief
Mit heißen Eisen schneiden.

---

[1]) „Beim weißen Bier", dem Broihahn. Ueber den Bierschank hatten Bischof, Domkapitel und Bischof öfter ihren Streit. Im Jahre 1517 brachen zwei Vicarien in der Trunkenheit den Hals. [2]) Vergl. oben Bornemaker's Worte auf dem Richtplatz; die lateinischen Formeln und Gebete wurden oft arg entstellt, da die Messelesenden den Sinn nicht verstanden. „Verstahn" ist niederdeutsch. [3]) „Unsere Einkünfte wollen wir weiter erben." [4]) Ohne Frage ist der bremer Reformator Jakob Probst gemeint, der von 1524—62 wirkte. [5]) Plattdeutsche Form. „War", noch heute braucht der Niederdeutsche das hochdeutsche Indicativ für den Conjunctiv. [6]) Plattdeutsch „up dat bedrief", Betreiben, Antrieb, also: wir müssen bei dem Verhalt beharren. [7]) „Wyv", Weib; „echt" ist hier das richtige Wort: gesetzlich, ehelich. [8]) „Sunder Kyf", ohne Hader, also einstimmigen Sinnes. Knief wäre Knyfe, Taschenmesser, Kneipmesser. [9]) „Mid hitten Isern sniden"; das Schneiden ist

Solten wir so verbunden [1]) stahn
Und je welk ein Weib zu Echte han
Das kömmt uns nicht wol eben,
Der ein soll umb die ander gahn,
So mögen wir fröhlich leben. [2])

In eine Vest' ward er gebracht,
Drin saß er greulich Tag und Nacht
Gott's Wort soll er versäcken [3])
Was Plag und Pein da ward bedacht
Das will Gott selber wräcken.

Er leyd't allda Schmach, Durst und Fröst,
Sein Glied'r ihn von einand'r gelöst
Christliche Lehr zu Wrache,
Sie goß'n ihm ein für Bier und Köst [4])
Gesotten Herings-Lache.

Er ward da worffen in die Gluht
Und muß leid'n unschuldig den Tod,
So kachelden [5]) sie in ihren Schooß
Zu Spott denen von Bremen [6])
Daß sie sich möchten schämen.

Da das Feu'r war gantz ausgebrannt,
Aus melde [7]) Gott ein Miracul bekant

Sollten wir so verbunden stahn
und jewelt ein Weib zu echte han,
Das kommt uns nicht wol eben.

(Die zwei Zeilen fehlen.)

In eine Veste ward er gebracht,
Darin saß er greulich Tag und Nacht.
Gottes Wort sollte er versachen.
Was Plag und Pein da ward bedacht
Das will Gott selber rächen.

Er leid aldar Schmach, Durst und Frost,
Seine Glieder ihm von einander gelöst
Christlicher Lehre zu Wrache
Sie goßen ihm ein für Bier und Kost
Gesotten Herings Lacke.

Er ward dar worffen in die Gluth
Und muß leiden unschuldig den Todt
So kachelden sie in ihren Schoß
Zu spott denen von Bremen,
Daß sie sich möchten schämen.

Do, das feur gantz war ausgebrannt
aus melde ein Miracul bekand

---

schon klar genug. Die Chronik sagt: „unter andern Stücken der Tortur sein Gemächte mit heißen Kuh-Eysen zusammen gedrücket, bis er bekannt, daß er eine Nonne zu Echte hätte." [1]) „Verheirathet." [2]) Alius aliam adeat. Wahrscheinlich soll es aber „die ein" heißen, die eine und die andere sollen wechseln, variatio delectat. Es beziehen sich diese Zeilen auf das überskandalöse Treiben der verbener Geistlichkeit, die an hundert Pfaffen zählte. Im Jahre 1539 warf der Bischof dem Kapitel vor: „Ihre Weiber oder Concubinen, die sie hielten, gleich ehelichen Weibern gezieret, zu Kirchen und zu Marckte ließen einhertreten, und dieselbe wollten vorgezogen haben, auch ihre Kinder in ihren Häusern ließen geboren werden, und bey sich behielten, daß sie mit ihren Kindern die Stadt und Aemter besetzten" ꝛc.; ferner: „es hätte sich ein Weib, Gesche (Gesina) Kunten geheißen, eines Vicarii Concubina unterstanden Messe zu lesen", nach einer Orgie nämlich im Schlafhause. Das Domkapitel antwortete darauf nicht faul, daß er „auch alle Nacht auf dem Gottesdienst so fleißig nicht gewartet, auch nicht allein Ein Weib, besonderen viel, und mit denenselben viel Kinder hätte, damit er seine Voigteyen und die Nonnenklöster besetzete, auch etliche davon für seine Hoff-Junkern gebrauchet. Und unangesehen, daß er ein Weib zu Rohtenburg, eine zu Vörde und eine zu Vehrden sitzen hätte, hätte er noch mehr und frische zu sich genommen. [3]) „Versekken", „versеggen", ableugnen." „wräken oder wreken rächen. wrache im nächsten Verse ist „wrak", Trümmer, Beschädigung, also Aergerniß. [4]) Fröst und Köst, Köste ist plattdeutsch. [5]) „Kacheln" und „Kallen" heißt schwatzen. Das bremer Wörterbuch hat die Ausdrücke nicht. [6]) Zeile 3 und 4 müssen natürlich umgestellt werden. [7]) Soll wol heißen: „entwendete" mit tautologisch hinzugefügtem „bekannt", plattdeutsch uth melle oder antmelle für

Für Alten und für Jungen
So daß man sah und allda fand,
Sein unverzehrte Zungen,

Noch rühmen sie sich solcher Ehr,
Und hoffen daß dar kommen mehr,
Dar, sie so Richters [1]) werden.
Van Christus nicht getödtet wär,
So mögt er kommen zu Vehrden.

vor Alten und vor Jungen,
so daß man sah und allda fand
sein unversehrte Zungen.

Noch rühmen sie sich solcher Ehr
und hoffen daß Kommen mehr
da sie so Richters werden.
Wenn Christus nicht getödtet wär,
So möcht er Kommen zu Verden.

2. Ein historisches Lied von 1632.

Ein stark beschnittener, wahrscheinlich Merian'scher Holzschnitt, offenbar dem Ereignisse der Zeit nach unmittelbar gefolgt, ist überschrieben: „Eigentlicher Abriß der Situation und Demolierung der zwo Schantzen am Rhein, welche zwischen Hagenaw und Lichtenaw, von dem Obristen Ossa Anno 1630 gebawet, jetzo aber dem vatterland und Freyheit zum besten 1632 im Janner, wider abgebrandt und geschleift worden." In der Mitte des Holzschnitts fließt der Rheinstrom, auf beiden Ufern sind Befestigungen, „Hagenaw" und die „Drusenheimer Schantz" am linken, die Schanzen brennen in hellen Flammen, um die rechtsrheinische tanzen die Umwohner einen Ringelreigen. Darunter steht das folgende Lied, welches im dritten Verse einen entfernten Anklang an „Eine feste Burg ist unser Gott" zu bekunden scheint; Schreibweise und Interpunction ist die des Originals, die Melodie soll sicherlich die des Tanzreihens sein, den das Bild darstellt.

Umb diese Schantzen
Thun wir jetz Tantzen
Vor warn wir geschlagen
Deß wir uns Klagen
Nuhn ist unser leyd
Verkehrt in freyd
Der pas ist offen
Der Feind verloffen.

Der war zu Drusen [2])
Ein Schlang im busen
Wolt andre trotzen
Itz muß er kotzen.

Wasz er gefresse,
Wirt nich vergesse
Vil leuth verderbt
Sein Sach verkerbt.

Und ist sein pracht
Nuhn mehr veracht
Sein gwalt ist blöd,
Das macht der Schwed
Der ihn erschreckt
Und unsz erweckt
Sein pleibt der Spott
Dasz schafft unsz Gott.

-moldte. Auch dieser Ausdruck ist weder im bremer, noch in Richerz' hamburger Wörterbuche, wol aber „mellen" bei Schambach. Im Spottliede der Lutherischen verräth sich hier ein Rest der Heiligenlegenden.

[1]) Der fasche Plural auf -s wird noch jetzt gern in hochdeutschen Wörtern von den Plattdeutschen angewandt. [2]) Drusenheim.

Literatur und Kunst.

Literaturgeschichte.

Wie alljährlich, hat der Literarische Verein in Nürnberg auch jetzt wieder eine Auswahl seiner literarischen Leistungen und Studien der Oeffentlichkeit übergeben: „Album des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1860" (Nürnberg, Bauer & Raspe). Es ist erfreulich, auch aus diesem Album wieder zu sehen, wie Nürnberg, diese alte Heimat deutscher Kunst und Wissenschaft, noch immer der Mittelpunkt eines regen literarischen Treibens ist und wie es auch noch jetzt, gleichwie in alten Zeiten, soviel tüchtige und gelehrte Männer in seinen Mauern birgt. Doppelt erfreulich aber ist es, daß dabei, wenigstens nach diesem „Album" zu urtheilen, keinerlei Einseitigkeit oder Ausschließlichkeit obwaltet, sondern daß man im Gegentheil mitten in der mittelalterlichen Pracht der alten Reichsstadt für jede Art von geistiger Größe und Schönheit, gleichviel unter welchem Himmelsstrich sie erblüht ist, sich ein offenes Auge und eine empfängliche und theilnehmende Seele bewahrt hat. Der vorliegende Band enthält sechs größere Abhandlungen, die sich in bunter Mannichfaltigkeit über die verschiedensten Gebiete und Zeitalter des literarischen und künstlerischen Lebens erstrecken. Professor J. L. Hoffmann gibt eine ausführliche Schilderung von „Wieland's Leben und Wirken", die auch nach der erschöpfenden Darstellung, welche Loebell kürzlich von dem Dichter des „Oberon" geliefert hat, von den Freunden unserer classischen Literatur mit Nutzen und Befriedigung wird gelesen werden. Freilich gehört, wie auch der Verfasser selbst an verschiedenen Stellen mit Nachdruck hervorhebt, Wieland zu der nicht eben geringen Anzahl unserer ältern Dichter, die heutzutage mehr genannt als gelesen werden, der Verfasser weist sogar nach — und gerade dies scheint uns eine der verdienstlichsten Seiten seiner Arbeit — daß dies Schicksal im ganzen kein unverdientes ist und daß es überhaupt allmählich Zeit wird, unter dem Bestand unserer classischen Literatur ein wenig aufzuräumen und einen Unterschied zu machen zwischen solchen Dichtern, die nur noch den Literatur- und Culturhistoriker interessiren, und solchen, die wirklich noch ein Anrecht haben, von dem großen Publikum unserer Tage gelesen und genossen zu werden. Allein gerade jene erstern bedürfen dann um so mehr der historischen Erläuterung und Erklärung, damit wenigstens ihre geschichtliche Bedeutung und die Stellung, die sie in der allgemeinen Entwickelung unsers Geisteslebens einnehmen, der Nachwelt nicht völlig aus dem Gedächtniß schwinde; sind sie nicht mehr geeignet, allgemein gelesen zu werden, so soll die Literaturgeschichte doch wenigstens dafür sorgen, daß sie allgemein verstanden und gewürdigt werden. Diese Aufgabe hat der Verfasser in Betreff Wieland's in sehr geschickter und ansprechender Weise gelöst und bleibt uns nur der Wunsch, ihm recht bald wieder auf ähnlichem Feld zu begegnen. Die beiden nächsten Abhandlungen führen uns nach England: „Ueber Shakspeare's Wintermärchen" von Dr. Heinrich Woelffel und „Ueber Robert Burns" von C. Schwemmer. Der letztere Aufsatz bietet nur wenig Neues und scheint uns außerdem auch an einer etwas zu panegyrischen Auffassung des Dichters zu leiden, während

umgekehrt die Woelffel'sche Abhandlung eine Menge neuer, aber zum Theil auch ziemlich gewagter Ansichten aufstellt. Jedenfalls hat sie das Verdienst, ein Shakspeare'sches Drama, das bisher im ganzen dem größern Publikum ziemlich fern lag, dem Verständniß desselben näher zu rücken und es damit auch für die Schönheiten des Werks empfänglicher zu machen. Eine sehr interessante Gabe sind die „Andalusischen Weisen", nach einer handschriftlichen Sammlung, die ihm von Freundeshand zugegangen, übertragen und in ihren Zusammenhängen mit dem Nationalcharakter nachgewiesen von Friedrich Knack. Unter der Ueberschrift „Ueber ein neuaufgefundenes Gedicht von Schiller" verbreitet Dr. Heinrich Woelffel sich über die „Ode an die Natur", welche im Novemberheft der „Thalia" von 1790 abgedruckt steht und die erst kürzlich durch den gründlichen Schillerkenner Hrn. Professor Dr. Joachim Meyer in Nürnberg als Schiller's Eigenthum erkannt ward. Den Schluß der Abhandlungen bildet ein Aufsatz über „Die Pflege der Glasmalerei und ihre Wiedererweckung in Nürnberg" von einem ungenannten Verfasser; derselbe ist sehr klar und faßlich geschrieben und gibt in festen Umrissen die Entwickelungsgeschichte eines Kunstzweigs, der, nachdem er lange Zeit vollkommen verblüht und abgestorben war, sich im Lauf der letzten Jahrzehnde zu neuer ungewohnter Herrlichkeit entfaltet hat: ein Verdienst, das, wie aus der vorliegenden Abhandlung hervorgeht, dem König Ludwig von Baiern gebührt. Die zweite Abtheilung des Buches enthält „Gedichte"; es sind theils Uebersetzungen, theils dilettantische Versuche, die wenigstens von poetischem Sinn und Bedürfniß zeugen. Das bedeutendste darunter ist „Dichters Sendung", ein Festspiel von J. L. Hoffmann, das gleichsam zur Vorfeier des Schillerjubiläums im Februar des verwichenen Jahres im Literarischen Verein aufgeführt worden; es ist ein buntes frisches Bild, in welchem namentlich diejenigen Partien, die sich an den Ton des alten nürnberger Fastnachtsspiels anlehnen, recht wohl gelungen sind. Als Anhang folgen dann verschiedene Reden und Gedichte, auf die eigentliche Schillerfeier des Literarischen Vereins bezüglich; man sieht daraus, daß das nürnberger Schillerfest hinter keinem andern in Deutschland zurückgeblieben ist, namentlich was den geistigen Theil der Feier anbetrifft.

Diese Erwähnung der Schillerfeier bringt uns auf eine andere Neuigkeit, die wir den Freunden der Literaturgeschichte ebenfalls empfehlen: „Eutiner Skizzen. Zur Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Wilhelm von Bippen" (Weimar, Böhlau). Das Buch ist dem kurzen Vorwort zufolge zur Mitfeier des Tages veröffentlicht worden, an welchem Millionen deutscher Zungen den Namen Schiller's verherrlichten. Und insofern wir hier in eine Epoche unserer Literatur eingeführt werden, die zwar mit Schiller in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht, im übrigen aber für die Gesammtentwickelung unsers literarischen Lebens nicht ohne Bedeutung ist, entspricht das Buch seinem Zwecke recht wohl. Der Verfasser schildert uns den Kreis, der sich näher oder ferner um Herzog Peter von Holstein-Gottorp bildete, ein Kreis, dem namentlich die Stolberg angehörten, in dem Heinrich Voß lange Zeit heimisch war, dem sich Männer wie Nicolovius, die Bernstorf, Lavater, Jacobi, Schlosser ꝛc. zugesellten, und der überhaupt, wenn er auch niemals im Stande war, ein eigentliches Centrum unserer Literatur zu bilden, doch auf die Gestaltung derselben,

namentlich in ihrem Uebergang zur romantischen Epoche, nicht ohne mannichfachen Einfluß blieb. Der Verfasser hat sehr genaue und gründliche Studien gemacht. Leider kommt sein kritisches Urtheil und sein Darstellungstalent seinem Fleiße nicht gleich; das Buch leidet stellenweise an großer Breite, auch hat der Verfasser zu viel Allbekanntes darin aufgenommen, überhaupt seinen Weizen mit zu viel Spreu vermischt. Am meisten haben uns die einleitenden Kapitel angesprochen, in denen der Verfasser den Schauplatz schildert, auf welchem die Helden des Buchs sich bewegen; da finden sich auch manche neue und interessante Angaben und verdient das Buch schon um dieser einleitenden Kapitel willen die wohlwollende Beachtung aller derjenigen, die sich eine genauere Kenntniß von den literarischen Zuständen des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu erwerben wünschen. R. P.

Friedrich der Große und sein Einfluß auf das deutsche Geistesleben.

Trotz der zahllosen Schriften, welche im Lauf der Jahre über Friedrich den Großen erschienen sind, ist es noch immer eine ebenso schwierige wie nothwendige Aufgabe, das Verhältniß gründlich zu untersuchen, in welchem dieser größte deutsche Fürst des vorigen Jahrhunderts zu der Entwickelung des deutschen Geisteslebens steht. Allgemein wird Friedrich mit dem Namen „des Großen" verherrlicht; verdient er denselben auch dann noch, wenn man die Einwirkungen erwägt, welche Friedrich auf den Geist und Charakter des deutschen Volks im ganzen ausgeübt hat? War es das Zeichen wirklicher Größe, wenn der feingebildete, geschmackvolle, kunstsinnige König von Klopstock, Winckelmann, Lessing, selbst von Goethe keine Notiz nehmen wollte, wenn er im Gegentheil eine fast geflissentliche Geringschätzung der deutschen Sprache und Literatur zur Schau trug und dagegen die französische bis in die Wolken erhob, vor einem Voltaire wie vor einem höhern Wesen sich ehrfurchtsvoll beugte und es als das höchste Glück seines Lebens pries, das goldene Zeitalter Ludwig's XIV. wenigstens noch in dieser seiner letzten und glänzendsten Erscheinung gekannt zu haben? Wenn nun aber ungeachtet dieser offenbar undeutschen Geistesrichtung Deutschland und nicht blos Preußen stolz sein wird auf seinen Friedrich, solange es eine deutsche Geschichte gibt, dann fragt es sich weiter: war der Einfluß dieses genialen Fürsten auf die deutsche Literatur und das deutsche Geistesleben blos ein indirecter, nämlich insofern, daß er doch sein gleichgültiges Verhalten sie ausschließlich auf ihre eigene Kraft angewiesen und ihr somit der Ruhm möglich gemacht, sich durch sich selbst zu bilden; oder muß ihm wirklich ein directes und positives nationales Verdienst auch in Hinsicht auf die Entwickelung des nationalen Geistes zugeschrieben werden? Diese Fragen werden in einem unlängst erschienenen Schriftchen von Karl Biedermann, dem bekannten und verdienten Culturhistoriker und Publicisten: „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens" (Braunschweig, Westermann) ebenso gründlich wie geistvoll und überhaupt in einer Art und Weise erörtert, daß jeder Freund der deutschen Geschichte Grund hat, die kleine Schrift als eine werthvolle und zeitgemäße Erscheinung willkommen zu heißen. Das Resultat dieser Erörterung ist, daß

Friedrich dem Großen eine positive Einwirkung auf das innere Wachsthum des deutschen Geistes in der That im vollsten Maße zugeschrieben werden muß. Dieselbe lag vor allem in der Macht seiner Persönlichkeit; gerade dadurch wirkte sie aber viel naturgemäßer und nachhaltiger, als die verschwenderischsten Gunstbezeigungen an die deutschen Dichter und Gelehrten hätten wirken können. Friedrich der Große hat die in Sklaverei, blinde Autoritätssucht und Schlendrian versunkene Nation ermuntert und angefeuert, selbständig und nach Vernunftgründen zu denken, zu forschen und zu prüfen; er hat den bürgerlichen Muth großgezogen und dem deutschen Volke das zurückgegeben, was ihm solange abhanden gekommen war, einen Charakter; er hat das erstorbene Gemeingefühl der Deutschen wiedererweckt und ihm große Zielpunkte des nationalen Strebens vor die Augen gestellt; er hat den Grund gelegt zu jener Regeneration Deutschlands, die er zwar nicht selbst vollenden konnte, die aber in der Gegenwart die schönsten Blüten und Früchte des deutschen Geisteslebens treibt und der deutschen Nation allein Kraft und Größe geben kann; er hat endlich die Idee der Gewissensfreiheit zu einem der obersten Regierungsgrundsätze erhoben und die Regierenden an die Idee des Rechtsstaates und an die Interessen des Volks gebunden. Dies alles ist in dem Biedermann'schen Schriftchen trefflich nachgewiesen und empfehlen wir dasselbe allen, die sich für dies gerade im gegenwärtigen Augenblick doppelt zeitgemäße Thema interessiren. —ng.

Correspondenz.

Aus Kopenhagen.

Ende Februar 1860.

A. G. Das letzte Vierteljahr hat uns eine ununterbrochene Reihe von Wechselfällen gebracht, die mit der Einsetzung eines neuen Ministeriums am 2. December vorigen Jahres anhub und mit dem plötzlichen Tode des Präsidenten dieses Ministeriums endete. Dazwischen liegen Brand der Schlösser Frederiksborg, Straßentumulte, eine Sündflut von Flugschriften für und gegen Hof und Ministerium. Diese Flugschriften bewegten sich jedoch meistens in einer sehr niedrigen Sphäre und gingen von namenlosen Scribenten aus, als der bekannte Latinist Madvig, früherer Minister, mit einer Chronique scandaleuse des Ministeriums auftrat, worin es auf den sofortigen Sturz desselben abgesehen war, indem Hr. Madvig, der nebenbei eine große Rolle in unsern repräsentativen Versammlungen spielt, erklärte, daß jeder Tag, den das demokratische Hofcabinet dauere, zu viel sei. Als er das schrieb, konnte er keine Ahnung davon haben, daß ein neuer unvermutheter Wechselfall seine Schriftstellerei plötzlich beim Worte nehmen und eine entsprechende That von ihm fordern werde. So geschah es aber. Sofort nach dem Tode des Premierministers ließ der König den renommirten Professor der Eloquenz zu sich bescheiden, um ihm die Bildung eines neuen Cabinets im Sinne seiner unfreundlichen Flugschrift zu übertragen. Hr. Madvig stotterte, konnte aber den Antrag nicht mit Anstand ablehnen und begab sich bongré malgré ins weite, um Staatsmänner zu finden, die

unter seiner Lenkung geneigt wären, ein neues Kapitel zu unserer buntscheckigen Geschichte neuerer Zeit hinzuzufügen. Es fand sich niemand, der sich dazu hergeben wollte, Hr. Madvig ward überall mit Achselzucken empfangen und schon am folgenden Tage mußte er dem König die in seine Hand niedergelegte Vollmacht zurückerstatten, um sich unter dem schallenden Gelächter der Demokraten schleunigst aus der Stadt zu entfernen. Jetzt wurden andere Staatsmänner zum König beschieden, die sich aber auf dem schlüpferigen Boden nicht hervorwagen wollten, und so mußte der Held unsers Parlamentarismus, der Märzdemagog des Jahres 1848, Hr. Monrad, aus Paris, wohin er sich aus Unmuth über seine Entlassung als Minister im December begeben hatte, herbeigeschafft werden.*) Ihm gelang es nach wochenlanger Bemühung, das im December entlassene Ministerium mit einigen neuen Zusätzen zu reorganisiren, die nicht dieselbe entschieden nationale Färbung haben wie die Hauptpersonen. Es drängt nämlich immer mehr auf eine Regelung der Verfassungswirren hin, das Auftreten der schleswigschen Ständeversammlung hat es erwiesen, daß er neben der holstein-lauenburgischen auch noch immer eine schleswigsche Frage gibt und dieselbe dürfte nachgerade für das Ministerium die schwierigste werden. Ungeachtet Schleswig nicht zum Deutschen Bunde gehört, so hat doch die dänische Regierung durch ihre Verhandlungen mit den deutschen Großmächten vom Jahre 1851 auch gewisse Verpflichtungen mit Beziehung auf dieses Land eingegangen, die freilich verschiedentlich ausgelegt werden können. Diese Verpflichtungen beziehen sich auf die in der königlichen Kundmachung vom 28. Januar 1852 als gemeinschaftlich für Schleswig und Holstein bezeichneten Angelegenheiten, unter denen die Universität Kiel zu den vorzüglichsten gehört. Sowol von holsteinischer als von schleswigscher Seite wird nun Klage darüber geführt, daß der Besuch der kieler Universität den Schleswigern erschwert werde. Die Universität bedeutet aber für die Regierung das Beamtenthum und sie glaubt sich nicht auf Beamte, die in Kiel studirt haben, für die Verwaltung in Schleswig verlassen zu können. Was nun Holstein betrifft, so glaubt die Regierung hier alle möglichen Concessionen machen zu können, der Streit mit Holstein bezieht sich eigentlich nur auf Schleswig, mit dem Holstein seine Verbindung aufzugeben nicht gewillt ist, ob man ihm auch alle möglichen und unmöglichen Freiheiten als Preis eines solchen Opfers bieten möchte. Einer der neueingetretenen Minister (gerade der holsteinische, Hr. Raaslöff) hat in seinen politischen Flugschriften auf einen Weg hingewiesen, den zu betreten die einflußreichsten unter seinen jetzigen Collegen kaum geneigt sind. Er fordert eine Beschränkung des dänischen Parlamentarismus, damit auch die Herzogthümer ein Gewicht in

*) Derselbe kann als Curiosum einer abenteuerlichen Carrière gelten. Ursprünglich demokratischer Journalist, erhielt er von einem gräflichen Freunde eine Kirchenpfründe, ward als Demagog Märzminister, benutzte diese Stellung, um ein soeben erledigtes Bisthum (mit 6000 Thlrn. Einkommen) an sich zu bringen, ward desselben vom Ministerium Oersted im Jahre 1854 entsetzt, und trat unter dem neuen Ministerium Hall als Departementschef ins Cultusministerium, bis er selbst im Mai vorigen Jahres Cultusminister wurde, was freilich nur ein halbes Jahr dauerte. Der Bischofscharakter ist bekanntlich unvertilgbar und Monrad heißt seitdem noch immer Bischof.

die Wagschale werfen mögen. Solange der dänische Reichstag mit der Prärogative ausgestattet ist, über Sein oder Nichtsein dreier Minister (der Justiz, des Innern, des Cultus, die zu den eigenen Angelegenheiten des Königreichs gerechnet werden) entscheiden zu können, hat er damit das Schicksal des Gesammtministeriums in seiner Hand, auf dessen Zusammensetzung die Herzogthümer einen Einfluß zu üben ebenfalls berechtigt sind. Hr. Raaslöff fordert deshalb sowol eine Erweiterung der Befugnisse der Landtage der Herzogthümer wie eine Beschränkung derjenigen des dänischen Reichstages, dessen Name auch mit einem bescheidenern den Verhältnissen entsprechenden zu vertauschen ist. Eine eigenthümliche Forderung in der That an ein so durchweg dänisch-parlamentarisches Ministerium wie dasjenige, in das Hr. Raaslöff jetzt als Minister der Herzogthümer Holstein und Lauenburg eingetreten ist! Gerade der Bildner des Cabinets, Hr. Monrad, der in demselben die Portefeuilles des Cultus und des Innern innehat, hat im Reichstage die Grundlage seines Einflusses; er hat denselben nach der demokratischen Schablone des Jahres 1848 eingerichtet, er hat sich durch denselben jetzt fast zwölf Jahre hindurch in seiner politischen Stellung behauptet; er muß denselben als für seine Interessen unentbehrlich betrachten; und er sollte jetzt dieses geliebte Schoskind der legitimen Erbschaft der Revolution vom Jahre 1848 berauben und damit ebenfalls sich selbst bloßstellen wollen! Das ist nicht wahrscheinlich. Aber eben deshalb ist es auch nicht wahrscheinlich, daß die neuen Minister, die so ganz entgegengesetzter Ansicht sind, über anderes als blos ganz vorläufige, im Augenblicke dringliche Fragen sich haben verständigen können. Zu diesen Fragen rechnen wir die Opposition der schleswigschen Ständeversammlung, deren vorläufige Abfertigung beschlossen ist. Die Hauptfrage aber, die Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses des Königreichs und der Herzogthümer, wird nächstens eine Ministerkrise hervorrufen.

Die Literatur vegetirt hier fast nur in Zeitschriften, Flugschriften und Uebersetzungen. Zeitschriften gibt es in großer Anzahl, Flugschriften erscheinen in Menge bei jeder Gelegenheit. So hat neuerdings ein eigenthümliches Gemisch von Mathematik und Philosophie, das ein Professor der Propädeutik hergerichtet hatte, mehrere Einreden von seiten der Mathematiker hervorgerufen, die dem Philosophen jedes Verständniß der Mathematik absprachen. Er antwortete, daß das mathematische Hornvieh von der Philosophie nichts verstände und ließ sich von dem eingeschlagenen Wege des mathematischen Philosophismus nicht abbringen. Die Universitätsbehörde aber beauftragte einen andern Professor mit dem Vortrage der Propädeutik und da der Absatz der mathematisch-philosophischen Compendien und Streitschriften lediglich auf die Zuhörer der betreffenden Vorträge beschränkt war, darf diese interessante Episode unserer Literaturgeschichte als abgeschlossen betrachtet werden. Neben solchen blos vorübergehenden Erscheinungen gibt es die permanenten Hervorbringungen gelehrter Gesellschaften. Es gibt unter andern eine Gesellschaft zur Förderung der dänischen Literatur, die es sich angelegen sein läßt, allen Wust und Schutt der Vergangenheit in massenhafter Weise an den Tag zu bringen; Postillen der abenteuerlichsten Art, Kämpelieder mit allen, selbst den geringfügigsten Varianten, werden mit großen Kosten gedruckt, um nicht gelesen zu werden. Das Beste, was diese

Gesellschaft an den Tag gefördert hat, ist die Herausgabe von Holberg (der neuerlich Gegenstand zweier neuen Schriften der Herren Professoren Werlauff und Smith geworden ist), sonst hat sie überall wenig Geschmack, aber viel Abhängigkeit von den herrschenden Vorurtheilen bewiesen. Zu diesen herrschenden Vorurtheilen gehört die Verehrung alles angeblich Volksthümlichen, selbst der dümmsten Märchen und Reimereien, die von den zahlreichen literarischen Herumtreibern in irgendeinem Winkel aufgespürt werden. Diese Volksverehrung schreibt sich besonders von dem bekannten Grundling her, der nach mehr als fünfzigjähriger auf dem Gebiet der Literatur getriebener Demagogie es endlich dahin gebracht hat, eine zahlreiche und einflußreiche Partei zu gründen, die eine gewisse volksthümliche Naturwüchsigkeit der Bildung, einen unerschöpflichen Wortschwall der Vernunft entgegenzustellen versteht. Diese Naturwüchsigkeit des Unsinns ist die Hauptingredienz unserer modernen Demokratie, deren rohen, materialistischen Gelüsten sie einen gleichsam idealistischen Hintergrund verleiht. Schullehrer und Bauern haben an diesem trüben Born die armselige Weisheit geschöpft, die sie auf dem Reichstage auskramen und zahlreiche „Hochschulen" sind zum Theil mit Staatsmitteln, aber meistens mit freiwilligen Beiträgen gegründet, um das Landvolk mit diesem Firniß zu übertünchen und mit Haß gegen die „universitarischen" Prätensionen zu erfüllen.

Vom Mittelrhein.

Ende Februar 1860.

O. S. So glücklich wie diesmal sind seit langen Jahren die Bauernregeln und Kalendersprüche nicht zugetroffen, welche davor warnen, der zu frühen Milde des Winters zu trauen. Im Januar waren auf allen Märkten unserer mittel- und oberrheinischen Städte die Märzveilchen aus freiem Lande in wirklicher Frühlingsfülle ausgeboten und die Knospen der Gesträuche und Bäume strotzten, die Aprikosenblüten fingen schon hier und da an sich röthlich zu färben. Heut liegt dies alles wieder tief unter Schnee vergraben, und der Dachs, welcher sich zu Lichtmeß sonnte, scheint noch gar nicht daran zu denken, seinen wiederbegonnenen Winterschlaf so bald zu enden. Gerade über die Faschingsaufzüge schüttete der Winter noch sein dichtestes und anhaltendstes Schneegestöber herab, sodaß namentlich am Faschingsdienstag die meisten derselben sich in Schlittenfahrten verwandelten. Gab das auch manchen doppelt komischen Contrast, so dämpfte es doch die rechte altgewohnte Tollheit ebenfalls, da die Schneedecke auf den leichtgekleideten Masken nicht eben dazu beitrug, den Witz in den Köpfen aufzuthauen. Die zu Augsburg erscheinende „Allgemeine Zeitung" brachte vor ein paar Tagen einen lobesamen Redactionsartikel, worin sie meinte: „Ein Carneval am hellen Tage wird, mit Ausnahme von Köln, München, und wir glauben auch Nürnberg, sonst nirgends mehr öffentlich gefeiert." Der Guten passirt da, was ihr so oft geschieht, nämlich, daß sie in den Theilen Deutschlands, welche nach der Geographie der bairischen Aussprache zum „Ausland" gehören, erstaunlich unbekannt ist. Sie würde sonst wissen, daß im Rheinland von Köln bis Basel — wo der Gassencarneval bis vor zwei Jahren nach vielhundertjähriger Gewohnheit acht Tage später als in der übrigen Welt,

aber desto toller gefeiert wurde — fast kein kleinstes Oertchen existirt, welches nicht die drei Faschingstage „am hellen Tage" mit wirklichen Aufzügen und allerlei sonstigem Mummenschanz feiert. Ja, wer sich einigermaßen um das laufende Volksleben kümmert, würde der augsburger Redaction sogar mittheilen können, wie aus der nachmärzlich octroyirten Lethargie alles öffentlichen Lebens gerade in den letzten Jahren, mit dem Wiedererwachen der sommerlichen Gesangs- und andern Volksfeste, auch die Wiederbelebung der öffentlichen Feier des Carnevals Hand in Hand gegangen ist. Dies Jahr sind sogar drei sonst absonderlich nüchterne Städte, Frankfurt, Karlsruhe und Heidelberg, vom tollsten Strudel öffentlicher Carnevalslust „am hellen Tag" erfaßt worden; und da es endlich dazu gekommen, ist man in allen drei Städten über sich selber verwundert, so eifrig mitgemacht zu haben. Es hilft dem orthodoxen Zelotenthum nichts, nachträglich darüber zu nergeln, daß die Faschingszüge schon am Sonntag Estomihi ihre Lust begannen; man hat sich fest vorgenommen, es nächstes Jahr gerade so zu machen und sich von evangelischer Presbyterei nicht beschränken zu lassen, während die katholische Kirchlichkeit klug genug ist, selbst vom Erzbischofssitze Freiburg den Fastnachtssonntag dem weltlichen Maskenscherz zu überlassen.

Viel eher fürchtet man, daß die politischen Weltverhältnisse wieder auf die Lust drücken könnten, wie sie es in den altgewohnten Residenzen des Herrscherpaares Carneval bereits vorm Jahr und diesmal getham. Aeußerlich bemerkt man davon freilich nichts, wenn man nicht mit frühern Jahren, mit der ganzen Stimmung vergleicht. Es sind das Städte- und Landschaftsintimitäten, gerade wie es Familienintimitäten gibt, zu denen lange Erzählungen gehören, um sie dem Fremden klar, ja bemerklich zu machen. Dafür ist hier nicht Zeit und Raum. Lächerlich und unwahr zugleich wäre es jedoch, ableugnen zu wollen, daß der rheinische Sinn überhaupt ernster als früher geworden; er müßte die deutschen Leiden nicht mit durchgemacht haben. Nur elastischer ist er, als man es anderwärts ist, dem Augenblicke mehr hingegeben. Wenn er sich heute dem Concordatstrome und der Verfinsterung entgegenstemmt, welche der protestantische Hierarchismus über das Leben zu breiten versucht, so kämpft er in der That einen doppelten Kampf, den für Erhaltung seiner Eigenart und jenen für den Geist des Jahrhunderts überhaupt. Gerade in diesen Beziehungen begegnet man aber manchem Irrthum über das Rheinland, dessen Berichtigung den Organen wol geboten wäre, welche nach einer Verständigung zwischen Süd und Nord ehrlich streben. Man begreift oft in der Ferne nicht, wie die so entschiedene Abwehr des Concordatunglücks doch mit einer weitverbreiteten Sympathie für Oesterreich vereint sein könne, weil man Oesterreich als den eigentlichen Urheber der südwestdeutschen Concordate betrachtet. Letzteres ist zweifellos, der Anstoß kam von Wien und die Förderung durch lange Jahre ebenfalls. Aber nachdem die Buol'sche Politik sich des furchtbaren Fehlers ihrer Freundschaft mit Napoleon bewußt geworden, ist nicht ihr Einfluß, sondern der französische für die Weiterbetreibung und den endlichen Abschluß dieser Conventionen maßgebend geworden. Wäre eine erlauchte Dame nur anderthalb Jahre früher gestorben, hört man in Baden allerorten, so hätten wir heute kein Concordat. Und die dazugefügten Details lassen keinen Zweifel darüber, daß der „älteste Sohn der Kirche" in der Verwendung seines ganzen

Einflusses zur Förderung der süddeutschen Concordate und Conventionen bereits eins der Hülfsmittel sah, womit er die eigene Unabhängigkeitsmachung von der päpstlichen Macht durch desto größere Abhängigkeit kleinerer Staaten unter seiner Beihülfe zu fördern meinte. Sicherlich war der Calcul auch in keiner Weise falsch, und wenn die pariser Plane mit dem Papst sich auch zu frühzeitig enthüllen mußten, um jenen vollkommen zutreffen zu lassen, so war es doch ein vollkommen gelungener Griff, in die deutschen Nachbarlande die größte Aufregung des kirchlichen Streites gerade in die Zeit zu werfen, da Deutschlands gesammte Aufmerksamkeit auf die französischen Gefahren gerichtet sein sollte.

Das Einzige, was außer den Concordaten die Gemüther gegenwärtig ziemlich in gleicher Heftigkeit aufregt, sind die durch Oesterreichs Gewerbegesetz unumgänglich gewordenen Umgestaltungen des süddeutschen Gewerbewesens. Zwischen einem gewerbfreien Oesterreich und einem mindestens nicht unfreien preußischen Gewerbsleben ist der seit 1848 wieder mächtig aufgethürmte Zunft- und Innungsschutz des Südwestens eine Ruine, in welcher die Besatzung selbst erstickt. Das sieht jedermann ein, aber das Pfahl- und Kleinbürgerthum meint nicht, daß die Zeit und das Weltleben diese Nothwendigkeit gebracht, sondern schiebt es auf Oesterreichs bon plaisir und schimpft nunmehr ebenso herzhaft auf dieses wie auf die nach seiner Meinung davon abhängigen Regierungen, welche jetzt freisinnige Gewerbegesetze einbringen, nachdem sie allerdings in der großen Reactionsepoche, welche kaum ein paar Jahre zurückliegt, in der Begünstigung des ärgsten Zunftwesens eine Art von Garantie für die „conservativen Interessen" erblickten. Waren doch selbst eine Zeit lang die freisinnigern Gewerbevereine in manchen Kleinstaaten misliebig, während man sie in andern treubündlerisch gestaltete und ausbeutete. Doch davon ist wol ein andermal mehr zu erzählen.

Notizen.

Von Bunsen's großem „Bibelwerk" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen kürzlich der vierte und neunte Halbband; jener enthält die Uebersetzung des Jesaja, dieser, der auch den Doppeltitel führt: „Bibelurkunden. Geschichte der Bücher und Herstellung der urkundlichen Bibeltexte", liefert den Anfang eines vollständigen historischen Commentars, in welchem der Verfasser die Früchte langjähriger Studien niederlegt. Ebendaselbst erschien der dritte (letzte) Band des rühmlichst bekannten Werkes: „Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. Von Friedrich August Holzhausen"; derselbe umfaßt die wichtige Epoche von Gründung des Jesuitenordens bis zu den ersten Anfängen des englischen Deismus. Andere bemerkenswerthe Neuigkeiten des Buchhandels sind: „Gedichte von Ernst Moritz Arndt" bei Weidmann in Berlin in einer billigen Volksausgabe erschienen, welche der Dichter noch selbst besorgt hat; die dritte, ebenfalls sehr billige Auflage von Friedrich Bodenstedt's „Tausend und Ein Tag im Orient" (Berlin, Decker); „Faustina Hasse. Musikalischer

Roman von Elise Polko" (2 Bde., Leipzig, Schlicke); „Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman von Mathilde Raven" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus). In letztgenanntem Verlag erschien ferner: der erste Band einer neuen wohlfeilen Ausgabe der „Gesammelten Schriften von Ludwig Rellstab"; der fünfte und letzte Band der „Lebensgeschichte Georg Washington's. Von Washington Irving. Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's"; „Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. Von Friedrich von Raumer"; „Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesammtstaates Preußen während der Jahre 1809 und 1810. Aus dem Nachlasse des Wirklichen Geheimraths Magnus Friedrich von Bassewitz, herausgegeben von Karl von Reinhard".

Am bevorstehenden 19. April kehrt der dreihundertjährige Todestag Melanchthon's wieder. Derselbe soll in Bretten, der Geburtsstadt des großen Reformators, durch die Grundsteinlegung eines Denkmals begangen werden, das man ihm daselbst zu errichten beabsichtigt. Dasselbe soll in einem steinernen Standbild bestehen, mit dessen Anfertigung der Bildhauer Friedrich von Gernsheim beauftragt ist; die Kosten hofft man durch öffentliche Sammlungen im badischen Lande zusammenzubringen. Bekanntlich soll dem Mitkämpfer Luther's auch in Wittenberg, als der eigentlichen Stätte seines Wirkens, ebenfalls ein Standbild errichtet werden; man hatte ursprünglich gehofft, die Herstellung desselben so zu beschleunigen, daß die Einweihung bereits an dem bevorstehenden Jubiläumstage stattfinden könne. In der That jedoch ist man noch nicht einmal mit der definitiven Wahl des Modells zu Stande gekommen. Der mit der Ausführung beauftragte Künstler, Professor Drake in Berlin, hat deren zwei gefertigt, von denen das eine Melanchthon in leidenschaftlich bewegter, das andere mehr in jener ruhigen und gefaßten Haltung darstellt, deren Bild wir für gewöhnlich mit seinem Namen verbinden. Jedes der beiden Modelle, die jetzt in Berlin öffentlich ausgestellt sind, soll seine eigenthümlichen Vorzüge haben. Doch wird man sich vermuthlich für das letztere entscheiden, schon mit Rücksicht auf die Luther-Statue von Schadow, neben welche das Denkmal zu stehen kommen wird und die ebenfalls in ruhiger, einfacher Haltung ausgeführt ist. Bis zur wirklichen Vollendung des Denkmals werden dann wol freilich noch einige Jahre vergehen, besonders da auch die erforderlichen Geldmittel noch keineswegs vollständig beisammen sind.

Wir setzen heute die neulich begonnene Uebersicht über die Thätigkeit fort, welche einige unserer bedeutendsten Theater im Lauf des verflossenen Jahres entwickelt haben. Auf dem königlichen Hoftheater zu Dresden fanden in dem bezeichneten Zeitraum 338 Vorstellungen und 5 Concerte zu wohlthätigen Zwecken statt. Neuigkeiten kamen 28 zur Aufführung, darunter 9 Opern und Singspiele, 6 Dramen und Schauspiele, 7 Lustspiele, 2 Gedichte mit lebenden Bildern und 4 Ballets. Die Zahl der Personen, welche das Hoftheater beschäftigt, beläuft sich im ganzen über 350; davon gehören 160 dem darstellenden, 90 dem Beamten-, Diener- und Arbeiterpersonal und 100 der königlichen Kapelle an. Auf dem königlichen Hof-

theater zu Hannover, dessen Theaterjahr infolge der Sommerferien nur 276 Tage zählte, fanden 217 Vorstellungen statt; davon fielen 87 auf die Oper, 56 auf Trauer- und Schauspiele, während 74 mit Lustspielen, Possen und Tänzen ausgefüllt waren. Zur Aufführung gelangten 38 Opern, 85 Trauer-, Schau- und Lustspiele, 10 Singspiele und Gesangspossen, 3 Ballets und Tanzdivertissements. Neu waren im ganzen 21 Stücke, nämlich 2 Opern (darunter Wagner's „Rienzi"), 2 Trauerspiele (Brachvogel's „Mondecaus" und Weilen's „Tristan"), 2 Schauspiele (darunter Griepenkerl's „Auf der hohen Rast") und nicht weniger als 17 Lustspiele. Das großherzogliche Hoftheater zu Karlsruhe brachte in demselben Zeitraume 154 Vorstellungen; darunter 1 Concert, 44 auf das ernste, 34 auf das heitere Drama, 53 auf die große Oper, 22 auf das Singspiel. Neuigkeiten gab es 32, nämlich 1 Trauerspiel, 9 Schauspiele, 13 Lustspiele, 7 Opern und 2 Ballets. In Weimar wurden 149 Vorstellungen gegeben; davon fielen auf Schauspiele 91, auf die Oper 56, auf Singspiele und Possen 25; außerdem fanden 5 Concerte, 1 Ballet und 1 Maskenball statt. Die Zahl der Neuigkeiten betrug 19, nämlich 9 im Schauspiel, 4 in der Oper, 5 im Singspiel und in der Posse, 1 im Ballet.

Unter dem Titel „Die deutsche Schaubühne" beabsichtigt Feodor Wehl in Hamburg in Verbindung mit einem jungen österreichischen Schauspieler und Schriftsteller Martin Perels eine Monatschrift für das deutsche Theater herauszugeben. Dieselbe soll in einen productiven und einen kritischen Theil zerfallen. Der erstere, auf den die Herausgeber ganz besonderes Gewicht legen, soll dazu dienen, den Bühnen ein würdiges Repertoire von neuen Stücken zu verschaffen, und wird zu diesem Ende jedes Heft ein größeres oder kleineres Originaldrama oder nach Umständen auch Bearbeitungen und Einrichtungen älterer classischer Stücke enthalten. Ferner soll die „Deutsche Schaubühne" dramaturgische Abhandlungen, Biographien verdienter und berühmter Schauspieler, Künstlernovellen, neue zum Vortrag geeignete Gedichte, Musikbeilagen 2c. enthalten. Monatlich soll ein Heft von vier bis sechs Bogen ausgegeben werden; das erste wird in diesen Tagen erscheinen. Der vierteljährige Pränumerationspreis beträgt 25 Sgr.

Brachvogel's neues Trauerspiel „Der Usurpator" (es behandelt die Geschichte Cromwell's) hat in Berlin nur geringes Glück gemacht. Ebenso in Dresden ein etwas gewagter Versuch mit einem vieractigen Lustspiel in den bekannten italienischen Charaktermasken, „Der Maler"; der Verfasser desselben hat sich nicht genannt. An beiden Orten, in Berlin wie in Dresden, sind Gustav Freytag's „Fabier" in Vorbereitung. In Weimar und Schwerin ist Shakspeare's „Wintermärchen", bearbeitet von Dingelstedt, mit Musik von Flotow, mit vielem Beifall gegeben worden. Auch Bodenstedt's Lustspiel „König Autharis' Brautfahrt", das in München Fiasco machte, soll in Leipzig bei mehrfacher Wiederholung eine recht günstige Aufnahme gefunden haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 11.** 15. März 1860.

Ein Brief über Buckle's „Geschichte der Civilisation in England".

Von

Arnold Ruge.

Verehrter Freund. Ueber Buckle erlaubst Du mir wol einige Worte, da das Buch zu einer Menge wichtiger Fragen Anlaß gibt, einige löst, andere ungelöst läßt und manches wieder in Frage stellt, was vielen ausgemacht schien. Das Buch verdient daher seine englische Popularität und wird sich auch wol seine deutsche verdienen; gibt aber auch denen zu denken, die es mit Verstand lesen, und könnte sogar denen Verstand geben, die ihn so nöthig brauchen, wenn zum Verständigwerden das Bedürfniß genügte und nicht leider eine ganz besondere Disposition, ein seltener guter Wille dazu nöthig wäre.

Ein solches Buch hat große Tugenden und darf dann auch wol seine Fehler haben. Wir haben in ihm nicht nur einen Schriftsteller, wir haben eine Nation und eine Anstrengung dieser Nation, über ihre Beschränktheit hinauszukommen und das allgemein Menschliche zu erreichen, vor uns.

Zuerst die alte Frage: ist der Mensch frei oder nicht? Diese Frage wird verneint in der Weise, daß es heißt: „Die Handlungen der Menschen werden von ihren Antecedentien bestimmt, die entweder im

menschlichen Geiste oder in der Außenwelt liegen", S. 17, und es wird eine Stelle aus Kant für die Nothwendigkeit und aus der Statistik die Regelmäßigkeit selbst der Verbrechen in längern Perioden, ja sogar in der Zahl der unbestellbaren Briefe dafür angeführt.

Diese Auffassung geht durch und es findet sich später, daß sogar die einzigen Völker, die republikanische Verfassungen im neuern Europa erreicht, der Prädestinationslehre anhingen, daß die Jansenisten diese Anschauung nach Frankreich brachten, und sagt Buckle: „Das Höchste, was wir erreichen, ist das Gesetz." „Wenn wir aber das Gesetz erkannt haben, so bleibt die Sache so mysteriös, als sie vorher nur immer gewesen war" — die Unmöglichkeit, das Ding an sich zu erkennen.

Also „der Mensch ist nicht frei" und „die Grenze seiner Erkenntniß ist die Auffindung des Gesetzes" und darin wieder gibt es drei Stufen: „Erfindung, die niedrigste, die immer einen praktischen Zweck hat, Entdeckung, die höhere, der die Wissenschaft selbst Zweck ist, und die Methode, die höchste, die den Weg der Entdeckung vorzeichnet, die Probleme aufstellt, die zu lösen sind, und den Weg zu diesem Ziele andern weist und selbst betritt."

Es gibt keine Freiheit und es wird der Schleier der Wahrheit von keinem Sterblichen gelüftet.

Noch einen Schritt im Dunkel, und „von der Religion haben ausgezeichnete Geister hier und da Lichtblicke", jeder „aber seinen Privatgott", den die Engländer „his own maker" nennen, „zu diesem hat er ein Verhältniß, in das sich die unheiligen Menschen, die Priester, nicht mischen sollten"; „die Unsterblichkeit der Seele adelt und tröstet den Menschen" — das große Mysterium, was jedes wirklich ist und die ganze Ordnung der allgemeinen Nothwendigkeit braucht offenbar diese Nachhülfe, damit der arme Mensch nicht in statistischer Nothwendigkeit und Lockisch-Kantischem Nichtwissen verkomme.

Wenn Buckle neben, durch und trotz dieser theoretischen Sklaverei zu einer freien Praxis kommt, so ist dies wieder ein Problem. Wie ist dies möglich? Offenbar nur durch vollständiges Ignoriren der sklavischen Punkte und durch unbeirrtes freies Verfahren — gegen die Unwissenheit mit der Forschung, gegen die Stupidität mit eifrigem Nachdenken, gegen den Priester mit der Skepsis, gegen den Despoten mit der Empörung, gegen die Bevormundung mit demokratischer Selbstbestimmung — kurz, trotz „der metaphysischen Nichtwisserei" verfährt der Verfasser mit der Begeisterung des Denkers und Forschers und trotz „der Unmöglichkeit der Freiheit" folgt er überall ihrer Entwickelung mit Falkenaugen und preist ihre Erscheinung, wie sie es verdient.

Dieser Widerspruch, sich die Lösung des Problems im Denken zu ersparen, und in der Praxis alles daranzusetzen, es sowol zum Wissen

als zur Freiheit zu bringen, ist es, den Buckle mit allen Engländern gemein hat.

Ein Engländer zu sein, ist sein Segen und sein Fluch, wenn man diese abergläubischen Worte für diesen Gegensatz brauchen darf.

Soll es aber für den Menschen in der Sphäre des Handelns, auch für den Engländer, irgendeine Nothwendigkeit geben, so ist es die Nothwendigkeit der Freiheit und des Begreifens. Sowie er zu handeln beginnt, bestimmt er sich — „aus seinen Antecedentien heraus" — allerdings: aber dieses sich unter der Herrschaft des Denkens vollziehende Handeln aus Antecedentien geht unter der vernünftigen, nicht unter der natürlichen Nothwendigkeit vor sich. Buckle sagt, „wenn man alle Antecedentien vollständig wüßte, so könne man die Handlung des Individuums vorhersagen". Wenn man weiß, wie einer denken muß, weil man die Quelle seiner Gedanken (z. B. die Buckle's als eines nicht über das Engländerthum hinauskommenden Engländers) kennt, so kann man freilich vorhersagen, was er im gegebenen Fall sagen wird, ja was er sagen muß; aber darum ist dieser Mann nichtsdestoweniger frei, solange er dieser Nothwendigkeit mit vollem Bewußtsein folgt, er wird erst unfrei, wenn er dies Bewußtsein verliert und selbst aus jener Nothwendigkeit nichts machen kann, sondern lediglich und mechanisch wiederholt, was über ihn gekommen ist. Aber auch dieses Verlieren des bewußten Gebrauchs der Antecedentien ist etwas, was „dem Freien" begegnet, da es dem unbewußten Naturwesen nicht begegnen kann.

Die Freiheit der Vernunft ist die bewußte Disposition über die überlieferten und erlebten Gedankenschätze; thut sie dies denkend, so bringt sie die Ueberlieferung in Fluß und erzeugt neue Ansätze im Wachsen des Geistes, neue Gedanken; dies ist eine höhere Freiheit als die blos bewußte Disposition. Aber die blos bewußte Disposition über überlieferte Gedanken ist schon ein Prärogativ des freien Wesens, des Menschen; durch diese immerhin traditionelle Entscheidung über verschiedene Gedanken denkt er, wenn auch nur in secundärer, erlernter Weise, und so übt er eine Thätigkeit aus, die nicht unter die Naturnothwendigkeit fällt, sondern in der Sphäre des Allgemeinen, die in der Natur nicht existirt, vor sich geht.

Ein Denken muß man schon zugeben, wenn einer auch nur den Gedanken anderer folgt; man schreibt einem schon Scharfsinn zu, wenn er in einer gewissen Sphäre von Gedanken bleibt, darin aber neue Combinationen macht; und man nennt einen mit Recht einen großen Denker, wenn er aus der beschränken Sphäre seines Volks und seiner Ueberlieferung heraustritt, wenn er die ganze Ueberlieferung der Menschheit zum Ausgangspunkte nimmt und von da aus einen Schritt weiter thut, d. h. aus diesen Antecedentien heraus die richtigen weitern Schirtte thut.

Mit aufrichtiger Anerkennung muß man sagen, daß Buckle sich dieses große Ziel steckt, daß er aber bei der alten gedankenlosen Logik und bei der noch gedankenlosern Theologie der Engländer stehen bleibt. So z. B. wohnt nach ihm „die Religion auf dem Grenzgebiete zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen" — das ist denn doch nur in England und Frankreich noch möglich; in Deutschland wird es kaum noch ein Theologe sagen.

Ueber die wahre Freiheit des Denkens ließe sich daher viel sagen, die Stufen darin sind interessant genug; aber das Denken selbst, das Operiren mit Begriffen oder in der Sphäre des Allgemeinen ist die allgemeine Freiheit des Menschen; und die Nothwendigkeit, die in dieser Sphäre herrscht, ist die der Vernunft — nur ein anderer Name für Freiheit.

Baco und Locke sind das letzte Wort der sogenannten englischen Philosophie, mit „Untersatz und Obersatz", mit „Ursache und Wirkung", mit „Folgerungen und Schlüssen" und endlich mit der Abgeschmacktheit „der deductiven und inductiven Methode" schlagen sie sich noch immer herum, und gehen bei den Schotten in „die Erfahrungsseelenlehre"; — so treiben sie „Metaphysik", versteht sich in majorem Dei gloriam, unter den Flügeln irgendeiner Theologie, wenn keiner andern, doch einer Privattheologie oder einer atheistischen Controverse (die Secularisten halten förmliche Disputationen gegen die Bibel und gegen den Gott mit den Priestern).

Dieser Mangel der Engländer, den Buckle, wie ich schon gezeigt, vollkommen theilt, rührt aus ihrem Hochmuth her, daß solche Leute wie Baco, Locke, der Bischof Berkeley und Newton Philosophen und die Engländer das erste Volk der Erde seien. Sie bleiben daher in ihrer mittelalterlichen Erziehung stecken, und wenn es hoch kommt, gehen sie nach Paris. (Lewes ist freilich in Berlin gewesen, hat dort aber nur gelernt, was alle Pfaffen in Oxford und Cambridge ohnehin wissen, daß alle Philosophie Unsinn sei.)

Den Begriff der Philosophie (den schon die Griechen erreicht, von dem aber natürlich die Scholastik wieder abfällt), die Welt rein mit den Mitteln der Wissenschaft und des Denkens aus sich zu erklären — diesen haben die Engländer nirgends erreicht. Allerdings fällt Baco von der Scholastik ab, aber nur um die Empirie neben der Theologie herlaufen zu lassen; aber kein Engländer wird die Theologie los; sie sind daher alle miteinander — moderne Scholastiker, mögen sie vor der Peitsche der Theologie herlaufen, wie Baco, Locke und vollends der Apokalyptiker Newton, oder mögen sie sich gegen ihre Treiber herumdrehen und mit ihnen fechten, wie dies die Secularisten thun und wie es auch Buckle mit großem Erfolg in seinem Buche thut.

Der Mangel Buckle's, bei der englischen Bildung stehen geblieben zu sein, schadet seinem großen Unternehmen allerdings bedeutend; wenn man aber bedenkt, was er mit einer so mangelhaften Schule des Denkens, abgeschlossen von der ganzen Kritik der großen allgemeinen Kategorien, die in Deutschland vor sich gegangen ist, dennoch geleistet, so muß man ihn um so mehr bewundern. Was die Doctrin verdirbt, hat allemal der Instinct wieder gutzumachen, und so geschieht es, wenn man sich ohne freie Theorie in die Praxis der Freiheit und in ihre Erforschung stürzt. Die Gesetze der freien Praxis sind dieselbe Dialektik, dieselbe Methode, die das freie Denken bestimmen oder zu bestimmen haben; geht einer ihnen ehrlich nach, so können ihm die empirischen Formen der Freiheit nicht entgehen. Dies hat es Buckle möglich gemacht, ein so werthvolles Werk zu schreiben. Die Erfahrung der Freiheit entschädigt ihn für ihren metaphysischen Verlust, und das Ergreifen der historischen Kategorien und ihrer Gegensätze für die gänzliche Unkenntniß der logischen Kategorien.

Wenden wir uns also jetzt zu seinen Verdiensten. Und da versteht es sich nach dem Bisherigen, daß wir keine logischen Verdienste, keine Fortschritte auf dem Gebiete, das wir Philosophie nennen, zu erwarten haben: nach „der Grenze zwischen dem Endlichen und Unendlichen", nach „dem Mysterium hinter der Entdeckung des Gesetzes der Erscheinung" versteht sich dies, ich sollte denken, für jeden gebildeten Deutschen unserer Tage von selbst. Diese Fragen sollen daher hier nicht weiter erörtert werden; wer sich darüber noch nicht klar, noch nicht „vom Spazierengehen und von der Luft gescheidt geworden ist", der wird wohlthun, Hegel's „Logik" darüber nachzulesen.

Dagegen sind die praktischen Fragen, die Buckle wesentlich erörtert, vollkommen berechtigt. Ich habe schon gesagt warum; sie sind unserer ganzen Aufmerksamkeit werth und bieten eine so reiche Belehrung und eine so vielseitige Betrachtung des Problems der menschlichen Entwickelung dar, daß man das Buch mit Freuden wieder und wieder liest, um sich einen so reinen Genuß praktischer Weisheit zu wiederholen.

Die politische Weisheit und der humane Zug sind das eigentlich Positive in der Verarbeitung eines ungemein reichen Stoffes. Buckle hat viel, fast zu viel gelesen; soweit die Lectüre nicht die gemeinen Wissenschaften und die Philosophie der Engländer und Franzosen übersteigt, ist alles vollkommen verdaut, und manches widerhaarige Material, als alte Predigten und dergleichen, mit Aufopferung edler Zeit benutzt worden.

Für die politische Weisheit verweise ich auf das siebente Kapitel, die Skizze der neuesten englischen Geschichte und darin besonders auf die Charakteristik Burke's und Georg's III. Freilich können diese in

ihrer ganzen Bedeutung nur Männer verstehen, die eine Erfahrung von einer politischen Entwickelung haben. In den despotischen Staaten, die nur asiatische Meierhöfe sind, wird natürlich Burke's Staatsweisheit für Thorheit und Burke's Wahnsinn für Weisheit gehalten; man steht darin ganz auf Georg's III. Standpunkt. Daß die politische Bildung der freien Engländer durch das ganze Buch geht, versteht sich von selbst.

Für den humanen Zug verweise ich auf die Charakteristik Ludwig's XIV. und der großen Franzosen vor und nach diesem verächtlichsten aller Despoten, wo Buckle die Geschichte des menschlichen Geistes zur einzig würdigen Aufgabe des Historikers erhebt, das äußere Beiwerk der Knalleffecte in Krieg und Frieden aber mit Voltaire und Montesquieu zu seiner wahren Nichtigkeit herabsetzt. Bewundernswürdig, den bigoten Engländern gegenüber, ist die Darstellung Voltaire's in seiner ganzen Größe und wahren Bedeutung.

Indem Buckle zeigt, wie Klima, Nahrung, Boden und die Naturerscheinungen im ganzen auf den Menschen wirken, geht er die ägyptische, indische, mexicanische, centralamerikanische und peruvianische Civilisation durch. Die Gunst der Natur macht die Nahrung billig, die Bevölkerung steigt, der Werth der Arbeit sinkt, die Masse der Bevölkerung kann ihre Thätigkeit nicht verwerthen, „sinkt in die Sklaverei derer, die durch ihre Gescheidtheit zu Unternehmern und Anführern werden". Buckle drückt dies letztere wörtlich so aus: „Nachdem die Erzeugung und Ansammlung von Reichthum einmal ordentlich begonnen hat, wird er sich unter zwei Klassen vertheilen, eine die arbeitet, und eine die nicht arbeitet, und diese wird die gescheidtere, jene die zahlreichere sein. Der Fonds, aus dem beide Klassen erhalten werden, wird unmittelbar von der untern Klasse hervorgebracht, deren physische Kräfte geleitet, zusammengebracht und gleichsam bewirthschaftet werden durch die größere Befähigung der obern Klasse."

So ist „die obere Klasse" und „die untere Klasse" fertig; und nun wird die Mühle der Nationalökonomie in Gang gesetzt und dargethan, daß wegen des „unmäßigen Angebots von Arbeit" in den übervölkerten Ländern der Tropen die Arbeit immer nichts werth war, der Arbeiter also immer ein Sklave blieb, und, da die Nationalökonomie ihre unerbittlichen Gesetze hat, auch immer bleiben werde.

Buckle hat die Geschichte für sich und verstärkt seine nationalökonomischen Argumente noch mit chemischen. Die ganze Ausführung ist äußerst anziehend und wenn man schon immer die Thatsache vor sich gehabt hat, daß die tropischen Civilisationen nur eine menschenentwürdigende Gestalt erreicht haben, so sagt Buckle hier, warum sie keine andere erreichen konnten und daß sie nie eine andere erreichen werden.

Sollen wir diese gänzliche Abhängigkeit des Menschen von der Natur — wegen der nationalökonomischen Nothwendigkeit — für alle Zeiten zugeben?

Wenn wir den Zustand Englands, aus dem die ganze Nationalökonomie, die Buckle anwendet, abstrahirt ist, als normal annehmen, so ist jener Nothwendigkeit wol nicht auszuweichen.

Die Nationalökonomie ist die Handels- und Industrietheorie der Gesellschaft, sofern sie den Werth und das Geld zum Princip hat, und die Arbeit des Menschen zur Waare macht, die einen Markt hat, wo die Sklavenhalter, die Arbeitgeber, sie kaufen.

Der Reichthum, die Sache, ist der Zweck in diesem Zustande, und das Princip der ganzen Bewegung. Dem haben schon die Franzosen die Forderung entgegengesetzt: in jeder Gesellschaft müsse der Mensch der Zweck und das Princip sein, nicht die Sache. Die Frage ist in der That, was der Mensch ist und wie er sich entwickelt, nicht was er hat und wie er es braucht und misbraucht.

Mit dem Princip des absolut gesicherten Besitzes und der vollen Freiheit des Gebrauchs und des Misbrauchs des Eigenthums kommt man allerdings zur Sklaverei, wo der Mensch und seine Arbeit Waare wird, die Leistung aufhört eine freie zu sein, und wo alsdann ebenso gut in England als in Aegypten die Sklaverei das ewig unvermeidliche Los derer ist, die sich und ihre Arbeit oder vielmehr ihre Arbeit und folglich sich verkaufen müssen — an die „gescheidten Nichtarbeiter", „die Unternehmer".

Die wirkliche Sklaverei geht nur einen Schritt weiter: „sie kauft gleich den ganzen Menschen."

Dagegen hat sich der Begriff „des Menschen" geltend gemacht, „der Mensch könne kein Eigenthum sein, denn er sei keine Sache".

Ebenso wenig ist der Mensch „eine Waare". Sowol ihn „zur Sache" als ihn „zur Waare" zu machen ist eine Barbarei, und da nun dies barbarische Princip das Princip der englischen Nationalökonomie ist, so ist sie eine barbarische Wissenschaft und hat natürlich barbarische Consequenzen. Ihr gegenüber muß der Arbeiter „gescheidt" werden, und der „Gescheidtheit" der Nichtarbeiter eine Einsicht und einen Willen entgegensetzen, wodurch die privilegirte „Gescheidtheit der Unternehmer" abgeschafft wird, d. h. wodurch ihr der piratenmäßige Egoismus genommen und wodurch diese Gescheidtheit — der Gesellschaft zurückerobert wird. Daß dies möglich ist, sieht man ja an dem politischen Staat, an der löblichen Polizei, die den Spitzbuben (den „Unternehmern" gegen die Gesellschaft) gegenüber die nämliche Gescheidtheit im Namen der Gesellschaft anwendet, man sieht es an dem ganzen Beamtenstaat, in dem das Profitchenmachen ja von vornherein auf-

gegeben wird und der Communismus so herrlich realisirt ist. Ich führe diese allerliebsten Institutionen nur an, um die Möglichkeit darzuthun, daß man die Gescheidtheit „des Unternehmers" ebenso gut für als gegen die Gesellschaft benutzen könne. Auch die Handelsassociés lassen sich dafür anführen und alle großen Etablissements, wo einer eigens als skilfull manager oder „gescheidter Unternehmer" angestellt wird.

Es ist also wol durch die Erfahrung sowol als durch den Begriff hinlänglich bewiesen, daß der Mensch ebenso wenig „Waare" zu bleiben braucht, als er „Eigenthum" eines andern zu bleiben brauchte.

Die fortschreitende Erkenntniß kann ohne Zweifel den „Nothstaat der bürgerlichen Gesellschaft" vernünftig organisiren, und statt „dem Begriff „der Waare", des Handels, des Geldes, der Agiotage, der Gescheidtheit im Wechseln, vollen, freien, absoluten Spielraum zu lassen, kann der Mensch im Namen des Menschen diese Absolutheit der Sachen beschränken und sein eigenes absolutes Recht an die Stelle setzen. In der Sklaverei ist es schon geschehen; man hat es mit großen ökonomischen Opfern für ein Verbrechen erklärt, einen Menschen als Eigenthum zu besitzen, und der Nationalökonomie zum Trotz ist dies Princip sogar unter den Tropen durchgesetzt worden. Nur die Urengländer, die Nordamerikaner, streiten noch dagegen — „mit ihren nationalökonomischen Gründen". Sonst könnten sie am allerbesten die Emancipation der Neger bezahlen.

Im Freihandel wird es noch geschehen müssen. Jede Freiheit kann dem Handel gelassen werden; die nur nicht, „die den Menschen zur Waare macht und die Masse wie das Vieh bewirthschaftet".

Aus der Frage bei Buckle: „Ist es möglich, daß die Tropenländer je eine menschliche Civilisation erreichen?" scheint mir daher die weitere Frage zu entspringen: „ist es möglich, über die englische Nationalökonomie hinauszukommen und den Arbeiter davon zu befreien, eine Waare zu sein, d. h. ein Unternehmen in allen Fällen zu seinem eigenen Unternehmen zu machen?"

Ist es möglich, die europäische Menschheit so weit über den jetzigen Stand des Nothstaats hinauszutreiben, daß auch „die bürgerliche Gesellschaft den Menschen zum Princip macht und „die Piraterie der gescheidten Nichtarbeiter" aufhebt — und an diese Möglichkeit glaube ich allerdings —, so ist es auch möglich, daß von Europa aus das Princip der Humanität in die Tropenländer eingeführt werde.

Wir hätten alsdann auch nicht an Brasilien zu verzweifeln, obgleich sein Fall, nach Buckle's vortrefflicher Darstellung, S. 84, wegen der überwältigenden Uebermacht der Natur noch schwieriger ist.

Daß aber jene Länder aus sich heraus es nie zu einer wahrhaft humanen Existenz bringen werden, daß die Einleitung zu einer höhern

Civilisation nur unter den europäischen Naturverhältnissen möglich war, daß nur von Europa aus alsdann auch die Natur der andern Welttheile unterworfen und der Mensch aus dem Stande der Noth zu dem der Freiheit erhoben werden könne, dürfen wir wol als durch Buckle bewiesen anerkennen. Daß man dies früher als Thatsache hinnahm, thut dem Verdienste des Beweises keinen Eintrag.

Vielleicht nimmt mancher mit den Engländern nun auch die Ewigkeit des Menschenhandels, worauf ihre Nationalökonomie hinausläuft, an; wen diese Annahme befriedigt, der mag dann selber zusehen, wie hoch er sein Menschenrecht anschlägt, denn kann irgendeiner verkauft werden, so kann er es auch. Nur das kann ich ihm zum Troste sagen: ich kaufe ihn nicht, ich gebe keinen Deut für ihn!

In der Verzweiflung an der Freiheit aller andern zeigt sich der Cynismus der Engländer: „Die andern sind's alle nicht werth"; in dem Glauben an seine eigene Freiheit selbst seiner Nationalökonomie, obgleich sie alle seine Arbeiter zur Waare macht, ist er durch nichts zu erschüttern. Leider steht die Sache bei uns und auch bei den Franzosen umgekehrt. Wir portiren uns für die Freiheit aller andern, während wir selbst noch im Sack und in der Asche sitzen.

In dem vierten Kapitel führt Buckle aus, daß nur in intellectueller Hinsicht Fortschritte gemacht werden, aber daß aller Fortschritt in der Civilisation von den Fortschritten in der Wissenschaft abhängt, daß weder die Moral als Theorie, noch die Moralität der Menschen Fortschritte mache.

Buckle sagt nirgends, was er unter Civilisation versteht; so viel aber erhellt leicht aus dem Zusammenhange, daß er „die Sittlichkeit", die Sphäre der Sitten, Gewohnheiten, Anschauungs- und Handlungsweise der Menschen mit darunter begreift, und die abstracte Moralität, das gewissenhafte Thun des einzelnen davon unterscheidet. Der Fortschritt des Wissens hat daher nach ihm allerdings auch die Humanisirung der Sitte hervorzubringen. Er sagt: „Der Fortschritt der Fähigkeiten der Menschen hängt von der Verbesserung der Verhältnisse ab, unter denen sie angewendet werden." (S. 152.)

Daß aber Buckle unter dem Fortschritt des Wissens keineswegs nur die Entdeckungen und die Methodik der Naturwissenschaften und der Mathematik versteht, geht aus seiner Darstellung Descartes', Voltaire's, und Montesquieu's hervor, wenn man auch sonst seinen Ausdruck „großer Denker" und „philosophischer Kopf" englisch verstehen und sogar auf Newton anwenden muß.

Für die Entwickelung und für das Bewußtsein der Entwickelung, für das Zutrauen zu ihr, welches jedem nothwendig ist, der für sie zu handeln hat, ist die Einsicht in diesen entschiedenen Ausspruch Buckle's

von der höchsten Wichtigkeit. Nicht von den guten oder bösen Absichten der Machthaber, selbst nicht von ihren blutigen Verbrechen in Kriegen und im Frieden hängt der Fortschritt der Menschengeschlechts ab, sondern von dem Erkennen und dem Ausbreiten der Wahrheit, ja sehr oft dient der böse Wille mehr als der gute dem Fortschritt.

Buckle leugnet die Macht der Gewaltigen zum Bösen nicht ab; er zeichnet Georg's III. und Ludwig's XIV. Missethaten und ihre furchtbaren Folgen mit lebhaften Farben; aber er zeichnet zugleich die unwiderstehliche Macht des öffentlichen Geistes, den der Fortschritt im Wissen hervorbringt, und er führt aus, wie ein solcher Geist sich selbst erzeugt und mächtiger ist als alle Inhaber äußerlicher Gewalt.

Das Empirische einer solchen Beweisführung, ja das Altfränkische selbst und das Pedantische nimmt ihr nichts von ihrem Interesse. Nur um so willkommener ist sie jedem, dem die Entwickelung theoretisch schon klar war, und wenn wenige sich an Hegel's Phänomenologie und „seiner berühmten List“ der Vernunft zu erfreuen im Stande sind, so werden das siebente und die beiden letzten Kapitel des Buckle'schen Buchs diese große Wirkung für einen sehr ausgedehnten Leserkreis auszuüben fähig sein.

Dazu ist ein würdiger Anhang die Untersuchung des fünften Kapitels über den Einfluß der Religion, der Literatur und der Staatsregierung, deren positive Wirkungen vielfältig überschätzt, und die hier sehr anständig auf das rechte Maß zurückgeführt werden: „alle drei sind viel mehr das Product als die Producenten der intellectuellen Bewegung“. Und es versteht sich, daß die Literatur ebenso viel Unheil als Gutes stiftet, indem sie die Dummheiten und den Aberglauben natürlich in viel ausgedehnterm Maße protokollirt als das Vernünftige.

Sehr lehrreich muß für die Neulinge in der Politik, wie dies doch leider die Deutschen, die Herren von Vincke und Simson nicht ausgenommen, immer noch sind, das Kapitel über die Gesetzgebung sein, und vornehmlich das Resultat, „daß die besten Gesetze die sind, die alte Gesetze aufheben und ihren Misbräuchen ein Ende machen“. Welch ein reiches Feld für die großen Liberalen in Preußen!

Im siebenten Kapitel, dem letzten der ersten Abtheilung, ist es unendlich lehrreich, wie der gesunde Sinn einer an Freiheit gewöhnten Nation und der intellectuelle Fortschritt sich einer so gräßlichen Tyrannei erwehren konnten, wie Georg III. und seine Partei sie beabsichtigten. Sein Ende in Wahnsinn war seiner wahnsinnigen Regierung würdig.

Buckle ist kein Philosoph. Was er daher verlangt, ist ein encyklopädisches Wissen für den Historiker (Comte's „Encyklopädie der Wissenschaften“ in der sogenannten „philosophie positive“ ist ihm, wie vielen Engländern, die faßlichste Form des Philosophirens und Systematisirens), und eine Erhebung der Geschichte zur Geschichte des Geistes, indem das

Ferment und die wesentlichste Entwickelung des Menschen in der Geschichte, die Entwickelung der Wissenschaft, in ihrer ganzen Ausdehnung, überall nachgewiesen und als Ferment erkannt werde. Dies ist, wie er später bei Voltaire und Montesquieu mit dankbarer Bewunderung anerkennt, nur die Ausführung der großen Idee, welche diese ausgezeichneten Denker von der Historie hatten, und von der die Deutschen und die Engländer seitdem sowenig Gebrauch in der Geschichtschreibung gemacht haben.

Und dies ist die Grundidee des Buckle'schen Buchs: „Die denkenden Männer machen die Geschichte!" Die Proben dieser Methode im siebenten und in den letzten Kapiteln des ersten Bandes sind wahrlich sehr befriedigend und vielversprechend.

Wie ein solches Resultat ohne genügende philosophische Cultur — in welchem Punkte übrigens alle deutschen Historiker außer Max Duncker mit Buckle das nämliche Schicksal theilen — möglich geworden sei, habe ich oben erörtert.

Zur Geschichte der mohammedanischen Religion und Philosophie.

Von

Ludolf Krehl.

Die Geschichte der Religion des Propheten von Mekka bietet im wesentlichen dieselben Erscheinungen dar wie die der andern Religionen, welche eine welthistorische Bedeutung erlangt haben und staatenbildend geworden sind. Rationalismus, Orthodoxie und Mystik und die sich daran knüpfenden verschiedenen feinern Nüancen der Religionsauffassung machten sich zu den verschiedenen Zeiten das Recht des Besitzes der ausschließlichen Wahrheit in ganz analoger Weise streitig wie auf den andern Religionsgebieten: und wenn die wissenschaftliche Begründung als Waffe nicht ausreichen wollte, so kam den Parteien dann und wann je nach Bedürfniß die Macht des Staates zu Hülfe, um die Gegner mit Gewalt zu unterdrücken. Freilich alle Entwickelungen gehen im Morgenland schneller vor sich als im Norden: noch war seit dem ersten Entstehen des Islam kein Jahrhundert vergangen, als er sich bereits ein weites verschiedenste Völker umfassendes Ländergebiet erobert und den letztern mit Waffengewalt das Bekenntniß: „Es ist kein Gott außer Allah und Mohammed ist der Gesandte Allah's" abgedrungen hatte. Doch in diesem überschnellen Wachsthum, das eben keine ruhige Selbstentwickelung zuließ, lag der Keim des sichern Verderbens, der, wenn auch nicht zu ebenso

schneller Abzehrung, doch zur Verknöcherung der Kirche, wenn man vom Islam so sprechen darf, führen mußte und auch wirklich führte. Hatte jener felsenfeste Glaube, daß Gott alle Schicksale des Menschen wie seine Thaten von Ewigkeit an bestimmt habe, die ersten Bekenner des Islam siegesmuthig in den Kampf gegen die Ungläubigen ziehen und sie die Gefahren desselben verachten lassen, und war derselbe so der Eckstein jenes riesenhaften Machtgebäudes geworden, so war ebenderselbe Glaubenssatz der erste Stein des Anstoßes für die innern Glaubensstreitigkeiten, welche die so schnell gewonnene Einigkeit und Macht schwächten und zerstörten. Schon 80 Jahre nach dem Beginn des Islam wurde Ma'bed, welcher gegen jene Lehre auftrat und lehrte, daß jeder Mensch der Urheber seiner Thaten sei und daß weder Glaube noch Sünde von göttlicher Vorherbestimmung abhänge, auf Befehl des Khalifen Abdul-Melik auf die Folter gespannt und, weil er nicht widerrufen wollte, gehängt. Dieser Mangel an staatsmännischem Blick und Freiheit des Geistes rächte sich schwer: statt daß die Anhänger jenes Märtyrers sich erschrecken ließen, verbreiteten sie seine Lehre, welche, wissenschaftlich geprüft, vielleicht zu einer ruhigen innern Weiterentwickelung der Dogmatik geführt hätte, mit desto mehr Energie und brachten so eine wirkliche Revolution zu Stande. Diese Erscheinung eines gewaltsamen Eingreifens in die theoretischen Bestrebungen der Wissenschaft und einer durch dieses wieder bedingten ebenso gewaltsamen Reaction dagegen wiederholt sich überhaupt in der Geschichte des Islam auf jedem Schritt, den man auf diesem Gebiete weiter thut: sie gewährt selten das Bild einer ruhigen, objectiv sich verhaltenden Weiterentwickelung, desto häufiger aber das einer stürmischen Gewalt, welche die andere zu bekämpfen sucht und um die Mittel zur Erreichung des Zieles nicht eben sehr verlegen ist. Daher die schnell eintretende Stagnation in jenem Entwickelungsproceß und die Gefahr der Verknöcherung des Edelsten, was ein Volk überhaupt haben kann. Doch noch ein anderer Umstand mußte die Ursache der so erstaunlich schnell sich erhebenden Streitigkeiten innerhalb des Islam werden: nämlich das, daß die verschiedensten Nationalitäten in die Gemeinschaft der Glaubensgenossen aufgenommen wurden. Die Meinung, daß die Religion das ganze Wesen eines Volkes ändere und die Nationalität desselben vollkommen nivelliren könne, ist entschieden unhaltbar, im Gegentheil, die Nationalität bedingt die Art der Religionsauffassung und jedes Volk eignet sich in seiner Weise und nur in dieser die ihm von außen her zukommende Religion an. Im Islam war die oberste geistliche Gewalt mit der weltlichen in einer Person verbunden, und wollte die weltliche Macht vielleicht auch die bald sich geltend machenden durch die Nationalitätsverschiedenheit natürlich bedingten Differenzen in der Auffassung der einzelnen Glaubenslehren dulden, so mußte die geistliche

jene Unterschiede mit Gewalt zu vernichten und die absolute Uniformität wieder herzustellen suchen. Daß diese Aufgabe nicht gelang, lag freilich nicht in ihrer Macht, weil die Gewalt jenes immerwährenden Contactes einerseits mit der gnostischen und griechisch-heidnischen Speculation, andererseits mit der uralten persisch-indischen Glaubensentwickelung zu groß, zu eindringend und wirksam war, als daß die nicht das Resultat eines langsamen religiösen Bildungsprocesses bildende, sondern wie eine Tochter des Augenblicks entstandene Glaubenslehre des Islam diesem Einflusse sich hätte entziehen können.

So waren die Verhältnisse gestaltet, unter denen die Lehre Mohammed's sich entwickeln und ihren civilisirenden Einfluß auf die sich zu ihr bekennenden Völker ausüben sollte. Daß sie, ganz abgesehen von der wirklichen und wesentlichen Mangelhaftigkeit dieser Lehre selbst, ungünstig genug waren, leuchtet wol von selbst ein und die Geschichte hat genugsam gelehrt, wie ungünstig diese Verhältnisse der neuen Religion gewesen sind. Konnte diese vielleicht dem so überaus positiven, vom Tag zum Tag lebenden Beduinen der arabischen Wüste genügen, konnte sie seinem nie ruhenden Drang nach Kampf und Schlacht Genüge leisten, indem sie ihn zum unermüdlichen Kampf aufrief, ihm einen guten Antheil an der Beute versprach und, wenn er als Glaubenskämpfer fiel, ihm die Aussicht auf ein seiner Sinnlichkeit recht wohl entsprechendes Paradies mit seinen Genüssen verhieß, konnte sie ihren Anforderungen nach seinen Begriffen von Sittlichkeit entsprechen, indem sie Freigebigkeit zu einer Cardinaltugend machte: so war dies doch gewiß nicht rücksichtlich der Völker der Fall, welche schon lange vor Entstehung der neuen Religion eine hohe sociale und wissenschaftliche Bildung und eine in die Tiefen des Wesens der Dinge eindringende Speculation besaßen. Hier mußte der ganze Offenbarungsinhalt erst speculativ verarbeitet werden, ehe die Religion tiefere Wurzel schlagen und bildend wirken konnte, hier mußte sie durch die Feuerprobe der wissenschaftlichen Beurtheilung gehen, ehe sie zum Eigenthum derer, denen sie mit Gewalt aufgedrängt war, wurde.

Und hier gerade rächte sich jenes Gewaltverfahren, welches überhaupt bei nichts übler angebracht ist als eben bei der Religion, am schwersten. Ist diese mehr als alles andere eine Sache des tiefsten, innerlichsten Bedürfnisses, so muß sie auch diesem Bedürfnisse entweder von vornherein vollkommen entsprechen oder wenigstens so viel Entwickelungsfähigkeit besitzen, daß sie sich demselben anpassen kann. Sollte diese Fähigkeit wirklich im Islam an sich gelegen haben, was freilich noch immer zu bezweifeln ist: so wurde sie doch durch die unglückliche Vereinigung der obersten geistlichen und weltlichen Gewalt in Einer Person von ihren ersten Anfängen an vernichtet. Ein Zweifel an der Richtigkeit dieses oder jenes Glaubenssatzes war zu gleicher Zeit ein Verbrechen

politischer Natur, dessen Bestrafung sich die despotische Staatsgewalt angelegen sein lassen mußte. So gleichen die mohammedanischen Glaubensgerichte auf das Haar dem Verfahren der spanischen Inquisition. Ein Auskunftsmittel, um doch immer, wenn auch innerhalb gewisser Schranken, dem im Innersten des Menschen tiefbegründeten Drange zur Speculation zu folgen, bot das neutralere Gebiet der Philosophie, deren Grenzen sich zwar vielfach mit denen der Dogmatik berühren mußten, aber doch scheinbar immer noch Spielraum genug ließen, um, wenn auch unter andern Formen, jenes Streben zu erfüllen, ohne dadurch mit der Macht des Priesterthums und des Staates in blutige Conflicte zu gerathen. Es bildeten sich vollkommen organisirte Gesellschaften, welche, mehr oder weniger öffentlich, die speculative Verarbeitung der herrschenden Religion zur Aufgabe ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen machten. Unter diesen Genossenschaften ist ohne Zweifel eine der bedeutendsten die der sogenannten Ichwân el-Ssafâ, der lauteren Brüder, welche sich nach den historischen Nachrichten bei Abu'l-Faradsh gegen das Ende des 4. Jahrhunderts der Hedschra (Ende des 10. Jahrhunderts nach Christus) unter dem Khalifat des al-Tâ'î-lillâh, also zu einer Zeit organisirte, wo die weltliche Macht des Khalifen nichts mehr als ein trauriger Schatten der frühern Gewalt und die geistliche bereits dem Untergang nahe war, zu Basrah bildete. Sie behauptete, die ursprüngliche Reinheit des durch Mohammed geoffenbarten göttlichen Gesetzes sei durch die Unwissenheit der Theologen verloren gegangen und die Lehre selbst durch eine unübersehbare Masse von Irrthümern und menschlichen Zusätzen verunstaltet worden und das einzige Mittel, durch welches eine Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes herbeigeführt werden könne, sei die Philosophie und nur durch ihre Vereinigung mit der Dogmatik sei die Herstellung eines wirklich Vollkommenen möglich. Um eine solche sittliche und geistige Vollendung zu erreichen, bildeten die Anhänger dieses Glaubens eine Art Loge, denn sie hatten überall, wo sie sich fanden, ein besonderes Haus, in welchem sie sich zu bestimmten Zeiten versammelten. Kein Uneingeweihter hatte darin Zutritt. Hier sollten sie dem Studium ihrer Wissenschaften und der Mittheilung ihrer Geheimnisse obliegen. Zwar sind die Uebungswissenschaften auch Gegenstand ihrer Studien; jedoch wird ihnen besonders die Beschäftigung mit der Wahrnehmung durch Sinne und Verstand, und die Betrachtung und Erforschung der Geheimnisse in den göttlichen, offenbarten prophetischen Büchern und der aus ihnen hergeleiteten Gesetze empfohlen.

Den Anhängern wird als unziemend verboten, irgendeine Wissenschaft zu tadeln oder ein Buch der Gelehrten zu verspotten: denn die Lehrweise der „lauteren Brüder" erschöpfe alle Lehrweisen und alle Wissenschaft. Sie betrachte alles Vorhandene in seiner Totalität, das sinn-

lich und geistig Wahrnehmbare von Anfang bis zu Ende, seine Außen- und Innenseite, das Klare und das Geheime, d. h. das Wahre. Denn das Wahre in seiner Gesammtheit geht von einem Anfang und einer Grundursache aus und es gibt nur eine Welt und eine Seele, trotz der verschiedenen Substanzen und einander fern stehenden Gattungen.

Die Genossen müssen durch Freundschaft eng miteinander verbunden sein und diese Freundschaft auch durch werkthätige Hülfleistung bewähren; leibliche und geistige Güter müssen allen gemeinsam und der Freunde Gemeinschaft wie eine Seele in vielen Körpern sein. Ihr inniges Zusammensein und der gegenseitige Beistand, den der mit zeitlichem Gut Gesegnete und der mit Kenntnissen Begabte sich einander leisten sollen, wird in dem Bilde dargestellt, daß zwei sich auf die Reise begeben, von denen der eine blöde Augen und einen schwachen Körper, aber eine so große Menge Reisekost hat, daß er sie selbst nicht zu tragen vermag; der andere hingegen ist stark und sehkräftig, doch ohne Reisekost: da führt nun der Starke den Blinden, trägt dessen Kost und zehrt dafür mit ihm, bis beide glücklich zum Ziele gelangen.

Diese innige Verbindung muß stattfinden, da in der Welt zwei Gegensätze, der des Leibes und der des Geistes, bestehen. Nun gibt es vier Arten der Menschen: die einen haben Geist und Gut, andere keins von beiden; wieder andere nur zeitliches Gut, noch andere endlich nur Kenntniß. In Güte und Liebe müßten daher die Glücksgüter ausgetauscht und mitgetheilt werden.

Sie theilten dann die Mitglieder ihres Ordens, der Seelenkraft eines jeden gemäß, in vier Stufen.

Die erste Stufe, welche man vom 15. bis 30. Lebensjahre erreicht, wird bezeichnet als die der Reinheit der Substanz und der Seele, sowie die der guten Auffassung und schnellen Vorstellung. Die auf ihr stehenden besitzen die einsehende und unterscheidende Kraft für das, was durch die Sinne wahrgenommen wird und zur Verstandeskraft einbringt.

Auf der zweiten Stufe stehen die „mit der Leitung Begabten". Unter Leitung versteht man die Behütung der Brüder, die Freigebigkeit der Seelen, die Spendung überströmender Milde, Erbarmens und Mitleidens gegen die Brüder; dies ist die entscheidende Kraft, welche zu der verständigen Kraft nach vollendetem dreißigsten Jahre hinzutritt.

Die dritte Stufe ist die der Könige und Herrscher; sie gebieten und verbieten, überwinden und bestimmen, um Ungehorsam und Widersetzlichkeit, wo sie hervortreten, mit Milde, Güte und liebevoller Zurechtsetzung zu unterdrücken. Dies ist die Kraft der göttlichen Vorschrift, welche nach dem 40. Jahre in den Körper eintritt.

Die vierte Stufe steht noch über dieser; „sie umfaßt die Gesammtheit unserer Brüder in allen Stufen und erfordert die volle Hingabe,

die Annahme der Bestätigung und die Augenbezeugung des Wahren. Dies ist die Engelskraft, die nach dem funfzigsten Jahre in den Körper niedersteigt, sie sichtet zur Rückkehr (zu Gott) und zur Trennung von der Materie. Auf dieser Stufe steigt man zum Reiche des Himmels und schaut im Geiste die Auferstehung, das Gericht, die Zerstreuung, die Abrechnung und die Abwägung, wie man die Brücke, welche über die Hölle hinweg zum Paradies führt, überschreitet, in das Paradies tritt und dem hocherhabenen gnädigen Allerbarmer nahe wohnend wird."

Diese Heimkehr zu Gott bezeugen die Schriften der göttlichen Offenbarung ebenso wie die Aussprüche der Philosophen, und der Ruf, den die „lauteren Brüder" an die Menschheit ergehen lassen, ist der Ruf zum Himmelreich. Für die, welche hierzu berufen sind, gibt es vier Pflichten: erstlich das Bekenntniß dieses wahrhaften Befehls zur Heimkehr, dann die Darstellung dieses Befehls durch Gleichnisse zur Erklärung und Erläuterung; drittens den aufrichtigen Glaube daran im Herzen, viertens die Bethätigung desselben im wahren Eifer und in den diesem Befehle entsprechenden Handlungen.

Um ihre Lehren auch in weitern Kreisen zu verbreiten, faßten die Häupter der „lauteren Brüder" im 10. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eine Reihe von Tractaten — es sind einundfunfzig — ab, welche die Hauptumrisse ihrer gesammten Welt- und Lebensanschauung und des auf diese basirten philosophischen Systems treu darstellen sollten. Dieselben zerfallen in vier Theile, von denen der erste die philosophischen Uebungswissenschaften, der zweite die körperliche Naturwelt, der dritte die vernünftige Seele (die Kosmologie, Anthropologie, Stellung des Menschen zu Gott und der Welt), der vierte das göttliche Gesetz (Religionsgeschichte, Ethik) behandelt.

Aloys Sprenger hat das Verdienst, in zwei im Jahre 1848 im „Journal of Bengal" veröffentlichten Artikeln den Inhalt der einundfunfzig der von den „lauteren Brüdern" abgefaßten Tractate in weitern Umrissen mitgetheilt zu haben, dessen großer Reichthum an eigenthümlichen Lebens- und Weltanschauungen, dessen weitgreifendes historisches Material für die Erkenntniß der Geistesentwickelung des mohammedanischen Orients von sehr bedeutendem Werth ist. Von allen Tractaten ist bisher nur einer im arabischen Text zu Kalkutta veröffentlicht und dieser in treuer Uebersetzung von Fr. Dieterici unter dem Titel: „Der Streit zwischen Mensch und Thier. Ein arabisches Märchen aus den Schriften der lauteren Brüder übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, so wie mit Anmerkungen versehen" (Berlin, Mittler & Sohn) dem deutschen Publikum näher geführt worden. Wir begrüßen diese Gabe als einen werthvollen Beitrag zu unserer Kenntniß der morgenländischen Geistesentwickelung, welcher in der für einen wei-

tern Leserkreis wohlberechneten und angemessenen Form, doch in treuer Anlehnung an das Original, demselben folgendes Märchen vorführt:

Thiere und Menschen bringen ihre gegenseitigen Klagen vor den König der Genien. Jene beklagen sich über die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Menschen, diese über die Widerspenstigkeit und Pflichtvergessenheit der Thiere. Der Gegenstand des Streits ist die Beantwortung der Frage, ob die Menschen das Recht haben, über die Thiere zu herrschen. Diese behaupten, daß sie von Natur frei und daß das vorgebliche Anrecht der Menschen auf die Herrschaft über sie falsch sei. Die Menschen hingegen behaupten, daß sie von Natur eine Superiorität über die Thiere besitzen, welche, wie sie sagen, ihren Dienst verlassen hätten und welche sie deshalb als ihr Eigenthum reclamiren.

Nachdem der König einen Rath zusammengerufen, wird die Verhandlung begonnen. Zuerst bringen die Menschen ihre Anklagen vor, worauf die Thiere antworten. Die von beiden für ihr Recht vorgebrachten Beweise erscheinen dem König als so vollkommen sich die Wage haltend, daß er sich entschließt, seine klügsten Richter und Rechtsgelehrten zu Rathe zu ziehen. Die Thiere, darüber erschrocken und bedenkend, wie viel bei allen Rechtsstreitigkeiten von der Gewandtheit und der Beredsamkeit der Wortführer abhängt, obendrein noch ihrer eigenen Inferiorität sich selbst bewußt, beschließen die Vertreter der verschiedenen Thierklassen zu ihrer Hülfe herbeizurufen. Es werden demnach zu diesem Endzwecke Boten an die sechs verschiedenen Thierklassen (die wilden Thiere, die zahmen Vögel, die Raubvögel, die Insekten, Reptilien und Fische) abgeschickt und diese aufgefordert, ihre besten Wortführer zu der Verhandlung zu schicken. Diese kommen denn auch an und die Berathung beginnt von neuem. Indem der König sich in der Versammlung umsieht, bemerkt er Menschen verschiedener Kleidung und verschiedenen Ansehens, und fragt wer sie sind. So werden denn dem Leser die Repräsentanten der verschiedenen Nationen der Erde vorgeführt, welche nacheinander über sich und ihre Sitten Auskunft geben. Auch nach den verschiedenen Repräsentanten der Thierklassen erkundigt sich der König und so werden denn auch sie näher beschrieben. Nach diesen Präliminarien beginnt die Verhandlung selbst. Die Menschen führen die strictesten Beweise für ihr Recht an und legen alles Gewicht auf ihre für ihre edle Natur zeugenden Künste und Wissenschaften, ihre Kenntniß der Religion und Befolgung des göttlichen Gesetzes, ihre reichen Kleider und Luxusgegenstände, ihre Gesetze und Regierungen, ihre Dichter und Philosophen, ihre Grammatiker und Redner, ihre Künstler und Mechaniker, ihre Bestrebungen für die Erziehung, ihre Kenntniß der Astrologie, als genügende und unwiderlegliche Beweise für ihre von Natur bestehende Superiorität und für ihr Anrecht auf die Herrschaft

über die Thiere. Auf diese Beweise repliciren die Gesandten der Thiere nacheinander, indem sie, jeder nach seinem Geschlecht, auseinandersetzen, worin sie sich vor den Menschen auszeichnen und welche der ihnen verliehenen Gaben entschieden größer sind als die der Menschen. Am Schluß endlich, als die Wagschale schwankt und die Menschen von den Thieren besiegt zu sein scheinen, tritt der Mann aus Hidschäz auf und führt an, daß die Menschen für eine andere Welt bestimmt sind, in welcher sie je nach ihren auf der Erde vollführten Thaten bestraft oder belohnt werden sollen, während das Leben der Thiere aufhöre. Dies bewirkt denn, daß die Entscheidung zu ihren Gunsten ausfällt und daß einstimmig von den Genien und selbst den Thieren die Herrschaft den Menschen zuerkannt wird.

„Das vorliegende philosophische Märchen", sagt Dieterici, „welches einen Theil des einundzwanzigsten Tractates bildet, hat man einerseits für einen vollständigen Tractat, und andererseits für die Schlußabhandlung aller einundfunfzig Tractate gehalten. Jedoch, was das erste betrifft, so geht dieser Erzählung eine längere Abhandlung vorauf, in der über die Klassen und die Beschaffenheiten der Thiere, ihre Fortpflanzung und ihre Lebensweise gesprochen wird, und stehen diese beiden Theile der Abhandlung in einer solchen Verbindung, daß sie aufeinander als sich ergänzend hinweisen.

„Wenn man zweitens aber diese Erzählung als den Schlußstein des Ganzen betrachten will, so spricht zunächst die Anordnung dagegen, viel gewichtiger aber noch die ganze Tendenz dieser Sekte. Der Mensch, jene zwischen Himmel und Erde vermittelnde Stufe der Entwickelung, jene Krone der Schöpfung, unterliegt hier im Wortstreite der Thiere, und nachdem der Mensch alle eingebildeten Vorzüge, die er in feinern sinnlichen Genüssen oder in den durch seinen Verstand hergestellten Künsten und Lebensverhältnissen zu haben wähnt, vernichtet sieht, rettet er sich nur durch die Berufung auf seine Unsterblichkeit aus der Niederlage. Nun steht diese Erzählung am Ende einer Reihe von naturwissenschaftlichen Abhandlungen, ja sie schließt die engere Reihe davon, und sieht man von den daran lose angehängten Abhandlungen 22—30 ab, so steht dieses Märchen in der Mitte zwischen den rein formalen und naturwissenschaftlichen auf der einen, und den ethischen und religiösen Abhandlungen auf der andern Seite.

„Das Märchen scheint uns somit lehren zu wollen, daß nicht durch das bloße ausgebildete Denkvermögen und die daraus hervorgehenden Kentnisse und Künste, nicht durch die mit Gestalt und sinnlichen Vorzügen besonders begabte Natur der Mensch die Krone der Schöpfung und die Vermittelung zwischen Himmel und Erde sei, sondern vielmehr

durch seine Sittlichkeit und Religion, zu welcher jetzt die Reihe der Abhandlungen sich dem Wesen nach wendet."

Die extensiv wie intensiv höchst bedeutende Encyklopädie der Wissenschaften, welche die „lauteren Brüder" in ihren Abhandlungen zusammengestellt haben, wird wol noch längere Zeit unveröffentlicht und darum unzugänglich bleiben. Je mehr dies zu beklagen ist, desto mehr muß man Hrn. Dieterici Dank wissen, daß er die Zeit, welche er seinen mit so glücklichem Erfolg belohnten Bemühungen um die kritische Bearbeitung des soeben veröffentlichen arabischen Textes des „Divan von Mutanabbi" hat abmüßigen können, auf die Uebersetzung dieses der geschmackvollen und lesbaren Darstellung so viele Schwierigkeiten in den Weg legenden Märchens verwandt hat. Die Abhandlung Dieterici's über den Orden der lauteren Brüder, welche der Uebersetzung beigegeben ist, wird vorzüglich dem wissenschaftlich Gebildeten, der sich über denselben noch näher unterrichten will, willkommen sein.

Britische und amerikanische Gedichte.

Uebertragen

von

Karl Elze.

1. Der Nachtvogel.

Nach Charles Kingsley.

Auf stiller See, auf stiller See
Thät sanft mein Schifflein schwingen,
Da klang vom Mast in meine Rast
Nachts eines Vögleins Singen.

„O kamst du von der Griechen Meer,
Kamst du vom Seinestrande,
Oder stand dein Nest im fernen West
An dunkeln Urwalds Rande?"

Ich kam nicht aus der Alten Welt,
Ich kam nicht aus der Neuen,
Von Gottes Vöglein bin ich eins,
Die nachts sich singend freuen.

„O singe mir den Morgen wach,
O sing' herbei die Winde!
Die Nacht ist lang, mein Schifflein schwankt,
Es rauscht die Flut geschwinde."

Die Flut umrauscht die Alte Welt,
Die Flut umrauscht die Neue,
Der Wind wird sprühn, der Morgen glühn
Eh' du durchschifft die Bläue!

2. Tagesanbruch.

Nach H. W. Longfellow.

Ein Wind stieg aus dem Meere auf:
„Ihr Nebel, gebt mir freien Lauf!"

Die Schiffe weckt' er aus der Ruh':
„Die Nacht ist hin, fahrt fröhlich zu!"

Und eilte landwärts, fern und nah,
Und rief: „Wacht auf, der Tag ist da!"

Und sprach zum Wald: „Mit Jubelbraus
Häng' nun die grünen Banner aus!"

Dem Vöglein haucht' er leis ins Ohr:
„Jetzt schwing' dich mit Gesang empor!"

Er weckt' im Meierhof den Hahn:
„Nun stoß ins Horn, der Tag bricht an!"

Zum Aehrenfeld er flüsternd sprach:
„Beug' dich und grüß' den jungen Tag!"

Zur Glocke in des Thurmes Rund
Sprach er: „Schnell, gib die Zeit uns kund!"

Und um der Todten stillen Ort
Seufzt' er: „Noch schlummert ruhig fort!"

3. Die Klippen von Dover.

Nach Felicia Hemans.

Ihr Felsen meines Vaterlands,
Vom Abendroth umglutet,
Wie ragt ihr stolz vom Wogentanz
Umbrandet und umflutet!

Du Bollwerk gegen Meereswuth,
Dir send' ich meine Grüße,
O halte stets in treuer Hut
Die Heimat mir, die süße!

Ich weilte, wo ins Aethermeer
Sich alte Tempel heben,
Musik schwebt auf dem Wind einher
Durch sonnbeglänzte Reben.

Die Weg' und Stege ruhn im Duft
Der hohen Myrtenbäume,
Das Glöckchen, das zur Vesper ruft
Es wiegt in holde Träume.

Die Inseln in der Griechen Meer,
Italiens lichte Zone —
Wie sie auch strahlen hell und hehr,
Dir, Heimat, bleibt die Krone.

In dir allein wohnt Sabbatsruh',
In dir des Herdes Weihe;
Durch sie geheiligt deckest du
Der Todten heil'ge Reihe.

Sie flüstern mir im Mondenschein
Und schreiten durch die Aue,
Und ihre Namen rauscht der Hain
Um alte Wunderbaue.

Ihr Blut ergoß sich roth und heiß
In deines Meeres Fluten, —
O sei es stets ein Stolz und Preis,
Für dich im Tod zu bluten!

4. Der Gränzerwittwe Klage.

Altschottische Ballade.

Mein Lieb' hat mir gebaut ein Schloß,
Das rings ein Lilienhag umfloß,
Ein schöner Schloß ward nie geschaut
Als mein Treulieb für mich gebaut.

Da kam ein Mann um Mittagszeit
Und spähte die Gelegenheit;
Den König führt' er her zur Nacht,
Der meinen Ritter umgebracht.

Der meinen Ritter mir erschlug
Und all sein Gut von dannen trug;
Die Knechteschar floh vor dem Tod
Und ließ mich in der höchsten Noth.

Allein näht' ich sein Todtenkleid
Wehklagend in der Einsamkeit,
Allein hielt bei der Leich' ich Wacht,
Denn keiner kam, bei Tag noch Nacht.

Ich trug ihn auf dem Rücken fort
Und ruhte hier und ruhte dort,
Ich grub ein Grab, legt' ihn zur Ruh'
Und deckt' ihn grün mit Rasen zu.

Denkt ihr, mein Herz war nicht erstarrt,
Als ich sein goldgelb Haar verscharrt,
Denkt ihr, mein Herz war nicht versteint,
Als ich nach Hause mich geweint?

Nie wieder lieb' ich einen Mann,
Seit todt mein schöner Rittersmann,
Mein Herz mit seinem gold'nen Haar
Halt' ich gefesselt immerdar.

5. Sterb' ich zuerst.

Nach Charles Mackay.

Sterb' ich zuerst, o Liebste,
So sitzt in Sehnsuchtspein
Am hohen Himmelsthore
Mein Geist und harret dein, —
Und harret deiner, Liebste,
Und späht durch Nacht und Graus
Mit irdischem Verlangen
Nach deinem Antlitz aus.

Von allen Himmelssternen,
Hab' ich nur Eines Acht,
Des Einen, den die Liebe
Zum Himmel mir gemacht,
Zum Himmel mir gemacht, Lieb',
Den deines Auges Schmerz
Verklärt hat, den durch Freude
Geheiligt hat dein Herz.

Sterb' ich zuerst, o Liebste, —
Es kommt so, glaube mir, —
Der Himmel ist kein Himmel,
Bis du ihn theilst mit mir; —
Bis du ihn theilst mit mir, Lieb',
Harr' ich am Thore still,
Und als dein Schutz und Engel
Geduld dich lehren will.

Und schlägt dereinst dein Stündlein,
Und durch die Sternennacht
Steigt aufwärts deine Seele
Geschmückt mit Himmelspracht,

So eil' ich dir entgegen,
Und zu der Engel Schar
Gehn selig wir selbander,
Vereint auf immerdar!

Literatur und Kunst.

Encyklopädische Literatur.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben das erste Heft eines neuen populär-encyklopädischen Werks, das nach Anlage wie Ausführung geeignet ist, sich rasch die allgemeinste Theilnahme zu erwerben: „Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben." Dasselbe ist gewissermaßen auf dem Stamme jenes allbekannten Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" gewachsen, dem seit einer Reihe von Jahren eine so beispiellose Verbreitung zu Theil geworden ist und das sich noch gegenwärtig, vielfacher Nachahmungen ungeachtet, unbestritten als das erste und gediegenste Werk seiner Gattung behauptet. Diese Stellung hat das „Conversations-Lexikon" sich aber vorzüglich dadurch erworben, daß es niemals stehen geblieben, vielmehr jederzeit rastlos bemüht gewesen ist, in demselben Maße, wie die Grenzen der Wissenschaft und des öffentlichen Interesses sich erweiterten, auch seine eigenen Grenzen zu erweitern und eben dadurch dem fortschreitenden Bildungsdrange der Zeit Genüge zu thun. Als einen solchen Fortschritt haben wir auch dies neue Werk zu begrüßen. Dasselbe stellt sich dem „Conversations-Lexikon" selbständig an die Seite; während letzteres vorzugsweise der allgemeinen und theoretischen Bildung gewidmet ist, will das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon" vielmehr das reale Wissen zum Zweck der Anwendung in den verschiedenen Kreisen des bürgerlichen Leben darstellen, es soll ein populäres und gemeinnütziges „Handbuch für das praktische Leben" sein, indem es die Resultate der angewandten Wissenschaften für das praktische Bedürfniß und die materielle Seite des Daseins zusammenfaßt, und zwar in einer Form, die nicht nur allgemein verständlich ist, sondern die auch durch den Reiz einer gebildeten und anmuthigen Darstellung den Leser anzuregen und zu unterhalten sucht. Es sind hauptsächlich drei Gebiete, auf welche das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon" sich erstrecken wird: erstens das häusliche und Familienleben, mit den Unterabtheilungen: Medicin, Nahrungsmittellehre, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht; zweitens geschäftliches und gesellschaftliches Leben, mit besonderer Rücksicht auf Handel und Verkehr, Gewerbe und Industrie, Landwirthschaft, Volkswirthschaftslehre, Rechtswissenschaft; endlich drittens die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für das praktische Leben, also mit Beseitigung alles dessen, was nur der Speculation angehört oder aus dem Gebiet der Vermuthungen und Hypothesen noch nicht herausgekommen ist. Wo es zum bessern Verständniß nöthig oder wünschenswerth, werden dem Text auch Abbildungen beigegeben werden. Die Redaction des Ganzen hat Dr. Rudolf Arendt übernommen; eine große Anzahl tüchtiger Mitarbeiter aus den verschiedensten Kreisen des Wissens ist

für Ausarbeitung der einzelnen Artikel gewonnen. Das Werk wird in 60—80 Heften von je fünf Bogen Lexikonoctav zum Preise von 7½ Ngr. für das Heft erscheinen; in der Regel sollen monatlich zwei Hefte ausgegeben werden, sodaß die Vollendung des Ganzen in nicht allzu ferner Zeit zu erwarten steht. Das erste Heft ist bereits erschienen; es enthält über dreißig größere und kleinere Abhandlungen mit beinahe vierzig Abbildungen. Sowol die Auswahl wie die Behandlung der einzelnen Artikel zeigt, daß die Redaction nicht nur ein klares und deutliches Bewußtsein ihrer Aufgabe hat, sondern derselben auch vollständig gewachsen ist; ohne den praktischen Gesichtspunkt irgendwie aus dem Auge zu verlieren, sind diese Artikel doch sämmtlich von einem wissenschaftlichen Geiste, einem Geist höherer und allgemeinerer Bildung durchdrungen, der auch für die populären Zwecke, welche das Werk zunächst verfolgt, nicht ohne günstigen Einfluß bleiben wird. Denn mit dem bloßen Abrichten und Auswendiglernen ist es ja hier so wenig gethan wie irgendwo; auch die Praxis des Tages, wenn sie wirklich eine fruchtbare und segensreiche werden soll, muß die allgemeine geistige Bildung der Zeit zu ihrer Voraussetzung und Grundlage haben.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir darauf aufmerksam machen, daß soeben auch einige ältere Verlagsunternehmungen derselben Firma, die ebenfalls dem Gebiet der populär-encyklopädischen Literatur angehören, in neuen Ausgaben erscheinen; so „Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon“ und „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung“. Beide Werke sind seit Jahren als eine Zierde unserer populären Literatur anerkannt und wird der große Leserkreis, den sie sich bereits früher erworben, sich durch diese neuen Ausgaben ohne Zweifel noch vermehren. Die „Gegenwart“ trat mitten unter den Stürmen des Jahres 1848 ins Leben; jenes politische und nationale Interesse, das damals so gewaltsam zum Ausbruch gelangte, hatte gleichsam vorahnend auch dies Werk erzeugt, dessen Hauptaufgabe dahin geht, die nachmärzliche Zeit in ihren verschiedenartigen Entwickelungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Staatengeschichte, der Literatur, Kunst und Wissenschaft zu schildern. Bei der Fülle und Frische des Inhalts, der ihm unmittelbar aus der Zeitgeschichte entgegenwuchs, mußte das Werk absehen von jener alphabetischen Anordnung, die sich sonst wol für Werke dieser Art als die zweckmäßigste bewährt hat und die deshalb auch für das ebenbesprochene „Haus- und Familien-Lexikon“ wieder in Anwendung gebracht worden ist. Dagegen besteht die „Gegenwart“, entsprechend dem höhern wissenschaftlichen Standpunkte, den das Werk überhaupt einnimmt, aus einer Reihe größerer monographischer Darstellungen, es sind Abhandlungen zum Theil von bedeutendem Umfang, wie denn einzelne Artikel, die zuerst in der „Gegenwart“ erschienen, späterhin zu eigenen selbständigen Büchern umgearbeitet worden sind und auch in dieser Form die allgemeinste Anerkennung gefunden haben. Das Ganze, seit 1856 vollendet, besteht aus 12 Bänden, die in dieser neuen wohlfeilen Ausgabe in 24 Halbbänden zu dem ungemein billigen Preise von je 15 Sgr. abgegeben werden. Dem gebildeten Publikum, das sich eine klare und gründliche Einsicht in die Entwickelungen unserer Gegenwart zu verschaffen wünscht, ist dadurch Gelegenheit geboten, sich mit verhältnißmäßig

sehr geringfügigen Opfern eine Familienbibliothek zu verschaffen von einer Reichhaltigkeit, Gediegenheit und Frische des Inhalts, wie in der That kein zweites Werk gefunden wird. Die „Unterhaltenden Belehrungen“ bestehen aus einer Reihe von Volksschriften, verfaßt von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands in der Absicht, mit der mannichfachsten und gründlichsten Belehrung über die verschiedenartigsten Zweige des Wissens zugleich den Reiz einer gebildeten und anmuthreichen Darstellung zu verbinden. Vorzügliche Rücksicht ist dabei auf die Geschichte und die Naturwissenschaften verwandt als diejenigen beiden Disciplinen, die nun einmal als die wahren Schild- und Stammhalter volksthümlicher Bildung zu betrachten sind. Namentlich ist das letztere, das naturwissenschaftliche Gebiet, mit großem Fleiße angebaut; wir begegnen hier Namen wie Heinrich Ritter, J. H. Mädler und andern, die zu den glänzendsten Zierden ihrer Wissenschaft gehören. Die neue Ausgabe erscheint in neun Theilen, deren jeder, drei umfangreiche Abhandlungen enthaltend, nicht mehr als 12 Ngr. kostet.

Auch das in demselben Verlag erscheinende Werk „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“ schreitet rüstig vor. Ueber Zweck und Anlage desselben haben wir uns in diesen Blättern verschiedentlich geäußert und begnügen wir uns daher für heute, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dasselbe mit dem kürzlich erschienenen 37. Heft seinen vierten Band eröffnet hat. Wir finden darin erstlich eine größere Abhandlung über „Die deutsche Ostseeküste und ihre Vertheidigung gegen eine feindliche Invasion“: also eine Frage, die gerade im gegenwärtigen Augenblick von höchster Bedeutung ist. Die vorliegende Abhandlung hat, wie die Redaction in einer Anmerkung hinzufügt, zwei Sachverständige zu Verfassern, denen neben der eigenen Kenntniß zugleich tüchtige Materialien zu Gebote standen. Der Aufsatz, mit allen Details versehen, die bei Erörterung solcher praktischen Fragen nöthig sind, gewährt im ganzen ein unerwartet beruhigendes Resultat, insofern nämlich daraus hervorgeht, daß es mit der Unsicherheit unserer Ostseeküsten gar nicht so schlecht steht, wie man gemeiniglich glaubt, und daß es verhältnißmäßig nur geringer Opfer und Anstrengungen bedarf, um die Gefahr einer feindlichen Invasion von dieser Seite her vollständig zu entfernen. Freilich hat das Hauptverdienst dabei die Natur gethan, welche diese Küsten nur mit wenig zugänglichen Häfen versehen hat, und da nun die Nachhülfe, deren es von seiten der Kunst bedarf, im ganzen nur so unerheblich ist, so läßt sich ja wol hoffen, daß man sich von allen Seiten beeilen wird, die noch erforderlichen geringfügigen Opfer zu bringen und dadurch ganz Deutschland vor unendlich größern, ja vielleicht unersetzlichen Verlusten zu schützen. Aus dem übrigen Inhalt des Heftes heben wir besonders die beiden biographischen Artikel über William Ewart Gladstone, den dermaligen englischen Finanzminister, dessen Budgetvorlage eben jetzt so großes Aufsehen macht, und über Schamyl hervor; besonders der erstere ist nicht nur mit einer höchst glänzenden und geistvollen Feder, sondern auch mit einer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Urtheils geschrieben, wie sie uns bei Würdigung von Zeitgenossen nicht eben häufig begegnet. Angehängt ist auch diesmal wieder eine Anzahl kleinerer Mittheilungen, darunter die Nekrologe von Lablache, W. M. Leake, Schulz-Bodmer, Skrzynecki, F. A. von Witzleben ꝛc. R. P.

Biographie.

Die großen Feldherren und Staatsmänner aus den Zeiten unserer Befreiungskriege sind in jüngster Zeit mehrfach bei uns der Gegenstand geschichtlicher Forschung und Darstellung gewesen; es ist, als ob die kleine Gegenwart ein Bedürfniß empfinde, sich zu ermuntern und aufzurichten an dem Beispiel einer großen Vergangenheit. Wir haben dabei nicht nur Werke im Sinne wie Häusser's „Deutsche Geschichte" und das vortreffliche Beitzke'sche Werk über die Kriege von 1813 und 1814, sondern namentlich auch auf biographischem Gebiete sind verschiedene hierher gehörige Werke erschienen; wir erinnern beispielsweise an das umfangreiche Werk über Stein von Pertz (von dem bekanntlich in nächster Zeit auch eine Biographie Gneisenau's zu erwarten steht), ferner an Droysen's „Leben York's", an Varnhagen's „Bülow von Dennewitz" ꝛc. Verglichen mit diesen und ähnlichen Werken nimmt Schmidt-Weißenfels' „Scharnhorst. Eine Biographie" (Leipzig, Voigt & Günther) sich denn freilich ein wenig dürftig aus, sogar schon äußerlich; es ist ein kleiner schmächtiger Octavband, mehr geeignet für die Nippestische unserer Damen als zur Darstellung eines Lebens, das in den Mühen des Feldlagers, unter den Kabalen und Intriguen des Cabinets verbracht ward und das sowol in militärischer wie in politischer Hinsicht so tief eingriff in die Geschicke unsers Volks. Auch steht dieser geringe Umfang des Buchs in ganz richtigem Verhältniß zu den Materialien, welche dem Verfasser bei Ausarbeitung desselben vorlagen. Die soeben erwähnten historischen und biographischen Werke von Pertz, Droysen ꝛc. stützen sich auf die gründlichsten und umfangreichsten Vorarbeiten; sie sind der Hauptsache nach aus Quellen hervorgegangen, die hier zum ersten male benutzt wurden und die ihren Ursprung zum großen Theil von den geschilderten Helden selbst ableiten. Der Verfasser des „Scharnhorst" befand sich in keiner so günstigen Lage; die Actenstücke und Briefe, welche Scharnhorst nachgelassen, sind bisher nur erst zum kleinern Theil veröffentlicht, auch Hr. Schmidt-Weißenfels hat keinen Zutritt zu den noch ungenutzten Schätzen gehabt und so sah er sich bei Ausarbeitung seines Buchs lediglich auf die allgemeinen Hülfsquellen zur Geschichte jener Zeit sowie auf die bekannten biographischen Skizzen von Boyen und Klausewitz und andere geschichtliche Mittheilungen in historischen und militärischen Zeitschriften beschränkt. Etwas wesentlich Neues oder gar etwas Vollständiges zu geben, war ihm unter diesen Umständen natürlich nicht vergönnt; das Buch ist, wie es sich auch schon äußerlich kundgibt, nur eine Skizze, ein Resumé, mehr ein Feuilletonstück als ein Stück eines eigentlichen Geschichtswerks gehalten. Allein auch in dieser beschränkten Form ist das Buch eine willkommene Gabe, besonders in diesem Augenblick, wo die preußische Landwehr, als deren geistigen Vater wir Scharnhorst doch ein für allemal anzuerkennen haben, von so wichtigen Veränderungen bedroht wird, daß man wohl sagen kann, sie steht in Gefahr, gänzlich aufgehoben zu werden. Auch der Verfasser spricht dies wiederholt und mit gebührendem Nachdruck aus, daß Scharnhorst der eigentliche Schöpfer dieses Instituts, bei dessen Ausführung dann allerdings noch manche andere Kräfte und Persönlichkeiten mitwirkten, dessen erster Gedanke jedoch, als der Gedanke eines bewaffneten,

seine Freiheit und sein Recht mit eigener Faust beschützenden Volks, durchaus der freiheitathmenden, der im besten Sinne demokratischen Seele Scharnhorst's angehört. Und dies ist denn ein zweiter Punkt, der, auch ganz abgesehen von dem augenblicklichen Tagesinteresse, es wünschenswerth macht, daß das Andenken dieses Mannes in unserm Volke niemals erlösche: unter den vielen halben zaudernden Charakteren, welche die Wiege der preußischen Erhebung vom Jahre 1813 erhoben und denen das junge Kind der Freiheit dann recht eigentlich über den Kopf wächst, ist Scharnhorst einer der Wenigen, dem der Ehrenname eines ganzen und vollen Mannes gebührt. Bewußter und von ungleich größerer geistiger Bedeutung als Blücher, in dessen wildem Poltern und Grollen sich gleichsam der dämonische Instinct des Volks verkörperte; vorurtheilsfreier und gebildeter, menschlich regsamer und von wärmerm Herzen als der eherne York; maßvoller sogar und mehr auf das Bedürfniß des Augenblicks gerichtet als Stein, dem er überdies an echt volksthümlichem Sinne sowie an Ruhe und Klarheit des Gemüths überlegen war, ist Scharnhorst eine der schönsten und wohlthuendsten Erscheinungen jener großen und ewig denkwürdigen Zeit; er ist, wie einst der Dichter sang, die schönste Heldenlanze in jenem wildfröhlichen Kriegsreigen, mit welchem die Freiheit damals ihren Einzug in Deutschland hielt oder doch zu halten schien. Beeinträchtigt wird der reine und harmonische Eindruck dieses Lebens allerdings dadurch, daß dasselbe so vorzugsweise rasch zu Ende geht. Und nicht einmal, wie er es sich selbst so oft gewünscht hatte, auf dem offenen Schlachtfelde, unter dem Schmettern der Siegeshörner war es Scharnhorst vergönnt zu sterben: der Tod ereilte ihn bekanntlich infolge einer ursprünglich ganz leichten unerheblichen Verwundung, die er in der Schlacht von Groß-Görschen und zwar bei dem letzten von Scharnhorst selbst geleiteten Cavalerieangriff davontrug und die erst durch Vernachlässigung und Ueberanstrengung auf einer noch dazu fruchtlosen diplomatischen Reise, welche Scharnhorst unmittelbar nach dem entscheidungslosen Kampf von Groß-Görschen nach Wien unternommen, ein so schlimmes Aussehen gewonnen hatte. Auch die außerordentliche Gemüthsaufregung, in welcher Scharnhorst sich damals befand, hat zu seinem Tode gewiß viel beigetragen. Wie hatte er gehofft auf diesen endlichen Tag der Erhebung! Was hatte er geleistet, was geduldet, damit derselbe endlich hereinbreche! Und da er nun endlich gekommen, was war es jetzt? halbe Maßregeln, halbe Erfolge an allen Ecken und Enden; die Russen waren unbequeme Verbündete, die um so mehr beanspruchten, je weniger sie leisteten; Oesterreich zauderte; der König von Preußen selbst drohte zurückzufallen in das alte Schwanken und die alte Kleinmüthigkeit, während Napoleon's Genius gerade in dieser für ihn so drangvollen Zeit sich noch einmal aufs machtvollste entfaltete. Schon waren auf dem Schlachtfelde bei Groß-Görschen Ströme des edelsten Bluts vergeblich geflossen; wenige Wochen später, schon auf seinem Todeslager, erhielt Scharnhorst die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Bautzen, dem Einrücken Napoleon's in Schlesien, der Uneinigkeit im verbündeten Lager und der Angst vor dem Waffenstillstande, in welchem damals die meisten nur die Vorboten eines faulen Friedens erblickten. „Soll es denn nicht sein", schrieb Scharnhorst damals an Müffling, „daß einmal Wahrheit und Recht oben aufkommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden

sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den nahen Untergang der edelsten Sache vor Augen, und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn!" Aber dieser Lohn ward ihm bekanntlich nicht zu Theil; mitten aus seinen Plänen und Entwürfen, seinen Sorgen und Befürchtungen heraus mußte er scheiden, an einem langsamen schmerzhaften Siechthum, mit umdüsterter Seele und ohne Hoffnung für die Zukunft. Der Verfasser der vorliegenden Biographie freilich ist anderer Meinung; er sieht in diesem Tode fast etwas Beneidenswerthes. „Zwar nicht die Frucht", sagt er, „aber die Blüte seines stillen Wirkens hat er in aller Herrlichkeit noch aufgehen sehen und war unter den Opfern, welche der großen Sache fielen, eins der ersten und edelsten. Keine Täuschung späterer Tage hat ihm den Frühling deutschen Erwachens verbittert." Und in dieser letzten Betrachtung, es ist nicht zu leugnen, liegt allerdings ein Trost; Scharnhorst starb nur in Sorge um den äußern Feind, er ahnte noch nicht, welche innern Feinde uns bald darauf erstehen und von welchem eklen und niedrigen Gewürm die kaum erschlossene Rose unserer Freiheit wiederum zernagt werden sollte. Es ist eine müßige, aber bei alledem nicht uninteressante Frage, wie es Scharnhorst wol ergangen und welch Los ihm zu Theil geworden sein würde, falls es ihm beschieden gewesen wäre, nicht nur die Tage des Siegs, sondern auch die hereinbrechende Nacht der Reaction zu erleben. Ueber die Stellung, die Scharnhorst persönlich eingenommen haben würde, kann kein Zweifel obwalten; sein Herz schlug unwandelbar der Freiheit und dem Volke und auch in der Zeit des Friedens und auf dem platten Estrich der Cabinete würde er der Fahne, die er in der Stunde der Gefahr auf der blutigen Wahlstatt erhoben, niemals untreu geworden sein. Und damit wäre sein Los denn entschieden gewesen; gab es selbst für Männer wie Wilhelm von Humboldt und Boyen keinen Platz in dem wiederhergestellten Preußen, wurde selbst ein Gneisenau ein Gegenstand des Verdachts für die allmächtigen Demagogenriecher, wie würde es erst Scharnhorst ergangen sein?! Das Buch des Hrn. Schmidt-Weißenfels gibt einen zwar flüchtigen, doch wohlgeordneten Ueberblick über dies fruchtbare und merkwürdige Leben. Den militärischen Schilderungen und Erörterungen merkt man freilich an, daß sie keinen Mann vom Fach zum Verfasser haben; doch sind wenigstens die besten Quellen dabei benutzt worden, wie dem Verfasser denn überhaupt die Anerkennung gebührt, daß er das spärliche Material, das ihm allein zu Gebote stand, nach Möglichkeit zu verwerthen gesucht hat. Auch in stilistischer Hinsicht ist das Buch besser und sorgfältiger gearbeitet, als Hr. Schmidt-Weißenfels bei seiner so sehr ausgedehnten literarischen Productivität es wol sonst an der Art hat, und kann die Schrift daher auch in diesem Betracht bestens empfohlen werden.

Ein zweites biographisches Werk, bei welchem Hr. Schmidt-Weißenfels sich jedoch nur als Uebersetzer betheiligt hat, ist die „Geschichte der Marie Antoinette. Von Edmond und Jules de Goncourt. Autorisirte deutsche Ausgabe von Schmidt-Weißenfels" (Prag, Kober & Markgraf). Das Original ist echt französische Arbeit: nichts weniger als vollständig oder gewissenhaft in Bearbeitung des Materials, aber mit geschickter Hand gruppirt und in einer lebhaften und glänzenden Sprache ab-

gefaßt. Die Verfasser sind Parteigänger der Königin, sie sehen in ihr nichts als ein unschuldiges und fleckenloses Opfer der Volkswuth. Diese Auffassung ist gewiß sehr einseitig und ungerecht: doch sind ganz dieselben Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten auch vielfach von der entgegengesetzten Seite her begangen worden und so kann man das Buch sich immerhin gefallen lassen, gleichsam als Advocatenschrift in einem Processe, in welchem das Endurtheil zwar schon längst von der Geschichte gesprochen ist, dessen einzelne Partien aber noch immer interessant genug sind, um sie in der verschiedenartigsten Beleuchtung zu betrachten. Auch erhebt und läutert der Charakter der unglücklichen Königin sich bekanntlich in demselben Grade, wie das Schicksal sie niederbeugt; je mehr der eitle Prunk äußerer Macht und äußern Glanzes von ihr abfällt, desto reiner und deutlicher treten auch bei ihr echt menschliche Güte und Größe hervor. Und da die Verfasser nun hauptsächlich bei diesen allgemeinen menschlichen Zügen verweilen, so kann es nicht fehlen, daß das Gemälde, das sie uns vorführen, schließlich einen gewaltigen und erschütternden Eindruck hervorbringt. Und doch wäre dieser Eindruck vielleicht noch größer, er wäre insbesondere noch beruhigender und vollständiger, wenn sie die Nemesis, welche sich in dem Schicksal Marie Antoinetten's kundgibt, etwas nachdrücklicher hervorgehoben hätten; sie zeigen zu sehr die schöne, liebenswürdige, edelgesinnte Frau und vergessen darüber zu sehr die leichtsinnige, ränkesüchtige, schuldbeladene Königin. Die Uebersetzung ist gewandt und fließend, die Ausstattung, der das in Stahl gestochene Porträt der Königin nach dem bekannten Bilde von Paul Delaroche zur besondern Zierde gereicht, geschmackvoll und gediegen.

Correspondenz.

Aus der Provinz Sachsen.

Anfang März 1860.

HL. Sie wünschen von mir zu erfahren, wie die Stimmung in unserer Gegend ist und machen uns dabei das Compliment, daß es Ihnen von Interesse sei zu wissen, wie ein im ganzen so nüchterner und besonnener Volksschlag wie der unsere sich zu den mancherlei aufregenden und Besorgniß erweckenden Erscheinungen dieser jüngsten Monate verhält. Ich lasse dahingestellt, wie es mit diesem Compliment so eigentlich gemeint ist: aber wenn Sie damit etwa eine Anspielung bezweckt haben auf die etwas schüchterne, zurückhaltende, stark verclausulirte Natur unserer Bevölkerung, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie diesmal das Richtige nicht getroffen haben, und daß die Misstimmung in unser Provinz so allgemein und so lebhaft ist, wie sie in diesem Augenblick nur irgend anderwärts innerhalb der preußischen Monarchie gefunden werden kann. Es ist wahr, wir sind ein etwas zahmes, fischblütiges Geschlecht, wir raisonniren auch wol, aber zumeist inwendig und jenes schnellfertige, einigermaßen tumultuarische Wesen, durch das z. B. unser Nachbar an der Spree sich auszeichnet, hat bei uns niemals recht Wurzel fassen wollen. Allein das hindert doch nicht, daß der Druck dieser Zeiten und die peinliche Ungewißheit der öffentlichen

Zustände auch bei uns recht schwer, recht bitter empfunden wird. Besonders sind es zwei Punkte, welche die gehobene und freudige Stimmung, mit der man auch bei uns dem Zusammentritt des Landtags entgegenblickte, allmählich in ihr Gegentheil umgewandelt haben; das sind erstlich die vielbesprochenen Armeevorlagen und dann die Richtung, welche sich auch unter dem Vorsitz des Hrn. von Bethmann-Hollweg in unser kirchliches Leben und was damit zusammenhängt mehr und mehr wieder einzuschleichen droht.

Lassen Sie mich von dem letztern Punkt zuerst sprechen; er ist in der That ein Hauptpunkt für uns, da, wie Sie ja wol wissen, kaum in einer andern Gegend des protestantischen Deutschland der kirchliche Sinn so lebhaft und so allgemein verbreitet ist wie bei uns. Allein ebenso bekannt ist es auch, daß dieser kirchliche Sinn bei uns eine überwiegend rationalistische Färbung trägt; wir können und wollen noch immer nicht vergessen, daß es dereinst der Boden unserer Provinz war, aus welchem die Reformation emporblühte, wir können und wollen auch nicht vergessen, daß unsere Landesuniversität Halle lange Zeit hindurch ein Hauptsitz religiöser Toleranz und Aufklärung gewesen, daß das Licht des Nationalismus, des vielverschrienen und jetzt doch so schmerzlich vermißten, sich von hier aus zuerst verbreitete. Es ist freilich richtig, daß man hinterdrein alles gethan hat, gerade die Stätte, von der jenes Licht einst ausging, in eine Stätte der tiefsten Verdunkelung und der dicksten Finsterniß zu verwandeln. Allein man weiß ja auch, wie mächtig im Leben des einzelnen wie ganzer Bevölkerungen die Kraft des Gegensatzes ist und so mag wol eben diese Absichtlichkeit, mit der man unsere Provinz zum Herd des Obscurantismus zu machen suchte, gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben; ich will nur beiläufig daran erinnern, daß die Bewegung, welcher die Freien Gemeinden ihren Ursprung verdanken, nirgends so populär war und nirgends so großartige Umrisse annahm als bei uns, wie denn auch noch in diesem Augenblick der Hauptvertreter dieser Richtung, der bekannte Uhlich in Magdeburg, bei unserm Mittelstande und namentlich bei den niedern Schichten desselben in allgemeinem Ansehen steht und noch immer eine wahrhaft volksthümliche Persönlichkeit ist. Darum aber sah man auch gerade bei uns mit besonderm Verlangen dem endlichen Durchbruch einer freisinnigern Richtung im preußischen Schul- und Kirchenwesen entgegen: und daß diese Hoffnungen in der Hauptsache immer wieder vergeblich gewesen sein sollen und daß Hr. von Bethmann-Hollweg nun richtig wieder den Lobredner der Raumer'schen Regulative macht und sich dafür von einem hohen Herrenhause öffentliche Zeugnisse seines Wohlverhaltens ausstellen läßt, das wird hier ganz besonders schwer empfunden und trägt zur Verschlechterung der öffentlichen Stimmung bei uns mehr bei, als man in Berlin zu ahnen scheint. Namentlich herrscht unter unsern zahlreichen Volksschullehrern eine große und tiefgehende Erbitterung. Dieselben sind durchschnittlich gebildeter und strebsamer als anderwärts, aber eben deshalb empfinden sie es auch nur um so schmerzlicher, daß die Fesseln, unter denen sie solange geschmachtet haben, noch immer nicht gelöst werden sollen und daß diese Schulregulative, die bisher in den Augen aller Unbefangenen nur der Ausdruck einer Parteirichtung waren, jetzt frank und frei als das wahre und wirkliche Princip des preußischen Volksunterrichts proclamirt werden. Unter einem Ministerium Man-

teuffel-Westphalen waren die Schulregulative vielleicht eine Nothwendigkeit: allein wie soll man sie jetzt nennen, da ja ein angeblich freisinniges Ministerium an der Spitze unsers Staats steht?!

Was endlich die Armeevorlagen anbetrifft, so lassen Sie mich das demüthige Bekenntniß vorausschicken, daß wir Sachsen überhaupt keine besonders kriegerische Nation sind. Ich weiß, daß wir darüber von den übrigen Provinzen der Monarchie einigermaßen über die Achsel angesehen werden: indessen das ist nun einmal nicht anders und sowol die Geschichte unsers Landes wie selbst die physische Eigenthümlichkeit unserer Bevölkerung macht diese vorwiegende Neigung derselben zu den Beschäftigungen und Künsten des Friedens vollkommen erklärlich. Danach mögen Sie denn beurtheilen, wie gerade in unserer Provinz ein Project aufgenommen wird, das mit der Militärlast zugleich auch die Finanzlast auf eine ganz außerordentliche Weise zu steigern und Handel und Gewerbe eine Masse der rüstigsten Kräfte zu entziehen droht. In der That hofft man bei uns allgemein, daß das Project nicht zur Ausführung gelangen wird, wenigstens nicht ohne wesentliche Abänderungen. Sollte auch diese Hoffnung täuschen und sollte zu dem übrigen Druck der Zeiten, der in unserm fabrik- und industriereichen Lande ganz besonders schwer empfunden wird, auch noch eine erhöhte Militär- und Steuerlast kommen — nun ja doch, so werden wir noch mehr raisonniren, als wir es schon jetzt thun, aber immer nur ganz leise und mit ganz dünner, vorsichtiger Stimme, damit es ja niemand hört.....

Notizen.

Der Geheimrath Max Maria von Weber in Dresden, ein Sohn des berühmten Componisten, und selbst als Dichter sowie als Tourist vortheilhaft bekannt, ist mit einer Lebensgeschichte seines Vaters beschäftigt. Ludwig Eckardt in Bern arbeitet an einem Roman, dessen Held der bekannte schweizer Maler, Dichter und Staatsmann „Nikolaus Manuel" ist; auch ein Drama unser deutschen Geschichte steht demnächst von demselben Verfasser zu erwarten. Ebenso, wie wir hören, von Otto Roquette, der auch einen größern historischen Roman unter der Feder haben soll.

Max Ring's historisches Lustspiel „Unsere Freunde", das zu Anfang der Saison zuerst in Berlin zur Aufführung gelangte und daselbst rasch zum Kassenstück wurde, ist jetzt auch auf dem Burgtheater in Wien gegeben worden und zwar ebenfalls mit glänzendem Erfolg. Ebenso soll in Braunschweig ein Schauspiel, „Der Friesenhof", von einem sonst noch wenig bekannten braunschweiger Schriftsteller, H. von Heinemann, eine höchst günstige Aufnahme gefunden haben. Dagegen haben die „Ynglinger" von Julius Große in München nur einen getheilten Erfolg gehabt; die ersten Acte brachten eine große Wirkung hervor und verschafften dem Verfasser die Ehre eines wiederholten Hervorrufs, Fortsetzung und Schluß des Stücks jedoch vermochten die Stimmung des Publikums nicht auf derselben Höhe zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 12.** 22. März 1860.

Reformbedürfnisse in den Alterthumsstudien.

Von

Julius Braun.

I.

Es dürfte für die Leser dieser Zeitschrift nicht ohne Interesse sein, sich eine Streitfrage vorlegen zu lassen, die zunächst zwar nur eine philologische ist, aber nichtsdestoweniger alle Aussicht hat, noch sehr lebhaft und sehr allgemein discutirt zu werden. Die Frage ist außerdem eine national-deutsche: denn in Paris und London, wo es doch auch Leute von ganz ansehnlichen Studien gibt, fiele es niemand ein, einen Zweifel an dem zu erheben, was auf germanischem Boden durchzusetzen uns noch wer weiß wie viel Mühe kosten wird. Es handelt sich diesmal um eine Reform, ohne die es nach unserm Ermessen eine Unmöglichkeit ist, je zu einer Geschichtschreibung im Gebiete der alten Cultur zu kommen. Während schon längst alle Zweige der Culturwissenschaft den Grundsatz angenommen haben, nichts gelten zu lassen als ein vom gesunden Menschenverstand geordnetes Erfahrungswissen, hat dieser selbe Grundsatz im Gebiet der Alterthumsstudien nur erst einzelne Versuche gemacht, sich Bahn zu brechen. Er begegnet hier einem Zetergeschrei des Hasses und der Verfolgung. Besteht doch die bisherige Errungenschaft der Philologenschulen großentheils nur in Speculation

und Scrupel (Originalität der hellenischen Cultur bis in ihre letzten Wurzeln, oder Hervorspeculiren aller religiösen Ideen, aller architektonischen Formen lediglich aus hellenischem Boden, kritische Vernichtung der Homerischen Gedichte ꝛc.) und wenn auf diese Errungenschaft verzichtet werden soll, weiß freilich mancher nicht mehr, wie viel noch übrig bleibt. Was unsere historische Richtung an die Stelle zu setzen strebt, eine wirkliche Entwickelungsgeschichte der Cultur, gewonnen aus der Vergleichung aller religiösen Ideen und architektonischen Formen des Abendlandes mit denen des älter cultivirten Morgenlandes, wozu allerdings jeder Schutthaufen und jeder Localcult diesseits und jenseits gekannt sein muß — dem waren bis dahin nur wenige geneigt zu folgen. Wenn auch die Häupter der alten Schule, als überlegene Köpfe und mit einem Wissenskreis, der einige Einbuße ertragen kann, die Berechtigung dieses historischen Wegs und seine Bedeutung für die Zukunft nicht verkennen, so gibt es doch einen Nachwuchs, der mit blindem Fanatismus sich zu sperren sucht. Diese letztern sind meist jüngere Kräfte, die am Gemeingut ihrer Schule erst neuerdings Antheil erworben und darum in der That noch daran glauben — diese fallen uns am bösartigsten an — oder es sind solche, die bereits meinten, in besagter Errungenschaft sich beruhigen zu können, und denen nun die Zumuthung gemacht wird, sie sollen umlernen, sollen das mühsam Errungene aufgeben, um ebenso mühsam ein Neues zu erwerben. Solche begnügen sich mit gereiztem Ignoriren. Ich glaube, der Proceß ist merkwürdig genug, um unter die vielen Forderungen, welche eine inhaltreiche Wochenliteratur ans Publikum stellt, mit der Zumuthung sich wagen zu dürfen: man möge eine Weile mit ansehen, welchen Kampf jener gewiß zeitgemäße Grundsatz: „nichts gelten zu lassen als ein vom gesunden Menschenverstand geordnetes Erfahrungswissen", im Jahr 1860 mit Speculation und Scrupel noch zu kämpfen hat. Es ist schwer zu vermeiden, daß unsere Rede nicht stellenweis schneidig werde, und wir sind, aus Scheu, von neuem zu verletzen — namentlich auch solche, die unsere ganze persönliche Verehrung haben — von dem gegenwärtigen Versuch mehrmals zurückgetreten. Wenn wir ihn gleichwol wiederaufnehmen, so geschieht es mit dem Vorsatz, ein gewisses salpetersaures Silber nur möglichst verdünnt anzuwenden — nicht als ob wir hoffen, daß einer selber darum Rücksichten erlebe, wenn er die Schärfe beiseite läßt: so sind die Wortführer auf jener Seite nicht. Werke, die keinem Menschen etwas persönlich zu Leide thäten, wie Röth's, „Geschichte unserer abendländischen Philosophie", Bd. I, sind darum dem giftigsten Haß und dem Hohnlachen der Ignoranz — namentlich von seiten solcher, die das Buch nie in Händen gehabt — doch nicht entgangen. Man hat gefühlt, daß es um den Untergang der eigenen Habe sich handle, und in Eigenthums-

fragen hört auch bei Pflegern der Humaniora alle Gemüthlichkeit auf. Wenn wir auch im Stande wären, alle Räthsel dieser philologischen Sphinx in der sanften Weise des Oedipus zu lösen, die Sphinx selber würde sich darum nicht vom Felsen stürzen und würde die Verketzerungsneigung dennoch nicht aufgeben. Ist es zu verargen, wenn man bei solcher Ueberzeugung zeitweis das Exempel Roland's einleuchtender fand? Roland, der im wilden Wald auf dieselbe Sphinx stieß und das Räthsel vorgelegt bekam, machte zunächst von seinem Schwert Gebrauch und suchte erst im Weiterreiten die Auflösung in seinem Zauberbuch. Ich fürchte, weder der sanfte noch der rauhe Weg wird zu einem Ziel führen, denn jede Vermittelung scheitert an der leidigen Eigenthumsfrage. Können wir doch nicht umhin, vor Ausgebot unserer eigenen Waare die Sätze zu beweisen:

1) Was unsere „kritischen" Philologenschulen kritisch vernichtet haben, ist wiederherzustellen.

2) Was sie speculirend aufgebaut, ist wiederwegzuräumen.

Dann erst können wir andeuten, was unsere historische Richtung, angebahnt in der Religionsgeschichte durch Röth, in der Denkmalgeschichte durch Roß, an die Stelle zu setzen hat. Wenn auch die Fachgelehrten selbst, im Unwillen, von der eigenen Arbeit so vieles opfern zu sollen, nicht darauf eingehen, so wird doch ein vorurtheilsfreies Publikum nach den vorgelegten Acten nicht verkennen, auf welcher Seite das wissenswerthere Wissen und die nüchterne Logik ist. Das Urtheil der Nichtphilologen — wir gestehen das auf die Gefahr hin, wieder einen „dilettantenhaften" Eindruck zu machen — ist uns von hohem Werth. Können wir doch nicht einsehen, warum nur die, welche lateinische Stilübungen machen, berufen sein sollen, in einer „Culturgeschichte des Alterthums" mitzureden. Allen Respect vor Lexikon und Grammatik, aber damit allein gewinnt man noch keine Meile Topographie und keinen einzigen religiösen Wurzelstock. Wenn der Nichtphilolog in andern Geschichtsperioden sich ein Urtheil erlaubt, warum nicht auch hier? Gerade ein Hauptschaden, woran unsere philologische Literatur zu kranken pflegt: der Mangel an Unterscheidungsfähigkeit zwischen Wichtigem und Unwichtigem, er wird nicht auf der Dachstube, sondern nur im Leben und in Berührung mit andern Wissenskreisen beseitigt. Auch unsere Wissenschaft soll sich hinauswagen: dann wird man sehen, was ein lebensfähiges Gewächs oder eine bleiche Kellerpflanze der Bibliotheken ist.

Also zuerst ein Wort mit der derzeit noch üblichen „Kritik". Ihre Haupterrungenschaft ist die Auflösung der Homerischen Gedichte. Dieselben, die uns vorwerfen, daß wir der Originalität hellenischen Geistes zu nahe treten, weil wir auch von Babylons und Aegyptens Existenz etwas wissen und uns nicht begnügen mit einem Horizont, der etwa

eine Mumie von einer Pyramide zu unterscheiden vermag — sie sind es, die mit fanatischer Wuth den originalsten Geist hellenischen Namens zu ruiniren und in einen Kehrichthaufen zu verwandeln streben. Scrupel, Scrupel und nur Scrupel ist die ganze Tendenz. Jeder Ueberblick, jede Ahnung von Kunstgefühl wird als „unwissenschaftlich" geächtet. Leider scheint ein so horizontloser Eifer tief im Nationalcharakter begründet zu sein. Es ist ganz dasselbe Verfahren, ob man deutsche Grundrechte feilt, immer feiner und feiner, oder Hegel'sche Philosophie oder Homerische Kritik. Der Scrupel wird keck revolutionär hereingeworfen, ganze Scrupelgebäude mit Fanatismus ausgebaut, ohne rechts und links zu schauen. Wenn man aber endlich aufschaut, dann haben Geschichte und Wissenschaft längst einen andern Weg genommen, und was zurückbleibt, sind die vergessenen stenographischen Berichte und todte Schränke speculativer und kritischer Literatur. Aus der Nation wollten sie eine Einheit machen: sie ist eine Vielheit geblieben; aus dem Homer wollten sie eine Vielheit machen: er ist eine Einheit geblieben. Er wird es bleiben trotz der kritischen Schriften, die alljährlich noch an ihn anspringen und schwärende Wunden zu hinterlassen streben.

War es denn möglich und ist es immer noch möglich, daß unter den vielen, die den Homer in Händen haben und haben müssen, so wenige und blutwenige sich finden, die im Stande wären, den Plan des Dichters, diesen im Grund so höchst einfachen Plan, noch einmal mit ihm durchzudenken und durchzucomponiren? Ist sie denn etwas gar so Rares jene Congenialität, die es allerdings braucht, um in den Dichtergeist sich einzuschmiegen und mit ihm zu fühlen und zu wissen, warum er dies so und jenes so macht, was er zuerst hat und was später, warum dieses Colorit hier und jenes dort? Man sollte wenigstens meinen, wer jemals selber größere Denk- und Phantasiestoffe manuscriptlich organisirt und abgeklärt hat, müsse das im Stande sein. Lexikon und Grammatik helfen freilich nichts dazu, und wem der Homerische Text zu nichts dient, als um diese beiden Heiligthümer zu illustriren, für den ist's auch gleichgültig, ob er das Gedicht in vollem organischen Leben oder in Fetzen gerissen vor sich sieht. Sollen aber solche das Recht haben, Sand und Kieselsteine in Homer's glatte Maschinerie hereinzuwerfen, daß sie mit schreiendem Misklang stille steht? Hat der Philolog, der nur gewohnt ist, in einzelne Silben sich zu vertiefen, hat er das Recht, über die gewaltige Ordnung eines Künstlergeistes abzusprechen und sie zu leugnen, blos weil er selber keiner künstlerischen Empfindung fähig ist? Diese liegt weit ab von der Forschung nach den Geheimnissen einer griechischen Partikel. Warum muthet man beides einer und derselben Persönlichkeit zu? Lediglich der Umstand, daß es Sprach- und Silbengelehrte waren, und immer nur solche und

alle genau vom selben Wissens- und Anschauungskreis, erklärt es, daß diese unglückliche Literatur bis zu solchem Umfang anschwellen und der Misverstand wachsend sich fortpflanzen konnte.

Wer es nicht dazu bringen kann, vor Bäumen den Wald und vor Versen den Homer zu sehen, der möge sich noch einmal mit möglichst wenig Worten den Plan der „Ilias", diesen mit Händen zu greifenden Plan vorlegen lassen. Es ist der Mühe werth. Wer an die Reinlichkeit Homerischer Darstellung im einzelnen und kleinen sich gewöhnt hat, der wird auch den Einfluß auf die Sauberkeit und Klarheit der eigenen Schreibart merken. Aber nicht nur im kleinen, auch im ganzen und großen bei Homer können wir künstlerische Massen überschauen und gestalten lernen, sobald wir verstehen, auf allen seinen Pfaden ihm zu folgen und alle seine Mittel und Mittelchen zu prüfen. Es ist gar nicht schwer: denn er hat niemals Sorge, sie zu verstecken, und würde seinen Ohren nicht trauen, wenn er hörte, wie unsere Kritik daran vorüberstrauchelt. Er wäre erschrocken bereits über den Misverstand eines Plato und Aristoteles: denn diese großen Häupter haben in Homerischer Kritik bereits so Unweises geliefert, daß sie von Lachmann und G. Hermann nicht mehr zu übertreffen waren.

Also Achill, der übermenschlich starke Schutzgeist des Achäerheers, wird schnöd beleidigt von König Agamemnon. Erschrecke man nicht, daß wir mit solchen Neuigkeiten anfangen. Im Angesicht von Homerausgaben, wie sie gegenwärtig erscheinen und alles bereits im Text ausscheiden, was in den eigenen Horizont nicht paßt, kann man nicht wissen, wie viel diese kritische Luft nächstens noch unzerfressen läßt. Also Achill wird beleidigt, hat aber Protection bei Zeus, und damit ihm seine Ehre und Rache werde, darf das ganze gemeine Heer zu Grunde gehen, bis es vom Rand des Verderbens gerettet wird durch den wiederversöhnten Achill. Das ist die „Ilias" — kein Sagenbündel, sondern ein Gemälde, keine epische Kette von Geschichten, sondern ein dramatisches Eins, gespannt von einem einzigen Nerv. Sie kämpfen ja nur, weil Zeus, dem zürnenden Achill zu Gefallen, sie mit Siegeshoffnung betrogen hat.

Zwischen Beleidigung und Versöhnung liegen drei Schlacht- und Leidenstage. Der erste, eröffnet von Paris' und Menelaos' Zweikampf (wie billig, weil sie Schuld sind am Ganzen) und beschlossen von Hektor's und Aias' Zweikampf (Bedürfniß der Sauberkeit, kein wüstes Getümmel in die Nacht hinein), bleibt unentschieden, weil sonst die Hauptaufgaben des Tags, innerhalb jenes Zweikampfrahmens, sich nicht hätten vollziehen können. Sie bestehen 1) im Ausbau von Diomed's Charakter, dieses zweiten Pfeilers im Gedicht, der nächst Achill sich aufbauen soll, und 2) in Hektor's Aufgabe in der Stadt, welche Aufgabe

der Dichter ihm zugewiesen, um einiges städtische Lokal und weibliche Figuren ins Gedicht zu bringen. Beides, Diomed's Thaten und Hektor's Gang in die Stadt, wäre nicht möglich gewesen, wenn die Troer in der That, wie Zeus versprochen, so rasch überwältigt hätten. Aber am zweiten Tage erinnert sich Zeus seines Versprechens und gibt rasche Flucht vor dem eigenen Donner und Hektor. Da dieser Tag keinen Raum bot für Entfaltung achäischer Charaktere im Felde, ist um so inhaltreicher die Nacht, die nun folgt. Sie gliedert sich 1) in den Rath der achäischen Helden, wo Agamemnon um Heimkehr wimmert; 2) in den vergeblichen Versuch, durch eine Gesandtschaft den Achill zu versöhnen; 3) in das glückliche Abenteuer des Diomed und Odysseus ins troische Lager hinaus. Dieses Abenteuer, das so sehr nothwendig, um den tiefgesunkenen Muth wiederaufzurichten, ist von Alten und Neuen als eingeschoben verurtheilt worden. Es sei ohne allen Zusammenhang mit dem übrigen Gedicht. Und doch hat der Dichter im Gesang vorher eine Nachtwache am Graben stiften lassen, nur damit später von der Visitation dieser Nachtwache aus das nächtliche Abenteuer sich einleiten lasse. Wer nur einigermaßen seine Schliche kennt, muß einsehen, daß dies der einzige Zweck jener Wache war, visitirt zu werden. Unnöthiges richtet Homer nie ein, und auch das Nothwendige nur unmittelbar bevor er es braucht. Nachdem dieses nächtliche Dunkel uns erquickt hat, auf den vielen Schlachtstaub, und darum möglichst ausgebeutet wurde, folgt der dritte Schlachttag. Agamemnon, der bedeutend nöthig hat, sich in unsern Augen wieder zu heben, thut von vornherein sein Bestes, wird aber verwundet, sobald seine Figur fertig ist, und ebenso Diomed, Odysseus 2c., weil der Dichter sie gleichfalls nicht mehr braucht und sie los sein muß, bevor Achill wieder auftritt. Den Arzt Machaon läßt er verwunden, damit Achill den Patroklos senden kann, um zu fragen, wer der heimfahrende Verwundete sei. Dort in Nestor's Zelt wirft Nestor dem Patroklos den Gedanken in die Seele: Er sende wenigstens dich und die Myrmidonen! Patroklos enteilt damit; weil es aber noch nicht Zeit ist, daß er vor Achill erscheine, hat der Dichter den Eurypylos verwunden lassen und schickt ihm diesen in den Weg, damit dessen Pflege den Ungeduldigen noch aufhalte. Wie Patroklos endlich nach Achill stürzt, lodert hinter ihm die Flamme von den Schiffen auf. Also beide Motive sollten zusammentreffen, und nun gibt Achill seine Waffen und läßt den Patroklos ziehen. Wir sollten meinen, wenn irgendwo, wäre eine berechnete dramatische Spannung hier nicht zu verkennen. Statt aber einzusehen, daß Figuren und Scenen hier wie überall in der „Ilias" nur geschaffen sind zum Zweck dieser dramatischen Spannung, hat die deutsche Kritik, und zwar sehr gefeierte Namen wie G. Hermann, nach den „Sagen und Liedern" geforscht, die zu Grund liegen

müssen. Müssen sie? Man konnte in der That sich nicht einigen, ob das ursprüngliche Gedicht eine „Verwundung des Machaon" oder eine „Sendung des Patroklos" war. Lassen wir sie suchen und gehen wir weiter. In drei Berührungen gliedert sich der ganze Conflict der „Ilias": Anfang des Streits, vergebliche nächtliche Gesandtschaft und wirkliche Versöhnung. Drei Versuche hat die Dichtung machen müssen, um den Achill wiederzugewinnen: jene nächtliche Gesandtschaft, die Bitte des Patroklos, wenigstens ihn mit den Myrmidonen ziehen zu lassen, und Patroklos' Tod. Wenn bereits die Thaten Diomed's angekündet wurden durch den rothen Sonnenblitz, den Athene auf seinen neuen Kupferwaffen entzündet; wenn Agamemnon, ehe er sein Bestes thun soll, bei seiner Waffenanlegung noch ausführlicher vom Dichter begleitet wird: so hat Homer des Achill Waffen mit Patroklos verloren gehen lassen, nur damit er in olympischer Schmiede neue für ihn schaffen und Achill's Thaten noch vielversprechender einleiten kann. Der vierte und letzte Schlachttag gehört dem Achill. Achill wird isolirt, damit nichts in seinem Anwachsen ihn störe, und erhält als Schauplatz seiner Thaten das baumbewachsene Skamanderufer angewiesen, dessen malerische Scenerie der Dichter bis dahin aufgespart. Wenn dieser Tag aber dem Achill allein gehört, geben die Leichenspiele des Patroklos Gelegenheit, die übrigen fast vergessenen Helden wieder vorzuführen. Natürlich müssen ihre Wunden nun geheilt sein. Der Schluß, die Rückgabe von Hektor's Leiche, ist eine Concession, die nicht etwa in „späterer, sittlich vorgerückterer Zeit" verlangt wurde, sondern die der Dichter, wie wir ihn kennen, bereits seinen ältesten Lesern und sich selber machen mußte.

Wir bitten, einen solchen Ueberblick nicht für überflüssig zu halten. Da so viele, die die „Ilias" jahraus jahrein tractiren, sich nicht entschließen können, einen vernünftigen Plan darin zu sehen, scheint dieser Plan nicht für jedes Auge offen zu liegen, wenigstens nicht für solche, deren Sehkraft hinter kritischen Brillen und im Spüren nach zu Grunde liegenden „Liedern" erloschen ist. Von diesen Liedern ist nun trotz unsaglicher Mühe noch nichts gefunden. Während im ersten Buch Mosis dem kritischen Auge, das dort vollkommen im Recht ist, verschiedene Berichterstatter mit ihrem Antheil an erzählbaren Geschichten klar auseinander treten, ist im ganzen Plan der „Ilias" von erzählbarer Geschichte nichts, aber auch gar nichts vorhanden. Wer sich selbst davon überzeugen will, der mache nur einigemal den Versuch, irgendetwas daraus zu erzählen. Wenn er aber bekennen muß, es nicht im Stande zu sein, dann thue er uns den Gefallen, selbstgeschaffene Anschauungen und Gruppirungen des Dichters unterscheiden zu lernen von den wirklichen Sagenresten, wie sie allerdings auch in der „Ilias", aber nie in deren Maschinerie, sondern nur als Moralexempel im

Munde eines Nestor ꝛc. vorkommen. Ist es denn wirklich so schwer zu begreifen, daß z. B. Diomed's Thaten gegen einige Götter, die nur aus dem Theaterhimmel der „Ilias" ihm gereicht werden, nicht Hand noch Fuß und kein Recht auf Existenz mehr hätten, sobald man sie herausreißt aus den Coulissen der „Ilias"? Sieht man nicht ein, daß diese männliche Jugend Diomed's, sie, welcher der erste größere Erfolg zu Theil werden soll, nur für die „Ilias" und nur für diese Stelle in der „Ilias" geschaffen ist? Den allerersten glücklichen Wurf verleiht der Dichter naturgemäß dem jugendlichsten Charakter des Stücks, dem Antilochos; die härtern, an Jahren vorgerückten Naturen, wie Aias, Odysseus ꝛc. werden für die Zeit der härtesten Noth aufgespart. Homer kennt recht gut die Sage und weiß, wo sie zu suchen war. Aber gerade diese Plätze hat er fern vermieden (z. B. die Eroberung von Troja selbst, die Geschichte vom hölzernen Gaul ꝛc.) und denen überlassen, die in rein epischer Uebung sich gefallen, den Reiz des Dramas aber nicht gekostet haben oder nicht im Stande sind, ihn geltend zu machen. Er selber gründet seinen Bau in eine sagenarme Zeit.

Jene einzige Notiz, mit welcher die Gräber des Achill und Patroklos ins Dunkel der ersten neun Jahre hereinragen: Patroklos ward von Hektor erschlagen, und Achill nahm Rache dafür — eine Notiz, die man kaum eine Geschichte wird nennen können, sie reicht ihm aus, um nach künstlerischen Gesetzen eine „Ilias" daraus zu entfalten. Sonst war aber nichts vorhanden bis zurück zum Grab des Protesilaos, jenes erstgefallenen Kriegers, das auf dem europäischen Ufer steht und gleichfalls eine wirkliche Erinnerung festhält. Wäre etwas vorhanden gewesen, dann hätten die „Kyprien" es verwerthet, jenes Gedicht, das man später vor die „Ilias" anschloß und das die Aufgabe hatte, jene dunkeln neun Jahre mit Erzählung auszufüllen. Neun Jahre, unmittelbar vor der Gruppe von wenigen Tagen, als welche die „Ilias" sich darstellt — und doch fand man auf trojanischem Boden gar nichts. Statt wirklicher Sage wurden beliebige Rückdeutungen Homer's, willkürliche Erfindungen, mit denen er irgendeinen Moment der „Ilias" motivirt, z. B. wenn Achill sich erinnert, wie er des Aenäas Rinder weggetrieben, einen Sohn des Priamos gefangen und verkauft hat — solche Launen des Dichters wurden aufgegriffen und des breitern ausgeführt. Das ist Beweis genug für die Sagenarmuth, Beweis, wie tief der Fall von Homer's dramatischer Höhe und wie groß der Misverstand seiner Art damals bereits war. Nicht mehr das künstlerische, sondern das stoffliche Interesse wog vor.

Wenn aber die „Ilias" keine Sagen enthält, sondern nur Gruppirungen selbstgeschaffener Charaktere, wenn sie keine Kette von Geschichten ist, sondern ein einheitliches Gemälde — kann es dann noch

eine Frage sein, ob wir das Recht haben, den Ausdruck Epos abzuweisen und sie ein Drama zu nennen? Wer die Regel fürs Epos aus „Ilias" und „Odyssee" zieht, hat genau zwei Exempel und 198 Ausnahmen. Da die 198 Ausnahmen, diese epischen Gedichte aller Nationen aber unter sich übereinstimmen, wäre es gerathener, war unsere Meinung, jene 198 für die Regel zu nehmen und „Ilias" und „Odyssee" für die Ausnahme. Jene sind es, die Abenteuer an Abenteuer reihen ohne Schluß und beliebig weiter zu führen; diese haben nur einen Schwerpunkt für alle ihre Kräfte, und ihre Theile sind undenkbar, außer in Bezug aufs Ganze. Von solcher Art ist allerdings noch der zweite Theil des „Nibelungenlied". Sein spannender Nerv ist Chriemhildens Zorn, wie Achill's Zorn der Nerv der „Ilias". Ohne Chriemhilden's Zorn wäre das Ganze nicht vorhanden: denn auch dort finden wir keine Geschichten, sondern nur Gruppirungen eines Gemäldes. Wie der oder jener Held gegen den Saal der Burgunder zum Kampf schreitet, das war vorher nicht vorhanden, sondern ist erfunden zum Zweck des Gedichts. Solche Scenen lassen sich nicht erzählen und mündlich fortpflanzen, sondern setzen ein geschriebenes Blatt voraus. Anders die wahrhaft epischen Stücke im ersten Theil der „Nibelungen". Wie Siegfried den Drachen schlägt, die Brunhild bezwingt, selber ermordet wird, das sind Geschichten, die auch unabhängig vom Gedicht sich erhalten konnten und erhalten haben, Kettenglieder, die ihren Werth bewahren, auch wenn die Kette selber wiederaufgelöst ist. Da aber nur Geschichten sich erzählen und mündlich weiter tragen lassen — auch dies nicht unverändert — nicht aber die Scenen eines dramatischen Gemäldes, so fällt für uns die Frage von einer mündlichen Fortpflanzung der „Ilias" von selber weg. Sie ist überhaupt nur für eine Horizontlosigkeit möglich, welche alle vorhellenische Literatur und Cultur zu ignoriren beliebt. Dieser gedeihlichen Selbsteinpferchung verdanken wir die schönsten Blüten unserer Kritik, darunter auch die naive Vorstellung, die gegenwärtig noch als die herrschende zu betrachten ist: für schriftliche Aufzeichnung waren „Ilias" und „Odyssee" zu groß, für mündliche Ueberlieferung (zusammen über 25000 Verse) aber gerade recht.

Aber einen „Urkern" der „Ilias" hat man doch herausgefunden, an den der Rest sich angesetzt. Ich glaube einen solchen Urkern hat jeder, auch der kleinste Aufsatz. In einem Werk, das eine Lebensaufgabe ist, wie die Ilias, lassen die Geschiebe verschiedener Zeit sich allerdings unterscheiden. Eine andere Luft als über der sonnigen Plastik der ersten Gesänge weht im „Götterkampfe", dort, wo der Dichter das Bedürfniß hat, noch einmal alle seine Kräfte aufzubieten und seinen Theaterhimmel aus Göttern zusammenzuwölben. Wir sollten meinen, noch größere Unterschiede könnten in einem Dichterleben ganz nahe beisammenliegen

(Goethe's „Werther" und „Götz") und selbst Widersprüche stehen in einer Schiller'schen Tragödie, ja selbst in den heiligen Urkunden unserer Religion viel näher beisammen als in Homer's „Ilias". Homer selbst ist überall derselbe, steht mit ironischer Laune in den Coulissen und hinter seinen Puppen, zuckt sie mit den Schnüren und hilft ihnen wieder auf, wenn sie umfallen wollen. Wenn er seine Götter los sein will, müssen sie sich bequemen, eine Reise nach Aethiopien, d. h. nach Innerasien zu machen. Braucht er gleichwol wieder einen — dann ist er da. In solchem Fall erkennt die Kritik einen grausamen Widerspruch und schließt auf verschiedene Verfasser. Oder Homer kann den Hektor nicht brauchen, weil Agamemnon's Figur anwachsen soll. Darum muß die Botin des Zeus dem Hektor verbieten, am Kampf theilzunehmen, bis Agamemnon verwundet sei. Rechenschaft braucht Zeus nicht zu geben. Oder der Dichter erinnert sich, den Aenäas lang nicht verwendet zu haben; schnell erfindet er die Entschuldigung: Aenäas zürnte dem Priamos, weil dieser ihn ehrte! Wenn Hektor's Ehre es erfordert, sich gezeigt zu haben, dem Dichter aber alles Weitere ungelegen wäre, weil Achill erst noch andere zu morden hat, wird Hektor in dichtem Nebel von einem Gott entführt. Wie aber schließlich der Todesstoß durch Hektor's Kehle geht, wird diese Kehle nur halb durchschnitten: damit Hektor noch einiges reden könne. Auch bei Bildung seiner Götter ist die Frage: Wie paßt ihr in mein Gedicht? die allererste. In der „Ilias" soll Aphrodite als Mutter des Aenäas auftreten — darum kann sie nicht Gemahlin des Hephästos sein, und wird statt ihrer dort eine gewisse Charis eingeschoben. In der „Odyssee", wo jene Rücksicht auf Aenäas wegfällt, bleibt das ursprüngliche und vorhellenische Verhältniß. Wenn der Dichter aber dermaßen mit seinen Göttern umspringt, was sollen wir bei Nebenfiguren, bei den letzten Arabesken erwarten, wie jener Paphlagonier Pylämenes eine ist, der getödtet wird, gleichwol aber einige Gesänge später Thränen vergießend hinter der Leiche seines Sohnes geht? Ich glaube, wenn wir dem Dichter diesen entsetzlichen Widerspruch vorhalten wollten, er würde nichts antworten als: Lassen Sie dem Pylämenes seine Thränen! Oder die Kritik stößt auf zwei getrennte Stücke von gleichem Colorit, wie Poseidon's Zorn auf die Mauer der Achäer und die Darstellung von deren künftiger Vernichtung — dann findet man heraus, das müsse eigentlich zusammengehören! Leider (wir würden sagen: zum Glück) sind die Fugen so verwachsen, daß man's nicht mehr einrichten kann. Die Wahrheit ist, daß der Dichter dasselbe Colorit, dasselbe obere Stockwerk an zwei Plätzen für passend hielt und darum jene Anschauung auseinander genommen hat, um sie hier- und dorthin zu vertheilen.

Ich glaube, es wäre an der Zeit, die Scrupelarbeit einzustellen. Der deutsche Sprachgelehrte hat nicht den Beruf, „einen leidlichen Sinn“ einzurichten (was G. Hermann und andere in der That für ihre Aufgabe hielten) in dem Dichter, aus welchem jahrtausendelang „unkritische“, aber kunstgefühlreichere Seelen Kraft und Genuß geschöpft. Statt von ihm zu lernen und zu begreifen, was künstlerische Ordnung sei, hat man den originalsten Dichtergeist mit Scrupeln fast zu Tode gehetzt, wie den edlen Stier in der Arena mit angehängten Feuerwerkspapilloten. Dies ist die Haupterrungenschaft unserer kritischen Schulen, ihr größter Bibliothekschrank, ihre höchst eigenthümliche Art, den hellenischen Geist zu pflegen, und wird es noch eine gute Weile bleiben.

Daß unsere Worte zu einer Aenderung ausreichen, maßen wir uns nicht an zu glauben. Wenn auch mancher für den Augenblick sich anregen läßt, wird er doch bald zur süßen Gewohnheit des Scrupelfangs zurückkehren und wieder träumen von Interpolation und Athetese. Es gibt keinen leichtern Weg zum Ruhm. Man braucht nur im Dichter ein noch gesundes Plätzchen zu finden, um ein Scrupelchen anzubringen. Wie in der Physik ein neuentdecktes Gesetz, in der Botanik eine neue Pflanze, so wird auch der neue Scrupel mit dem Namen seines Erfinders behangen. Eine wahre Andacht hat man vor der eigenen „Kritik“, und wer von dieser Kritik nichts wissen will, gilt natürlich als „kritiklos“. Wie aber, wenn wir behaupten, es gebe eine andere neuere Kritik, die von freierm Horizont, von gesündern Grundsätzen ausgeht und für ihre erste Aufgabe hält, jener ältern den Hals zu brechen? Es muß geschehen, wenn eine Geschichtschreibung möglich werden soll.

Wir haben nun unsern zweiten Satz zu erläutern: Was sie speculirend aufgebaut, das ist wiederwegzuräumen.

Zur Kritik der Schelling'schen Philosophie.

I. Die neuere und ältere Zweiheit der Schelling'schen Philiosophie.

Von

F. Beck in Kopenhagen.

Schelling rechnet es sich zu einem Hauptverdienste an, daß er die sogenannte positive Philosophie als eine von der negativen principiell verschiedene zuerst entdeckt habe („Philosophie der Offenbarung", I, 145 fg.). Im Grunde, heißt es, sind beide Philosophien immer nebeneinander hergegangen, aber ohne daß ihr wesentlicher Unterschied klar und deutlich bestimmt wäre. Die positive Philosophie hat das sonderbare Schicksal gehabt, die immer gewollte, aber nimmer gefundene zu sein. Selbst die eigene frühere Philosophie Schelling's, die sogenannte Identitätsphilosophie („Philosophie der Offenbarung", I, 151, II, 86 fg.), hatte auch nicht ein klares Bewußtsein ihrer blos negativen Bedeutung, und wurde erst nachher als bloße Uebergangsstufe zu dem wahren Standpunkte, der die Philosophie als positive von der negativen unterscheidet, bestimmt. Im Grunde wird hiermit die Identitätsphilosophie der Confusion geziehen und Schelling selbst (S. 86) wäre diese Confusion nie los geworden, wenn sie nicht Hegel bis zum Aeußersten getrieben hätte, womit die Einsicht in die blos logische Bedeutung der Identitätsphilosophie erleichtert wurde. Also die frühere Identitätsphilosophie war negativ ohne es zu wissen, sie hatte blos mit Begriffen, Denkbestimmungen, nicht mit der Wirklichkeit zu thun, die erst der positiven Philosophie zugänglich ist. Die Wirklichkeit aber, von der hier die Rede, ist nicht die gemeine sinnliche, die Natur, der Inbegriff der endlichen Dinge; diese Wirklichkeit ist vielmehr der Probirstein der rationalen oder negativen Philosophie, deren Begriffe die Erfahrung in ihrer Realität nachzuweisen hat (Natur- und Geistesphilosophie gehören demnach als Disciplinen zur negativen Philosophie). Die Wirklichkeit, von der die positive Philosophie ausgeht, ist eine transscendente, zwar nicht eigentlich Gott, aber doch ein von allen Denkbestimmungen entleerter Begriff, das rein Seiende, das sich nachher als Gott erweist. Denn ich wenigstens wüßte nicht, daß man dem Spinoza das Recht bestritten hätte, heißt es in der „Philosophie der Offenbarung", (I, 161) geradezu von dem unendlich Existirenden anzufangen. Sein Irrthum bestand vielmehr darin, daß er von diesem Princip die wirklichen Dinge blos logisch ableitete (S. 85), während Schelling zuerst durch Aufzeigung gewisser Bestimmungen dieses transscendenten Princips die Gottheit derselben entdeckt und somit auf die Deduction einer Weltschöpfung kommt. Da aber die Gottheit auch von Schelling als das allgemeine Wesen

(„Philosophie der Mythologie", S. 28), die Potenzen — gewisse Weisen des göttlichen Seins — als Universalissima zu den Universalien der Natur („Philosophie der Mythologie", S. 115) bestimmt werden, so kann auch die Natur vom Standpunkte der positiven Philosophie behandelt werden, sodaß es also eine doppelte Natur- und Geistesphilosophie, negative und positive, geben würde. Eigentlich sollte die negative oder rationale Philosophie die allgemeine Wissenschaft, die Logik der übrigen Wissenschaften sein, die in Verhältniß zu ihr als Disciplinen zu betrachten wären. Auch die positive Philosophie wäre im Grund nur eine Disciplin, eine besondere Anwendung der rationalen Philosophie — deren Bestimmungen in der That hier wiederkehren — auf ihren Gegenstand, da aber dieser Gegenstand zugleich Einzelnes und Allgemeines ist — nämlich das höchste absolute Princip alles Seins —, so kann der ganze Inhalt der negativen Philosophie hier wiederholt werden, nur mit dem Unterschied, daß die Wirklichkeit hier a priori ohne Beihülfe der Erfahrung erwiesen sein soll, während die rationale Philosophie die Bestätigung der Wirklichkeit erst mittelst der Erfahrung gewinnt („Philosophie der Offenbarung", S. 61, 62). Schelling vindicirt also seinem neuen Standpunkt die Theilung der Philosophie in eine positive und negative, er spricht seiner Identitätsphilosophie das Bewußtsein dieser Objectivität ab. Dies gilt aber nur von der im strengern Sinne sogenannten Identitätsphilosophie, die sich z. B. in den Ideen zu einer Philosophie der Natur vom Jahre 1797 („Werke", 1. Abth., 2. Bd.) findet. Hier wird das Absolute wiederholentlich als Identität des Objectiven und Subjectiven („Werke", II, 1. Abth., 62, 63) und die Philosophie als nur von seiten der Form nach zwei Seiten getheilt aufgefaßt, indem sie sowol die reale als die ideale Seite des Absoluten zu ihrem Gegenstande hat (a. a. O. S. 67). Ein Unterschied des Standpunktes der Real- und Idealphilosophie, ein verschiedenes Organon der Erkenntniß für beide Richtungen der Philosophie wird in diesen „Ideen" nicht erwähnt. Anders verhält es sich mit den in den Jahren 1799—1800 erschienenen Schriften („Werke", III, 1. Abth): Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, oder über den Begriff der speculativen Physik, und System des transscendentalen Idealismus. Hier ist jede Philosophie, ganz wie nachher die negative und die positive, für sich ein Ganzes. Die Naturphilosophie hat es von vornherein mit der Natur in ihrer doppelten Eigenschaft als productiv und Product zu thun, die den Spinozischen Kategorien der natura naturans und natura naturata entspricht. Dieses Productive ist ein Ideelles, das im Bewußtsein als solches erscheint, aber in der Natur mit dem Reellen zusammenfällt und deshalb aus demselben erklärt wird. Es wird also hier von der Erfahrung ausgegangen (a. a. O. S. 278)

und jede transscendentale Ableitung der Naturphänomene abgewiesen (S. 280). Die Naturphilosophie ist speculative Physik, dynamische Atomistik (S. 293), indem sie den Erklärungsgrund der Qualitäten in einem Einfachen sucht, das nur productiv, nicht Product ist, sie verschmäht alle idealistischen Erklärungsarten, die sie vielmehr der Transscendentalphilosophie überläßt. (S. 273.)

Die Naturphilosophie wird also von der Erfahrung der Naturphänomene auf das bewußtlos Productive, die natura naturans, geleitet, sie kann aus demselben auf das Bewußtsein selbst kommen, das als Mensch ja ebenfalls der Natur angehört*), sie ist also ein ganzes und volles System der Philosophie, wenn auch nicht das vollständige philosophische System. Das Nämliche gilt aber von der Transscendentalphilosophie, d. h. der Philosophie des Bewußtseins; wie das Bewußtsein in der Naturphilosophie von einem objectiven Ausgangspunkte aus deducirt wird, so wird hier die Natur von einem subjectiven Ausgangspunkte mittelst einer Analyse des Bewußtseins deducirt. Die Transscendentalphilosophie hat freilich nicht mit der Natur als solcher, sondern nur mit der Natur als Object des Bewußtseins zu thun; indem sie aber die Natur aus dem Bewußtsein deducirt, fordert sie doch die Uebereinstimmung derselben mit der wirklichen Natur, die auch ein Hervorgebrachtes, ein aus einem Ideellen hervorgegangenes Reelles ist (was in der Naturphilosophie nachgewiesen). Diese Identität wird evident, wenn auch in der Production des Bewußtseins dieselbe Bewußtlosigkeit nachgewiesen wird, die der Productivität der Natur eigenthümlich ist. Der Philosoph muß sich also in jenen bewußtlosen Zustand des Bewußtseins zurückversetzen und doch gleichzeitig über denselben reflectiren können, was nur mittelst eines eigenthümlichen innern Sinnes, intellectuelle Anschauung genannt, möglich wird (S. 349 fg.) Diese Anschauung ist ästhetisch, gewissen privilegirten Geistern wie jede andere ästhetische Begabung vorbehalten. Die Philosophie der Kunst wird also das allgemeine Organon der Philosophie. Die Transscendentalphilosophie ist eine Erinnerung der Vorgeschichte des Bewußtseins; was sonst nur als dunkler Grund des empirischen Bewußtseins vorhanden, wird hier ans Tageslicht gezogen, die Voraussetzungen des Bewußtseins werden reproducirt. „Philosophie", heißt es S. 397, „ist wol als freie

*) „Das höchste Ziel, sich selbst ganz Object zu werden, erreicht die Natur erst durch die höchste und letzte Reflexion, welche nichts anderes als der Mensch oder allgemeiner das ist, was wir Vernunft nennen, durch welche zuerst die Natur vollständig in sich zurückkehrt und wodurch offenbar wird, daß die Natur ursprünglich identisch ist mit dem, was in uns als Intelligentes und Bewußtes erkannt wird." (A. a. O., S. 341.)

Nachahmung, freie Wiederholung der ursprünglichen Reihe von Handlungen, in welchen der eine Act des Selbstbewußtseins sich evolvirt. Der Act aber (S. 367), von welchem hier die Rede ist, ist ein solcher, wodurch ich meiner nicht mit dieser oder jener Bestimmung, sondern ursprünglich bewußt werde, und dieses Bewußtsein heißt, im Gegensatz gegen jenes, reines Bewußtsein oder Selbstbewußtsein κατ' ἐξοχήν. Das Bewußtsein wird nur mittelst der ganzen Objectivität als seiner Bedingung abgeleitet. Das Dasein der Dinge wird freilich nicht bewiesen, sondern nur, daß es ein natürliches und nothwendiges Vorurtheil ist, äußere Gegenstände als wirklich anzunehmen (S. 344). Dies wird auch so ausgedrückt, daß die Gesetze der Intelligenz zu Naturgesetzen materialisirt werden. (S. 352.)

Es gibt also zwei Systeme der Philosophie, deren keiner ein Theil des andern ist (S. 280), die man freilich Eine Wissenschaft nennen kann (S. 272), da beide das Ursprüngliche nicht im Sein, sondern in der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven suchen (S. 356), die aber doch im Princip und in der Richtung einander entgegengesetzt sind, sich wechselseitig suchen und ergänzen (S. 342). Verhält es sich aber anders mit der positiven und negativen Philosophie neuern Datums? „Es hat sich gezeigt", heißt es in der „Philosophie der Offenbarung", I, 152, „daß die negative Philosophie die positive setzen muß, aber indem sie diese setzt, macht sie sich ja selbst nur zum Bewußtsein derselben und ist insofern nicht mehr außer dieser, sondern selbst zu dieser gehörig, also ist doch nur Eine Philosophie." Und auf der folgenden Seite 153: „In ihrer Wahrheit also, inwiefern sie Philosophie ist, ist die negative selbst positiv, weil sie diese außer sich setzt, und ist keine Zweiheit mehr." Also zwei im Princip und in der Richtung entgegengesetzte, sich ergänzende Grundwissenschaften, die zusammen das ganze System der Philosophie bilden (Transscendentalphilosophie „Werke", I, 3. Abth., S. 342) und deshalb Eine Wissenschaft sind, finden sich sowol auf dem ältern als neuern Standpunkt Schelling's, obgleich er sich dessen in der „Philosophie der Offenbarung" nicht mehr zu erinnern scheint. Diese Stufe seines philosophischen Lebens, wo seine Philosophie sich noch nicht nach allen Richtungen hin der Fichte'schen gegenüber bestimmt hatte, tritt uns in der Offenbarungsphilosophie nur in einem mystischen Helldunkel entgegen, indem sie bald mit der Fichte'schen Denkweise identificirt (I, 77), bald von derselben scharf getrennt wird (I, 52 fg.). Wenn Schelling (S. 51) sagt: „Es hätte nun freilich gegolten, aus der Natur des Ich ein solches System nothwendiger Vorstellungen abzuleiten, das der objectiven in der Erfahrung daseienden Welt entsprach; Fichte hielt sich dessen entbunden", so scheint er damit seiner eigenen Transscendentalphilosophie die Lösung dieser Aufgabe

zuzuschreiben*), ohne sie aber der eine andere Aufgabe verfolgenden Naturphilosophie entgegenzustellen. Vielmehr scheinen ihm auf seinem spätern Standpunkte Natur- und Transscendentalphilosophie (S. 89), wenn anders mit dem Ausdruck Geistesphilosophie letztere bezeichnet wird, gänzlich zusammenzufallen, und es wird seinem Nachfolger Hegel vorgeworfen, daß er nicht die negative Bedeutung derselben eingesehen, obgleich Schelling selbst ein klares Bewußtsein von dieser negativen Bedeutung sich nicht zuzuschreiben wagt (S. 86). Der wahre Sinn der von Fichte ausgegangenen Philosophie (d. h. der ursprünglichen Schelling'schen) ist nur in der reinen, unbedingten Vernunftwissenschaft zu suchen (S. 57), die aber erst nach neuen philosophischen Irrfahrten, zu denen sich Schelling nur als Zuschauer verhielt, entdeckt wurde.

Wenn man sonst Schelling den Vorwurf gemacht hat, daß er seine eigenen Verdienste um die Philosophie derjenigen anderer Denker gegenüber zu hoch anschlage, so fällt es auf, daß er die von ihm im Gegensatze zu Fichte aufgestellte Duplicität der Philosophie als Natur- und Transscendentalphilosophie so gänzlich mit Stillschweigen übergehe. Der Schlüssel dieses Verhaltens ist wol darin zu suchen, daß er seine neue positive Philosophie durchaus als eine Entdeckung der gesammten Philosophie alter und neuer Zeit entgegenstellen möchte, während seine frühere Philosophie von ihm selbst jetzt als blos zeitliche Erscheinung der Geschichte überwiesen wird. Allerdings ist der Unterschied zwischen der jetzigen positiven und negativen Philosophie nicht ganz derselbe wie zwischen der ältern Natur- und Transscendentalphilosophie. Es kann sogar als zweifelhaft erscheinen, welche unter diesen Philosophien der ältern und neuern Zeit einander entsprechen. Zunächst kann man glauben, daß die Naturphilosophie als von der Erfahrung ausgehend der positiven Philosophie, die auch irgendwie durch die Erfahrung bedingt und geradezu als Empirismus bezeichnet wird („Philosophie der Offenbarung", I, 130) entspreche. Allein die Naturphilosophie hat ja nicht mit dem einzelnen Sein, sondern mit der hervorbringenden Thätigkeit (natura naturans) zu thun (Erster Entwurf ꝛc. „Werke", I, 3. Abth., S. 12), um die Natur a priori zu construiren (S. 278). Die Erfahrung ist für diesen Zweck zwar unentbehrlich, aber sie ist nicht Quelle, nur Controle der Philosophie („Philosophie der Offenbarung", I, 62).

*) Vergl. S. 54: „Nicht das Ich bewegt sich ihm (Fichte) durch alle Stufen des nothwendigen Processes, durch den es zum Selbstbewußtsein gelangt, und das selbst durch die Natur hindurchgeht, wodurch diese erst zu einer wahrhaft im Ich gesetzten wird. Im Ich ist das Princip einer nothwendigen (substantiellen) Bewegung gegeben, das Ich ist nicht ein stillstehendes, sondern ein nothwendig sich fortbestimmendes, aber Fichte benutzt dies nicht." Hier wird also der Unterschied der Schelling'schen Transscendentalphilosophie von der Fichte'schen hervorgehoben.

Die Naturphilosophie wird deshalb nur als Vernunftwissenschaft, als Disciplin der negativen Philosophie gelten können.

Die Transscendentalphilosophie, die sich von vornherein nur als eine Construction des Bewußtseins ankündigt, scheint aus der subjectiven Sphäre gar nicht herauskommen zu können und demnach als negativ, blos rational im Sinne des neuern Systems, bestimmt werden zu müssen. Hier muß aber gedacht werden, daß nicht vom empirischen Bewußtsein, sondern eben vom transscendentalen, überempirischen die Rede ist, dessen Handlungen das Entstehen des empirischen Bewußtseins und zwar mittelst Hervorbringung der objectiven Welt — natürlich als Welt des Bewußtseins — bedingen. Was in der Naturphilosophie blos als bewußtlos productive Kraft, als dynamisches Atom betrachtet wurde, tritt uns hier als bewußte Thätigkeit entgegen, die mittelst der intellectuellen Anschauung für das empirische Bewußtsein reproducirt wird. Der Standpunkt der positiven Philosophie neuern Datums ist im Grunde kein anderer. Der ganze theo-kosmogonische Vorgang, der in der positiven Philosophie dargestellt wird, wird ja eigentlich mittelst der Identität des empirischen Bewußtseins mit dem vorweltlichen, idealen (transscendentalen nach der ältern Terminologie) erinnert („Philosophie der Offenbarung", I, 287), wie denn die Philosophie überhaupt nach dem Vorgang Plato's als Wiedererinnerung bezeichnet wird. Die Methode freilich ist in der Transscendentalphilosophie und in der positiven Philosophie nicht dieselbe. Die letztere gibt sich eigentlich nicht als eine Philosophie des Bewußtseins, sondern eher als eine verbesserte Spinoza'sche Metaphysik (vergl. „Philosophie der Offenbarung", I, 157, 166). Sie geht von einem Vernunftbegriff, dem des nothwendig Existirenden, den ihr die negative Philosophie überliefert hat, aus und zeigt in demselben Bestimmungen auf, die über ihn hinaus zum Begriffe des Geistes hinführen. Hier liegt freilich ein Unterschied, der nicht übersehen werden darf, indem der Ausgangspunkt der positiven Philosophie als ein absolut transscendenter behauptet wird, während die Transscendentalphilosophie auf dem Kant'schen Kriticismus fußend von einer solchen Transscendenz nichts wissen will. Sehen wir aber genauer zu, was es mit dieser Transscendenz für eine Bewandtniß hat. In der „Philosophie der Offenbarung", I, 164 heißt es: „Wir können alles, was in unserer Erfahrung vorkommt, à priori, im bloßen Denken erzeugen, aber so ist es eben auch nur im Denken. Wollen wir irgendetwas außer dem Denken Seiendes, so müssen wir von einem Sein ausgehen, das absolut unabhängig von allem Denken, das allem Denken zuvorkommend ist." Da sollte man doch glauben, daß von irgendeinem empirischen Object die Rede sei, das etwa mittelst einer Vision oder Intuition aufgefaßt werde. Aber nein: das Princip, von dem ausgegangen wird, ist nicht blos vor, sondern

über aller Erfahrung, die positive Philosophie ist, so gut wie die negative, apriorische Wissenschaft, indem sie nicht ihr Prius, sondern nur die Folgen, Wirkungen derselben in der Erfahrung vorfindet (S. 128 fg.). „Man kann also", heißt es ferner S. 162, „allerdings in Verlegenheit kommen, wenn man erklären soll (geradeheraus mit der Sprache), ob das Prius (nothwendig Existirende) ebenfalls eine Idee, ein Vernunftbegriff zu nennen sei." Zunächst scheint nicht abzusehen, daß man es Idee nennt, als blos Seiendes aber schließt es alle Potenz, also alle Idee von sich aus, es ist die umgekehrte Idee, in der die Vernunft außer sich gesetzt ist. Ihrer bloßen Natur nach setzt die Vernunft nur das unendlich Seiende; umgekehrt also ist sie im Setzen desselben wie regungslos, wie erstarrt, quasi attonita. Das unendlich Existirende ist also der unmittelbare Vernunftbegriff (a. a. O., S. 165). Also auch nur ein Vernunftbegriff, der aber auch nicht durch Schlüsse erreicht wird, sondern unmittelbarer Gegenstand der Vernunft ist, der sich so zu derselben wie das in der Erfahrung vorkommende Sein sich zu dem sinnlichen Vorstellungsvermögen verhält. (S. 171.)

Durch die Bestimmung der Unmittelbarkeit scheint freilich der Vernunftbegriff als solcher aufgehoben und bloßer Gegenstand geworden zu sein. Jeder Begriff ist durch Vermittelung des Denkens bedingt. Der hier besprochene Begriff kann aber auch auf dem Wege der Schlüsse erreicht werden und wird in der That in der negativen Philosophie erreicht (S. 160). Durch allmähliche Ausschließung der verschiedenen Bestimmungen kommt man zuletzt auf das reine, bestimmungslose Sein (S. 70), dessen Natur aber jede Begründung ausschließt. Die positive Philosophie fängt also damit an, den bloßen Begriff, der in der negativen Philosophie erreicht wurde, fallen zu lassen, um nur das rein Seiende zu behalten. (S. 161.)

Man wird das Amphibolische des sogenannten unmittelbaren Vernunftbegriffs nicht übersehen*); als ein durch Schlüsse gewonnener Begriff gehört er der negativen Philosophie an, als der ganz ins Sein aufgegangene, weil aller andern Bestimmungen entleerte Begriff, ist er der Ausgangspunkt der positiven Philosophie. Dieses Sein ist aber dennoch, wie es in der „Philosophie der Mythologie", S. 31, ausdrücklich gesagt wird, nur ein Begriffssein. Die nämliche Amphibolie findet sich in dem philosophischen Erkenntnißvermögen vor, das uns hier

*) Schelling will freilich dies nicht anerkennen. Nach ihm (S. 68) liegt vielmehr die Amphibolie in dem unmittelbaren Inhalt des Denkens, der in der rationalen Philosophie mittelst Hinwegschaffung der zufälligen Bestimmungen zu jenem Vernunftbegriff abgeklärt ist, in welchem jenes Amphibolische ganz aufgehoben ist, und von dem man erst sagen kann, daß er ist. Dieses Begriffsein ist aber unsers Erachtens entschieden amphibolisch.

sowol als vermittelndes Denken wie als unmittelbares Anschauen entgegentritt. Wenn die Vernunft nämlich in einem unmittelbaren Verhältniß zu ihrem Gegenstand gesetzt wird, so hat sie eben damit aufgehört, Vernunft zu sein, wie dann auch die ihr beigelegten Prädicate der Erstarrung ꝛc. mit dem Begriff der Vernunft unvereinbar sind.

Wenn es also heißt (S. 127), daß die positive Philosophie von dem absolut außer dem Denken befindlichen Sein, von dem schlechterdings transscendenten Sein ausgehe, so ist der Unterschied dieses Standpunkts von demjenigen der ältern Transscendentalphilosophie nicht so groß, wie es den Anschein hat. Dieses Sein ist ja eben nur ein von der Vernunft Gesetztes; wenn auch die Vernunft in diesem Setzen als außer sich gesetzt wird (S. 163), wenn auch das Sein, von dem ausgegangen wird, als rein bestimmungslos und deshalb, dem Denken, der Vernunft unzugänglich erklärt wird, die deshalb um sich ihm nähern zu dürfen, ihre eigene Natur wechseln und zu einem Sinnesorgan werden muß, so sind wir damit auch nicht außerhalb des Beweises des Bewußtseins zu einem unbedingt Objectiven gelangt, sondern befinden uns vielmehr auf dem Standpunkte des transscendentalen Idealismus. Jenes bestimmungslose Sein, das alle Potenz ausschließt, jener unmittelbare Vernunftbegriff, vor dem das Denken verstummt, die Vernunft erstarrt, was ist das anders als das absolut Identische der Transscendentalphilosophie, das durch Begriffe ebenso wenig aufgefaßt als dargestellt werden kann (System des transscendentalen Idealismus, „Werke“, I, 3. Abth., S. 625), und jenes eigenthümliche Sinnesvermögen, wozu die Vernunft momentan umgewandelt wird, worin besteht wol sein Unterschied von dem Organ der transscendentalen Philosophie, der intellectuellen Anschauung?

Es ist übrigens bemerkenswerth, daß das eigenthümliche Organon für die Auffassung des transscendenten Ausgangspunktes in der „Philosophie der Offenbarung“ so ganz nebenbei erwähnt und daß der Unterschied der Vernunft in ihrem Außersichgesetztsein oder Ekstase (S. 163) von der Vernunft in ihrer gewöhnlichen Eigenschaft als einer vermittelnden Thätigkeit so gar wenig hervorgehoben wird, während die Untersuchung über das Organon der Philosophie im System des transscendentalen Idealismus eine so große Rolle spielt. Obgleich es nicht ausdrücklich gesagt wird, so ist doch Hegel's Philosophie hier nicht ohne Einfluß auf Schelling geblieben. Schelling hat stillschweigend die Vernunft als universelles Organon der Philosophie hingenommen (S. 56, 57) und das particulare Organon der intellectuellen Anschauung zurückgenommen, an die sich nur vereinzelte Anklänge finden.*) Doch wenn

*) Z. B. S. 88: „Nicht jeder ist berufen, Schöpfer eines Systems zu sein. Es gehört künstlerisches Gefühl dazu, um von dem Streben nach Abschließung sich nicht

auch nur momentan, so gibt es doch einen Punkt der Philosophie, gerade den Uebergangspunkt von der negativen zur positiven Philosophie, wo die Vernunft nur dem Namen nach beibehalten, in der That aber von einem der intellectuellen Anschauung entsprechenden innern Sinn abgelöst wird (vergl. System des transscendentalen Idealismus, „Werke", I, 3. Abth., S. 350), der zu dem hier begegnenden Objecte in demselben Verhältniß tritt, wie die gewöhnlichen Sinne zur äußern Welt. Schelling hat also auch für seine spätere Philosophie das frühere eigenthümliche Organon nicht ganz entbehren können, das freilich nur momentan benutzt wird, um das bloße Gedankending der rationalen Philosophie zu objectiviren. Von einer solchen Objectivirung ist in der Transscendentalphilosophie nicht die Rede, wo das Objective durchweg nur mittelst der subjectiven Bestimmungen der Empfindung u. s. w. erklärt wird. Die Methode ist deshalb in der positiven und in der Transscendentalphilosophie eine verschiedene. Während wir in der positiven Philosophie an der Wirklichkeit der hier entwickelten Begriffe irre werden und dieselben als blos logisch, rational auffassen möchten, will es uns in der Transscendentalphilosophie bedünken, daß die angebliche Subjectivität der Bestimmungen nur eine Maske sei, hinter der sich das Objective verstecke. Hat die Offenbarungsphilosophie in ihrer Grundlegung nicht jeden Zweifel an der blos logischen Bedeutung ihrer Begriffe beseitigen können, so hat umgekehrt die nur als subjectiv sich gebende Transscendentalphilosophie den Anstrich des Metaphysischen. Es ist unmöglich, daß Schelling sich der Verwandtschaft seiner neuen positiven mit der ältern Transscendentalphilosophie nicht hätte bewußt werden sollen. Er wird aber gefürchtet haben, seine neue Erfindung (S. 84) zu schmälern, wenn er ihren Zusammenhang mit der ältern Philosophie darlegte. Deshalb spricht er nur nebenbei von der Transscendentalphilosophie und zwar in einer Weise, daß man kaum weiß, ob von der Fichte'schen oder der seinigen die Rede sei, während seine eigene Philosophie sonst als Identitätsphilosophie oder Naturphilosophie benannt und für blos negativ erklärt wird.

---

zum Widersinnigen oder Bizarren hinreißen zu lassen. Ich gehöre nicht zu denen, die die Quelle der Philosophie überhaupt im Gefühle suchen, aber für das philosophische Denken und Erfinden, wie für das Poetische oder Künstlerische muß Gefühl die Stimme sein, die vor dem Unnatürlichen und Unanschaulichen warnt." Vergl. Transscendentalphilosophie, „Werke", I, 3. Abth., S. 351: „Man sieht nicht ein, warum der Sinn für Philosophie allgemeiner verbreitet sein sollte als der für Poesie, besonders unter der Klasse von Menschen, die, sei es durch Gedächtnißwerk oder durch todte, alle Einbildungskraft vernichtende Speculation, das ästhetische Organ völlig verloren haben."

Es ist bereits auf den Unterschied zwischen Offenbarungsphilosophie und Transscendentalphilosophie in Beziehung auf die Methode aufmerksam gemacht worden. Jene geht denselben Weg mit der Naturphilosophie, indem sie das Bewußtsein in einem kosmogonischen Proceß sich entwickeln läßt und also mit dem Objectiven den Anfang macht, während diese („Werke", 3. Abth., S. 398), „diejenigen Handlungen, die in der Geschichte des Selbstbewußtseins gleichsam Epoche machen, aufzählt und in ihrem Zusammenhang miteinander aufstellt". Beides kommt aber doch so ziemlich auf eins hinaus, da das ideale, übergeschichtliche Bewußtsein der Offenbarungsphilosophie ebenfalls als universelle kosmische Macht, als die Macht jener idealen vorweltlichen Natur, die in ihm ihr Ziel erreicht hat, dargestellt wird, und dieselbe Macht ist es, die nachher die physische Welt setzt und damit ursprünglich und universell das thut, womit jedes individuelle Bewußtsein sein besonderes Leben anfängt (vgl. „Rationale Philosophie in der Einleitung zur Philosophie und Mythologie", S. 420). Wie das universelle, vorweltliche Bewußtsein die Welt im allgemeinen setzt, so ist jeder mittelst seines Bewußtseins der Schöpfer seiner besondern Welt. Das bewußte Leben eines jeden fängt mit der Wiederholung jenes intelligiblen Actes an. Wo ist hier der Unterschied von der Transscendentalphilosophie zu finden? Was die übergeschichtliche ideale Welt betrifft, so ist hier das Bewußtsein freilich als Resultat, nicht als Princip aufgefaßt, die physische Welt ist aber im vollen Sinne des Worts des Menschen Welt.*)

Wenn wir nun hier die von Schelling als ganz neue Erfindung bezeichnete Unterscheidung einer negativen und positiven Philosophie beziehungsweise seinem ältern Standpunkte vindiciren zu müssen und besonders die positive Philosophie in der Transscendentalphilosophie vorgebildet zu finden meinten, so soll gar nicht der himmelweite Unterschied zwischen Schelling's früherer und späterer Philosophie in Abrede gestellt werden. Dieser Unterschied erhellt schon aus den verschiedenen Gegenständen, womit beide Philosophien sich beschäftigen. Wir haben auf dem ältern Standpunkte Naturphilosophie und Transscendental- (Bewußtseins-) Philosophie, auf dem neuern Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung. Nun bemerkt Schelling mit Recht in seiner „Philosophie der Kunst" („Werke", 1. Abth., 5. Bd., S. 367): „Die Philosophie hat in allen Gegenständen nur einen Gegenstand, nämlich das Absolute. Sie beschäftigt sich also nur mit solchen Gegenständen, die ihr als Vehikel für die Darstellung ihrer eigenen Ideen, zur Aufhellung derselben

*) „In diesem Sinne hat Fichte recht, der Mensch ist das Setzende der Welt, er ist es, der die Welt außer Gott gesetzt hat, er kann diese Welt seine Welt nennen." („Philosophie der Offenbarung", 1, 352.)

dienen können" (a. a. O., S. 365). Der Gegenstand muß eine wesentliche Beziehung zur Philosophie haben, und es ist demnach nicht zufällig, ob die Philosophie diesen oder jenen Gegenstand behufs der Darstellung ihrer Ideen aussucht. Die neuere Philosophie Schelling's hat es mit Mythologie und Offenbarung als ihren wesentlichen Gegenständen zu thun, weil sie eine Theogonie und Kosmogonie gibt und dieselben in jenen Gegenständen vorfindet. Die ältere Philosophie fand ihre Ideen in der Natur, im Bewußtsein; auch zur Kunst trat sie in ein wesentliches Verhältniß, weil sie in ihr die gemeinschaftlichen Merkmale der productiven Thätigkeit in der Natur und in dem Bewußtsein, sowie auch das eigenthümliche Organon der Philosophie entdeckt zu haben glaubte. Wir haben schon gesehen, daß von einer Philosophie der Kunst in dieser Beziehung auf dem neuen Standpunkte nicht die Rede sein könne, weil die Philosophie nach Hegel's Vorgange auf die Vernunft das Denken als universelles Organon verwiesen und die ästhetische, sogenannte intellectuelle Anschauung aufgegeben, wenn auch nicht ausdrücklich zurückgenommen wird. Wie groß der Abstand zwischen dem Standpunkte der neuen und demjenigen der ältern Philosophie ist, mag man daraus entnehmen, daß Schelling in der Transscendentalphilosophie eine Rückkehr der Philosophie zur Poesie in Aussicht stellt. Das Mittelglied, wodurch diese Rückkehr herbeigeführt werden soll, ist die Mythologie, die einst ein solches Mittelglied war und deren Wiedergeburt allein von den künftigen Schicksalen der Welt und dem weitern Verlauf der Geschichte zu erwarten sein soll („Werke",I, 3. Abth., S. 629). Wie ganz anders hat Schelling nachher von der Mythologie als einer Ueberwältigung des menschlichen Bewußtseins durch die kosmischen Mächte gedacht, von deren Herrschaft er sich allmählich durch einen langen Verlauf religiöser Irrungen befreien mußte!

Literatur und Kunst.

Volksmärchen, -Sagen und -Gebräuche.

Von L. Curtze in Corbach, dem wir bereits eine lesenswerthe „Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums Waldeck" sowie verschiedene andere schätzbare Beiträge zur Kenntniß des deutschen Volkslebens verdanken, erschien soeben bei Speyer in Arolsen eine Sammlung „Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Märchen, Sagen, Volksreime, Räthsel, Sprichwörter, Aberglauben, Sitten und Gebräuche, nebst einem Idiotikon." Dieselbe schließt sich einer Reihe ähnlicher Sammlungen an, durch welche die deutsche Culturgeschichte im Laufe der letzten Jahrzehnde bereichert worden ist. Bereichert, sagen wir: denn niemand, dem ein Urtheil in diesen Dingen überhaupt zusteht, wird verkennen, welch ein wichtiges und fruchtbares Ma-

terial der Wissenschaft in diesen scheinbar so flüchtigen, so geringfügigen Ueberlieferungen, diesen zum Theil wunderlichen Gebräuchen, diesen rasch verwehten Liedern, diesen Spinnstubengeschichten und Ammenmärchen geboten worden ist und daß gerade diese Offenbarungen des Volkslebens, die scheinbar so ganz auf der Oberfläche schwimmen, in der That mit ihren Wurzeln bis in den innersten Grund unsers volksthümlichen Daseins, in die tiefsten und geheimsten Schachte unserer Vorzeit herabreichen. Natürlich ist nicht alles von gleicher Wichtigkeit, vieles wiederholt sich, manches ist auch zweideutigen Ursprungs und die Kritik, ohne die es nun einmal keine wahrhafte Wissenschaft gibt, wird ihr wohlthätiges Licht auch noch vielfach in diese Regionen hinüberwerfen müssen. Allein damit dies mit dem richtigen Erfolg geschehen könne, ist es vor allem nöthig, daß das Material in möglichster Vollständigkeit zusammengebracht wird. Nun ist in dieser Hinsicht im Lauf der letzten Jahre allerdings außerordentlich viel geleistet worden, es ist ein wahrer Wetteifer unter den Forschern und Sammlern entstanden und von allen Ecken und Enden haben berufene und unberufene Hände ein Material zusammengetragen, dessen endliche Sichtung noch sehr viel Arbeit und Mühe kosten wird. Daß der Stoff aber mit alledem noch lange nicht erschöpft ist, das zeigt jede neu ans Licht tretende Sammlung und auch das vorliegende Werk bietet dafür einen neuen und erfreulichen Beweis. Dasselbe ist die Frucht mehr als funfzehnjähriger Studien, die sich keineswegs auf die Bücherstube beschränkt haben, vielmehr hat der Herausgeber, wie jeder echte Sammler von Volksüberlieferungen es auch nothwendig thun muß, den Schauplatz seiner Forschungen auf vielfachen Reisen durchwandert, er hat mit dem Volk verkehrt und aus dem Munde desselben zusammengetragen, was er hier der Prüfung und Benutzung seiner gelehrten Collegen überliefert. Doch hat er sich nicht mit der bloßen wörtlichen Ueberlieferung begnügt, vielmehr hat er in den meisten Fällen auch längere oder kürzere Erklärungsversuche, Parallelstellen und sonstige Nachweise hinzugefügt. Daß er mit diesen Erklärungsversuchen überall sehr glücklich gewesen, möchten wir nicht behaupten. Insbesondere will es uns scheinen, als ob auch er mehr als billig einer Neigung nachgegeben, die bei unsern Alterthumsforschern freilich sehr verbreitet ist und die sie allem Vermuthen nach von unsern classischen Philologen ererbt haben: die Neigung nämlich, tiefsinnige Zusammenhänge und Beziehungen zu wittern, wo dieselben gar nicht existiren, und mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu erklären, was gar keiner Erklärung bedarf. Namentlich gilt dies von den mythologischen Anspielungen. Gewiß steckt unendlich vieles der Art in unsern alten Märchen, Sprichwörtern, Aberglauben ꝛc., ja der Mythus ist selbstredend der eigentliche Stamm, auf dem unsere gesammte Märchen- und Sagenwelt erwachsen ist. Allein mit und neben diesem ursprünglichen und mythischen Element macht sich in den Märchen und Sagen und namentlich in der Fortbildung und Umgestaltung derselben auch ein Element freiwaltender poetischer Schöpferkraft geltend, die Phantasie empfängt den Stoff vom Mythus, aber mit dem einmal Empfangenen waltet sie nun mit poetischer Freiheit und selbst eine gewisse phantastische Willkür ist nicht immer und überall ausgeschlossen. Unsere bisherigen Erklärer und mit ihnen auch der Herausgeber der vorliegenden Sammlung scheinen uns nun zum Theil in den Fehler zu verfallen, daß sie dies frei

schaffende Element der Volksphantasie nicht genügend würdigen und die ursprüngliche mythische Grundlage auch da noch wiedererkennen wollen, wo dieselbe schon längst aufgelöst und verwischt ist. Ein allgemeines Gesetz, wo und wie diese Grundlagen zu finden, läßt sich allerdings nicht aufstellen, es kommt hier auf den persönlichen Takt und das instinctive Gefühl an, das aber auch unzweifelhaft einer gewissen Ausbildung fähig ist und dem unsere Gelehrten daher bei ihren Erklärungsversuchen wol füglich einen etwas größern Spielraum verstatten sollten, als es jetzt der Fall ist. Um an einem ganz kurzen und dabei allbekannten Beispiel klar zu machen, was wir meinen: der Herausgeber führt Seite 278 unter den „mythisch-historischen Verschen" auch nachstehendes in der Gegend von Corbach (und setzen wir hinzu wo nicht?!) verbreitetes Kinderliedchen an:

Hopp! hopp! Reiterlein,
Wenn die Kinder kleine sein,
Reiten sie auf Stöckelein,
Wenn sie größer werden,
Reiten sie auf Pferden,
Reiten sie nach Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Wo steckt da nun, wird jeder unbefangene Leser fragen, das „Mythisch-historische"? Eine Anmerkung des Herausgebers gibt uns den Schlüssel: in der letzten Zeile des Liedchens, welche „noch die altgermanische Anschauung enthält, nach der Volk und Familie von Bäumen ihren Ursprung haben" — und nun folgt eine Reihe von Citaten, von Tacitus' „Germania" angefangen, die alle beweisen sollen, daß die alten Deutschen geglaubt, die Menschen wachsen auf den Bäumen, und daß Reminiscenzen von diesem Glauben sich noch heute im Munde des Volks und namentlich auch in der in Rede stehenden Verszeile erhalten haben. Die Thatsache geben wir natürlich zu, ja wir dehnen sie sogar noch weiter aus: nicht blos die alten Deutschen, auch die Griechen und eine Menge anderer Völker haben gelegentlich ähnliche Vorstellungen genährt, ja noch heutzutage wird wol so ziemlich in jeder Kinderstube, und zwar ganz spontan, ganz freiwillig, ohne die mindeste Anleitung von außen, die Frage aufgeworfen, ob die kleinen Kinder nicht etwa auf den Bäumen wachsen, wie die Aepfel, Nüsse u. s. w. Allein so wenig diese Kinder dabei von dem altdeutschen Mythus wissen, so wenig, behaupten wir, hat auch jene Zeile mit eben diesem Mythus zu thun, vielmehr ist sie ein freies selbständiges Product der Volksphantasie: das Wort „Sachsen" rief unausbleiblich den Reim „wachsen" hervor und wie konnte, nachdem man erst einmal so weit war, der — angebliche oder wirkliche — Reichthum eines Landes an schönen Mädchen nun kräftiger und nachdrücklicher dargestellt werden, als daß es heißt: ja das ist ein Land, da wachsen die schönen Dirnen auf den Bäumen, wie anderwärts Aepfel oder Birnen? In der bekannten Geschichte vom Schlaraffenland wachsen die Bratwürste auf den Bäumen: soll da etwa auch eine bestimmte mythische Beziehung liegen? Doch sind das nur beiläufige Bedenken, die nicht sowol den Herausgeber persönlich, als die ganze etwas einseitige Richtung treffen, welche unsere Sagenforschung augenblicklich noch verfolgt, und können diese und ähnliche Bedenken daher auch den Werth der Sammlung nicht im mindesten herabsetzen. Dieselbe bringt erstlich gegen vierzig Märchen, darunter verschiedene platt-

deutsche, dann beinahe anderthalbhundert Sagen, ferner eine größere Anzahl von Volksreimen, unter denen sich manches Eigenthümliche befindet, ferner Räthsel aus der Thierwelt, der Pflanzenwelt, aus der Welt der Elemente und Jahreszeiten, desgleichen den Menschen, seine Kleidung und Nahrung betreffend ꝛc., sowie zahlreiche Sprichwörter, Züge des Aberglaubens, volksthümliche Sitten und Gebräuche ꝛc. Unter letztern machen wir besonders auf das Weihnachtsspiel (S. 428 fg.) aufmerksam. Den Schluß bildet ein nach den besten Hülfsmitteln gearbeitetes Wörterbuch, das vielen eine willkommene Zugabe sein wird.

Einem nahe verwandten Gebiet gehören zwei Schriften an, welche ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Alfred Waldau in Prag, soeben hat erscheinen lassen: „Böhmisches Märchenbuch. Deutsch von Alfred Waldau" (Prag, Gorcabek) und „Böhmische Granaten. Czechische Volkslieder. Uebertragen von Alfred Waldau" (Prag, Ehrlich). Der Verfasser hat sich bereits durch einige ähnliche Unternehmungen, die sowol vom Publikum wie von der Kritik mit ehrendem Beifall aufgenommen worden sind, rühmlichst bekannt gemacht und auch die beiden vorliegenden Schriften tragen denselben Stempel liebevoller Sorgfalt und patriotischer Hingabe an den erwähnten Stoff, der sein erstes Auftreten bezeichnete. Besonders erfreulich ist es, daß dieser Autor, so hoch er auch von den geistigen Anlagen des böhmischen Volkes denkt und mit so warmem Herzen er an der Kunst und Poesie desselben hängt, doch niemals in jene Einseitigkeit verfällt oder sich zu jener fanatischen Geringschätzung deutscher Art und Kunst verleiten läßt, in welcher andere Schriftsteller derselben Richtung erst die richtige Unterlage ihrer Studien zu finden meinen. Wüßten jene nationalen Heißsporne nur, welchen Schaden sie ihrer Sache damit thun, und wie sich dadurch gerade jenes vorurtheilsfreie und unbefangene Publikum verletzt und zurückgestoßen fühlt, auf dessen Theilnahme ihnen doch alles ankommen sollte, wahrlich, sie würden einen andern Ton anschlagen und nicht den unglücklichen Wahn nähren, als ob im Reich des Geistes der eine recht schwarz und finster gemalt werden müsse, damit der andere desto heller und glänzender strahle. Im Gegensatz dazu bekennt der Herausgeber des „Böhmischen Märchenbuch" selbst, zu seinem Unternehmen hauptsächlich durch den Eifer angeregt worden zu sein, mit welchem in Deutschland seit Jahren die Schätze alter Märchenpoesie gesammelt werden. Auch Böhmen ist an solchen Schätzen außerordentlich reich, es ist nach dem Ausdruck des Verfassers „so recht ein Märchenland" — und in der That, wer hätte auch nur die dunkeln böhmischen Berge mit ihren finstern Thälern und ihren bewaldeten Kuppen am fernen Horizont vor sich aufsteigen sehen und hätte sich nicht angeweht gefühlt von dem märchenhaften Duft, der dieses Land der Sagen und der Lieder, der Erinnerungen und der Geheimnisse umgibt? In Böhmen selbst ist die heimatliche Märchenliteratur neuerdings mit großem Fleiß bearbeitet worden; K. J. Erben, Jakob Moly, Božene, Němcowá, J. Košjez Radostowa und andere sind, wie der Herausgeber versichert, für das czechische Märchen ganz dasselbe, was Grimm und Bechstein (was denn freilich keine glücklich gewählte Zusammenstellung ist), oder Wuk Stephanowitsch Karadschitsch für die serbische. Aus den Sammlungen dieser Männer hat der Uebersetzer das

Material zu den vorliegenden Bearbeitungen entnommen. „Alle diese Märchen“, versichert er, „sind wirkliches Eigenthum des Volks und auch durchaus getreu im Tone desselben erzählt.“ Damit ist denn, wie auch der Herausgeber selbst anerkennt, allerdings nicht ausgeschlossen, daß viele, ja vielleicht die Mehrzahl dieser Märchen eine unverkennbare Verwandtschaft mit den Märchen anderer Völker finden. Allein das rührt nur daher, daß, wie schon der berühmte Herausgeber der serbischen Märchen sehr richtig eingesehen und wie dies ja die neuere deutsche Sagenforschung vielfach bestätigt hat, die Märchendichtung der verschiedenen Völker überhaupt nur für den Niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter Mythen zu gelten habe, die, fortgetragen von Volk zu Volk, einem jeden sich anschmiegend, ein lehrreiches und interessantes Licht werfen auf die Verwandtschaft zahlloser Sagengebilde und Fabeln, welche Europa nicht nur unter sich, sondern auch mit Asien, dieser alten Wiege der europäischen Cultur, gemein hat. Dennoch hat, wie der Verfasser mit Recht hinzusetzt, das „Böhmische Märchenbuch“ insgesammt das schönglänzende Gepräge slawischer Erzählungen angenommen, was sich theils in der Einflechtung slawischer Sitten und Gebräuche, theils in der Anwendung besonderer Darstellungsformeln und Wendungen kundgibt. Von dem Werke selbst, das lieferungsweise erscheint, liegen bisjetzt vier Hefte vor. Dieselben enthalten recht viel Interessantes und auch der volksthümliche Ton ist meistentheils recht wohl getroffen. Nur hier und da scheinen uns mehr oder minder fremdartige Elemente belletristischen Ursprungs mit hineinverwebt: doch vermögen wir, bei unserer Unbekanntschaft mit den Quellen, nicht zu entscheiden, wie viel davon dem Bearbeiter und wie viel seinen Vorbildern zur Last fällt.

Ueber Zweck und Anlage der „Böhmischen Granaten“ wurde bereits vor einigen Monaten bei Gelegenheit des ersten Bandes ein ausführlicher Bericht in dieser Zeitschrift abgestattet. Die vorliegende Fortsetzung, die uns zugleich als erwünschter Beweis dient, daß das Unternehmen eine beifällige Aufnahme gefunden hat, schließt sich jenem ersten Bande würdig an. Sie enthält 400 größere und kleinere Stücke, darunter besonders viele sogenannte „popěvky“, kurze, meist nur vierzeilige Liedchen, welche sich, wie der Uebersetzer sagt, „in eine Kategorie mit den Skolien der Griechen, den Ritornellen der Italiener, den Quatrains der Franzosen, den Seguidillas der Spanier, den Moudinhos der Portugiesen, den Danas der Magyaren, den Schnadahüpfln der Tiroler, den Basseln der Steyrer, den Schämperliedern der Süddeutschen und ähnlichen Liedchen anderer Nationen stellen ließen. Die meisten derselben sind erotischen Charakters und enthalten theils kurze Lobpreisungen des geliebten Gegenstandes, theils Verspottungen der Liebe; theils sind sie sehr naiv, zart und innig, theils mehr oder minder witzig pointirt, derb und kräftig. Viele dieser Gassenlieder sind einigermaßen frivol und leichtsinnig, doch reichen auch die ausgelassensten noch lange nicht an die Licenz, welche bekanntlich ähnliche deutsche Volkslieder sich verstatten. Auch fehlt es daneben nicht an größern ernsthaften, selbst tragischen Stücken, namentlich auch an solchen nicht, in denen jenes unheimliche, dämonische Element, welches dem Volksliede überhaupt so vertraut ist, eine hervorragende und wahrhaft erschütternde Rolle spielt. Eins dieser Gattung mag hier zum Schluß unserer Anzeige und zugleich als Probe, mit welchem richtigen poetischen Takt der

Bearbeiter den eigenthümlichen Ton des Volksliedes zu treffen weiß, eine Stelle finden:

Hört, eine arme Frau einst war,
Die schon fünf Kinderchen gebar.

Ihr Mutterleib das sechste trug,
Als ihre Todesstunde schlug. —

Das jüngste Knäbchen, ganz allein,
Das pflegt' am Kirchhof oft zu sein,
Und suchte lichte Blümelein.

Da hörte singen einst der Knab',
Und hörte wiegen drin im Grab.

„Ach Vater, lieber Vater Ihr,
Kommt auf den Kirchhof gleich mit mir.

Im Grabe liegt das Mütterlein,
Wiegt in den Schlaf ein Kindchen ein."

Der Vater traute nicht dem Kind,
Doch lief er auf die Pfarr' geschwind.

Der Pfarrer ihm den Rathschlag gab,
Daß er schnell öffnen lass' das Grab.

Und als das rasche Werk geschah:
Die Mutter saß im Sarge da.

In ihrem Arm ein Kind man sah.
Den Mann erfaßte Angst und Graus,
Und schleunig wollt' er fliehn nach Haus.

„Mann, laß dir nicht sein angst und bang,
Das Kind aus meiner Hand empfang'.

Ich will vier Jahr' bei dir noch sein,
Dann muß ich wiederum herein!"

Correspondenz.

Aus dem Wupperthal.

März 1860.

Vck. In unserm düstern, trübseligen Thale, wo das Rasseln der Maschinen und das Klimpern des Geldes nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wird durch das Heulen und Zähneklappern unserer Frommen, die mit all ihrer Geistlichkeit doch die Furcht vor der Hölle nicht überwinden können, ist der heidnische Gott Komus ein so selten gesehener Gast, daß Sie mich schon entschuldigen müssen, wenn ich heute eine Spalte Ihres Blattes für mich in Anspruch nehme. Zwar ist die komische Person, von der ich Ihnen berichten will, auch nicht „in diesem Thal geboren", sie wurde uns zugesandt aus der „Metropole der Intelligenz", sie gab hier sozusagen nur eine Gastrolle: doch fand sie bei uns wenigstens den ihr angemessenen Boden und überdies scheint der ganze Vorfall, wie geringfügig er auch an sich sein mag, doch so charakteristisch für die hiesigen Zustände sowie für die speculative Frömmigkeit unserer Tage im allgemeinen, daß ich hoffe, Sie werden

den nachstehenden Zeilen die Aufnahme nicht versagen. Oder gehört der Vorfall vielleicht besser vor das Forum des „Kladderadatsch“? Ich meine nicht: denn wie jede richtige komische Geschichte, hat auch diese ihre sehr ernste Seite und diese dürfte denn wol gerade von dem Leserkreise Ihres Blattes am lebhaftesten herausgefühlt werden. Doch nun mein Geschichtchen selbst.

Seit mehreren Wochen brachte der „Elberfelder Fremdenanzeiger“ in dem Verzeichniß der Gäste eines der ersten hiesigen Hotels Tag für Tag den Namen „Emilie Lehmann“, anfangs mit dem Zusatz „Schriftstellerin aus Berlin“, nach wenigen Tagen jedoch verwandelte derselbe sich in das weitere Prädicat „religiöse Schriftstellerin aus Berlin“. Eine eigenthümliche Erfindung, nicht wahr, sich als „religiöse“ Schriftstellerin in den Fremdenanzeiger setzen zu lassen? Aber die Dame hatte ihren sehr guten Grund dazu und wußte recht wohl, was sie that. Unterstützt nämlich und empfohlen von einigen unserer namhaftesten Frommen — und wie Sie wissen, gehen bei uns ganz anders wie wol sonst in der Welt Reichthum und Frömmigkeit regelmäßig Hand in Hand, solange der Geldbeutel nur noch ein mageres Ansehen hat, steht auch die Frömmigkeit nur auf schwachen Beinen, je reicher sie aber werden, je frömmer werden sie auch; es ist wie bei Johann Tezel gottseligen Andenkens: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in das Himmelreich springt“ —, ging dieselbe von Haus zu Haus mit einer Liste, in welcher sie zur Unterzeichnung, respective Vorausbezahlung auf eine von ihr verfaßte und bereits im Druck befindliche Sammlung religiöser Lieder einlud. Dabei schilderte sie in beweglichen Worten ihre traurigen Familienverhältnisse als Offizierswitwe und alleinige Ernährerin von zwei Kindern; auch die Mühseligkeit ihres jetzigen Berufs und mit wie vielen Unkosten das verknüpft sei, so als Subscribentensammlerin im Lande umherzureisen, wußte sie sehr eindringlich darzustellen. Da das Werkchen nun überdies nur den sehr mäßigen Preis von 10 Sgr. kosten sollte, so fand die Dame denn in der That eine recht ansehnliche Menge von Unterzeichnern, was ihr auch um so mehr zu gönnen, als, wie gesagt, die Unkosten des Subscribentensammelns groß sind und sie, wie bereits erwähnt, in einem der ersten hiesigen Hotels logirte. Nach ihrer endlichen Abreise wurde das versprochene Werkchen denn auch wirklich ausgegeben; es sind wohlgezählt dreiviertel Bogen, bedruckt mit einigen Gedichten, von denen jedoch die bessern und allein lesbaren aus bekannten Gesangbüchern entnommen sind. Nicht wahr, Sie meinen, das ist schon ein recht hübsches Stückchen religiöser Speculation? Aber nein, die eigentliche Pointe kommt noch. Diese „christliche Schriftstellerin“ nämlich, welche die harten Herzen unserer reichen Frömmler mit ihren kläglichen Schilderungen zu erweichen wußte, ist dieselbe Frau Emilie Lehmann, die in dem „tollen Jahre“ als Emancipirte mit der brennenden Cigarre im Munde und der Reitpeitsche in der Hand durch die Straßen von Breslau daherschritt; sie machte damals in den Zeitungen nicht wenig von sich sprechen und galt allgemein als eine Hauptdemokratin und eine der hoffnungsreichsten weiblichen Stützen der heranreifenden „rothen Republik“. Sic sunt fata hominum! Erst eine breslauer Lola Montez und dann hinterdrein Subscribentensammlerin im frommen Wupperthale! Ueberhaupt knüpfen sich an den

Namen dieser Dame allerhand wunderliche Beziehungen und Erinnerungen. Ihr verstorbener Mann, der spätere Rittmeister, damalige Ulanenlieutenant Lehmann, war in erster Ehe, als er noch in Bonn in Garnison stand, mit der jetzigen Gemahlin des Kurfürsten von Hessen, der Frau Fürstin von Hanau, verheirathet; als dieselbe jedoch den damaligen Kurprinzen von Hessen kennen lernte, so wollte Hr. Lehmann dem bessern Fortkommen seiner Gattin nicht in den Weg treten und entsagte seinen ehelichen Ansprüchen gegen Auszahlung eines beträchtlichen Kapitals, das dann aber, wie das gegenwärtige Schicksal dieser seiner nachgelassenen Witwe zeigt, wol auch sehr bald den Weg alles Fleisches gegangen ist.

Aber genug der Chronique scandaleuse, lassen wir die Frauen ihre schwarze Wäsche allein waschen und gedenken wir lieber eines andern würdigern Gastes, der unser Thal seit einiger Zeit mit seiner Anwesenheit erfreut. Emil Palleske, der bekannte Vorleser, Dichter und Literarhistoriker, verweilt schon bereits seit längerer Zeit in unserer Gegend; wie bei seinen frühern Besuchen, wurde er auch diesmal mit großer und herzlicher Theilnahme aufgenommen. In Elberfeld las er im Lauf der letzten Wochen den „Othello" und „Wilhem Tell", in Barmen den „Hamlet"; sämmtliche Vorlesungen waren sehr zahlreich besucht und brachten dem Künstler reichliche und wohlverdiente Beifallsspenden ein. Auch ist Palleske nicht nur ein vorzüglicher Vorleser, ein wirklicher Künstler auf diesem Gebiet, ein würdiger Nachfolger Tieck's, Holtei's und Immermann's, nicht zu verwechseln mit jenen tagelöhnernden Rhetoren, die in Berlin und anderwärts die Schulen und ein schülermäßig gebildetes Publikum brandschatzen; Palleske ist zugleich ein Mann von vielseitiger und gründlicher wissenschaftlicher Bildung und dabei eine höchst angenehme und liebenswürdige Persönlichkeit, lebhaft und geistreich in der Unterhaltung, ein wahrer Schatz für eine Societät, die für gewöhnlich so dürr und abgebrannt ist wie die „gute" Gesellschaft unsers Wupperthals.

Zwar an Bemühungen, die Geselligkeit in Flor zu bringen, läßt man es auch hier nicht fehlen, nur sind die angewandten Mittel meistens sehr äußerlicher Natur. Das neue Casinogebäude steht jetzt vollendet da; es macht, auch in architektonischer Hinsicht, einen großartigen und prächtigen Eindruck. Der Hauptsaal faßt, ohne den durch Säulen abgetheilten Nebenraum, bequem fünfhundert Personen, und dieser gewaltige Raum war bei Palleske's Vorlesungen stets gedrängt voll. Als Seiten- oder vielmehr Gegenstück dazu soll nun, wie ich höre, ein eigenes „christliches" Casino errichtet werden. Man hat dazu das Lokal der bisherigen Reitbahn — der einzigen, die bei uns existirte, also ein neuer Beweis, daß wir ein sehr ritterliches Geschlecht sind und lieber auf dem Comptoirsessel als hoch zu Rosse reiten — angekauft und beabsichtigt dasselbe in entsprechender Weise umzubauen. Doch werden diese heiligen Hallen nicht jedem zugänglich sein, vielmehr wird, wie man im Publikum munkelt, die Aufnahme von einer rigorosen Prüfung abhängig sein, bei welcher der „rechte Glaube" die erste Rolle spielen wird; — die Thaler, denk' ich mir, wird man dabei wol auch nicht vergessen.

Daß aber zwischen dem Bekenntniß und den Handlungen oft noch eine weite Kluft liegt und daß auch aus dem Boden unsers Wupperthals, mit

soviel salbungsvollen Redensarten unsere Frommen denselben auch begießen, das Unkraut der Sünde, ja des Verbrechens noch immer nicht völlig ausgerottet ist, davon wurden wir kürzlich durch einen höchst traurigen Act erinnert. Am 10. Februar fand in Elberfeld die Hinrichtung des ehemaligen Polizeisergeanten Steiniger statt; derselbe war durch den Ausspruch des Schwurgerichts im Juli 1858 des in Gemeinschaft mit seiner Geliebten, einer Frau Hoelken, verübten Giftmordes schuldig befunden und infolge dessen zur Hinrichtung durch das Fallbeil verurtheilt worden. Seine Mitschuldige wurde ebenfalls zum Tode verurtheilt, doch hat die Gnade des Prinz-Regenten die Strafe der von Steiniger Verleiteten in lebenslängliches Gefängniß umgewandelt, welches sie in einer von geistlichen Frauen geleiteten Straf- und Besserungsanstalt zu Aachen verbüßt; für Steiniger, einen widerwärtig rohen und dabei höchst verschmitzten Charakter, der noch während der gerichtlichen Verhandlung eine unerträgliche Frechheit an den Tag legte, sprachen keine Milderungsgründe und so wurde das Urtheil denn an ihm vollzogen. Es soll ein höchst jammervolles Schauspiel gewesen sein; beim Anblick des im Hofe des Arresthauses aufgeschlagenen Schaffots verlor der Delinquent die bis dahin behauptete Fassung so vollständig, daß er mehr getragen als geführt werden mußte; ein eigentliches Geständniß seiner That hat er nicht abgelegt, doch will der Scharfrichter in den letzten furchtbaren Augenblicken Aeußerungen von ihm gehört haben, die wenigstens in diesem Sinne ausgelegt werden können. Das alles ist denn eine furchtbare Illustration zu unserer vielgepriesenen „Christlichkeit".

Notizen.

Unter dem Titel „Deutsche Familienbibliothek. Eine Auswahl guter Erzählungen und Novellen deutscher Autoren", erscheint bei Karl Flemming in Glogau eine Sammlung belletristischer Schriften, deren Zweck dahin geht, durch gediegene Auswahl und billige Preise den Romanen und Erzählungen unserer vaterländischen Autoren eine ähnliche Verbreitung bei der Lesewelt zu verschaffen, wie sie bisher in der Regel nur Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen zu Theil geworden. Derartige Unternehmungen sind im Lauf der letzten Jahre bekanntlich mehrfach versucht worden: doch hat sich bisjetzt nur eine davon, das bekannte Kober'sche „Album" behauptet, während die übrigen, trotz der löblichen Absicht sowie trotz der glänzenden Verheißungen, mit denen sie vor die Oeffentlichkeit traten, meistentheils nach sehr kurzer Dauer wieder zu Grunde gegangen sind; hoffen wir, daß dieser neuen „Deutschen Familienbibliothek" ein besseres Schicksal zu Theil wird. Den Anfang macht diese mit Josef Rank's und J. Temme's „Gesammelten Werken". Von den erstern, die auf 20—24 Bände berechnet sind, liegen die vier ersten Lieferungen, Rank's bekannten Volksroman „Achtspännig" enthaltend, bereits vor; J. Temme's „Gesammelte Erzählungen" sollen in 12—16 Bänden ausgegeben werden. In demselben Verlag erscheinen auch einige periodische Sammelwerke populären Inhalts, die in diesen Blättern schon verschiedentlich besprochen sind und auf

welche wir unsere Leser bei dieser Gelegenheit wieder aufmerksam machen wollen: „Aus der Heimat. Ein naturwissenschaftliches Volksblatt, herausgegeben von Professor E. A. Roßmäßler“ und „Der Jugend Lust und Lehre. Ein Album für das reifere Jugendalter, herausgegeben von Dr. Hermann Masius“. Letzteres hat zu Neujahr seinen vierten Jahrgang angetreten; die drei ersten erschienen unter dem Titel „Des Knaben Lust und Lehre“ sowie theilweis unter einer andern Redaction; die Veränderung des Titels entspricht der Erweiterung und Bereicherung, welche der Inhalt der Zeitschrift erfahren, seitdem sie in die Hände des jetzigen, als Pädagog wie als Schriftsteller rühmlichst bekannten Herausgebers übergegangen ist.

Von einem Gönner und Freunde unserer Zeitschrift in Nürnberg, dem wir schon manchen schätzenswerthen Beitrag verdanken, geht uns eine Berichtigung zu, eine gelegentliche Aeußerung betreffend, die wir in Nummer 46 unserer Zeitschrift vom vorigen Jahre bei Erwähnung des zweihundertjährigen Jubiläums der „Leipziger Zeitung“ machten. Es wird nämlich daselbst die „Schlesische Zeitung“ als die drittälteste in der Reihenfolge der noch jetzt bestehenden deutschen Zeitungen angeführt. Dieser nürnberger Freund macht uns jedoch darauf aufmerksam, daß diese Ehrenstelle vielmehr dem „Nürnberger Kurier“ zukommt, dessen erster Jahrgang bereits 1673 erschien — oder, wie es auf dem Titel der Zeitung selbst heißt, sogar schon 1670. Letzteres muß jedoch wol ein Irrthum sein, weil der in den Händen unsers gelehrten nürnberger Freundes befindliche Jahrgang von 1695 sich selbst ausdrücklich als der „zweiundzwanzigste“ ankündigt. „Es ist dies“, setzt unser nürnberger Freund hinzu, „dieselbe Zeitung, welche im Jahre 1852 jene beispiellose Verfolgung erlitten hat, daß sie in drei Monaten 55mal confiscirt wurde. Der damalige Redacteur, Dr. Emanuel Feust, wurde aus der Stadt verwiesen, er zog in das Landgericht; Stadtcommissär Meyer wollte den Landrichter von Buirette veranlassen, ihn auch von da zu verbannen, denn er hatte ihn ganz unberechtigterweise in seine Heimat Bamberg treiben wollen. Buirette weigerte sich, er wurde versetzt, zog es jedoch vor, den Staatsdienst zu quittiren. Dem Stadtgerichtsdirector Seuffert, auch einem Ehrenmann, setzte man einen zweiten Director an die Seite, dem man die Geschäfte übertrug. Die Kammer der Abgeordneten sprach einstimmig nach dem Referate des ultramontanen Lassaulx ihr Verdammungsurtheil — aber die Zeitung war todtgemaßregelt, der Redacteur, ein geistreicher edler Mann, lebte in Bamberg vom Stundengeben, tiefverstimmt, bis er am Nervenfieber starb. Nach einiger Unterbrechung erschien die Zeitung aufs neue unter veränderter Redaction, aber das so frei redigirte Oppositionsblatt war zu einem tendenzlosen Neuigkeitsträger herabgesunken....“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 13.** 29. März 1860.

Gedichte.

I. Segen der Arbeit.

Von

Robert Prutz.

Segen der Arbeit, ich spüre dich!
Rastlos dich wälzend in staubigem Gleis,
Du mit den Händen so schwielig und heiß,
Mühsames Ringen, vieldulndender Fleiß,
Segnenden Hauches berühre mich,
Gieß auf die Stirne mir perlenden Schweiß!
Alle die Qual, die ich einsam erprobte,
Alle der Schmerz, der die Brust mir durchtobte,
Alles ist, alles zur Ruhe gekehrt,
Seit ich mich deinem Dienste gelobte,
Heilige Arbeit für Kinder und Herd!

Lieblich wol krönen fächelnde Palmen,
Duftende Rosen den glücklichen Mann,
Dem, noch bevor er zu leben begann,
Goldenen Faden die Parze spann:
Aber es weht auch aus grünenden Halmen,
Selbergezog'nen, ein Trost uns an.

Jener wol wiegt auf melodischem Flügel,
Ledig und frei der hemmenden Zügel,
Himmelempor sich mit jauchzendem Schall:
Aber es nistet auf niedrigem Hügel
Auch mildflötend die Nachtigall.

II. Zwei Sterbende.

Von

Wilhelm Fischer.

1. Cardinal Mazarin.

Es schritt der kranke Cardinal
Mühsamen Schrittes durch den Saal
Voll Farbenglanz und Marmorbilder,
Und als sein Auge nochmals fällt
Auf diese Kunst und Pracht der Welt,
Da wird der Schmerz des Scheidens wilder:

„Hier ragt und glänzt des Meißels Ruhm,
Der Maler Stolz — mein Eigenthum,
Erkauft um Gold in schweren Massen:
Sie haben mich so oft erfreut,
Ich fand sie nie so schön wie heut' —
Und soll dies alles, alles lassen?

„Und soll aus Macht und Ruhm und Schein
Hinab ins dunkle Kämmerlein,
Und alles kommt in and're Hände!"
— Ein Seufzer ging den Saal entlang,
Fortschlich der Mann, freudlos und bang,
Und ohn' Erbarmen kam sein Ende.

2. Kerim Gherai zu Backschi-Serai.

Der große Khan der Krimtataren,
Dem alle Dichter Freunde waren,
Der Quellen lockte aus dem Sand
Und tränkte mild sein durstig Land:
Er hat ein tödlich Gift empfangen,
Arglos, das ihm ein Mörder bot;
Als er nun spürt des Todes Bangen,
Da wählt er einen schönen Tod:

„Bringt mich hinaus! Nicht will ich sterben
Wie Rosen, welk in trock'nen Scherben,
In freier Luft, im Sonnenschein
Und unter Blumen schlaf' ich ein!

Bringt mich hinaus in meinen Garten,
Wo alles duftet, blüht und lebt,
Dort will ich still den Feind erwarten,
Vor dem das kühnste Herz erbebt.

„Ihr denkt der Liebe Wonnestunden,
Da schlägt mein Wort euch tiefe Wunden,
Ihr, meine Weiber — weinet nicht,
Erhebt das schöne Angesicht!
Auf! schlinget einen schönen Reigen
Und labt mein Aug' in letzter Qual,
Und seht ihr still mein Haupt sich neigen,
So küsset mich zum letzten mal!

„Ihr, meine Dichter, meine Sänger,
Ach, wir erfreuen uns nicht länger!
Geschlossen ist fortan das Ohr,
Das eurer Worte keins verlor.
Doch wollt ihr meine Gunst erwidern,
Auf, singet, daß der Hain erklingt,
Und daß mein Geist auf euern Liedern
Sich wie auf Flügeln aufwärts schwingt!"

Er sprach's — man trägt ihn in die Laube,
Da blüht die Rose, girrt die Taube,
Im Marmor plätschert rein der Quell,
Es schallt der Sänger Lied so hell!
Und göttliche Gestalten schweben
Im Reigen auf dem grünen Plan —
So schied getrost vom schönen Leben
Kerim Gherai, der Tartarkhan.

III. Böhmische Musikanten.

Von

Maximilian Beilhack.

Blondes Volk im lauten Tanz
Fliegt herum im Kreise,
Böhmische Musikanten geigen
Zu dem deutschen Kirmeßreigen
Finster ihre Weise.

Spärlich weht ihr weißes Haar
Um die rothen Narben,
Schwarz fließt ihr Gewand in Falten,
Aber um die Gramgestalten
Fliegt's in bunten Farben.

Horch dem Spiele! Schrillend klingt's
Wie beim Kampf der Lanzen,
Als des Ziska Taboriten
Mit den Kaiserlichen stritten
Auf den prager Schanzen.

Ziska, Ziska ist nicht mehr,
Das Panier zerspalten,
Nimmer kehren alte Tage,
Wimmernd tönt die Völkerklage
Aus dem Spiel der Alten.

Und geendet war der Tanz,
Alle Wangen brannten,
Alle Herzen schlugen heiter —
Traurig ihre Straße weiter
Ziehn die Musikanten.

IV. Vier Gedichte.

Von

Paul Erhard.

---

1. Trübe Stunden.

Seid willkommen, trübe Stunden,
Seid gesegnet, fromme Schmerzen!
Balsam träuft aus diesen Wunden
In die vielgeprüften Herzen:
Dieses erst ist wahre Treue,
Dieses erst heißt recht geliebt,
Wenn dem Jammer, wenn der Reue
Keinen Raum die Seele gibt!

Durften wir doch Rosen brechen
In des Sommers gold'nen Tagen;
Wenn uns nun die Dornen stechen,
Ziemt es sich darum zu klagen?
Trag' sie mit demselben Lächeln,
Wie dereinst die Rose auch,
Und ein Lüftchen wird dich fächeln,
Sanft und mild wie Engelshauch.

Was wir irrten, was wir fehlten,
Liebe nur hat es verschuldet;
Sei denn von den Engvermählten
Jede Buße gern erduldet!

Brennet, senget, wilde Flammen,
Schlaget, lodert himmelwärts —
Schmelzt ihr doch erst recht zusammen
Seel' in Seele, Herz in Herz!

2. Nachwinter.

Ihr dürren Bäume sonder Laub,
Du trüber Himmel fahl und bleich,
Du ödes Feld voll Schnee und Staub,
Wie seht ihr meinem Schicksal gleich!

Schon ging ein leiser Frühlingsstrahl
Verheißungsvoll die Welt entlang,
Schon grünten Flur und Berg und Thal,
Der Kukuk rief, die Amsel sang.

Und wieder nun stehn über Nacht
Die jungen Saaten tief verschneit,
Und wieder herrscht mit neuer Macht
Die strenge winterliche Zeit.

O harre dennoch, müdes Herz,
Des kommenden, des Sonnenblicks!
Die Liebe siegt und selbst der Schmerz
Ist nur die Knospe künft'gen Glücks.

3. Trost der Nacht.

Komm, Trost der Nacht, mit süßem Schall,
Du meiner Lieder Nachtigall!
Wenn alles sich zum Schlummer neigt
Und alles ruht und alles schweigt,
Vom Himmel nur mit mildem Schein
Sieht ernst und still der Mond darein,
Und leise schwingt zum Sternenchor
Die müde Seele sich empor
Und singt hinaus weit in die Nacht,
Was meine Lust, mein Wehe macht.

Das ist die allerschönste Zeit,
Wenn in der stillen Dunkelheit,
Wo nichts sich rührt und nichts sich regt,
Kein Blatt am Baume sich bewegt,
Das wunde Herz sich selber lauscht
Und mit dem Ew'gen Worte tauscht,
Von allen Menschen ungehört,
Die niemand kennt, die niemand hört,
Geheimnißvoll und deutungsreich,
Den Sprüchen alter Seher gleich.

O schwing', mein Lied, dich durch die Nacht,
Wo die Geliebte einsam wacht,
Das Knie gebeugt ohn' Unterlaß,
Die weißen Kissen thränennaß!
Mit sanftem Fittig weh' sie an,
Als küßte sie der theure Mann,
Den sie so warm, so treu geliebt,
Und der nun nichts als Schmerz ihr gibt,
Und nichts als Irrthum, Noth und Qual
Und heiße Thränen sonder Zahl!

Ihr aber, die am Firmament
Ihr wie das Auge Gottes brennt,
Ihr Sterne, gießet euren Schein
In ihr verfinstert Herz hinein,
Umspinnt mit eurem flüss'gen Gold
Die lieben Schläfe keusch und hold,
Laßt sie in Träumen licht und schön
Vergang'ne Tage wiedersehn —
Doch muß es sein zu ihrer Ruh',
Deck' auch, o Traum, mein Bildniß zu!

4. Ergebung.

Wol manches kann ich leiden,
Was mir der Himmel schickt,
Nur nicht von Liebe scheiden,
Die einmal mich beglückt;
Ich kann es nicht vergessen,
Was irgendeinmal mein,
Und hätt' ich es besessen
Auch nur im Traum allein.

O Tage voller Wonnen,
O Nächte freudenreich,
Wie seid ihr nun zerronnen,
Leblosen Schatten gleich!
Es ist mir nichts geblieben
Von aller eurer Lust
Als nur ein tiefes Lieben
Und eine wunde Brust.

Ich weiß, ich darf nicht klagen,
Die Götter wollten's so,
Ich war in gold'nen Tagen
Zu glücklich und zu froh.
Auch will ich alles leiden,
Was mir der Himmel schickt,
Nur nicht von Liebe scheiden,
Die einmal mich beglückt.

Die Philosophie der Arbeit.

Von

Joseph Michels.

I.

Im Jahre der Bewegung 1848 erhoben sich die Arbeiter zur Erlangung einer bessern Stellung in der staatlichen Gesellschaft. Woher diese plötzliche Erhebung? Die Frage beantwortet sich leicht: die Arbeiter waren sich ihrer sittlichen Bestimmung bewußt geworden. Die Misstände, an welchen die Verhältnisse der Arbeiter litten, gaben Anlaß zu socialistischen und communistischen Irrthümern, die Heilung und Linderung verschaffen sollten. Ja beinahe wäre es dazu gekommen, daß die Arbeiter in ihrer gedrückten Lage und in ihrem gekränkten Recht sich über die übrigen Staatsangehörigen gestellt und diesen Gesetze vorgeschrieben hätten, was dann freilich in politischer, staatsrechtlicher und socialer Beziehung ein arges Misverhältniß gewesen wäre.

Dem stürmischen Auffluge zur That folgte indeß bald der ruhige Gedanke nach. Die Arbeitsfrage wurde allmählich mit Ernst und Besonnenheit erörtert und es ist nicht zu verkennen, daß der Arbeiter nicht nur als solcher, sondern auch als Mensch und als Staatsbürger seit jener Bewegung viel gewonnen hat. Manche gute Frucht ist bereits gepflückt worden, aber das eigentliche Ziel liegt doch noch sehr fern. Die wirthschaftliche Thätigkeit hat zur Zeit einen weiten und glänzenden Wirkungskreis; wir leben in dem Zeitalter der Industrie und des Handels und der Erfindungen; die wirthschaftliche Arbeit wird reichlicher belohnt als ehemals, der mechanische Arbeiter in manchen Geschäftssphären ist schon annähernd ein denkendes und sittliches Mitglied der staatlichen Gesellschaft. Dennoch ist dies nicht durchgängig vom Arbeiterstande zu behaupten. Der starre Materialismus der Zeit, welcher den Mammon als das Ideal aufstellt, um das alle anbetend sich scharen, hat auch den schlichten Arbeiter mit fortgerissen und sein aufflackerndes sittliches Selbstbewußtsein ertödtet oder wenigstens umschleiert. Der Arbeiter ist immer noch Maschine: er war es vordem bei kargem Verdienst, er ist es jetzt noch bei besserm Lohn. Seine ehemalige kümmerliche Lage ließ in ihm das höhere Selbstgefühl und seine sittliche Größe ersterben; seine jetzigen etwas günstigern Verhältnisse bewirken dasselbe, indem er in das Schlepptau des crassesten Materialismus gezogen ist. Der Arbeiter ist noch lange kein wahrhaft sittlich-freier, ein solcher ist er dann erst, wenn er in der Arbeit den Selbstzweck und in diesem den Ausgangspunkt zur höchsten Sittlichkeit erkennt, welche wir Menschen alle durch unsere Mühen und unser Ringen anstreben.

Indem wir hiermit vorzüglich die wirthschaftliche Arbeit betonen, müssen wir leider beklagen, daß die Nationalökonomie, diese noch jugendliche Wissenschaft, welche die schwierige Aufgabe zu lösen hat, durch Ausgleichung der verschiedenen Arbeitskräfte das Gleichgewicht der volkswirthschaftlichen Interessen herbeizuführen, gegen ihre eigene Tendenz mit dem Materialismus gleichsam eine Liaison eingeht. In allen Dingen steht das sittliche Princip über dem materiellen, durch jenes wird dieses erst recht verbürgt. Was stellt die Nationalökonomie auf? Sie läßt das sittliche Princip neben dem materiellen einhergehen, sie erhebt dieses über jenes. Nach ihrer Doctrin liegt der Zweck der wirthschaftlichen Arbeit nicht in dieser selbst, sondern nur in dem Producte, das sie schafft; nach derselben Lehre ist die Arbeit keine Lust, sondern eine Last. Das sittliche Moment soll nur den materiellen Zweck haben, aber nicht die Seele desselben sein. Wenn dem so wäre, so wäre der ganze Kosmos mit seiner unerschöpflichen Kraft nur geschaffen um seiner selbst willen, und nicht der Menschen wegen, der Kosmos allein wäre dann der eigentliche Zweck und die Menschen wären nur die Mittel: in der That, eine absurde Idee.

Wir rechnen der Nationalökonomie ihrer Jugend wegen keine Widersprüche an; sie zeiht sich indeß selbst eines Widerspruchs, indem sie wiederum, wiewol ganz richtig, sagt: daß die Natur selbst eigentlich erst productiv wird durch den Menschen, der ihre Kräfte und Stoffe zu seinem Nutzen ausbeutet und verwerthet. Danach liegt also in dem Menschen die wirkliche Productivität, diese wieder in der Arbeit und folglich zuletzt in dieser der Selbstzweck, der nach verschiedenen sittlichen und materiellen Richtungen ausläuft, ohne das Sittliche dem Materiellen zu unterstellen, sondern nur das sittliche Princip als das Agens des materiellen anzuerkennen. Wie klänge es schöner und hehrer, wenn die Nationalökonomie lehrte: die Arbeit selbst ist Zweck, das durch sie hervorgebrachte Product ist nur das Mittel, um den wirthschaftlichen Nutzen zu fördern, welches dahin zielt, nicht allein das Leben zu fristen und vernünftig zu genießen, sondern auch hierdurch in eine günstigere Stellung zu gerathen, um den höhern sittlichen Lebenszweck desto leichter zu erreichen. Das wäre die wahre Philosophie der Arbeit.

Wenn der Zweck der wirthschaftlichen Arbeit nur das Product umfaßt, so ist es nach dem Geiste der Nationalökonomie ganz gleichgültig, ob der Arbeiter sich als Schwelger zeigt, oder ob er tagelang im Müßiggange lebt: der Zweck ist schon erreicht, wenn das wirthschaftliche Product beschafft ist. Was ist nun der Mensch nach einer solchen Folgerung anders als eine Maschine, oder wol gar ein formloser Sklave? Seine Arbeitskräfte werden ausgebeutet, um mit Hintansetzung, Verhöhnung und Untergrabung seines Sittlichkeitsgefühls seinen Mit-

menschen wirthschaftliche Producte zu liefern. Der freie Arbeiter soll aber einen doppelten Preis erringen: den ersten Preis, um seine Existenz zu sichern, und den zweiten, um seinen höhern Lebenszweck zu erreichen. Dieser letztere ist ein Ehrenpreis, den die wirthschaftliche Arbeit ebensowol wie die geistige erwerben muß. In jeder Arbeit, und so auch in der wirthschaftlichen, liegt ein moralischer Werth; dieser findet seinen Ausdruck in dem Selbstzweck, welcher ist: höchste Sittlichkeit. In der Errungenschaft dieser höchsten Sittlichkeit liegt das philosophische Moment der Arbeit. Wir können nicht umhin, hier auf das einfache, aber vielsagende Volkssprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang und des Teufels Ruhebank", mit vollem Recht hinzuweisen. Dasselbe trägt das Gepräge einer größern Wahrheit, als wir ahnen; es enthält die ganze Philosophie der Arbeit. Es spricht in seinen wenigen Worten die Ganzheit der Gedanken aus, daß wir nicht nur arbeiten, um zu leben, sondern daß wir auch arbeiten, um die Tugend zu erringen und dem Laster nicht zu verfallen.

Sehen wir einen im größten Wohlstande lebenden Menschen nur in der Fröhnung körperlicher Genüsse sein höchstes Lebensglück finden, so entlockt uns das die Aeußerung, daß er lebt wie ein Thier, und bald werden wir gewahr werden, wie sein vermeintliches Lebensglück außer geistiger und körperlicher Abgeschwächtheit, Zerrüttung materieller Verhältnisse zugleich die tiefste Quelle seines höchsten Unglücks, nämlich seiner moralischen Versunkenheit ist. Während ein solcher Mensch sich nun höchst unglücklich fühlt, weil er das moralische Princip verwarf, so würde er selbst in der Armuth sich glücklich schätzen, wenn er dasselbe zur Richtschnur seines Lebens gemacht hätte. Dies Bild ist auch das einer Nation, die ihr ganzes Nationalglück in der höchsten Blüte ihres materiellen Wohlstandes begründet sieht, ohne das sittliche Princip als das Leitende aller ihrer Thaten und als die eigentliche Quelle und Bürgschaft ihrer materiellen Interessen gelten zu lassen. So werden in allen Staaten bei der an sich schon alles sittlichen Gehalts baren Sklavenarbeit und bei der freien, wenn sie nicht das sittliche Princip als die Grundlage und den Hebel derselben anerkennt, die Arbeiterzustände in Sittenentartung übergehen, welche nun auch wieder den Verfall des ganzen Nationalwohlstandes und der Sittlichkeit der ganzen Nation zur Folge hat. Die Geschichte lehrt mit mahnenden hellen Flammenzügen, daß, sobald von der arbeitenden Klasse das sittliche Selbstbewußtsein nicht mehr gepflegt wurde, der erste und furchtbarste Keim zum Untergange einer Nation gelegt war. Je größer die Sittlichkeit, desto blühender der allgemeine Wohlstand, je größer die moralische Versunkenheit, desto trauriger und armseliger die materiellen Zustände: so lehrt die Geschichte aller Zeiten. Ohne das sittliche Princip als den

alleinigen Motor der freien Arbeit wird diese immer wieder den gewöhnlichen Kreislauf nehmen; wo der Anfang war, wird wieder das Ende sein. Nach dem Punkte hin, von welchem sie, mit Sklaverei und Unsitte beginnend, in verschiedenen Wandelungen sich entwickelte bis zur Freiheit, wird sie dann desto rascher und unaufhaltsamer zu noch größerer Sklaverei und beklagenswertherer Unsittlichkeit wieder zurückrollen. So kann die freie Arbeit unter Umständen eine noch schamlosere Sklaverei sein und noch entwürdigendere Unsittlichkeit bergen als die Formsklaverei selbst — wozu moderne Arbeiterzustände in einigen Fabrikdistricten Europas die traurigsten Belege liefern.

Wie der Mensch, so hat auch der Staat im ganzen und im einzelnen seine stufenweise Culturentwickelung und begeht wie jener unvermeidliche Fehler, ehe er zum Höhepunkte seiner Bildung gelangt. Ebenso war und ist die wirthschaftliche Arbeit einem solchen Entwickelungsgange unterworfen. Das finden wir heraus, wenn wir dieselbe in ihren politisch-socialen Wandelungen und Uebergängen, in den Veränderungen ihrer Werkzeuge verfolgen. So durchbrach die Arbeit erst die dunkle Nacht der Sklaverei, ehe sie in der mittlern Gestalt der Leibeigenschaft wirkte und schaffte, und hatte sie lange Zeit heftige Zuckungen auszuhalten, ehe sie in der Sonne der Freiheit sich erwärmte und pflegte. So wandte sie in der Zeit ihrer ersten Kindheit die einfachsten Werkzeuge an und machte auf jeder höhern Stufe von zusammengesetztern Gebrauch. Wenn der einfache, von Pferden gezogene Pflug schon ein vollkommenes Ackerwerkzeug war, so folgte auf diesen der Dampfpflug als ein Werkzeug der höchsten Vollkommenheit; wenn die erste Maschine als großartige Handhabe in den Gewerken galt, so wurde die Dampfmaschine wegen ihrer enormen Leistungen bewundert. Was uns indeß besondere Beachtung abnöthigt, ist dies, daß die wirthschaftliche Arbeit bei ihrer politisch-socialen und technischen Entfaltung mehr und mehr ein geistiger Hauch anwehte, und dieselbe endlich als freie Arbeit gleichsam ihr Bürgerrecht in der Gesellschaft erlangte, indem sie nun mit der geistigen Arbeit Hand in Hand geht und dieser vielleicht einst gleichgestellt werden wird; daß bei der allmählichen Vervollkommnung der Werkzeuge und besonders der Maschinen das Hauptmoment darin liegt, die körperliche Arbeit immer mehr durch die geistige zu ersetzen und dadurch diese mit jener mehr und mehr auszugleichen. Der Geist steht über dem Körper, welcher von jenem regiert und veredelt wird; ebenso ist die rein geistige Arbeit der körperlichen überstellt, die desgleichen von jener immer mehr veredelt und vervollkommnet wird. In dem Geistigen liegt aber auch das Sittliche und wie bei der fortschreitenden höhern Entwickelung der körperlichen Arbeit das Geistige zugleich mit dem Sittlichen sich dieser aufprägt, so tritt beides auch bei dem Arbeiter

selbst in einen Causalnexus und äußert sich bei ihm als sein höheres sittliches Selbstbewußtsein, wodurch er in der Arbeit allein seinen Selbstzweck findet.

Wie die Arbeit, so hat auch die Nationalökonomie, wie jede Wissenschaft, in der Aufstellung ihrer Grundsätze und Systeme bereits einen ähnlichen stufenweisen Entwickelungsgang durchgemacht, und ist noch im Begriff, denselben zu wandeln, ehe sie zur wahren Erkenntniß gelangt. In dieser Wissenschaft ist zur Zeit ein Kampf der Ideen; ihre Grundsätze und Systeme werden von verschiedenen Geistesströmungen in die Kreuz und Quere wieder durchbrochen, sie hat noch vieles zu sichten und zu ordnen, bis sie in der Arbeitsfrage den wahren Zweck erreicht haben wird. Die Nationalökonomie ist in ihrer jetzigen blütenreichen Entfaltung übrigens an einem gewissen Wendepunkte angekommen: entweder sie wird bestehen und ihre höchste Vollkommenheit erreichen, wenn sie das sittliche Princip als das Agens aller materiellen Interessen anerkennt und die gleichmäßige Abwägung derselben durch die Ausgleichung der verschiedenen Arbeitskräfte erkämpft — oder sie wird wieder in sich zerfallen und in dem crassen Materialismus verkommen, wenn sie das materielle Princip als den Motor der materiellen Interessen vorwalten läßt und wie bisher die Arbeitskräfte auseinanderhält und dadurch die gleichmäßige Abwägung der Interessen verhindert. Das sind freilich mahnende, inhaltschwere Worte, aber wir können nicht anders deuten! Die Nationalökonomie wird begünstigt durch Zeitumstände und Zeitinteressen; von diesen darf sie sich nicht verleiten und blenden lassen, sie muß ihrer höhern Sendung eingedenk sein und diese ist: „Die Interessen der Gesellschaft mit denen des Staates in Einklang zu bringen." Diese Sendung vermag sie zu erfüllen durch die Philosophie der Arbeit, sie wird sie verfehlen ohne dieselbe.

II.

Die Nationalökonomie unterschied in ihrer ersten Entwickelungsperiode die productive Arbeit von der unproductiven, indem sie nur die auf den Ackerbau verwandte Arbeit für productiv erklärte. So lehrten die Oekonomisten. Das war ein arger Irrthum, den der scharfsinnige Adam Smith umstieß, indem er jede wirthschaftliche Arbeit als eine Quelle des Reichthums ansah, aber die geistige Arbeit gänzlich unberücksichtigt ließ. Die Nationalökonomie that nur einen Schritt weiter, indem sie durch den Franzosen Say die Wahrheit zur Geltung brachte, daß auch die geistige Arbeit productiv sei, doch nur dann, wenn sie materielle Güter hervorbringe. Das war wieder irrig und der Graf von Soden, der geistigen Arbeit dieselbe Productivität zuerkennend wie der wirthschaftlichen, trat, indeß nicht klar genug, mit seiner Lehre hervor. Zur Zeit muß die

Nationalökonomie die Erklärung abgeben, daß jede Arbeit, sie sei geistig oder körperlich, die Quelle des Wohlergehens und des Reichthums sei, und als Schlußpunkt hätte sie annoch hinzuzufügen, daß sowol geistige als körperliche Arbeit die Quelle der höchsten Sittlichkeit ist.

Wenn nun die Nationalökonomie in sich geht und ihren Entwickelungsgang verfolgt, welcher mit dem der Arbeit zusammentrifft, so muß sie selbst das Bekenntniß ablegen, daß das materielle Princip a priori der Grundton war, nach welchem sie die ganze Lehre von der Arbeit abstimmen wollte. Sie kam in jeder ihrer Entwickelungsperioden von einem Irrthum zurück und mußte der Wahrheit weichen. Sie zauderte, die geistige Arbeit für productiv zu erklären: sie zaudert auch jetzt, das sittliche Princip als den Hauptangelpunkt aller Arbeit festzustellen. Doch wird sie auch diese Wahrheit anerkennen müssen. Die Nationalökonomie macht noch immer den Fehler, daß sie zwischen der geistigen und körperlichen Arbeit eine absolute Trennung annimmt, da diese doch nur relativ ist. Solange sie diese Trennung als absolut annimmt, wird sie auch nie das Problem lösen, durch das vorwaltende sittliche Princip die Arbeitskräfte auszugleichen.

Es ist eine längst anerkannte und abgethane Sache, daß wir alle im Staate Arbeiter sind. Eine jede wohlgeordnete staatliche Gesellschaft bildet einen Arbeiterstaat, ohne die Individualität zu beschränken. Daß wir dies anerkennen, ist ein großer Fortschritt; aber wir sind noch nicht so weit vorgedrungen, der körperlichen Arbeit denselben sittlichen Standpunkt anzuweisen wie der geistigen. Wir halten die geistige Arbeit allein für fähig, den höhern Lebenszweck zu verfolgen und demselben nahe zu kommen. Die körperliche Arbeit lassen wir nur eine untergeordnete Stellung einnehmen, indem wir wol zugeben, daß sie das sittliche Moment in sich tragen kann, aber nicht benöthigt ist, dasselbe als den eigentlichen Ausgangspunkt anzustreben. Die Handarbeit wird einmal als unentbehrlich betrachtet, das ist alles; sie ist nur Mittel oder Waare, das ist eine üble und ungerechte Auffassung. Das bringt die Arbeitskräfte der Gesellschaft in eine Disharmonie, die der Gesammtbevölkerung große Gefahr droht. Früher wol hat man den Staat mit einer Maschine verglichen: das war ein sehr unangemessener Vergleich. Man nimmt jetzt den richtigern Vergleich des Staates mit dem menschlichen Körper an. Alle Organe im menschlichen Körper stehen miteinander in harmonirender Wechselwirkung, wodurch die volle Lebenskraft bedingt wird. Stellt ein Organ seine Functionen ein, so wird der Körper entweder siech oder er stirbt ab. Der Geist ist im Körper die oberste leitende Macht: diese besitzt er aber nur dann, wenn die körperlichen Organe geregelt sind. Sind diese zerstört, so ist auch die geistige Thätigkeit aus ihrer gehörigen Function gebracht. So ist es

ebenfalls im Staatskörper. Geistige und körperliche Arbeit bedingen und vermitteln einander, die Erschlaffung der körperlichen würde die der geistigen herbeiführen und so umgekehrt. Da diese organische Wechselwirkung der geistigen und körperlichen Thätigkeit nun einmal besteht, so ist es klar, daß die körperliche nach denselben moralischen Richtungen ausläuft wie die geistige und daß die Gesellschaft nur dann gedeiht, wenn der körperlichen Arbeit diese moralische Richtung von der geistigen vorgezeichnet ist.

Geschieht dies, so sind ebensowol die Arbeitskräfte wie die Interessen ausgeglichen. Leider ist dieses Resultat noch nicht erlangt. Die Kameralistik lehrte, wie die wirthschaftliche Arbeit ausgebeutet wurde zum Vortheil des Fiscus; die Nationalökonomie lehrt, wie sie ausgebeutet wird zum Vortheile des Kapitals, mit dem Unterschiede, daß die Arbeit zur Zeit frei ist und sich eines höhern Lohns erfreut.

Der moralische Zweck wird ebenso wenig berücksichtigt von der Nationalökonomie wie von der Kameralistik. Beide spielen auf verschiedenen Saiten dieselbe Melodie. Es ist nicht zu leugnen, daß der jetzige freie Arbeiter immer mehr die Fürsorge des Staats entbehren kann: er steht mehr auf eigenen Füßen, der großartige Aufschwung der Industrie und des Handels bietet ihm genugsam die Mittel dar, für sich selbst zu sorgen und es ist somit nicht in Abrede zu stellen, daß dadurch der freie Arbeiter seiner moralischen Selbstbestimmung näher kommt. Aber dennoch steht er isolirt und verwaist da, dennoch fühlt er, daß er nicht mehr ist als die Maschine, die er operiren läßt, oder das Werkzeug, welches er handhabt. Die Nationalökonomie glaubt darin die Befreiung der Interessen der Arbeiter zu finden, daß diese zur Hebung ihres leiblichen Wohlergehens einen reichlichern Lohn ernten; wenn die Arbeiter nur vegetiren, dann ist nach der modernen Doctrin schon viel geschehen; die Moral, denkt sie, ergibt sich schon von selbst. Der höhere Lohn macht es indeß bei der jetzigen maschinenartigen Stellung der Arbeiter nicht immer aus. Die Arbeiter verdienen zur Zeit in der Regel so viel, daß sie gerade existiren können; manche ernten auch so viel, daß es ihnen möglich ist, außerdem noch etwas zu erübrigen. Da sie nun aber einmal als Maschinen arbeiten, so leben sie auch als solche: sie fühlen wol, daß in ihre Arbeit kein moralischer Werth gelegt wird, sondern nur ein materieller. Die Folge davon ist, daß der Arbeiter keine Ahnung von seiner sittlichen Bestimmung in der Gesellschaft hat und daß er daher stumpfsinnig seinen Lohn der reinen Materie zum Opfer bringt.

Um hier die Erfahrung mitreden zu lassen, schaue man um sich und prüfe die Arbeiter in verschiedenen Ateliers, Werkstätten und Arbeitslokalen. Was gewahrt man? Der hohe Arbeitslohn, welcher die

Woche hindurch errungen, wird oft in einem Tage wieder vergeudet; an die Sparkasse denkt der Arbeiter nicht; je höher der Lohn, desto größer die Genußsucht. Dem Arbeitsherrn sind die Producte geliefert, ihn kümmert weiter nicht das sittliche Verhalten seiner Arbeiter.' Man durchwandere die Arbeitslokale der Fabriken: man erblickt Arbeiter und Arbeiterinnen, die bei ihrem reichlichen Wochenlohn und nüchternem Lebenswandel etwas erübrigen könnten; aber statt dessen in Schwelgerei und allerlei Leichtfertigkeiten verfallen. Es ist fast empörend, bei solch einem jugendlichen Arbeiterpersonal den höchsten Uebermuth, die gröbste Sittenlosigkeit und die ausgedehnteste Genußsucht vorzufinden. Nur die Fabrikherren gehen stumm daran vorüber, sie sind damit zufrieden gestellt, die Arbeit auf Kosten der Sittlichkeit zum Vortheil des Kapitals ausgebeutet zu haben.

Wie ganz anders verhält es sich nun aber oft mit den Arbeitern, denen ein mäßiger Verdienst zu Theil wird; sie sind nüchtern, sittlich, sparsam und ernähren oft bei ihrem kargen Einkommen noch eine Familie, während jene viel verdienenden Arbeiter sich selbst kaum durch das Leben bringen können. Wie kommt das? Das ist einfach zu erklären: der wenig verdienende Arbeiter wird durch seinen mäßigen Lohn dazu gezwungen, sich einzuschränken und wird dadurch von selbst dazu geleitet, sittiger zu sein. Die Sittlichkeit, welche eigentlich geistige Einsicht und Erziehung fördern sollte, wird lediglich durch seine materiell begrenzte Lebenslage hervorgerufen. Diese Erfahrungssätze beweisen, welch eine geringe moralische Gewalt der Arbeiter bis jetzt noch über sich selbst hat und wie wenig noch er sich beherrschen kann. Seine Sittlichkeit ist abhängig von seinem Verdienst und seinen Lebensverhältnissen, während das moralische Moment in ihm selbst liegen und durch dasselbe sein materieller Zustand gehoben werden sollte.

Wenn der nur mit dem Geiste Arbeitende von der Noth des Lebens gedrückt wird, so dient der Geist seiner Seele zur Leuchte, damit er im Sturme des Lebens nicht Schiffbruch leide; die Moral ist das Steuer, welches ihn sicher durch die Wogen hindurchführt. Ist es auch so mit dem wirthschaftlichen Arbeiter? Er ist gut in glücklichen Tagen und in bösen Tagen ist seine Seele allen Verführungen und Gefahren ausgesetzt. Kann das wunder nehmen, da ihn nur das materielle Princip leitet, ohne Ahnung von der Macht des sittlichen zu haben? Die sich überstürzende materielle Richtung der Zeit wird ebenso gut socialistische und communistische Irrthümer erzeugen, wie es der Fall war zur Zeit vor dieser Geldherrschaft. Die Geldkrisis von 1857 beweist, wie plötzlich die Geldmacht von der schwindelnden Höhe herabstürzen und den Arbeiterstand aller Noth preisgeben kann. In den jetzigen Zeitumständen liegt ein doppelter Keim zur Erzeugung einer großen Arbeiterkrisis:

einmal in der Macht der politischen Verhältnisse, und das andere mal in der furchtbaren, alles wagenden Geldmacht selbst; „denn die Arbeit ist heuer, wie ehemals, nur Mittel, statt Zweck zu sein und das Product, oder richtiger das Geld ist Zweck, statt das Mittel abzugeben.“ Fürwahr, ein gefährlicher Grundsatz für den Staat und die Gesellschaft: das religiöse, ethische und ideale Moment ist aus dem staatlichen Leben entschwunden, es hat dem kalten, sinnlosen, materiellen Moment Platz gemacht, welches allein alle Interessen leitet und vermittelt, dieselben aber auch untergräbt.

III.

Man vergleicht Kapital und Arbeit ganz richtig mit einer Schere, indem diese mit der einen Schneide ebenso gleichmäßig schneidet wie mit der andern. Dieser Vergleich ist kurz und treffend: aber wenn es nur so in der Wirklichkeit wäre. Hier und da in manchen Arbeitssphären findet man nach diesem Vergleiche Kapital und Arbeit richtig abgewogen, im ganzen aber ist dies noch nicht der Fall. In allen Geschäften, wo Kapital und Arbeit sich einander die Wagschale halten, geht sittliches Verhalten und leibliches Wohlergehen der Arbeiter Hand in Hand. So würden die häufigen Arbeitseinstellungen (Strike) gewiß nicht vorfallen, wenn die Arbeitgeber von gleichen ethischen Grundsätzen sich leiten ließen und eine gleichmäßigere Wechselwirkung zwischen Kapital und Arbeit bestände.

Indem wir die bisherige stehende Bezeichnung „Brotherr“ in ihrer Bedeutung fallen lassen, beschränken wir uns auf die Bezeichnung „Arbeitgeber“. Denn in der Wirklichkeit verdienen sich Arbeitgeber und Arbeiter einander das Brot; — jener gibt das Geld, dieser liefert das Product, es ist nur ein Austausch zwischen Geld und Product, Arbeitgeber und Arbeiter würden einer ohne den andern nicht bestehen können, beide vermitteln und bedingen ihre Existenz. Diese organische Wechselwirkung des Kapitals und der Arbeit erheischt nun aber wieder, daß der Arbeitherr nicht bis zum Uebermaß verdiene und der Arbeiter nicht bis unter das richtige Arbeitsmaß gesetzt sei. Wenn der Arbeitgeber von der Arbeit solch einen Verdienst zieht, daß er außer seiner Existenz sorgenfrei in die Zukunft schauen kann, so muß der Arbeiter auch so viel ernten, daß er seinen Verhältnissen nach ebenso gestellt ist wie der Arbeitgeber. Diese wohlangelegte richtige Abwägung des Kapitals und der Arbeit ist die Quelle der wirthschaftlichen Blüte und der Sittlichkeit. Eine ungleichmäßige Abwägung des Kapitals und der Arbeit wird stets eine Disharmonie hervorbringen und materiellen Schaden und Sittenentartung erzeugen.

Wodurch wird nun außerdem vornehmlich das sittliche Princip der

wirthschaftlichen Arbeit gehoben? Wir schlagen hier innere und äußere Mittel und Anregungen an. Um durch innere Mittel die Sittlichkeit zu fördern, gilt als erste Grundbedingung eine vortreffliche Volkserziehung in den Volksschulen. Vor allem muß hier auf die Religions- und Sittenlehre ein größerer Werth gelegt werden, als bisher wol geschehen. Außer den gewöhnlichen Schulgegenständen ist Zeichenkunst deswegen als unerlaßlich zu empfehlen, weil sie fast bei allen wirthschaftlichen Arbeiten dem Arbeiter große Dienste leistet. Die Zeichenkunst führt den Arbeiter leichter zur Theorie und erleichtert ihm die mechanische Vorrichtung; sie bildet noch mehr seinen Verstand aus und äußert einen gewissen bildenden sittlichen Einfluß auf den wirthschaftlichen Arbeiter, der als guter Zeichner stets in hoher Achtung bei seinen Mitarbeitern steht.

Einen integrirenden Theil der Lehrgegenstände in den Volksschulen bildet zur Zeit die populäre Volkswirthschaftslehre. Sie ist sozusagen ein unentbehrlicher Lehrgegenstand. Sie setzt dem künftigen Arbeiter das richtige Verhältniß zwischen Natur, Arbeit und Kapital auseinander, macht ihm seinen künftigen Standpunkt klar und bewahrt ihn daher vor communistischen Irrlehren. Die Engländer, als geniale Praktiker, haben das schon längst eingesehen und lehren bereits in mehr denn 4000 Schulen Volkswirthschaftslehre.

Aus der Naturlehre darf Technologie in einer faßlichen Gesammtdarstellung nicht ausgeschlossen bleiben. Es ist sehr zweckmäßig, wenn der künftige Arbeiter in der Schule bereits eine Uebersicht von allen Gewerken gewonnen hat. Wir billigen außerdem die Einrichtung stehender Arbeiterschulen, die dem Zwecke entsprechen, solchen Arbeitern, die im ersten Schulunterricht vernachlässigt sind, in der Unterweisung und Belehrung nachzuhelfen. Das weibliche Geschlecht kann nur in der ersten Volksschule den nothwendigen, guten Unterricht genießen; die Arbeiterinnen haben einfachere Arbeit zu verrichten und treten gewöhnlich in Eheverhältnisse. Es ist übrigens selbstverständlich, daß der durch vortrefflichen Schulunterricht gebildete Arbeiter auf den Geist und das Gemüth seiner auch als Arbeiterin schaffenden und wirkenden Frau einen sehr erhebenden, bildenden und sittlichen Einfluß äußern muß.

Sehr wesentlich ist es für die Förderung und Hebung der Sittlichkeit unter den Arbeitern, wenn der Arbeitsherr es über sich nimmt, ihr sittliches Verhalten zu überwachen, ohne sie gerade zu bevormunden. Damit ist noch nichts geschehen, wenn der Arbeitsherr für seine Arbeiter eine heitere Gesellschaft veranstaltet, in welcher er ebenfalls erscheint und Antheil an den Vergnügungen nimmt. Das ist sehr schön, aber nachdem die Musik verklungen und der Abendrausch verflogen, ist dennoch das alte Verhältniß nicht gebrochen, ist dennoch die steife Trennung

zwischen Arbeitgeber und Arbeiter nicht aufgehoben. Schöner ist es, wenn der Arbeitsherr sich an den eigenen Versammlungen seiner Arbeiter betheiligt, ihnen dort mit Rath und Meinung zur Seite steht und aufrichtige Begeisterung für ihr Wohl zeigt, als sei er selbst der erste Arbeiter. Das übt einen magischen und nachhaltigen Einfluß auf die Arbeiter aus. Ohne Zweifel wird der Arbeitgeber dadurch eine starke Wirkung äußern auf ihren Fleiß, ihre Anhänglichkeit und Sittlichkeit; die Arbeiter erblicken hier in allem den sittlichen Ernst und sehen hier Wahrheit und den redlichen Willen.

Es entwickelt sich dann zwischen dem Arbeitsherrn und dem Arbeiter ein patriarchalisches Verhältniß, durch welches dieser an jenen in Wahrheit gekettet wird. Der Arbeitsherr wird dann auch nichts unterlassen, die geistige Bildung anzuregen und dadurch wieder auf das sittliche Verhalten zu wirken. So wäre es z. B. sehr ersprießlich, unter der Leitung des Arbeitgebers eine Sparkasse zu errichten, aus welcher die Anschaffung einer kleinen nützlichen Bibliothek zur Bildung der Arbeiter bestritten würde. Für die guten Folgen einer solchen Einrichtung kann England glänzende Beispiele liefern, wo man zuerst diese Einrichtung für die geistige und sittliche Bildung der Arbeiter mit großem Erfolg ins Leben rief.

Als Hebel der Moral in erster Linie steht die Ehe. Sie ist ein moralisches Institut. Darin, ob die Ehe unter den Arbeitern zu fördern ist oder nicht, differiren bisjetzt die Meinungen der Nationalökonomen. Die einen meinen, daß durch den in der Ehe zu stark hervortretenden Populationstrieb die arbeitende Bevölkerung sich zu sehr vermehre und später ein Misverhältniß zwischen Nachfrage nach Arbeit und der nach Arbeitern entstehe; andere betonen hauptsächlich den sittlichen Einfluß der Ehe auf die Arbeiter. Indem wir darüber kein abgeschlossenes Urtheil abgeben wollen, sind wir doch der Meinung, daß den Arbeitern, sobald es ihnen ihre Stellung erlaubt, nichts in den Weg gelegt werden muß, das Eheverhältniß einzugehen. Ein verheiratheter Arbeiter führt einen geregeltern und moralischern Lebenswandel als ein unverheiratheter, und die Erfahrung beweist sattsam, daß jener spart, während dieser vergeudet. Das Versagen des Ehebündnisses leistet nur dem Concubinat Vorschub und wie sittenverderbend dieses vorzüglich unter den jungen Arbeitern wirkt, davon hat man in den Fabriken, wo männliches und weibliches Personal zusammenarbeitet, die niederschlagendsten Beweise.

Für Hebung der moralischen und wirthschaftlichen Interessen sprechen auch die freien Arbeitervereine. Von den tüchtigsten Publicisten und Staatsmännern ist längst eingewandt worden, warum nicht die

Arbeiter ebenso gut das Recht genießen sollten, in Versammlungen zusammenzukommen wie andere Staatsangehörige der gebildeten Klassen. Nach unserm Dafürhalten haben die Arbeiter noch ein größeres Recht, in freien Vereinen ihre Angelegenheiten zu besprechen als andere Staatsangehörige, weil sie viel öfter als diese wegen ihrer Abhängigkeit in die Nothwendigkeit versetzt sind, zum besten ihrer Lebensverhältnisse und ihrer Stellung klar und umfassend ihre Lage untereinander zu erörtern und sich zu verständigen. Die Furcht vor Tumulten oder revolutionären Umtrieben, die in diesen Vereinen liegen soll, ist ein Phantom; im Gegentheil liegt darin eine Gewähr vor Empörung. Die freien Vereine selbst bilden und versittlichen: denn wenn Mishelligkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern eingetreten sind, werden in den Zusammenkünften die Meinungen sich abwägen und solche Beschlüsse gefaßt werden, die zur Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern führen. Hält man aber die Arbeiter auseinander, dann können die Mishelligkeiten erst gerade den Charakter des Ernstes annehmen. England liefert hier wieder das Beispiel von den guten Folgen der freien Arbeitervereine. Alle englischen Staatsmänner und Publicisten geben ein übereinstimmendes günstiges Urtheil darüber ab. In diesem Lande theilen die Arbeitnehmer dasselbe Recht der freien Zusammenkunft mit den Arbeitgebern: beide kämpfen mit denselben friedlichen Waffen und beide gleichen sich wieder mit eben diesen Waffen aus.

Wer erinnert sich nicht des alten Meistersanges aus der jugendlichen Zeit des Mittelalters! Derselbe verbrüderte Meister und Gesellen, zog sie ab von wilden Gelagen und stimmte sie zur frommen Heiterkeit. Gewiß übte dieser Meistersang einen beseligenden sittlichen Einfluß auf die Arbeiter aus. Der Meistersang ist längst nicht mehr, aber seit dem Sturmjahre 1848 scheint es, als tönte der alte Sang in neuer Form noch einmal wider. Es existiren zur Zeit unter den Arbeitern mancher Gewerke die sogenannten Gesellengesangvereine. Und wer die schlichten Handwerker singen hört, und wer sieht, wie sie das deutsche Lied pflegen, den muß es das Herz erfreuen und der kann nicht verkennen, daß die Ausübung deutschen Sanges auf Herz und Gemüth veredelnd und versittlichend wirkt. Es steht zu wünschen, daß diese Gesangvereine unter der Leitung von Musikverständigen immer noch mehr gedeihen.

Wir berühren nun die äußern Mittel und Anregungen zur Förderung und Hebung des sittlichen Princips der wirthschaftlichen Arbeit.

Die Hauptlichtseite der freien Arbeit, die als Grundsteinbedingung das moralische Selbstbewußtsein in sich trägt, äußert sich vorzüglich dadurch, daß sie mehr und mehr der Staatsbeihülfe entbehrt. Der Arbeiter ist frei, er entwickelt sich ungehindert; um ihm indeß eine wür-

dige Stellung in der Gesellschaft anzuweisen, muß im staatlichen Organismus die Arbeit zu dem Kapital im richtigen Verhältniß stehen. Stellt sich für das Kapital ein zu hoher Gewinn heraus, so leidet die Arbeit; ist der Arbeitslohn zu hoch, so leidet das Kapital. In beiden Fällen würde eine Disharmonie entstehen; weder die Wirthschaft könnte gedeihen, noch der höhere moralische Lebenszweck könnte gefördert werden. Das richtige Verhältniß des Kapitals zu der Arbeit, durch welches der Arbeiter und der Arbeitgeber als gleichmäßig wirkende wirthschaftliche und sittliche Organe in der Gesellschaft bestehen, findet daher seinen Ausdruck in einer zweckmäßig angelegten Organisation und Association der Arbeit und des Kapitals, welche auf einem verhältnißmäßig gleichmäßigen Gewinne für den Arbeitgeber und Arbeitnehmer beruht, indem dieser ebensowol auf Procenttheile gesetzt ist wie jener. Keineswegs ist diese Organisation und Association des Kapitals und der Arbeit communistischer Natur, sie entspricht im Gegentheil vollkommen der individuellen Freiheit und dem moralischen Principe. Was sind die materiellen Folgen dieser gleichmäßigen Abwägung des Kapitals und der Arbeit? Der Kapitalist erfreut sich eines höhern Gewinns und der Arbeiter eines höhern Lohnes, ohne daß Kapital und Arbeit in Disharmonie gerathen und ohne daß der Arbeiter Maschine ist. Was sind die moralischen Folgen? Der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer haben beide durch den erlangten gleichmäßigen Vortheil den höhern, edlern Gewinn, für die Ausbildung des Geistes und Herzens ihrer Familie und ihrer selbst viel leichter und besser Sorge zu tragen, als wenn der Arbeitsherr der alleinige Gewinner wäre und der Arbeiter eine bloße Maschine abgäbe.

Auf diese Weise entwickelt sich auch ein verhältnißmäßig gleichmäßiger Wohlstand des Kapitalisten und des Arbeiters und somit der ganzen Nation und hier gilt es nun zu sagen: je größer die wirthschaftliche Blüte, desto größer die geistige Bildung und die Moral, und je größer diese, desto größer jene.

Eine richtig abgetheilte Arbeitszeit, vornehmlich in den Fabriken, ist nicht allein zum besten des leiblichen Wohlergehens, sondern auch zur Hebung der Sittlichkeit anzurathen. Es ist ausgemacht, daß die Festsetzung der Arbeitszeit lediglich auf einem Uebereinkommen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern beruhen darf, und daß die Regierung wegen mangelnder Sachkenntniß keine Regulirung dieser Art vorzunehmen hat. Das Arbeitsmaß muß dem Zeitmaße in der Art entsprechen, daß dem Arbeiter noch so viel Zeit gegönnt ist, um allen wirthschaftlichen und sittlichen Interessen seines Hauswesens und seiner Familie zu genügen. Ueberarbeitung und Abspannung wird ebenso schädliche Folgen haben wie Arbeitlosigkeit und Nichtsthuerei, wie letztere so oft bei Ar-

beitern der Zunft vorkommt. Sind Kinder in den Fabriken beschäftigt, so ist auf die Fixirung der Arbeitszeit noch besondere Rücksicht zu nehmen. Die Regierung kann hier rathend zur Seite stehen und auch ein gewisses Oberaufsichtsrecht in diesem Falle ausüben, ohne im geringsten die Privatinteressen zu verletzen.

Daß Sparkassen und Vorschußbanken für die Arbeiter und Handwerker wirthschaftlich und sittlich fördernd sind, ist leicht zu erachten, und auch dafür liefert England wieder herrliche Beispiele.

Politische und sociale Zustände bedingen einander: die Vortrefflichkeit der einen beruht auf der Vortrefflichkeit der andern. So ist es zu beklagen, daß unsern deutschen Vaterländern noch nicht das Recht der Freizügigkeit gegeben ist. Die Schuld, daß dieses Recht noch nicht eingeführt ist, schieben wir keineswegs den Staatsregierungen zu, sondern allein den Gemeindeverwaltungen und dem Zunftwesen. Wie sehr die Hemmung der Freizügigkeit den Fortschritten gesegneter Arbeiterzustände in Deutschland entgegensteht, ist leider schon tief genug empfunden. Es ist noch alltäglich der Fall, daß mancher brave, geschickte und fleißige Arbeiter infolge dieses von den Gemeinden und dem Zunftwesen gehandhabten Zopfregiments nicht aufkommen kann, und materiell und sittlich verkommt.

Der Zeitgeist ist nun da angelangt, daß dem Arbeiterstande dieselbe Stellung in der staatlichen Gesellschaft eingeräumt werden muß, welche auch die übrigen Staatsangehörigen einnehmen. Geschieht dies nicht, so werden die wirthschaftlichen Arbeiter immer noch die Factoren des Ruins der Gesellschaft sein, anstatt daß sie die des Bestandes derselben sein sollen. Die Arbeiter aller Sphären, mögen sie auf Tagelohn oder Stücklohn gesetzt, oder mögen sie mit ihren Arbeitern vergesellschaftet sein, sind, wie die übrigen Mitglieder des Staates, dazu bestimmt, zu leben, um zu arbeiten. Solange sie sich indeß mit der Bestimmung begnügen müssen, zu arbeiten, um zu leben, ist keine Hoffnung vorhanden, daß sie den höhern sittlichen Lebenszweck verfolgen können. Es ist die Aufgabe der Nationalökonomie, den moralischen Werth der Arbeit als den Grundton des materiellen und geistig sittlichen Wohles der Arbeiter anzuschlagen und es ist die Aufgabe der Gesammtindustrie und der Regierungen, auf diesen Grundton zu hören, um danach die Stellung der Arbeiter abzustimmen. Dann wäre die Philosophie der Arbeit verwirklicht und das Nationalwohl wahrhaft verbürgt; dann wird die Arbeit nicht mehr das sein, was sie noch immer ist, nämlich Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, dann wird sie sein, was sie sein muß, nämlich Hebung der höchsten Sittlichkeit des Menschen durch den Menschen.

Reformbedürfnisse in den Alterthumsstudien.

Von

Julius Braun.

II.

Zum Ersatz für die Vernichtung Homer's und die auf derselben Spur erfolgte Auflösung Hesiod's ꝛc. ist unsere kritische Philologie auch schöpferisch aufgetreten. Eine solche Schöpfung ist z. B. die dorische Cultur. Otfried Müller hat uns den Gefallen gethan, aus den Doriern ein Culturvolk, ein Idealvolk zu machen. Wenn er auch später selbst nicht mehr daran glaubte, so ist die Errungenschaft doch eingebürgert und wir bekommen als stehendes Kapitel in allen Literaturgeschichten ꝛc. die dorische Lyrik, die dorische Verfassung, die dorische Religion, dorische Architektur, sogar eine dorische Philosophie. Sollte man glauben, daß von all dem auch nicht eine Silbe wahr ist? d. h. es wäre ein Wunder, wenn eine Silbe davon wahr wäre, wenn jene Freibeuterbande, die auf Flößen über den schmalsten Theil des korinthischen Golfs setzte und gleich einer Heerde hungeriger Wölfe in den Peloponnesos einfiel, in ihrem Busen Verfassungs- und Baustilideale trug, die unwiderstehlich, ganz und fertig, wie Athene aus des Vaters Kopf, ans Licht treten mußten. Von ähnlichen Vorkommnissen weiß die Weltgeschichte nichts und man würde auch vergebens fragen, wo derlei von den Doriern aufgezeichnet sei? Wir wissen nur, daß das glänzende achäische Alter mit seiner asiatischen Cultur, wie sie in Homer's Gedichten und den Façadenresten von Agamemnon's halb unterirdischer Grabkuppel zu Tage tritt, durch diese Dorier ein jähes Ende nahm. Homer selber nennt die Dorier einen Zorn des Zeus („Ilias", 4, 52). Dorier, oder vielmehr alles mögliche in Lakedämon angesammelte heimatlose Gesindel unter dorischer Führung, hat ferner der bis dahin phönicischen Inseln Melos und Thera sowie des gleichfalls semitischen Landes Kreta sich bemächtigt. Viel schlimmer als je eine Flibustierbande in Mittelamerika, aber nicht anders als die Ionier bei der Einnahme des kretisch-karischen Milet haben diese dorischen Culturträger die Männer todtgeschlagen, Weiber und Töchter sich angeeignet und den Rest der Ureinwohner zu Staatssklaven gemacht. „Colonisiren" nennt man das. Einer jener Edlen hat seinem Gefühl lyrischen Ausdruck gegeben: „Ich hab' einen großen Reichthum — er heißt Speer und Schwert und schöner Schild, des Leibes Schutz. Damit ackere ich, damit ernte ich, damit keltere ich den süßen Wein; damit bin ich Herr der Mnoia (der Staatssklaven). Die, so nicht wagen zu führen Speer und Schwert und den schönen Schild, des Leibes Schutz, beugen alle die Knie und

beten mich an und nennen mich Herrn und großen König." Ein Verfassungsideal brauchten übrigens diese Dorier nach Kreta nicht mitzubringen. Dort hatte man die Gesetze des Königs Ninos, und dieses semitische Gesetz haben auch die Flibustierstaaten, die erst allmählich über das ganze Land Herr wurden, probat gefunden und von ihnen holte es Lykurgos nach Sparta herüber. Beweis ist die Uebereinstimmung dieser kretisch-spartanischen Verfassung mit dem semitischen Orient. In Kreta und Sparta, aber auch in Tyrus und Karthago theilte sich die herrschende Klasse in drei Stämme und jeder wieder in zehn Geschlechter. An der Spitze dieser dreißig Geschlechter standen in Karthago dreißig Principes mit zwei Suffeten, in Sparta ebenso viel Geronten, und zwei davon hießen Könige. Diese tyrisch-karthagische Staatsform wurde von allen andern Colonien getheilt, und kretische Colonien mit kretischem Gesetz haben in Italien Boden gewonnen. Merkwürdig, daß auch Rom drei Tribus, dreißig Curien, zwei Consuln hatte. Wer künftig mit römischer Verfassung zu thun hat, wird doch gutthun, erst die von Tyrus zu studiren. Jene Zweizahl, die in den Suffeten, Consuln ꝛc. sich wiederholt, findet dort ihr Vorbild, wo der König der Landstadt und der Hohepriester der Inselstadt an der Spitze jener drei Tribus und dreißig Curien zusammentraten. Dieselben dreißig Geschlechter sind es, die, ein jedes für sich, zu Karthago, Kreta, Sparta, auf Staatskosten an den gemeinsamen Tisch kamen. Gleichen Brauch wissen wir von den Pelasgern zu Phigalia, dort wo die kanaanitischen Götterdienste noch so ganz echt beisammensitzen, und von den Oenotrern, die aus demselben Kanaaniter- und Pelasgergebirge Arkadiens nach Italien weiter gezogen. Kanaanitisch ist auch der kretisch-spartanische Waffentanz und die nach Sparta übergegangene, in Kreta sogar gesetzlich geregelte Moral von Sodom und Benjamin. Wir sehen, der spartanische Anspruch auf das dorische Verfassungsideal, schon bei den Alten eine Streitfrage, ist ein höchst schwanker und bringt diese edle Rasse ganz im Gegentheil in eine Gemeinschaft, die von den kritischen Philologen zu allermeist verabscheut wird. Eher ist man geneigt, eine Bluts- und Culturverwandtschaft mit den Vorfahren des Gesindels, das neuerdings in Indien rebellirt hat, zuzugeben, aber um alles nicht mit Semitischem und — Jüdischem.

Wie steht es nun mit der dorischen Lyrik, die ein so wahrhaftiges Bedürfniß ist als Ausdruck jenes Nationalcharakters, wie unsere kritischen Schulen ihn entdeckt haben? Außer dem bereits genannten lyrischen Gedanken jenes dorischen Flibustiers auf Kreta ist uns zwar nie etwas zu Gesicht gekommen. Die Literaturgeschichten wissen sich aber zu helfen. Sie lassen die dorische Poesie und den dorischen Nationalgeist vertreten werden 1) durch den Athener Tyrtäus; 2) den Lesbier Terpander; 3) den Kreter Thaletas; 4) den Lydier Alkman; 5) den

Lokrer Stesichoros und 6) am Ende gar durch den Thebaner Pindar. Tyrtäus brachte die kriegerische Elegie der Ionier nach Sparta, den Geist des Ephesiers Kallinos, bei dem wir allerdings von dem vermeintlich ionischen Nationalcharakter, wie unsere Kritik ihn gleichfalls verfügt hat (die bekannte schlaffe Auflösung), durchaus nichts merken. Der Lydier Alkman mit seinen weichen Strophen ist zunächst verwandt mit Sappho. Da nun Sappho, wie Pindar weiß, ihr „gegenstimmiges“ Saitenspiel vom „Lydergastmahl“ bezogen hat, dürfte das Gemeinsame von Alkman und Sappho ebendort liegen. Wenn die Lyder ein ausgebildetes Saitenspiel hatten, so wird wol auch eine Lyrik dabei gewesen sein. In Sparta schnitt man die „überflüssigen“ Saiten wieder weg. Doch sei dem wie ihm wolle — wo bleibt der Nationalgeist, wenn man genöthigt ist, ihn durch nichts als fremde Namen vertreten zu lassen und durch fremde Gesangsweisen, die unter sich auch nicht die mindeste Uebereinstimmung zeigen?

Dasselbe mußte man freilich auch in der Philosophie. Da es doch wünschenswerth war, auch eine dorische Philosophie zu haben, hat man zeitweis den Versuch gemacht, sie vertreten zu lassen durch — den Ionier Pythagoras. Pythagoras war 22 Jahre lang ägyptischer Priester, und hätte man gewußt, wie sehr ägyptisch er ist, man hätte eher im Namen von ganz Hellas sich bekreuzt, als ihn zum Vertreter dorischen Geistes zu wählen. Wenn seine Lehre Boden gewann in der kretisch-dorischen Stadt Tarent, so ist das nur ein Zeichen, welche Neigung zum Pietismus auch Völkern dorischen Dialekts innewohnen kann. Ich glaube kaum, daß man die Absicht hatte, diesen Nachweis herbeizuführen. Und doch ist jene von altersher aus Aegypten ererbte mystische Neigung sogar — Freunde des Classischen werden sich mit Empörung abwenden — das Vorwiegende in der ganzen hellenischen Nation. Welches Recht hat man denn überhaupt, sich vorzustellen, diese Dorier und sonstigen Hellenen seien einhergewandelt wie die Statuen, mit Faltenwurf und Bewegung wie im halberhobenen Bildwerk eines Tempelfrieses und hätten selber nur homerisch und plastisch gedacht? Wer sich vom äußersten Gegentheil überzeugen will, darf nur an den Fingern abzählen, um wie viel zahlreicher und bedeutsamer die Feste der mystischen Götter als die der plastisch homerischen sind. An jenen nimmt das ganze Volk theil, an diesen wesentlich nur der Adel. Die Lokalcultur, Mysteriendienste sind es, an denen ein religiöses Bedürfniß sich befriedigt, und jener vermeintlich dorische Apostel gewinnt nur dann eine tiefer greifende Bedeutung, wenn er, wie zu Delphi, den ursprünglich mystischen Gehalt zu bewahren weiß. Wir sprechen noch weiter davon.

Aber jener ganze dorische Nationalcharakter selbst, dessen Gegensatz zum ionischen man neuerdings vollends auf die Spitze getrieben hat

(Curtius, „Griechische Geschichte“), er ist selber nichts als eine Erfindung unserer Philologenschulen. Man abstrahirt ihn von den Spartanern, dem strengen ernsten Volk, mit dessen Charakter die ernste dorische Tonart und der ernste dorische Baustil so wunderbar übereinstimmt. Welches Recht aber hat man, durch dieses geistesdürftige Sparta die reichentwickelten Städte dorischer Zunge, wo es allerdings bedeutende Denkmale des sogenannten dorischen Stils gab und gibt, Korinth, Syrakus, Agrigent vertreten zu lassen? Es sind Städte, die ihren Aufschwung allerdings nicht einer Urbestimmtheit dorischer Rasse, sondern einer reichen Völkermischung verdanken. Wo bleibt aber bei ihnen der geradlinige Charakter, aus welchem die dorische Architektur so naturnothwendig entspringen mußte? Sie waren doch bekanntlich die üppigsten und ausgelassensten von allen. Wie kommt es andererseits, daß Sparta selber, wo jener Charakter doch am reinsten aus den dorischen Hohlstreifen und Triglyphen sprechen mußte, namhafte Denkmale dieser Art niemals gehabt hat? Was wir von Sparta wissen, ist ausländische Arbeit in babylonisch-phönizischem Stil, wie jener Thron des amykläischen Apoll, zu dessen Aufbau der Magnesier Bathykles mit einer ganzen Schar von Magneten aus Asien berufen wurde, oder es ist wenigstens kein spartanisches Werk, z. B. der eherne Athenetempel auf der Burg, von Gitiadas. Da den Spartanern alle Arbeit als des freien Mannes unwürdig verboten war, kann Gitiadas auch kein Spartaner gewesen sein, sondern er war ein Achäer, wie er denn auch in achäischem, d. h. asiatischem Prachtstil (jene getriebenen Figurenfriese in Bronce, wie in Agamemnon's Grabkuppel und Menelaos' Palast) gebaut hat. Woher kommt es hinwiederum, daß die ergreifendsten Denkmale dieses ernsten dorischen Stils im demokratisch aufgelösten Athen, also auf ionischem Boden stehen, wo man billigerweise nur in ionischen Voluten hätte denken dürfen? Glaubt man wirklich, daß Athen nöthig hatte, zu Sparta oder beim dorischen Nationalgeist im Peloponnes in die Schule zu gehen? Und wo ist denn irgendeine historische Notiz oder topographische Spur, welche das Aufkommen dieses Stils an die sogenannte dorische Wanderung, eben jenen culturzerstörenden Einbruch knüpft? Gleichwol liest man so in allen unsern Kunstgeschichten. Glaubt man denn wirklich, müssen wir wiederholen, diese Dorier hätten abends, müde von der Wanderung, sich zusammengesetzt und beschlossen: Nun wollen wir auch den dorischen Stil erfinden! In der That, sie sind so unschuldig daran als die Gothen an dem sogenannten gothischen. In den ältesten Trümmerstätten des Nilthals, in der uralten Nekropolis von Jerusalem liegt er ganz und fertig bereits vor, und wenn die kritischen Schulen nichts davon wissen, so gibt es nur Einen Rath: man möge endlich etwas lernen! Nur weil dorischer und ionischer Stil im

Ausland bereits fertig war, erklärt sich die Uebereinstimmung der Formen, willkürlich gewählter Formen, bis ins letzte Ornament, und die Unwesentlichkeit aller Abweichungen von Kleinasien bis ins fernste Westland. Beide Stile waren bei den Phöniziern zugleich im Gebrauch, wurden harmlos durcheinander geschoben, ohne Ahnung des welthistorischen Gegensatzes, der mit Hülfe deutscher Forschung zwischen dorisch und ionisch sich noch entwickeln sollte. Wenn wir aber ganz genau zusehen, waren sie auch auf griechischem Boden niemals völlig getrennt, tauschen ewig ihre Ornamente aus und können sich gegenseitig gar nie entbehren. Wenn aber gleichwol die Denkmale ionischen Stils zumeist auf der asiatischen Küste stehen, wo Völker ionischen Dialekts saßen, so kommt es daher, daß diese zunächst nach dem griffen, was Innerasien ihnen liefern konnte — den Stil von Ninive und Babylon. Es war derselbe Weg, auf dem ihn auch die Lydier bezogen: denn der Cybeletempel der nichthellischen Hauptstadt Sardes, von dem zwei gewaltige Säulen im Angesicht von Krösus' Burghöhe heute noch stehen, zeigt dieselben sogenannten ionischen Formen, und am ionischen Artemistempel zu Ephesus hat Krösus selber mitgebaut. Auch was von Doriern auf asiatischer Küste saß, ist derselben Ueberlieferung gefolgt, ohne durch ionische Voluten und Perlenstäbe seinen Charakter in Unordnung zu bringen. Zeugniß ist das Mausoleum von Halikarnaß. Und wenn der dorische Tempel in Europa sich findet, so kommt das einfach daher, daß schon die ältesten aus Unterägypten ausgeschiedenen Kanaaniter oder Pelasger seine Formen dahin mitgebracht. Innerhalb der cyklopischen Mauerringe von Argos ꝛc., die selber ein kanaanitisches Erbe sind, standen dorische Tempel und erhoben sich für kanaanitische Götternamen auch auf der etruskischen Küste (z. B. zu Pyrgi, dem Hafen von Caere) durch dieselben Pelasger. Man hatte nicht nöthig, ihre Form erst zu entwickeln, etwa aus dem „ältesten griechischen Tempel" auf Berg Ocha in Euböa. Dieser Tempel in seiner rührenden Einfachheit (es war ein Viehstall) und mit seiner Hypäthralidee (ein Stück Dach ist heruntergebrochen) stimmt allerdings sehr zur Andacht. Man hat neuerdings auf jenen Bergweiden noch eine ganze Anzahl solcher „Tempel" gefunden, nicht als ob das religiöse Bedürfniß dort oben so mächtig war, sondern sie stehen überall, wo der Grasplatz groß genug ist, um ein Unterbringen des Heuvorraths wünschenswerth zu machen; es waren Sennhütten. Eine Entwickelung dorischen Stils war allerdings nicht nöthig, da unsere Architekturphilosophie ihn ganz und fertig als System von Ideen aus dem Urbewußtsein der Dorier springen läßt. Darum hat man sich begnügt, aus jenen Viehweide-Tempeln eine eigene „dryopische" Bauweise zu machen.*)

*) Prof. Bursian in Leipzig. Gerhard's „Archäol. Zeitschr.", 1855.

Wir fürchten, mit einer dorischen Religion wird es kaum solider beschaffen sein. Otfried Müller hatte den Apollon dafür erwählt, den Gott von Licht, Maß und Klarheit, der mit dem bewußten dorischen Charakter wieder so merkwürdig stimmt. Nun war es freilich fatal, daß die in Lakedämon einbrechenden Dorier den Apollon als 30 Ellen hohen, mit Kopf und Händen versehenen Erzpfeiler zu Amyklä bei Sparta bereits vorfanden, während sie doch eigentlich nur im eigenen Urbewußtsein ihn vollbringen durften. Man wußte zu helfen mit Namensverwechselung, Umtaufung einer ältern Figur ꝛc. Wenn solche Ausflucht auch hier sowie an andern vorhellenischen Plätzen, wie Milet, neuerdings nicht mehr ausreicht, so ist man doch überzeugt, daß die „tiefere Ausbildung“ jener Lichtreligion dem dorischen Charakter gebühre, und beschränkt sich mit Sammlung des Materials gewissenhaft auf hellenischen Boden. Die Erscheinung tritt öfter in unserer Wissenschaft ein, daß ein Errungenes sich festklammert, wie ein Epheugeflecht, auch wenn Wurzel und Grund längst verschwunden sind. Nun versichert aber Herodot auf seinen für die Kritik so bedauerlichen Irrpfaden, der griechische Apoll sei der jüngere Horus der Aegypter, und uns selbst fallen die Beweisgründe dutzendweis in die Hände. Dürfen wir wagen, zuzugreifen? Drei heilige Thiere hatte der jüngere Horus in Aegypten: Sperber, Wolf und Spitzmaus (die letztere gehört eigentlich seiner Mutter oder Pflegemutter Neto-Leto, Göttin der Nacht und des Schicksals, von der Apollon auch das Orakelgeben geerbt hat). Alle drei Thiere: Sperber, Wolf und Maus, sind auch dem hellenischen Apoll eigen geblieben. Er heißt „lykisch“, aber nicht vom „Licht“ und nicht vom Land Lykien, sondern allein vom Wolf, dessen Mumien man in den Schachten von Siut, des jüngern Horus Stadt, heute noch findet. Apollon ist ein Todesgott bei Homer so gut wie in Aegypten, wo er einer der vier Genien der Unterwelt ist und unter der Seelenwage im Todtengericht beschäftigt wird. Er ist der Sohn von Osiris und Isis aus jenem jüngsten und sterblichen Göttergeschlecht Aegyptens, welches nichts ist als ein vorhistorisches, vergöttertes Königsgeschlecht mit all seinen menschlichen Schicksalen und Leiden. Vor der Nachstellung ihres Schwagers Typhon flüchtete Isis ihre Kinder Horus und Bubastis (Apoll und Artemis) zur Göttin Leto, deren Orakeltempel zu Buto im Delta stand. Auf einer Palmeninsel hinter diesem Tempel fanden die Kinder Schutz und erhielt später der jüngere Horus selber jenen von Herodot gesehenen Apollontempel. Durch geringe Verschiebung wurde Leto zur wirklichen Mutter beider Kinder und irrt in der griechischen Sage mit dem noch ungeborenen Apoll selber nach einer Palmeninsel, nach Delos. Der herangewachsene Horus tödtete seinen Oheim Typhon in der Schlacht bei Antäopolis. Es ist die Erlegung des Drachen

Pytho, auf Kreta Delphyne, durch Apoll. Schlangengestaltig schon in ägyptischer Ausdrucksweise, ist Typhon vollends bei den Phönikern und Hesiod zu einem ungeheuern Drachen geworden. Von diesem Mord, der eigentlich kein Drachen-, sondern ein Verwandtenmord ist, muß Apoll sich sühnen, und die Stätte seiner Sühnung wird bald in die Felsenschlucht Terra auf Kreta, bald an einen Altar im Tempethal verlegt. Dadurch, daß er selber gebüßt und gelitten hat, wird er fähig, auch fremde Leiden zu verstehen, Büßende bei sich aufzunehmen und sie rein zu waschen von ihrer Schuld — ein Bedürfniß nach leidenden Göttern, wie es so vielen Religionen eigen ist. Seine eigene Blutschuld geht ihm lange nach und zu Tarsus wusch man jährlich ein dem Apollon gehöriges Schwert, das Schwert des Verwandtenmords, im Flusse Kydnos ab. Alles das sind rein sagengeschichtliche Erinnerungen. Wenn aber Apoll auch als Sonnengott gilt (in Phigalia) oder Helios Leto's Sohn heißt (Orph. Frag.), so kommt das davon, daß der Name Horus, den die Griechen regelmäßig mit Apollon übersetzen, sammt dem dazu gehörigen Sperbersymbol in Aegypten verschiedenen Göttern, darunter auch dem Sonnengott zukommt. Die Stadt des Sonnengottes Horus, Edfu in Oberägypten, heißt griechisch Apollinopolis. Nur um des gleichen Namens willen trat ein kosmischer Begriff wie der Sonnengott für die Ferne mit der sagengeschichtlichen Figur zusammen. So hatten die Aegypter auch drei grundverschiedene Götter des Namens Thot: den einmal, den zweimal, den dreimal großen Thot. Diesen Namen übersetzen die Griechen mit Hermes, und darum finden alle drei Thot mit ihren unvereinbaren Eigenschaften (phallischer Befruchtungsgott rc., homerischer Götterbote rc.) in dem einen griechischen Hermes sich wieder. Wenn dermaßen Apollon's innerer Gehalt und äußere Zeichen, die ganze Sagengeschichte diesseits und jenseits zusammentreffen, so lassen auch alle Wege sich verfolgen, auf denen der Cultus dieser Figur von Aegypten her sich verbreitet hat. Wir finden ihn heimisch auf der ganzen phönikischen Küste von Askalon bis Tarsus, und auf der nordafrikanischen zu Utika seit Gründung dieser Stadt, d. h. seit dem 12. Jahrhundert. Der große Apoll von Karthago, ein vergoldetes Bronzebild, stand später neben dem Circus maximus in Rom. Kein Mensch wird uns aufbinden, diese Völker hätten den Gott als hellenisches Geistesproduct sich kommen lassen. Alle Cultusstätten auf nachmals hellenischem Boden, in Troas, Klaros, Milet, Patara, auf Delos und zu Delphi, weisen nach Kreta und zwar in die semitische Zeit Kretas zurück, da dieses Land die Hauptstation ägyptisch-kanaanitischer Ideen und Formen war. Weil das Orakel- und Sühngeschäft so sehr gut rentirte, trugen die Kreter es allenthalben vor sich her und das Aufthun immer neuer Geschäftslokale zog die Gründung ganzer Städte nach sich. Fürs Hindurchgehen durch

semitische Rasse zeugen vollends die Menschenopfer, deren der vermeintliche Lichtgott mehr verlangt als irgendein anderer. Er empfing sie in Paros, Milet, Athen, Massalia ꝛc., und sein Orakel zu Delphi verordnet sie nach allen Seiten, nach Athen, Patras, Temesa ꝛc. als Universalmittel gegen alle Schäden.

Von einer solchen Entwickelung scheinen auch die neuesten Mythologien keine Ahnung zu haben noch haben zu wollen. Nach Preller bedeutet der Drache die „pestilenzialische Ausdünstung des engen Thals von Delphi" (es ist die gesundeste Gegend Griechenlands). Nach Welker hat der Drache selber früher prophezeit, und wurde durch Apoll, der in dem Erwerbszweig nachfolgen wollte, um Brot und Leben gebracht. Nach Otfried Müller ist er „die unreine, bösartige, wüste Natur", nach andern das „Geschöpf sumpfiger Finsterniß", oder „der Winter", oder „nächtliches Gewölk, das vor dem Sonnengott weicht". Wir wollen nur die Eine Frage thun: Glaubt man denn wirklich dem hellenischen Geist einen Gefallen zu thun, wenn man allegorische Erfindungen von so geringem Gehalt ihm zumuthet? Und daran soll ein religiöses Bedürfniß sich befriedigt haben? Da wäre es denn doch gerathener, mit einiger Einsicht in die Naturgeschichte der Sage, ihrer topographischen und historischen Spur zu folgen bis auf ihren ältesten Boden. Dann wird man der Gesetze ihrer Verschiebung inne werden und unter anderm auch einsehen, daß mit jenem Drachenkampf Apoll's, der ohnedies nicht allein an Delphi haftet, ursprünglich eins und dasselbe ist die Ueberwindung des Antäus durch Hercules. Antäus ist Typhon, und Typhon's Stadt in Mittelägypten hieß Antäopolis, dieselbe, wo die Entscheidungsschlacht vorfiel. Aber Hercules, der ägyptische Hercules, Horus der ältere (des jüngern Oheim und gleichfalls eine sagengeschichtliche Figur), auch Chom, der Starke, wird, weil er Horus heißt, von den Griechen mit Apollon übersetzt, Apollon Chomäus. Auf diesen ältern Apoll, gewöhnlich Hercules genannt, ist, abermals nur um der Namensgleichheit willen, der Antäus-Typhonmord des jüngern Horus übergegangen. Den afrikanischen Boden hat man beibehalten.

Wir haben den Mythus von der dorischen Nationalcultur gewählt, um unter einem einzigen Titel nachweisen zu können, was es mit der Errungenschaft auf kritisch-speculativem Weg in Verfassungsidealen und Nationalpoesie, Architektur und Religion für eine Bewandtniß habe. Die Gründe werden ausreichen, um den aufgestellten Satz zu tragen: Was speculirend geschaffen wurde, ist wieder wegzuräumen, so wie wir in unserm ersten Gang darzuthun suchten: Was kritisch vernichtet wurde, muß wiederauferstehen. Wir mußten uns an die Extreme halten; wer von den Vorwürfen sich nur theilweis berührt fühlt, soll nur theilweis davon berührt sein. Es fällt uns nicht ein, jeden einzelnen für das

Gemeingut verantwortlich zu machen. Auch versteht sich von selbst, daß wir innerhalb der alten Kritik gar manchen geistvollen Wurf zu schätzen wissen. Wir sind zu sehr gewohnt, mit ägyptischem Bildwerk umzugehen, um nicht auch innerhalb selbstgesteckter Schranken das Gelungene würdigen zu können. Diese Verwandtschaft mit dem verhaßten Aegypten ist kritischerseits vielleicht noch niemand aufgefallen.

Es ist nun anzudeuten, was eine realhistorische Richtung in Religions-, Literatur- und Kunstgeschichte an die Stelle des Weggeräumten zu setzen hat. Nach den mitgetheilten Proben ist an eine Vermittelung, wenigstens mit der extremsten Partei, nicht zu denken. Eins schließt das andere aus: entweder wir oder sie! Und wenn wir unsere Worte noch so sanft stellen — wozu wir auf den Rath von Wohlmeinenden uns möglichst viele Mühe gaben — so werden wir doch zur Ueberzeugung kommen, daß zwar Menelaos auf ägyptischem Boden die Götter zu versöhnen vermochte, daß es uns aber nimmermehr gelingen wird.

Literatur und Kunst.

Ein Künstlerleben.

Biographien ausgezeichneter Künstler sind immer interessant, dies Interesse verdoppelt sich aber, wenn es die eigenen Aufzeichnungen des Meisters sind, aus denen wir das Leben und Wirken, das Ringen und Streben desselben kennen lernen. Ein solches interessante Werk oder doch wenigstens der Anfang desselben liegt uns vor in dem soeben erschienenen ersten Heft des ersten Bandes von: „Louis Spohr's Selbstbiographie“ (Kassel, G. H. Wigand). Spohr nimmt unter den modernen Musikern eine ebenso eigenthümliche wie achtungswerthe Stellung ein; in einer Zeit, die mehr und mehr dem Goldenen Kalbe des Materialismus opfert und das wahre und dauernde Wesen der Kunst bereitwillig preisgibt für die flüchtigen Erfolge des Augenblicks, hielt er sich sowol als Virtuose wie als Componist in einer strengen, vornehmen Absonderung, die mit dem Treiben des Tages nichts gemein hatte und ihm nicht das geringste Zugeständniß machte. Vornehmheit, nicht in dem gewöhnlichen trivialen Sinne, sondern in einem höhern sittlich-ästhetischen, war in der That der eigentliche Charakter dieses Künstlers und erklärte sich daraus auch, warum er, bewundert von den Kennern, geliebt und verehrt von jedem, der das Glück hatte, ihm persönlich näher zu treten, doch bei der großen Menge so eigentlich niemals populär geworden ist. Er zeigt darin, wie überhaupt in vielen Stücken, eine gewisse Verwandtschaft mit Goethe, wie es denn auch gewiß kein bloßer Zufall oder eine bloße künstlerische Laune war, daß Spohr gerade denselben „Faust“ componirte, den sich auch Goethe zur Hauptaufgabe seines Lebens gewählt hatte. Diese Verwandtschaft dieser beiden großen Geister trat sogar in gewissen Aeußerlichkeiten hervor; gleich Goethe war auch Spohr einer der schönsten und stattlichsten Männer seiner Zeit, abgemessen

und würdevoll in seinen Bewegungen, unbekannt mit jenem Sichgehenlassen, jener geselligen Ungebundenheit, welche so viele seiner Collegen als den wahren Freibrief der Genialität betrachten. Allein gerade wie bei Goethe war auch bei Spohr mit dieser äußern Würde eine große innere Bescheidenheit und eine fast kindliche Einfalt der Seele verbunden; wie Goethe, lebte auch Spohr nur seiner Kunst, die Schönheit, die er als Künstler darzustellen strebte, durchdrang und erfüllte nicht nur seine äußere Erscheinung, sondern auch sein eigenes innerstes Wesen und erhob ihn weit über alle jene kleinen Rücksichten und Interessen, denen die Menschen sonst wol einigen Werth beizulegen pflegen. Sehr hübsch spricht sich über diesen Punkt die Vorrede des ebengenannten Werks aus. „Schon nach dem“, heißt es hier, „was allgemein bekannt und anerkannt ist, wird man leicht zugeben, daß die Künstlergeschichte nicht eben reich an Persönlichkeiten ist, welche der unsers Spohr zur Seite gesetzt werden können, welche sich, so wie er, in allen Verhältnissen eines langen Lebens frei und rein erhalten haben von den Verführungen, denen solche in die Oeffentlichkeit tretende große Männer ausgesetzt sind. Wol ist es schön, gerade in der gegenwärtigen Zeit ein Fürst auf dem Gebiete der Musik zu sein, wo eine richtige und vollkommenere Erkenntniß des Einflusses, den diese auf die allgemeine Bildung, auf Sittlichkeit und Seelenerhebung hat, ihr eine so hohe Stelle anweist, wo diese edle Kunst besonders gepflegt und geliebt wird und deshalb die Meister derselben vor andern Kunstkoryphäen vieles voraus haben; doch unzertrennlich von diesen Vortheilen sind auch die Klippen, an denen wir die sittliche Haltung so mancher musikalischen Berühmtheit und Genialität heutzutage wie zu allen Zeiten haben scheitern sehen. Aber alle Verführungen eines aufregenden, der Oeffentlichkeit anheimgefallenen Lebens, zu dem die Meister der Tonkunst von vornherein verurtheilt sind, sie prallten ab an dem sozusagen exclusiven Charakter unsers Spohr, der nur seiner «Idee», wie Rafael sagt, seiner Kunst lebte, die er von ganzer Seele liebte und heilig hielt, für die er mit allen Kräften wirkte. Hierin lag nun der Zweck, die Aufgabe seines Lebens, der Beruf, den er fast sechzig Jahre hindurch mit einem Ernst und einer Treue erfüllte, welche ihn vor vielen nahe liegenden Klippen sicherten.“

Und einige Zeilen weiter: „Wir waren oft Zeuge, daß starke Ausbrüche des Beifalls über seine Leistungen ihn eher drückten und belästigten als erfreuten. Wenn er sich bei seinem Spiele selbst genügt hatte, war er schon allein hierdurch zufrieden; hörte er jedoch von einem begeisterten Musikfreunde oder etwa einer musikalischen Größe, die er für urtheilsfähig hielt, ein anerkennendes oder lobendes Wort aussprechen, dann lächelte er wol und es flog ein Zug von Behagen über sein edles Gesicht oder er knüpfte allenfalls auch einen Scherz daran. Dagegen sagte es ihm wenig zu, wenn er nach seinem meisterhaften Spiel in Concerten sowie nach Aufführung seiner Werke oder bei Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren veranstaltete, z. B. bei seinem Jubiläum, stürmisch hervorgerufen wurde, wonach andere so oft begierig streben. Er äußerte dann wol, es sei ihm, als wenn er auf das Schaffot geführt würde.“ In der That liegt es hier nahe, an gewisse andere berühmte Componisten unserer Tage zu denken, welche krank werden oder stehenden Fußes wieder abreisen, wenn sie bei Aufführung ihrer Com-

positionen nicht so und so oft herausgerufen werden, ja die sich die Hervorrufe und Kränze wol gar für ihr eigenes baares Geld erkaufen: Componisten, die jetzt allerdings sehr berühmt sind und eine sehr hohe und allgemein anerkannte Stellung in der musikalischen Welt einnehmen, denen wir auch ein großes Talent und eine seltene Virtuosität keineswegs absprechen wollen, von denen aber bei alledem doch dies behauptet werden darf, daß sie niemals die großen und berühmten Musiker geworden wären, die sie jetzt sind, wären sie nicht als Millionäre zur Welt gekommen.....

Bei Spohr stand im engsten und natürlichsten Zusammenhange mit dieser Bescheidenheit die große Einfachheit und Kindlichkeit seines Wesens, die sich sowol in seinem geselligen Verhalten wie in seiner sonstigen Umgebung kund gab. „Ich habe" (erzählt der Verfasser des Vorworts, der ja wol kein anderer ist als der Verleger selbst?) ihm oft namhafte und unnamhafte Fremde, die mich darum baten, zugeführt und zwar zu jeder Tageszeit, die nicht in Kassel gewesen sein wollten, ohne Spohr gehört zu haben; und immer ging er auf das Ersuchen ohne Umstände ein und spielte mit seiner Frau einige seiner schönen Salonstücke und dergl., als wenn es nicht anders sein kann. Ein Preciösthun, wie man es oft bei Künstlern findet, war ihm ganz fremd; er war immer bereit, durch Musik zu erfreuen."

Eben dahin gehört auch die Einfachheit und Bürgerlichkeit, mit der er sich persönlich zu umgeben liebte. Obwol seine Einkünfte ihm wol gestattet hätten, sich auf größerm Fuß einzurichten, lebte er doch volle sechsunddreißig Jahre hindurch in einer kleinen Gartenwohnung, in einem Parterrezimmer von etwa 14 Fuß Länge und Breite, und auch der Luxus eines Kanapees im Arbeitszimmer war ihm ebenso unbekannt wie Goethe. Sehr lästig waren ihm bei dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit die Orden, mit denen er überhäuft ward und die er dann ehrenhalber bei festlichen Gelegenheiten wol ab und zu einmal tragen mußte. Der Herausgeber erzählt uns davon ein anmuthiges Geschichtchen, welches Spohr in seiner ganzen kindlichen Liebenswürdigkeit charakterisirt. Einst hatte er zur Feier des kurfürstlichen Geburtstags die Festoper zu dirigiren, es war mitten im Sommer und eine Wärme von vielleicht zwanzig Grad. Nichtsdestoweniger wurde Spohr auf seinem Wege nach dem Theater in einen dicken Wintermantel eingehüllt betroffen. Ein Begegnender fragt ihn theilnehmend, ob er denn krank sei? „O nein", entgegnete er, seinen Mantel zurückschlagend und die Brust voll Orden zeigend, „ich schäme mich nur, so über die Straße zu gehen."

Fügen wir hinzu, daß er neben dieser Bescheidenheit ein Muster war von Uneigennützigkeit und Aufopferung (so verzichtete er z. B. auf das für jedes Jahr ihm zugesicherte Benefizconcert und erbat dafür vom Kurfürsten die Erlaubniß, in jedem Winter sechs Concerte für einen von ihm zu gründenden Unterstützungsfonds für arme Musiker und deren Nachkommen zu geben), daß er auch nichts besaß von jener Empfänglichkeit für die Hofluft und deren schmeichlerisches Weben, die sich sonst so häufig bei kleinern seiner Gattung findet und die bei ihnen nicht selten sogar zur offenbaren Schwäche ausartet, während bei Spohr umgekehrt die Freiheitsliebe, im besten Sinne des Worts, ein hervorstechender Zug seines Charakters war — so erhalten wir aus alledem das Bild eines höchst bedeutenden und großsinnigen

Mannes, mit dessen näherer Entwickelung, als Künstler sowol wie als Mensch, es wol der Mühe werth ist, sich etwas genauer bekannt zu machen.

Dazu bietet nun das vorliegende Werk die bequemste und beste Gelegenheit. Dasselbe wurde 1847 begonnen und bis zu Anfang des Jahres 1858 fortgesetzt, also bis zu jenem langwierigen und schmerzlichen Krankenlager, das endlich seinem schönen und thätigen Leben ein Ende machte. Es sind Aufzeichnungen, wie sie verdienten Männern am Abend ihres Lebens, beim Rückblick auf eine lange und wechselvolle Laufbahn wol geziemen: ein wenig breit in der Form, nicht ganz frei von der herkömmlichen Geschwätzigkeit des Alters, auch das Wichtige von dem Unwichtigen nicht immer ganz streng absondernd, aber diese kleinen Schwächen der Darstellung vergessen sich gegenüber dem reichen und interessanten Inhalt sowie unter dem Eindruck des edeln und liebenswürdigen Geistes, der uns aus diesen Blättern anweht. Das vorliegende erste Heft reicht bis zu Spohr's Anstellung als Concertmeister bei der herzoglichen Kapelle in Gotha im Jahre 1805, umfaßt also recht eigentlich seine Lehr- und Wanderjahre. Louis Spohr wurde 1784 zu Braunschweig geboren; sein Vater war Arzt, die Mutter eine Predigerstochter aus Braunschweig. Als der Knabe zwei Jahre alt war, wurde der Vater als Physikus nach dem Städtchen Seesen im Braunschweigischen versetzt; hier, in der Stille einer kleinen Landstadt, in einfacher, fast ärmlicher Umgebung, wuchs der Knabe allmählich in die Höhe. Beide Aeltern waren musikalisch; der Vater blies Flöte, die Mutter war eine sehr fertige Klavierspielerin, auch sang sie die italienischen Bravourarien der damaligen Zeit. Die kleinen häuslichen Concerte, zu denen das Aelternpaar sich vereinigte und die ihre einsamen Abende ausfüllten, erweckten in dem Kinde frühzeitig Sinn und Liebe zur Tonkunst. Schon im vierten oder fünften Jahre sang der kleine Spohr Duette mit der Mutter, groß aber war seine Freude, als der Vater ihm um dieselbe Zeit vom Jahrmarkt eine Geige mitbrachte, auf der er nun unaufhörlich spielte und mit welcher er die Melodien wiederzugeben versuchte, die er mit der Mutter gesungen. Bald darauf bekam er auch regelmäßigen Musikunterricht, zuerst beim Rector des Oertchens, später, als er acht oder neun Jahre alt war, bei einem französischen Emigranten, Namens Dufour, der damals zufällig nach Seesen kam und, obgleich nur Dilettant, doch ein sehr fertiger Geiger und Violoncellist war. Dufour war der erste, der das ungewöhnliche Talent des Knaben erkannte; auf sein Zureden entschloß der Vater sich, ihn statt des medicinischen Studiums, für das er ihn ursprünglich bestimmt hatte, völlig der Musik zu widmen. Auch machte der Knabe damals bereits seine ersten Compositionsversuche; sogar an eine kleine Oper, deren Text er aus dem Weiße'schen „Kinderfreund" entnahm, wagte er sich. Endlich, mit kaum zwölf Jahren, wurde Spohr nach Braunschweig geschickt, um seine musikalischen Studien hier im weitesten Umfang fortzusetzen; den Violinunterricht gab ihm der Kammermusikus Kunisch, ein gründlicher und freundlicher Lehrer, der sich große Verdienste um ihn erwarb. Ein alter Organist, Namens Hartung, unterrichtete ihn in der Harmonie und im Contrapunkt; es war ein barscher, mürrischer Mann, der den lernbegierigen Schüler oft hart anfuhr; auch währte der Unterricht wegen Kränklichkeit des alten Mannes nicht lange — „und ist",

setzt Spohr hinzu, „der einzige geblieben, den ich je in der Theorie gehabt habe".

Desto raschere Fortschritte machte der angehende Virtuose in der Praxis seiner Kunst; er spielte fleißig im Theaterorchester mit und trat um diese Zeit auch bereits öffentlich in Concerten auf. Auch als Sänger war er damals noch thätig, indem er namentlich an dem Schulchor theilnahm, den der nachher so berühmt gewordene Stromeyer damals als Präfect leitete. Inzwischen sah Kunisch ein, daß er einem so begabten Schüler nichts mehr lehren könne und so setzte er es bei Spohr's Vater durch, daß der Knabe dem besten Geiger der damaligen braunschweiger Kapelle, dem Concertmeister Maucourt, zum Unterricht übergeben ward. Derselbe währte nun ungefähr ein Jahr lang und wurde von Spohr so eifrig benutzt, daß er sich in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit zu einem für seine Jahre ausgezeichneten Solospieler heranbildete.

Nun aber hieß es auch sofort das Erlernte nutzbar machen. Der Vater, dem inzwischen eine zahlreiche Familie herangewachsen war, vermochte die Kosten für den theuern Aufenthalt in Braunschweig nicht mehr zu erschwingen und hielt überhaupt den jungen Virtuosen für fortgeschritten genug, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Zunächst sollte er, versehen mit einigen Empfehlungsbriefen des Vaters an ältere Bekannte desselben, namentlich an den berühmten Büsching, nach Hamburg gehen, um sich dort durch ein Concert die Mittel zum weitern Fortkommen zu erwerben. Spohr war damals erst vierzehn Jahre alt und es war gewiß ein mehr als gewagtes Unternehmen, den halberwachsenen Knaben so ganz auf eigene Hand einem ungewissen Schicksal preiszugeben. Allein der Vater hatte sich selbst vor Jahren auf ähnliche Weise durch die Welt schlagen müssen, er forderte dasselbe nun auch vom Sohne, und der Sohn gehorchte. Dennoch verlief die Expedition nicht glücklich; der alte Büsching, als erfahrener Mann, wußte den angehenden Künstler die Schwierigkeiten und Unkosten, die mit einem Concert in einer Stadt wie Hamburg verbunden waren, so gründlich auseinanderzusetzen, daß der arme Bursche vollständig den Muth verlor; voll Verzweiflung lief er in seinen Gasthof zurück, packte seine Geige und di übrigen Sachen wieder in den Koffer, schickte diesen auf die Post nach Braunschweig, bezahlte seine Rechnung und wanderte mit dem kleinen Rest seiner Baarschaft in der Tasche zu Fuß nach Braunschweig zurück. Allein schon nach den ersten Stunden Wegs reute ihn der allzu schnelle Entschluß; es war ihm ein unerträglicher Gedanke, so ganz unverrichteter Sache, wie eine Art verlorener Sohn, ins älterliche Haus zurückzukommen. So kam er denn auf den Einfall, sich an den Herzog von Braunschweig zu wenden, von dem er wußte, daß er früher selbst Geige gespielt, und ihn um Unterstützung zu seiner fernern Ausbildung zu bitten. Gesagt, gethan; kaum in Braunschweig angelangt, entwarf er eine Bittschrift, in welcher er seine ganze Lage darlegte, und begab sich dann am nächsten Morgen in den Schloßgarten, wo der Herzog — es war jener berühmte Karl Ferdinand, der dann in der Schlacht von Jena ein so unglückliches Ende nahm — um diese Zeit spazieren zu gehen pflegte. Auch war er wirklich so glücklich, ihn anzutreffen; der leutselige Fürst nahm ihm das Papier ab, las es, richtete einige Fragen an ihn und befriedigt durch die verständige und furchtlose

Weise, mit welcher der Knabe dieselben beantwortete, bestellte er ihn zum nächsten Morgen aufs Schloß. Hier begegnete dem jungen Supplikanten ein kleines Abenteuer, in welchem schon der ganze spätere Spohr gleichsam vorgebildet liegt. Doch lassen wir ihn selbst erzählen: „Präcis 11 Uhr stand ich vor dem Kammerdiener und verlangte, beim Herzog vorgelassen zu werden. «Wer ist Er?» fuhr er mich ziemlich unfreundlich an. «Ich bin kein Er. Der Herzog hat mich hierher bestellt und Er hat mich anzumelden», antwortete ich ganz entrüstet. Der Kammerdiener ging, mich zu melden, und bevor sich meine Aufregung gelegt hatte, wurde ich eingeführt. Mein erstes Wort zum Herzog war daher auch: «Durchlaucht, Ihr Kammerdiener nennt mich Er, das muß ich mir ernstlich verbitten.» Der Herzog lachte laut und sagte: «Nun, beruhige dich nur, er wird's nicht wieder thun!»"

Mit derselben Leutseligkeit ging der Herzog auch auf den eigentlichen Gegenstand der Audienz ein; er hatte sich bei Spohr's bisherigem Lehrer nach dessen Fähigkeiten erkundigt und erklärte sich bereit, selbst eine Probe des jungen Künstlers mit anzuhören. Dieselbe sollte in einem Hofconcert bei der Herzogin vor sich gehen. „Diese Hofconcerte", erzählt Spohr, „fanden in jeder Woche einmal statt und waren der Hofkapelle im höchsten Grade zuwider, da nach damaliger Sitte während der Musik Karten gespielt wurde. Um dabei nicht gestört zu werden, hatte die Herzogin befohlen, daß das Orchester immer piano spiele. Der Kapellmeister ließ daher Trompeten und Pauken weg und hielt streng darauf, daß nie ein forte zur Kraft kam. Da dies in Symphonien, so leise auch die Kapelle spielte, nicht immer ganz zu vermeiden war, so ließ die Herzogin auch noch einen dicken Teppich dem Orchester unterbreiten, um den Schall zu dämpfen. Nun hörte man das «Ich spiele, ich passe» rc. allerdings lauter als die Musik."

Diesmal jedoch verlief die Sache anders und feierlicher, Spieltische und Teppich waren verschwunden. Die Kapelle, ermuntert durch die Anwesenheit des Herzogs, that ihr Bestes und auch Spohr machte seine Sache so gut, daß der Herzog ihm seine volle Zufriedenheit zu erkennen gab. Schon am folgenden Tage erhielt er eine Stelle in der herzoglichen Kapelle und obenein die Zusicherung, daß, wenn er sich hier einige Jahre gut benommen, der kunstliebende Fürst ihm auch die Mittel geben würde, sich auswärts nach dem Muster irgendeines großen Meisters weiter auszubilden.

So war Spohr bereits im Beginn seines funfzehnten Lebensjahres als Kammermusikus angestellt. Freilich trug die Stelle nur hundert Thaler, doch war das für jene Zeit und für die Bedürfnisse eines funfzehnjährigen Knaben schon immer ein ganz hübsches Stück Geld und da es auch nicht immer an Gelegenheiten zu kleinen Nebenverdiensten fehlte, so konnte Spohr nicht nur ganz gut auskommen, sondern er hatte sogar die hohe Befriedigung, einen jüngern Bruder zu sich nehmen und auf diese Weise den Aeltern die Erziehung der übrigen Kinder erleichtern zu können. In seinem Fach war Spohr damals ungemein thätig; er spielte, wo es irgend zu spielen gab, in den Hofconcerten, im Hoftheater wie auch in zahlreichen geselligen Vereinen, namentlich gehörte er allen Quartettzirkeln der Stadt an. Für das Hoftheater war damals eine französische Sänger- und Schauspielergesellschaft angenommen; daher kam es, daß Spohr die französisch-dramatische Musik

früher kennen lernte als die deutsche, „was, setzt er hinzu, „auf meine Geschmacksrichtung und damaligen Compositionen nicht ohne Einfluß blieb". Da war es denn ein sehr günstiger Zufall, als bald darauf eine deutsche Operngesellschaft von Magdeburg nach Braunschweig kam; „hier", sagt Spohr, „ging mir die Herrlichkeit der Mozart'schen Opernmusik auf, und nun war für meine ganze Lebenszeit Mozart mein Idol und Vorbild. Ich erinnere mich noch deutlich des Wonneschauers und des träumerischen Entzückens, mit welchem ich zum ersten male «Zauberflöte» und «Don Juan» hörte und wie ich nun nicht ruhte, bis ich die Partituren geliehen bekam und dann halbe Nächte darüber brütete." Um dieselbe Zeit lernte Spohr auch die ersten Quartette von Beethoven kennen und auch der Genius dieses Künstlers erweckte in seiner Seele einen lebhaften Widerhall. Und das wollte für jene Zeit schon etwas sagen, da Beethoven schon damals und sogar noch einige Jahre später selbst von Kennern und Kunstgenossen nur sehr wenig verstanden ward. Spohr selbst erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel, das in die Zeit seines Aufenthalts in Leipzig im Jahre 1804 fällt. Im Begriff, ein Concert zu arrangiren, erhielt er eine Einladung zu einer großen Abendgesellschaft mit der Bitte, etwas vorzutragen: eine Bitte, die ihm höchst erwünscht war, da er dadurch Gelegenheit erhielt, sich den leipziger Kunstfreunden bekannt zu machen. „Ich wählte", erzählt Spohr, „eins der schönsten Quartette von Beethoven, durch dessen Vortrag ich in Braunschweig schon oft meine Zuhörer entzückt hatte. Aber schon nach wenigen Takten merkte ich, daß meine Begleiter mit dieser Musik noch unbekannt und daher unfähig waren, in den Geist derselben einzudringen. Verstimmte mich dies nun schon, so steigerte sich mein Unmuth doch noch weit mehr, als ich bemerkte, daß die Gesellschaft meinem Spiele bald keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Denn es entspann sich nach und nach eine Conversation, die bald allgemein so laut wurde, daß sie die Musik fast übertönte. Ich sprang daher mitten im Spiele, noch ehe der erste Satz beendet war, auf und eilte, ohne ein Wort zu sagen, zu meinem Kasten, um meine Geige einzuschließen. Dies erregte große Sensation in der Gesellschaft und der Herr vom Hause näherte sich mir mit fragender Miene. Ich trat ihm entgegen und sagte laut, daß es von der Gesellschaft gehört werden konnte: «Ich war bisher gewohnt, daß man meinem Spiele mit Aufmerksamkeit zuhörte. Da das hier nicht geschah, so glaubte ich der Gesellschaft gefällig zu sein, indem ich aufhörte.» Der Hausherr wußte nicht, was er antworten sollte, und zog sich verlegen zurück. Als ich nun aber, nachdem ich mich zuvor bei den Musikern wegen meines brüsken Aufhörens entschuldigt hatte, Miene machte, die Gesellschaft zu verlassen, kehrte der Wirth zurück und sagte freundlich: «Wenn Sie sich entschließen könnten, der Gesellschaft etwas anderes vorzutragen, was ihrem Geschmack und Fassungsvermögen angemessener wäre, so würden Sie ein sehr aufmerksames und dankbares Auditorium haben.»"

Und so geschah es denn auch, ein Rode'sches Quartett, das Spohr gleich darauf vortrug, errang sich rauschenden Beifall. Mit Beethoven aber mußte er bald darauf in Berlin, in dem kunstberühmten Hause des Fürsten Radziwill — es ist derselbe, der sich später als Componist des „Faust" einen Namen erwarb — ganz dieselbe Erfahrung machen. Spohr spielte

daselbst in Gegenwart von Künstlern, wie Bernhard Romberg, Möser, Seidler, Semmler und andern, nicht zu vergessen den fürstlichen Wirth selbst, und zwar spielte er wiederum eins seiner Beethoven'schen Lieblingsquartette. „Doch abermals", fährt er fort, „mußte ich bemerken, daß ich, wie früher in Leipzig, einen Fehlgriff gethan hatte; denn die Musiker Berlins kannten diese Quartette ebenso wenig wie die leipziger, und wußten sie daher auch weder zu spielen noch zu würdigen. Nachdem ich geendigt, lobten sie zwar mein Spiel, sprachen aber sehr geringschätzend von dem, was ich vorgetragen hatte. Ja Romberg fragte mich geradezu: «Aber lieber Spohr, wie können Sie nur so barockes Zeug vortragen?»"

Mit diesen Mittheilungen haben wir freilich dem Gang der Ereignisse weit vorgegriffen; es liegt dazwischen die ganze große Kunstreise, welche Spohr mit Franz Eck durch Norddeutschland nach Petersburg machte, eine Reise, die sowol für seine künstlerische wie für seine allgemein geistige und sittliche Entwickelung von größter Wichtigkeit war. Ihn durch die Einzelheiten dieser Reise zu begleiten, fehlt es uns hier an Raum: doch wird auch schon das Vorstehende genügen, dem Leser einen Begriff beizubringen von dem reichen und interessanten Inhalt dieser Künstlerbiographie und die Spannung zu rechtfertigen, mit welcher wir der hoffentlich recht baldigen Fortsetzung derselben entgegensehen. R. P.

Correspondenz.

Aus Ostpreußen.

März 1860.

R. B. Die Stellung, welche der Ostpreuße zu der Entwickelung des preußischen Gesammtstaats und damit zu der politischen Entwickelung unserer Tage überhaupt einnimmt, ist eine sehr eigenthümliche. Man hat es bei uns nicht vergessen und wird es auch niemals vergessen, daß Preußen sozusagen das Geburtsland der Bewegung ist, welche Preußen im Laufe der letzten zwanzig Jahre ergriffen hat und die, wie der Augenschein lehrt, jetzt auch durch nichts mehr gelähmt werden kann, durch halbe Zugeständnisse so wenig wie durch gewaltsame Unterdrückung. Ja man geht bei uns noch weiter zurück, man erinnert sich mit Vorliebe daran, daß der Staat, der an den Ufern der Saale so schmählich zusammengebrochen war, an den Ufern der Pregel, in der kalten, scharfen, aber verstandesklaren Luft unserer nordischen Heimat wieder aufgerichtet ward. Auch die großen, segensreichen Reformen, durch welche Stein, Scharnhorst, Schön und ihresgleichen die zertrümmerte Monarchie wiederherstellten und den Grund eines neuen Preußen legten, sind auf ostpreußischem Boden entstanden, ja wer etwas genauer zusicht, der kann sogar etwas vom ostpreußischen Geiste darin entdecken, wie denn namentlich der Einfluß der Kant'schen Philosophie, die sich bei uns in jener Zeit einer großen, wahrhaft volksthümlichen Verbreitung erfreute, auch in diesen Reformen nicht wohl zu verkennen ist. Wie dann ein Menschenalter später der ostpreußische Huldigungslandtag vom Jahre 1840 das Signal gab zu dem neuen politischen Leben, das seitdem

in ganz Preußen erwachte, wie Johann Jacoby unter uns aufstand, dieser eigentliche Typus kühlen, klaren, ostpreußischen Geistes, wie das Jubelfest unserer Albertina zugleich zu einem Jubelfest des gesammten damaligen preußischen Liberalismus ward, der bei uns nicht nur seine Wiege, sondern auch seine eifrigste und umsichtigste Förderung gefunden hatte — das alles lebt hier noch in jedermanns Gedächtniß und erzeugt eben jene eigenthümliche Stimmung, mit der wir hier die weitere Entwickelung der preußischen Zustände betrachten und die ich nicht besser glaube charakterisiren zu können, als indem ich sage: es ist eine Art von väterlichem Stolz, vermischt mit jener Sorge und jenem Mistrauen, mit dem der Vater den seiner Obhut entlassenen Sohn in die Fremde begleitet.

Und in der That, diese Sorge und dieses Mistrauen sind nur allzu gerechtfertigt; er hat vieles gethan, dieser preußische Liberalismus, seitdem er sich von uns aufmachte, seine große Wanderung durch das Vaterland anzutreten, und noch mehr geduldet, womit wir in der Stille unsers Herzens sehr wenig einverstanden sind. In dem tollen Jahre achtundvierzig war er viel wilder, viel ausgelassener, als wir nüchternen Menschen in unserm kühlen frostigen Norden gutheißen konnten, ja wir hatten damals nicht übel Lust, uns ganz von ihm loszusagen und ihn als einen Bastard zu verstoßen. Hinterdrein ist es dem verlorenen Sohn dann wieder so schlecht ergangen, daß unser väterliches Herz vom Mitleid ergriffen ward und wir den Verstoßenen wieder zu Gnaden annahmen; ja die bekannte Zähigkeit unserer Natur zeigte sich auch darin, daß wir um so fester an ihm hielten und uns um so inniger an ihn anschlossen, je schlechter es ihm ging und je mehr der Gefahren und Verfolgungen er zu bestehen hatte.

Nach langen trübseligen Prüfungsjahren kam der Ministerwechsel vom November 1858 und wenn unser Herz sich jemals gehoben hatte von väterlichem Stolz und freudigen Erwartungen, so war es damals, stand doch an der Spitze des Ministeriums Hohenzollern-Auerswald eine Name, der in unserer Provinz seit Generationen den besten Klang hat und war doch die gesammte gemäßigte liberale Richtung, die man der neuen Regierung zuschrieb, so recht in unserm besonnenen maßvollen ostpreußischen Geiste. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß die Freude nur von kurzer Dauer gewesen ist und daß wir jetzt schon wieder anfangen, recht besorgt zu werden um das Schicksal unsers Knaben Jonathan; man meint, derselbe habe seine Zeit bisher sehr übel benutzt, man wirft ihm vor, er habe sich bisher zu sehr auf das Faulbett gestreckt, und man empfindet diese Uebelstände bei uns um so tiefer, als gerade hierzulande eine entschiedene Abhülfe der verderblichen Einflüsse, mit denen das Ministerium Manteuffel-Westphalen das Land überschwemmt hat, ganz besonders noth thut. Wir haben, als das ebengenannte Ministerium endlich seine Stelle räumen mußte, es nicht gemacht wie wol anderwärts, wir haben nicht ins große Horn gestoßen und haben uns keinen Illusionen hingegeben, als müßte nun auf einmal ein goldenes Zeitalter anbrechen; wohl aber haben wir uns Hoffnung gemacht auf einen consequenten und gleichmäßigen Fortschritt, wir haben namentlich auf Entfernung der vielen reactionären Beamten gehofft, von denen aus leichtbegreiflichen Gründen gerade unsere Provinz, diese alte Burg des vormärzlichen Liberalismus, wimmelt, und in dieser ebenso gerech-

ten wie wohlbegründeten Hoffnung uns getäuscht zu sehen, das hat hier eine tiefe und allgemeine Verstimmung erregt, die sich denn auch in mancherlei öffentlichen Aeußerungen, wie z. B. in zahlreichen Protesten und Petitionen gegen die Armeevorlagen, kund gibt. Im ganzen geht die Stimmung unserer Provinz gegenwärtig dahin, daß man es gar nicht so ungern sehen und als gar kein so großes Unglück betrachten würde, falls unser Lieblingssohn die hohe Stellung, die er gegenwärtig einnimmt, wieder einmal verlassen und auf der harten, aber, wie der Erfolg zeigte, bei weitem zuträglichern Bank der Opposition Platz nehmen müßte; bei uns, darauf kann er sich verlassen, würde er die alte Anhänglichkeit und die alte väterliche Gesinnung finden, im Unglück sowol wie jetzt im Glück, das er so wenig zu nützen versteht.

Nun, nach den neuesten Berichten aus Berlin, soll das neue Ministerium Arnim ja schon fertig sein, wer weiß also, wie bald unsere Liberalen Grund bekommen, sich über die Erfüllung ihres Wunsches zu freuen; ich aber schließe meine heutige Betrachtung mit dem Spruche des alten griechischen Tragöden, daß kein Mensch erzogen wird ohne Züchtigung.

Notizen.

Im Verlag von Th. von der Nahmer in Stettin erschien soeben das erste Heft einer neuen ästhetisch-philosophischen Zeitschrift „Damaris". Herausgeber und, wie es scheint, auch alleiniger Verfasser ist Professor Ludwig Giesebrecht in Stettin, den Freunden der Geschichte als ein gründlicher historischer Forscher wohlbekannt (z. B. durch seine drei Bände „Wendischer Geschichten"), während die Freunde und Kenner unserer Poesie auch manches schöne und tiefempfundene Lied von ihm kennen; eine Sammlung seiner „Gedichte" erschien im Lauf der dreißiger Jahre in Leipzig, vermochte jedoch wegen allerhand äußerer und innerer Umstände nicht ins Publikum zu bringen. Auch in der vorliegenden neuen Zeitschrift (die ihren Titel von der ersten athenischen Jüngerin des Apostels Paulus führt), gibt der Verfasser sich als ein ernster, tiefer, nach dem Höchsten ringender Geist zu erkennen, nur gelingt es ihm nicht immer, zur eigentlich geistigen Klarheit hindurchzudringen, vielmehr hält er sich mit Vorliebe in jenen mystischen Regionen auf, die auf dem Grenzgebiet zwischen Poesie und Philosophie liegen und denen das heutige Publikum denn freilich ziemlich fremd geworden ist. Das Heft enthält zwei größere philosophische Abhandlungen „Vom Schweigen" und „Die Poesie und die Sprache", nebst verschiedenen Aufsätzen literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts, z. B. „Ueber die Gitanilla des Cervantes", „Ueber Rafael's Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn" ꝛc.

In Berlin ist auf Befehl des Prinz-Regenten eine Concurrenz zu einem Denkmal Friedrich Wilhelm's III. ausgeschrieben worden; es wird die Errichtung einer Reiterstatue beabsichtigt, die in der Nähe des Friedrich-Denkmals errichtet und demselben als Seitenstück dienen soll. — Lessing's Geburtshaus in Kamenz in der Oberlausitz wurde mit dem größten Theil

des Orts bekanntlich im Jahre 1841 ein Raub der Flammen. Um wenigstens die Stelle, wo es gestanden, dem Gedächtniß der Nachwelt zu erhalten, erwarb die Stadt den Platz, ließ ihn erhöhen und mit Mauern und Stufen einfassen. Nur ein Denkmal in der Mitte des Platzes fehlt noch, und dies herbeizuschaffen, hat sich jetzt aus der Mitte des Schillervereins zu Leipzig unter dem Vorsitz des Professors Dr. H. Wuttke ein Lessing-Ausschuß gebildet, welcher zu Beiträgen auffordert. Hoffentlich wird der Name Lessing bei dem lebenden Geschlecht noch nichts von seinem Gewicht eingebüßt haben und darf man sich daher wol der Erwartung hingeben, daß in dieser denkmallustigen Zeit auch die Geburtsstadt Lessing's nicht ohne ihr Lessing-Denkmal bleiben wird.

Unter dem Titel: „Karl Ritter. Eine kurze Charakteristik seines Wirkens" (Berlin, Riegel), hat Dr. H. Bögekamp daselbst ein kleines Schriftchen zum Andenken des berühmten Geographen herausgegeben, das zwar in Betreff der eigentlichen Lebensnachrichten nur wenig oder nichts Neues enthält, dagegen eine recht übersichtliche, wohlgeschriebene Darstellung des Einflusses liefert, welchen Ritter auf seine Wissenschaft ausgeübt und vermöge dessen er dieselbe auf eine ganz neue, bis dahin nicht geahnte Höhe emporgehoben hat. Die Schrift erschien ursprünglich als Journalartikel in der „Berliner Revue", wird aber auch in dem gegenwärtigen Separatabdruck von den zahlreichen Verehrern des Dahingeschiedenen mit Befriedigung gelesen werden.

Von dem Humboldt-Varnhagen'schen Briefwechsel (Leipzig, F. A. Brockhaus) sind in Zeit von vier Wochen vier starke Auflagen erschienen: ein Erfolg, wie er in Deutschland wol schwerlich je vorgekommen ist und der allein schon für die außerordentliche Bedeutung des Buchs, über das wir nächstens ausführlich berichten werden, spricht. — Aus dem Nachlaß Felix Mendelssohn-Bartholdy's soll eine Auswahl von Briefen veröffentlicht werden; der Zusammenstellung und Anordnung derselben haben Professor Droysen und Bankier Paul Mendelssohn in Berlin, letzterer ein Verwandter des berühmten Musikers, sich unterzogen und werden alle diejenigen, die im Besitz von Mendelssohn'schen Briefen sind, eingeladen, dieselben zum Zweck der beabsichtigten Sammlung den genannten Herren mitzutheilen.

Von dem bei Riegel in Berlin erscheinenden „Schiller-Denkmal" wurde soeben Heft 2 und 3, die Festreden von Gottschall, Gutzkow ꝛc. enthaltend, versandt. Eine zweckmäßige und wohlgeordnete Uebersicht über die Literatur des Schillerfestes hat der Buchhändler Adolf Büchting in Nordhausen erscheinen lassen; dieselbe führt den Titel: „Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich von Schiller's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen ꝛc., mit Angabe des Formates und Verlagsortes, der Verleger und Preise derselben" und darf als ein nützlicher Beitrag zur Schillerliteratur bestens empfohlen werden.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt
an Varnhagen von Ense.

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Soeben ist die vierte Auflage dieses Werks erschienen, nachdem die ersten drei binnen drei Wochen vergriffen waren. Seit langem hat in Deutschland kein Buch solches Aufsehen gemacht. Die dritte und vierte Auflage sind durch ein die Veröffentlichung rechtfertigendes neues Vorwort vermehrt, welches die Besitzer der ersten beiden Auflagen von den betreffenden Buchhandlungen gratis erhalten können.

Stuttgart, Verlag von Karl Mäcken.

Von Professor **Vischer's „Aesthetik"** (Preis complet 14⅓ Thlr.) sind die nachstehenden Abtheilungen auch apart zu den beigesetzten Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen:

II. Band: Die Lehre vom Schönen in einseitiger Existenz oder vom Naturschönen und von der Phantasie. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.
III. Bd. 1. Abth.: Die Kunst überhaupt und ihre Theilung in Künste. Preis 1 Thlr.
III. „ 2. Abth. 1s Heft: Die Baukunst. Preis 1 Thlr.
III. „ 2. „ 2s Heft: Die Bildnerkunst. Preis 1 Thlr.
III. „ 2. „ 3s Heft: Die Malerei. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.
IV. „ 1. Abth.: Die Musik. Preis 2 Thlr. 5 Ngr.
IV. „ 2. Abth.: Die Poesie. Preis 2 Thlr.

Da der Vorrath dieser einzelnen Abtheilungen nur noch gering ist, so mache ich unter anderm besonders auch die Besitzer etwaiger defecter Exemplare darauf aufmerksam.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter dem Halbmond.
Ein osmanisches Liederbuch
von
Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, dessen erste: „Schau um dich und schau in dich", bereits in neunter Auflage vorliegt. Sie wird seinen zahlreichen Verehrern und besonders auch den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie" geht den Gedichten voraus.

Die frühern Gedichtsammlungen Julius Hammer's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln in gleicher Ausstattung:

Schau um dich und schau in dich. Neunte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 14.** 1. April 1860.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Japan und die Japaner.

Von

Karl Rosenkranz.

I.

Wer ein Zeitgenosse unsers Jahrhunderts ist, darf sich nicht über den Mangel an großen Ereignissen beklagen, deren Interesse den Reiz des Lebens erhöht. Unter denselben tritt die Erweiterung unserer Kenntniß entlegener Welttheile als eine eigenthümliche Gruppe hervor, die auch praktisch von höchster Wichtigkeit ist, weil der Kenntniß die mercantilische Verbindung, die Colonisation, oft sogar die Eroberung folgt. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, wo Alexander von Humboldt der wissenschaftliche Entdecker Amerikas wurde, haben kühne Reisende Afrika, Australien, Asien bis in ihr Inneres durchforscht und die Anschauung dieser Länder für uns gänzlich umgestaltet, wie dies am besten erhellt, wenn man eine Karte derselben von heute mit einer Karte des vorigen Jahrhunderts vergleicht.

Unter diesen Ländern, deren Schleier sich mehr und mehr vor unsern Blicken hebt, steht Japan als die jüngste unserer wiedergeborenen geographischen Erwerbungen da. Früherhin allen Nationen zugänglich, hatte es sich seit zwei Jahrhunderten fast hermetisch in sich abgeschlossen, bis die Regierung der Vereinigten Staaten 1854 seine Wiedereröffnung erzwang. Unser eigener Staat ist im Begriff, eine Expedition dorthin abzusenden, Handelsbeziehungen anzuknüpfen, und Handelsverträge zu schließen.

Diese Umstände sind verlockend, uns eine gedrängte Uebersicht dessen vorzulegen, was wir bisher von Japan wissen. Dies soll im Folgenden versucht werden. Ich werde mich dabei auf die Mittheilung genau constatirter Thatsachen beschränken, die Betrachtungen aber, zu welchen sie auffordern, dem Leser überlassen.

Abgesehen von einigen Notizen katholischer Missionare besitzen wir die ältesten Nachrichten von einem Engländer Adams, einem Zeitgenossen Shakspeare's, der sich den Holländern anschloß, bis zu seinem Tode 1620 zwanzig Jahre hindurch ein Freund und Rathgeber des japanischen Kaisers war, und dessen Bemerkungen 1851 zu London von der Hackluyt Society herausgegeben sind.

Die gründlichste Beschreibung Japans, wie es im 17. Jahrhundert bestand, verdanken wir einem Deutschen, Engelbrecht Kämpfer, der 1657 zu Lemgo geboren war, in Königsberg Medicin studirte, sich einer schwedischen Gesandtschaft nach dem Orient anschloß und von Ostindien 1690 als Arzt zu den Holländern auf Dezima ging, wo er zwei Jahre verweilte. Sein großes Reisewerk wurde nach seinem Tode, der 1716 erfolgte, von Scheuchzer aus der Handschrift ins Englische übersetzt und erschien zuerst in London 1727 in zwei Foliobänden; in deutscher Sprache durch Dohm's Bemühung erst 1777—79.

Ihm folgte wieder ein Arzt, ein Schwede, Dr. Thunberg, der ebenfalls in Diensten der holländischen Factorei stand und 1775 seine Reise veröffentlichte, in welcher er der Naturgeschichte eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete.

Die innern Zustände des heutigen Japan wurden sodann durch einen russischen Offizier Golownin bekannter, der 1811—13 von den Japanern gefangen gehalten war. Die Geschichte dieser Gefangenschaft sowie seine Erinnerungen an Japan wurden von ihm in russischer Sprache beschrieben und sodann in fast alle europäische Sprachen übersetzt.

Zunächst haben dann drei Niederländer, Titsing, Meylan und Fischer, Reisebeschreibungen aus Japan gegeben. Titsing, der 1812 zu Paris starb, hinterließ eine Uebersetzung der „Japanischen Annalen“, der Ziogun und der Daïri, die Klaproth 1834 zum Druck beförderte und aus welcher wir für die Geschichte Japans den ersten sichern Anhalt schöpften. Fischer's Reise erschien zu Amsterdam 1833.

Die genaueste Detailforschung aber, unterstützt von einem vieljährigen Verkehr mit den gebildetsten Japanern, verdanken wir in unserm Jahrhundert wieder einem Deutschen, wieder einem Arzte, dem Dr. Siebold aus Würzburg, der seit 1826, wie Kämpfer und Thunberg, Arzt der holländischen Factorei ist: denn Siebold lebt noch und ist sogar gegenwärtig, nach einem längern Aufenthalt in Leyden und Bonn, wieder nach Japan zurückgekehrt. Sein großes, mit vielen instructiven Kupfern ausgestattetes Werk, das den Titel „Nipon" führt, erscheint seit 1832 in Lieferungen und ist noch nicht beendet.

Aus allen diesen genannten Schriften und noch einigen andern, die aufzuzählen zu weitläufig sein würde, verfaßte Dubois de Jancigny, der lange in Ostindien und auf den ostasiatischen Inseln gelebt hatte, eine vortreffliche Gesammtdarstellung, die 1850 mit Karten und Kupfern zu Paris als ein Theil des „Univers pittoresque" erschien.

So weit war unsere Kenntniß gelangt, als der Commodore Perry 1854 Japan wieder erschloß. Ihn begleitete auf seiner Expedition unter andern ein Deutscher, ein Maler, Wilhelm Heine, und von diesem haben wir nun 1856 und 1858 genauere Schilderungen des heutigen Japan empfangen, denen auch die Berichte des Kapitäns Habersham von der englischen Flotille, die während des Krimkriegs in den japanischen Gewässern gegen die Russen kreuzte, einverleibt sind. Heine hat uns auch als Maler interessante Ansichten von Landschaften und Wohnungen gegeben. Im zweiten Theil seines zweiten Werks: „Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk", gegen das Ende, findet sich auch ein höchst merkwürdiges Tagebuch eines Chinesen, Loo, eines Literaten aus Kanton, der die Amerikaner als Secretär begleitet hatte, um die japanische Correspondenz zu führen.

Aus diesen neuern Berichten hat dann der als Sinolog rühmlichst bekannte Professor Neumann in München für den Jahrgang 1858 des Raumer'schen „Historischen Taschenbuch" unter dem Titel: „Das Reich Japan und seine Stellung in der westöstlichen Weltbewegung", eine Zusammenfassung gemacht, welche den Gang der politischen Verhandlungen darlegt und die wichtigsten Actenstücke mittheilt.

Diese kurze literarische Uebersicht unserer Hülfsmittel mußte ich voranschicken, weil ich genöthigt sein werde, im Verlauf mich zuweilen auf den einen oder andern dieser Gewährsmänner zu beziehen.

Japan ist ein Glied der Inselkette, welche vom Polarmeer ab die Morgenseite Asiens begleitet und großentheils vulkanischen Ursprungs ist. Es liegt zwischen dem 24. und 50. Grad nördl. Breite. Siebold schätzt sein Areal auf 7520 Quadratmeilen.

Das eigentliche Japan besteht im wesentlichen aus drei großen Inseln: Nipon, Kiusiu und Sikok. Kiusiu hieß sonst auch Chimo, Sikok

auch Sikokf. Nipon heißt die nördlichere, längstgestreckte, in Form einer ekliptischen Curve gestaltete. Es ist derselbe Name wie Japan, den Marco Polo, der venetianische Reisende, der am Ende des 13. Jahrhunderts in China die erste Kenntniß von Japan erhielt, Zipangri, d. h. im Chinesischen das Land des Sonnenaufgangs, das Land des Morgens, nannte. Auch Schipan ist derselbe Name. Die Japaner selbst nennen ihr Land sehr richtig Jamalo, das Land der Berge. Columbus, wie aus seinen Tagebüchern erhellt, betrachtete es als eins seiner Ziele und hielt anfänglich die Insel Cuba für Japan. Entdeckt ward es von den Portugiesen 1543.

Oberhalb Japan, durch die Sangarstraße von ihm getrennt, liegt die Insel Jesso, die von einem gutmüthigen, aber noch halbwilden Volksstamme, den Ainos, bewohnt wird und den Japanern unterworfen ist, die auf ihm eine Colonie, mit der Hauptstadt Matsmai auf der Westseite, und dem herrlichen Hafen Hakodade auf der Ostseite, angelegt haben.

Die nach Norden zu folgende Längsinsel Krafto-Jesso oder Sachalin ist von den Chinesen und Russen abhängig.

Die großen japanischen Eilande sind von mehr als dreitausend kleinern Inseln und Inselchen umgeben. Die tiefer südlich von ihnen gelegenen Liukiuinseln stehen halb unter japanischer, halb unter chinesischer Botmäßigkeit.

Nipon wird von einer Vulkanenreihe durchzogen. Ziemlich in der Mitte derselben erhebt sich seit 285 vor Christo der höchste Gipfel derselben, der Fusiyama, bis auf mehr als 12000 Fuß. Er ist fast beständig mit Schnee bedeckt und bildet den überaus malerischen Hintergrund der ihn umgebenden Landschaften. Die Japanesen, die für Naturschönheit äußerst empfänglich sind, lieben ihn leidenschaftlich und bilden seine erhabene Pyramide in zahllosen Variationen auf Gemälden, auf Fächern, Lichtschirmen ꝛc. ab. Durch jene Bergkette wird der Lauf der Flüsse bestimmt, die nach Ost und West mit raschen Wellen dem felsigen Ufer zueilen und unter denen sich der Oygawa auf der Ostseite durch seine wildromantischen Gegenden auszeichnet. Jener Berg und dieser Fluß sind die Lieblinge der japanischen Dichter.

Eben diese Bergkette bringt aber auch einen großen Unterschied im Klima hervor. Die Ostseite, als den von Asien her wehenden Winden ausgesetzt, ist rauher und stürmischer, während die Westseite milder und sanfter ist und dem Himmel des südlichen Italien gleicht. Auch der warme bis hierher dringende Aequinoctialstrom des Stillen Meeres erhöht die Temperatur, während die Kälte des Polarstroms durch die Sangarstraße in das Japanische und Chinesische Meer sich ergießt. Die Luft ist im allgemeinen außerordentlich rein. Das überall an die Küsten

brandende Meer mildert die Kälte des Winters wie die Glut des Sommers. Die Japaner, Männer sowol als Frauen, wenn sie nicht auf Reisen sind, gehen, mit Ausnahme des Militärs, unbedeckten Hauptes und schützen sich nur theils durch den Schirm, theils durch den Fächer, den alle Welt trägt und mit außerordentlichem Geschick auch sonst zu brauchen weiß, z. B. der Lehrer in der Schule als Ruthe, der ein kleines Geschenk Ueberreichende als Unterlage.

Von außen her ist der Anblick der klippigen, oft mit Nebel bedeckten Ufer nicht gerade einladend. Schiffbrüche sind auf dem treulosen, von den Wirbeln der Teifun-Stürme aufgewühlten Meer, zwischen zahllosen Riffen, an der Tagesordnung. Doch fehlt es nicht an den herrlichsten Hafenstätten.

Der Reichthum an Metallen ist außerordentlich. Gold- und Silberadern durchziehen das Land. Eisen, Blei, Zinn, Schwefel, vorzüglich aber das schöne Kupfer, werden seit Jahrhunderten in unerschöpflichen Massen gewonnen. Die Portugiesen führten jährlich an 300 Tonnen Gold zum Werth von 57000 Thlrn. jede, und noch 1636 an Silber 2350 Kisten aus. Der Hauptexport der früher monopolisirten Holländer bestand in Kupfer.

Die Vegetation ist an sich auf dem felsigen Gebirgsboden nicht gerade üppig, allein häufige Erdbeben haben diesen Boden gelockert; die Lava der Vulkane hat ihn theilweis mit einer fruchtbaren Krume überzogen; die vielen kurzläufigen Flüsse, die von den Bergen strömen, locken an ihren Ufern eine immer frische Pflanzenwelt hervor und die sorgsamste, ausdauerndste Cultur hat alle Hemmungen des Bodens überwunden. Nicht nur die Thalgründe, sondern auch die Abhänge der Berge sind bis weit hinauf angebaut, sodaß das Land den Anblick eines großen, fruchtbaren Gartens gewährt. Die Flora ist großentheils eklektisch und theils vom asiatischen Continent, theils von den südlichern Inselgruppen eingebracht. Kastanien, Eichen, Fichten, Cypressen, Birken, Firnißbäume, Kampherbäume, Obst aller Art, Orangen, Bananen, Bambus, Thee, Wein, Zuckerrohr, Weizen, Reis, Baumwolle, Pfeffer, Taback, Hülsenfrüchte gedeihen vortrefflich. Auch die Kartoffel, die man früher nur für die Holländer auf Nangasaki baute, verbreitet sich jetzt mehr und mehr. Wie überall, wo der Ackerbau herrschend wird, sind auch in Japan die großen Waldungen verschwunden. Nur auf Jesso haben sich noch ausgedehnte wilde Nadelholzwälder erhalten. Auf den übrigen Inseln wird der Wald forstmäßig zum Behuf des Brennmaterials cultivirt, in welcher Hinsicht den Japanern Steinkohlenlager zu Hülfe kommen, die auch bereits die Lüsternheit der Amerikaner erregt haben. Auf der Insel Kiusiu verkauft man das Holz pfundweise.

Wilde Vierfüßler sind mit den Wäldern bis auf einige Reste

verschwunden. Bären, Eber, Hirsche, Rehe, Wildkatzen finden sich noch in den Gebirgen. Sonst macht sich, gerade wie bei uns in Europa, dem Bauer nur der Fuchs unangenehm bemerklich. Er ist sehr häufig und die Japaner wissen von seinen Listen und Schelmereien zahllose Geschichtchen zu erzählen. Die vornehmen Japaner lieben die Jagd, und die einheimische Falkenart, deren sie sich gern bedienen, ist eine der schönsten, die es gibt. Pferd und Rind sind kräftig, jedoch von kleinem Schlage. Das Rind wird nur zum Tragen und Ziehen verwendet, aber weder gemilcht noch gegessen. Schafe werden als dem Acker- und Waldbau nachtheilig nicht gezogen, Enten, Gänse, Hühner und Tauben dagegen in großer Menge gezüchtet.

Das Meer gewährt den Japanern eine unerschöpfliche Fülle der mannichfachsten Nahrung. Fische und Schalthiere, Holothurien und Pflanzen aller Gattungen wimmeln an seinen Ufern und werden gern gegessen.

Woher Japans ursprüngliche Bevölkerung gekommen, wissen wir nicht. Bei der Nähe der Halbinsel Korea, der sich Nipon südlich gegenüber befindet, könnte man sie als die Brücke einer Einwanderung vom Continent betrachten. Von China ist die Urwohnerschaft nicht gekommen, denn die sehr wohlklingende Sprache der Japaner ist eine ganz andere als die chinesische. Sie ist nicht nur in ihren Wurzelworten, sondern auch in ihrem Baue eine andere; sie ist eine mehrsilbige, die chinesische hingegen eine einsilbige.

Die Urbewohner Japans waren sehr begreiflich ein Fischervolk. Viele sociale Gebräuche der heutigen Japaner haben noch den Zweck, die Pietät der Erinnerung an die einfachen Sitten desselben festzuhalten. Es ist z. B., wenn man ein Geschenk macht, worin es auch bestehe, unerlaßlich, einen Schnitt von getrocknetem Fischfleisch hinzuzufügen; ebenso jedes Gastmahl mit gesalzenem Fisch zu beschließen, um die ärmliche Lebensart der Vorfahren auch bei dem Luxus des Genusses ins Andenken zu rufen.

Dieses Fischervolk hatte eine Naturreligion, wie wir sie bei den meisten Naturvölkern finden. Es verehrte einen großen Geist als die weltbeherrschende Macht, außerdem aber die Seelen der Verstorbenen als Geister, weshalb diese Religion Kami-no-mig, d. h. der Weg der Geister, genannt wird. Die Chinesen haben ihr den Namen Sin-too gegeben. Diese Religion ist im Laufe der Zeit natürlich verfeinert worden, besteht aber noch als allgemeine Landessitte und als Reichsreligion, weil sie in ihrer Einfachheit sich mit allen andern Religionen verträgt und ihre wenig entwickelte dämmerige Mythologie nichts Ausschließliches hat. In ihren mit Schilf gedeckten schlichten Tempeln sieht man kein Idol, nur eine Kugel, an welcher ein Spiegel, Kagami, hängt, ein Symbol der

Reinheit und Allwissenheit Gottes, vor dessen unbestechlichem Auge der Mensch sein Inneres nicht verbergen kann. Das Feuer, das reine und reinigende Element, gilt ebenfalls als Symbol der Gottheit. Die Priester heißen Kaminusi, d. h. Wirthe, Pfleger der Geister. Sie dürfen sich verheirathen und ihre Frauen nehmen theil an ihren Geschäften. Sie haben z. B. das Recht, bei der Taufe der Kinder den Namen derselben zu bestimmen und sich, wie ihre Männer, in der Farbe der Daïri, nämlich weiß, zu kleiden. Die heiligen Orte sind weite, meist sehr schön auf Hügeln zwischen Hainen gelegene, von Mauern umschlossene Höfe mit eigenthümlich verzierten Eingangspforten. Innerhalb der Höfe sind Hallen für die Pilger und Wohnungen für die Priester. Gartenanlagen fehlen nie als freundlicher Schmuck. Der Tempel, Mia, ist gewöhnlich klein und auf Pfählen erhöht. Eine Treppe führt zu ihm hinauf. In jedem Hause ist eine kleine Mia, d. h. ein Hausaltar mit Blumen und zwei Lampen geschmückt, auf den man Räucherwerk und Schalen mit Getränken als Opfer stellt und an welchem man jeden Morgen und Abend sein Gebet verrichtet. Zum Gebet im Tempel geht man nach Bedürfniß zu jeder Tageszeit und wirft beim Fortgehen eine kleine Münze in einen Opferstock, zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Cultus.

Der wahre Cultus der Gottheit besteht in Reinigkeit des Herzens; äußerlich in Erhaltung von allem Verunreinigenden. Alles Anhören von boshaften oder obscönen Reden, alle Berührung von Leichen, alle Befleckung mit Blut, aller Genuß des Fleisches von Hausthieren verunreinigt und es bedarf in solchem Fall bestimmter Bußen, sich der Gemeinschaft der Gottheit wieder würdig zu machen.

Die Volksthümlichkeit der Kamireligion haftet vorzüglich an den Festen der Seelen der großen Stammhäuptlinge und nationalen Helden, von denen man oft noch die Reliquien bewahrt. Sie werden mit großen theatralischen Processionen gefeiert. Außerdem haftet sie an den Wallfahrten nach berühmten Tempeln; sie erfordern eine strenge Vorbereitung und unterwerfen den Gläubigen während ihrer Dauer einer harten Askese. Der Hauptwallfahrtsort ist der Tempel bei Uhi in der Provinz Iseh.

Das ist die Kamireligion. Ich überlasse jedem das Urtheil über sie. Ein Historiker, der sie sehr herabsetzt, tadelt sie besonders darüber, daß sie nicht einmal eine bestimmte Vorstellung von Himmel und Hölle als Oertern der jenseitigen Belohnung und Bestrafung habe. Ist dies ein Mangel, so kann man sich beruhigen. Siebold versichert ausdrücklich, daß sie einen Ort der Seligkeit und einen der Unseligkeit nach dem Tode annehme.

Da die Japaner die chinesische Cultur in sich aufnahmen, was schon

in den letzten Jahrhunderten vor Christus geschah, so haben sie mit ihr auch die Moralreligion des Kong-fu-tsen überkommen, zu der sich viele gebildete Japaner in der Weise bekennen, wie wenn bei uns jemand, der sich öffentlich zu einer Landesreligion hält, privatim ein Anhänger der Kant'schen Philosophie ist. Diese rationalistische Religion heißt Sintoo.

Zwischen dem sechsten und siebenten Jahrhundert nach Christus verbreitete sich von China und Korea aus der Buddhismus und zählt gegenwärtig wol die meisten Anhänger. Er ist der asiatische Katholicismus. Sein ästhetisch organisirter Cultus befriedigt ebensowol das Bedürfniß der Phantasie der Menge, als er durch die extreme Resignation, die er lehrt, dem einzelnen das Leben auch in seinen Widerwärtigkeiten ertragsam macht.

Er hat sich mit der Kamireligion vielfach, bewußt und unbewußt, verschmolzen. Die Japaner nennen diese Verbindung ihrer Nationalreligion mit dem Buddhismus Rjoobusintoo, d. h. den zweiseitigen Dienst des Kami.

Die insulare Lage Japans und die vielen durch die Gebirge gebildeten Thäler begünstigten unstreitig im Anfang viele zerstreute Ansiedelungen, die nebeneinander zu einer gewissen Selbständigkeit heranwachsen konnten. Die Centralisation kam in diese Vielheit von Kleinstaaten nicht von innen, sondern von außen durch Eroberung. Die Sage läßt diesen Eroberer von den südlichen Inseln herkommen und in Kiusiu landen, nachdem diese Marken längst zuvor durch chinesische Ansiedler cultivirt waren. Der Angriff wurde um 660 von Zin-mu gemacht und nach zehn Jahren eines heftigen Kampfes hatte er sich Nipon unterworfen. Es entstand ein Feudalstaat. Die dem malaiischen Souverän sich unterordnenden Fürsten blieben der Form nach Fürsten in ihrem Lande, empfingen dies aber als ein Lehen, dessen Besitz an ihre Treue geknüpft war. Sie übernahmen die Verpflichtung eines Tributs und die eines Contingents zur Reichsarmee. Für die Ruhe in ihrem Kreise wurden sie verantwortlich. Die Anzahl aller Lehen beträgt 640. Der absolute Souverän nahm den Titel Mikado, d. h. des Ehrwürdigen, an, ebnete in der Landschaft Jamato einen Berg und erbaute darauf eine Burg, die er zur Mijako, d. h. zur Residenz erhob.

Diese erste Periode der japanischen Geschichte reicht bis 200 vor Christo, wo der Mikado Tsiu-uï starb. Die Japaner rechnen die zweite Periode von dem ersten Kriege mit Korea bis zur Einführung des Buddhismus oder von Zin-gu-kwo-gu bis Kin-meï, 201—572. Als dritte zählen sie von der Einführung des Buddhismus unter Bindats bis zur Errichtung der Würde des Ziogun, d. h. eines Prinzregenten, von 572—1184, wo Gotoba als der 82. Mikado den Thron

bestieg. In diese Periode fällt die wichtige Regierung des Ko-tok-ten-o. Sie dauerte zwar nur von 645—654, aber sie ist diejenige, welche den noch jetzt bestehenden Mechanismus der Verwaltung geschaffen hat. Ko-tok-ten-o theilte das Land mit Rücksicht auf seine natürliche Lage in acht Kreise, wobei ich bemerke, daß acht, wahrscheinlich nach den acht ersten Zeichen der chinesischen Kuaschrift, die heilige Zahl der Japaner ist. Die Kreise wurden wieder in 68 Gemarkungen getheilt. Nach unserer Sprechweise würden wir sagen: Das Land wurde in Provinzen und diese wurden in Regierungsbezirke getheilt. Diese Kreise sind 1) der innerhalb der fünf Residenzen, der das Kammergut enthält; 2) der des östlichen Meers; 3) der östlichen Berge; 4) des nördlichen Landes; 5) der nördlichen Berge; 6) der südlichen Berge; 7) des südlichen Meeres; 8) des westlichen Meeres.

Ko-tok-ten-o ließ die Anzahl der Einwohner und der Häuser registriren; die Landesproducte abschätzen; setzte die Steuern fest; ordnete den Postenlauf und den Lohn der Träger; bestimmte den Klassenrang der Beamten; legte Waffenplätze und Magazine an; führte Revuen der Truppen ein, und concentrirte die Verwaltung der acht Ministerien, nämlich 1) in das Centralministerium: Zin-jo-no-sio; 2) in das der Gesetzgebung und des öffentlichen Unterrichts: Sik-boo-no-sio; 3) in das Ministerium des Innern: Dsi-boo-no-sio; 4) in das für allgemeine Volksangelegenheiten und allgemeine Polizei: Min-boo-no-sio; 5) in das des Kriegs: Fio-boo-no-sio; 6) in das der Criminaljustiz: Gpio-boo-no-sio; 7) in das Finanzministerium: Oo-koora-sio; 8) in das Ministerium der öffentlichen Bauten: Koo-nai-no-sio.

Aus diesen bureaukratischen Einrichtungen geht hervor, daß die bürgerliche Gesellschaft Japans damals bereits die Theilung der Arbeit in sich vollendet hatte. So wie sie damals sich fixirte, besteht sie noch heute. Sie unterscheidet sich in acht Stände, welche erblich sind, ohne in strengem Sinn Kasten zu sein, denn obwol es selten geschieht, so ist es doch nicht unmöglich, von einem Stand in einen andern überzugehen. Diese ständische Gliederung ist es, die den japanischen Staat bei aller sonstigen Aehnlichkeit so sehr von dem chinesischen unterscheidet, in welchem es gar keine Stände, nur Rangklassen gibt, weil innerhalb einer Familie, als welche er sich betrachtet, nur Gleichheit der Glieder, keine Erblichkeit der Function stattfinden könne. In China kann jeder alles werden. Daß in Japan nur Stände, keine Kasten existiren, sehen wir besonders daraus, daß das Gesetz gar keine Ausnahmen kennt. Es ist gegen den Höchsten wie gegen den Geringsten gleich unerbittlich. Aber wir sehen es auch aus der Militärverfassung, die eine jährliche Conscription enthält, indem jede Familie einen Soldaten zu stellen verpflichtet

ist. Die Waffenpflichtigkeit beginnt schon mit dem funfzehnten Jahre. Jene acht Stände sind nun folgende:

1) Der Stand der Fürsten: Koksin, d. h. Herren der Erde. Sie theilen sich in die Daïmio, d. h. die sehr hochgeehrten, und in die Saïmio, d. h. die sehr geehrten. Jene werden direct vom Mikado, diese vom Ziogun belehnt. Es existiren ungefähr 200 solcher Fürsten, die ihr eigenes Wappen, ihre eigene Residenz, ihren eigenen Hofstaat, ihre eigene in besondere Farben gekleidete Armee haben, deren eine sich bis auf 60000 Mann belaufen soll. Wir Deutsche als ein vielstaatiges Volk können uns dies an unsern kleinen Fürsten leicht vergegenwärtigen. Aber unsere Kleinfürsten leben in einer beneidenswerthen Freiheit, während die japanischen mit tausend Listen der Hofetikette an den Souverän gebunden sind. Nicht nur werden sie durch Polizeiagenten streng überwacht, sondern müssen sich auch in der Hauptstadt zu periodischen Zwangsaufenthalten einfinden. Daher kommt es, daß die Fürsten, sobald es thunlich ist, ihrer Regierung entsagen und dieselbe einem Sohn oder Schwiegersohn übergeben. Diese Abdication heißt Inkin. Der Adel ist zwar erblich, allein es steht dem Vater frei, von seinen Söhnen den zu wählen, der ihm zur Nachfolge der tauglichste scheint; ja er kann, wie bei den römischen Kaisern, sich einen Sohn durch Adoption wählen.

2) Der Stand des Feudaladels als der der Vasallen der Fürsten; er heißt Kinin oder Chadamodo. Er entspricht unsern Grafen und Baronen und verhält sich zu den Koksin ebenso wie diese zum Kaiser. Er ist kriegspflichtig als Heerbann der Fürsten. Die Regierung wählt aus ihm die höhern Beamten, also die Generale, Obersten, Präsidenten, Statthalter ꝛc.

3) Der Stand der Priester aller Sekten.

4) Der Stand der Soldaten: Somoraï. Sie sind Untersassen des Adels und dienen nicht nur zur Vertheidigung nach außen, zu Küstenwachen und Ehrenposten, sondern werden auch zu allen Polizeidiensten im Frieden verwendet, weshalb sich in jedem Dorfe einige Soldaten befinden.

Diese Stände haben das Vorrecht, zwei Schwerter im Gürtel zu tragen; ein längeres, beinah horizontal steckendes, und ein kürzeres dolchartiges, dessen Richtung mehr abwärts geneigt ist. Während die Priester in Function sind, müssen sie die Waffen ablegen. Sobald sie aber ihre Amtskleider ausziehen, dürfen sie die Schwerter anstecken. Ein anderes Vorrecht dieser höhern Stände ist, weite Pantalons, Hakkama genannt, von mehr oder weniger kostbaren Stoffen zu tragen.

5) Der Stand der Subalternbeamten und der Aerzte. Sie sind hoch geachtet, dürfen Staatshosen und Einen Säbel tragen.

6) Der Stand der Großhändler, welche sich die Erlaubniß erkaufen

dürfen, das kürzere Schwert zu tragen. Sie sind die eigentlich reichen Leute in Japan, weil sie nicht wie der Adel durch die Kosten einer eiteln Repräsentation erschöpft werden.

7) Der Stand der Kleinhändler, Handwerker und Künstler, der sich in sich wieder höchst mannichfaltig abstuft, wie z. B. Maler und Goldarbeiter viel höher als Schmiede und Zimmerleute stehen.

8) Der Stand der Bauern und Tagelöhner, mit einem Wort, der Madsinostscho, d. h. der Leute, die auf der Straße ihr Wesen treiben. Auch die Fischer und Seeleute werden zu ihnen gerechnet. Sie sind schwer mit Abgaben belastet.

Von diesen acht Klassen sind Gerber und Lederarbeiter gänzlich ausgeschlossen, weil sie nach dem Glauben der Sintooreligion so gut als nach dem des Buddhismus sich durch die Tödtung des Viehes und die Berührung der Thierleichname verunreinigen. Sie wohnen in Dörfern für sich allein. Kein Gasthof nimmt sie auf. Jedermann weicht ihnen aus. Sie sind die classe maudite der japanischen Gesellschaft und gelten in dem Grade als nicht existirend, daß das Areal, auf dem sie wohnen, nicht in die Landesvermessung aufgenommen wird, daß man, wenn man mit der Post durch dasselbe kommt, dafür kein Postgeld zu erlegen hat und daß sie selbst in den Bevölkerungslisten nicht mitgezählt werden. — Leibeigene gibt es nur als Nachkommen von Kriegsgefangenen.

So gestaltete sich also im 7. Jahrhundert das sociale System der Japaner, wie es im Grunde noch heute besteht. Die wichtigste Veränderung, die in der vierten Periode eintrat, war die Trennung der Souveränetät in die des Mikado und in die des Ziogun. Jener wird auch Daïri, d. h. Palast, Hof, dieser Kubo, d. h. allgemeiner Vorstand, genannt. Sama: Herr, heißen beide. Der Ursprung dieser Trennung war dem sehr ähnlich, den die Hausmaier im Fränkischen Reich genommen hatten. Im Jahre 1186 trat nämlich der Fall einer Minderjährigkeit des Mikado ein. Minamoto Joritomo ergriff für ihn die Zügel der Regierung. Er wurde der erste Ziogun, d. h. er war nicht etwa nur der oberste Feldherr, sondern der Verwalter der Staatsgewalt überhaupt. Regentschaften waren vor Joritomo auch schon vorgekommen, aber mit ihm wurde die Stellung des Prinzregenten erblich, sodaß man von hier ab in der japanischen Geschichte immer zwei Herrschernamen nebeneinander zu lernen hat, die natürlich im einzelnen keineswegs parallel laufen. Der 83. Mikado war der erste, der als Daïri lebte. Er bestieg den Thron 1199 und starb 1202. Der Ziogun Taiko Sama 1585 vollendete die Souveränetät seiner Würde. Anfänglich wohnte der Ziogun auch in Miako. Seit dem 15. Jahrhundert jedoch verlegte er seine Residenz nach Jedo an der Mündung des Sumidagawa. Jedo heißt Flußmündung. Er machte dem Mikado immer noch ehrfurchts-

volle Besuche. Als derselbe aber bei einer solchen Gelegenheit einmal einen Pfeil auf den Ziogun abzuschießen Miene machte, hörten die Besuche ganz auf. Die beiden Herrscher schicken sich seitdem nur sehr respectvolle Gesandtschaften.

Die Stellung des Ziogun ist durch sich selbst klar. Worin aber besteht die des Mikado oder Daïri, die man so oft mit der päpstlichen Würde bei uns verglichen hat? Sie ist factisch die des geborenen Cultusministers. Alle geistlichen Angelegenheiten incarniren sich in ihm. Sein Hof ist gleichsam ein geistliches Consistorium und zugleich eine Akademie der Wissenschaften. Alle religiösen, artistischen, literarischen Interessen concentriren sich ebenso in ihm, als alle politischen, administrativen, militärischen an dem des Kubo-Sama. Der Mikado gilt als Nachkomme des Zin-mu insofern für ein höheres Wesen, als der Mythus diesen von einer Sonnenjungfrau abstammen läßt. Er hat zwar, hierin sehr vom römischen Papst unterschieden, ein Harem von zwölf Frauen und erzeugt sich selbst seinen Nachfolger, allein er lebt wie eine irdische Gottheit in seinem ungeheuern Palast zu Miako, in welchem er geboren wird und stirbt, ohne ihn je zu verlassen. Seine Füße dürfen nie die Erde berühren. Auch in seinem Garten wird er umhergetragen. Nur im Schlaf darf ihm sein Kopfhaar abgeschoren, sein Barthaar rasirt werden. Natürlich fingirt er, zu schlafen. Früher mußte er das Gleichgewicht der Welt durch seine magische Kraft zu erhalten, täglich im vollen Ornat einige Stunden unbeweglich auf seinem Throne sitzen. Jetzt legt man, was in der That bequemer und ebenso effectvoll, nur seine Krone auf den Thron. Alle Kleidung, die er anzieht, muß neu sein. Jedes Gefäß, in welchem für ihn gekocht wird, jeder Teller, von welchem er ißt, wird sofort wieder zerbrochen. Eine starke Leibwache sorgt für seine persönliche Sicherheit, indem sie zugleich eine Fessel ist, welche der Ziogun ihm anlegt. So entmächtigt der Daïri aber auch materieller Weise ist, so übt er doch eine große geistige Macht aus, denn formell hängt die Bestätigung des Ziogun und aller Veränderungen der Staatsverfassung von ihm ab; vor allen Dingen aber ist er die legitime Autorität alles religiösen Aberglaubens, der in Japan, bei aller sonstigen Aufgeklärtheit seiner Bewohner und bei aller Toleranz in Glaubenssachen, doch noch groß genug ist. Er entscheidet bei theologischen Streitfragen und bestätigt die Obern der Orden der Mönche und Nonnen.

Der Ziogun aber ist im Grunde ebenso ohnmächtig als der Mikado, denn die eigentliche Gewalt liegt in den Händen des Staatsraths. Dieser besteht nach Siebold aus 13 Personen, die theils aus den höchsten Fürstengeschlechtern, theils aus dem Adel, theils aus hohen Verwaltungsbeamten des Cultus und der Polizei hervorgehen. Den Vorsitz in



ihm hat der Reichskanzler, der stets ein Nachkomme des Ino-Kamu-no-Kami sein muß, eines Ministers, der dem Geschlecht des Usurpators große Dienste geleistet hatte. Dieser Staatsrath leitet die auswärtige Politik, bestimmt alle durchgreifenden Maßnahmen, lenkt alle Geschäfte, supplirt alle Mängel in den bestehenden Gesetzen, cassirt alle zweifelhaften Urtheile. Kommt es zwischen ihm und dem Prinzregenten zum Widerspruch, so wird derselbe einem Rath von drei Fürsten vorgelegt, unter denen sich auch der natürliche oder adoptirte Sohn des Prinzregenten befindet. Fällt die Entscheidung des Fürstenrathes gegen das Veto des Regenten aus, so muß er sofort dem Thron entsagen. Dies geschieht ohne allen Widerspruch. Fällt die Entscheidung gegen den Minister aus, von dessen Ressort der Streit ausgegangen, so muß er sich den Tod geben; ein Los, das zuweilen auch die oppositionellen Mitglieder des Staatsraths selbst trifft.

Hier sehen wir also neben dem Mikado und neben dem Ziogun eine dritte politisch-wichtige Person, den Reichskanzler, erscheinen; allein auch diesen sehen wir wieder durch eine andere Macht, durch einen Fürstenrath gebunden, die im wesentlichen eine Oligarchie ist. Infolge dieser eigenthümlichen Verschränkung der politischen Macht lebt auch der Ziogun ähnlich, wie der Mikado, in seinem Palast zu Jedo, den er selten verläßt und in welchem er ebenso, wie jener in Miako, von den peinlichen Pflichten einer geistig gehaltlosen, formellen Repräsentation erdrückt wird.

Das System des Mistrauens, das sich in dem Verhältniß des Daïri, Sama und des Kubo Sama entwickelt hat, ist leider auch in alle übrigen Elemente der japanischen Verfassung eingedrungen. An der Spitze jeder Provinz stehen zwei Präsidenten. Gokosios, d. h. Secretäre des Reichs, die jährlich miteinander in der Art wechseln, daß der eine sich in der Hauptstadt des Staats, in Jedo, der andere in der Hauptstadt der Provinz befindet, während gleichzeitig seine Familie als Geißel in Jedo lebt. Die Fürsten selbst müssen entweder von je zwei Jahren eins oder von je einem Jahr sechs Monate in der Hauptstadt zubringen. Zwei benachbarte regierende Fürsten dürfen nur dann gleichzeitig in ihrer Heimat weilen, wenn sie einander persönlich verfeindet sind. In Jedo selbst werden sie durch eine alberne Etikette, welche sogar die Stunde ihres Aufstehens und Niederlegens festsetzt, in einer subtilen Gefangenschaft gehalten. Der Aufwand, den sie bei den prachtvollen großen Hoffesten machen müssen, dient dazu, sie in ihren Geldmitteln herunterzubringen. Fürchtet man dennoch von ihrem Reichthum, so beehrt der Ziogun sie selbst in ihrem Palast zu Jedo mit seinem Besuch und verursacht ihnen dadurch überschwängliche Ausgaben für die genau vorgeschriebene gastliche Aufnahme, oder der Mikado verleiht

ihnen eine Würde an seinem Hof, für deren Investitur sie ihr Vermögen erschöpfen müssen.

Die fünfte Periode ihrer Geschichte rechnen die Japaner seit der Thronbesteigung des 32. Ziogun-Minamoto-Je-Jasu 1632, von welchem die jetzige Dynastie abstammt. Diese Periode ist die der absoluten Centralisation, in welcher der Feudalstaat, der sich zum Rechtsstaat ausgebildet hatte, indem er die Mannichfaltigkeit der Stände der bürgerlichen Gesellschaft der Gleichheit des Gesetzes unterwarf, sich durch ein System geheimer Ueberwachung als Polizeistaat vollendete, denn ohne ein absolutes Polizeiregiment hätte er seine beispiellose Abschließung nach außen nicht durchführen können.

Die Veranlassung zu derselben wurde durch die Jesuiten gegeben.

Es wurde schon erwähnt, daß Japan früherhin allen Nationen offen stand. Gesandte von ihm kamen nach Portugal und Spanien. Seine tapfern Soldaten vermietheten sich, ähnlich wie bei uns die Schweizer, in Mittelasien. Alle Religionen waren und sind noch in ihrem Bekenntniß frei. Die bürgerliche und politische Stellung des Japaners ist unabhängig von seinem Glauben, den er wechseln kann, wie es ihm beliebt. Alle Religionsstreitigkeiten in Japan sind nur eine theoretische Discussion. Mitglieder derselben Familie gehören öfter zu ganz verschiedenen Glaubensarten, ohne daß dies im geringsten ihre Eintracht störte. Auch das Christenthum durfte sich ungehindert verbreiten. Es hatte seit Xaverius bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts so große Fortschritte gemacht, daß es seine Bekenner auf vier Millionen schätzte. Taiko-Sama war gestorben, als sein einziger Sohn, Hidi-Jori, erst 6 Jahre alt war. Taiko hatte den Fürsten von Mikawa zum Regenten ernannt, der jedoch treulos sich gegen seinen Schützling wandte, für welchen die Jesuiten Partei nahmen, weil sie ihn zum Katholicismus zu bekehren hofften. Mikawa aber siegte. Hidi-Jori wurde 1816 zu Ohosaka vernichtet. Die Christen wurden als politische Partei schonungslos behandelt. Teitokuri vollendete ihre Vernichtung, die 1611 begonnen hatte, am 12. April 1638, indem er die Veste Sinabora, in welche sich 36000 japanischer Christen geflüchtet hatten, die sich hartnäckig vertheidigten, mit Hülfe der Holländer nahm, die 1637 einen Vertrag mit dem Regenten geschlossen hatten und als Protestanten ihn gegen die Katholiken unterstützten. Seit dieser Zeit wurde das Christenthum bei Todesstrafe verboten. Jeder, der als Christ entdeckt ward, wurde hingerichtet und 1640 lebte kein einziger Christ mehr im Lande. Die Holländer aber wurden in einer Bai der Insel Nangasaki auf einer kleinen künstlichen Landzunge Dezima zum Handel privilegirt. Jährlich erscheint eine Commission auf Nangasaki, macht die Runde und zwingt alle Eingeborenen, auf ein Bild von Christus und Maria zu

treten, um sich so zu vergewissern, daß etwa niemand heimlich zum Christenthum übergetreten. Wenn nun den Japanesern das terroristische und exclusive Verfahren gegen das Christenthum oft zum Vorwurf gemacht wird, so scheint mir dies nicht ganz gerecht zu sein, denn die Jesuiten, indem sie sich in eine politische Parteinahme einließen, indem sie an einem Bürgerkriege theilnahmen, forderten damit die blutige Reaction gegen sich heraus; ganz abgesehen davon, daß die Christen von Mohammedanern und Heiden oft eine Toleranz erwarten und erheischen, von welcher sie bei sich zu Hause sogar gegen Christen, falls dieselben nur etwas anders denken, gewöhnlich noch sehr weit entfernt sind.

Seit jener furchtbaren Katastrophe hat sich nun Japan mit Bewußtsein isolirt. Es hat seinen auswärtigen Handel, der seine Schiffe bis Bengalen aussandte, auf ein Minimum mit den Holländern und selbst mit den Chinesen beschränkt, denn auch diese dürfen jährlich nur zehn Handelsdschunken schicken und das Quale wie das Quantum des Exportes ist genau normirt. Die Holländer aber erkauften ihr Monopol mit der Annahme der erniedrigendsten, unwürdigsten Bedingungen, wie sich dies zur Bestätigung der schon von Kämpfer gemachten Mittheilungen in den Verhandlungen der Amerikaner mit Japan jetzt evident ergeben hat. Das höchst Merkwürdige ist nun, daß die Japaner in so langer Zeit, während zweier Jahrhunderte, nicht in Schlaffheit versunken sind, vielmehr sich rüstig und fortschrittlustig erhalten haben. Unmittelbar ist dies eine Folge der Naturbedingungen, unter welchen sie leben. Das Feuer der Vulkane im Innern, das beständig mit Erdbeben droht, und die stets bewegliche Welle des Meers von außen, welche den Muth des Schiffers großzieht, lassen die Nation nicht in Stagnation versinken. Die Mannichfaltigkeit der Naturproducte, die in sehr verschiedene Gegenden vertheilt sind, befördert einen lebhaften Binnenverkehr. Die Schönheit vieler Landschaften lockt zum Reisen. Das Land ist fruchtbar genug, eine Menschenmenge zu ernähren, die man über dreißig Millionen schätzt, allein es bedarf dazu sorgsamer Pflege, unnachlassender Thätigkeit. Mittelbar aber ist der hohe Culturstandpunkt der Japaner eine Folge ihrer Verbindung mit den Chinesen und Holländern, welche letztern ihnen alle Fortschritte der europäischen Civilisation mitzutheilen veranlaßt wurden. Die Japanesen sind von Haus aus lernbegierig, frei von dem beschränkenden Hochmuth der Chinesen. Die Holländer überliefern ihnen die in holländischer Sprache erschienenen Originalwerke oder Uebersetzungen von wichtigen Werken über Bergbau, Kriegskunst, Astronomie, Technik u. s. w. Eine besondere Commission japanischer Gelehrten ist beauftragt, diese Werke ins Japanische zu übertragen, worauf sie durch den Druck zum Gemeingut der Nation gemacht werden. Alle höhern Staatsbeamten müssen das Holländische erlernen.

An den König Wilhelm II. von Holland schrieb der Ziogun einmal einen eigenhändigen Brief in holländischer Sprache, in welchem er ihn um einen Marinemörser und um das Modell einer holländischen Pulvermühle ersuchte. Auf solche Weise sind die Japaner in den Besitz von Kenntnissen gelangt, die man bei einem so abgeschlossenen Volk meint umsonst suchen zu können. Selbst Laplace's „Mécanique céleste" ist ins Japanische übersetzt. Die Amerikaner und Engländer wunderten sich, wie gut die japanesischen Beamten auf der Erdkarte orientirt, wie genau sie von allen bedeutungsvollern Vorgängen unterrichtet waren. Sie erkundigten sich z. B., ob die projectirte Eisenbahn oberhalb Mexico vom Atlantischen Meere zum Stillen Ocean zur Ausführung kommen werde. Die Ericson'sche calorische Maschine war ihnen wohl bekannt, aber sie versprachen sich keinen großen praktischen Nutzen davon. Wenn die Regierung mit der Verwirklichung manches ihr wohlbekannten Fortschritts zögert, so sind es praktische Rücksichten, welche sie dabei bestimmen. So erkannte sie z. B. die Vortheile einer Oelpreßmaschine, welche die Holländer ihr lieferten, vollkommen an, allein die Furcht, Tausende von Handarbeitern, welche das Oel nach japanischer Art auspressen, brotlos zu machen und sich selbst damit Verlegenheiten zu bereiten, bewog sie, die Einführung dieser Maschine aufzugeben, wenigstens aufzuschieben.

Proudhon über Napoleon III.

Mitgetheilt

von

Karl Grün.

Der landflüchtige Philosoph veranstaltet soeben die zweite, „durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage" seines kritisch-thetischen Versuchs: „Von der Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche". Die frühern drei Bände, welche manchem Kurzangebundenen einen so empfindlichen Schrecken eingejagt, sind in 12 Fascikel, Lieferungen, „Studien" zerschlagen, von denen die erste (Brüssel, Office de publicité) vorliegt, die übrigen elf aber binnen Jahresfrist erscheinen sollen. Nach der ersten Lieferung zu urtheilen hat die Umarbeitung dem Werke in formeller Beziehung Segen gebracht, die entsetzlichen aphoristischen Sprünge fehlen, das baumeisterliche Aneinanderschließen ist besser beobachtet, und die Möglichkeit, alle Anschauung der Dinge im Himmel und auf Erden von einem einzigen Standpunkt, dem des Gleichgewichts oder der „Gerechtigkeit", aus zu betrachten, thut sich etwas gefälliger dar.

Hätte Proudhon im 16. Jahrhundert gelebt, so würde er eine „Concordienformel“ verfaßt haben: denn sein unausgesetztes, arbeitsames Bemühen ist, Eintracht im Lager der Reformation oder Reform herzustellen, die verschiedenen politischen und socialen Credos, insofern sie mit der Knechtschaft entschlossen gebrochen haben, unter Einen Hut zu bringen, die geistigen und moralischen Anliegen nicht von den bürgerlichen und wirthschaftlichen zu trennen, und dem gemeinsamen Feinde, der im Besitz ist, ein starkes Bündel Pfeile auf den Hals zu jagen. Proudhon erhebt den Anspruch, die wahre „Volksphilosophie“ zu gründen oder doch wenigstens ihr Princip vorzuschlagen, und in seiner neuen höchst pikanten Einleitung versucht er den Nachweis, daß zwischen metaphysischer Abstraction, bei Lichte betrachtet, und concreten Begriffen des gesunden Menschenverstandes kein Unterschied obwalte. Es ist hier nicht der Ort, ein abschließendes Urtheil über das Ganze, Idee wie Ausführung, zu unternehmen. Wir begnügen uns für heute mit einem Stück Kritik des zweiten Empire und theilen dasselbe um so lieber mit, als das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst in bekannter origineller Weise darin behandelt wird.

„Der 2. December und das darauf folgende Régime, welches bis heute herrscht, sind nicht die That Eines Mannes, noch ein geschichtlicher Zwischenfall; es ist eine Situation. Eine unsaubere Generation, zum Theil seit der Restauration geboren, die vom Liberalismus nichts begriff als die Libertinage, von der Philosophie des 18. Jahrhunderts nur die Gottlosigkeit, von der Revolution nur die Auflösung, vom Eklekticismus nur den Skepticismus, vom parlamentarischen System nur die Intrigue, von der Beredsamkeit nur das Geschwätz; eine gierige Generation, plump wie die Scholle, aus der sie erstand, ohne alle Würde, begann im Lande zu herrschen; sie herrscht noch darin. Sie hat unter der Decke einer kaiserlichen Restauration die Herrschaft der unverschämten Mittelmäßigkeit, der officiellen Réclame, der eingestandenen Beutelschneiderei eingeführt. Sie entehrt Frankreich und vergiftet es.

„Als das Justemilieu, republikanisch oder monarchisch, zu Ende kam, als die Furcht vor dem Extrem der Revolution oder der Contrerevolution der Masse den Staatsstreich annehmbar machte, was geschah? Frankreich, ehemals katholisch, monarchisch, feudal, dann philosophisch und demokratisch, zuletzt eklektisch, versöhnlich, gemäßigt — ich vermeide das übellautende Wort doctrinär — hat jetzt keine Principien mehr, keinen öffentlichen Geist mehr, keine Tradition, keine Ideen, nicht einmal Sitten.

„Das Frankreich des 2. December folgt weder dem Evangelium, noch der Erklärung der Menschenrechte; es ist weder eine Monarchie von Gottes Gnaden, noch eine Demokratie nach dem Sinne der Revo-

lution, noch eine Regierung der Mittelklassen mit ponderirten Gewalten, wie es die Charte von 1814 und 1830 wollte. Die reine Willkür, eine phantastische Willkür, wie in der ganzen Nationalgeschichte nichts mehr zu entdecken ist, nicht einmal im ersten Empire, das trotz seiner Militärtyrannei doch noch Principien besaß, auch nicht in der Dictatur von 93, die wahrlich die ihrigen hatte; noch in der Monarchie Ludwig's XIV., der man die Mängel an Grundsätzen nicht vorwerfen kann; — eine Willkür, wie sie Macchiavel nicht ersonnen hätte, denn wenn Macchiavel nicht vor dem Despotismus zurückschreckt, immer stellt er ihn in den Dienst einer Idee: da steht das Frankreich des 2. December.

„Nehmen wir die letzte politische Thatsache. Das Justemilieu, gegründet vom ersten Consul, hatte begriffen, daß die Existenz des Katholicismus unauflöslich an die des Papstthums gebunden ist, und daß das Papstthum selbst, seit Abschaffung des Pactes Karl's des Großen, keinen Zauber mehr hat als den der weltlichen Herrschaft. Unter den Cäsaren, später unter den Ostgothen, Lombarden, Franken, Deutschen, konnte der Papst des Titels und der Macht eines Fürsten entbehren: die Religion machte aus ihm den Statthalter Gottes auf Erden. Karl der Große bestätigte dieses Vicariat, nicht indem er die beiden Gewalten trennte, wie man heute will, sondern indem er sie gegensätzlich miteinander verband in einem weltumfassenden Systeme. Die Schenkungen, welche diese cäsareopapistische Constitution begleiteten, bestanden zunächst nur in den drei Kronen der Tiara, in einem Edelstein, einer Insignie, einer Art von Verherrlichung des Pontificats. Daraus entsprang nicht die Macht der Gregor VII., der Urban II., Innocenz III., Bonifaz VIII. Als das Papstthum, geohrfeigt von Philipp dem Schönen, nach Avignon transportirt worden war, als der Staat sich auf allen Punkten von der Kirche loslöste und den alten Pact brach, erhielt sich das Papstthum, blieb der Katholicismus stehen, dank der weltlichen Souveränetät, welche sich die Päpste theils aus den Schenkungen, theils mit den Waffen in der Hand gründeten. Aber bald gewahrte man, wie ohnmächtig diese Souveränetät war, die katholische Einheit zu bewahren. Zuerst das große Schisma, hervorgerufen durch die päpstliche Transportation; dann die Reformation, welche dem Heiligen Stuhle die Hälfte der Christenheit wegnahm. Von da an ist die Autorität des Pontifex über die Katholiken selbst stets bergab gegangen: die Püffe Ludwig's XIV., das Concordat von 1802, die Gefangenschaft von Savona beweisen es. Zerstört jetzt die weltliche Macht, und der Katholicismus artet in Protestantismus aus, die katholische Religion wird zu Staub. Die da sagen, der Papst werde nie andächtiger gehört werden, als wenn er sich ausschließlich mit himmlischen Angelegenheiten beschäftige, sind entweder falschgesinnte Politiker, die unter scheinheiligen Worten die Grausamkeit

der Vernichtung verstecken, oder einfältige Katholiken, die gar nicht begreifen, daß im Leben das Weltliche und das Geistliche gerade wie Seele und Leib gegenseitig haftbar sind."

Wir bemerken dazu ad salvandam animam nostram, daß diese Auflösung, ganz abgesehen von der Lauterkeit der Motive und der Verstandesbefähigung der Handelnden, uns in der Natur der Dinge zu liegen scheint. Wie die blinden Werkzeuge der Entwickelung nachher vor der großen Lücke, die sie selbst gegraben, bestehen, regieren und ausbeuten wollen, das sind wir so frei ihnen selbst zu überlassen. Nous n'avons par charge d'ames.

„Das Justemilieu", fährt Proudhon fort, „hütete sich wohl, an den Statusquo zu rühren; es sah für die 130 Millionen Katholiken weder die Möglichkeit einer Reformation, noch auch irgendein Heil im germanischen Theologismus; es wollte sich zudem seinen althergebrachten politischen Einfluß nicht schmälern. Die Regierung Napoleon's III. hat keinen von diesen Scrupeln. Nachdem sie den Klerus mit Gunstbezeigungen überhäuft, die religiösen Gemeinschaften hergestellt, die Jesuiten zurückgerufen, der Kirche die Oberhand im öffentlichen Unterricht verschafft, bei jeder Gelegenheit ihre Frömmigkeit an den Tag gelegt hat; nachdem sie zehn Jahre lang, gerade wie Ludwig Philipp, Oesterreich den Papst streitig gemacht, notificirt sie plötzlich dem Papste, unter dem Vorwande, die Ereignisse, welche sie selbst hervorgerufen, seien stärker als sie selbst, ihre «Logik sei unerbittlich», daß sein Reich nicht mehr von diesem Jahrhundert sei, er folglich die Regierung in Laienhände abzugeben habe, und geruhen möge, von den katholischen Nationen als Entschädigung für sein Temporel eine Rente anzunehmen!....

„Was mich betrifft, ich applaudire zur Kreuzigung der Kirche, aber unter Einer Bedingung, daß nämlich der Chef des neuen Frankreich uns sage, welches Spirituel er an die Stelle des katholischen zu setzen gedenkt; ob er vorhat, wie die englischen Könige und die russischen Zaren, das Principat und das Pontificat zugleich auf sich zu nehmen, oder ob er kurz und gut zur Revolution zurückkehrt? (Dieselbe Zumuthung ward von der perfidfreundlichen „Morning-Post" dem armen Ludwig Napoleon gestellt!)

„Hélas! Ich fürchte sehr, Napoleon III. denkt nicht einmal daran, daß man ihm solche Fragen stellen könne. Als Ausdruck seiner Epoche durch ein Imbroglio auf den Gipfel der Macht getragen, hat er beständig, wie alle die Seinigen, Abscheu wider die Ideen bewiesen; er glaubt nur an die Materie und an die Gewalt. Er will von der Revolution nichts wissen, er hat es gezeigt durch seine Sicherheitsgesetze von 1851 und 1852; er hat es unaufhörlich proclamirt durch alle seine anonymen und pseudonymen officiellen Acte; er sagt es soeben wieder

in seinem Briefe an den Papst vom 31. December 1859. Er will auch das bürgerliche Justemilieu nicht; er hat sich unwiderruflich mit ihm überworfen durch seinen Staatsstreich; er wird sich hüten, seiner Kritik zu verfallen. Napoleon III., das ist der Fehler seiner Stellung, will nicht, kann nicht wollen irgendein Princip, irgendeine Garantie, irgendeine Freiheit. Wenn er den Papst opfert, so geschieht das nach seinen eigenen Worten, weil die Ereignisse ihn beherrschen, weil er keine Principien, keine Ideen, keinen Glauben, kein Gesetz hat. Während er aber die Entsetzung des heiligen Vaters ausspricht, die Hirtenbriefe der Bischöfe abfängt, die Jesuiten bedroht und die katholischen Blätter mit «Verwarnungen» durchlöchert, nimmt er zugleich der Demokratie das Wort, läßt er durch seine Gerichte die Philosophie verurtheilen wegen «Beleidigung der öffentlichen und religiösen (papistischen) Moral». (So Proudhon selbst, dann Vacherot; «Siècle» wird soeben scharf «verwarnt», wegen Anpreisung der rationalistisch-deistisch-aufklärerischen Kritik des Hrn. Larroque, dessen Bücher vom Gericht freigegeben worden!)

„Also, weder christlich, noch revolutionär, noch Justemilieu, in Einem Wort: nichts: das ist das Frankreich des 2. December. Der Troß hatte diesen Charakter der kaiserlichen Politik anfangs nicht gewahrt, nicht gesehen, daß sie principlos blind hineingeht. Nach der Gewohnheit des französischen Geistes, alles auf den Herrn zurückzuführen, sagte man von Napoleon III.: Seht, wie glücklich er ist, alles gelingt ihm. Die einen lobten seinen Geist der Versöhnlichkeit, er selbst sagte von sich, er sei das Ende der alten Parteien. Die Kirche begrüßte in ihm einen neuen Konstantin, während der Plebs in ihm wie in seinem Onkel den Herold der Revolution feierte. Jetzt enthüllt sich alles: die kaiserliche Regierung ist eine Regierung ohne Principien; was ihre sogenannten Erfolge betrifft, noch ein wenig Geduld, bleibt alles wie es ist, so wird man darin nur Calamitäten erblicken.

„Das Empire, Organ einer Gesellschaft, die von der Idee verlassen ist, das Empire wirft sich umher, brennt Pulver ab, lärmt; sein Ruhm erzeugt nicht. Es hat das türkische Reich nicht vor der Auflösung bewahren können; es hat den Uebergriffen der Russen keine Schranken gezogen; es hat nicht gewagt bis zum Adriatischen Meere vorzudringen, es hat die Oesterreicher in der Halbinsel gelassen; es hat nicht einmal den Muth, seine Versprechungen von Villafranca zu halten; jetzt läßt es den Papst fallen, aus dem es einen Bundespräsidenten in Italien machen wollte und den es seit zehn Jahren aufrecht erhielt. Nehmen wir an, daß nach der Annexion der Herzogthümer und der Romagna an Piemont die Venetiens und Neapels an die Reihe kommt, die britische Diplomatie und die Partei der Einheit werden schon helfen: kann Napoleon III. es hindern? Nein, er kann nicht, gebunden wie er ist durch

seine eigenen Worte, gebunden durch sein Schwangergelüst nach der englischen Allianz..."

„Eine Regierung ohne Principien ist eine Wissenschaft ohne Methode, eine Philosophie sonder Kriterium, eine Religion ohne Gott. Man hat gesehen, welch traurige Früchte die Politik des 2. December nach außen getragen hat; nach innen ist sie nicht glücklicher gewesen. Ihre Bilanz läßt sich in acht Artikeln ziehen:

„Die Steuer von 1500 auf 1800 Millionen gebracht.

„Die öffentliche Schuld um 3 Milliarden vermehrt.

„Die Conscription von 80 auf 100, 120, 140000 Mann erhöht.

„Zerrüttung der Mittelklasse und proportionelle Vermehrung des Proletariats.

„Verminderung der Bevölkerung.

„Verderb der nationalen Sitten.

„Verfall der Literatur und Künste.

„Fehlschlagen aller Unternehmungen der Regierung.

„Um nur von diesem letzten Artikel zu reden, wäre die Litanei der Fehltritte der Regierung unendlich.

„Im Jahre 1852 wird die 5proc. Rente auf $4\frac{1}{2}$ Procent herabgesetzt. Allgemeiner Jubel. Aber die Bank setzte ihren Escompte nicht herab, mehr als einmal hat sie ihn auf 6 und 7 Procent erhöht; zuletzt ist die $4\frac{1}{2}$proc. Rente auf 90 stehen geblieben, sodaß der Zinsfuß noch immer 5 Procent beträgt. Die Rentenconversion war also ein Bankrott von $\frac{1}{2}$ Procent zum Schaden aller Rentenbesitzer.

„Die kaiserliche Regierung hat einen Bodencredit gründen wollen: fehlgeschlagen; — einen Mobiliarcredit: ihr Crédit mobilier ist pure Agiotage; — sie wollte Docks errichten: die Gesellschaft der Docks hat vor dem Zuchtpolizeigericht geendigt; — die Miethen wohlfeil machen: und die Hälfte der pariser Bevölkerung ist aus der Hauptstadt verjagt. Soeben bringt man sie wieder hinein, indem man das Octroi an die Festungswerke verlegt: welche Vergünstigung! Sie wollte die Handelsmarine in Aufnahme bringen, und trotz aller gewährten und versprochenen Subventionen geschieht nichts. Sie hatte das Protectorat über den Kanal von Suez übernommen; heute gibt sie es auf: scheint ihr die Sache nicht profitabel, oder hat sich die Politik gedreht? Was soll man vom Palast der Industrie, von den Miethwagen und so vielen andern Dingen sagen, an welche die kaiserliche Regierung Hand gelegt hat? Durch den Handelsvertrag mit England thut sie soeben den ersten Schritt auf der Bahn der «Handelsfreiheit», d. h. nach dem Urtheile aller fremden Geschäftsleute, die ganz uninteressirt bei der Sache sind, sie verassecurirt auf den französischen Markt, auf die französische Marine, die Präponderanz Englands. Die «Handelsfreiheit» vermöge des

Adjectivs (libre échange) ist eine Phantasie der zeitgenössischen Demokratie geworden, die niemals, wie man weiß, durch ihr ökonomisches Wissen geglänzt hat. Und doch braucht man kein tiefer Oekonom zu sein, um zu sehen, daß der Freihandel, der nichts ist als das «jeder für sich, jeder zu Hause», was dieselbe Demokratie so weit wegwirft, kein Princip ist, und daß ohne Principien, d. h. ohne Gerechtigkeit, ohne Garantien, ohne Gegenseitigkeit die Nationalökonomie wie die Politik nur Unheil hervorbringt. Es wird der Oekonomie Sr. Majestät gerade ergehen wie der Robert Peel's: der Preis der eingeführten Waaren sinkt vielleicht, das Volk wird dürftiger als je. Wenn die französischen Weine einen beträchtlichen Absatz in England finden, so wird ihr Preis steigen und das französische Volk wird weniger davon trinken als zuvor; ebenso wird es mit Fleisch, Butter, Gemüse, Obst gehen. Wenn andererseits Eisen- und Baumwollenwaaren billiger aus England eingeführt werden, so wird der Lohn der französischen Arbeiter um so viel fallen. Die Preiserniedrigungen auf beiden Seiten des Kanals werden den Rentnern, Eigenthümern, etlichen Mittelspersonen, Maklern und Handelsleuten zugute kommen; Geschäfte und Vermögen werden die Stelle wechseln, aber im ganzen wird die industrielle Concurrenz und die Absorptionskraft des Kapitals sich immer auf weiterm Felde entwickeln, und das Los der Masse noch härter machen.

„Es gibt keine Principien mehr, Europa ist ins Chaos des 2. December hinabgestiegen, wir schreiten durchs Leere, per inania regna. Das Traurige dabei ist, daß man es weiß, daß man es überall sagt, daß man es acceptirt. Man findet sich darein wie in etwas ganz Natürliches, wie in eine unvermeidliche Phase. «Frankreich ist verfallen, die Zeiten des byzantinischen Kaiserreichs sind gekommen», solche Reden circuliren in allen Kaffeehäusern von Paris. Wie man 1793 sagte: Frankreich ist revolutionär; 1814: Frankreich ist liberal; 1830: Frankreich ist conservativ; 1848: Frankreich ist republikanisch, — so noch ein weilchen weiter und man wird mit derselben Sorglosigkeit sagen: Frankreich ist verfault, und man wird seinen moralischen Tod constatiren.

„Mache jetzt Napoleon III. was er will: das Papstthum, einmal angetastet, kann durch nichts wieder ins Leben gerufen werden. Der Glaube der Völker geht ihm ab. Das Urtheil ist ohne Appel, weder Restrictionen noch Amendements können etwas dazuthun. Der Papst kann den Empereur absolviren; der Empereur, gebeichtet, versöhnt, wie immer, wird den Papst nicht retten. Und so wird der Sturz des Papstthums das Signal zum allgemeinen Eisgang.

„Die Zeit der providentiellen Rassen ist vorüber. Die Bewegung in Europa wird weder vom Orient noch vom Occident kommen, noch

aus dem Centrum; die Wiedergeburt kann heute nicht griechisch, nicht lateinisch, nicht germanisch sein. Sie kann nur, wie vor 1800 Jahren, aus einer kosmopolitischen Propaganda erstehen, von allen Männern unterstützt, die den alten Göttern entsagt haben und ohne Unterschied der Rasse und der Sprache gegen die Corruption protestiren.

„Welches wird ihre Fahne sein? Sie können nur eine haben: die Revolution, die Philosophie, die Gerechtigkeit.

„Revolution ist der französische Name der neuen Idee.

„Philosophie ist ihr germanischer Name.

„Möge die Gerechtigkeit ihr kosmopolitischer Name werden!"

Noch zwei kleine Beweise von der Proudhon'schen „Gerechtigkeit", und wir schließen. „Heil und Gruß den savoyischen Patrioten, die gegen die Annexion ihres Landes an Frankreich protestiren! Sie sind in ihrem Recht, in der Wahrheit der Principien. Mögen die Savoyer, die alten Allobrogen, zu Europa sagen: Wir sind ebenso wenig Franzosen, wie unsere Nachbarn in Genf, Waadt, Neufschatel, Parentruy, Freiburg, Wallis, wir können es nicht werden, wir wollen nicht, und das wird nicht sein. Wir appelliren ans Princip der Nationalität, für welches bei Magenta und Solferino gekämpft wurde."

„Preußen und Deutschland. Die Entwickelung und Befestigung des parlamentarischen Systems wird die beste Vertheidigung gegen die Napoleonische Eroberung sein, wenn wirklich Napoleon III. so neugierig sein sollte, die Schlachtfelder seines Onkels zu besehen und sich einfallen ließe, über den Rhein zu gehen. Im Jahre 1793 war die Freiheit auf dieser Seite des Rhein, jetzt ist sie drüben. Die Bewegung hat keinen Zoll breit Landes verloren; es ist nicht schwer vorauszusehen, was der Endausgang dieses Marsches und Contremarsches sein wird." Quod sit felix ac faustum!

Der Humboldt-Varnhagen'sche Briefwechsel.

„Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und andern an Humboldt.“ Vierte Auflage. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

I.

In vier Wochen vier Auflagen — das ist ein Erfolg, wie ihn bisher, soweit unsere Kenntniß reicht, noch nie ein deutsches Buch erlangt hat und würden diese Briefe schon allein dadurch zu einer culturhistorischen Merkwürdigkeit werden. Was denselben aber erst recht bedeutungsvoll macht, das sind die Namen, die auf dem Titelblatt des Buchs stehen, das ist der Umstand, daß das Werk selbst uns von jenseits der Gräber zukommt, das Vermächtniß zweier Männer, die im Leben in hohem Ruhm und Ansehen standen, auf deren Worte die Zeitgenossen gewohnt waren mit Begierde zu horchen, und die nun gleichsam aus dem Dunkel des Jenseits hervor noch einmal ihre mahnende Stimme an uns richten!

Als Châteaubriand den Entschluß faßte, seine ebenso berühmten wie langweiligen „Mémoires d'outre tombe“ zu schreiben, die erst nach seinem Tode erscheinen sollten, da wußte sofort ganz Frankreich, ja die ganze gebildete Welt von seinem Vorhaben, noch lange bevor er nur eine Feder ins Tintefaß getaucht; er duldete sogar, daß sich eine Actiengesellschaft bildete, die ihm sofort bei Lebzeiten gegen ein sehr beträchtliches Kapital das Eigenthumsrecht des noch ungeschriebenen Werks abkaufte. Als Châteaubriand dann endlich zu seinen Vätern versammelt ward und das so lange erwartete, so vielfach ausposaunte Werk erschien nun wirklich, was war es da? Nichts als eine Selbstbespiegelung oder doch nur wenig mehr. Châteaubriand halte viel erlebt und viel erfahren, ohne Zweifel, er war Zeuge großer und denkwürdiger Ereignisse gewesen, ja an einigen derselben hatte das Schicksal ihm sogar vergönnt persönlichen Antheil zu nehmen, sowol als Schriftsteller wie als Staatsmann hatte er eingegriffen in die Entwickelung seines Volks und seiner Zeit, und das Blatt, auf welchem sein Name verzeichnet steht, war und ist nicht das letzte in dem Goldenen Buch des französischen Ruhmes. Aber nur in diesen Memoiren, die er der Nachwelt „von jenseit des Grabes“ zusandte, hält es schwer, den großen Autor wiederzuerkennen; es ist darin eine unsagliche Breite, eine unsagliche Selbstgefälligkeit der Darstellung, immer und überall ist nur er selbst der Mittelpunkt seiner Erzählungen, aus allen Situationen, allen Katastrophen, aus dem Untergang ganzer Dynastien, dem Zusammensturz ganzer Reiche und Völker erhebt sich immer und immer wieder die lorbergekrönte, aber bei alledem etwas sentimentale, schmächtige Gestalt des Minister-Poeten.

Wie ganz anders diese Stimme, die von den Gräbern Humboldt's und Varnhagen's zu uns herübertönt! Es ist kein kunstvoll geordnetes Werk, keine großartig angelegte historische Composition, es sind nur Briefe, Tagebuchblätter, Bruchstücke von Gesprächen — und doch welche Masse neuer denkwürdiger Aufschlüsse, welche Fülle des Interesse und der geschichtlichen Belehrung knüpft sich an diese Blätter!

Freilich hat dies Interesse sich auf sehr verschiedenartige Weise kund gegeben; ist das Buch selbst eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen unserer Tage, so ist es nicht minder die Aufnahme, die es im Publikum gefunden, und die Beurtheilung, die es von den verschiedensten Seiten her erfahren hat. Ein Buch, das den Namen Alexander von Humboldt's an der Stirn trägt, sollte eigentlich dadurch schon vor jedem misliebigen und unehrerbietigen Urtheil gesichert sein. Diese Briefe jedoch kamen so unerwartet, die Enthüllungen, die sie bringen, sind den meisten so überraschend, die Interessen, welche sie berühren, sind so mannichfach und dabei zum Theil so leichtverletzlicher Natur, daß nach dem ersten stummen Schrecken sich ein wahres Unwetter von Verwünschungen und Weherufen erhob, theils gegen die Urheber dieser Documente, theils und besonders gegen diejenigen, durch deren Vermittelung dieselben an die Oeffentlichkeit gelangt sind.

Den ersten und lautesten dieser Weherufe stieß die Kreuzzeitung aus. Sehr natürlich: da es vornehmlich ihre Patrone und Stimmführer sind, die das Gericht, das in diesen Briefen über die Ereignisse und Persönlichkeiten der preußischen Politik während der letzten dreißig Jahre abgehalten wird, am allerschärfsten und unerbittlichsten trifft. Die Kreuzzeitung entblödete sich nicht, das Buch als eine „Schandsäule" zu bezeichnen, ja in einem spätern Artikel nannte sie es geradezu ein „scheußliches" Buch — ein Buch, das sich mit dem Namen A. von Humboldt's schmückt, demselben Namen, der so lange als der hellste Stern am Himmel der wissenschaftlichen Welt geleuchtet und dem sich noch jetzt alle Herzen in Ehrfurcht beugen, so weit die Begriffe der Bildung, der Humanität und der Sittlichkeit reichen!

Solange diese Angst- und Weherufe nur in den Katakomben des „Zuschauers" erklangen, hatte die Sache wenig zu bedeuten; hier ist man an dergleichen Unkenrufe gewöhnt. Allein ein sehr bedenkliches Ansehen gewann die Angelegenheit und ein sehr peinliches Gefühl bemächtigte sich des unparteiischen Beobachters, als dann einige Tage später in den berliner Zeitungen zu lesen stand, daß das Werk in den dortigen Buchhandlungen polizeilich confiscirt worden. Ein nachgelassenes Werk A. von Humboldt's, dessen Schriften der Unsterblichkeit angehören, von dessen Hand Könige stolz waren einen Brief zu besitzen, und die Polizei hielt sich berufen, ihre gewichtige Faust daraufzulegen!

Und das geschieht unter den Augen des preußischen Hofes, desselben Hofes, der sich so lange nährte von dem Glanze, den die Sonne des Humboldt'schen Geistes ausstrahlte, in eben diesem Berlin, das in Humboldt den größten und gefeiertsten seiner Mitbürger verehrte, das vor noch nicht Jahresfrist wehklagend an seinem Sarge stand und wo man eben jetzt noch beschäftigt ist, Stiftungen zu gründen und Vereine ins Leben zu rufen, die sich mit seinem Namen schmücken!

Aber gottlob! das unheimliche Gefühl war nur von kurzer Dauer; schon die Zeitungen vom nächsten Tage brachten die Mittheilung, daß die polizeilich verfügte Beschlagnahme infolge „höherer Weisung“ wiederaufgehoben und zurückgenommen worden. Wer möchte sich dieser „höhern Weisung“ nicht freuen? Zwar nicht im Interesse Humboldt's und des Humboldt'schen Ruhms — der ist allen derartigen Proceduren und ihren Folgen entrückt — aber doch im Interesse der preußischen Verwaltung selbst, deren Ansehen bei einem Proceß, wie ihn jene Beschlagnahme in Aussicht stellte, unmöglich hätte gewinnen können.

Seitdem ist eine Reihe von Wochen vergangen, das Buch ist, wie gesagt, in tausend und abertausend Exemplaren verbreitet worden, unzählige Stimmen haben sich darüber vernehmen lassen, alle Tagesblätter haben Auszüge daraus gebracht und noch immer schwankt das Urtheil und noch immer erheben sich Stimmen, welche die Veröffentlichung des Buchs, um das Mildeste zu sagen, als einen Fehlgriff, ein Attentat gegen Humboldt's eigenen Ruhm bezeichnen. Was den rechtlichen Standpunkt der Sache anbetrifft, so hat die Herausgeberin, Frl. Ludmilla Assing, die Nichte und Erbin Varnhagen's, denselben in dem Vorwort zur dritten Auflage ausführlich und, wie uns dünkt, vollkommen zu ihren Gunsten erörtert. Im übrigen sind es hauptsächlich zwei Einwendungen, die von den Gegnern des Buchs erhoben werden. Zuerst versuchte man, die Echtheit der Mittheilungen in Zweifel zu ziehen. Aber dieser Versuch war, mit Respect zu sagen, abgeschmackt. Die Herausgeberin ist eine bekannte und namhafte Schriftstellerin, dieselbe ist bisher hauptsächlich mit einigen literarhistorischen Monographien aufgetreten, in denen sie ebenso viel Fleiß wie Gewissenhaftigkeit in Benutzung des geschichtlichen Materials an den Tag gelegt hat. Indem sie sich entschloß, diese Briefe und Tagebuchblätter vollständig und unverstümmelt herauszugeben, mußte sie sich, kein Neuling in der Literatur wie sie ist, vollständig klar darüber sein, was dieser Schritt zu bedeuten hatte, und welche Folgen er möglicherweise für sie haben konnte. Es ist also auch vollständig undenkbar, daß sie zu dieser Veröffentlichung geschritten wäre, wenn ihr dabei nicht Documente vorgelegen hätten von der allergewissesten und unzweifelhaftesten Authenticität. Auch braucht man den verewigten Varnhagen nur sehr flüchtig

gekannt zu haben, um zu wissen, welch ein Geist der Gewissenhaftigkeit und der strengsten, ja peinlichsten Ordnung, die unter Umständen sogar einen pedantischen Anstrich nicht ganz von sich ablehnte, in seiner gesammten Umgebung herrschte, und ist es schon aus diesem Grunde wiederum undenkbar, daß hier irgendeine Verunstaltung oder Fälschung vorgegangen. Und endlich, wo wäre denn der überlegene Geist, die glänzende und witzige Feder, der genaue und gründliche Kenner aller kleinsten Intimitäten des preußischen Hoflebens im allgemeinen sowie des Humboldt'schen Lebens insbesondere, der es wagen könnte, dergleichen Briefe zu fingiren, oder auch nur durch einzelne fingirte Einschiebsel zu verfälschen?

Dieser Einwand also ist so abgeschmackt und läppisch, daß die Kreuzzeitung, die auch selbst in der Lüge in der Regel noch immer einen gewissen Takt der Schlauheit besitzt, ihn auch gar nicht vorgebracht hat, so verhaßt das Buch ihr auch übrigens ist und mit so plumpen Schmähungen sie es begeifert. Wohl aber hat sie, so recht in ihrer Kreuzzeitungsmanier, angedeutet und zu verstehen gegeben und auf die Möglichkeit hingewiesen, daß, wenn auch die Humboldt'schen Briefe leider echt, doch wol Varnhagen selbst in den dem Briefwechsel beigefügten Tagebuchblättern und gelegentlichen Aufzeichnungen sich einzelne absichtliche Entstellungen und Verdrehungen habe können zu Schulden kommen lassen.

Allein auch hier wieder genügt es, an den notorischen Charakter des Mannes zu erinnern, dem die Kreuzzeitung eine derartige Falschmünzerei zuzuschreiben wagt. Nein, hier handelt es sich nicht um Ohm oder Piersig oder Goedsche, oder wie sie weiter heißen die ehemaligen Myrmidonen der Kreuzzeitung, sondern dieser Mann nennt sich Varnhagen von Ense und ist seit vierzig Jahren allgemein anerkannt als einer der sorgfältigsten und gewissenhaftesten Historiker, ein Historiker, der seinen besondern Beruf darin fand, den Glanz und die Ehre des preußischen Namens zu verherrlichen und dem, wenn überhaupt eine Schwäche, vornehmlich nur diese zum Vorwurf gemacht werden konnte, daß er zu mild, zu nachsichtig über die Menschen urtheilte und sich zu sehr bemühte, die dunkeln Partien der Geschichte ins Helle auszumalen. Irren konnte Varnhagen so gut wie Humboldt und wie überhaupt jeder Sterbliche, auch waren sie beide ohne Zweifel persönlichen Launen und zufälligen Verstimmungen ausgesetzt, die ihre Auffassung hier und da trüben und die Klarheit ihres Urtheils beeinträchtigen konnten. Aber einer absichtlichen Fälschung oder Entstellung war der eine so wenig fähig wie der andere; wer das erst bewiesen haben will, der ist überhaupt nicht werth, daß man mit ihm redet.

So haben die Gegner des Buchs es denn also auf andere Weise

versucht: sie haben es eine Schmähschrift genannt und mit frommem Augenverdrehen sich entsetzt vor der Gottlosigkeit und Doppelzüngigkeit, die im Stande gewesen, solche Dinge zu Papier zu bringen. Dagegen jedoch ist zu erwidern, daß ein Mund wie der Mund A. von Humboldt's niemals Schmähungen ausspricht, sondern immer nur geschichtliche Urtheile. Auch diese Urtheile, wir wiederholen es, können falsch sein und gewiß sind manche der Aeußerungen, die sich in den vorliegenden Briefen finden, falsch oder doch wenigstens einseitig und aus augenblicklicher Verstimmung oder Befangenheit hervorgegangen. Aber auch die Irrthümer und Einseitigkeiten eines Humboldt haben ein Anrecht auf geschichtlichen Werth und geschichtliche Bedeutung. In der Wissenschaft wird das sofort jeder zugeben und hier nur, wo es sich um die Auffassung geschichtlicher Ereignisse und Persönlichkeiten handelt, wo es sich darum handelt, zu wissen, wie die Welt des Hofes und des politischen Lebens, die ihn umgab, sich widerspiegelte in diesem scharfen, klaren und tiefen Geiste, hier sollte jeder Irrthum verpönt, jede schiefe und einseitige Auffassung ein Grund sein, den Stab zu brechen über das ganze Werk und seine Verfasser?! Man kennt die Geschichte von jenem Straßenjungen, der sich rühmt, der alte Fritz habe mit ihm gesprochen. „Nun, und was hat er dir denn gesagt?" «Geh' mir aus dem Weg, dummer Junge», hat er gesagt." Es ist wahr, Humboldt ist in diesen Briefen zuweilen nicht höflicher als der große König; auch er ruft den Gamins unserer Reaction hier nicht selten ein kurzes herrisches: „Aus dem Weg, dumme Jungen", zu. Allein wenn ein solcher Zuruf denen, die er trifft, auch allerdings sehr wehe thut, und wenn sie ihn auch ganz richtig empfinden als das was er ist, nämlich als ein Brandmal, das keine Zeit ihnen jemals abwaschen wird — sollen wir andern büßen für die Streiche, die auf das Haupt jener Herren fallen, und doch wahrlich nicht ganz unverdient? Soll der Gegenwart ein Buch, das als Beitrag zur Geschichte unserer Tage von unschätzbarem Werthe ist, blos deshalb entzogen bleiben, weil es der Haut unserer Junker und Pfaffen ein gewisses unangenehmes Brennen und Prickeln erregt? Und soll die Polizei wieder einmal den Handlanger machen, der im Namen des beleidigten Staats das beleidigte Selbstgefühl unserer „kleinen Herren" rächt?

Man hat das alles endlich zugegeben, man hat darauf verzichtet, die Echtheit dieser Mittheilungen anzutasten oder das Recht des großen Todten, sich zu äußern, wie er nun eben gethan hat, in Zweifel zu ziehen. Aber so hat man bei alledem doch eine unverzeihliche „Impietät" darin gefunden, diese vertraulichen Mittheilungen schon jetzt so vollständig und so ganz unverhüllt der Oeffentlichkeit zu übergeben. Pietät — nun ja doch, es ist gewiß ein schönes und heiliges Ding, aber nur

immer, wohin sie gehört. Pietät allen Privatverhältnissen, Pietät den Schwächen und Mängeln der menschlichen Natur — aber ich bitte, meine Herren, auch Pietät der Geschichte! auch Pietät der Wahrheit und jenem muthigen Bekenntniß, das sie von uns fordert! Die Verhältnisse und Persönlichkeiten, um welche es sich in diesen Briefen handelt, gehören aber der Welt des Privatlebens nicht an, selbst wo es auf den ersten Anblick so scheint; sie dienen alle dazu, so klein und unerheblich sie zum Theil auch sind, das große geschichtliche Gemälde unserer Zeit zu vervollständigen und die oft sehr trüben und unscheinbaren Quellen aufzudecken, aus denen nicht selten die wichtigsten und folgenreichsten Ereignisse hervorgingen. Diese falsche Pietätssucht, an der wir Deutschen von altersher ganz besonders kranken, hat unserer vaterländischen Geschichte bereits einen nicht unbeträchtlichen Schatz der wichtigsten und nothwendigsten Aufklärungen theils ganz geraubt, theils wenigstens über Gebühr vorenthalten; wo sind noch heute die Briefe Scharnhorst's, wo die Memoiren Hardenberg's, wo ist der Briefwechsel Goethe's mit Karl August, wo ist Radowitz' Nachlaß, wo sind so manche andere Aufzeichnungen unserer historisch bedeutendsten und einflußreichsten Männer? Eine falsche Pietät hält sie unter Schloß und Riegel, sie vermodern im Dunkeln, während die Gegenwart Licht und Belehrung daraus schöpfen könnte.

Der Mann dieser Pietät war Alexander von Humboldt freilich nicht; es war ein Lieblingsspruch von ihm, den er häufig wiederholte, daß man vor allem den Muth seiner Meinung haben müsse. Auch die Veröffentlichung dieser Briefe, wir wagen es zu behaupten, ist aus echt Humboldt'schem Geiste hervorgegangen, ja er selbst hat sie vorausgesehen und hat sie gewollt. Als Zeugniß dafür kann die Briefstelle vom 7. December 1841 dienen, welche die Herausgeberin dem Buche deshalb auch mit Recht als Motto vorgesetzt hat. Varnhagen hatte, nach seiner sanften diplomatischen Natur, Bedenken geäußert über die schrankenlose Vertraulichkeit, mit welcher Humboldt sich in seinen Briefen gegen ihn äußerte; er gönne, hatte er dem Freunde geschrieben, sich kaum den Besitz dieser Humboldt'schen Impietäten. Hierauf antwortete Humboldt in dem ebenangeführten Schreiben wörtlich: „Ihr letztes mir sehr ehrenvolles Schreiben enthielt Worte, die ich nicht misverstehen möchte. Sie gönnen sich kaum den Besitz meiner Impietäten. Ueber solch Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden walten und schalten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet, also Ihnen."

Und also gewiß auch der Nation, die Humboldt so innig liebte, für deren Ruhm er soviel gethan und geleistet und an deren Zukunft er mit so stolzer, so freudiger Zuversicht glaubte!

In diesem Sinne, als ein Vermächtniß Humboldt's an seine Zeit

und sein Volk, als ein Beitrag zur geschichtlichen Würdigung unserer letzten dreißig Jahre, haben wir das Buch entgegenzunehmen und in diesem Sinne darf es als eine der ergiebigsten und wichtigsten Quellen zur Geschichte der Gegenwart bezeichnet werden; noch nach langen Jahren, wenn dies Interesse der Neugier und stellenweise wol gar der Frivolität längst erloschen sein wird, das sich jetzt zu diesem Buche drängt, wird der Geschichtsforscher, der sich ein deutliches und lebensfrisches Bild der preußischen Zustände in den vierziger Jahren zu verschaffen wünscht, zu demselben zurückkehren und der Herausgeberin Dank dafür wissen, daß sie eine so reiche Fundgrube nicht verschlossen gehalten hat.

Treten wir denn dem Buche selbst etwas näher.

Es war im Sommer 1827, daß Alexander von Humboldt nach einer beinahe zwanzigjährigen Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte. Er hatte diese ganze lange Zeit, wenige gelegentliche Ausflüge, wie 1814 nach London im Gefolge der verbündeten Monarchen, ferner nach Aachen zum Aachener Congreß ꝛc. abgerechnet, in Paris zugebracht, beschäftigt mit der Herausgabe seines großen Reisewerks, im vertrauten Umgang mit den größten und geistreichsten Naturforschern des Jahrhunderts, im Anblick eines regen politischen Treibens, umgeben und getragen von einer Geselligkeit, deren Vorzüge niemand besser zu schätzen wußte als eben er, der selbst einer der geistvollsten und liebenswürdigsten Gesellschafter war und die Gabe der Unterhaltung in einem Grade besaß, wie sie stets nur sehr wenigen zu Theil wird, besonders unter uns Deutschen. Mit diesem glänzenden und anregenden Aufenthalt verglichen, mußte das soldatisch-uniformirte, nüchterne Berlin, das damals noch das Berlin Friedrich Wilhelm's III. und also noch sehr weit entfernt war von seiner spätern romantischen Herrlichkeit, dem berühmten Gelehrten denn freilich etwas langweilig vorkommen. An Verehrern und Bewunderern fehlte es Humboldt (der in Paris so bekannt gewesen, daß jeder Fiakerkutscher seine Wohnung gewußt hatte) allerdings auch in Berlin nicht, besonders als er bald nach seiner Rückkunft jene berühmten Vorlesungen „über die physische Weltbeschreibung" hielt, aus denen sich dann im Laufe der Jahre der „Kosmos", dieses Haupt- und Musterwerk seines Lebens und eins der größten und einflußreichsten Bücher, die je geschrieben wurden, entwickelte. Dennoch fühlte Humboldt sich in Berlin nichts weniger als behaglich und auch späterhin noch lauten die Urtheile, die er in den an Varnhagen gerichteten Briefen über seine Vaterstadt fällt, ziemlich ungünstig. Noch 1836 nennt er Berlin „eine tonarme, geistig verödete Stadt"; in einem wenig spätern Briefe heißt es eine „intellectuell verödete", eine „kleine, unliterarische, und dazu überhämische Stadt". In demselben Tone spricht er bald darauf von der „kleinlichen Moquerie und Tadelsucht, die in Berlin

und Potsdam herrscht, wo man monatelang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde matter Einbildungskraft nagt", und gedenkt dabei sehnsüchtig „der großen französischen Welt", wo man von dergleichen Thorheiten nichts wisse. Bekanntlich steht Humboldt mit diesem Urtheil nicht allein; Rahel, die Gemahlin Varnhagen's, gleich Humboldt ein berliner Kind, äußerte sich in ganz ähnlicher Weise. In Berlin, meinte sie, halte sich nichts, alles komme herunter, werde ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so werde er nicht lange Papst bleiben, sondern irgendetwas Ordinäres, etwa Bereiter werden. Ganz in demselben Sinne kann man die Berliner noch heute über sich selbst urtheilen hören, ja sie sind wol gar stolz auf diese alles abnutzende, alles verzehrende Kraft, welche die berliner Luft besitzt und meinen damit einen Beweis ihrer geistigen Ueberlegenheit zu liefern, während es doch nach dem schönen und sinnvollen Ausspruch Goethe's nur ein Mittel gibt, sich dem Großen gegenüber zu behaupten, nämlich es aus voller und inniger Seele zu lieben.

Humboldt, wie gesagt, fühlte sich in dieser scharfen, alles zersetzenden und dabei doch oft von so kleinlichen Wolken getrübten Atmosphäre nur wenig heimisch, die Generale und Flügeladjutanten, welche die Umgebung Friedrich Wilhelm's III. bildeten, standen ihm ebenso fern wie das zünftige Professorenthum der Universität, und so erklärt sich denn leicht die außerordentliche Wärme und Herzlichkeit, mit welcher er dem feingebildeten, verständnißreichen Varnhagen, der ihm überdies bereits von Paris her befreundet war und dessen Haus damals noch durch Rahel den Mittelpunkt oder vielmehr den einzigen Zufluchtsort der höhern berliner Geselligkeit bildete, sich anschloß. Die ersten Briefe der Sammlung datiren aus demselben Jahre 1827, in welchem Humboldt nach Berlin zurückkam; ohne besondere Bedeutung, betreffen sie meist kleine literarische Angelegenheiten, besonders auch Humboldt's eigene schriftstellerische Thätigkeit, der er, wie aus zahlreichen Stellen dieser Briefe hervorgeht, einen Fleiß und eine Sorgfalt widmete, auch in stilistischer Hinsicht, von der die schnellschreibenden Genies unserer Tage denn freilich keine Ahnung haben. Doch finden sich auch in diesen erstern im ganzen unerheblichen Briefen einzelne interessante Notizen; so z. B. über den verstorbenen König und seine Beziehungen zur Literatur: „Der König läßt sich nie, selbst von Fürst Wittgenstein nicht, ein Buch überreichen. Es muß durch den gewöhnlichen Weg kommen."

Bedeutender werden die Mittheilungen, als dann die Julirevolution von 1830 zum Ausbruch kommt. Im Jahr zuvor hatte Humboldt auf Einladung des Kaisers Nikolaus seine berühmte Reise nach dem Ural unternommen; jetzt wurde er durch die politischen Constellationen aus der Welt der Wissenschaft in die Welt der Diplomatie hinübergeführt.

Schon im Mai 1830 hatte er den damaligen Kronprinzen von Preußen auf dessen besondern Wunsch nach Warschau begleitet, wo er Zeuge des letzten polnischen Reichstags wurde; einige Monate darauf reiste er mit dem König nach Teplitz und dann noch in demselben Jahre in einer besondern vertraulichen Mission nach Paris, um daselbst Ludwig Philipp, der inzwischen den Thron von Frankreich bestiegen hatte, im Namen des Königs von Preußen zu begrüßen. Von dieser wichtigen Reise, die auf die Gestaltung der damaligen politischen Verhältnisse nicht ohne wesentlichen Einfluß blieb, finden sich keine Mittheilungen, dagegen hat Varnhagen einige mündliche Aeußerungen notirt, welche Humboldt damals zu dem bekannten Professor Gans that und die aufs neue den klaren und scharfen Blick bethätigen, mit welchem er schon damals die französischen Verhältnisse durchschaute. „Glauben Sie mir, lieber Freund", sagte Humboldt zu Gans, der bekanntlich für die Julirevolution schwärmte und in ihr den Anbruch einer ganz neuen glorreichen Epoche erblickte, „meine Wünsche stimmen mit den Ihren überein, aber meine Hoffnungen sind schwach. Seit vierzig Jahren seh' ich in Paris die Gewalthaber wechseln, immer fallen sie durch eigene Untüchtigkeit, immer treten neue Versprechungen an die Stelle, aber sie erfüllen sich nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt aufs neue. Ich habe die meisten Männer des Tags gekannt, zum Theil vertraut, es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber sie hielten nicht aus, bald waren sie nicht besser als ihre Vorgänger, oft wurden sie noch größere Schufte. Keine Regierung hat bisjetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeindewohl untergeordnet. Solange das nicht geschieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd bestehen. Die Nation ist noch immer betrogen worden und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wieder den Lug und Trug strafen, denn dazu ist sie reif und stark genug."

Die zunächst folgenden Briefe aus dem weitern Verlauf der dreißiger Jahre spiegeln deutlich die gedrückte, kleinmüthige, hin- und herschwankende Stimmung, die damals am berliner Hofe herrschte und die sich dann in vergrößertem Maßstabe auch in der preußischen Politik jener Tage zeigt. Namentlich fühlten Humboldt und Varnhagen sich durch die aufdringliche Art und Weise verdrossen, wie gewisse liebedienerische Stimmen dem preußischen Volk einzureden suchten, als ob es mit dieser Verfassung und diesen Kammern und diesen parlamentarischen Debatten, deren Frankreich und England sich erfreuten, im Grunde gar nichts auf sich hätte und als ob unsere Provinziallandtage ꝛc. ganz dasselbe und sogar noch etwas Besseres wären. Bischof Eylert, der spätere Biograph Friedrich Wilhelm's III., hatte in seiner Predigt am Ordensfest 1833 sich in seiner blinden Loyalität so weit verstiegen, das

Ordensfest als die wahre preußische Volksvertretung darzustellen. „O unsere evangelischen Pfaffen", schreibt Varnhagen bei dieser Gelegenheit an Humboldt, „sind auf gutem Wege, sie versprechen den Katholischen, wie sie in ihrer höchsten Pfaffenblüte waren, nichts nachzugeben! Solch gleißnerischer Schwarzrock macht uns zum Gespött von ganz Europa. Volksvertretung hin, Volksvertretung her, mag sie gegeben werden oder versagt bleiben, das kümmert mich in diesem Augenblick nicht, aber daß der Kerl das Ordensfest dafür einschieben will, das ist ein Unterstehen, worauf das Tollhaus oder das Zuchthaus stehen sollte. Aber nicht einmal ein Lied, ein Gassenhauer, ein Scherzbild bestraft solche Ungebühr, es ist alles still!"

In derselben Rede hatte Eylert, oder wie Humboldt ihn nennt, „der Bischof mit dem gezückten Schwerte", geäußert, auch die ausgezeichnetsten Talente unsers Vaterlandes verdienten als solche keine Auszeichnung. „Es ist kein Wunder", schreibt Humboldt einige Tage später an Rahel, „daß so etwas ausgesagt wird, aber was niederschlagender ist, scheint mir die Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt, und die von solchen unwürdigen Aeußerungen auch nicht einmal aufgeregt wird."

Ueberhaupt machte das kirchliche Unwesen, das sich schon damals an die Stufen des Thrones zu drängen anfing, Humboldt viel Verdruß, die Breitspurigkeit, mit welcher die Frommen nach der Mode ihre kleinen innern Angelegenheiten zu wahren Staats- und Cardinalfragen zu machen suchten, mußte diesem universalen Geiste als eine ungeheuere Armseligkeit erscheinen, und so suchte er sich durch gelegentliche Spott- und Witzworte von seiner Verstimmung zu befreien. „Das Byzantinische Reich (allhier)", heißt es in einem Briefe an Rahel vom Februar 1833, „ist sehr ernsthaft in zwei Parteien des Bunsen'schen Gesangbuchs und des Elsner'schen Liederschatzes getheilt. Die Kriegs- und Adjutantenmacht ist für den Liederschatz. Ich bin", fügt er sarkastisch hinzu, „noch unentschieden."

Daß es aber diesem scharfen und gewaltigen Geiste nicht an Sinn und Verständniß für echte, wahre Frömmigkeit fehlte, das zeigt die Aeußerung, mit welcher er die von Varnhagen herausgegebenen Lieder und Sprüche des Angelus Silesius begrüßt. „Es ist", sagt er, „eine Frömmigkeit, die einen wie eine milde Frühlingsluft anweht." Noch deutlicher spricht diese Wärme des Herzens und diese tiefmenschliche Regung sich bei dem Tode Rahel's sowie bei dem langsamen, qualvollen Hinscheiden seines Bruders Wilhelm aus. „Sie wissen", schreibt er am 9. März 1833 an Varnhagen, nachdem er in der Nacht zuvor die Schreckensnachricht von Rahel's Tod empfangen, „welche warme, langgeprüfte, nachsichtsvolle Freundin ich an ihr, der Zierde ihres

Geschlechts, verliere.... So tief mit allem Hinfälligen und Trüben des Lebens vertraut, und doch so heiter und so milde! Bei so viel Geist so gemüthlich und so herzlich! Lange wird Ihnen die Welt öde erscheinen, aber das Bewußtsein, bis zum letzten Hauch einer so schönen Seele gegeben zu haben, was Geist und Herz und eine Anmuth der Sitten, wie die Ihrige, theuerer Varnhagen, gewähren können, ist doch ein Balsam für die Wunde." Dann am 5. April 1835, vom Krankenlager seines Bruders Wilhelm aus, das drei Tage später sein Sterbelager werden sollte: „Sie, mein theuerer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in der Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern abends 11 Uhr und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh (heiser) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutegel an den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! «Denkt recht oft an mich», sagte er vorgestern, «doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich: auch heute war ein schöner Tag für mich: denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung.» ... Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage."

Dazwischen werden dann auch jene literarischen Fragen wiederaufgenommen, denen wir schon in den ersten Briefen begegneten, besonders da Humboldt jetzt endlich mit der Herausgabe seines „Kosmos" Ernst zu machen anfing. Von vorzüglichem Interesse ist uns dabei nachfolgende Stelle erschienen, die zugleich einen glänzenden Beweis gibt von der seltenen Klarheit und Unbefangenheit, mit welcher Humboldt sich selbst zu beurtheilen wußte, sowie von der liebenswürdigen Bescheidenheit, die ihn auch auf dem Gipfel des Ruhms niemals verließ: „Die Hauptgebrechen meines Stils sind eine unglückliche Neigung zu allen dichterischen Formen, eine lange Participialconstruction und ein zu großes Concentriren vielfacher Ansichten, Gefühle und Ein Periodenbau. Ich glaube, daß diese meiner Individualität anhangenden Radicalübel durch eine daneben bestehende ernste Einfachheit und Verallgemeinerung (ein Schweben über der Beobachtung, wenn ich eitel so sagen dürfte) gemindert werden. Ein Buch von der Natur muß den Eindruck wie die Natur selbst hervorbringen. Worauf ich aber besonders wie in meinen „Ansichten der Natur" geachtet, und worin meine Manier von

Forster und Châteaubriand ganz verschieden ist, ich habe gesucht, immer wahr beschreibend, bezeichnend, selbst scientifisch wahr zu sein, ohne in die dürre Region des Wissens zu gelangen.!"

Das politische Gebiet berührt das Buch dann erst wieder, wo von dem Besuch die Rede ist, welchen der Herzog von Orleans mit seinem Bruder Nemours im Sommer 1836 in Berlin machte. Es zeigte sich dabei so recht die ganze Rathlosigkeit der damaligen preußischen Politik; man wollte es — gerade wie heut — mit niemand verderben, weder mit Frankreich noch mit Rußland, weder mit der Legitimität noch mit der Revolution, man wollte gegen die französischen Prinzen weder höflich sein noch grob und gerieth darüber, wie natürlich, in die wunderlichsten Widersprüche. „Unser Hof", sagte Humboldt damals zu Varnhagen, „das muß jeder denken, hat entweder die Grundsätze nicht, die er bisher zu haben schien, oder er ist zu schwach, sie behaupten zu können, und er muß andere heucheln. In beiden Fällen schlimm!"

Bekanntlich indeß war diese Reise der französischen Prinzen nur die Einleitung zu der bald darauf erfolgenden Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg, also einer nahen Verwandten des preußischen Königshauses, und ebenso bekannt ist auch der heftige, ja leidenschaftliche Widerspruch, welchen diese Vermählung in gewissen Regionen des preußischen Hofes fand. Das Haupt dieser Opposition war der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, ein Bruder der Königin Luise, ein geist- und kenntnißreicher Mann, aber Aristokrat vom Kopf bis zur Zehe, das eigentliche Ideal der damaligen Gardeoffiziere, die sich zum großen Theil nach seinem Muster gebildet hatten, selbst was gewisse Manieren und Redensarten anbetraf. Der alte König in seiner milden, zaghaften Weise hatte große Noth, diese Opposition zu besänftigen, die um so ungenirter auftrat und sich um so heftiger geberdete, je näher sie dem Throne stand. „Gegen die Heirath", erzählte Humboldt damals zu Varnhagen, „fehlt es noch immer nicht an Widerspruch. Der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz hat förmlich dagegen intriguirt und einen Bund in der mecklenburgischen und preußischen Familie zu stiften gesucht, eine Verbrüderung und Verpflichtung gegen alle Heirathen mit dem Orleans'schen Hause; es war sogar von einer förmlichen Protestation die Rede. Alles im heftigsten Widerstreite gegen den ausgesprochenen Sinn des Königs." Andere freilich waren fügsamer; so der Minister von Kamptz, der bekannte Demagogenverfolger, der, wohl wissend, daß der König diese Heirath wünschte, zu Gunsten derselben eine Schrift verfaßte, seinen sonstigen Grundsätzen so völlig entgegen, daß Varnhagen im Gespräch zu Humboldt meinte: „Hätte er sich nur doppelt, so sperrte er sich einmal ein!"

Humboldt selbst bewährte auch bei dieser Gelegenheit wieder seine schöne, humane Natur. „Prinzessin Helene", schreibt er unterm 17. Mai 1837 von Potsdam aus, wo die Prinzessin auf ihrer Hochzeitreise nach Frankreich inzwischen zum Besuch eingetroffen, „hat durch ihre holde Anmuth und geistige Ueberlegenheit auch gestern manchen rohen widerstrebenden Stoff besiegt. Es war recht lächerlich, wie einige Personen sich zwangen, ernst, würdig und — albern zu erscheinen. Sie geht, was mich besonders erfreut, mit der größten Heiterkeit dem neuen Lande entgegen."

Aber seine eigentliche historische Wichtigkeit erhält der Briefwechsel doch erst mit der großen Katastrophe, die mit dem 7. Juni 1840 eintritt: Friedrich Wilhelm III. wird zu seinen Vätern versammelt und Friedrich Wilhelm IV., der gebildetste und kunstsinnigste Prinz seiner Zeit, der Gönner, ja der Freund Alexander von Humboldt's, besteigt den preußischen Thron.

In schwüler Zeit.

Vier Sonette.

Von

Albert Traeger.

1.

Lang blieb ich fern von deinen Sängerscharen,
Ob ich auch deiner treulich stets gedachte;
Die Stunde, die mein letztes Lied dir brachte,
Bemißt sich, staunend seh' ich's, schon nach Jahren.

Zwecklos und eitel schien mir dies Gebaren,
Das stets sich selbst zum Ziel des Liedes machte,
Blind werde, wähnt' ich, wer auf sich nur achte,
Für das, was draußen will sich offenbaren.

Mich selbst vergessend, blieb ich still und lauschte,
Ob nicht die Welt ein frischer Klang durchrauschte,
Der wach das Echo meiner Saiten riefe.

Vergebens! diese Zeit bringt keine Lieder,
Sie weist den Sänger trostlos immer wieder
Zurück in seines eig'nen Herzens Tiefe.

2.

Glückselig Los, ein Sänger sein in Zeiten,
  Die thatenkräftig nach dem Höchsten ringen,
  Die stark im Wollen, mächtig im Vollbringen
  In kurzem Kampfe ew'gen Sieg erstreiten.

Nicht quält es ihn, sich Stoffe zu bereiten:
  Das Nächste mahnt gebieterisch zum Singen,
  Und nimmer braucht er dazu seine Schwingen,
  Sich zu begeistern in entleg'nen Weiten.

Des Suchens ledig, strebt er, festzuhalten,
  Daß er des Tages herrliche Gestalten
  Der Nachwelt überlief're im Gedichte.

Und wir zermartern ruhmlos uns, Geschichten
  Von uns und anderm Tande zu berichten,
  Nur um ihr zu verschweigen die Geschichte.

3.

Das alte Lied vom Lenzen und vom Lieben
  Hat Aar und Spatz zum Ueberdruß gesungen,
  Kein Röslein noch ist ohne Huldigungen,
  Kein Gänseblümchen ohne Reim geblieben;

Verzärtelt hat von all den zarten Trieben
  Die Muse sich der Ueppigkeit verdungen,
  Sie fällt in Ohnmacht, wird ein Schwert geschwungen,
  In Krämpfe, wenn von Schädeln Splitter stieben.

Die Heldenjungfrau ward zum kranken Weibe,
  Nicht hegt sie tönend mehr metall'ne Saiten,
  Nur schwache Nerven noch im Götterleibe;

Entwürdigt auch in würdelosen Zeiten,
  Dient Weibern sie zu nicht'gem Zeitvertreibe,
  Statt Männer in die Feldschlacht zu geleiten.

4.

In meines Mismuths nebelgrauen Stunden
  Empfand ich oft nach dir ein sehnend Bangen:
  Dein Streben theil' ich, du kennst mein Verlangen,
  Und unser Blut entströmt aus gleichen Wunden.

Wol hätt' ich unmuthvoll auch dich gefunden,
  Doch ungetröstet wär' ich nicht gegangen,
  Wie wir getrennt stets gleiche Weise sangen,
  Sind innig uns're Lose auch verbunden:

Des Meisters Blick, der sorgenschwer gebückte,
Vergebens sucht er Keime in den Spuren,
Die seine Pflugschar ein dem Acker drückte;

Der Jünger folgt, doch zögernd und verdrossen,
Die Körner auszustreuen auf die Fluren,
Wo deine Furchen unfruchtbar sich schlossen.

Literatur und Kunst.

Englische Literatur in Deutschland.

Als in der Borsig'schen Fabrik in Berlin die fünfhundertste Locomotive vollendet war, da wurde nah und fern ein großes Jubelgeschrei erhoben, alle Zeitungen flossen über von diesem Triumphe, den deutsche Beharrlichkeit und deutscher Gewerbfleiß davongetragen, in Berlin selbst aber veranstaltete man ein Fest, das sich dann, als einige Jahre später aus derselben Werkstatt sogar die tausendste Locomotive hervorging, noch in weit glänzenderm Maßstabe wiederholte. Die Jubelfeste der Literatur gehen geräuschloser vor sich, ja in der Regel werden sie erst veranstaltet, wenn die Männer, denen sie gelten, schon längst im Grabe modern; literarischer Ruhm in Deutschland muß zum mindesten hundert Jahre alt sein, bevor die Nation als solche sich darum kümmert. Und doch ist es auch eine Art von Jubiläum, auf welches wir im Namen deutscher Bildung und deutschen Kunstfleißes allen Grund haben stolz zu sein und an dem daher wenigstens die Tagespresse nicht so ganz achtlos vorübergehen sollte — es ist, sagen wir, ebenfalls eine Art von Jubiläum, das die Verlagshandlung von Bernhard Tauchnitz in Leipzig feiert, indem sie im Stande ist, den fünfhundertsten Band ihrer „Collection of British Authors" erscheinen zu lassen. Der erste Band dieser Sammlung trat im Herbst 1841 ans Licht; seitdem, also in wenig mehr als achtzehn Jahren, ist sie nicht nur zu einer ganzen großen Bibliothek herangewachsen, sondern sie hat, dank der Umsicht, mit welcher der Herausgeber sein Unternehmen leitet, auch eine ungewöhnlich große Verbreitung erlangt und wesentlich dazu beigetragen, die englische, dem deutschen Geist so nah verwandte und daher so segenbringende Literatur und deren Pflege immer weiter in Deutschland auszubreiten. Es sind gegen achtzig englische und nordamerikanische Schriftsteller (denn auch auf die letztern hat die Sammlung sich sehr verständigerweise ausgedehnt), welche hier im Lauf der Jahre theils vollständig, theils in ihren Hauptwerken zum Abdruck gelangt sind, und wer möchte es wol unternehmen, die Menge der Anregungen und die Fülle von Ideen zu berechnen, die auf diesem Wege unter uns verbreitet worden sind? Aber auch noch in anderer Hinsicht darf die „Collection of British Authors" als ein epochemachendes Unternehmen bezeichnet werden: der Herausgeber war der erste in Deutschland, welcher, und zwar damals noch freiwillig und durch keine Staatsverträge genöthigt, bei Veranstaltung seiner Sammlung das internationale Verlagsrecht aner=

kannte und zur Geltung brachte. Seitdem haben die deutschen Regierungen bekanntlich auf dem Wege des Vertrags die Anfänge eines internationalen Verlagsrechts angebahnt und gewiß ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß das glückliche und glänzende Beispiel, welches Hr. Bernhard Tauchnitz mit seiner „Collection of British Authors" gegeben, auf den endlichen Abschluß dieser Verträge nicht ohne Einfluß geblieben ist; ein deutscher Privatmann mußte erst den Beweis liefern, daß auch in dem buchhändlerischen Verkehr der Nationen der Weg der Ehrlichkeit und der Anerkennung fremder Rechte am weitesten bringt, bevor die Regierungen sich entschlossen, diesen Weg durch Staatsverträge zu sanctioniren. Der Herausgeber hat den vorliegenden fünfhundertsten Band gewissermaßen zu einer Jubelausgabe gemacht; wie er damit das fünfte Hundert seiner Sammlung zum Abschluß bringt, so wird in dem vorliegenden Bande in einer Reihe von Proben und Musterstücken ein Rückblick geworfen auf die fünf Jahrhunderte der modernen englischen Literatur vom Beginn derselben in der Mitte des 14. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die älteste Zeit ist durch John Wicliffe (1324—84), den bekannten Vorläufer der Reformation, und seine Uebersetzung des Evangeliums Johannes repräsentirt; dieselbe ist nicht nur mit diplomatischer Treue in der ursprünglichen alterthümlichen Sprache, sondern auch mit jenen alterthümlichen Lettern abgedruckt, wie sie sich in den Handschriften und frühesten Drucken jener Zeit finden. Auf John Wicliffe folgt Geoffroy Chaucer (1328—1400) mit einem Bruchstück aus seinen berühmten „Canterbury Tales"; es ist die Geschichte von der schönen Griseldis (oder wie sie bei Chaucer heißt, der „geduldigen Griseldis"), die ja auch in Deutschland durch das gleichnamige Stück von Friedrich Halm vielfach bekannt ist; auch ist es eins der wenigen Chaucer'schen Abenteuer, die dem heutigen Geschmack keinen Anstoß erregen. Das 15. Jahrhundert wird durch Stephen Hawes und sein an König Heinrich VII. gerichtetes Gedicht „The Pastime of pleasure", sowie auf prosaischem Gebiet durch Thomas Moore (1480—1535) und seine Schilderung Richard's III. repräsentirt. Dann folgt Edmund Spenser (1553—99) mit einigen Gesängen seiner berühmten „Feenkönigin". An ihn schließt sich Ben Jonson, Shakspeare's Nebenbuhler im Lustspiel, an; das hier mitgetheilte Stück, „Der Alchymist", gehört zu den vorzüglichsten Arbeiten des Dichters, die seine Eigenthümlichkeit am klarsten wiedergeben, und wurde auch schon vor Jahren durch den Grafen Baudissin in seinem bekannten Werke „Ben Johnson und seine Schule" (1836) ins Deutsche übertragen. Das Ende des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts, also die Zeit des nüchternen, französirenden Geschmacks, zugleich aber auch diejenige Zeit, in welcher der Grund zu jener englischen Aufklärung gelegt ward, die sich dann mit Windesschnelle über ganz Europa verbreitete und dem gesammten Jahrhundert seinen Namen gab, wird durch John Locke's Abhandlung „On Education" vertreten. Den Schluß endlich bildet Thomas Gray (1716—71), „der milde Abendstern" der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts, wie der Herausgeber ihn bezeichnet, der Verfasser jener „Elegie auf einem Dorfkirchhofe", die auch in Deutschland zur Zeit der Werther und Siegwart ein allgemein gefeiertes Lieblingsstück war und als solches von zahlreichen deutschen Dichtern wetteifernd übertragen wurde. Ueber die Ausstattung des Buchs noch etwas

hinzuzufügen, ist überflüssig, da eben die geschmackvolle und solide Ausstattung, verbunden mit dem billigen Preise, hauptsächlich zu dem allgemeinen Beifall beigetragen hat, dessen die „Collection of British Authors“ sich seit so vielen Jahren erfreut und der sie, setzen wir hinzu, hoffentlich auch bis zum vollen Tausend begleiten wird.

Bei dieser Veranlassung wollen wir noch mit wenigen Worten einer kleinen Schrift gedenken, welche der bekannte Mitherausgeber der „Grenzboten“, Dr. Julian Schmidt, vor einiger Zeit veröffentlicht hat: „Uebersicht der englischen Literatur im 19. Jahrhundert“ (Sondershausen, Neuse). Die Abhandlung, die ursprünglich als Artikel in dem Sammelwerk „Die Wissenschaften im 19. Jahrhundert ꝛc.“ erschien, theilt alle Vorzüge und alle Schwächen, welche den literarhistorischen und kritischen Arbeiten des Verfassers eigenthümlich sind, also neben einzelnen glänzenden Gedanken und geistreichen Aperçus eine auffallende Ungleichmäßigkeit in Behandlung des Stoffs und jene Schroffheit und Herbigkeit der Auffassung, jene Einseitigkeit und Parteilichkeit des Urtheils, die ihn in so viele und erbitterte literarische Kämpfe verwickelt hat. In der Natur des gegenwärtigen Schriftchens, das wesentlich zu einem populären Zwecke bestimmt ist, liegt es nun aber, daß diese Schattenseiten hier deutlicher hervortreten und den Gesammteindruck mehr verkümmern, als es etwa in einem größern, streng wissenschaftlichen Werke der Fall sein würde. Darum möchten wir auch niemand, der sonst noch keine genügende Kenntniß von dem Entwickelungsgang der neuern englischen Literatur besitzt, die vorliegende Schrift als Quelle der Belehrung anempfehlen; das Bild, das er daraus gewönne, würde nothwendig ein sehr schiefes und einseitiges, die Vorstellung von dem Werth und der Wirksamkeit der einzelnen Autoren eine sehr falsche und parteiische sein. Wer sich dagegen bereits einer hinlänglichen Bekanntschaft mit der hier dargestellten Literaturepoche erfreut und wer somit im Stande ist, die vielfachen Ausschreitungen und Uebertreibungen des Autors und zum Theil auch seine Flüchtigkeitsfehler zu berichtigen, der wird das Buch mit Interesse lesen und einen wenn auch nicht völlig reinen und ungetrübten, doch vielfach anregenden Eindruck dadurch erhalten. Hg.

Zwei Frauenromane.

Man kann es beklagen, man kann es verdammen, man kann ein Unglück für unsere Literatur, sogar eine Schmach für die deutsche Männerwelt darin erblicken, die Thatsache steht bei alledem fest: unsere Unterhaltungsliteratur befindet sich zum größten Theil, um nicht zu sagen ausschließlich in den Händen der Frauen. Auf der Bühne herrscht Frau Birch-Pfeiffer, im Roman Frau Luise Mühlbach, beide haben ihre Bewunderer, beide ihre Schüler und wenn die Nachahmer der letztern zahlreicher sind als diejenigen der berühmten Bühnenherrscherin, so liegt das wol nur daran, daß selbst ein schlechtes Drama noch immer schwerer zu schreiben ist und größere Anstrengungen erfordert als ein mittelmäßiger Roman. Die Gründe dieser Thatsachen zu untersuchen und nachzuweisen, woher es kommt, daß unsere schöne Literatur, soweit sie eben für das größere Publikum bestimmt ist, fast nur noch von Frauenhänden angebaut wird, wäre jedenfalls eine ebenso

interessante wie dankbare Aufgabe, die wir deshalb auch der Beachtung unserer Culturhistoriker in allem Ernst empfehlen. An dieser Stelle jedoch würde dieselbe uns viel zu weit führen und beschränken wir uns deshalb darauf, hier nur das weitere Factum hervorzuheben, daß es in neuester Zeit ganz besonders der biographische Roman, diese Zwittergattung von Poesie und Geschichte ist, den unsere schriftstellernden Frauen mit Vorliebe cultiviren. Auch zwei der neuesten Frauenromane, die uns eben vorliegen, gehören dieser ästhetisch sehr verdächtigen, beim Publikum jedoch sehr beliebten Gattung an: „Faustina Hesse. Historischer Roman von Elise Polko“ (2 Bde., Leipzig, Schlick) und „Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman von Mathilde Raven“ (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus). Und zwar gehören beide zu den bessern ihrer Gattung; insbesondere sind sie mit mehr Fleiß und Sorgfalt gearbeitet, als es sonst bei den Erzeugnissen dieser Art der Fall zu sein pflegt, die so recht eigentlich den Tummelplatz handwerksmäßiger Leichtfertigkeit zu bilden pflegen. Von dieser Leichtfertigkeit hat die Schöpferin dieser Gattung oder, wenn das zu viel gesagt ist, diejenige Schriftstellerin, welche dieselbe in unsern Tagen wiedererweckt und sie in der Gunst des Publikums eingebürgert hat — wir meinen natürlich niemand anders als Frau Luise Mühlbach, die noch eben jetzt damit beschäftigt ist, die großen Männer der Weltgeschichte, einen Friedrich, Joseph, Napoleon der Reihe nach einzuschlachten — von dieser Leichtfertigkeit, sagen wir, hat Frau Luise Mühlbach so viele und so auffallende Beispiele gegeben, und ist damit nichtsdestoweniger sowol bei der Kritik wie beim Publikum so gnädig durchgeschlüpft, daß es ihren Nachfolgerinnen in der That nicht zu verdenken ist, wenn sie auch in diesem Punkte in den Fußtapfen ihres berühmten Vorbildes wandeln. Desto größere Anerkennung verdient der Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher die Verfasserinnen der beiden obigen Romane das von ihnen verarbeitete Material zusammengetragen und gesichtet haben. Den dankbarern Stoff hat sich Frau Elise Polko erwählt. Das Leben der „Göttlichen Faustina“, die erst als Signora Bordoni, später als Gemahlin des deutschen Componisten Johann Adolf Hesse die Welt durch ihren Gesang und ihr Spiel entzückte, ist reich an abenteuerlichen und spannenden Momenten und die Verfasserin hat es recht wohl verstanden, die bunten, ja prächtigen Farben, welche die Geschichte ihr darbot, zu einem interessanten und anziehenden Gemälde zu verarbeiten. Zu einem wirklichen Kunstwerk erhebt das Buch sich bei alledem nicht, doch glauben wir auch nicht, daß sich diese Gattung überhaupt dazu eignet. Strengere Kritiker dürften Anstoß nehmen an dem allzu sichtbaren Bemühen der Verfasserin, ihre Heldin möglichst zu idealisiren, selbst auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, und ebenso auch an einem gewissen Hang zur Sentimentalität, die sich mitunter auf eine fast komische Weise — wie z. B. in dem ganzen verwandten Verhältniß Faustina's zum Kurfürsten kund gibt. Indessen ganz kann die Frauennatur sich ja doch nicht verleugnen und wer einmal Frauenromane liest, der muß auch ein wenig Sentimentalität und falsche Romantik mit in den Kauf nehmen.

Davon ist nun der „Galileo Galilei“ der Frau Raven frei. Es weht in dem ganzen Buch ein ernster, fast männlicher Geist und wenn Gründlichkeit der Studien und ein guter tüchtiger Wille allein hinreichten, ein

poetisches Meisterwerk zu schaffen, so hätten wir hier gewiß ein solches zu bewundern. In der That jedoch möchten wir beinahe wünschen, die Verfasserin hätte ihre Aufgabe etwas weniger ernst und schwer genommen; wie das Buch jetzt ist, leidet es an einer gewissen Trockenheit und Schwerfälligkeit, es ist der Verfasserin nicht überall gelungen, das historische Material poetisch zu bewältigen, wir stoßen hier und da auf ganze lange Strecken, wo uns der nackte dürre Boden gelehrter Forschung anstarrt und wo wir uns vergeblich nach dem schmückenden Blumenteppich der Poesie umsehen. Inzwischen ist auch das ein Mangel, der mehr oder weniger der gesammten Gattung anhaftet und über den verständige und billig urtheilende Leser um so leichter hinwegsehen werden, als das Buch übrigens so viel Gelungenes und Tüchtiges enthält, daß es ohne Bedenken, wie wir schon im Eingang sagten, den bessern Producten unserer Unterhaltungsliteratur zugezählt werden muß. mmr.

Correspondenz.

Aus Oesterreich.

Ende März 1860.

SP. Mehr als drei Wochen sind vergangen, seit wir mit der Aussicht auf einen erweiterten und verstärkten Reichsrath beglückt wurden, und fünf oder sechs Wochen werden noch vergehen und die neue Schöpfung, mit der auf einmal eine neue Aera für uns anbrechen soll, wird leibhaftig vor aller Augen stehen, die Statute der verschiedenen Landesvertretungen, aus denen die Mitglieder des ernannten Reichsraths zum Theil hervorgehen sollen, liegen, wie man sich seit einigen Tagen zuflüstert, dem Kaiser bereits zur Unterzeichnung vor, wir stehen also, wenn wir anders den officiellen Versicherungen Glauben schenken wollen, dicht an der Schwelle einer neuen Zeit — und doch ist nirgends eine Spur von Erwartung oder Aufregung zu bemerken und doch hört und spricht niemand mehr von einem Erlaß, der angeblich eine so große und tiefgreifende Reform unsers Staatslebens herbeiführen soll. Ja es ist überhaupt niemals davon gesprochen worden; das Patent vom 5. März ging fast unbemerkt vorüber, selbst die Presse verschmähte es, irgendwelche genauere Notiz davon zu nehmen, das Publikum aber ließ es von sich abgleiten wie Schnee im März, von dem man doch zum voraus weiß, daß er nicht lange Bestand haben wird.

Woher das kommt? und ob es wirklich nur jene Indifferenz und Gleichgültigkeit gegen die Fortentwickelung unserer innern Zustände ist, die man uns draußen im Reich so häufig nachsagt? Es wirken wol verschiedene Gründe zusammen, einer der hauptsächlichsten und entscheidendsten aber ist, daß beinahe niemand an das wirkliche Zustandekommen des neuen Reichsraths glaubt, die wenigen aber, die es thun, stimmen gleichwol mit den Ungläubigen darin überein, daß die Wirksamkeit des Reichsraths gleich Null sein und alles nach wie vor bei uns beim alten bleiben wird. Möglich, daß man der Regierung damit sehr unrecht thut; möglich, daß es wirklich noch etwas mehr als unsere bekannte Finanznoth ist, die hier zu diesem

Schritte veranlaßt hat, und daß der neue Reichsrath wirklich noch zu etwas anderm dienen soll, als blos unsern Staatscredit zu heben. Jedenfalls bleibt auf der Regierung dann der Vorwurf haften, daß sie mit den beabsichtigten Reformen allzu lange gezögert und die Geduld des Publikums auf eine allzu harte Probe gestellt hat. Man sagt sonst: gut Ding will Weile haben, in Zeiten wie die heutigen aber, und in einer Lage gleich der unsern, wo uns das Messer so nahe an der Kehle sitzt und wo wir uns schon so lange vergeblich nach einem Rettungsmittel umsehen, da findet dieser Spruch nur eine sehr beschränkte Anwendung. Die öffentliche Meinung ist bei uns seit Jahren in eine solche Aufregung versetzt, das Bewußtsein, in den wichtigsten Punkten unserer Entwickelung hinter den übrigen deutschen Staaten zurückgeblieben zu sein, ist ein so allgemeines und so schmerzliches, die Erwartungen und Forderungen sind den Thatsachen so weit vorangeeilt, daß auch die bestgemeinten und umfassendsten Zugeständnisse der Regierung kaum mehr im Stande sein würden, eine volle und ungetheilte Befriedigung hervorzurufen.

Aber am allerwenigsten kann dies durch das Patent vom 5. März erreicht werden. Dasselbe ist, wie gesagt, bei uns im eigenen Lande nur wenig beachtet worden und läßt sich daher nicht annehmen, daß ihm im Ausland eine größere Aufmerksamkeit zu Theil geworden und wollen Sie mir deshalb verstatten, hier in Kürze den Hauptinhalt desselben Ihren Lesern ins Gedächtniß zu rufen. Nach dem Wortlaut des Patents sollen zu dem bestehenden Reichsrath „außerordentliche Reichsräthe“ hinzugezogen werden, welche vom Kaiser „periodisch“ einberufen werden; in welchen Perioden, ist leider nicht gesagt. Bestehen werden diese „außerordentlichen“ Reichsräthe erstens aus den „Erzherzögen des kaiserlichen Hauses“, zweitens aus „einigen der höhern kirchlichen Würdenträger“, ferner aus einer Anzahl von Männern, die sich im kaiserlichen Civil- und Militärdienst oder in anderer Weise besonders ausgezeichnet haben, endlich aus 38 Mitgliedern der Landesvertretungen in den verschiedenen Kronländern. In dieser letztern Kategorie liegt der wahre Schwerpunkt der angeblichen Reform. Es sollen nämlich diese 38 Mitglieder aus der Wahl der Landesvertretungen hervorgehen und zwar in der Art, daß die Landesvertretungen (die in Oesterreich ungefähr dieselbe Stellung einnehmen wie bei uns die alten Provinziallandtage in vormärzlicher Zeit) für jedes derselben drei Mitglieder aus ihrer Mitte wählen und dem Kaiser in Vorschlag bringen, der dann eins davon in den Reichsrath berufen wird. Diese Wahlen sollen alle sechs Jahre erneuert werden; die einmal Gewählten sind von der Wiederwahl nicht ausgeschlossen. Als Gegenstände, welche der Berathung dieses verstärkten Reichsraths unterliegen, werden in dem Patent namentlich bezeichnet: 1) Feststellung der Staatsanschläge, Prüfung der Staatsrechnungsabschlüsse, die Vorlagen der Staatsschuldencommission — also mit einem Wort die Finanzangelegenheiten Oesterreichs; 2) alle wichtigen Entwürfe in Sachen der allgemeinen Gesetzgebung; 3) die Vorlagen der Landesvertretungen. Dagegen soll dem verstärkten Reichsrath eine Initiative zur Vorlegung von Gesetz- oder Verordnungsvorschlägen nicht zustehen. Da ferner die Landesvertretungen der einzelnen Kronländer, welche also die Candidaten zum Reichsrath vorschlagen sollen, zum Theil selbst erst in Activität gerufen werden müssen, die erste

Einberufung des verstärkten Reichsraths aber schon im Mai dieses Jahres stattfinden soll, so behält der Kaiser sich vor, „vorläufig und bis zur Einberufung der auf Vorschlag der Landesvertretungen von ihm zu ernennenden außerordentlichen Reichsräthe" die geeigneten Männer nach seinem Ermessen selbst zu ernennen.

Dies in Kürze der Inhalt des so lange vorbereiteten und so sehnsüchtig erwarteten Patents. Seine wahre Bedeutung gewann dasselbe jedoch erst dadurch, daß ein gleichzeitiger Artikel der officiellen „Wiener Zeitung" diesen „Act der Gesetzgebung" ausdrücklich als den „Schlußstein der Organisationen" bezeichnete, welche mit den Berathungen über die Gemeindeordnung eingeleitet wurden". Das hieß also mit andern Worten: dieser „verstärkte Reichsrath" ist alles, wozu die Regierung sich gegenüber den Wünschen und Bedürfnissen des Volks versteht; es ist das äußerste Maß von Freiheit, das sie bewilligt, das letzte und äußerste Zugeständniß, das sie den Forderungen der Gegenwart macht; wer nun noch mehr will und nach Größerm verlangt, ist ein Phantast, wenn nicht gar ein Rebell, und verdient nicht weiter gehört zu werden.

In der That jedoch haben wir solcher phantastischen und rebellischen Köpfe recht sehr viele und das sowol in den deutschen wie in den außerdeutschen Kronländern; der Eindruck, den das kaiserliche Patent vom 5. März bei der österreichischen Bevölkerung hervorgebracht, ist, wenn überhaupt einer, ein entschieden niederschlagender und entmuthigender gewesen; Beweis dafür die rückgängige Bewegung, welche die wiener Börse, die doch sonst nur allzu geneigt ist, sich von jedem scheinbar günstigen Lüftchen in die Höhe treiben zu lassen, unmittelbar nach Veröffentlichung des Patents einschlug. Aber wenn schon die Geldsäcke empfindlich berührt wurden, wer will erst die Niedergeschlagenheit und die Enttäuschung bemessen, die sich der Herzen aller wahrhaften und aufrichtigen Patrioten bemeistert hat? Die Stimmung bei uns ist hoffnungslos; der verstärkte Reichsrath ist, dem allgemeinen Urtheil zufolge, ebenso todtgeboren wie jene Vertrauensmänner, welche letzten Herbst einberufen wurden und die ebenfalls ihres Namens spotteten. Wahrlich unsere Lage ist bedauernswerth und auch der Blick in die Zukunft hat nichts Tröstendes! Ein neuer Krieg wegen Italien, ein Krieg, dessen Dimensionen gar nicht abzusehen sind, vor der Thür stehend; dabei die Armee entmuthigt, die Finanzen in furchtbarster Verwirrung und zu alledem im Innern dieser unselige Wahn, als könne man dem Strom der Geschichte sein Bett anweisen und als bedürfe es nur eines kaiserlichen Patents, um von Oesterreich eine Bewegung abzudämmen, welche die ganze Welt durchflutet!

Allein das ist nun einmal so und das Verhängniß scheint es ausdrücklich zu wollen, daß gerade diejenigen, welche berufen sind oder sich doch berufen halten, die Geschichte zu machen, sich den Lehren der Geschichte am allerhartnäckigsten verschließen. Unter den Umständen, in denen wir uns befinden, ist es nicht wohl zu vermeiden, daß wenigstens der gebildetere und umsichtsvollere Theil unserer Bevölkerung seine Blicke prüfend, vergleichend auf den „Bruderstaat" Preußen richte, zu dem wir freilich schon seit Jahren in einem nichts weniger als brüderlichen Verhältniß stehen. Wir befinden uns in diesem Augenblick rücksichtlich unserer innern Verhältnisse in einer ganz ähnlichen Lage wie Preußen zu Anfang und Mitte der vierziger Jahre.

Auch in Preußen wehrte man sich mit Hand und Fuß gegen Einführung einer Constitution; auch dort versuchte man, da es mit dem bloßen Regiren nicht mehr ging, alle möglichen Surrogate und Mittelchen, um dem Biß in den sauern Apfel einer parlamentarischen Betheiligung des Volks zu entgehen. Namentlich zeigt das kaiserliche Patent vom 5. März eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit jenem berühmten Erlaß vom 3. Februar 1847, durch welchen in Preußen der Vereinigte Landtag ins Leben gerufen ward. Auch der preußische Vereinigte Landtag hat sich bekanntlich nicht bewährt, im Gegentheil, er hat die endliche und unausbleibliche Katastrophe nur beschleunigt — und doch, wie viel günstiger standen die Chancen in Preußen, wie viel mehr wurde dort durch den Vereinigten Landtag bewilligt und mit wie viel größern Erwartungen durfte man ihm daher entgegensehen! Die preußischen Provinziallandtage waren seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. zum großen Theil die Träger der Bewegung gewesen; so unpopulär sie früher gewesen, ein so lebhafteres Interesse hatten ihre Debatten über Einführung von Reichsständen, über Preßfreiheit ꝛc. in den letzten Jahren erregt; wiewol in den Protokollen die Namen der Redner nicht genannt werden durften, so hatte das Land dennoch Gelegenheit gehabt, aus den Verhandlungen der einzelnen Landtage eine Anzahl von Männern kennen zu lernen, denen es sein Wohl und Wehe freudig anvertraute und von denen es zum voraus wußte, daß sie nicht vergeblich nach Berlin zum Vereinigten Landtag gehen würden. Wer kann etwas Aehnliches von unsern Landesvertretungen rühmen? Was sind sie Oesterreich? und was ist Oesterreich ihnen?! Auch hat in Preußen niemals jener Streit der Nationalitäten und jene Eifersucht der verschiedenen Provinzen existirt, die bei uns noch immer unter der Asche glimmt und die nur des günstigen Augenblicks harrt, um in hellen Flammen emporzuschlagen, und das keineswegs in Ungarn allein. Als die preußischen Provinzialvertreter zum ersten mal in Berlin zusammenkamen, da waren es preußische Interessen und preußischer Patriotismus, was sie vereinigte. Wenn die Gewählten unserer Landesvertretungen zum ersten male in Wien zusammentreffen, dann werden es die widerstreitenden Interessen der verschiedenen Kronländer sein, die zunächst zur Sprache kommen und die jede Verständigung zum Wohle des Ganzen unmöglich machen werden, der Böhme wird dem Ungar, der Ungar dem Deutschen, der Deutsche dem Italiener Opposition machen und der ganze „verstärkte Reichsrath“ wird untergehen wie ein Schiff, unter dessen Mannschaft Meuterei ausgebrochen ist und auf dem einer den andern niederhaut. Erinnere man sich doch nur, wie es auf unserm Reichstag von Anno 1848 ergangen und welch widerwärtiges Schauspiel hier die Rivalität der Deutschen und der Czechen aufführte! Wenn das damals geschah, wo eine gewaltige Zeit alle Gemüther wie auf Sturmes Fittigen über sich selbst erhob, wie sollte das jetzt anders sein, in dieser Zeit der Schwäche und der Begeisterungslosigkeit, wo alle niedrigen Leidenschaften und alle selbstsüchtigen Genüsse frei heraustreten wie Gewürm bei Regenwetter?

Und daß gerade bei uns diese Selbstsucht in wahrhaft verhängnißvoller Blüte steht, das hat die bekannte Eynatten'sche Affaire und was sich daran knüpft auf eine wahrhaft erschütternde Weise zu Tage gebracht. Der Eindruck, welchen diese Ereignisse bei uns hervorbrachten, war ein sehr pein-

licher und niederschlagender; dennoch möchte ich Sie warnen, sich die Bestürzung bei uns so groß zu denken, wie die Mehrzahl der auswärtigen Zeitungsberichte dieselbe schildert, ja ich möchte als Paradoxon aufstellen, der Schreck und die Bestürzung über diese Enthüllungen ist im Auslande verhältnißmäßig größer gewesen als bei uns, denn bei uns, die wir die Personen und Dinge hier täglich vor Augen haben, war es schon seit langem kein Geheimniß mehr, daß verschiedene Dinge im Staate Dänemark faul und daß jene durchlöcherten Hände, die man sonst nur unsern Mauth- und Grenzbeamten zuschrieb, stellenweise bis in sehr hohe Regionen hinaufreichten. Darum ist auch nicht eigentlich der Grund unserer Bestürzung, daß dergleichen geschehen — nein, nur das hat uns in Aufregung und zum Theil in Angst versetzt, daß dergleichen entdeckt worden ist und nun, wie es scheint, mit unnachsichtiger Strenge untersucht und bestraft werden soll. Darum war auch der Schreck und die Bestürzung, die sich des Publikums bei der ersten Nachricht bemächtigten, keineswegs ganz frei von einer gewissen Befriedigung: man beklagt die Verhältnisse, welche eine derartige Umgehung des Gesetzes möglich, ja die sie beinahe üblich und herkömmlich machten, man bedauert die Schwäche einzelner, die sich, mehr diesem Herkommen folgend, als aus eigentlicher verbrecherischer Absicht, in dies Netz der Untreue und Unterschlagung verstricken ließen, man verdammt die Persönlichkeiten, die trotz ihrer hohen Stellung und wiewol keine Art von äußerer Noth sie trieb, gleichwol nicht nur selbst das Gesetz verletzten, sondern auch andere minder günstig Gestellte zur Uebertretung desselben verleiteten — aber einstimmig preist man auch den Entschluß der Regierung, diesem räuberischen Wespennest, das sich da so nahe am Throne angesiedelt hatte, einmal gründlich zu Leibe zu gehen und wünscht ihr nur Consequenz und Stärke, auf dem betretenen Wege rücksichtslos weiter zu gehen.

Von den Beziehungen unserer auswärtigen Politik schweige ich. Oesterreich scheint es in seiner Art machen zu wollen wie Rußland nach dem Krimkriege: es scheint sich für einige Zeit von der Bühne der auswärtigen Politik ganz zurückziehen und sich nur seinen eigenen innern Angelegenheiten widmen zu wollen. Ein sehr segensreicher Entschluß, ohne Zweifel, wenn er nur ausführbar und möglich wäre. Allein dem widerspricht die gesammte Lage unsers Kaiserstaats; wer selbst an allen Gliedern so wund und voller Beulen ist, kann sich in einer Zeit allgemeiner Ansteckung unmöglich allein gesund erhalten. Wir können einige Zeit die Gekränkten spielen, wir können schmollen und uns schadenfroh die Hände reiben im Anblick der Gefahren, die über Preußen und Deutschland heraufsteigen, zuletzt aber sind die Bande, die uns mit dem übrigen Deutschland verknüpfen, doch zu fest und zu engverflochten mit unserm eigenen wohlverstandenen Interesse, als daß wir unsere gegenwärtige abgesonderte Stellung auf die Dauer behaupten können; möge die neue, die wir alsdann einnehmen werden, nur auch die richtige sein!

Notizen.

Von George Sand wird ein neuer Roman „Flavie“ erwartet. Von Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs“ wurde in diesen Tagen der 17. Band ausgegeben; zur Vollendung des Ganzen, das zuerst 1845 begonnen wurde, wird der Verfasser dann angeblich noch zwei Bände bedürfen. Von Carlyle's „Geschichte Friedrich's des Zweiten“ sollen sich Band 3 und 4 bereits unter der Presse befinden, und zwar soll dies, wie hinzugesetzt wird, bereits der Schluß des Werkes sein: eine Angabe, die kaum glaublich klingt, wenn man sich erinnert, daß die beiden bisher erschienenen Bände gerade nur bis zur Thronbesteigung des großen Königs reichen. Zwei Bände auf die Jugendgeschichte und zwei Bände auf alle Feldzüge und Schlachten, alle Regentenhandlungen und Thaten eines Mannes wie Friedrich der Große — das wäre doch wirklich eine gar zu ungleiche Eintheilung, und würde alles, was in diesen Blättern kürzlich über die ungeschickte Composition des Werks gesagt ward, nur bestätigen.

Die Stelle auf dem Friedhof zu Schwetzingen, wo der Dichter des badischen Wiesenthals, Hebel, der Verfasser der „Allemannischen Gedichte“, im letzten Schlummer ruht, ist schon vor einigen Jahren mit einem Denkmal bezeichnet worden, nachdem bereits früher ein anderes im Schloßgarten zu Karlsruhe ebenfalls zur Erinnerung an den liebenswürdigen Dichter errichtet ward. Jetzt will die Anhänglichkeit seiner Landsleute auch das Haus bezeichnen, in welchem Hebel geboren ward. Dasselbe steht in dem Flecken Hausen, eine Stunde von Schopfheim im Wiesenthal. Die an letzterm Ort bestehende Lesegesellschaft beabsichtigt dasselbe käuflich zu erwerben und in eine „Hebel-Stiftung“ umzuwandeln. Ueber Umfang und Einrichtung dieser Stiftung hat man noch keinen festen Plan gefaßt; doch soll sie namentlich in einer Kinderbewahr- oder Versorgungsanstalt bestehen, im günstigen Fall, nämlich wenn die Mittel ausreichen, verbunden mit einem Lehrgelderfonds sowie mit einem Fonds für Aussteuerprämien für Mädchen. „Der Jugend“, heißt es in dem betreffenden Aufruf, „war Hebel's Geist am meisten zugewendet; der Jugend ist daher gewiß in seinem Sinne das ihm zu weihende Gedächtniß zu bestimmen.“ Zu Gunsten dieser Stiftung nun beabsichtigt man ein Album herauszugeben und werden sämmtliche Dichter, Maler, Componisten und Literaten Deutschlands, als Verehrer Hebel's, ersucht, dasselbe mit Gaben ihres Geistes auszustatten; als Termin der Einsendung sowie zur Ausführung der projectirten Stiftung ist der bevorstehende 11. Mai, als Hebel's hundertjähriger Geburtstag, festgesetzt. — In ähnlicher Weise werden Deutschlands Dichter und Dichterinnen von Manheim aus zu einem Arndt-Almanach aufgefordert, dessen Ertrag als Beisteuer zu dem in Bonn projectirten Arndt-Denkmal dienen und der so lange jährlich erscheinen soll, bis dasselbe vollendet ist. Auch Dr. J. Schad in Kitzingen beabsichtigt den bevorstehenden zehnten Jahrgang seines „Deutschen Musen-Almanach“ zum Gedächtniß und zum besten der Manen unsers unvergeßlichen Arndt erscheinen zu lassen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Philipp Melanchthon's Werke

in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl.
Herausgegeben von Dr. **Friedrich August Koethe.**
Sechs Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine schon vor längerer Zeit erschienene Auswahl des Besten aus Melanchthon's Schriften für das größere Publikum, dem die vollständigen Sammlungen seiner Werke nicht zugänglich sind, begleitet von einer Biographie des großen Reformators. Bei der bevorstehenden Feier seines 300jährigen Todestages (19. April 1560) ist es gewiß vielen erwünscht, auf diese (außerdem sehr wohlfeile) Ausgabe seiner Werke aufmerksam gemacht zu werden.

Luther in Worms.
Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.

Zwei Lebensbilder, für das Volk und die reifere Jugend aufgestellt
von M. **J. E. Volbeding.**
8. 12 Ngr.

Zwei Erzählungen aus dem Leben der beiden Reformatoren, als treffliche Volks- und Jugendschriften zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Galileo Galilei.

Ein geschichtlicher Roman von **Mathilde Raven.**
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten Schriftstellerin, der sowol wegen seines Gegenstandes als wegen der spannenden Behandlung desselben die allgemeinste Beachtung verdient. In dem Rahmen eines Romans wird dem größern Publikum zum ersten male das wahre Bild des großen Naturforschers und Märtyrers seiner Ueberzeugung vorgeführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens

von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858).
Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena.
Von **Dr. Richard Keil** und **Dr. Robert Keil.**
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk ist allgemein für ein treffliches erklärt worden und wird namentlich allen jetzigen und ehemaligen Studenten den mannichfachsten Genuß gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Das erste Heft und ein Prospect sind überall vorräthig. Umfang: 60—80 Hefte à 7½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 15.** 12. April 1860.

Die Dinge in Schweden.

Die Erschütterung des Jahres 1848 ging an Schweden fast wirkungslos vorüber. Unerhebliche Krawalle des stockholmer Pöbels wurden sofort durch das Militär unterdrückt. Die Ruhe des schwedischen Volks während einer allgemeinen Störung der alten Ordnung ist nicht nur aus seiner eigenthümlichen Staatsverfassung und geschichtlichen Entwickelung, sondern zunächst aus den Vorgängen der letzten Jahre vor 1848 zu erklären. Im Jahre 1844 war der alte König Karl Johann gestorben und mit ihm das anhaltende Streben, der Verfassung zum Trotz despotisch zu regieren, aufgegeben worden. Sein Sohn Oskar war von jeher einer liberalen Politik geneigt und zeigte sofort diese Neigung an durch Entlassung der unpopulärsten Werkzeuge seines Vaters aus der Regierung. Er hatte alsdann dem Reichstage einen Entwurf einer neuen Repräsentation vorgelegt, wodurch ein Zweikammersystem an die Stelle der bisherigen einen Ständekammer gesetzt werden sollte, denselben aber des Widerstandes der Ritterschaft und der Geistlichkeit wegen zurückgenommen. Das ganze Odium dieser gescheiterten Reform fiel auf die Führer der beiden obern Stände zurück, die schon früher als Werkzeuge des verstorbenen Königs verhaßt waren. Man verglich den Primas des Reichs und Erzbischof von Upsala, Hrn. von Wingård (gestorben 1851), mit dem landesverrätherischen letzten katholischen Erzbischof Gustav Trolle, der das furchtbare stockholmer Blutbad angestiftet

hatte. Dem Ritterhaus wurde die schmähliche Verkäuflichkeit der Fractionen der Hüte und Mützen im 17. Jahrhundert ins Gedächtniß gerufen; sein damaliger Führer Hartmansdorf (gestorben 1856) hatte durch rücksichtslosen Trotz den allgemeinen Haß herausgefordert. Im Jahre 1848 nahm der König ein neues Ministerium, das wiederum eine Vorlage in Betreff der Repräsentationsreform im Reichstage einbrachte; aber auch dieser Versuch scheiterte an dem Widerstand der obern Stände. Im Jahre 1852 kam ein neues reactionäres Ministerium ans Ruder, dessen bedeutsamste Mitglieder, der Freiherr Palmstjerna und der Domprobst (jetzt Erzbischof) Reuterdahl, keine höhern Zwecke als die Befestigung der Privilegien des Adels und der Geistlichkeit kannten. So blieben die Dinge ziemlich unverändert bis zum Ausbruch des Krieges der Westmächte mit Rußland im Jahre 1854, als die vereinigten Flotten in den Fahrwassern zwischen Schweden und Finnland erschienen. Auf dem Reichstag konnte des Antagonismus der Stände wegen keine Reform durchgesetzt werden. Die gemeinschaftlichen Ausschüsse, in welche jeder Stand ein Viertel der Mitglieder setzt, theilten sich in allen wichtigern Fragen in zwei Hälften, einerseits adelichen und geistlichen Mitgliedern, andererseits bürgerlichen und bäuerlichen. Zu den stehenden Streitfragen gehörte die Ausschließung der Preßfreiheit vom Grundgesetze, die von der Regierung verlangt und von den obern Ständen zugestanden, von den untern aber verweigert wurde. Die untern Stände benutzten wiederholentlich das grundgesetzliche Recht, die Minister „auszuvotiren“, d. h. ihre Entfernung zu fordern, während die obern Stände diese Ausvotirung ablehnten. Es schien ein gänzlicher Stillstand eingetreten zu sein, als der Aufschwung des Handels und der Industrie während des Ostseekrieges das Machtgefühl des Mittelstandes erhöhte und damit auch eine Rückwirkung auf die Politik ausübte. Während die Regierung jede Zumuthung der Westmächte, sich an dem Kriege zu betheiligen, zurückwies und sich nur zum Abschluß des nichtssagenden Novembertractats 1855 herbeiließ, der die Russen von den finnmarkischen Häfen ausschließt, erntete Land und Volk die größten Vortheile von dem gesteigerten Handelsverkehr, und die auf kleinlichen und beschränkten Verhältnissen der Gesellschaft beruhenden politischen Einrichtungen mußten einigermaßen dem neuen Zustand angepaßt werden. Die vier vom Mittelalter hergekommenen Stände entsprachen nicht den jetzigen Abtheilungen der Gesellschaft. Sie sind alle durch die neuen Verhältnisse in ihren Bestandtheilen modificirt worden. Die Ritterschaft als politische Corporation ist ihrer Masse nach nichts als Beamtenthum, also von der Regierung abhängig, die immer über eine Majorität verfügen kann. Die großen Herren, die mit altberühmten Namen ausgedehnten Grundbesitz verbinden, sind bald gezählt. Die leichtsinnige

Verschwendung von Adelstiteln, wodurch frühere Regenten ihre Anhänger zu belohnen pflegten, hat ein Geschlecht von armen Adelichen großgezogen, die, wenn sie nicht etwa eine Besoldung vom Staate beziehen, nicht einmal im Stande sind, ihr Vertretungsrecht auf dem Ritterhause geltend zu machen, d. h. die Kosten des Aufenthalts in der Hauptstadt zu bestreiten. Viele sind in Dürftigkeit versunken und müssen als Kleinbürger oder gar Arbeiter leben, während andere vom Glücke Begünstigtere sich auf den Großbetrieb in Handel und Industrie geworfen haben und als Radicalreformer ins Ritterhaus eintraten. Zu dieser Klasse gehört der frühere Besitzer des Hauptorgans der schwedischen Presse, des „Aftonblad", Hr. Lars Hjerta. Das Ritterhaus ist also nichts weniger als eine einfache Adelskammer; ihrer Majorität nach ist die Ritterschaft zwar von der Regierung abhängig, sie zählt aber den übrigen Ständen gegenüber die meisten parlamentarischen Talente in ihrer Mitte. Diesem Vorzug verdankt sie bisjetzt ihre Erhaltung als politische Corporation, die sonst bei der abhängigen Lage der meisten Adelichen reiner Unsinn wäre. Dieser Unsinn würde in greller Weise hervortreten, wenn die 600 Familienhäupter wirklich ihre Pollets (Legitimationskarten) für das Ritterhaus beim Justizminister „herausnähmen". Gewöhnlich übersteigt die Zahl der herausgenommenen Pollets nicht hundert, und die Zahl der Gegenwärtigen sinkt zuweilen unter zwanzig herab, was sich in dem übergroßen mit Wappenschildern überdeckten Sitzungssaal traurig genug ausnimmt.

Den Priesterstand darf man sich nicht als eine theologische Kammer von protestantischen Geistlichen im deutschen Sinne des Worts denken. Als Reichsstand ist die schwedische Geistlichkeit von vornherein auf politische Bildung angewiesen, und sie zählt Financiers, Juristen, Staatsökonomen, ausgezeichnete Gelehrte und Fachmänner aller Art in ihrer Mitte. Besonders war das Episkopat durch glänzende Namen, z. B. Agardh, Tegnér, Wallin, Thomander ausgezeichnet, die zu den ersten in der schwedischen Literatur zählen. Im geistlichen Reichsstande haben auch die Vertreter der beiden Universitäten, der Gymnasien und der Akademie der Wissenschaften ihren Sitz. Letztere ist zur Zeit durch den ausgezeichneten Reichsarchivar Nordström, die Universität Upsala durch den Historiker Carlsen vertreten. Diese Abgeordneten bilden ein weltliches Element im sogenannten Priesterstande. Sonst zerfällt der Stand in vier Abtheilungen: 1) die behufs ihrer amtlichen Stellung Eingetretenen, die Bischöfe, unter denen der Erzbischof Vorsitzender oder Sprecher des Standes ist, und der Oberpfarrer von Stockholm; 2) die von den Domkapiteln gewählten Vertreter, meistens Dompröpste; 3) die von den Pfarrern oder Civisanhirten gewählten Vertreter; diese Abtheilungen constituiren den hohen Klerus oder die Prälatur; 4) die Vertreter des

niedern Klerus, der sogenannten Comminister, Adjuncten, Vicepastoren 2c., wenn die armen Wähler sonst einen Abgeordneten am Reichstage mit Tagesgeldern zu unterhalten im Stande sind. Dieser Theil des Klerus ist durch eine gähnende Kluft von der Klasse der Pfarrer getrennt, wozu nur rigorose Examina den Eintritt eröffnen. Während der Pfarrer mit Einkünften reichlich ausgestattet ist, in einem prächtigen Hofe wohnt, mit dem Titel eines Propst oder Doctor prangt, ist der arme Comminister auf dieselbe Stufe mit der dürftigern Klasse der Bauerschaft gestellt und kann kein Avancement hoffen, solange er nicht das unerschwingliche Pastoralexamen gemacht hat. Es erhellt aus dieser Zusammensetzung des Priesterstandes, daß der Stand durchweg prälatisch und hierarchisch gesinnt ist und Staat, Schule und Kirche von diesem Gesichtspunkte aus ansieht. Ein paar liberale Opponenten, die sich gewöhnlich finden, werden nicht berücksichtigt, kaum gehört. Der Erzbischof verfährt gegen die Redner viel rücksichtsloser, als man sonst in parlamentarischen Versammlungen gewohnt ist, unterbricht die Misliebigen und Langweiligen, schließt die Debatte ab, wenn er sich selbst für gehörig instruirt hält. Die weltlichen Mitglieder haben zuweilen gegen dieses willkürliche Verfahren Widerspruch erhoben. Eine Zeit lang nach der Reformation hatte das Volk im Priesterstande seinen Anwalt dem Adel gegenüber, Gustav Adolf bezeichnete die Redner dieses Standes als Volkstribunen, jetzt ist der Priesterstand bei seiner hartnäckigen Widersetzlichkeit gegen jede Reform, wodurch er seine Interessen beeinträchtigt glaubt, d. h. gegen jede Trennung des Weltlichen vom Geistlichen, beweitem unpopulärer als der Adel, und diese Unpopularität betrifft am meisten die Bischöfe als die Ultras der hierarchischen Richtung.

Der Bürgerstand bestand bis auf den gegenwärtigen Reichstag aus Vertretern der städtischen Corporationen, d. h. aus Magistratspersonen und Zunftbürgern. Wie wenig eine solche Vertretung dem jetzigen Stande der bürgerlichen Gesellschaft entsprach, wurde besonders in Stockholm und andern Mittelpunkten der Gewerbthätigkeit und der Intelligenz empfunden. Konnte man eine allgemeine Repräsentationsform nicht durchsetzen, so mußte wenigstens ein solcher Unsinn wie der bisherige Bürgerstand abgeschafft werden, um einer wahren Vertretung des Mittelstandes Platz zu geben. Ein bezügliches Gesetz, wodurch allgemeine Wahlen an die Stelle der bisherigen Corporationswahlen gesetzt wurden, ward vom vorigen Reichstag nicht ohne Widerstand des Priesterstandes angenommen, und im vorigen Sommer fanden die Wahlen nach dem neuen Gesetz statt. Die Wahlbewegung war besonders in der Hauptstadt sehr lebhaft und das Ergebniß fiel ganz im liberalen Sinne aus. Unter anderm kam Hr. Lallerstedt, der sich im Jahre 1855 durch seine in Paris erschienene Schrift „La Scandinavie, ses craintes et

ses espérances" bekannt gemacht hatte, in den Bürgerstand, wo er seitdem eine bedeutende Rolle gespielt hat. Der Bürgerstand kann nach den neuen Wahlen in parlamentarischer Befähigung mit dem Ritterhause wetteifern, er steht im Begriff, die einflußreichste Kammer des Reichstags zu werden.

Auch mit dem Bauernstande hat man eine ähnliche Reform wie mit dem Bürgerstande versucht, indem man den nicht bäuerlichen Grundbesitzern auf dem Lande, die nicht etwa in andern Ständen vertreten wären, Zutritt zum Bauernstande geben wollte. Da solche Reformen jedoch nur mit Einwilligung des betreffenden Standes geschehen können und derselbe bisjetzt seine Zustimmung verweigert hat, ist dieser Versuch vorläufig gescheitert. Sonst gingen immer die radicalsten Vorschläge vom Bauernstande aus, z. B. auf Einziehung der Bischofsgehalte; sich selbst im zeitgemäßen Sinne zu reformiren ist er aber nicht geneigt.

Neben diesen Versuchen, die Zusammensetzung der Ständekammer zu verbessern, sind auch Aenderungen in den allgemeinen Verhältnissen des Reichstags unternommen worden. Ich habe schon früher erwähnt, daß in den gemeinschaftlichen Ausschüssen Adel und Priester einerseits, Bürger und Bauern andererseits sich in zwei gleichen Hälften gegenüberzustehen pflegten. Um eine Majorität für irgendeine der obwaltenden Ansichten zu Stande zu bringen, nahm man seine Zuflucht zu einer Verstärkung der Ausschüsse, natürlich immer mit der gleichen Anzahl von Mitgliedern jeden Standes, was nicht immer den beabsichtigten Erfolg hatte. Endlich hat man zu dem Mittel gegriffen, sämmtliche vier Stände in einem sogenannten Plenum Plenorum zu versammeln, wo jedoch nur debattirt, nicht abgestimmt werden darf. Mit der Abstimmung wäre man auf das Einkammersystem zurückgekommen. Diese gemeinschaftliche Debatte ist mehrmals versucht worden, um entstandene Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. Die Abstimmung findet nachher in den besondern Sitzungen der Stände statt. Auch hat man den Ministern Zutritt zu den Ständen gegeben, während sie bisher nur wenn sie Mitglieder der Ritterschaft waren sich an den Debatten des Adels betheiligen konnten. Die Regierung hat damit einen mehr parlamentarischen Anstrich gewonnen, obwol sie lange nicht das ist, was man anderswo parlamentarisches Ministerium nennt. Der König entscheidet über die wichtigsten Sachen mit seinen vertrauten Freunden außerhalb des Ministeriums.

Auf den seit dem Jahre 1854 abgehaltenen Reichstagen haben sich Regierung und Stände bemüht, den neuen Verhältnissen durch neue Gesetze Rechnung zu tragen. Durch die Freigebung der Branntweinbrennerei, die bisher nur den Hofbesitzern auf dem Lande gestattet war, und durch die Erhöhung der Branntweinsteuer wurde der Betrieb dieses Gewerks im großen und eine Vertheuerung dieses für die Gesund-

heit des gemeinen Volks so schädlichen Products erzielt. In dieser Frage war es am schwierigsten den Widerstand des Bauernstandes zu brechen, der zunächst durch die neuen Maßregeln betroffen wurde. Der Bauernstand ordnete — wie es bei solchen Gelegenheiten der Fall ist — Abgeordnete an die übrigen Stände an, um sie von ihren Beschlüssen in Betreff dieser Angelegenheit abzubringen, was aber vergeblich war, da der ganze aufgeklärte Theil der Bevölkerung die beabsichtigte Reform billigte. Vorzüglich war es den letzten Reichstagen darum zu thun, eine den Verhältnissen entsprechende Erleichterung des Verkehrs herbeizuführen. Ein neues Zollgesetz, wodurch die bisherigen Tarife bedeutend herabgesetzt wurden, und ein Schiffahrtsgesetz waren auch auf die Beziehungen zu Norwegen berechnet. Gern hätte die Regierung die Zollgrenze zwischen den unirten Reichen ganz aufgehoben, wenn sie auf die Zustimmung des norwegischen Storthings hätte rechnen können. Allein die verschiedenen Vorlagen, die man behufs einer gegenseitigen Ausgleichung beim Storthing eingebracht, sind auf einen Widerstand gestoßen, der jetzt einen entsprechenden Gegendruck von schwedischer Seite hervorgerufen hat. Ehe wir jedoch auf diesen unionellen Streit übergehen, müssen wir zuerst eine innere Angelegenheit Schwedens zur Sprache bringen, die ebenfalls Gegenstand der Debatten auf den letzten Reichstagen war: es ist dies die Religionsfreiheit oder vielmehr eine Ermäßigung des bisherigen Religionszwangs.

Es gibt wol keinen europäischen Staat, mit alleiniger Ausnahme des Kirchenstaats, wo der Klerus eine so weit greifende Macht hat wie in Schweden. Die Reformation wurde nur als Dogma der alten Kirche eingepfropft, deren Verfassung im wesentlichen der Anhänglichkeit der Bevölkerung wegen beibehalten werden mußte. Das durch die Reformation herbeigeführte Uebergewicht des Adels im Staate warf den Klerus auf die Seite des Volks, das im Priesterstande seinen Anwalt auf dem Reichstage hatte. In den zahlreichen Umgestaltungen der Staatsverfassung ist die Stellung des Klerus immer dieselbe geblieben und der Priesterstand kann noch immer jede seine Interessen bedrohende Maßregel hintertreiben, weil dem Grundgesetze gemäß keine Aenderung in den Privilegien irgendeines Standes ohne seine eigene Einwilligung vorgenommen werden darf (während sonst die Zustimmung dreier Stände behufs Erlassung eines neuen Gesetzes zureichend ist). Man darf sich nicht wundern, daß der Klerus die Staatsreligion als sein Privilegium unverhohlen behauptet, obgleich er auch die Intoleranz als Pflicht gegen das Volk vertheidigt. Nicht nur als privilegirter Reichsstand hat der Klerus seine Macht: das ganze Unterrichtswesen von der Universität bis zur Dorfschule herab ist ihm untergeben, die Communalverwaltung gehört auch zu den Befugnissen der Pfarrer, der Priesterstand hat seit 1840

nicht weniger als vier Minister gestellt, sodaß es fast ein Vorurtheil geworden war, daß nur ein Priester das Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts bekleiden dürfe. Trotz dieser so weit verbreiteten Gewalt hat die Kirche doch nicht das Aufkommen des Sektenwesens verhindern können und besonders haben die Baptisten so zahlreiche Proselyten gemacht, daß eine gewaltsame Unterdrückung derselben unstatthaft erschien. Auf dem Reichstag 1854 ward freilich das sogenannte Sacramentgesetz angenommen, das jedem Unberechtigten die Austheilung der Sacramente bei den schwersten Strafen verbot. Aber schon auf dem folgenden Reichstag brachte die Regierung eine Vorlage ein, welche die freie Ausübung der Religion zuließ. Dieselbe stieß jedoch auf so heftigen Widerstand im Adel-, Priester- und Bauernstande, daß sie zurückgenommen werden mußte; dafür hat die Regierung auf dem jetzigen Reichstage zwei Dissentergesetze eingebracht, die schwerlich zurückgewiesen werden dürften, seitdem der neue Cultusminister Graf Hamilton die Anwendung der Polizeigewalt gegen die Dissenter — die soeben vom Domkapitel zu Westerås gefordert wurde — auf das entschiedenste abgelehnt hat.

Der Thronwechsel des vorigen Jahres hat auch für diese Sache seine Bedeutung gehabt. Der König ist autokratisch gesinnt und entschlossen, den Widerstand zu überwinden, von welcher Seite derselbe auch kommen mag. Wenn er sich von der Nothwendigkeit, den Religionszwang zu ermäßigen, überzeugt hat, so läßt er sich nicht durch die Remonstrationen des Klerus davon abbringen, wie wenig Sympathie er auch mit den Sektirern und sonstigen Laienpredigern haben mag. Die Bedeutung des Thronwechsels springt aber besonders in die Augen, wenn von den gegenseitigen Beziehungen der unirten Kirche die Rede ist. Der König hatte sich in Norwegen als Vicekönig populär gemacht, bei seiner Thronbesteigung zog er einige vertraute Freunde ins norwegische Ministerium, die Prätensionen der norwegischen Blätter und des Storthings wurden immer kühner und herausfordernder. Hatte man früher die auf das Gedeihen des gegenseitigen Verkehrs berechneten Gesetze abgelehnt, so ging man jetzt sogar zu einem quasi-offensiven Schritt vor, indem man die Abschaffung des Statthalterpostens, wozu der König einen Schweden zu bestellen berechtigt ist, forderte. Jemehr die Schweden an ein geheimes Einverständniß der Norweger mit dem neuen König zu glauben geneigt waren, um so mehr fühlten sie sich getrieben, diesen Prätensionen ihre eigenen entgegenzustellen, und so wurden im Ritterhause zwei auf die Union bezügliche Motionen der Herren Ankarsvärd und Dalman eingebracht. Die Motion des Grafen Ankarsvärd bezweckt eine Revision des Unionsvertrags, diejenige des Hrn. Dalman stellt die Forderung auf, daß die Statthalterfrage nur mit der Zustim-

mung des schwedischen Staatsministeriums und Reichstags erledigt werden dürfe. Dieser Antrag setzte damit voraus, daß die Statthalterfrage keine blos norwegische, sondern vielmehr unioneller Art sei, was von norwegischer Seite bestritten wird. Man sah voraus, daß die Annahme eines solchen Antrags zu einer sofortigen Krise führen müßte, indem die Genehmigung durch den König zur Entlassung des norwegischen, die Ablehnung aber zur Entlassung des schwedischen Ministeriums führen würde. Der mit der Prüfung der beiden Anträge beauftragte Ausschuß hielt es deshalb für rathsamer, die Ankarsvärd'sche Motion in Betreff der Union in den Vordergrund zu stellen und die Dalman'sche als besondere Bestimmung an dieselbe anzuknüpfen. Man ließ damit die kitzliche Frage von der Competenz der schwedischen Regierung in der Statthalterfrage unbeantwortet und knüpfte die Erledigung derselben an die Revision des Unionsvertrags.

Die sogenannte skandinavische Partei, die von „Aftonblad" in der Presse vertreten wird, rieth von einem rücksichtslosen Vorgehen gegen die Norweger ab; sie hatte einen schweren Stand der übrigen ziemlich befangenen Presse gegenüber, die diese Gelegenheit benutzte, um alle frühern Gravamina gegen die Norweger aufzutischen; sie konnte sich deshalb mit den Anträgen des Ausschusses zufrieden erklären, womit ja die Dalman'sche Motion vorläufig in den Hintergrund geschoben worden war, ließ es aber doch nicht an Bemühungen fehlen, um einen ihren Ansichten zusagendern Beschluß wenigstens im Bürgerstande durchzusetzen, wo sie am zahlreichsten vertreten war. Nach wochenlangem Gezänke in der Presse, an dem sich natürlich auch die norwegischen Blätter betheiligten, kamen am 17. März die Anträge des Ausschusses zur Abstimmung in den vier Ständen und wurden überall genehmigt. Die heftigsten Ausfälle gegen die Norweger wurden im Ritterhause und im Priesterstande vernommen. Im letztern betrachtete der Reichsarchivar Nordström die Sache ausschließlich vom Standpunkte des schwedischen Interesses. Wenn Norwegen ein Ersatz für den Verlust Finnlands (Hr. Nordström ist eben ein Finnländer) sein solle, so müsse es in größere Abhängigkeit von Schweden gebracht werden. Im Ritterhause ward die principale Stellung Schwedens in der Union entschieden behauptet; die Regierung ließ durch den Justizminister Baron de Geer erklären, daß sie ihre eigene Ansicht zurückhalte, um die Abstimmung nicht zu beeinflussen. Niemand bezweifelt aber, daß das Ministerium in dieser Frage mit dem Reichstage einverstanden ist, nur über die Ansicht des Königs ist man im Ungewissen.

Die schwedisch-norwegische Union steht somit im Begriff in eine Krise einzutreten. Die Mehrzahl der Journalisten und Reichstagsmänner ist darin einverstanden, daß man lieber Norwegen gleich fahren

lassen als die Durchführung der Union aufgeben solle. Die skandinavische Partei der Volksverbrüderung ist in der Minderheit geblieben. In Norwegen legt man den Schweden die Absicht bei, die norwegische Volksthümlichkeit vernichten zu wollen, in Dänemark zeiht man die Dalman'sche Partei eines Einverständnisses mit Preußen behufs einer Theilung des Landes. Es ist diese Vermuthung nur auf losen Gerüchten gegründet, wie denn überhaupt die diplomatischen Beziehungen Schwedens ins tiefste Dunkel gehüllt sind.

Der Humboldt-Varnhagen'sche Briefwechsel.

„Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und andern an Humboldt." Vierte Auflage. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

II.

Hier sind wir an einem Punkte angelangt, der Humboldt von den Gegnern des in Rede stehenden Briefwechsels ganz besonders zum Vorwurf gemacht worden ist, ja in Betreff dessen man sich nicht gescheut hat, die härtesten und schwersten Vorwürfe, den Vorwurf der Undankbarkeit, der Falschheit und Doppelzüngigkeit gegen ihn zu erheben: nämlich sein Verhältniß zu seinem königlichen Freunde und Gönner. Wie doch, hat man gesagt, Humboldt ist so lange Jahre der vertraute Freund Friedrich Wilhelm's IV. gewesen, er war eingeweiht in alle Ideen des Königs, wenigstens soweit dieselben Kunst und Wissenschaft betrafen, sein Wort wog viel bei dem kunstsinnigen und großmüthigen Fürsten, für unzählige Bittsteller galt Humboldt als ein unfehlbarer Weg, zum Ohr des Königs zu gelangen, Humboldt und sein erlauchter Freund waren in der Meinung der Welt zwei engverbrüderte Namen — und nun erfahren wir aus diesen Briefen, daß der berühmte Gelehrte zu derselben Zeit, da er den täglichen Umgang des Königs bildete, kein Bedenken getragen hat, sich in vertrauten Briefen und Gesprächen zuweilen sehr herb, sehr ungünstig über einen Fürsten zu äußern, der ihm so viele Beweise seiner Huld und seines Vertrauens gegeben und an den ihn daher schon die Bande der allergewöhnlichsten Dankbarkeit hätten fesseln sollen?! Sogar die materielle Seite des Verhältnisses hat man für gut befunden hervorzuheben, man hat von den „Wohlthaten" gesprochen, welche Alexander von Humboldt vom preußischen Hofe empfangen und daß der gefeierte Gelehrte seine Existenz nur von dem Jahrgeld fristete, welches die Freigebigkeit des Königs ihm gewährte. Und zum Dank für diese Wohlthaten, sozusagen noch warm von der Luft, die er auf dem „historischen Hügel" von Sanssouci eingeathmet,

setzt er sich nun hin und berichtet seinem Freunde Varnhagen in spöttelndem Tone über alle kleinen Schwächen und alle Menschlichkeiten, die ihm an seinem königlichen Gönner aufgefallen? Er, der vom Könige mit Auszeichnungen überhäuft ward, der tagtäglich seine Füße unter den Tisch des Königs steckte, er spielt den Verräther seines königlichen Herrn und während die leicht erregbare Seele des Monarchen in wahrhaft fürstlicher Unbefangenheit sich frei und unverstellt vor ihm entfaltet, macht er in aller Stille den heimlichen Beobachter und trägt Anekdötchen und Klatschgeschichten zusammen, wie der ärgste Feind sie nicht schlimmer erdenken kann?!

Wären die Thatsachen begründet, auf welche diese Anklagen sich stützen, so wäre das Gewicht derselben allerdings erdrückend und selbst ein gelehrter Ruhm und ein wissenschaftliches Verdienst wie Alexander von Humboldt's wäre nicht ausreichend, um dagegen Stand zu halten. Allein diese Thatsachen selbst sind unbegründet. Was zunächst jene materiellen Verhältnisse anbelangt, aus denen man den Vorwurf rohester Undankbarkeit gegen Humboldt ableiten zu dürfen meint, so scheinen uns diejenigen, welche diesen Vorwurf erheben, von der wissenschaftlichen Bedeutung Humboldt's und der Berühmtheit, die seinen Namen umgab, nur eine sehr undeutliche Vorstellung zu haben. Schon Schiller sagt, daß einige Geister (wir citiren mit Absicht nicht wörtlich) mit dem zahlen, was sie thun, andere mit dem, was sie sind. Es ist wahr, daß Alexander von Humboldt das bedeutende Vermögen, das er als väterliches Erbtheil überkommen, schon frühzeitig theils auf seinen großen Reisen, theils bei der Herausgabe seiner wissenschaftlichen Werke zugesetzt hatte; es ist auch wahr, daß er, der sich selbst mit stolzer Genugthuung den „Literaten" beizählte, nach Art deutscher Schriftsteller sich auf den Erwerb nur schlecht verstand — wie schlecht, das mag man unter anderm aus dem köstlich naiven Briefe vom 3. August 1838 sehen, in welchem er sein Bedenken darüber äußert, ob er die mehr als zwölf Friedrichsdor für den Bogen, welche die Cotta'sche Buchhandlung ihm für einen Journalaufsatz geschickt hat, wirklich annehmen soll oder nicht, es käme ihm fast zu viel vor und „so sehr er Geld brauche", so habe er doch Lust, die Hälfte zurückzugeben!

Für eine Seele von dieser kindlichen Reinheit hatten Geldvortheile natürlich kein Gewicht; Humboldt empfing die materielle Unterstützung, welche der preußische Hof ihm gewährte, mit derselben Unbefangenheit, mit welcher er die Schätze seines Geistes und Herzens seiner Umgebung und sogar jedem Fremden zur Verfügung stellte, der sich an ihn drängte. Auch möchte wol kaum ein Zweifel darüber entstehen können, wer bei dem Tausch am meisten gewann, ob Humboldt, der den oft sehr lästigen Ansprüchen des Hoflebens seine Zeit und mitunter sogar seine Gesund-

heit opferte, oder der Hof, dem es dafür vergönnt war, sich mit dem Namen des gekanntesten und berühmtesten unter allen Mitlebenden zu schmücken. Wer von der allgemeinen Bewunderung seiner Zeitgenossen so gefeiert und so verklärt war wie Humboldt, der brauchte wahrlich nicht zu sorgen um den Platz, wohin er sein Haupt legen wollte; die ganze Welt hätte ihm offen gestanden, nicht blos jeder Hof in Europa, sondern auch jeder Freistaat jenseit des Oceans würde es sich zur höchsten Ehre geschätzt haben, Humboldt den Seinen nennen und für seine Bedürfnisse sorgen zu dürfen. Es gehört wiederum die ganze Uneigennützigkeit und die ganze kindliche Einfalt dieses erhabenen Geistes dazu, um von einem so ungeheuern Ruhm, einer so allgemeinen Bewunderung und einem so weit reichenden Einfluß so wenig, so gar keine äußern Vortheile zu ziehen, wie er gethan hat; Humboldt ist arm gestorben, so arm, daß das bischen baare Geld, das er hinterließ, kaum hingereicht haben würde, ihn anständig zu beerdigen — das sollten diejenigen nicht vergessen, die jetzt die Stirn haben, ihm die „Wohlthaten" vorzurücken, die er vom preußischen Hofe empfangen, und sein reines und glänzendes Gedächtniß mit dem Vorwurf der Undankbarkeit zu beflecken!

Zweitens ist aber auch, wie aus zahlreichen Stellen dieses Briefwechsels unwiderruflich hervorgeht, das Verhältniß Humboldt's zu seinem königlichen Gastfreund niemals ein so vertrautes gewesen, wie man im Publikum geglaubt hat, und namentlich hat Humboldt niemals den Einfluß beim König besessen, welchen die öffentliche Meinung ihm zuschrieb. Humboldt war der Gesellschafter des Königs: aber ein großer und geistreicher Herr wie Friedrich Wilhelm IV. hat und braucht der Gesellschafter gar viele. Was Humboldt unterstützte und beförderte, dem wurde nicht selten von anderer Seite mit noch größerm Eifer entgegengearbeitet; zählte Humboldt viele Verehrer und Bewunderer, so besaß er auch viele und einflußreiche Gegner, Gegner, die in der Wahl ihrer Mittel nichts weniger als bedenklich waren, und so geschah es denn nur allzu häufig, daß sein edelstes Streben durchkreuzt, seine bestgemeinten Plane durch feindselige Einflüsse hintertrieben wurden. Schon unterm 30. April 1841, also noch nicht ein volles Jahr nach der Thronbesteigung des Königs, hatte Varnhagen Veranlassung, Nachstehendes in seinem Tagebuche zu notiren: „Humboldt hat viele Feinde unter den Gelehrten wie am Hofe. Unaufhörlich wird versucht, ob man auf ihn schimpfen könne; thut jemand entschieden den Mund zu seinem Lobe auf, so schweigt der Tadel gleich, denn selten fühlt sich jemand im Stande ihn durchzuführen." Wenige Jahre später, um Weihnacht 1845, hatten diese Gegner Humboldt's schon so viel Terrain gewonnen, daß Varnhagen schreibt: „Humboldt besucht mich und bleibt über eine Stunde. Merkwürdige Mittheilungen. Er versichert mich, ohne sein Hofverhältniß würde er hier

nicht leben können, er würde ausgewiesen werden, so sehr haßten ihn die Ultras und Pietisten, es sei unglaublich, wie sehr man täglich den König gegen ihn einzunehmen suche; in den andern deutschen Ländern würde man ihn ebenso wenig dulden, sobald er den Schutz und Schimmer seiner Stellung nicht mehr habe."

Das wurde dann von Jahr zu Jahr schlimmer und in demselben Maße schrumpfte natürlich auch Humboldt's Einfluß an höchster Stelle zusammen; schon am 24. November 1851 schreibt Varnhagen in seine Tageblätter: „Einflüsterungen, die man gegen Humboldt versucht. Die Kleinen und Mittelmäßigen, die wohl fühlen, daß sie gegen einen Großen nichts sind, vereinigen sich gegen ihn neidisch und gehässig, und glauben dadurch etwas zu sein. Einer kommt lächelnd zum andern, vertraut ihm die Abneigung, die er empfindet, die Schwächen und Mängel, die er entdeckt hat, der andere nimmt das freundlich auf, antwortet in gleicher Weise, sie drücken sich vergnügt die Hände, und sind festverbundene Freunde gegen den Helden. Die angeblich Treuesten geben sich zu solchen Ränken her. Einzeln bedeuten sie nichts, aber in der Masse wirken sie als solche, bedrücken den Tag, hemmen und verderben das Gute, untergraben Lust und Stimmung. Von solchem Gezücht hat Goethe gelitten, leidet Humboldt." Und daß dies Urtheil nicht etwa die einseitige Aeußerung einer blinden Bewunderung ist, das beweist der gleich darauf folgende Zusatz: „Humboldt's Schwächen sind bekannt, er thut nicht geheim, er läßt sich gehen wie er ist; aber seine Größe bleibe unangetastet, die Größe seines Geistes wie die nicht mindere seines Herzens! Und 80 Jahre — welch ein Bollwerk! wer darf es wagen, dawider anzustürmen?"

Ja endlich kam es dahin, daß Humboldt, um nur überhaupt noch etwas durchzusetzen, und zwar in rein persönlichen Angelegenheiten, in Angelegenheiten der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, sich der Vermittelung seiner entschiedensten Gegner bedienen mußte. „Humboldt", bemerkt Varnhagen unterm 30. Januar 1852, „nimmt sich der Witwe des Philologen F." (Franz?) „lebhaft an; derselbe hat große Arbeiten für ihn gemacht. Auf Humboldt's dringenden Rath richtete sie ein Pensionsgesuch an den König, und Humboldt und Böckh sollten dasselbe empfehlend mit unterschreiben. Aber F. war Demokrat, zwar kein thätiger, auch kein verstockter, und der König konnte davon gehört haben. Um dies unschädlich zu machen, meinte Humboldt, wollten sie doch auch Stahl um seine Unterschrift ersuchen! Auf den eigenen Namen setzt er nichts mehr beim König durch! Welche Verhältnisse, Humboldt muß Stahl vorschieben!"

Man kann sagen, das war Schwäche von Humboldt; auch in der Gutmüthigkeit und dem Eifer, andern zu dienen, gibt es ein Maß, das

man nicht überschreiten soll. Wir geben das zu: allein wer will diese Schwäche ernstlich verdammen, da sie einen so edlen, so echt menschlichen Ursprung hatte?! Es war nun einmal die Leidenschaft dieses sonst so völlig leidenschaftlosen, ewig klaren, ewig besonnenen Geistes, andern zu helfen und mit einem Eifer und einer Unermüdlichkeit, wie sie sonst nur dem Egoismus eigenthümlich sind, sich für Fremde zu bemühen — er, der für sich selbst niemals etwas suchte noch begehrte! „Das ist", schreibt er im Januar 1846, in einem Zusammenhange, der gerade für den Herausgeber dieses Blattes ungemein rührend und erhebend ist, „das elend Wenige, das ich in meiner Lage erlange: ich sterbe aber mit dem Gewissensglauben, bis an meinen Tod keinen der mir Gleichgesinnten verlassen zu haben." Und dann erwäge man wohl, daß selbst zu der Zeit, wo Humboldt's Einfluß am tiefsten gesunken war, doch sein bloßer Name immer noch eine mächtige Schutzwehr bildete, durch die manches Böse verhindert, manches Ueble vermieden ward. Sehr schön hat Varnhagen diese Bedeutung Humboldt's aufgefaßt und ausgesprochen, indem er noch im Februar 1857 in seinem Tagebuche bemerkt: „Sollten wir Humboldt verlieren, es wäre ein entsetzlicher Verlust. Er ist ein Gegengewicht so vieles Schlechten und Geringen, das sich nach seinem Tode keck hervorwagen und breit machen wird. Ehre und Ansehen der Wissenschaft sind in ihm verkörpert, beide werden sinken, wenn er nicht mehr da ist. Kein Name jetzt in Deutschland, in Europa, gleicht dem seinen, in ganz Berlin ist kein Ansehen, das größer, anerkannter wäre als das seine."

Vor allem aber hat die öffentliche Meinung darin geirrt, daß sie Humboldt auch in allgemeinen politischen Angelegenheiten irgendeinen Einfluß zuschrieb. Selbst in der Zeit, wo sein Ansehen bei Hofe am meisten galt, hat dasselbe sich doch, wie der vorliegende Briefwechsel an zahlreichen Stellen beweist, immer nur auf Angelegenheiten der Kunst und Wissenschaft erstreckt und auch da war Humboldt's Rath niemals der einzige, der gehört, und noch weniger der einzige, der befolgt ward. In politischen Dingen aber hat er niemals Einfluß gehabt, ausgenommen natürlich die diplomatischen Reisen nach Paris, zu denen er gelegentlich verwendet ward. Allein auch da erstreckte sein Einfluß sich immer nur auf die äußere Politik, die innere Politik Preußens ist ihm stets verschlossen geblieben, ja über die wichtigste Frage der vierziger Jahre, über die Ständesache, dieses wahre A und O unserer vaterländischen Geschichte in der ersten Regierungshälfte Friedrich Wilhelm's IV., hat der König nach Humboldt's ausdrücklichem Zeugniß (S. 238), „nie ein Wort mit ihm gesprochen".

Was aber endlich die Doppelzüngigkeit anbetrifft, deren man Humboldt auf Grund des gegenwärtigen Briefwechsels angeklagt hat, so ist

dagegen zu bemerken erstlich, daß Humboldt in diesen Briefen selbst keine Gelegenheit vorübergehen läßt, die glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften seines königlichen Freundes in der anerkennendsten Weise hervorzuheben, und daß er sich zweitens auch niemals gescheut hat, den tiefen principiellen Widerspruch, in welchem er zu gewissen politischen und religiösen Lieblingsmeinungen des Monarchen stand, diesem selbst zu erkennen zu geben, und zwar auf die allerdirecteste Weise, im unmittelbaren persönlichen Verkehr, an der königlichen Tafel selbst, die er eben als freier, ebenbürtiger Mann, als ein König des Geistes, nicht aber als ein feiger Schmarotzer besuchte. In Betreff beider Behauptungen beschränken wir uns, nur wenige kurze Stellen mitzutheilen. Man lese z. B. in den Briefen aus dem Anfang der vierziger Jahre, mit welcher Wärme er die Bereitwilligkeit des Königs zur Berufung Dahlmann's, der Grimm und der übrigen sieben göttinger Professoren bespricht. Ebenso hebt er noch im April 1844, indem er Varnhagen für seine Autographensammlung einige ältere Briefe des Königs noch aus seiner Zeit als Kronprinz übersendet, ausdrücklich den „edlen Unwillen" hervor, den der damalige Kronprinz gegen „Kamptz und Consorten" bewiesen.

Und doch war Humboldt damals schon sowol in Betreff der Erwartungen, die er von dem neuen Regiment gehegt hatte, als in Betreff seines eigenen persönlichen Einflusses vielfach enttäuscht. Schon im December 1841 „dachte er ernstlich daran, sich zurückzuziehen; er weiß recht gut, daß nur sein Name dem Könige noch Werth hat und daß sein Wirken von andern weit überflügelt wird. Gleichwol schreibt er noch im September 1844, in Beziehung auf eine jener Reden, durch welche der König in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung so mächtig auf seine Zeitgenossen einwirkte (es war, wie sich aus einer Vergleichung des Datums ergibt, allem Vermuthen nach die Rede, welche der König bei der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes zu Königsberg am 31. August 1844 hielt): „Es ist etwas Edles, so ein Bedürfniß der freien Rede zu Tausenden des Volks immer von neuem zu fühlen, ein Bedürfniß der öffentlichen Mittheilung. Die Großmuth, die «hohen Diener» in den königlichen Purpurschleier zu hüllen, wird wenig erkannt werden..... Ein Gefühl, und ein wehmüthiges Gefühl drängt sich auf, daß ein so hochbegabter Fürst, von den wohlwollendsten Absichten geleitet, eine Frischheit des Gemüths bewahrend, die ihn rastlos antreibt, in der Richtung des Staatsbewegung, gegen seinen besten Willen, getäuscht wird. Als Parry auf dem Eise mit vielen Samojedenhunden nach dem Pole wollte, wurden Schlitten und Hunde immer vorwärts getrieben. Wie aber die Sonne durch den Nebel brach und die Polhöhe bestimmt werden konnte, fand man, daß,

ohne es zu wissen, man um mehre Grade rückwärts gekommen war. Eine bewegliche, gegen Süden durch die Meeresströmung fortgerissene Eisbank war der Boden, auf dem man vorwärts eilte. Die Minister sind bewegliche eisige Böden."

Andererseits schreibt er unterm 9. Juli 1854 auf eine Anfrage Varnhagen's, wie es sich mit einer gewissen pikanten Aeußerung verhalte, die man ihm im Publikum in Betreff des Hrn. von Senfft-Pilsach nacherzählte: „Ich glaube, nie in meinem Leben mit Hrn. Senfft von Pilsach gesprochen zu haben; ich könnte ihm auf der Straße oder in Gesellschaft begegnen und würde ihn nicht erkennen. Bei dem allen kann ich wol bei dem König mit ihm gespeist haben.... Da ich dem König stets gegenübersitze, so rede ich nur laut zu diesem, aber recht frei, weil ich weiß, daß man es wiedersagt, freilich gemodelt nach der Färbung des Erzählenden, in einem Lande, wo jede Anspielung eines zarten Tadels, bei völligem Mangel der Ausbildung in geselliger Rede, verloren geht."

Vorstehende Stellen, die sich leicht verzehnfachen ließen, genügen, dünkt uns, um zu beweisen, daß von Humboldt keine der beiden vornehmsten Pflichten, welche der Freund dem Freunde gegenüber zu beobachten hat, vernachlässigt worden ist: er hat Gutes hinter dem Rücken des Freundes gesprochen und hat dem Freunde die Wahrheit ins Antlitz gesagt, auch da, wo sie dem andern unangenehm sein mochten. Möglich, daß diese allgemeinen Regeln der Freundschaft für die Freunde der Könige (wenn es deren überhaupt gibt, was ein altes Sprichwort bekanntlich leugnet) nicht passen; möglich, daß Humboldt zu wenig Höfling gewesen, um der richtige Freund eines Fürsten zu sein. Das kann seinem diplomatischen Talent Abbruch thun, aber ganz gewiß nicht seiner sittlichen Schätzung, im Gegentheil, diese letztere muß um so höher steigen, je mehr wir uns aus dem vielbesprochenen Briefwechsel überzeugen, daß kein Glanz des Hoflebens und keine Gunst der Mächtigen in Humboldt jemals die Stimme der Wahrheit übertäuben oder die Unparteilichkeit und Schärfe seines Blicks verdüstern konnte.

Und das ist denn die schönste und dauerndste Frucht, welche die Veröffentlichung dieses Briefwechsels mit sich bringt, daß jetzt alle jene Lästerzungen zum Schweigen gebracht sind, welche, so lange Humboldt lebte, ihn der Kriecherei und des feilen Höflingsdienstes beschuldigten, und daß wir von jetzt an einen neuen und unzerstörbaren Grund haben, in dem Helden der Wissenschaft zugleich einen Heros sittlicher Freiheit und Unabhängigkeit, einen festen und muthigen Bekenner der Wahrheit, einen aufrichtigen und eifrigen Patrioten zu verehren. Solche Beispiele sind überhaupt selten in unsern Tagen, am seltensten aber bei uns in Deutschland, wo die Gelehrsamkeit fast schon eine Ehre darein setzt,

käuflich zu sein und in bedientenmäßigem Eifer jedem noch so fernen Schimmer fürstlicher Gnade nachzulaufen. Hier ist ein Mann, dessen Ruhm beide Hemisphären erfüllte, der der Tischgenosse der Könige war, um dessen Gunst die Fürsten fremder Länder sich bemühten und der dennoch nie aufhörte, die Wahrheit und nur die Wahrheit zum Leitstern seines Lebens und seiner Anschauungen zu machen. Diese Bedeutung des Buchs kann augenblicklich, unter dem Haß und Hader der Parteien, verkannt, sie kann sogar abgeleugnet und in ihr Gegentheil verkehrt werden; eine spätere Zeit, welche die Leidenschaften und Irrthümer der unserigen nicht theilt, wird darin gerechter urtheilen und wenn die pikanten Histörchen, die scharfen und beißenden Urtheile, die Bonmots und Witzworte, von denen diese Briefe wimmeln, ihren Reiz längst eingebüßt haben, wird noch eine späte Nachwelt sich erwärmen an dem sittlichen Glanz und der geistigen Hoheit, die uns aus diesem deutschen Buch von „jenseit des Grabes" entgegenstrahlt!

Japan und die Japaner.

Von

Karl Rosenkranz.

II.

Die heutigen Japaner in ihrem Cultursystem zu schildern, würde eine sehr schwierige und umfangreiche Arbeit erfordern. Wir begnügen uns mit der allgemeinen Angabe, daß dasselbe im wesentlichen als ein Zweig des chinesischen erscheint. Nur diejenigen Züge wollen wir hervorheben, in denen sich eine gewisse Eigenthümlichkeit der Japaner kund gibt. Idealische Productivität muß man nicht bei ihnen suchen. Sie sind die praktischen Realisten des Orients, welche die Cultur der Chinesen zur eigenen Vervollkommnung benutzt haben. Sie selbst berichten, daß unter Osin, dem sechszehnten Daïri, ein Chinese Wangschin, den sie Wonin nennen, 285 n. Chr. von Korea aus die chinesische Literatur eingeführt habe und daß seit dieser Zeit viele strebende Männer nach China reisten, in den Wissenschaften und Künsten sich auszubilden. Die Japaner nahmen auch die chinesische Schrift auf. Der Graf Kibi aber, der 713 eine japanische Gesandtschaft nach China begleitete, wurde mit dem indischen Alphabete der Devanagarischrift bekannt, das aus 47 Buchstaben besteht, und bildete danach in 48 Charakteren eine japanische Schrift aus, die zwar chinesische Formen hat, allein eine phonetische Schrift ist, während bekanntlich die chinesische eine Wortschrift ist. Diese Schrift: Kata Kana, d. h. entlehnte Bruchstücke zur Lautbezeichnung genannt, ermöglichte, auch die grammatischen Formen und die

eigenthümliche japanische Wortfolge zu bezeichnen. Ein Jahr nach Kibi's Tode 774 wurde Kobo, ein buddhistischer Geistlicher, in Japan geboren und setzte ein neues Alphabet: Fira Kana, zusammen, mit welchem das Japanische ohne alle Beimischung chinesischer Charaktere geschrieben wird, jedoch auch von oben nach unten und von der rechten nach der linken. Alle drei Schriftarten sind in Gebrauch. Der Buchdruck wird, wie in China, durch Holztafeln stereotypirt und die Illustration der Bücher durch Holzschnitte ist ebenfalls sehr gewöhnlich. Doch stehen die Japaner darin höher, daß sie es zu einer großen Vollkommenheit auch im Farbendruck gebracht haben, von dem die Chinesen noch nichts wissen. So gab die Regierung 1822 zu Jedo ein numismatisches Werk in sieben Octavbänden heraus, in welchem 550 alte und neue Münzsorten beschrieben und durch Abbildungen in Buntdruck erläutert waren.

Der Unterricht zerfällt in einen elementaren für alle Japaner und in einen höhern für die besondern Kreise der Gesellschaft. Der elementare besteht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der vaterländischen Geographie und Geschichte, sowie in Turnübungen. Alle Japaner können lesen, und Golownin sah die Soldaten auf der Wache sich mit Lesen unterhalten, weil das Karten- und Würfelspiel öffentlich verboten ist. Der höhere Unterricht betrifft das Tanzen, Fechten, Zeichnen, die Musik und die Unterweisung im Hara-Kiri, d. h. im Bauchaufschlitzen. Wie in China, ist auch in Japan der Selbstmord das von der Sitte anerkannte Mittel, zahllosen Verlegenheiten vorzubeugen und die schwierigsten Collisionen einfach zu lösen. Mit der von seiten des Staats verhängten und vollzogenen Todesstrafe ist die Confiscation der Güter des Hingerichteten sowie die Beschimpfung seiner Familie verbunden, während der Selbstmord diesen Folgen zuvorkommt. Es wird daher unterrichtet, in welchen Fällen man sich als ein gebildeter Mann tödten müsse und ein ehrliebender Japaner führt das Messer zum Bauchschnitt überall mit sich. Dieser legitime Selbstmord wird nicht nur vollzogen, den Seinigen Eigenthum und Ehre zu erhalten, wie z. B. wenn man sich an seinem Feind durch dessen Ermordung gerächt hat und nun die Todesstrafe, welche den Mörder treffen würde, selbst vorwegnimmt, sondern auch, um die Fiction zu machen, daß man im Gefängniß eines natürlichen Todes gestorben sei oder wenn man glaubt, eine Kränkung seiner Ehre nicht überleben zu dürfen. Oft wird er in Gegenwart der ganzen Familie mit Feierlichkeit vollzogen und unter Umständen lange geheim gehalten. Von Jugend auf mit dem Gedanken an das Hara-Kirimachen vertraut, scheint für den Japaner diese Sitte alle Fürchterlichkeit verloren zu haben.

Die japanische Rechtspflege kennt in ihrer Beurtheilung noch nicht die Unterscheidung der Thatsache von den Motiven oder eine Milderung

der Schuld durch die Umstände. Wenn z. B. ein Gefangenwärter einen Verbrecher entkommen läßt, so wird er, wie unschuldig er sei, mit dem Tode bestraft. Wenn ein Kutscher jemand überfährt und ihn dadurch tödtet, so wird er als Mörder hingerichtet. Die Strafen sind Hausarrest, öffentliches Gefängniß, Prügelstrafe, Hinrichtung durchs Schwert, früherhin auch durch das Kreuz und das Verbrennen. Geldstrafen existiren nicht, weil sie dem Reichen einen ungerechten Vorzug verleihen würden. Die Gesetze sind streng, allein die Praxis mildert ihre Härte dadurch, daß Vergehen, die nicht gegen den Staat gerichtet sind, von dem Beschädigten verfolgt werden müssen. Da nun jeder gerichtliche Schritt mit Kosten verknüpft ist, so unterbleibt die Anzeige oft und der Verbrecher kommt mit den polizeilichen Nachtheilen seiner That davon. Alle Streitigkeiten der Bürger müssen immer erst zum Versuch schiedsrichterlicher Ausgleichung vor den Ottona, einen polizeilichen Friedensrichter, gebracht werden. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich und mit großer Feierlichkeit ausgestattet. Die Rechtspflege kennt kein Ansehen der Person. Dies Bewußtsein ihrer Unparteilichkeit verleiht dem Japanesen jene Würde und jenes Selbstvertrauen, die ihn so sehr vor dem Chinesen auszeichnen. Er weiß, daß, so lange er sich innerhalb des Gesetzes bewegt, niemandes Willkür ihm etwas anzuhaben vermag. Ueberdies befindet sich in jeder Stadt ein von zwei Beamten bewachter Kasten: mejas Fako, in welchen jedermann seine etwaigen besondern Beschwerden einwerfen kann. Man muß seinen Namen und seine Adresse nennen. Anonyme Eingaben werden nicht beachtet. Nur wenn sie längere Zeit sich wiederholen sollten, werden sie in Erwägung gezogen. Alle zwei Monate werden diese Kästen geöffnet und die vorgefundenen Briefe nach Jedo gesandt, wo man sie der genauesten Prüfung unterwirft. Findet sich jedoch eine falsche Anklage, so wird der Ankläger mit dem Tode bestraft.

Infolge der bureaukratischen Centralisation ist die Polizei im höchsten Grade ausgebildet und die Ueberwachung des Betragens jedes einzelnen zu einer Beobachtung aller durch alle geworden. Jeder Hausvater ist zunächst für die Seinigen verantwortlich. Je fünf Häuser machen zusammen eine Collectivfamilie aus, die sich einen persönlichen Vorstand wählt, der für sie verantwortlich ist. Niemand kann seinen Ort verlassen, niemand in eine andere Straße ziehen, in einen andern Familienverein eintreten, ohne ein Zeugniß jenes Familienvorstandes, daß er sich nichts Gesetzwidriges habe zu Schulden kommen lassen. Jede Straße wird von einem Polizeicommissar: Kashira, beaufsichtigt, der, wie der englische Constabler, außer mit dem Schwert, mit einem starken Handstabe bewaffnet ist, gelegentlich Prügel damit auszutheilen. Wenn bei Landungen der Amerikaner das Gedränge des Volks zu lästig

wurde, so sahen und hörten sie, wie dieser Stab auf die Glatzköpfe der Japaner lostrommelte. Der Kashira steht wieder unter dem schon genannten Ottona, der unserm Obercommissar entspricht. Dieser hat das Recht, Leute, die ihm vom Kashira als Polizeicontravenienten angezeigt sind, vor sich kommen zu lassen und ihnen in untergeordneten Fällen eine Strafe im geheimen aufzulegen, sodaß ihre Ehre öffentlich nicht verletzt wird. Ein solch geheimes Strafverfahren heißt Naijbon. Der Ottona ist wieder dem Gobanyosi, unserm Polizeirath, untergeordnet. Jede Straße ist von den andern nachts durch Gitterthore abgesperrt, bei denen sich eine Wache befindet. Nur mit einer Erlaubnißkarte des Ottona kann man nachts von Straße in Straße, aber nie darf man ohne Laterne gehen. Eine Nachtwandler ohne Laterne wird sofort verhaftet. Eine Folge dieser gesammten Einrichtung ist die große Sicherheit des Eigenthums. Ein Verbrecher kann nirgends einen Versteck finden. Man kann in Japan ruhig sein Haus offen stehen lassen; man kann es ruhig verlassen, man darf nicht fürchten, bestohlen zu werden.

Die strenge Gesetzlichkeit im Betragen der Bürger wird dadurch gefördert, daß die Regierung für die genaue Kenntniß der Gesetze sorgt. Sie werden zuerst mündlich promulgirt, dann durch den Druck bekannt gemacht und öffentlich an eigens dazu bestimmten Orten, auch im kleinsten Dorfe, angeschlagen; da nun jedermann lesen und schreiben kann, so kann sich niemand mit Unkenntniß der Gesetze entschuldigen.

Der Japaner ist sehr genügsam und versteht sich selbst durchaus zu beherrschen. Das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gewöhnt ihn früh zur Aufmerksamkeit auf sich selbst. Nur in Einem Punkt schildern die Reisenden die Japaner gewöhnlich als sehr unmäßig, in der sinnlichen Liebe. Zweierlei hat hierzu Veranlassung gegeben: die Einrichtung der öffentlichen Badhäuser und Theehäuser. Daß ein meeranwohnendes Volk das Seebad liebt, ist in der Ordnung der Natur. Die Engländer sahen, wie ganze Dorfschaften der Strandbewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mit Jubel und Gelächter sich im Sande wälzten und sich mit Jauchzen in die brandenden Wellen stürzten. Das Land als ein vulkanisches hat aber auch viel heiße Quellen. Diese haben an warme Bäder gewöhnt. Der Wohlhabendere badet in seinem Hause, für die Aermern aber gibt es öffentliche Badehäuser, in denen alt und jung beiderlei Geschlechts völlig nackt für ein paar Pfennige badet. Es war den Amerikanern und Engländern nicht verwehrt, sie zu besuchen. Heine hat daher die Abbildung einer solchen Badstube geben können. Ein Offizier der englischen Expedition war äußerst neugierig auf diesen Anblick, schließt aber seine Beschreibung, wie er versichert, nach schärfster Beobachtung, mit folgenden Worten: „Da werden denn sämmtliche Badeoperationen in vollständiger Nacktheit vorgenommen und man sieht

runzelige Alte und blühende Mädchen ohne alle Verschämtheit, umgeben und gedrängt von Greisen, Männern und fröhlichen Kindern. Bei alledem herrscht ein Anstand, eine Ruhe und Ordnung, wie man sie nur in den Salons der feinsten Gesellschaft finden kann."

Die Theehäuser, die gewöhnlich mit schönen Gärten umgeben und in den großen Städten mit palastartiger Pracht erbaut sind, dienen zur Erholung. Man trinkt in ihnen Thee und Sacki, d. h. Reisbranntwein, plaudert, raucht, spielt Dame und Schach; man hört Musik weidet sein Auge an Balleten und fröhnt auch der Prostitution. Die Unternehmer solcher Theehäuser suchen sich durch Verträge junge Mädchen zu schaffen, welche sie in allen Künsten eines eleganten Betragens, im Zeichnen, in der Musik, im Tanz unterrichten lassen. Ist aber ein solch unglückliches Mädchen endlich frei von der Verpflichtung, zu welcher oft die Aeltern in schnöder Gewinnsucht sie gezwungen haben, so darf niemand sie mehr an ihre frühere Lage erinnern. Es kommt ganz auf sie an, welche Achtung sie sich nunmehr erwerben will. Viele verheirathen sich, viele treten in einen Orden der bettelnden Nonnen. Die Japaner führen die gesetzliche Zulassung der Prostitution auf eine Periode zurück, in welcher die Regierung sie im Interesse des Militärs gemacht habe; gegenwärtig duldet sie dieselbe, um die Uebervölkerung nicht noch mehr anwachsen zu lassen. Der Besuch der Theehäuser ist allgemein. Er verunehrt niemand und die Männer besuchen sie sogar in Gesellschaft ihrer Frauen, um sich durch Gespräch, durch Musik und Tanz zu unterhalten. Die Japanesen, mit denen die Amerikaner und Engländer über die große Ausdehnung der Prostitution in den Hafenstädten sprachen, bemerkten sehr richtig, daß man von den Zuständen solcher Orte oder der Hauptstädte nicht auf die Sitten ihres Volks überhaupt schließen dürfe. Man scheint hier vieles übertrieben zu haben, etwa so, als wenn ein Japaner, der in Hamburg landete und nun vor dem Millernthor den Hamburger Berg besuchte, die Anschauungen, welche sich ihm dort bieten würden, auf die Hamburger oder gar auf das deutsche Volk als allgemeine übertragen wollte.

Die Ehe ist in Japan heilig, und der Ehebruch soll so selten wie der Diebstahl sein. Die Ehe ist obligatorische Civilehe. Dem Civilvertrage folgt die kirchliche Weihe und die Eintragung der Gatten in die Register des Tempels, zu dessen Gemeinde sie sich halten. Die Braut wird von zwei Brautjungfern geführt, die als ein männlicher und weiblicher Schmetterling verkleidet sind. Die Braut zündet am Feuer des Altars eine Fackel an, der Bräutigam zündet seine Fackel wieder an der ihrigen an. Hierauf segnet der Priester sie ein und erklärt sie für Eheleute. Als Scheidungsgründe gelten Unfruchtbarkeit oder Ehebruch der Frau. Außerdem kann der Mann die Frau zwar

auch aus andern Gründen entlassen, ist dann aber zeitlebens für ihren standesgemäßen Unterhalt zu sorgen verpflichtet. Neben der legitimen Frau darf er so viel Kebsweiber sich zulegen, als er zu ernähren im Stande ist. Die Frau darf vor Gericht kein Zeugniß ablegen, ist aber im Innern des Hauses bei aller Abhängigkeit vom Mann Herrin der Wirthschaft, ißt gemeinschaftlich mit dem Manne, und bewegt sich außerdem mit einer Freiheit, wie sie der Orient dem Weibe sonst nicht gestattet. Da dem japanesischen Weibe nicht, wie dem chinesischen, der Fuß verkrüppelt wird, so kann es sich auch auf den Promenaden frei ergehen.

Das japanesische Haus wird auf einem Fundament von Feldsteinen aus Holz erbaut, weil die häufigen Erdbeben den Steinbau unpraktisch machen. Aus demselben Grunde dürfen die Häuser nach der Vorschrift der Baupolizei nicht über dreißig Fuß hoch sein. Sie sind daher selten mehrstöckig. Man wohnt nur im untern Geschoß; im obern, wenn es vorhanden, hat man nur Kammern für Sachen. Doch hat jedes Haus einen gemauerten Raum zur Aufbewahrung der werthvollern Gegenstände. Stallungen und Speicher werden mit Mörtel beworfen; ja letztere von den Kaufleuten außerhalb der Städte auch ganz aus Steinen gebaut, sodaß sie immer nur einen Theil ihrer Waaren in der Kaufhalle vorräthig haben, denn Feuersbrünste sind überaus häufig, zumal man keine Oefen kennt, sondern die Zimmer durch große Kohlenbecken heizt, die man auf den Boden stellt. Heine erzählt, daß sie, als sie in der Bai von Jedo vor Anker lagen, fast jede Nacht den Horizont von Flammen geröthet sahen. Die Polizei hat daher überall Löschapparate in Bereitschaft und unterhält eine eigene Feuerwehr, ähnlich derjenigen, die wir jetzt in einigen unserer größern Städte eingeführt haben. Jeder Beamte hat drei Anzüge, die er auf Reisen bei sich führt: sein eigentliches Amtskleid, ein Sterbekleid und einen Anzug, den er bei ausbrechendem Feuer anlegt.

Die Wände im Innern der Häuser werden in Falze eingesetzt und sind verschiebbar, sodaß man mit Leichtigkeit ein Zimmer in mehre oder mehre in eins verwandeln kann; eine Praxis, deren sociale Vortheile auf der Hand liegen. Sie ist um so eher zu bewerkstelligen, als die Möbel sich auf Spiegel, leicht tragbare Bänke und Sessel beschränken. Die Fußböden werden mit Matten belegt, die, um überall zusammenzupassen, im ganzen Reich von gleicher Größe sind. Man schläft auch auf einer Matte unter wattirten seidenen Steppdecken, mit dem Kopf auf einem dreieckigen gepolsterten Holze, das bei den Reichern zugleich einen Kasten mit allen Toilettengegenständen, Rasirmessern, Bürsten, Pomaden u. s. w. enthält und auch auf Reisen mitgeführt wird.

Eine nothwendige Folge der Holzarchitektur ist die ungeheuere Aus-

dehnung der größern Städte. Japan besitzt an 13000 Städte. Die vornehmsten derselben sind Miako in der gesündesten und schönsten Gegend, der Sitz der geistlichen Regierung; Jedo an der Bai dieses Namens; und Ohosaka südöstlich von Miako am Meere, die größte Handelsstadt, das Centrum der mercantilen Bourgeoisie und des üppigsten Sinnengenusses. Miako ist das Rom, Jedo das Paris, Ohosaka das London der Japaner. Jede dieser Städte nimmt mehre Quadratmeilen ein. Ohosaka ist so bevölkert, daß es allein eine Armee von 80000 Mann zu stellen vermag, ohne seine Verkehrsverhältnisse dadurch zu geniren. Die Straßen der Städte sind gerade und durchschneiden sich im rechten Winkel. Sie sind breit, haben schöne Trittsteine und werden täglich zweimal gereinigt, sodaß die höchste Sauberkeit herrscht. Der Abgang von vegetabilischen und animalischen Substanzen wird im Innern der Häuser sorgfältig gesammelt, da man des Düngers für den Ackerbau sehr bedarf. Man schätzt ihn in Japan so hoch, als nur irgendein rationeller Landwirth in Europa es thun kann und sammelt daher auch in großen Kübeln, die auf den Kreuzwegen und an den Ecken der Straßen in den Städten nicht nur, sondern auch an den Landstraßen und Seitenwegen in Gruben aufgestellt sind, alle Abfälle und Flüssigkeiten, da man dem flüssigen Dünger den Vorzug gibt. Nebenbei dienen diese Kübel auch zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse und die Passanten bedienen sich ihrer in aller Ruhe und Unbefangenheit des japanesischen Naturalismus. Ein wunderliches Volk, diese Japaner! Mit der Nase, wie es scheint, nicht zu empfindlich, sind sie für die Haut von äußerster Reinlichkeitsliebe. Heine berichtet, daß auf jedem Privatappartement sich ein Waschbecken mit einem Handtuch daneben befindet und ruft aus: ländlich, sittlich!

Da Japan seit Jahrhunderten einen starken Binnenverkehr hat, so darf es uns nicht wundern, in ihm vortreffliche Landstraßen zu finden, breit, mit Bäumen bepflanzt und mit Meilensteinen versehen, die von Jedo ab zählen. An ihrer Seite ziehen sich die Dörfer in gegenüberstehenden Häuserreihen hin. Ueber die Felsen der Gebirge führen, wie im alten Peru, treppenartige Wege. Auf den Landstraßen, die fortwährend von einem bunten Menschengewühl belebt sind, wie es in Europa nur auf den Straßen der Hauptstädte sich zeigt, sind überall einladende Gasthäuser mit reizenden Gärten. In der Entfernung von je zwei deutschen Meilen trifft man Stationshäuser, in denen man gegen eine bestimmte Taxe Pferde oder Sänftenträger wechseln kann. Eine Sänfte ganz in der Art, wie man sie bei uns noch in Dresden sehen kann, heißt Norimon. An Kreuzwegen finden sich Wegweiser. An gefährlichen Stellen der Küste sind für die Tagschiffahrt besondere Zeichen aufgestellt und werden nachts Signalfeuer unterhalten. Für gewisse

Fälle hat sich die Regierung den Gebrauch von Feuersignalen vorbehalten, eine für das gebirgige Land sehr zweckmäßige Telegraphie. Die Regierung unterhält einen pünktlich geordneten Postenverkehr durch das ganze Land, mit welchem sie Briefe und Geldsendungen befördert. Der Kanal- und Brückenbau ist von staunenswerther Vollendung. Die Regierung gibt eine eigene Handelszeitung zur Uebersicht der Waarenpreise heraus; außerdem eine Erntezeitung, worin über den Zustand, das Wachsthum und Gedeihen der Reis- und Getreidefelder vom Tage der Aussaat bis zum Schnitt fortlaufend genaue Auskunft ertheilt wird. Wechsel und Schuldscheine stehen unter Obhut der Regierung. Das Geld besteht aus Kupfer-, Silber- und Goldmünzen von elliptischer Form mit einem Loch in der Mitte zum Aufschnüren. Sie werden nicht geschlagen, sondern gegossen, sind aber vortrefflich gearbeitet und mit dem Wappen des Mikado, einer Blume und drei Blättern des Baums Kiri, einer Dodandria, versehen. Einige der kleinen Feudalstaaten haben sich auch in ihrer Finanznoth zur Emission von Papiergeld bis zu sehr geringen Werthen herunter verstanden, das, seine Nachfälschung, auf welche Todesstrafe steht, zu erschweren, sehr künstlich zubereitet wird.

Von der Industrie der Japaner zu sprechen, scheint mir in diesem beschränkten Gemälde überflüssig. Es ist zu bekannt, wie hoch sie darin stehen. In der Fabrikation des Seidenzeugs den Chinesen nicht vollkommen gleich, übertreffen sie dieselben in allen andern Zweigen der technischen Cultur und in der Porzellanmanufactur, in schönen, durchsichtigen Lackfarben, in Tischlerarbeiten, in Strohmattenflechterei, in der Fertigung von Bambus- und Reispapier und von Stahlklingen alle andern Nationen. Ihre Fabriken von Kompassen, Thermometern, Barometern, Fernröhren, Uhren und Gewehren genügen ihnen für ihren Bedarf. Heine erzählt, daß, nachdem die Amerikaner dem Kaiser einen elektrischen Telegraphen und eine kleine Eisenbahn geschenkt, der Staatsrath sofort an die Ausarbeitung einer Schrift gegangen sei, die Kenntniß dieser wichtigen Culturhebel zum Eigenthum aller Japaner zu machen.

Man hat die Japaner wegen ihrer insularen Lage, wegen ihres Feudalismus, wegen ihres Sinnes für objective Gesetzlichkeit und wegen ihres Conservatismus hergebrachter Sitte die Engländer des Orients genannt; aber nach einer andern Seite hin könnte man sie ebenso gut die Franzosen desselben nennen. Sie sind nämlich nicht nur äußerst höflich, ohne doch in das fratzenhafte Extrem des chinesischen Formalismus zu verfallen, sondern auch sehr gesellig, heiter und witzig. Die Freiheit, welche sie dem Weibe in socialer Beziehung gestatten, trägt hierzu unstreitig viel bei. Alle Reisenden ohne Ausnahme schildern die

japanesischen Mädchen und Frauen als hübsch, sittsam und von liebenswürdiger Koketterie und bedauern nur die unsinnige Mode, daß die Verheiratheten das Privilegium haben, sich die von Natur schönen Zähne schwarz zu färben und die Augenbrauen auszureißen. Der Japaner liebt gymnastische Spiele, Ringen, Ballschlagen, Bogenschießen, Stockfechten rc. Er liebt intellectuelle Spiele, vor allen Dingen mit Leidenschaft das Schachspiel. Er liebt auf den schönen Seen und Flüssen, auf den oft so romantischen Baien des Meerbusens in reichverzierten Barken zu rudern und sich dabei mit Trinken und Singen zu unterhalten. Musik liebt er so sehr, daß die japanische Guitarre mit drei Saiten: Semischen genannt, ebenso verbreitet ist als die Guitarre in Spanien und Mexico. Dem Franzosen ist er aber auch in seiner Neigung zum Theater ähnlich. Obwol uns hierüber genauere Kenntnisse noch fehlen, so sehen wir doch so viel, daß er im Theater nicht idealischen Kunstgenuß, sondern einerseits Aufregung seiner Affecte, andererseits geselliges Vergnügen sucht. Jenes zeigt sich darin, daß die Schauspieler ein bizarres Pathos mit greller Stimme und heftiger Gesticulation als vorzüglichste Leistung anstreben müssen, dies aber darin, daß die Zuschauerinnen während der verschiedenen Acte ihre Toilette wechseln. Die Theater werden auf Kosten der Städte unterhalten. In großen Städten hat jedes Viertel sein Theater. Sie spielen schon von nachmittags 2 Uhr ab bis gegen Abend in der Weise, daß immer zwei Stücke durcheinander laufen, nämlich ein paar Acte von dem einen und dann wieder ein paar Acte von dem andern. Wer nun das eine Stück besucht, kann, während das andere spielt, sich mit Theetrinken, Rauchen, Spazierengehen unterhalten, die Damen aber benutzen diese Pausen, sich umzuziehen und mit neuem Glanz im nächsten Act wieder zu erscheinen. Ihre Kammerfrauen müssen ihnen deshalb den nöthigen Kleidervorrath nachtragen. Jancigny, aus welchem ich diese Notiz entlehne, bemerkt hierbei, daß der letzte Punkt den Director der pariser Oper wol einmal auf den Einfall bringen könne, die japanische Sitte auch bei uns zu versuchen. Die Weiberrollen werden von jungen Männern gespielt, die Ballete aber nur von Tänzerinnen ausgeführt.

Die Japaner lieben auch die Geselligkeit großer Gastmähler, ohne die übermäßige Verschwendung im Essen und Trinken, welche die Chinesen dabei entwickeln. Der Prunk der Ausstattung ist ihnen wichtiger. Die Gesundheiten trinkt man sich zu wie bei uns. Sie lassen auch Musiker, Tänzerinnen, Balladensänger, Taschenspieler zur Unterhaltung der Gäste kommen.

Große Volksfeste werden vom rauschenden Neujahrsfest ab in periodischer Wiederkehr mit Masken, Pompzügen, Illuminationen und Feuerwerken gefeiert. Das eigenthümlichste und heiterste ist das Matsuri, im

August, das Fest der Schulkinder. Der Holländer Fischer, dessen ich in der Einleitung erwähnte, hat dasselbe weitläufig beschrieben. Er hatte sich, es zu sehen, verkleidet in die Stadt Nangasaki eingeschlichen.

Fragen wir uns, wie es zugehe, daß ein Volk, dessen Regierung so oft als eine despotische geschildert wird, in der Kunst des Lebensgenusses eine so große Virtuosität erlangt hat, so ergibt sich als nächste Erklärung, daß die Regierung, so mistrauisch und unduldsam sie in jeder politischen Beziehung ist, ein Interesse hat, keine Verstimmung der Massen aufkommen zu lassen. Sie gewährt daher dem gesellschaftlichen Leben innerhalb der bestehenden Gesetze die größte Freiheit. Da sie sehr viel Beamte unterhält, so ist keiner derselben, wie so oft bei uns, überbürdet. Jeder behält Muße genug, sich seines Lebens auch zu erfreuen. Ferner, da die ältern Fürsten und Grafen, sobald es thunlich, sich von den Geschäften, welche sie ihren Söhnen übergeben, zurückziehen, so können sie sich einem vergnüglichen Privatleben widmen. Sie können dies um so eher, als die Liebe der Kinder zu den Aeltern von größter Innigkeit und Treue ist und die alten Herren gewiß sein dürfen, von ihren Kindern mit äußerster Hochachtung und Sorgfalt gepflegt zu werden. Die Japaner reisen viel in ihrem mit so viel landschaftlicher Schönheit geschmückten Lande. Sie verwenden auch, da die Familienglieder und Freunde oft auf sehr verschiedene Punkte der Inseln zerstreut sind, einen großen Theil ihrer Zeit zur Unterhaltung von Briefwechseln. Auch mit Geschenken beschäftigt man sich viel. Die Gelegenheiten zu denselben sind von der Etikette ebenso geregelt als die Gegenstände. Der Obere schenkt seinem Untergebenen immer etwas ihm Nützliches, dieser seinem Obern einen Gegenstand des Luxus, der Phantasie. Unter seinesgleichen kann man auch die unbedeutendsten Dinge schenken, sobald es nur in zierlicher Form geschieht, z. B. ein Dutzend Eier in einer niedlichen Schachtel mit Seidenbändern umwunden und mit einem Blumenstrauß geschmückt. Eine gewisse Anmuth hat das japanische Leben durchdrungen, weil es in Japan zwar Arme, aber kein in Schmuz und bettelhaftes Elend, in Verbrechen und thierische Völlerei versunkenes Proletariat gibt. Der Staat leidet nicht an einer Nationalschuld und das Princip der Erblichkeit der Arbeit, weil es einen festern Zusammenhang der Familien begründet, läßt den einzelnen nicht leicht in gänzlicher Subsistenzlosigkeit untergehen.

Ich breche hiermit die kurze Beschreibung dieses merkwürdigen Landes ab. Ich habe sie aus den Quellen, die mir zu Gebote standen, so objectiv als nur möglich, gegeben und mich dabei jeder Einmischung eigener Reflexionen enthalten, so verlockende Gelegenheiten dazu sich auch fast überall darboten. Vor allem drängte sich mir immer das Werk eines deutschen Philosophen vor die Seele, der im Jahre 1800 einem preußi-

schen Minister ein Buch widmete, mit welchem er eine Reform unserer Politik einzuleiten wünschte. Ich meine den geschlossenen Handelsstaat von Fichte. Fichte schwebte als Ideal ein Staat vor, der natürliche Grenzen habe, d. h. ein Areal von so einheitlicher und mannichfaltiger Beschaffenheit, daß er sich die zu einem auskömmlichen Leben erforderlichen Producte selbst schaffen und sich deshalb auf einen Binnenhandel beschränken könne, mit andern Staaten aber nur in einer Verbindung zu stehen brauche, sich die allgemeinen Fortschritte von Kunst und Wissenschaft anzueignen. Dieser geschlossene Handelsstaat Fichte's ist in Japan realisirt. Es bedarf in der Vollständigkeit seines Wirthschaftsystems keines andern. Es ist eine kleine für sich abgeschlossene Menschheit. Eben dies aber ist ein Widerspruch. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie es sich gegen den Andrang der Völker wehrt, die nach seinen Schätzen begierig sind und wie es, das traurige Beispiel Chinas vor Augen, sich gegen einen Verkehr mit Nationen stemmt, die seine Ordnung und Ruhe, seinen Wohlstand und seine Behaglichkeit zunächst unzweifelhaft zerstören, die ihm Branntwein, Opium, Flittertand, ekelhafte ansteckende und verheerende Krankheiten als eine furchtbare Mitgift ihrer aufgeklärten Civilisation mitbringen werden. Doch die Menschheit ist an und für sich Eine. Sie duldet die Isolirung der Völker nicht. Ihre Geschichte, als die Weltgeschichte, kehrt sich nicht an die Idyllen. Sie schreitet vorwärts und unterwirft die Nationen, die sich von ihr ausschließen wollen, rücksichtslos ihrer Gewalt.

Schmerzlich beklage ich, daß schon jetzt die angloſächsische Rasse durch Uebermuth und Roheit, durch Unbilligkeit und Betrug das Urtheil der Japaner hat herausfordern müssen. Man glaube doch nicht, mit Chinesen zu thun zu haben. Die Japanesen haben schon einmal, am Ende des 13. Jahrhunderts, einem furchtbaren Eroberer widerstanden. Es war Kublai Khan, der 1274 und 1280, in letzterm Jahr mit einer Flotte von 100000 Mann, einen Angriff auf Japan machte und beide mal damit verunglückte. Ich glaube wol, daß gegen Commodore Perry's mit Rindfleisch und Porterbier genährte Marinesoldaten die japanischen Truppen als schwächlich aussehend abstachen; ich glaube wol, daß auf Jesso die Fußtritte, mit denen Engländer japanische Beamte mishandelten, deren Aufsicht ihnen lästig fiel, durch die wuchtigen Stiefelabsätze, wie Kapitän Habersham rühmt, vorübergehend imponirten; aber man halte die Eroberung Japans nicht für leicht, denn die Japaner besitzen etwas, das mächtiger ist als Dampfschiffe und Miniébüchsen: Liebe zu ihrem Vaterlande und Nationalstolz. Ich berufe mich hierfür auf die Aeußerung eines Japaners selbst in einem Briefe desselben an jenen Chinesen Loo, der ihn in sein früher erwähntes Tagebuch aufgenommen hat. Nachdem der Japaner die Geschichte Chinas kritisirt und das

Elend geschildert hat, das aus dem Egoismus einer gewinnsüchtigen, von allen Motiven echter Humanität verlassenen Handelspolitik entspringt, spricht er sein Vertrauen zu seiner Regierung mit folgenden Worten aus, die ich zum Schluß dieser Abhandlung nach Neumann's Uebersetzung mittheile: „Wenn zwei Nationen Handelsverbindungen miteinander anknüpfen, so sollten sie ihre Ansichten über Recht und Pflicht ganz genau erklären; sie sollten auf alle möglichen Fälle sich vorbereiten, ihre Soldaten einüben und eigene Bestimmungen über den Krieg festsetzen. Durch einen langen Frieden werden diese wichtigen Sachen sehr oft vernachlässigt und daher kommt der Verfall der Staaten. Dies ist gottlob! in unserm Lande nicht der Fall. Unsere Soldaten wurden geübt, die Kriegführung ausgebildet, Schießwaffen verfertigt und Schiffe gebaut. Dies geschah Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, und deshalb haben wir jetzt Truppen gleich denen der alten Helden Tang und Wu. Hätten wir nicht auf solche Weise unsern langen Frieden benutzt, so hätten leicht schändliche Minister oder mächtige Diebe ungestraft Aufruhr erregen oder uns berauben können, denn auf der ganzen Erde frißt der Starke den Schwachen, als ob die menschliche Gesellschaft eine Masse Tiger und Wölfe wäre. Muß nicht Gott, der alle diese Streitigkeiten seiner Kinder mit väterlichem Auge betrachtet, betrübt sein, muß er nicht Mitleid fühlen? Die ganze Welt sowie jede einzelne Nation kann mit einem Schachspiel verglichen werden. Es ist kein Mangel an würdigen Prinzen und heldenmüthigen Herren. Aber wer wagt es, die Geißel in der Hand, vor den andern hervorzutreten und die Befehle Gottes zu vollführen? In der jetzigen Zeit gehen große Wechselfälle vor sich. Es ist eine Zeit der Revolutionen, wo jeder Fürst der Vorsehung gehorchen und für das Wohl seines Volkes arbeiten sollte."

So schrieb ein Japaner 1854. Man kann sich nach diesen Worten die Alarmirung vorstellen, in welche Japan seitdem durch die Aenderung seiner auswärtigen Politik versetzt ist, aber auch die Thätigkeit seiner Regierung, allen Eventualitäten zu begegnen. Die schwierigste derselben ist die Aufgabe der Umgestaltung auch ihrer innern Politik, wenn sie einem dauernden Verkehr mit dem Auslande gewachsen bleiben will.

Die neueste Phase der kurhessischen Verfassungsfrage.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß mit jedem neuen Stadium, in das die kurhessische Verfassungsangelegenheit eingetreten ist, die Schwierigkeiten, welche die Regierung behufs Aufrechthaltung der provisorischen Verfassung zu überwinden hatte, sich vergrößerten und in gleichem Maße die Wiederherstellung des alten Rechtszustandes unabweislicher wurde. Diese günstige Gestaltung der Verfassungsfrage verdankt Kurhessen nicht zum geringsten Theile gerade dem Manne, welchen es als Urheber seines Unglücks anzusehen pflegt. Freilich sind wir weit entfernt, Hrn. Hassenpflug hiermit ein Compliment zu machen; denn es sind lediglich die staatsmännischen Misgriffe desselben, welchen wir jene günstige Entwickelung zuschreiben zu müssen glauben. Wir wissen zwar, daß es noch immer Leute gibt, welche, wie sehr sie auch die Gewissenlosigkeit seiner Politik verurtheilen, doch in Hassenpflug ein leuchtendes Vorbild der Staatsklugheit erblicken; wir sind jedoch anderer Meinung, denn es ist uns immer vorgekommen, als ob staatsmännische Taktik gerade die schwächste Seite dieses Mannes sei und er seine Erfolge als Vorkämpfer des fürstlichen Absolutismus abgesehen von der Gunst der äußern Verhältnisse lediglich dem Terrorismus und der Sophistik verdanke. Wenigstens waren es nur solche Mittel, durch welche er den Umsturz der Verfassung von 1831 bewirkte, indem er die Bundesversammlung in die grobe Täuschung versetzte, als sei diese Verfassung bundesgesetzwidrig, und die Bajonnete der Executionstruppen benutzte, um das erschlichene Provisorium der neuen Verfassung unangefochten einzuführen. Wäre seine staatsmännische Klugheit ebenso groß als seine Vorliebe zu Gewaltmaßregeln und Blendwerken gewesen, so wäre es ihm ohne Zweifel gelungen, durch geringe Concessionen mit den Ständen von 1853, deren Widerstand er so trefflich durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten zu bemeistern gewußt hatte, eine Verständigung herbeizuführen, durch welche die provisorische Verfassung wenigstens im Princip und in ihren folgenreichsten Bestimmungen aufrecht erhalten worden wäre, und die Bundesversammlung hätte sich nicht schwierig gezeigt, diesem vereinbarten Verfassungswerk schleunig ihre Garantie zu verleihen. Mochte dann das Land sehen, wie es diese Verfassung wieder loswurde; die Bundesversammlung und die kurhessische Regierung wären wenigstens aller weitern Verlegenheiten entrückt gewesen.

Zum Glück für das Land hat sich Hassenpflug dies Verdienst um die vormärzliche Politik nicht erworben. Seine Blindheit und Anmaßung war so groß, daß er es vorzog, die Stände unausgesetzt zu beleidigen, anstatt sie zu gewinnen, und daß er alle Erfolge, welche er

durch seine Einschüchterungen erzielt hatte, durch die vorzeitige Auflösung der Ständeversammlung wieder vernichtete, ja daß er in stets sich steigernder Kopflosigkeit durch eigenmächtige rechtswidrige Umgestaltung der Zweiten Kammer den Bundesbeschluß vom 27. März 1852 selbst verletzte und dessen Ausführung unmöglich machte.

Das von Hassenpflug in diesem ersten Stadium der Angelegenheit beobachtete Verfahren, wodurch er der Regierung die ersten großen Verlegenheiten bereitete, blieb glücklicherweise auch nach seinem Rücktritt maßgebend. Auch die Zweite Ständekammer von 1855—57, wiewol sie trotz der Verfälschung durch Hassenpflug oppositioneller geworden war, hielt in ihren im Jahre 1857 abgegebenen Erklärungen die Verfassung und das Wahlgesetz von 1852 im Princip aufrecht. Aber die Regierung wies wieder jede Verständigung mit den Ständen beharrlich von der Hand, ohne zu bedenken, daß die höchste Zeit gekommen war, das in der Esse der Bundesexecution geglühte Eisen zu schmieden. Sie gab blos in einzelnen, unwesentlichen Punkten nach, obwol beide Kammern ihren Erklärungen die wichtige Clausel angehängt hatten, daß dieselben blos als Ganzes aufzufassen und daher auch nur, insoweit sie als solches von der Regierung angenommen würden, für die Kammern verbindend seien.

Die durch diese Hartnäckigkeit der Regierung entstandene Verzögerung der Angelegenheit gab den Ständen Gelegenheit, sich des gegen das Land verübten Rechtsbruchs vollständig bewußt zu werden. Infolge dessen hat die Zweite Kammer am 27. Februar dieses Jahres den Beschluß ihrer Vorgängerin vom Jahre 1857 zurückgenommen und erklärt, daß sie gegen jede Entscheidung der Angelegenheit, bei welcher die provisorische Verfassung als Grundlage aufrecht erhalten werde, Protest einlege. Hiermit ist denn auch das letzte Scheinargument, welches der Regierung und der Majorität der Bundesversammlung, welche die Würzburger Conferenzbeschlüsse adoptirt hat, zur Seite stand, abfällig geworden, und die Sache in ein Stadium gelangt, in welchem die Aufrechthaltung der provisorischen Verfassung vollends als eine rechtliche Unmöglichkeit sich darstellt.

Wie viele und gewichtige Gründe nämlich auch schon früher gegen dieselbe eingewendet werden konnten (vergl. Nr. 5 dieser Zeitschrift vom laufenden Jahre), so konnte sich doch die Majorität der Bundesversammlung für ihre Desiderien formell wenigstens noch darauf berufen, daß die ihr vorliegenden ständischen Erklärungen aus dem Jahre 1857 die Verfassung von 1852 im Princip festgehalten hätten. Es war dies freilich auch nur ein Scheinargument, da die octroyirte Ständeversammlung zur Vertretung Kurhessens gar nicht legitimirt erscheint und deshalb durch die Erklärungen derselben den Rechten des Landes nichts

vergeben worden ist, hiervon abgesehen auch die Zweite Kammer schon eine auf Wiederherstellung der frühern Verfassung gerichtete Adresse an die Bundesversammlung vom 21. November vorigen Jahres eingereicht hatte. Allein was den erstern Umstand betrifft, so nahm die Bundesversammlung von demselben keine Notiz, da sie selbst in dieser neugeschaffenen Volksvertretung die „wahren Stände des Landes" zu erblicken beliebte, und bezüglich der frühern Adresse der Zweiten Kammer ließ sich wenigstens noch nothdürftig einwenden, daß darin keine ausdrückliche Zurücknahme der Erklärung von 1857 liege. Ganz anders aber ist die Sachlage durch die Erklärung der Zweiten Kammer vom 27. Februar dieses Jahres geworden.

Die vormärzliche Politik, welcher eine solche Erklärung von seiten der „wahren Stände" Kurhessens allerdings nichts weniger als erwünscht war, hat zwar versucht, der Kammer die Berechtigung zu derselben abzustreiten. Man hat sich zu der abnormen Behauptung verstiegen, der Beschluß der Zweiten Kammer vom Jahre 1857 habe ohne Einwilligung der Regierung nicht zurückgenommen werden dürfen, obgleich es zur Evidenz klar ist, daß jener Beschluß schon um deswillen niemals verbindende Kraft für die Kammer erlangt hat, weil die Regierung der angehängten Clausel nicht nachgekommen ist, und daß hiernach eine ausdrückliche Zurücknahme gar nicht mehr erforderlich war. Ebenso unrichtig ist die weitere Annahme, die Zweite Kammer habe wenigstens der Einwilligung der Ersten Kammer bedurft, da die Erklärung vom Jahre 1857 übereinstimmend und gemeinschaftlich von beiden Kammern abgegeben worden sei. Eine große Uebereinstimmung ist freilich zwischen den Erklärungen der beiden vorigen Kammern vorhanden; aber dieselbe ist nicht auf officiellem Wege durch einen zwischen den Kammern abgeschlossenen Vertrag, sondern in der Weise bewirkt, daß einzelne Mitglieder beider Kammern in Privatbesprechungen Vorschläge zur Ausgleichung der Differenzpunkte entwarfen, und diese Vorschläge dann in jeder Kammer auf Anträge der betreffenden Mitglieder berathen und angenommen wurden. Jede Kammer stellte darauf ihre Erklärung besonders und selbständig auf und überreichte sie als solche, ohne der Rücksprache mit der andern Kammer überhaupt zu erwähnen, in verschiedenen Zeiten der Regierung. Von einer Gemeinsamkeit beider Erklärungen in dem Sinne, daß dieselben als nur Eine aufzufassen seien, welche nur von beiden Kammern zusammen verändert oder zurückgezogen werden dürfe, können hiernach nur diejenigen reden, welche die Thatsachen nicht wissen oder dieselben absichtlich verdrehen. Die Befugniß der gegenwärtigen Zweiten Kammer zur Zurückziehung jener Erklärung kann mithin keinem Zweifel unterliegen.

Diese Zurücknahme hat nun aber selbstverständlich die Wirkung, daß

die mehrerwähnte Erklärung der vorigen Zweiten Kammer vom 1. Juli 1857 rechtlich gar nicht mehr existirt, sonach auch von der Bundesversammlung als ein für die Entscheidung der Verfassungsfrage erhebliches Moment gar nicht mehr angesehen werden kann. Als ständische Erklärungen über die Verfassung von 1852 kommen vielmehr jetzt nur noch die der vorigen Ersten Kammer vom 30. Juni 1857 und die der gegenwärtigen Zweiten Kammer vom 27. Februar dieses Jahres, beziehungsweise vom November vorigen Jahres, in welcher nach der Interpretation der Kammer die Zurücknahme der frühern Erklärung bereits enthalten ist, in Betracht.

Gleichwol hat die Majorität der Bundesversammlung in der Sitzung vom 24. März den Antrag der Majorität des kurhessischen Verfassungsausschusses, wonach die provisorische Verfassung in Gemäßheit der von den beiden vorigen Kammern im Jahre 1857 gestellten Anträge abgeändert und solchergestalt aufrecht erhalten werden soll, zum Beschluß erhoben. Die Bundesversammlung nimmt demnach von der Erklärung der Zweiten Kammer vom 27. Februar dieses Jahres vollständig Umgang; sie fingirt, daß es weiter keine ständischen Erklärungen gebe als die vom Jahre 1857, sie verweigert sogar den „wahren Ständen des Landes“ das Gehör, wenn diese, wie es die Zweite Kammer gethan hat, für das alte Recht Kurhessens in die Schranken treten. Sie thut den vollendeten unleugbaren Thatsachen Gewalt an, indem sie das Scheinargument, daß die „wahren Stände“ sich für die provisorische Verfassung ausgesprochen hätten, auch jetzt noch, wo die Zweite Kammer einen klaren, unzweifelhaften Protest gegen diese Verfassung eingelegt hat, festhält.

Es sind zwar so viele rechtliche Ungeheuerlichkeiten in dieser Verfassungsfrage bereits vorgekommen, daß man auf alles gefaßt sein mußte. Aber daß die Bundesversammlung, um nicht dem allein gerechtfertigten preußischen Minoritätsantrage sich anzuschließen, kein Bedenken tragen würde, zu einer offenbaren Actenwidrigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, hätten wir dennoch nicht erwartet. Es ist sehr zu bezweifeln, daß die Minorität und die „wahren Stände“ der Zweiten kurhessischen Kammer diesen letzten Beschluß der Bundesversammlung anerkennen werden, da seine Nichtigkeit so klar vorliegt. So ist denn die Angelegenheit, anstatt in befriedigter Weise erledigt zu sein, nur in ein neues Stadium übergeleitet, in dem die Verhandlungen, die Kämpfe, die Verwirrungen von neuem beginnen werden. Aber ein Blick in den bisherigen Verlauf der Sache erfüllt uns mit der sichern Hoffnung, daß auch diese neue Verzögerung nur zum Vortheil der guten Sache gereichen und ihren endlichen Sieg vorbereiten werde.

Literatur und Kunst.

Geschichte.

Mit der soeben erschienenen „zweiten Hälfte“ liegt der vierte Band der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus“ (Leipzig, W. Engelmann) jetzt vollendet vor. Das Werk schreitet langsamer vor, als den zahreichen Freunden und Verehrern des Verfassers lieb ist und auch sein Umfang droht eine Ausdehnung zu gewinnen, die, wie das deutsche Publikum nun einmal ist, seiner allgemeinern Verbreitung nicht eben förderlich sein dürfte.

Allein diese äußerlichen Bedenken verschwinden gegen den innern Werth des Werks; hat dasselbe auch nicht ganz gehalten, was man sich bei seinem ersten Erscheinen davon versprach, wir meinen, ist es auch nicht ganz das populäre, volksthümliche Werk geworden, das man von dem berühmten Verfasser der „Geschichte der deutschen Dichtung“ erwartete und kann und wird es daher auch nicht diejenige neue Epoche in unserer Geschichtschreibung eröffnen, welche das letztgenannte Werk in unserer Literaturgeschichte hervorgerufen hat, so ist es doch ein Buch von größter wissenschaftlicher Bedeutung, ein Buch, das überall, auf jedem Blatt, in jeder Zeile das Gepräge selbständigster und umfassendster Forschung trägt, das viele neue und wichtige Quellen zuerst eröffnet, das erhebliche Lücken unserer bisherigen Kenntniß in gediegenster Weise ausfüllt und durch das der Verfasser sich daher die gerechtesten Ansprüche auf den Dank aller Fachgenossen sowie überhaupt aller derjenigen erworben hat, die sich über dem täglichen Zeitungslesen den Geschmack an einer ernstern und gründlichern Behandlung der Zeitgeschichte noch nicht völlig verdorben haben und die überhaupt nicht der Meinung sind, als brauche es keiner Studien und keiner wissenschaftlichen Anstrengung, um die Geschichte der Gegenwart zu verstehen. Die Geschichte der Gegenwart hat bei uns so ziemlich dasselbe Schicksal wie die Literatur der Gegenwart: beide werden meistentheils nur von solchen behandelt, denen es viel weniger um eine gründliche und gewissenhafte Bearbeitung des Stoffs zu thun ist als vielmehr um eine bequeme Gelegenheit, gewissen Parteiansichten und persönlichen Tendenzen einen möglichst weiten Tummelplatz zu eröffnen.

Nun fehlt es auch dem Gervinus'schen Werke keineswegs an einer bestimmten politischen Färbung, noch an der Wärme persönlicher Ueberzeugung, im Gegentheil und wie es sich bei einem so stark ausgeprägten, fast eigensinnigen Charakter von selbst versteht: das ganze Buch ist gleichsam nur ein Baustein, den der Verfasser zu der großen praktischen Aufgabe unserer Zeit, zu der Herstellung eines freien und volksthümlichen Staatslebens beisteuern will, es verfolgt dieselbe Richtung, für welche der Verfasser — sogar nicht ohne Einseitigkeit — in seiner praktischen und politischen Wirksamkeit persönlich aufgetreten ist, es ist, mit einem Wort, ein Buch, das nicht blos mit der Feder, sondern zugleich auch mit dem Herzen geschrieben ist und bei welchem dem Autor noch andere und höhere Ziele vorschwebten, als nur ein gelehrtes Opus zu liefern oder gewisse dunkle Partien der neuesten Ge-

schichte in das richtige Licht zu setzen. Allerdings aber wird dies Partei-interesse und dies persönliche, subjective Pathos in dem vorliegenden Werke überall durch die gründlichste Beherrschung des Stoffs und eine streng wissenschaftliche Methode im Zaum gehalten; der Verfasser ist nicht, wie es den Bearbeitern unserer neuesten Geschichte sonst wol passirt, ein Partei-mann, der nebenher Geschichte schreibt, sondern er ist vor allem Historiker und auch seinen politischen Parteistandpunkt und seine persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen, Hoffnungen und Wünsche läßt er stets nur so weit durchscheinen, als es sich mit dem Ernst des Historikers und der Unpartei-lichkeit und Würde der Geschichte verträgt. Daher werden Leser, die auch in ihrer geschichtlichen Lectüre nur die Schlagworte des Tags wiederzufinden wünschen, sich von dem Werke nur wenig angezogen fühlen, es wird ihnen theils zu trocken, theils zu weitläufig sein und auch an gewissen Eigen-thümlichkeiten und Mängeln des Stils, die der Verfasser, wie es scheint, nun einmal nicht ablegen will, obwol sie ihm selbst und seinem feinen und durchgebildeten Geschmack unmöglich entgehen können, werden sie mehr An-stoß nehmen, als diese Dinge im Grunde genommen werth sind. Inzwischen hegen wir zum deutschen Publikum das gute Zutrauen, daß auch nach Ab-rechnung dieser von der Mode beherrschten Leserkreise noch immer genug ernste und aufmerksame Leser übrig bleiben werden, welche die hohe Bedeu-tung des Gervinus'schen Werks erkennen und ihm das gewissenhafte und ausdauernde Studium widmen werden, welches er allerdings in Anspruch nimmt.

Wir rühmten vorhin als eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Werks die Menge neuer Aufschlüsse, welche dasselbe liefert. Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, als ob der Verfasser ganz besonders bisher unerhörte Staatsgeheimnisse aufgedeckt oder vielleicht auch mit ganz beson-derm Behagen in jenem Wust von Anekdoten und persönlichen Klatschereien gewählt hätte, an denen die Memoiren der letzten funfzig Jahre, insbeson-dere die französischen so reich sind. Letzteres, so anlockend es auch für das große Publikum ist, würde doch mit dem ernsten, wir möchten sagen keuschen Charakter des echten Historikers im entschiedensten Widerspruch stehen und hat daher auch der Verfasser des in Rede stehenden Werks in dieser Hin-sicht eine Mäßigung und Zurückhaltung beobachtet, für die der verständige Leser ihm nur Dank wissen kann. Wohl aber hat er die Fackel histo-rischer Aufklärung in Regionen getragen, welche bisher noch so gut wie im Dunkeln lagen, ganze große Abschnitte der neuesten Geschichte, die bisher trotz ihrer unleugbaren Wichtigkeit doch gleich öden, unbebauten Steppen dalagen, hat er zuerst urbar gemacht und damit nicht nur das Gebiet unserer historischen Kenntniß, sondern auch unsere Einsicht in den Zusam-menhang der Begebenheiten und damit also auch unser geistiges Verständniß derselben wesentlich erweiterte. Ganz vorzüglich gilt dies von dem eben erschienenen Bande. Während die erste Hälfte desselben die Unterdrückung der Revolutionen in Italien und Spanien zu Anfang der zwanziger Jahre schilderte, zeigen die vorliegenden Abschnitte, wie der Gedanke der Freiheit, aus Europa verbannt, sich hinüberrettete nach Südamerika und hier, unter einem entarteten Volksstamme, auf einem vulkanisch unterhöhlten Boden,

zwar nicht zur wirklichen Blüte gelangte, aber doch die ersten schüchternen Keime einer neuen geschichtlichen Entwickelung streute.

Ihre größte Bedeutung aber erhielten die Unabhängigkeitskriege von Südamerika durch die Beziehungen, in denen sie zur Politik Europas standen und zwar in doppelter Hinsicht, sowol zu den Cabineten wie zu den Völkern. Jenen ein Schrecken, waren sie diesen ein Stern der Hoffnung inmitten der Dunkelheit, welche die Restaurationspolitik um sich verbreitete; da wir selbst keine Helden der Freiheit erzeugten, so begeisterten wir uns wenigstens für die Helden Südamerikas, ja indem wir selbst geduldig zusahen, wie unsere freiheitschwärmende Jugend die Festungen bevölkerte, trösteten wir uns damit, daß die Freiheit doch wenigstens jenseit des Oceans ein Asyl gefunden.

Und diese Beziehungen sind es denn auch vorzüglich, welche die große Ausführlichkeit rechtfertigen, mit welcher der Verfasser diese amerikanischen Kämpfe dargestellt hat. Der Stoff an sich ist nur wenig dankbar; diese unaufhörlichen Revolutionen, von denen immer eine die andere verschlingt, dieser immer wiederkehrende Rückfall von schwindelhaftester Freiheit in die elendeste und feigherzigste Knechtschaft, diese Retter des Vaterlandes, die sich mit einem Handumdrehen in die rohesten und widerwärtigsten Militärdespoten verwandeln und zu alledem dieser gänzliche Mangel einer wirklichen, kräftigen und lebensfähigen Nationalität — o in der That, es ist ein wüster, niederschlagender Anblick. Und doch hat der Verfasser es verstanden, auch diesem Nachtgemälde doch einige glänzende Lichtseiten abzugewinnen. Wir rechnen dazu vor allem die Schilderung Bolivar's „des Befreiers"; sie ist ein historisches Meisterstück sowol was den Glanz der Farben anbetrifft, als ganz besonders wegen der tiefen psychologischen Wahrheit sowie wegen der Unbefangenheit und Gerechtigkeit, mit welcher der Verfasser, unbestochen durch einzelne glänzende Eigenschaften seines Helden, die Gesammtheit dieses Charakters abwägt und beurtheilt. Den Höhepunkt dieser Schilderung bildet die Parallele, die der Verfasser zwischen Bolivar, dem angeblichen Befreier Südamerikas, und Washington, dem Begründer der nordamerikanischen Freiheit, zieht. Leider ist dieselbe zu umfangreich, um sie hier vollständig einzuschalten; doch können wir uns nicht versagen, wenigstens den Schluß hierher zu setzen; derselbe kann zugleich als Probe dienen von dem Glanz und der Lebhaftigkeit, zu welcher die Darstellung sich stellenweise erhebt, sowie von der schönen sittlichen Wärme, welche sie durchdringt. „Wo Bolivar", heißt es S. 671, „schon in seinen Anfängen als ein Meister der Darstellung sprichwörtlich geworden war, da ist Washington's höchster Preis seine verstellungsunfähige Offenheit, Wahrheit und Herzenseinfalt; wo in Bolivar's Leben alles wie für rauschende Bühneneffecte in tragischen Gegensätzen berechnet erscheint, da verschmelzen bei Washington die entgegengesetztesten Eigenschaften der Strebsamkeit und Häuslichkeit, der Kraft und Besonnenheit, des Muthes und der Milde, der Thatenlust und der Eingezogenheit in einer seltenen hohen Harmonie; wo dort zuletzt alles auf den Schein eines eitlen Blendwerks hinauslief, da war hier alles glanzlose Echtheit des Wesens. Das Leben Washington's hat in allen Richtungen der menschlichen Natur die fruchtbarsten Antriebe und Beispiele gegeben, die einem geistüppigen, vielverirrten Geschlechte und Zeitalter nicht

heilsamer erdacht werden könnten. Es hat von intellectueller Seite für die praktisch verständige Nüchternheit einen großen Preis vor aller liederlichen Genialität in Anspruch genommen. Es hat von ethischer Seite die Zweifler an der Wirklichkeit und an der wirksamen Kraft der Tugend zur Bekehrung rufen müssen. Es hat von politischer Seite durch scheinlose Gediegenheit alle falsche Größe verleidet und allen falschen Glanz verdunkelt, mit dem die Geschichte allzu lange hohle Würden und Kronen umgab. Es hat der Geschichte vielmehr einen höhern Maßstab der Beurtheilung öffentlicher Charaktere wiedergegeben, der in den Jahrhunderten der Militärreiche und der Gewaltherrschaften fast ganz verloren gegangen war. Die blendende Thatenfülle in dem Leben eines Napoleon hat diesen Maßstab eine Weile wieder verrücken, nicht hat sie ihn auf die Dauer wieder beseitigen können. Der Erscheinung Bolivar's konnte es nicht gelingen, ihn auch nur auf kurze Zeit auch nur zu verrücken".

Den Schluß des Bandes bildet ein Nachtrag über die Fürstenvereine (sonst Congresse genannt) in Troppau, Laibach und Verona, als Ergänzung zur ersten Hälfte des Bandes; dem Verfasser haben dabei Quellen vorgelegen, welche ihm erst nachträglich zugegangen und die, wenn sie auch des eigentlich Neuen nur wenig enthalten, doch das Bekannte vielfach in genauerm Lichte zeigen und somit als ein schätzenswerther Beitrag zur nähern Kenntniß jener verhängnißvollen Tage zu begrüßen sind. R. P.

Correspondenz.

Aus Breslau.

Anfang April 1860.

Ms. Sie beschweren sich, daß ich Ihnen so lange nichts aus unserer schlesischen Metropole berichtet habe. Aber woher den Stoff zu Correspondenzen nehmen, wenn nichts passirt? Freilich wol, könnten Sie einen jener penny-a-liner brauchen, die begierig jedem Stadtklatsch und jedem Skandälchen nachlaufen und jeden Straßenauflauf zu einem großartigen geschichtlichen Ereigniß verarbeiten, so würde es Ihrer Zeitschrift niemals an breslauer Correspondenzen fehlen. Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer Provinz, am allermeisten aber unserer Stadt, die darin der richtige Repräsentant der gesammten Landschaft ist, daß wir sozusagen nicht leben können ohne unsere wohlgemessene tägliche Nahrung an Skandalgeschichten und anstößigen Historien; in keiner zweiten Provinz und keiner zweiten Stadt unsers preußischen Vaterlandes steht, glaube ich, die Chronique scandaleuse so in Blüte und gehört so zu den Nothwendigkeiten des täglichen Lebens wie bei uns. Meist freilich gelangen diese Geschichten nicht in die Oeffentlichkeit, man zischelt sie sich in den Salons in die Ohren, die jeunesse dorée amusirt sich ein paar Abende lang bei Hansen daran — und nach einem Jahr leben sie nur noch im Gedächtniß jener wenigen alten Damen und Herren, jener Onkel und Tanten der guten Gesellschaft, welche den „Almanac de Gotha" auswendig kennen und von ihren lieben Nichten und Neffen wol noch manches andere und theuerere Andenken haben als nur die Verwandtschaft, um

in traulichen Stunden sich und ihre Umgebung damit zu ergötzen. Mitunter aber dringen diese Anekdoten und Historien auch weiter und erlangen eine Oeffentlichkeit und eine Bedeutung, vor der nicht nur die Betheiligten selbst erschrecken, sondern die auch denjenigen, die mit dem Zusammenhang näher bekannt sind, nur ein verwundertes Kopfschütteln veranlassen kann.

So ist es unter anderm mit der vielbesprochenen Geschichte vom Grafen Saurma und der Aeußerung, die er in Betreff der Kreisstandschaft der Juden gethan hat, ergangen. Die Aeußerung ist fast muß man sagen weltbekannt, der berliner „Kladderadatsch" hat sie in allen Tonarten verarbeitet und selbst im fernen Süden unsers Vaterlandes, an den sonnigen Ufern des Neckar hat sie bekanntlich noch ein tragikomisches Nachspiel hervorgerufen. Gewiß war das eine sehr verdiente Nemesis für eine Aeußerung, die unter allen Umständen unschicklich und unbesonnen war und auf einer gänzlichen Verkennung der rechtlichen Verhältnisse beruhte. Nur dagegen muß ich allerdings im Namen der Wahrheit protestiren, daß man, wie es außerhalb Schlesiens fast allgemein geschehen ist, den Grafen Saurma auf Grund jener famosen Aeußerung zu einem Parteihaupt, einem besonders engagirten Wortführer und Vorkämpfer unserer Juden- und Pfaffenpartei machen will. Hier, wo man die Persönlichkeiten kennt, hat diese Auffassung nur Lächeln erregt. Graf Saurma ist ein bejahrter, schlichter, sehr gutmüthiger Mann, der keinem Kinde wissentlich etwas zu Leide thun würde und der gewiß sehr verwundert gewesen ist, sich und seinen Namen auf einmal so im Munde der Leute zu finden. Ich gebe zu, daß der Fall dadurch um nichts besser, ja vielleicht noch um etwas schlimmer wird, aber gesagt muß es im Interesse der Wahrheit doch werden — auch jene vielbesprochene Aeußerung in Betreff der jüdischen Kreistagsmitglieder hat Graf Saurma in aller Harmlosigkeit gethan und ohne auch nur für möglich zu halten, daß einer der davon Betroffenen sich gekränkt fühlen könne. Ihm, dem alten, behaglichen, in seinen Gewohnheiten grau gewordenen Edelmann, war es unangenehm, mit Juden zusammen auf dem Kreistag zu sitzen, er sah bei seinen Standesgenossen dieselbe Abneigung, er glaubte erfahren zu haben, daß ein Jude die Gelegenheit zu einem guten Geschäft niemals unbenutzt läßt und da es ihm nun vortheilhafter schien, zwei Friedrichsdor in die Tasche zu stecken als sich in der Session des Kreistags zu langweilen, nun so stellte er in aller Unbefangenheit seinen so berühmt gewordenen Antrag, einen Antrag, mit dem er in der Harmlosigkeit seines Herzens alle Parteien zu befriedigen gedachte und der nun so unvermuthet zum Erisapfel geworden ist. Wie weit Graf Saurma für seine Person von allem Fanatismus und aller starren Rechtgläubigkeit entfernt ist, das zeigte am deutlichsten der Umstand, daß er ungefähr um dieselbe Zeit, da er jenen Antrag stellte, seinem Sohne seine Einwilligung zur Vermählung mit einer (getauften) Jüdin ertheilte. Freilich sollte gerade dieser Umstand (die junge Gräfin ist sehr reich) den Skandal nur noch erhöhen, man combinirte beide Vorfälle, wobei es denn, wie immer in solchen Fällen, auch nicht an Entstellungen und Verdrehungen des Thatbestands mangelte, und zog dann die wunderbarsten und anstößigsten Schlüsse daraus.

Doch dies alles ist zur Genüge bekannt und in den Tagesblättern besprochen, auch höre ich Sie schon im Geist sich mit der ungeduldigen Frage



an mich wenden, ob das alle meine Neuigkeiten sind und ob wirklich nichts Größeres und Wichtigeres bei uns passirt. Aber was ist groß und wichtig? Jeder hat darin seinen eigenen Maßstab, seine eigenen Ansichten und Wünsche. Für unsere junge Damenwelt gab es ohne Zweifel nichts Wichtigeres als die Bälle und Maskeraden, die Concerte und Schlittenfahrten, an denen der abgelaufene Winter besonders reich war, den trüben Zeitumständen und der allgemeinen Klage über Geschäftsstille und Erwerblosigkeit zum Trotz. Den Habitués unsers Theaters, deren Zahl freilich immer mehr zusammenschmilzt, war es ein Ereigniß von großer Wichtigkeit, als Hermann Hersch' „Maria von Burgund" zu Grabe getragen ward, ungeachtet der Trompetenstöße, die ihr voraufgegangen, sowie der wahrhaft kolossalen Anstrengungen, welche die Freunde des Verfassers während der Aufführung selber machten. Das Stück ist dann allerdings noch fünf- oder sechsmal wiederholt worden, aber jedesmal vor leerem Hause und weil die Direction sich vermuthlich einbildete, durch diese Wiederholungen die Niederlage bemänteln zu können, die das Stück bei uns unzweifelhaft erlitten hat. Es ist das nur so ein beiläufiger Zug von der seltsamen Art und Weise, wie das Theater bei uns geleitet wird. Was die Theaterkräfte selbst angeht, so sind dieselben im Schauspiel so gut oder doch so erträglich, wie man sie von einer Provinzialbühne nur immer verlangen kann; dagegen läßt die Zusammensetzung des Repertoire eine künstlerisch ordnende und sichtende Hand durchaus vermissen, wir leben vom Zufall und schließlich, wenn Hungersnoth eintritt, so sind es doch wieder Possen und Rührstücke der ordinärsten Art, mit denen wir unser ästhetisches Bedürfniß stillen müssen. Die eigentliche Schattenseite unsers Theaters ist und bleibt aber doch die Oper; hier kommt zu der fehlerhaften Leitung noch der Mangel geeigneter Kräfte und entsinnen wir uns daher auch seit langem keiner so kläglichen Opernsaison, wie wir sie in diesem Winter gehabt haben.

Aber lassen Sie mich den Faden meines Briefes wiederaufnehmen; ich sprach davon, was dem hiesigen Publikum im Lauf der letzten Monate interessant und wichtig gewesen ist und da darf ich denn unmöglich einen Todesfall übergehen, von dem zwar die auswärtigen Zeitungen kein Wörtchen gesprochen haben, der aber doch in gewissen Kreisen unserer Bevölkerung als ein öffentliches Unglück, ein Verlust unserer Stadt empfunden worden ist; ich nannte den Namen schon einmal — Hansen ist todt! Wer ist Hansen? höre ich Sie fragen. Aber so sind Sie auch kein Schlesier und sind niemals in Breslau gewesen! Der nunmehr selig entschlafene Hansen war Besitzer einer seit Jahrzehnden vielbesuchten und weit und breit berühmten Weinstube. Das Lokal hatte culturhistorische Bedeutung für Schlesien, es war der Sammelpunkt unserer „goldenen Jugend", die sich hierher zurückzog in diese stillen traulichen Räume, wohin weder das Späherauge der Polizei noch die Neugier der Zeitungsschreiber drang, wenn sie einmal so ganz ungestört „unter sich" sein wollte. Da ging es denn wild und lustig her, da zeigte der Junker sich in seiner Glorie, da wurden Demokraten gespießt und liberale Stimmführer mit Shrapnels niedergeschmettert, da floß der Wein in Strömen, da klapperten die Würfel, da rollte das Gold beim Rouge et Noir von einem Ende der Tafel zum andern; alles was sprudelnde Lebenskraft und wilder Jugendübermuth nur immer aus-

sinnen und vollführen können, war hier beisammen, die Orgien, die hier gefeiert wurden, trugen ein Höllenbreughel'sches Colorit und erreichten nicht selten eine Höhe, vor welcher das schlichte bürgerliche Bewußtsein sich erschrocken bekreuzte. Eine Geschichte der Hansen'schen Weinstube, geschrieben von einem Eingeweihten, würde einer der lehrreichsten und pikantesten Beiträge zur Zeit- und Sittengeschichte unserer Provinz sein, nur ist die Frage, ob die Polizei das Buch passiren ließe. Der selige Hansen ließ alles passiren, oder vielmehr er sah nichts, was nicht jedes rechtschaffene und unbefangene Auge erblicken konnte; er war ein vortrefflicher Wirth, immer willig, immer geneigt, die Dinge von ihrer heitersten Seite aufzufassen und so ist ihm denn mancher dankbare Gruß und mancher laute und leise Seufzer über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge in die stille Gruft nachgefolgt.

Fast scheue ich mich und trage Bedenken, nach und neben diesem Todesfall einen andern zu erwähnen, von dem unsere Universität soeben betroffen worden ist. Indessen ein jeder in seiner Art; ein tüchtiger Wirth ist ja wol ebenso selten und vielleicht noch seltener als ein tüchtiger Professor. Und ein solcher ist von uns geschieden, so recht ein Professor nach dem alten ehrenwerthen Schlage: in Lauban, wohin er sich besuchsweise begeben, starb soeben 73 Jahre alt unser berühmter Orientalist, Professor Georg Heinrich Bernstein, nachdem er unserer Universität mehr als dreißig Jahre angehört hatte. Bernstein war auf einem thüringischen Dorfe unweit Jena geboren, der Sohn eines Landpredigers. Seine Studien machte er in Halle und Jena und ließ sich dann in letzterm Orte als Docent nieder. Im Jahre 1812 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der morgenländischen Literatur nach Berlin; allein schon im nächsten Jahre entrissen die gewaltigen politischen Ereignisse jener Zeit ihn seinem friedlichen Berufe, er trat unter die preußischen Freiwilligen, machte die Feldzüge als Rittmeister mit großer Auszeichnung mit, und kehrte erst 1815 zu seinem Lehramte zurück, jedoch nur, um es bald darauf abermals zu verlassen, indem ihm von der preußischen Regierung die Mittel zu einer größern wissenschaftlichen Reise nach Holland und England gewährt wurden. Gegen Ausgang der zwanziger Jahre, da sein Ruhm als einer der gelehrtesten und tüchtigsten Orientalisten feststand, wurde er der unsere und ist es durch wechselvolle Jahre getreulich geblieben. Bernstein war nicht nur ein Mann von großer und ausgedehnter Gelehrsamkeit, er war auch ein edler und wohlwollender Charakter, ein reines, treues und braves Herz und als solcher wird er seinen zahlreichen Schülern und Freunden noch lange in dankbarem Gedächtniß bleiben. Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, daß in wenigen Tagen sein funfzigjähriges Doctorjubiläum gefeiert werden sollte, bereits hatte die Universität ihre Zurüstungen gemacht, mannichfache Ehrenbezeigungen waren vorbereitet — nun ist er dahin gegangen, wo man kein Sanskrit und kein Arabisch mehr lehrt und lernt, wo aber ein reines Gemüth und ein edles Herz ganz gewiß ihren Preis behaupten werden....

Notizen.

Von Wilhelm Heine, dem bekannten Verfasser der „Reise um die Erde nach Japan", der „Expeditionen in die Seen von China, Japan und Ochotsk" 2c., liegen zwei neue interessante und zeitgemäße Schriften vor: „Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten" (Leipzig, Costenoble) und „Eine Sommerreise nach Tripolis" (Berlin, Hertz). Wilhelm Heine, früher, wenn wir nicht irren, als Theatermaler in Dresden angestellt, ging ums Jahr achtundvierzig nach Nordamerika und hatte daselbst das seltene Glück, im Auftrage der amerikanischen Regierung als Maler an der dreijährigen Weltumsegelung sowie an der Expedition in das Innere von Japan theilzunehmen, welche die Vereinigten Staaten zu Anfang der funfziger Jahre ausrüsteten. Seit etwa Jahresfrist lebte er als nordamerikanischer Bürger in Berlin, wo er das Unglück hatte, seine junge Frau durch den Tod zu verlieren. Gegenwärtig steht er im Begriff, sich der vielbesprochenen preußischen Expedition nach Japan anzuschließen und kann man der preußischen Regierung nur gratuliren, einen so erfahrenen und aufmerksamen Beobachter für ihr Unternehmen gewonnen zu haben.

Das neue Lustspiel von Hermann Hersch „Maria von Burgund", das schon bei seiner ersten Aufführung in Breslau nur eine sehr getheilte Aufnahme fand, ist nun auch auf dem Stadttheater zu Hamburg gegeben worden, aber ebenfalls nur mit sehr mäßigem Erfolg. Auch Paul Heyse's „Elisabeth Charlotte" soll bei der ersten Aufführung in Dresden den hochgespannten Erwartungen nicht völlig entsprochen haben. In Prag ist der Versuch, Schiller's „Demetrius" in seiner ursprünglichen fragmentarischen Gestalt auf die Bühne zu bringen, der bekanntlich zuerst auf dem wiener Burgtheater bei Gelegenheit des dortigen Schillerfestes gemacht wurde, wiederholt worden, und zwar angeblich mit günstigstem Erfolg. Auf dem berliner Hoftheater, das sich sonst gegen deutsche Opernneuigkeiten sehr ablehnend zu verhalten pflegt, ist Gustav Schmidt's „Weibertreue" zur Aufführung gekommen; die Aufnahme scheint jedoch nur ziemlich lau gewesen zu sein.

Die in Hamburg erscheinenden „Jahreszeiten. Zeitschrift für Literatur, Kunst und gesellschaftliche Unterhaltung" (Hamburg, Kittler), gehören zu der geringen Zahl belletristischer Blätter, welche den Sturm von Anno 1848 glücklich überdauert haben. Im Jahre 1842 gegründet, haben sie kürzlich ihren neunzehnten Jahrgang angetreten; die Redaction, welche Feodor Wehl lange Jahre hindurch mit Geschmack und Umsicht führte, ist neuerdings an Dr. Rudolf Mettler übergegangen.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer muß es in dem Artikel „Zwei Frauenromane", S. 521, heißen: „Faustina Hasse. Historischer Roman von Elise Polko" (statt „Faustina Hesse").

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 16.** 19. April 1860.

Ein Trauerspiel von Gustav Freytag.

„Die Fabier. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Gustav Freytag." (Leipzig, S. Hirzel, 1859.)

Von

Robert Giseke.

Gustav Freytag — und ein Trauerspiel! Der Erfinder der chevaleresken Bonvivants, denen die Bändigung von emancipirten Hofdamen und vagabondirenden Tänzerinnen, von Rassepferden, spitzbübischen Bedienten und falschen Spielern eine anmuthige Lebensaufgabe war; der Dichter des sogenannten gesunden Menschenverstandes, der es für verächtlich erklärte, die Lebensprobleme nicht von sich zu weisen, deren Lösung dem Gemüthe irgendeine Schwierigkeit bieten könnte; der Verherrlicher ferner alles des Luxus, der unsere Material- und Modewaarenhändler reich machen sollte, der Behaglichkeit bei echten Upmancigarren und feinem Jamaicapunsch, der Tanzstundenliebenswürdigkeit und der geistreichen Judenfoppereien; dieser prononcirteste Gegensatz der Romantik und Demokratie, des Idealismus, der pathetischen Empfindungen und der begeisternden Leidenschaften; solch ein nicht nur moderner, sondern wesentlich modischer Dichter — und eine Römertragödie!

Man sieht, wie thöricht die Sitte bei uns ist, sobald ein Schriftsteller ein paar Erstlingssachen herausgegeben hat, mit ihnen alsbald seinen

gesammten Charakter erfassen zu wollen. So ist es gekommen, daß viele Leute mit dem Namen des Autors einen sehr genauen Begriff seiner ganzen Richtung schon zu besitzen meinen; ja, manche glauben, sie brauchen nur diesen Namen auszusprechen, um damit alsbald ein sehr tiefes und sehr geistreiches Urtheil über all die Werke ausgesprochen zu haben, die dieser Autor geschrieben hat und jemals noch schreiben wird! Natürlich sind es vor allem die Gegner, denen solche Verallgemeinerungen höchst willkommen sind, sodaß sie der besten Namen sich als einer Art gelinder Schimpfwörter für viele Fälle glauben bedienen zu können! Das aber ist eben das Zeichen des künstlerischen Genies, daß es, immer dasselbe, doch stets ein neues ist; kaum meint unser Laienverstand, sein Wesen ergründet, seine wahre und ganze Gestalt erfaßt zu haben, so ist die protëische Natur ihm doch wieder entschlüpft und steht, eine fremde, eine unbegreiflich überraschende vor uns; der Phönix, den wir im Zwielicht der engen Comptoirstube für immer eingenistet und eingestaubt meinen, schüttelt plötzlich erwachend seine Flügel und über Contobücher und Kaffeesäcke schwingt er, ein Römeradler, in kühnem Fluge sich zur Sonne.

Die Handlung des vorliegenden Trauerspiels versetzt uns in die ältern Zeiten der römischen Republik und ist aus den mannichfachen historischen und mythischen Elementen derselben mit echt dichterischer Gestaltungskraft zur Einheit verschmolzen. Als Mittelpunkt derselben ist aus der Geschichte des mächtigen Patriciergeschlechts der Fabier, das dem Staate zahlreiche Consuln und Feldherren, in den punischen Kriegen namentlich, lieferte, hier die tragische Episode seiner ersten, zum Theil noch der Sage angehörenden Zeit erwählt. Mitten im damals entbrannten Kampfe der plebejischen und aristokratischen Elemente um die gegenseitigen Rechte und Vorrechte erneuerte die ehrgeizige und beutelustige Patricierpartei, vorzüglich auf Betreiben der gens Fabia, den Krieg mit Veji; die Plebejer, von deren Hochmuth gedrückt, unwillig unter anderm auch über die Verweigerung des Eherechts mit Patricierfamilien, verweigern den Krieg. Dem Volkstribun Gnarus Sicinius stellt Freytag im Käso Fabius, dem Haupte des Fabiergeschlechts, das Ideal der Aristokratie entgegen, auf seinen Vorrechten beharrend, die Ansprüche seines Stammes energisch vertretend, aber die strengste Unterordnung unter das Oberhaupt und die echt adeliche Ehrenhaftigkeit der Stammesgenossen verlangend, und weit über den gemeinsamen Interessen der Sippe die göttlichen Gesetze allgemein menschlicher Moral absolutistisch anerkennend. An ihren Prärogativen mehr und ihrem eingebildeten Herrscherrecht über Roms Bürger als an ihren Pflichten hängen die jüngern, leichtfertigen, heißblütigen Söhne des Fabierstammes. Als die Vejenter plündernd ihre Länder überfallen haben und der

Volkstribun ihnen zum Kriege die Zustimmung der Plebejer versagt, beschließen sie, diesen aus dem Wege zu räumen. Unter Mitwissenschaft und Hülfe der andern, vollbringt Marcus, der Sohn des Consuls, den Mord. Dieser Ursprung der That aber wird entdeckt. Spurius Icilius, ein Plebejer, wohlhabender Gutsbesitzer und Nachbar der Fabier, hat den ehernen Wolf, das Stammeszeichen der Fabier, in der Hand des Ermordeten gefunden. Sein Sohn liebt Fabia, die Tochter des Consuls und wird von ihr wieder geliebt. Der alte Icilius also geht zum Consul Käso Fabius und verspricht die That des Marcus Fabius nicht zu enthüllen, wenn der Consul für das erwähnte Eherecht und somit für die Möglichkeit der Verbindung seines Sohnes stimmen wolle. Der Consul, in seinem Patricierstolze beharrend, schlägt solches Anerbieten aus. Um den Grund dieses Streites, den ehrgeizigen jungen Icilius, ihren Clienten und Schutzgenossen, aus dem Wege räumen zu können, machen die Fabier ihn zum Kriegstribun, so ihn aus Rom ins Schlachtgetümmel verlockend. Spurius Icilius aber, der Vater, wird zum Nachfolger des Erschlagenen, zum neuen Volkstribun erwählt und hat so die höchste Macht gegen die Patricier in der Hand, sodaß auch ihm die jüngern Fabier nach dem Leben trachten. Da versammelt der Consul, um die Schmach des Mordes von seinem Hause zu wälzen, seinen Stamm und verlangt die Nennung des Schuldigen, um an ihm die Todesstrafe zu vollziehen.

Während bis hierher das fortwährende Gegeneinanderarbeiten egoistischer Motive den Leser und Zuschauer zu keinem recht fortreißenden Interesse kommen läßt, wird hier die Scene (4. Act) in der That groß und erschütternd, wo Egoismus und brutales Stammbewußtsein von dem Gedanken an das allgemeine Vaterland und an die höchsten sittlichen Gesetze überboten werden. Dieser ethische Inhalt, die hohe, gewichtvoll einfache Haltung der Sprache und die großartig klar angelegte und gesteigerte Action der Volksmassen treten den großen Scenen in Otto Ludwig's „Makkabäern" an die Seite. Marcus nennt sich selbst als Mörder und die Situation des Brutus, der seinen Sohn richten lassen will, wiederholt sich. Der Stamm aber tritt dem Willen des Oberhauptes entgegen. Die Fabier sagen sich vom greisen Käso los und der Consul bricht an dem Altare seines Hauses zusammen. Da — Nahen des andern Consul Titus Virginius, und die Kunde, daß der Senat den Krieg beschlossen und in Käso seinen Feldherrn suche! Nun ist ein Ausweg möglich. Der Tod, den das Beil nicht geben sollte, kann in der Schlacht gefunden werden, das Opfer für das Vaterland soll die Sühne geben. Volksversammlung. Der Consul läßt die reisige Mannschaft aus allen Gauen vorrufen. Gaius Icilius, der Sohn, wird als der erste aufgeboten. Da tritt sein Vater, der Volkstribun,

dazwischen und verweigert ihn, verweigert jeden andern: hat das Volk den Vejikrieg bewilligt, der Tribun, treu seinem Amte, verweigert jedes Haupt zum Kriege und somit das ganze Heer gegen Veji. Getümmel. Aufruhr gegen den Tribun. „Unsterbliches Gesindel“, ruft Marcus, „das, kaum erschlagen, von neuem aus dem Blute aufersteht!“ Der Consul aber beschwört den Frieden; er allein will den Staat retten und zugleich Sühne schaffen für die Zerklüftung des Volks, die sein Stamm veranlaßt hat:

Nicht soll fortan ein Racheruf der Meinen
Zwietracht entzünden in den Straßen Roms.
Darum erbitt' ich heut den Krieg mit Veji
Für mich und mein Geschlecht. Wir führen ihn
Allein, aus eig'ner Kraft und ohne Helfer,
Wir hundert gegen viele. —
Hütet die Stadt und waltet der Altäre,
Leitet die Bürger, maßvoll und gerecht,
Kein fremder Mann gesellt sich zu den Unsern,
Und von den Meinen bleibt kein Mann zurück.
Den Abschied weigr' ich uns von Hof und Herd,
Kein Diener folgt, kein Troß von Thier und Wagen &c.

Solches der Schluß des vierten Actes. Im letzten hat Käso Fabius die Vejenter besiegt, aber zugleich sein ganzes Geschlecht dem sühnenden Untergange geweiht. In einer Felsschlucht eingeschlossen, werden sie vom Feinde vernichtet. Fabia ist Priesterin der Vesta geworden und vermählt ihre Seele mit der des Geliebten, indem sie ihn zum Tode mit den Ihren weiht. Icilius wird gewissermaßen in das Geschlecht der Fabier aufgenommen, indem er mit ihm stirbt. Als Consul Virginius und der alte Spurius Icilius mit dem Römerheere zur Befreiung herbeieilen, können sie nur noch den jüngsten Sproß, den Knaben Gaius, retten, aus dem — historischer Tradition zufolge — das spätere Geschlecht der Fabier seinen Ursprung nahm. Virginius, den alten Käso nochmals den „besten Römer“ nennend, schließt dann das Stück, den Verwaisten segnend, mit den Worten:

Erweckt aus ihm ein neu Geschlecht von Fürsten,
Gewaltig wie die Ahnen, streng und stolz,
Und treue Diener dem Gesetz der Stadt!

Erst da wo das kluge, egoistische Verhalten, wo die Berechnung des erwähnten gesunden Menschenverstandes aufhört, fängt das Pathos der Leidenschaft an; nur dadurch, daß der Mensch die Probleme, deren Lösung über seine Kräfte hinausgeht, denen er sein Glück zu opfern genöthigt ist, doch nicht von sich weisen kann, wird die Tragödie möglich. Die Weltanschauung des Hrn. von Fink in „Soll und Haben“ freilich wird diesen „Fabiern“ gegenüber manchen humoristischen Einspruch

erheben können, und der geistvolle Gedanke, daß alles, was hochromantisch sei, auch völlig unsinnig sei, ließe sich freilich auch hier anwenden, wenn er überhaupt irgendwo angewendet zu werden Berechtigung hätte.

Wir aber fühlen uns verpflichtet, die Hochherzigen unter diesen Fabiern gegen den lustigen Hrn. von Fink, diesen neuen Gustav Freytag der historischen Tragödie gegen den alten Gustav Freytag der jungdeutschen Frivolität in Schutz zu nehmen. Es ist jedenfalls die Absicht des Dichters an sich zu rühmen, der, die Einseitigkeit der bisher von ihm geschilderten Lebenssphäre herausfühlend, die Nothwendigkeit in sich empfand, den Kreis seiner Anschauungen nach dem andern Gegensatze menschlichen Wesens hinaus zu ergänzen, von dem Boden jenes in sich befriedigten Realismus ausgehend, diejenigen Gedanken und Anforderungen in den Kreis seiner Darstellungen hineinzuziehen, die den Menschen über sich und sein Einzeldasein, in den Tod selbst für ein Ideal hinausführen können. Im Gegensatze zum abweisenden Humor der Georg Salfeld, Graf Waldemar, Konrad Bolz und von Fink gehen dieser Icilius, diese Fabia, dieser Consul Käso unter an dem, was ihnen mehr werth ist als das Leben, an dem Rechte der freien Herzenswahl, an dem Bewußtsein der Vaterlandsliebe und der allgemein menschlichen Sittengesetze.

Freytag hat sich in dem Bestreben unserer Zeit, nach Inhalt und Form aus vielen Verirrungen der Uebergangszeit eines romantischen Epigonenthums sich herauszuarbeiten, als eine epochemachende Specialität ausgezeichnet. Nach seinen ersten Versuchen, die ihn bereits berühmt machten, obgleich sie aus den Eierschalen eben jenes Epigonenthums noch durchaus nicht völlig sich entpuppt hatten, hat er, die productive Thätigkeit eines Lessing gewissermaßen für unsere Zeit übernehmend, ein paar Musterbilder stilistischer Reinheit aufgestellt, das eine für das Lustspiel, das andere für den Roman, die ihm einen dauernden Namen begründen werden. Aber fern davon, ein Feld, das er sich zu eigen gemacht, mit der gewonnenen Routine ausbeuten zu wollen, sucht er seinem reformatorischen Streben neue Bahnen und hat es nun unternommen, dem Rationalismus, den er in Lustspiel und Roman zur Geltung gebracht, auch die Kunstform zu erobern, die ihrem Wesen nach ihm am fremdesten sein mußte: die Kunstform der Tragödie. Es war ein kühnes Wagniß, innerhalb dieser Aufgabe auch noch einen Stoff zu wählen, der nach den Traditionen aller modernen Literaturen solcher Behandlung am meisten widerspricht: einen Stoff aus der Römergeschichte. So hoch nach alledem die Aufgabe anzuschlagen ist, die der Dichter sich auch in diesem neuesten Versuche gestellt hat, als erreicht wird man sie dennoch nicht ansehen dürfen. Es ist kein Werk von originalem, einheitlichem Stile hier geliefert. Was in diesem Stücke Realismus ist, ist nicht Tragödie, und was darin Tragödie, ist nicht Realismus.

Mit einer realistischen Römertragödie beabsichtigte der Dichter offenbar, den Weg, den die historisch kritische Schule*) unserer Geschichtschreibung eingeschlagen hat, auch für die Poesie zu eröffnen. Rom sollte uns hier nicht als das großartige, fertige, als das die Phantasie es sich vorstellt, wenn sie den Klang dieses Namens vernimmt, vorgeführt werden, sondern als das werdende, als das aus dem Nichts, aus dem Dorfe zur Weltstadt emporwachsende. Alle allgemeinen Begriffe, die mit diesem Namen sich verknüpfen, werden auf ihre detaillirte Besonderung, auf ihre speciell historische Begründung zurückgeführt. Wo wir das Resultat der Geschichte, das Resumé von Jahrhunderten zusammenfassend, die Vorstellung des Großen und Erhabenen hegen, liebt der Realist, bescheidene Verhältnisse, kleinlich persönliche Motive, auseinander gehende Interessen uns entgegenzuhalten. Gestohlene Hammel werden als Veranlassung des ausbrechenden Vejenterkriegs erwähnt. Wo die Gegensätze der Tragödie, Aristokratismus und Demokratismus, zur Katastrophe aufeinander treffen, können die Vertreter derselben es nicht unerwähnt lassen, daß sie als Buben ihre Differenzen sich schon auf den Rücken gegenseitig eingebläut haben. Wo wir endlich Römertugend, Römerpatriotismus erwarten, da wird uns Ergrimmtheit des Plebejers und Brutalität des Adelichen vorgeführt, damit wir ja inne werden, daß die Parteien in Rom auf den Straßen sich manchmal ganz ebenso ungezogen betragen haben, wie es Anno 1848 Proletarier und Junker vielleicht auch bei uns gethan.

Solche Darstellung mag im einzelnen durch eigenthümlich lebenswahren Ton und durch kecke drastische Beleuchtung überraschen; wenn wir aber auf die Construction der gesammten Handlung, auf die Gruppirung der innern Beweggründe das Auge werfen, so ist sie der Grund, daß dem Gebäude der Tragödie das massive Fundament, der tragischen Erschütterung, die mit ihrem Gipfel erstrebt wird, die sittliche Begründung fehlt. Macht der Dichter auf der einen Seite seinen Volkstribun gar nicht zu einem echten Plebejer, sondern zu einer Art von verstoßenem Adelichen, zu einem Bürgerlichen wider Willen, zu einem aus persönlichem Neide blaffenden Krakehler, so ist auf der andern sein Junker Marcus auch kein wahrer Adelicher, denn dem heimtückischen Meuchelmörder fehlt jede Spur von ritterlichem Anstand. Ein Lump schimpft den andern, ein Lump erschlägt den andern. Das soll die sühneherausfordernde That des Trauerspiels sein, und sie ist seine schwache Partie.

Das specifische Junkerthum, wie es hier aus realistischer Intention in seiner brüsken herausfordernden Thatsächlichkeit geschildert wird, vermag nicht tragische Physiognomie zu gewinnen. Wo eine solche nun

*) Wir verweisen unsere Leser auf Mommsen's „Römische Geschichte“.

aber doch im Stücke eintritt, und das geschieht vom dritten Acte an mit dem Hervortreten des alten Consul, da hört die realistische Auffassungsweise auf und ideelle Motive treten ein. Sind dieselben hier auch an sich durchaus am Platze, so vermag man es doch nicht zu vergessen, daß sie als Inconsequenz gegen die ersten Acte sich geltend machen, und wenn auch noch spannende und blendende Situationen, tief tragisch erschütternde vermögen sie auf diesen Voraussetzungen nicht mehr herbeizuführen.

Als das Seltsamste aber ist es zu erwähnen, wie demselben Gustav Freytag, der durch seine officielle realistische Kritik das sogenannte abstracte Tendenzdrama und die Schiller'sche Phrase hat verhöhnen lassen, es passiren muß, daß er in seinem ersten ernsten Drama, da wo er wirklich ernst wird, eben auch nichts anderes als principielle Debatten zu bieten vermag. Für die Darstellung wirklich großer Leidenschaft hat Freytag's Feder eben doch nicht die Kraft. Nachdem die Verwickelung durch naturalistische brutale Leidenschaftlichkeit herbeigeführt ist, spielt die Entwickelung im dritten Acte in Sentenzen rechtsgeschichtlicher Doctrin sich ab. Statt der psychologischen Entwickelung, der pathologischen Consequenz, die wir von der realistischen Tragödie zu fordern hätten, verlieren ihre Höhepunkte sich hier in abstracte Schlagworte und emphatische Declamationen in der idealistischen Tonart, welche als ein „kategorischer Imperativ" von eben jener Seite so verächtlich behandelt worden ist.

Die heutige Aesthetik hat es wol allgemein anerkannt, daß unser modernes Drama, ohne Einbuße zu thun an Tiefe der Leidenschaft und Hoheit der Gedanken, über den pathetischen Stil Schiller's hinaus einen Fortschritt zur Natürlichkeit und Thatsächlichkeit zu machen hat. Der Dichter der „Fabier" hat mit großer Einsicht den Weg dazu gesucht; gefunden hat er ihn wol kaum, vollendet gewiß nicht.

Wir wohnten der ersten Aufführung bei, die das Stück erlebte, der in Dresden. Bei der einsichtsvollen und sorgfältigen Inscenesetzung sowie der meisterhaften Darstellung der Hauptrollen durch Frau Bayer-Bürck (Fabia) und durch die Herren Winger (Consul), Dawison (Marcus) und Quanter (Spurius Icilius) erzielten der dritte und vierte Act einen bedeutenden Erfolg. Dennoch schien die erste Wiederholung, die wol die letzte bleiben wird, schon zu beweisen, daß die Aufführung mehr gespannt als ergriffen, mehr interessirt als befriedigt hatte. Die nächsten Darstellungen stehen in Wien und Berlin bevor, und selbst wenn auch hier der Erfolg kein dauernder sein sollte, wird es dennoch eine Pflicht aller unserer größern Kunstinstitute bleiben, ihre Kräfte an dieser gedankenvollen Arbeit zu versuchen.

Englische Literatur.

VII.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1860, S. 247 fg.)

Unter der großen Anzahl von Schriften, welche seit dem Ende des Krimkriegs über die orientalische Frage erschienen sind, nimmt Senior's „Tagebuch einer Reise in der Türkei und Griechenland in den Jahren 1857 und 1858" einen hervorragenden Platz ein. Die Frage selbst ist bekanntlich durch den Krieg zwischen Rußland und den Westmächten nicht gelöst, sondern nur noch verwickelter geworden. Wahrscheinlich hat keins der europäischen Cabinete, mit Ausnahme des russischen, eine bestimmte Politik in Bezug auf das einst so mächtige osmanische Reich. Man hat ein allgemeines unbehagliches Gefühl, daß der schlimme Tag früher oder später kommen muß; aber was dann geschehen soll, davon hat niemand eine klare Vorstellung. Es ist daher wichtig, den Gegenstand zu beleuchten, wäre es auch nur, um uns auf das Schlimmste gefaßt zu machen. In dem vorliegenden Buche gibt uns Hr. Senior allerdings selten seine eigenen Ansichten über die Verhältnisse im Orient, sondern ist mehr darauf bedacht, die Meinung anderer competenter Männer uns vorzuführen, bald die eines türkischen Ministers, eines im Orient ansässigen Engländers, eines griechischen Kaufmanns oder eines athenienſischen Professors der Nationalökonomie oder eines Zeitungscorrespondenten; alle diese Leute drücken die verschiedenartigsten Ansichten aus, indessen erhalten wir auf diese Weise einen beträchtlichen Zuwachs an Kenntnissen und werden in den Stand gesetzt, unsere Schlußfolgerungen selber zu ziehen.

Der Autor kam im Herbste des Jahres 1857 in Konstantinopel an, zu einer Jahreszeit, wo die türkische Hauptstadt verödet ist und alle, welche es können, in Landhäusern an den Ufern des Bosporus leben. Er wandte sich deshalb nach Therapia, dem kühlsten und gesündesten Orte am Bosporus, und ging einige Monate zwischen dieser Stadt und Konstantinopel hin und her; von da nach Kleinasien, wo er besonders Troas und Smyrna besuchte, und schließlich nach Griechenland, wo er hauptsächlich in Athen verweilte. Der Hauptinhalt seines Buchs bezieht sich auf den socialen und politischen Zustand der Türkei; indessen finden sich darin auch Bemerkungen über die Scenerie des Landes, die Accomodation für Reisende, das Judenviertel in Konstantinopel, welches viel schlimmer zu sein scheint als das in Frankfurt und Prag; ferner über die türkischen Frauen, ihre Amouretten und rachsüchtigen Ehemänner, die türkischen Diners und den Zustand, in welchem die Türken sich nach dem Mittagsmahle befinden. Der Minister des Innern, Achmed Vefik Efendi,

beschrieb den letztern als einen Zustand, in welchem der glückliche Mensch weder bewußt noch unbewußt ist, weder wacht noch schläft, worin Erscheinungen vor seinen Augen einherziehen, welche er als imaginär erkennt, von denen er aber seine Augen nicht abwenden kann und die größern Reiz haben als irgendetwas, das in der Wirklichkeit existirt. Keine Musik ist so süß wie die, welche man im „Kief" (so heißt dieser eigenthümliche Zustand) hört; keine Frauen sind so reizend wie die, welche uns im Kief besuchen — so berichtet der entzückte Staatssecretär.

Im allgemeinen ist der Zustand der Türkei elend; die Regierung ist erbärmlich, das Volk entartet, die Hülfsquellen des Landes versiegt, und die allgemeine Ansicht geht dahin, daß eine Zerstückelung des Reichs unvermeidlich erfolgen müsse, wenn nicht schnell durchgreifende Reformen gemacht würden; solche Verbesserungen, wie jetzt vorgenommen werden, dienen blos dazu, die Katastrophe zu beschleunigen. So gibt die Erbauung von Eisenbahnen den Fremden das Land in die Hand und säet den Samen der Zwietracht. Besonders wirken die commerciellen Fortschritte Rußlands darauf hin, das Land zu unterjochen und viele glauben, daß die Türkei in längstens dreißig Jahren vollständig unter moskowitischem Joche stehen werde. Manche schlagen sogar im Interesse der Türkei vor, daß man sie zerstückeln solle; so wie die Sachen jetzt stehen, sei gar nichts zu erwarten; eine Theilung des Reichs könnte einen Krieg verhindern und den einzelnen Provinzen möglicherweise Unabhängigkeit und eine gute Regierung geben; Aegypten mit Syrien könnte einen unabhängigen Staat bilden, Tripolis einen zweiten, die Fürstenthümer einen dritten, Serbien einen vierten, Rumelien einen fünften und die Bulgarei mit Konstantinopel als Hauptstadt einen sechsten; die Türken sollten Kleinasien behalten, bis die Christen auch dort zu stark für sie würden, worauf der Halbmond sich nach der Tatarei zurückziehen müsse. Andere glauben, daß mit Muth, Verstand und Energie die Türkei noch jetzt zu retten, daß der Fall des „kranken Mannes" noch nicht ganz so hoffnungslos sei, so lange der Sultan einen unbedingtern Gehorsam findet als irgendein Souverän in der ganzen Welt. Daß Reformen möglich sind, stellt sich durch dasjenige heraus, was bereits durch den Hat-i-Humayun bewirkt ist, obwol diese Verordnung noch zum großen Theil ein todter Buchstabe. Wer hätte vor zehn Jahren gedacht, daß der Sultan Religionsfreiheit garantiren würde? Bis zur Erlassung des Hat-i-Humayun galt es für eine Todsünde, den Islam zu verlassen und Christ zu werden. Jetzt stellt sich heraus, daß in manchen Dörfern und sogar Districten die Einwohner aus Furcht Muselmänner geworden waren und nun zum Christenthum zurückkehren.

Der Hat-i-Humayun ist eine Hauptursache des Misvergnügens

ich will dich in Ruhe lassen. In dem Criminalgerichtsverfahren bemüht sich der Richter hauptsächlich den Angeklagten zum Eingeständniß zu bringen; man verspricht ihm augenblickliche Freilassung und Pardon, schmeichelt ihm auf jede Weise, fertigt ihm das Versprechen schriftlich aus, der Richter unterzeichnet es, der Angeklagte gesteht ein und wird dann sofort hingerichtet. Man muß sich nur darüber wundern, daß dieser Kniff noch immer wieder gelingt. Es liegen oft gar keine Beweise gegen den Angeklagten vor, aber er wird erschreckt, verwirrt, denkt, daß vielleicht doch etwas ihm Nachtheiliges an den Tag gekommen sei, er hofft auf seine Freiheit, wenn er eingesteht, wird schließlich ermattet, geht in die Falle und verliert seinen Kopf. Folge dieser eigenthümlichen Verfahrungsweise ist, daß die ausländischen Consuln sich beständig einmischen und die ärgsten Schurken im Reiche unter ihren Schutz nehmen. Es gibt keine schlimmern Bösewichter als die Ionier und Malteser, welche im Orient umherziehen und unter englischem Schutze betrügen und morden. Schlägt einer von diesen Vagabunden einen Türken todt, so erlaubt der englische Consul doch den türkischen Behörden nicht ihn zu richten; er verlangt die Auslieferung des Individuums und schickt ihn nach Malta, wo ihm der Proceß gemacht werden soll, wohin aber selten die Zeugen geschickt werden und wo, selbst wenn die klarsten Beweise vorlägen, ein maltesisches Geschworenengericht unter allen Umständen den Angeklagten freisprechen würde. Eine andere Quelle der Verbrechen kommt auch auf Rechnung der Engländer. Seitdem die letztern nämlich in Konstantinopel Wein- und Branntweinschenken errichtet haben, sind Mord, Todtschlag und alle andern Arten von Uebelthaten viel häufiger geworden. Bekanntlich verbietet das türkische Gesetz den Verkauf von Wein und Spiritus im kleinen. Nun aber besitzen kraft des von Lord Ponsonby abgeschlossenen Handelsvertrags britische Unterthanen vollständige Freiheit auf türkischem Territorium zu handeln, selbst wo es dem türkischen Gesetze zuwiderläuft. So nehmen z. B. die Engländer das Recht in Anspruch, Schneider- und Schusterläden aufzuthun, obwol diese Gewerke in Konstantinopel incorporirt sind und kein Türke sie ausüben kann, der nicht Mitglied der Zunft ist. Die Türken behaupten, daß, als sie den Engländern Handelsfreiheit versprachen, sie damit Großhandel und nicht Kleinhandel meinten; sie dachten, die Engländer würden Zeug oder Leder ins Land bringen, nicht aber, daß sie Schneider und Schuster sein wollten; sie erwarteten Wein und Spiritus in Fässern zu erhalten, nicht aber, daß, im directen Widerspruch gegen türkische Religion und Gesetz, Branntweinschenken in Konstantinopel eröffnet werden und das Volk verderben und vergiften sollten.

Uebrigens liegt die eigentliche Schwäche des Reichs in dem türkischen Charakter. Der Türke ist ein ganz stationäres Wesen, haßt die

Veränderung, die Civilisation, die Europäer und alles, was diese vorschlagen. Er ist in sich selbst versunken und nimmt am liebsten nicht die geringste Rücksicht auf seine Umgebung. Man sieht Illustrationen davon Tag für Tag auf der Straße. Ein Mann, der einen beladenen Maulesel treibt, dirigirt ihn eher dahin, wo die Straße ganz voll und gedrängt ist, als wo sich ein leerer Raum findet. Die gute Seite dieser Eigenschaft zeigt sich in der großen Ausdauer des Türken; er ist nüchtern und es ist ihm einerlei, wenn es ihm schlecht geht; Hunger, Elend, Bedrückung machen keinen Eindruck auf ihn, auch Grobheiten hört er ruhig mit an. Er sagt: es stand geschrieben, daß ich es ertragen sollte. Mag man es Trägheit oder Ausdauer nennen — keinenfalls ist diese Eigenthümlichkeit dem Fortschritt sehr günstig. Selbst in Konstantinopel kann man kaum zu Fuße und fast gar nicht mit einem Wagen über die Straße kommen; weder Chausseen noch Feldwege gibt es im Lande; es gibt mehr Hunde als Menschen, weite Strecken sind unbewohnt, die Bevölkerung wird immer dünner, aber auf jedem Vorgebirge des Bosporus steht ein Palast des Sultans. Die Christen sind bereits in manchen Districten zahlreicher als die Türken und werden es bald im ganzen Reiche sein. Zuweilen sterben ganze türkische Dörfer aus. Die Armee verschlingt eine ungeheure Menge von kräftigen Männern, von denen man nie etwas wieder hört. Auch häusliche Verbrechen, wie Vergiftungen der Frauen, kommen nie ans Licht, werden aber sehr häufig begangen; ebenso gewöhnlich ist Kindermord; die Türken wollen keine großen Familien haben; zwei, höchstens drei Kinder finden sie ganz ausreichend. Vor der überlegenen Thätigkeit der Rajahs verschwindet der Türke; diese stiften Verbindungen und schießen einen gemeinschaftlichen Fonds zusammen, um sich gegen Unbilden zu wehren, sodaß, wenn einer unter ihnen irgendwie angegriffen wird, er weit größere Geldmittel zu seiner Disposition hat, um Zeugen zu kaufen und Richter zu bestechen als sein Gegner. Dagegen kann der Türke nicht aufkommen; er vernachlässigt die Felder, baut keine Wege, und der einzige Weg, welcher in der Türkei existirt, ist in der That der zum Verderben. Die Regierung thut gar nichts. Zwanzig Jahre lang hat sie den Gegenstand in Erwägung gezogen, Wege versprochen, Pläne dafür entwerfen lassen, Geld dafür erhoben, aber nichts gethan. Vor einiger Zeit sollte ein Weg von der Küste nach Brussa gemacht werden; der Pascha erhob jahrelang dafür Steuern von den Einwohnern, bis diesen der bloße Name des Wegs ein Greuel wurde; aber es geschah nicht das Geringste. Senior erzählt auch eine hübsche Geschichte von der Straße, welche von Trapezunt nach dem Euphrat hin gemacht werden sollte, und zu deren Erbauung Lord Stratford de Redcliffe die Türken mit großer Mühe beredet hatte. Die Russen merkten sofort,

daß diese Straße den Handel der Türkei mit Persien von der gegenwärtigen Linie durch Tiflis und Georgien abwenden würde und beschlossen daher, die Erbauung der Straße zu verhindern. Sie schickten somit eine ihrer Creaturen nach Trapezunt, um die Sache in die Hand zu nehmen, und versprachen ihm allen Schutz, wenn er die Errichtung der Straße hintanhalten würde. Dieses Individuum blieb zwei oder drei Jahre in Trapezunt, sorgte dafür, daß nicht mehr als zwei bis drei englische Meilen von der Straße gemacht wurden, steckte alles übrige Geld in die Tasche und kam zurück, als die ganze Sache eingeschlafen und vergessen war. So sind die ungeheuern Hülfsquellen des Landes verhältnißmäßig nutzlos. Vor einiger Zeit schlug die Krappernte in Frankreich fehl; sofort verdoppelte sich die Ausfuhr des Krapps aus Smyrna, wodurch der Verlust ganz gedeckt wurde. Gäbe es nur Straßen, so könnten die smyrnaer Kaufleute den französischen Krapp ganz aus dem Markte verdrängen. In einem reichen und fruchtbaren Lande leiden die Türken das Schicksal des Tantalus, der das Wasser nicht trinken konnte, welches an seine Lippen reichte.

Die Einmischungssucht der fremden Consuln und Gesandten in alles und jedes ist nicht die geringste Plage, von welcher die Türkei heimgesucht ist. Jeder Großvezier und überhaupt jeder türkische Beamte hat seine ausländische Partei und Gegenpartei; die erstere sucht seine Administration zu ihrem Vortheil zu leiten, die letztere wendet alle Hebel an, ihn zu stürzen. So hat man denn die Türkei nicht mit Unrecht dem Patienten verglichen, der an drei Aerzten und zwei Apothekern starb. Das Land ist eben ein Kriegsschauplatz oder vielmehr ein Fechtboden, auf dem siebzehn Gesandtschaften einander in den Haaren liegen und auf Kosten der Türkei sich miteinander balgen. Ist der Großvezier So und So im Amt, so versucht der französische Gesandte ihn zu stürzen; übernimmt ein anderer das Portefeuille, so bietet der englische Gesandte alles auf ihn zu ruiniren. Am meisten Einfluß haben die Engländer, die Franzosen und die Russen. Die Russen werden von dem griechischen Element, die Franzosen von der lateinischen Geistlichkeit, und die Engländer von den Ackerbauern und Handelsleuten unterstützt. Im ganzen haben die Engländer seit dem Krimkriege an Einfluß im Orient gewonnen. Die Russen werden jetzt mehr gehaßt und weniger gefürchtet. Die Franzosen zeigten sich durchweg unverschämt und übten beständig Bedrückungen aus; die Engländer waren höflicher und bezahlten sehr gut. So hat denn, obwol Frankreich in dem Kriege eine bedeutendere Rolle spielte als England, doch das letztere mehr Ansehen bei den Türken gewonnen, theils weil die Engländer höflich und freigebig waren, besonders aber auch, weil die Türken mehr von Flotten halten als von Armeen, und endlich weil die englische Politik in Konstantinopel von

einer festern Hand geleitet wurde als die französische. Senior legt viel Gewicht darauf, daß, obwol die Franzosen für gewöhnlich sich bei fremden Völkern leichter beliebt zu machen verstehen als die Engländer, sie doch bei den Türken wenig Gnade gefunden haben. Die Römer z. B. mögen die Franzosen gern leiden, obwol sie dort den gehässigsten Dienst versehen; dies rührt aber daher, daß die französischen Soldaten, obwol die Disciplin sie zwingt, die Tyrannei des Papstthums aufrecht zu erhalten, es doch in ihrem Herzen hassen, gerade wie es die Römer selbst thun. Außerdem sind Franzosen und Römer von derselben Rasse und Religion und unterscheiden sich auch in der Civilisation nicht allzu sehr voneinander. In der Türkei aber kamen die Franzosen mit einer herrschenden Rasse in Berührung, die ebenso stolz und eingebildet war wie sie selbst, und in kleinen und großen Dingen, in Gewohnheit, Sitte, Gefühl, Moral — kurz allem von ihnen gründlich verschieden war. Alles was ein Türke thut und sagt, oder denkt oder unterläßt, erregt in den Franzosen Ekel und Verachtung; so auch in den Engländern, aber der Engländer verheimlicht seine Verachtung besser und reibt sie dem Türken nicht geradezu unter die Nase, während der Franzose seine Ueberlegenheit und Unähnlichkeit bei jeder Gelegenheit förmlich zur Schau trägt. So errichteten die Franzosen ein Orchester auf einem Kirchhof, kamen mit schmuzigen Stiefeln in die Moscheen, rannten betrunken in den Straßen von Stambul herum. Ein Lastträger, der mit dem Kopf voran unter seiner ungeheuern Last dahinkeucht, ist den Türken heilig; jeder geht ihm aus dem Wege; man weiß, daß ein leichter Stoß ihn umwirft und wenn er gefallen ist, fällt es ihm ausnehmend schwer wieder aufzustehen. Nun machten sich die Franzosen immer einen besondern Spaß daraus, solche Leute hin- und herzustoßen. Sie prügelten die, welche ihnen in den Weg kamen, warfen mit Steinen nach den Hunden, schlugen Namen an die Straßen und Nummern an die Häuser. Engländer waren nicht in solchen Mengen da, ihre Leute hatten eine bessere Disciplin, die Offiziere waren aus höherm Stande, ihre Kälte und Würde war mehr türkisch. Obgleich sie auch, wie alle Europäer, die Türken aufs tiefste verachteten, hielten sie sich doch nicht für verpflichtet, beständig zurecht zu weisen. Sie ließen sie nach ihrer eigenen Façon zum Teufel gehen; und was wahrscheinlich auch sehr schwer in die Wagschale fiel, sie hatten mehr Geld auszugeben und gaben es schneller aus als die Franzosen. Sicher ist so viel, daß sie einen guten, und die Franzosen einen abscheulichen Ruf hinterlassen haben.

Die wahre Quelle der Uebel, worunter das Reich leidet, ist die Bestechlichkeit der Regierungsbeamten; sie ist ganz allgemein und zeigt, daß die höhern Klassen vollständig ihre Selbstachtung verloren haben, an der Zukunft verzweifeln und blos auf unmittelbaren und augenblicklichen

Vortheil bedacht sind. Fast die ganze Einnahme der Beamten rührt aus Bestechung her. Einer von diesen Herren äußerte gegen unsern Autor: ich möchte gern ehrlich sein, aber ich könnte meine Stelle keinen Monat behalten, wenn ich nicht meine ganze Umgebung und eine Anzahl von Leuten in Konstantinopel bestäche; hörte ich auf dies zu thun, so würde ich bald verleumdet, entlassen, geplündert werden, vielleicht sogar die Bastonnade bekommen. Dann muß ich mir doch auch etwas für die Zeit zurücklegen, wo ich mein Amt verliere. Wie könnte ich alles das von meinem Gehalte bestreiten? Der erste Gerichtsbeamte (Kadi) in Tripolis bekannte, daß er in seinem ersten Amtsjahre 10000 Beutel (etwa 350000 Thaler) von den Subalternen erhalten habe, welche er anstellte oder in ihren Stellen ließ. Der Finanzminister in Tripolis hat eine Einnahme von fast zwei Millionen; die Hälfte davon behält er für seinen persönlichen Gebrauch, und schickt die andere Hälfte an die türkische Regierung — eine so geringe Summe, daß, um die Kosten der lokalen Verwaltung zu bestreiten, jährlich eine bedeutende Summe aus dem Centralschatz gezahlt werden muß. Das System ist ganz mit der türkischen Natur verwachsen. Sobald jemand Minister oder Gouverneur wird, so rennen alle seine Verwandten und die Verwandten seiner Verwandten, sämmtliche Lotterbuben aus seinem Geburtsorte herbei, um sich unter sein Protectorat zu stellen. Er antwortet: Bakalum Ieschallah, d. h. wart ein wenig, vielleicht werde ich für dich etwas thun können. Inzwischen tragen sie seine Pantoffeln, stopfen ihm die Pfeife, folgen ihm überall, lungern im Hause herum und bilden seinen Anhang. Sie erhalten keinen Lohn, aber es fallen Bissen für sie in der Küche ab, sie bekommen Trinkgelder von Besuchern, bis sich eine Gelegenheit für sie darbietet, sie Kadis oder Polizisten werden, sich allmählich ihren Weg in die Höhe stehlen oder bestechen, und schließlich eine Tochter oder Schwester des Sultans heirathen. Alles dies ist ganz verrottet und kein Land der Welt könnte sich dabei halten. Am nöthigsten wäre es wol, diejenige Clausel des Hat-i-Humayun zur Geltung zu bringen, welche eine Revision der Gehalte verspricht. Leute, welche ein Urtheil über die Verhältnisse haben, sagen, daß, wenn die Steuern direct und von ehrlichen Leuten gesammelt würden, die Staatseinkünfte den doppelten Ertrag liefern müßten. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge fallen die Steuern den Einnehmern zur Beute, und was die Regierung davon erhält, wird blos ausgegeben um die Extravaganz und Jobberei nur noch zu vermehren. Die Steuern welche wirklich einlaufen, nachdem alle Individuen, durch deren Hände sie gegangen sind, möglichst viel davon gestohlen haben, betragen etwa 60 Millionen Thaler. Davon nimmt der Sultan für sich so viel er will, gewöhnlich etwa fünfzehn Millionen Thaler, und selbst das reicht

noch nicht hin, seine Ausgaben zu decken, da er immer noch fortfährt, neue Paläste sich bauen zu lassen, welche mit Vergnügen blos von den russischen Fürsten angesehen werden, die nämlich bald darin einzuziehen gedenken. Würden die Finanzen nur einigermaßen verständig verwaltet, so müßte sich die finanzielle Lage der Türkei bald bessern. Die Staatsschulden sind nicht groß, die Einkünfte können außerordentlich erhöht werden, aber man verschleudert sie gegenwärtig auf unverantwortliche Weise. Der Sultan hat sich durch den Hat-i-Humayun bereit erklärt, sich auf eine Civilliste zu beschränken und seine Ausgaben zu veröffentlichen. Wenn er dies thun und sich auf etwa zehn Millionen Thaler beschränken wollte, was mehr ist als irgendein anderer europäischer Souverän hat, seine Leidenschaft für das Bauen von Palästen fahren und sich die Rechnungen zeigen ließe, so würde das Land bald in die Höhe kommen.

Als Senior aus der Türkei nach Griechenland kam, fand er dort ziemlich analoge Verhältnisse: eine sehr dünne Bevölkerung, keine Straßen, keinen Landbau, dasselbe Scheingerichtsverfahren, dieselbe Verderbtheit der Regierung, kurz eine abscheuliche Wirthschaft; trotzdem suchte ihm jedermann zu beweisen, daß zwischen beiden Ländern ein großer Unterschied bestehe. Griechenland soll sich nämlich heben, während die Türkei immer tiefer sinke und unrettbar verloren sei, wenn nicht eine kräftige Hand sie vor dem Abgrunde bewahrt. Vor zwanzig Jahren, so sagen diese Parteigänger des griechischen Wesens, war Griechenland eine Wüste, während die Türkei damals viel reicher und besser stand als jetzt. Gegenwärtig stehen beide Länder auf ziemlich gleichem Niveau, aber in zehn Jahren werde Griechenland weit über die Türkei hinausgekommen sein. Als Wordsworth Athen besuchte (im Jahre 1832), enthielt diese Stadt kaum ein halbes Dutzend bewohnte Häuser; jetzt gibt es daselbst 36000 Einwohner in 5000 Häusern. Senior gibt uns viele interessante Details über das tyrannische System der Besteuerung, den Mangel an municipaler Freiheit, die Betrügerei und Straßenräuberei, sowie über die Armuth, Unterwürfigkeit, Pedanterie und Verderbtheit der Bureaukratie. Wir empfehlen diesen Theil seines Buchs der augsburger „Allgemeinen Zeitung", welche vielleicht dadurch von ihrer an Blödsinn grenzenden Bewunderung für das theuere Griechenland zurückkommen wird. Das griechische Volk neigt sich ganz zu den Russen hin, nicht etwa weil es mit den Russen sympathisirt, sondern weil es glaubt, die Russen benutzen zu können. Die Griechen verlassen sich auf ihre eigene Schlauheit und auf die Dummheit der Russen und denken, daß nichts leichter sein werde als die Russen, nachdem man mit ihrer Hülfe Thessalien, Epirus, Macedonien, vielleicht auch Konstantinopel für das griechische Reich erobert habe, über Bord zu werfen.

Indessen dürften sie dabei doch ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Was schließlich den allgemeinen Eindruck anbetrifft, welchen man über die Türkei erhält, so läßt sich eigentlich nicht sagen, daß er vollständig entmuthigend sei. Allerdings sieht man die Türken aussterben, das Land ist auf weite Strecken ungepflügt; es gibt keine Straßen, das Leben und Eigenthum ist durch ein Gerichtssystem von der fabelhaftesten Grausamkeit, Käuflichkeit und Dummheit beschützt oder vielmehr bedroht; die Büreaukratie ist von der niedrigsten Sorte und existirt durch Bestechung, Diebstahl, Kniffe und Pfiffe. Alles dies ist sehr schlimm; wo aber die Uebel so offen am Tage liegen und die Heilmittel anscheinend so einfach sind, ist es schwer zu glauben, daß die Krankheit incurabel sein solle. Die Eifersüchteleien und die Einmischungssucht der verschiedenen Gesandtschaften sollten zuerst einmal definitiv aufhören, und dann sollte man ernstlich versuchen, den Hat-i-Humayun auszuführen. Dies geschieht nicht, weil es unmöglich ist, ihn auszuführen, sondern blos, weil der Türke eine faule Bestie ist und keine Veränderung annehmen will, ohne dazu gezwungen zu sein.

Historische Volkslieder in Böhmen.

Von

Alfred Waldau.

Böhmens Reichthum an poetisch und musikalisch reizenden Volksliedern ist bekannt. Wie bei den meisten slawischen Völkern, welche in ihrer Kunstpoesie noch keine sogenannte classische Literatur besitzen und, verglichen mit andern europäischen Völkern, an einzelnen epochemachenden Dichtern arm sind, die vollpoetische Goldquelle der Volkspoesie am reichlichsten sprudelt, so ist es auch in dem schönen grünen Czechenlande. Unter den politischen und socialen Stürmen, welche das Czechenthum so lange Jahrhunderte bedrängten und niederdrückten, konnte keine großartige classische Literatur emporblühen, ja auch heute bedingt fremder Einfluß die nationale Kraft der Czechen. Allein die Hütten wissen wenig von solchem Drucke; die grünen üppigen Ufer der Moldau und Elbe, die hochromantischen Waldgegenden des Böhmerwaldes, die pittoresken Landschaften des Riesengebirges beherbergen fort und fort die Kleinodien der czechischen Literatur, jene unzähligen prächtigen Volkslieder, die in ihrer fortwährenden lebendigen Fortpflanzung dem Winde gleichen: man empfindet wol seinen frischen, kräftigenden Hauch, aber man weiß

nicht, woher er kommt und wohin er geht. Welch eine Fülle von Lieblichkeit und Innigkeit, von phantasiereichen Combinationen und originellen Motiven, von überraschenden Metapherornamenten in einfacher Architektur! Mögen sich auch die czechischen Volkslieder nicht zu der kolossalen Tragik und wilden Energie der skandinavischen Skaldenlieder erheben, mögen sie auch nicht die tiefrührende Melancholie der altschottischen Balladen oder die Romanzenplastik der spanischen Volksliederperlen besitzen, mögen sie auch nicht die Perspective in die Sphäre des Unendlichen eröffnen wie die deutschen Volksgesänge: sie bleiben dennoch äußerst interessante, den phantasiereichen, mit scharfer Logik und gewandter Dialektik ausgestatteten, und dabei doch so naiven, verliebten, frommen Volkscharakter in allen seinen Nuancen und Modificationen treu abspiegelnde Erscheinungen, die auch dem Fremden die freundlichste Hochschätzung abgewinnen müssen.

Bekannt ist nun auch die Meinung, daß im Gegensatz zu den lyrischen Schätzen das historische Element in dem Blumengarten der czechischen Volkspoesie gar nicht oder nur sehr schwach vertreten sei. Selbst der berühmte böhmische Dichter und Volksliedersammler Čelakovský hat dieses Urtheil ausgesprochen, und doch weist eine sorgfältige Forschung nach, daß auch das historische Volkslied in Böhmen eine Pflege gefunden habe, wenn auch durchaus nicht eine solche allgemeine, glänzende, wie sie dem serbischen Volksliede zu Theil ward und noch wird, das, orientalische Glut und griechische Plastik vereinend, mit dem halb kriegerischen, halb melancholischen Geiste, den es athmet, den tiefsten Grund der Seele aufregt und die jahrhundertelangen wildromantischen Kämpfe der Südslawen gegen ihre türkischen Unterdrücker den aufhorchenden Enkeln ins Gedächtniß zurückruft.

Wol ist auch Böhmens politische Geschichte an Kriegsstürmen, ja selbst an großartigen, zu epischer Darstellung wahrhaft erhebenden und begeisternden Ereignissen reich; aber seit dem fernsten Momente, bis zu welchem das Gedächtniß des böhmischen Volksgesanges zurückreicht, waren die Gedanken des Volks vorwiegend auf seine gesellschaftlichen, moralischen und religiösen Zustände gerichtet, welche bei ihrer Unbeliebtheit und bald auch bei ihrer wachsenden Verderbniß eine allgemeine Sehnsucht nach einer großen, durchgreifenden Reformation wach riefen. Eine solche Stimmung und Richtung förderte wol Meditationen, Satiren und Spottverse zu Tage, dann auch bunte Beschreibungen von auffallenden Naturerscheinungen, Kometen, Erdbeben, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen und Wunderbegebenheiten, welche dem legendarischen, allegorischen und wundersüchtigen Zeitgeschmacke entsprachen, aber nicht großartige epische Gesänge, deren Gedeihen auch — hier wie überall — die neuerfundene Buchdruckerkunst einen wesentlichen Eintrag that, indem sie

die ausführlichere prosaische Erzählung und Besprechung historischer Ereignisse und Zustände begünstigte.

Dennoch hat, wie schon gesagt wurde, auch Böhmen seine historischen Lieder; allein man darf nicht erwarten, sie wie die Volkslyrik in traulichen Spinnstuben, unter den abendsonnigen Dorflinden, in harzduftigen Waldungen, auf goldgelben Saatgefilden und grünen Wiesen voll lieblicher Melodie ertönen zu hören — nein! Wer das Verlangen nach ihrer Bekanntschaft im Herzen trägt, der muß zu alten, staubbedeckten Flugblättern, zu kaum lesbaren, vergilbten Handschriften greifen — dort liegt das böhmische historische Volkslied so gut wie begraben

Das sind die trockenen Blätter eines Baumes, der vielleicht in frühern Jahrhunderten mit lieblich duftenden Blüten überschneit war; aber die vielen wilden politischen und religiösen Waffenstürme haben den markigen Stamm gespalten, gebrochen, haben seine Blätter und Blüten weggerissen, zerpflückt, verweht, und nur weniges davon hat sich in schirmenden Felsspalten für eine spätere Generation erhalten können! Das 17. Jahrhundert vornehmlich war Zeuge dieser herben Verluste, jenes Jahrhundert, wo nach den schrecklichen Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges in Böhmen eine förmliche Revolution in Sitten, Gebräuchen und Ortseinrichtungen vor sich ging, da Tausende und Tausende von Dörfern in Schutt und Asche lagen, und die Leute in zerstreuten Haufen, als Flüchtlinge und Bettler, wie gehetzte Thiere umherzogen. Der deutsche Einfluß nahm, ungeachtet vielfacher hartnäckiger Opposition, reißend überhand, und durch ihn mochte auch, von vielen andern Verlusten ganz abgesehen, der romantisch-slawische Typus der Volkspoesie vieles von seinem ursprünglichen Glanze verloren haben.

Aber um so höher soll nun die Nation die Ueberreste ihrer epischen Volkspoesie schätzen, als theure, wehmüthige Erinnerungen an die Zeiten, wo so namenloses Weh über das Czechenland hereinbrach, wo so viel Haß und Verfolgung das arme Czechenvolk traf, daß dessen Sprache fast aus dem Verzeichniß der lebenden Sprachen gestrichen zu werden drohte, und die Widersacher dem ersterbenden Volksstamm schon das Todtenglöcklein läuteten! Aber es ward anders....

Bisher jedoch hat man dem historischen Volksliede in Böhmen nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit zugewendet; die einzelnen Flugblätter geriethen bald in Verschollenheit, und nur zwei oder drei czechische Zeitschriften haben eine kleine Anzahl historischer Lieder nach alten Handschriften in ihren Spalten veröffentlicht. Man war meistentheils der Meinung, daß diesen Liedern ein geringer poetischer Gehalt innewohne. Es ist wahr, sie erheben sich bei weitem nicht zu dem hochtragischen Pathos und der energischen Gedrungenheit, zu der glühenden Farbenpracht und dem spannenden Situationsreichthum der serbischen und

russischen Heldengesänge in ihrer classischen Schönheit; sie können sich nicht wie die südslawische Nationalpoesie einer tiefinnern geistigen Verwandtschaft mit der Urform der „Iliade“ und „Odyssee“, der griechischen Rhapsodie nämlich, rühmen: gar häufig leiden sie an prosaischer Nüchternheit und ermüdender Weitschweifigkeit, sind oft nicht viel mehr als versificirte Schlachtberichte und machen nie auf die Seele des Hörers einen Eindruck, wie ihn etwa ein Nachhall von David's oder Ossian's Harfe in seiner düster prächtigen Herrlichkeit erzielt. Dennoch haben sie sowol in politischer als in ethischer Hinsicht eine nicht geringe Bedeutung für die Kenntniß des böhmischen Volks, in dessen Weltanschauung und Moral sie manchen hellen Blick gestatten, dessen politische Zustände sie beleuchten, freilich nicht wie sie der Diplomat, sondern wie sie das Volk selbst auffaßt.

Ueber die Genesis und das Alter der einzelnen Lieder können keine Zweifel herrschen. Gemäß der Natur des epischen Gesanges können die einzelnen Lieder nicht jünger sein als die in derselben zur Sprache gebrachten Ereignisse: denn ohne den der That unmittelbar nachfolgenden Gesang geht die Kunde von derselben für das lebende Bewußtsein des Volks bereits in der ersten Generation verloren. Allorten folgt der verkündende Gesang der gewordenen That beinahe auf der Ferse nach.

Und so biete ich nun in chronologischer Reihenfolge nachstehende kleine Anthologie aus den czechischen historischen Volksliedern, die mir als gedruckte Flugblätter oder ältere Handschriften zu Gebote standen. Da sie ohnehin nicht zum Gesange sind, so habe ich es, meinem Princip entgegen, diesmal nicht für eine Nothwendigkeit angesehen, Form und Rhythmus der Originale getreu beizubehalten; ich habe selbst den Reim aufgegeben, und nach dem mustergültigen Vorgange Goethe's und der Talvj in ihren trefflichen Uebersetzungen der serbischen Heldenlieder für sämmtliche Gedichte den gewiß sehr passenden fünffüßigen Trochäus gewählt. Auch habe ich alles Ueberflüssige und Wiederholende sorgfältig ausgelassen, sonst aber getrachtet, die Gedankentreue möglichst genau einzuhalten.

Die Schlacht bei Mohacz.

(1526.)

Hatten unter König Ludwig's Herrschaft
Sich die Heiden abermals erhoben,
Plünderten gar viele Städt' und Schlösser,
Thaten großen Schaden an dem Ungarlande.
Dies betrübte sehr den jungen König,
Boten sandt' er aus im ganzen Lande,
Die zum Kriege alles Volk aufflammten,
Denn die Bischöf', allzeit treu dem König,
Riethen ihm gar sehr zum Türkenkriege.

Gerne folgt der König ihrem Rathe,
Nahm gar traurig Abschied von der Kön'gin. —
Als die Ungarn in den Krieg auszogen,
Flammten sie in wilder Kampfbegierde,
Die der König wol zu zügeln suchte.
Doch nicht achteten sie seine Mahnung,
Brauchen nicht den Beistand fremder Scharen:
Führ' uns also in die Schlacht, o König! —
Als sie schon den Türken nahe standen,
Hörten sie von ihrer großen Streitmacht;
Und die Czechen sprachen zu den Ungarn,
Sprachen so die edlen Herren Kutnur,
Jakob Kyšperský und Buštěhradský:
„Höret doch auf unsern jungen König,
Und erwartet noch die andern Streitkräft'!"
Dies gefiel dem König. „Also sei es!"
Doch darob erzürnten sehr die Ungarn,
Und dem König ließen sie vermelden:
„König, wir verharr'n bei unserm Willen!"
Und der König mußt' sich rathlos fügen,
Und gar traurig sprach er zu den Seinen:
„Bringt mir mein Visir und die Muskete,
Und zum Angriff laßt das Zeichen geben;
Ich selbst will mich an die Spitze stellen —
Gott, sei mir der Hort in diesem Kampfe!"
Und es stand auf Herr Jakob Kyšperský,
Rief mit starker Stimme: „Hört, ihr Fremden,
Nicht wir nöthigten zur Schlacht den König,
Solches ist allein das Werk der Ungarn!"
Und schon wälzten sich zum Kampf die Haufen,
Stürzten sich mit Ingrimm auf den Heiden,
Sorgten nicht um ihren jungen König,
Der nicht aus dem Kampfe wiederkehrte —
Gott nur weiß es, was aus ihm geworden!
Ach, die Ungarn haben es verschuldet,
Daß so viele hier ums Leben kamen,
Und die Heiden jubelten unbändig,
Als das Christenheer sie überwanden!

Der Tod des Generals Götz.

(1645.)

Götz, der General, zog gegen Jankov,
Wohlgefaßt, um auf den Feind zu stoßen,
Hans de Werth, der zog an seiner Seite.
Jedermann im Heer lechzt' nach dem Kampfe,
Als man stand beim Dorfe Ratměřice.
Sonntag Abends kam's noch zu Scharmützeln,
Und auf beiden Seiten ritten kleine
Streifzüg' hin und her voll Kampfbegierde;

Erst als sich die Dämm'rung niedersenkte,
Hörte auf das Schießen und das Fechten.
Montags, als die liebe Sonne aufging,
Aus den Bergen blies man zur Erhebung,
Weithin schallten Trommeln und Trompeten.
Götz, der General, stand an der Spitze,
Rief zum Kampf aufmunternd: „Meine Treuen!
Jeder thu', was sein Beruf erheischet,
Halt' bereit die Waffe, schlag' sich tapfer!
Ich, solang' die Seel' dem Leibe inn'wohnt,
Will, kein Opfer scheuend, tüchtig dreinhaun;
Besser ist es, in der Schlacht zu fallen,
Als das Herz des alten Weibs zu haben
Und auf feigen Rückzug nur zu sinnen!" —
Schön ist heut' der Tag, warm scheint die Sonne;
Da beginnt das Schießen, daß die Erde
Zittert, Menschen schreien, Rosse wiehern.
Wald und Felder hält besetzt der Gegner:
Hans Werth setzt ihm wacker zu, und Reichfeld
Ueberwältigt dessen Escadronen —
Doch ach — da ist Götz dem Tode nahe!
„Jesus Maria, meine Seel' empfehl' ich
Eurem Schutze an; in deinen Himmel
Nimm, Gott, auf die Seelen meiner Krieger,
Welche heut' mit mir ihr Blut vergießen!
Stets bin meinem Herrn ich treu gewesen,
Doch jetzt macht der Tod ein Ende allem!
Nicht wohl hast du, meine liebe Leibschar,
Mich beschirmet in dem ersten Treffen:
Tief ist meine Wunde, und ich sterbe
Hier bei Jankov, mit mir viele andere —
Möge Herrgott selbst die Schlacht nun lenken!" —
Rastlos feuert man von beiden Seiten,
Bald ist diesen hold das Glück, bald jenen,
Bis es sich zum Feind, zum Schweden, neiget!
Ach, wie mancher Edelmann voll Kühnheit
Mußt' sein junges Leben hier einbüßen!
Die jankover Felder sind mit rothen
Lachen dicht bedeckt, mit Leichenhaufen,
Arg zerstampft von flieh'nden Pferdehufen!
Ach, wie würde manche Mutter weinen,
Wenn sie ihren edeln Sohn da sähe,
Wie so kläglich er verlor sein Leben!

Die Gefallenen von Jankov.

(1645.)

Trauerklänge muß ich nun anstimmen,
Muß das falsche Wechselglück anklagen,
Das so viele grausam stürzt in Trübsal:

Gold und Silber hatte es verheißen,
Und hernach dafür nur Blei geboten!
Ach, wie viele tapf're Helden haben
Jüngst bei Jankov eingebüßt ihr Leben!
Götz, der kühne Feldherr, war der erste,
Den dort tödlich traf die Eisenkugel.
Der erlauchte Graf Broy, entschlossen
Stets, für Kaiser Ferdinand zu sterben,
Heeraufmunternd, siegverheißend hat er
Seine Treu' dort mit dem Tod besiegelt.
Piccolomini auch fiel in dieser
Mordschlacht, er, das Musterbild des Kampfmuths.
Also starb auch General Graf Hatzfeld,
Der da ritt von einer Schar zur andern,
Ueberall anspornend, freundlich tröstend,
Bis er von den Feinden ward gefangen,
Und sein Heldenherz durchstach das Stahlschwert!
Hans de Werth, der kampferfahr'ne Ritter,
Harrte aus im stärksten Kugelregen,
Der da rechts und links kam von den Bergen:
Furchtbar hallt der Donner der Geschütze,
Groß ward in den Reihen die Verwirrung,
Und die Scharen wichen, arg gelichtet!
Rings im Felde lagen die Erschlag'nen,
Wer sie bluten sah, der mußte weinen.
Wer sollt' nicht die Edelherr'n beweinen,
Die des Krieges Göttin bracht' ums Leben?
Wie viel Fußvolk, wie viel schmucke Reiter
Mußten hier dem Todesstahl erliegen —
Gott, schenk' ihnen deinen Himmelsfrieden!
Doch, du Glück, wie bist du wetterwendisch
Bist so treulos, wer kann dir wol trauen?
Unverhofft gräbst allen du die Grube!

Der Friede von Karlowitz.

(1699.)

Freue dich, ja freu' dich, Land der Czechen,
Denn ich bringe eine schöne Kunde;
Städte, Dörfer, Edelherr'n, Gemeine,
Seht, vorüber sind die bösen Zeiten:
Ich verkünd' den Frieden mit dem Türken,
Der uns gar viel Blut gekostet hatte.
Ward in Karlowitz der heil'ge Frieden
Zwischen Seiner Majestät dem Kaiser
Und der Hohen Pforte unterschrieben!
Offen steht das Grab des Heilands wieder,
Treuer Christ, du kannst dahin frei pilgern,
Und nichts Schlimmes brauchst du zu befürchten.

Heimwärts gehen die gefang'nen Christen
Auf Befehl des Ottomanenkaisers:
Denn die Pforte, ehedem so grausam,
Wünscht kein Blutbad mehr, nur Frieden, Eintracht!
Schießet aus Karthaunen und aus Mörsern,
Lasset die Trompeten schön ertönen,
Durch drei Tage, durch drei Nächte lasset
Auf den Bergen Freudenfeuer lodern,
Denn des Krieges Qualen sind zu Ende,
Sind zu End' die vielen tausend Seufzer!
Deine Felder, Gärten, deinen Weinberg
Kannst du Landmann wieder froh bebauen;
Wand'rer, wieder könnet Ihr durch alle
Schönen Städte frei und fröhlich pilgern!
Freut euch deshalb, zollet Dank dem Herrgott,
Sprechet: „Ruhm und Preis sei dir, o Herrgott!
Fünfzehn Jahre hat der Krieg gedauert,
Im sechzehnten schenktest du den Frieden!"
Fallet auf die Kniee vor Marien,
Dieser Strahlensonne, daß den Halbmond
Gnädig sie bewog zum schönen Frieden!
Welche Freude hat nun unser Kaiser,
Unser Leopold, hoch soll er leben!
Gönn' ihm Gott noch lange zu regieren!

Der Brandenburger.

(1757?)

Allen banget vor dem Brandenburger,
Bald sieht Böhmen oder Mähren Schlachten:
Sie, die Königin der Ungarn, uns're
Böhmische Gebiet'rin, heißet ihrem
Heer, schlagfertig ihres Rufs zu harren. —
Eifrig werben sie zu den Husaren,
Trommeln rasseln und Trompeten schmettern,
Und dazwischen tönen Abschiedsrufe:
Leb' wohl, Väterlein, ich küss' das Händchen
Dir, ich wünsch' dir dauernde Gesundheit!
Deine Wangen näßen sich mit Thränen,
Du, mein Mütterlein, du schmerzerfülltes,
Wein' nicht, überlass' mich Gottes Obhut!
Lebet wohl, ihr Brüder und ihr Schwestern,
Und verzeiht mir, wenn ich euch je kränkte,
Ach, ich bitt' darum um Gotteswillen!
Denn schon kam mir der Befehl zum Ausmarsch,
Und ich weiß nicht, ob ich wiederkehre:
Kann ja leicht in Feindeshänd' gerathen,
Kann ja leicht sogar erschlagen werden.
Kugeln sausen dort wie Bienenschwärme,
Schonen nicht den Herzog, nicht den Grafen,
Weder Generäl', noch Kapitäne:

Jeglichen begrüßt der Brandenburger
Mit Kanonen, mit Kartätschenschüssen! —
Lärm, Trompetenschall erfüllt die Gasse,
Ach, das ist das Zeichen zum Abzuge!
Und so muß auch ich von dannen ziehen,
Seht mich an, schon sitz' ich hoch zu Pferde —
Lebt denn wohl, ihr lieben treuen Freunde,
Euch bleib' stets ich zugethan in Liebe;
Gäb' es doch ein glücklich Wiedersehen!

Laudon.

(1790.)

Laudon scheidet von uns, unser Feldherr,
Und versetzt sein Heer in tiefe Trauer;
Ach, er scheidet wie die schöne Sonne,
Denn der Tod hieß seine Thatkraft stillstehn.
Nun, so ruhe sanft, du starker Recke,
Daß in einer andern Welt dein Leben
Sich verjüng' zu neuer Schönheit!
Einem ritterlichen Stamm entsprossen
Hattest schon in zarten Jugendtagen
Wohlgefallen du am Kriegerstande.
Zarin Anna hat dich eingeladen,
Als sie mit den Polen stand im Kriege:
Da gewann sie Dänemark durch deinen
Beistand und den Kampfmuth der Kosacken.
Führtest Kämpfe auch mit den Franzosen,
Deine ganze Stärke hast du dort bewiesen,
Hast dort dein vortrefflich Schwert geschliffen,
Und dein Name ward dort groß und glänzend!

Die Schlacht bei Aspern.

(1809.)

Freut euch Männer, Junggesellen, Kinder,
Eine gute Nachricht ist gekommen!
Frauen, Mädchen, ihr verlass'nen Schäfchen,
Laßt das Weinen, kommt zu uns und höret:
Unser Feind Napoleon, der unser
Schönes Vaterland verwüsten wollte,
Ueberschritt im Mai bei Wien die Donau,
Festentschlossen, unser Heer, nach Einem
Schlag zersplittert, in die Flucht zu jagen.
Solches ward bekannt dem Prinzen Karl,
Und er sammelt seine tapfern Scharen,
Und er ordnet sie zum Kampf, zum Angriff. —
Am Pfingstsonntag war Herr Gott uns gnädig,
Und uns ward ein großer Sieg zu Theile:
Mit Erschlag'nen war bedeckt die Wahlstatt,
Viel Franzosen wurden zu Gefang'nen,

Viele wurden in den Strom getrieben,
Und ertranken dort, zur Warnung allen,
Viel verlor der Feind auch an Kanonen. —
Andern Tags gedachte Bonaparte
Den Verlust von gestern gut zu machen,
Denn Prinz Karl hatte die Schiffbrücken
Mittelst bösem Feuer ihm vernichtet,
Und nun wollt' sie jener neu herstellen,
Griff nochmals zum Schwert — um fliehn zu können.
Furchtbar dröhnten morgens die Geschütze,
Doch nichts half ihm Reiterei und Fußvolk,
Ward beim Angriff in die Flucht geschlagen,
Und die Donau füllte sich mit Leichen.
Und besonders war's die böhm'sche Landwehr,
Die dort mit dem Muth der Löwen kämpfte,
Traun, ein Musterbild von Kraftausdauer!
Brave Krieger hat sie, tapf're Helden,
Herr Fürst Kinsky wird uns dies bestät'gen!
Drum ihr Freunde, Jünglinge und Männer,
Habet keine Furcht vor den Franzosen:
Seht, bei Aspern hat sich's ja erwiesen,
Was wol ihnen halfen die Küraffe —
Einer nach dem andern küßt' die Erde!
Und in Prag, am dreißigsten des Maimonds,
Ward ein großes Tedeum gefeiert,
Und der Kaiser Franz, der theure Herrscher,
Und Prinz Karl wurden hochgepriesen,
Und aufs Wohl der Krieger, dieser Helden,
Dieser echten starken böhmschen Löwen
Leerte man die Gläser; dabei dröhnten
Die Kanonen, daß die Erde bebte —
Siegesjubel scholl in allen Gassen!

Literatur und Kunst.

Deutsche Alterthumskunde.

Franz Pfeiffer's „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde" (Wien, Tendler) hat soeben ihren fünften Jahrgang angetreten. Wir freuen uns und wünschen dem Herausgeber Glück dazu, daß es ihm gelungen ist, sein vortreffliches Unternehmen, das einzige dieser Art, das gegenwärtig existirt, trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse und trotz der Lauheit derjenigen, auf deren Theilnahme es zunächst angewiesen sein sollte, nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch zu immer kräftigerer Blüte zu entwickeln. Leider herrscht gerade auf dem Gebiet der deutschen Alterthumskunde noch immer so viel Dilettantismus und so viel unwissenschaftliche Oberflächlichkeit, daß eine Zeitschrift wie diese „Germania", die überall den strengsten wissenschaftlichen Maßstab anlegt, sich nothwendig auf einen ver-

hältnißmäßig kleinen Leserkreis beschränkt steht. Allein um so mehr sollte dies kleine Publikum es sich angelegen sein lassen, eine Zeitschrift zu unterstützen, welcher die betreffende Wissenschaft schon so viele schätzenswerthe Leistungen verdankt und die in diesem Augenblick den journalistischen Mittelpunkt derselben bildet. Auch das vorliegende neueste Heft ist wieder sehr reichlich ausgestattet. Als vorzugsweise interessant heben wir hervor eine längere Abhandlung des Herausgebers „über Walther von der Vogelweide", deren erste Hälfte sich mit Walther's Heimat und Geschlecht beschäftigt, während in der zweiten Abtheilung eine Reihe zum Theil höchst scharfsinniger Auslegungen und Erklärungsversuche einzelner Stellen beigebracht wird. Der Verfasser verhält sich dabei zum großen Theil polemisch, insbesondere gegen Lachmann und seine blinden Nachbeter, was denn in den Augen einer gewissen Partei freilich ein unverzeihliches Verbrechen sein wird. Auch ist der Verfasser selbst darauf gefaßt und sieht den Angriffen seiner Widersacher mit Ruhe entgegen. Die Worte, mit denen er es thut, sind so treffend und bezeichnen den Standpunkt einer Kritik, die, von keinem Vorurtheil verdüstert, stets nur die Sache selbst im Auge hat, so richtig, daß sie noch in vielen ähnlichen Fällen wiederholt zu werden verdienen, und können wir uns daher nicht versagen, sie hier in Kürze einzuschalten: „Ich bilde mir nicht ein, daß ich überall den Nagel auf den Kopf getroffen und in allem Billigung oder Zustimmung finden werde. Aber wer nichts wagt, gewinnt nichts. Ich habe daher auch minder Sicheres absichtlich nicht zurückgehalten, auf Widerspruch gefaßt und ihm ruhig entgegensehend. Dasselbe Recht, das ich gegen andere in Anspruch nehme, steht andern natürlich auch gegen mich zu; aber wie ich mich bemüht habe, für meine abweichenden Ansichten Gründe vorzubringen, glaube ich erwarten zu dürfen, daß man mich nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern ebenfalls mit Gründen bekämpfen und widerlegen werde. Geschieht dies, so hat es keine Gefahr, wenn auch beim Zusammenprall der verschiedenen Meinungen etwelche Funken sprühen. Schon Goethe hat es gewußt, daß nicht die ruhige Zustimmung, sondern der Widerspruch es ist, der productiv macht und den einzelnen wie das Ganze fördert (Eckermann 3, 122). Auch in unserer Wissenschaft, deren schlimmster Feind die blinde Nachbeterei und Glaubensseligkeit ist, wird er seine heilsame, belebende Kraft früher als später nicht verleugnen!" Die zweite größere Abhandlung des Heftes betitelt sich „Ohne Schatten, ohne Seele, der Mythus von Körperschatten und Schattengeist" und hat den vortrefflichen E. L. Rochholz in Aarau, den Herausgeber der „Allemannischen Kinderlieder" ꝛc. zum Verfasser; sie beruht auf derselben profunden Gelehrsamkeit und ist dabei von demselben sinnigen und liebenswürdigen Geiste erfüllt, welcher die Arbeiten des Verfassers überhaupt kennzeichnet. Daneben enthält das Heft noch eine Menge kleinerer Mittheilungen, von denen wir hier besonders Karl Bartsch' Mittheilung „Ueber den Zauberer Virgil", Reinhold Köhler's Abhandlung über „Das Grab und seine Länge" (als Ergänzung zu einem gleichnamigen Artikel von Felix Löbrecht im vierten Jahrgang der Zeitschrift), sowie die Beiträge von J. V. Zingerle namhaft machen. Den Schluß des Heftes bilden, wie gewöhnlich, kritische Besprechungen, unter denen sich Karl Bartsch' Anzeige von Ettmüller's

„Orendel und Bride" durch Reichthum und Gediegenheit der Bemerkungen auszeichnet.

Belletristik.

Bei Kober & Markgraf in Prag erschien: „Intimes Leben Novelletten von Hieronymus Lorm." Unter diesem Titel bietet der Verfasser, der sich bisher hauptsächlich als einer der geistvollsten und gewandtesten wiener Feuilletonisten bekannt gemacht hat, drei Erzählungen, die ebenfalls zu den vorzüglichern ihrer Gattung gehören. Zwar was die Erfindung anbetrifft, so ist dieselbe in allen drei Erzählungen nicht besonders stark; es ist dem Dichter überhaupt weniger um die Aeußerlichkeiten einer gespannten Handlung zu thun, als vielmehr, wie auch schon der Titel des Buchs andeutet, um die Darstellung gewisser innerer Zustände und geistiger und gemüthlicher Beziehungen. Auch hierbei begegnet es ihm stellenweise, daß er, gleich der Mehrzahl unserer jungen Dichter, das Pikante und Seltsame mit dem Wahren und Natürlichen verwechselt; die sittlichen Voraussetzungen, nach denen die in diesen Novelletten auftretenden Personen ihre Entschließungen fassen und ihre Thaten vollbringen, sind zum Theil ziemlich absonderlicher Art, wie sich denn überhaupt in dem ganzen Buche eine gewisse Hinneigung zum Seltsamen und Grillenhaften, um nicht zu sagen zum krankhaft Modernen nicht wohl verkennen läßt. Doch steht diesen Schwächen des Buchs die Gabe einer feinen und geistreichen Beobachtung sowie ein unverkennbares Erzählertalent gegenüber und da auch die Schlußtendenzen, welche der Verfasser verfolgt, in der Hauptsache von gesunder und harmonischer Beschaffenheit sind, so macht das ganze Büchlein einen recht angenehmen und befriedigenden Eindruck und darf den Freunden einer gediegenen Unterhaltungslectüre bestens empfohlen werden.

Denselben krankhaft modernen Zug trägt auch die Novelle: „Uebergänge. Von Albert Traeger" (Leipzig, C. F. Winter). Es ist derselbe Zug innerer Haltlosigkeit und Zerrissenheit, oder sagen wir es nur frei heraus: dieselbe Ader jungdeutschen Blutes, welche der Verfasser vielfach in seinen poetischen Producten kund gegeben hat, ja die recht eigentlich den Grundzug seiner lyrischen Dichtung bildet. Nur tritt derselbe in dem engen Rahmen des lyrischen Gedichts, besonders in der knappen, fast epigrammatischen Weise, in welcher Albert Traeger dasselbe behandelt, minder verletzend hervor als in dieser Novelle; schon der musikalische Wohllaut des Verses, die Melodie des Reims und diese ganze sorgfältige Strenge, mit welcher der Verfasser die dichterische Sprache in seinen kleinen lyrischen Ergüssen handhabt, führen ein gewisses ausgleichendes, versöhnendes Element mit sich, dessen diese novellistische Schilderung, die auch in der Sprache etwas breit und nachlässig gehalten ist, noch entbehrt. Die „Uebergänge" erzählen die Geschichte eines jungen Dichters, welcher, angesteckt von modernem Weltschmerz und Lebensüberdruß, von alter Zeit her durch ein übereilt gegebenes Versprechen gekettet an ein ungeliebtes, für ihn nur wenig passendes Mädchen, die Bekanntschaft eines andern weiblichen Wesens macht, an dessen hohem, kühnem Geist und idealem Schwunge seine ermattete Seele sich neu belebt. Nichtsdestoweniger hält er es aus Motiven, die nicht recht klar

werden, wie es denn überhaupt der ganzen Erzählung an Klarheit und Festigkeit der Umrisse gebricht, für angemessen, dem heißgeliebten Wesen, dessen Nähe ihm ein neues schöneres Leben verheißt, zu entsagen und jener frühern Bekanntschaft die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Wir haben allen möglichen Respect vor der Gewissenhaftigkeit des jungen Dichters (obwol dieselbe, die Wahrheit zu sagen, etwas spät kommt), zweifeln aber doch, ob bei einer derartigen Ehe viel Gescheidtes herauskommen kann und glauben überhaupt nicht, daß dies die „Uebergänge" sind, auf denen ein wahrer Poet, ein wahrer Künstler sich bildet. Eins von beidem muß der Mensch thun, entweder resolut Treue halten oder resolut Treue brechen, dieses katzenjämmerliche Schwanken zwischen dem einen und dem andern ist das Allerkläglichste und vermögen wir beim besten Willen für einen derartigen Helden kein rechtes Interesse zu fassen. R. P.

Correspondenz.

Aus Preußen.

April 1860.

P. Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, das über dem gegenwärtigen preußischen Ministerium waltet: bei seinem Amtsantritt vor anderthalb Jahren von der liberalen Majorität des Landes mit Jubel empfangen und als die wahre Säule der Freiheit begrüßt, von der reactionären Partei dagegen mit Mistrauen und mehr oder minder offener Widersetzlichkeit aufgenommen, ist es im Laufe der Zeit, ohne bisjetzt eigentlich irgendetwas gethan oder vollbracht zu haben, gleichwol glücklich dahin gelangt, daß die Reaction Tag für Tag zufriedener mit ihm wird und ihm immer günstigere Zeugnisse ausstellt, während die Hoffnungen der liberalen Partei immermehr zusammenschrumpfen und ein immer lauteres und immer deutlicheres Murren des Unwillens durch ihre Reihen geht. Auch der Erlaß des Grafen Schwerin vom 30. vorigen Monats, betreffend die Militärvorlagen und die von den Behörden, insbesondere von den Landräthen zu Gunsten derselben zu entwickelnde Thätigkeit gehört in die Reihe dieser eigenthümlichen und verhängnißvollen Schritte. Derselbe hat auf alle aufrichtige und redliche Freunde des gegenwärtigen Ministeriums, also auf die entschiedene Mehrheit des Volks, den peinlichsten Eindruck gemacht und nur die offenen und geheimen Gegner der Regierung triumphiren oder reiben sich doch schadenfroh die Hände. Und sie haben Grund dazu, in der That; der Erlaß des Grafen Schwerin, wie wohlgemeint er ohne Zweifel auch ist und wie wenig der Minister selbst sich über die Consequenzen desselben klar gewesen sein mag, ist nichtsdestoweniger ein ernster Schritt auf jenen Weg der büreaukratischen Bevormundung und der Beamtenwühlerei, auf dem uns in früherer Zeit bereits der Dornen so viele gewachsen sind und den wir nun endlich für immer verlassen zu haben glaubten. Denn was verhieß man uns doch bei Beginn der „neuen Aera"? Daß fortan das Gesetz und nur das Gesetz in Preußen herrschen soll. Nun ist es aber mit einem wahrhaft gesetzlichen Zustande unvereinbar, die Thätigkeit der Beamten über die

ihnen vom Gesetze angewiesenen Schranken hinaus auf das Gebiet der Ansichten und Meinungen auszudehnen und ihnen eine discretionäre Gewalt zur Bearbeitung des Publikums und seiner Stimmungen beizulegen. Die öffentliche Meinung läßt sich nur durch sich selbst regeln, jeder Versuch, ihr eine bestimmte Richtung von oben herab aufzunöthigen, schlägt immer gegen den aus, der das Wagestück unternimmt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, als ob die Regierung jeder Meinungsäußerung ihrerseits entsagen und sich jeder Einwirkung auf das Publikum begeben solle; wir verlangen nur, daß sie nicht die öffentlichen Behörden, die Beamten des Staats zu diesem ihnen ganz fremden Zwecke verwende, vielmehr soll sie sich dabei auf diejenigen Mittel beschränken, welche überhaupt jedem freistehen, der einen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben will: also vor allem die Presse.

In constitutionellen Staaten kann die wahre öffentliche Meinung sich stets aus dem Kampf der Parteien entwickeln, ein gerechter Kampf aber wird immer nur da geführt, wo Feld und Sonne gleich getheilt sind. Die Regierung beklagt sich über die den Armeevorlagen feindselige Haltung der Presse; wohlan, hat nicht die Regierung selbst ein ausgedehntes und wohldotirtes Preßbüreau? Hat sie nicht namhafte Männer eigens berufen und angestellt, ihre Ansichten und Tendenzen in der Presse zu unterstützen? Steht ihr nicht die „Preußische Zeitung“ zur Seite, die ohne die zwölftausend Thaler, welche die Regierung ihr als Unterstützung gewährt, gewiß schon längst zu existiren aufgehört hätte? Und hat sie nicht außerdem noch dies und jenes Blatt in der Provinz an der Hand, das es sich zur besondern Ehre schätzt, gelegentlich eine Correspondenz zu bringen, die ihm aus dem Ministerium oder vielleicht auch nur aus dem Vorzimmer eines Ministers zugekommen? Ja was speciell die Militärvorlagen betrifft, ist nicht ein wahres Meer von Broschüren zu Gunsten derselben erschienen, denen der officielle Stempel ganz unverkennbar aufgeprägt ist?

Aber, erwidert man, das alles hat ja nicht geholfen, die „Preußische Zeitung“ hat Artikel auf Artikel geliefert, die ministeriellen Federn haben geschrieben, daß die Tinte nur so umhergespritzt ist, und doch will das Publikum ihnen keinen Glauben schenken und doch behalten die Gegner der Militärvorlagen die Oberhand bei der öffentlichen Meinung? Nun denn, wenn die Artikel und Broschüren nicht helfen, die von dem Herrn Minister des Innern angerufene Wirksamkeit der Beamten wird es gewiß nicht thun. Die Beamten des Staats sind dazu vorhanden, Recht und Gesetz aufrecht zu erhalten, aber nicht die Colporteure für diese oder jene Ansicht des Ministeriums zu machen; wo sie es dennoch thun, da verlassen sie sofort den Boden des Rechts und fallen dem unberechenbaren Gebiet der Willkür anheim.

Sind dem Herrn Minister die Erinnerungen an seine vorministerielle Zeit denn so ganz aus dem Gedächtniß entschwunden, daß er nicht mehr weiß, wie argwöhnisch das Publikum gegen alle derartigen Versuche ist, sodaß dieselben in der Regel das Gegentheil von demselben erzielen, was sie eigentlich bezwecken? Und ist er sich selbst wol ganz klar darüber gewesen, auf welche Weise diese Einwirkung der Beamten nur vor sich gehen soll? Sollen die Landräthe Proclamationen erlassen? Aber man wird sie nicht

lesen oder wenn man sie liest, so wird man ihnen nicht glauben. Sollen sie Versammlungen abhalten und Disputatorien veranstalten? Aber man wird die Versammlungen nicht besuchen, oder wenn man sie besucht, so werden Redner aufstehen, welche die entgegengesetzte Ansicht vertheidigen und wenn diese nun die Landräthe niederdisputiren, was dann?! Eine positive Einwirkung ist also nicht denkbar und bleibt somit nur die negative, die Einwirkung durch Verbote und Maßregeln der Beschränkung und Unterdrückung, womit wir denn also glücklich wieder bei dem Westphalen'schen System angekommen sind.

Der Herr Minister freilich lehnt diese Consequenz aufs entschiedenste ab, er ermahnt die Beamten ausdrücklich, das Gesetz in keiner Weise zu überschreiten. Allein sollte der Herr Minister wirklich nicht wissen, daß das Gesetz unter Umständen ein sehr dehnbares Ding ist? Und wie kann von einer strengen Beobachtung des Gesetzes die Rede sein bei einer Thätigkeit, die an und für sich eine völlig außergesetzliche ist?

Bei alledem, wir wiederholen es, hat der Minister gewiß die beste Absicht gehabt. Graf Schwerin ist als Minister noch derselbe Ehrenmann, derselbe aufrichtige und redliche Volksfreund, der er war, da er noch auf den Bänken der Opposition saß, wir geben das vollkommen zu. Allein wir behaupten auch, daß in einer so hohen und einflußreichen Stellung, wie Graf Schwerin jetzt einnimmt, der bloße gute Wille allein nicht genügt; die persönliche Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit, dieser hervorstechendste Zug in dem Charakter dieses Staatsmanns, kann unter Umständen sogar zum politischen Fehler werden, am wenigsten aber kann sie jene Energie des Charakters und jene Klarheit und Schärfe der Principien ersetzen, deren ein preußischer Minister des Innern heut vor allen andern bedarf und welche nicht nur der in Rede stehende Erlaß, sondern auch die ganze bisherige Verwaltung, ja selbst das parlamentarische Auftreten des gegenwärtigen Ministers des Innern uns so schmerzlich vermissen läßt.

Notizen.

Professor M. Hertz in Greifswald hat einen von ihm in dem berliner Wissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrag über „Helius Eoban Hesse. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit“ (Berlin, Hertz) durch den Druck veröffentlicht. Von Julius Hammer, dessen betrachtende Dichtungen sich ein so großes Publikum erworben haben, erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig eine neue poetische Sammlung „Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch“. Bei W. Engelmann ebendaselbst erschien „Franz von Sickingen. Ein erzählendes Gedicht aus dem Reformationszeitalter von Paul Pressel“. Der Verfasser ist, wenn wir recht unterrichtet sind, Pfarrer im Würtembergischen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt
an Varnhagen von Ense
aus den Jahren 1827 bis 1858.
Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern,
und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.
Fünfte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Wieder eine neue Auflage des vielgenannten Werks, die fünfte, nachdem die ersten vier binnen wenigen Wochen vergriffen waren.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Die zweite Auflage
von
Die Deutsche

Literatur der Gegenwart.
1848—1858.
Von
Robert Prutz.
2 Bände. 8. Elegant geh. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

und ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig. **Voigt & Günther.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens
von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858).
Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena.
Von Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk ist allgemein für ein treffliches erklärt worden und wird namentlich allen jetzigen und ehemaligen Studenten den mannichfachsten Genuß gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Russland unter Alexander II. Nikolajewitsch.
Zur innern Geschichte und äußern Politik vom Thronwechsel bis auf die Gegenwart. 1855—1860.
8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese erste wirklich umfassende und gründliche Darstellung der Entwickelungen und Reformen Rußlands seit dem Regierungsantritte des jetzigen Kaisers bis auf die unmittelbare Gegenwart erhöht ihr Interesse noch durch den gleichzeitigen Nachweis der darin bedingten Stellungen der petersburger Politik zu den brennenden Fragen Europas. Sie zerfällt in folgende Hauptabschnitte: das Kriegsjahr, das Krönungsjahr, das Jahr der Anbahnungen, das Emancipationsjahr, die Gegenwart.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 17.** 26. April 1860.

Schwindeleien in frühern Jahrhunderten.

Von

Johannes Falke.

Geld beherrscht die Welt — und wer wollte es überhaupt auch der gesammten Welt wie dem einzelnen verdenken, daß er dieses Geld liebt und sucht, ist es doch das unentbehrlichste Mittel zum Leben! Aber das Geld ist nicht zu jeder Zeit und nicht für jeden eine gute und nützliche Kraft, sondern gar häufig ein Mephisto und Diabolus, wie es keinen andern gibt, der mit unerbittlicher, herzloser Schadenfreude ganze Völker in einen Veitstanz hineinzerrt und dann nach rasch durchlebtem, fieberhaft lustigem Carneval vor dem wiederkehrenden Tageslicht der Vernunft ein hohläugiges blasses Elend mit schneidendem Hohne zurückläßt. Das Geld wächst nicht in Feld und Gasse, es regnet nicht vom Himmel und kommt nur in seltenen Ausnahmen über Nacht zu vereinzelten Glücklichen; es will erworben sein durch Fleiß und Verstand, durch Sparsamkeit und Ausdauer und nur in diesem Falle beweist es seinem Herrn und Eroberer Treue und Anhänglichkeit. Wehe dem, der sich durch gleißende Gold- und Silberblicke verleiten läßt, in kühnen Sprüngen, durch ein müheloses Zugreifen gewinnen zu wollen, was nur der Mühe zum Lohne wird; wehe dem ganzen Volk, das sich von dem Wahne bethören läßt, Glück und Reichthum sei bei ihm gebannt, und es dürfe

nur jeder die Hand zum Fenster hinausstrecken, so sei sie mit Dukaten gefüllt. Es gibt nichts Lehrreicheres als die Geschichte der Börse in den letzten Jahrhunderten und doch gibt es immer noch Menschen genug, die Börsenkrankheit und Schwindel nicht von gesundem Handels- und Unternehmungsgeist zu unterscheiden vermögen und immer und immer wieder bethört werden, den Sperling in der Hand gegen zwanzig Sperlinge auf dem Dache fliegen zu lassen. Zwei Jahrhunderte etwa sind verflossen, seit die damals noch junge Börse zum ersten mal in gefährlichster Weise von der Krankheit des Schwindels befallen wurde, und da seitdem noch kein Mittel der Heilung sich fand, auch diese heilbringende Erfindung wol noch lange wird auf sich warten lassen, darf ich gewiß auf das Interesse der Leser zählen, wenn ich einige diese Krankheit besonders kennzeichnende Ereignisse in kurzen Zügen erzähle. Ich verweise den, der sich tiefer über diese Verhältnisse zu unterrichten wünscht, auf die im vorigen Jahre erschienene treffliche „Geschichte der Handelskrisen“ von unserm Nationalökonomen Max Wirth.

Im Mittelalter finden wir überall wohin wir blicken Mangel an baarem Geld. Wenn auch in Deutschland einzelne Handelshäuser und Handelsgesellschaften zu einem verhältnißmäßig bedeutenden Reichthume gelangten und einzelne Fürstenhäuser durch schwunghaften Betrieb von Silberbergwerken, wie in Thüringen, im Harz, in Tirol, wenigstens zeitweilig vielbewunderte und beneidete Schätze erwarben, so zerrannen diese doch schnell wieder aus den Händen der stets verschwenderischen und bedürftigen Herren und eine schwere, in jedem Augenblick mahnende Schuldenlast zieht sich durch die Geschichte früherer Jahrhunderte, durch das Leben der glänzendsten Kriegshelden und Fürstenhäuser wie ein nie weichender dunkler Schatten. Konnten doch oft die größten Kaiser des Heiligen Reichs ihre Zechen von wenigen Gulden in den Wirthshäusern nicht zahlen, sondern mußten Pfand und Bürgschaft hinterlassen. Der gänzliche Mangel eines geregelten Steuerwesens, die Vernachlässigung des Ackerbaues auf den fürstlichen Gütern, die Unbekanntschaft mit den ersten Regeln der Finanz- und Rechenkunst, die unaufhörlichen Kriege und Fehdschaften, zu denen jeder einzelne Ritter mit seinen Knappen durch Landbesitz oder Geldsold erkauft werden mußte — alles dies ließ weder die Staatswirthschaft des Reichs noch der einzelnen Fürstenhäuser noch der städtischen Gemeinwesen jemals auf einen grünen Zweig kommen und vermehrte bis ins 18. Jahrhundert die Schuldenlasten wie Lavinen. Die Noth wurde zu einer Tugend, das Borgen zu einem unentbehrlichen, von allen Ständen mit der größten Virtuosität geübten Gewerbe, das sich als eine durchaus edel- und staatsmännische Industrie nach und nach zu einem folgerichtig und kunstgerecht ausgebildeten Systeme entwickelte, als welches das 18. Jahrhundert dasselbe dem 19. auf die

Schultern legte und die Gegenwart wieder den kommenden Geschlechtern zuwälzen wird. Doch war im 16. und 17. Jahrhundert das staatsmännische Schuldenmachen noch mit viel größern Schwierigkeiten verbunden als heute, weil damals kein Geld gegeben wurde, es sei denn gegen Bürgschaft, gegen Faustpfand und Landbesitz, gegen Verpfändung von Einkünften, von ganzen Städten und Provinzen. Mit dem Sieg der Landesherrlichkeit über die Gemeindeverfassung, mit der Bildung größerer und mehr zusammengeordneter Fürstenthümer in Deutschland, mit der Ausdehnung der Kriege und stehenden Heere erhielt auch das Schuldenmachen der Staaten seine höhere Ausbildung und begann allmählich jener wachsende Handel mit den Staatsschuldpapieren, mit den Actien aller möglichen Gesellschaften und Unternehmungen, welcher heute auf alle Besitzenden und Nichtbesitzenden einen so unwiderstehlichen Reiz ausübt.

Frankreich, Oesterreich, England in ihren Kriegen gegen- und miteinander, in ihren Kämpfen gegen Spanien und Holland trugen hauptsächlich und zuerst dazu bei, um durch das neue System des Geldhandels die Kapitalkräfte des europäischen Handelsstandes an sich zu ziehen und ebenso schnell wieder in andere Hände zu bringen. Holland, das bei der Unfähigkeit Spaniens zur Herrschaft im Welthandel zuerst von dem graden Handel mit der indischen Welt bleibende Früchte gewann und das 17. Jahrhundert hindurch thatsächlich den Waarenaustausch zwischen Europa und Asien beherrschte, wurde zuerst der allgemeine und nachhaltige Brunnen für die Geldbedürftigkeit der europäischen Groß- und Kleinstaaten und hat als solcher das erste Beispiel eines modernen Geld- und Börsenspiels in höchst bezeichnender Weise gegeben.

Sehr bemerkenswerth sogleich bei diesem ersten großartigen Börsenspiel, dem holländischen Tulpenhandel, ist, daß der wahre Werth des Gegenstandes gänzlich unberücksichtigt und vergessen wurde, dagegen der Preis desselben durch die erhitzte Einbildungskraft, durch Vorstellungen, welchen jeder feste Boden, jede Berechnung und Ueberlegung gänzlich mangelten, zu einem unglaublichen Uebermaß hinaufgeschwindelt wurde und jedermann dabei die feste Ueberzeugung hegte, daß ein solcher fabelhafter Preis niemals wieder zurückgehen könne. Um 1554 nämlich waren die ersten Tulpenzwiebeln aus Adrianopel durch den Naturforscher Busbeck nach dem nördlichen Europa gebracht und bald bei Engländern und Holländern die beliebteste Zierpflanze der Gärten geworden. Holland, von jeher der Gärtnerei mit Sorgfalt zugethan, baute bald diese Zwiebeln in großer Menge und versah damit die deutschen, französischen und englischen Gärten. Mit der Liebhaberei für die Pflanze steigerte sich ihr Preis bis 1634 in so unerhörtem Maße, daß um diese Zeit eine über das ganze nordwestliche Europa verbreitete Sucht nach Tulpen-

zwiebeln entstand, die vier Jahre anhielt, um dann nach den bittersten Täuschungen die kostbare Blume, die mit Gold vielfach aufgewogen war, auf immer in die Reihen der andern Blumen zurückzustellen. Der holländische Handelsstand sah in diesem aufblühenden Tulpenhandel eine neue Nährquelle seines Reichthums und wie das stets zu gehen pflegt, wenn ein neuer Handelsgegenstand plötzlich in den Vordergrund tritt, alle wollten jetzt Tulpenzwiebeln ziehen und damit handeln. Eine holländische Schrift von 1643 sagt: „Edelleute und Kaufleute, Handwerker und Bauern, Schiffer und Tagelöhner, Knechte und Mägde, alle Stände und Geschlechter in Holland waren damals von derselben Sucht nach Zwiebeln befallen.“ Wer kein baares Geld hatte, gab Geräthschaften und Kleider, Haus und Hof, Grundbesitz und Viehheerden hin, um Zwiebeln einzuhandeln und zu einem schnell und immer schneller emporgeschwindelten Preise zu verkaufen. In Amsterdam, Utrecht, Rotterdam, Leyden, Harlem und in vielen andern Städten waren alle Wirthshäuser zu ebenso vielen Börsen umgewandelt, wo die Zechenden sich wie sonst mit Würfeln so jetzt mit dem Tulpenspiel unterhielten. Die Zwiebeln wurden nach dem Gewichte, nach Assen, verkauft und es kosteten z. B. vom „Admiral Lieffen“ 400 Aß 4400 Gulden, vom „Admiral van der Eyk“ 1620 Gulden, vom „Vicekönig“ 3000 Gulden, vom „Semper Augustus“ 200 Aß 5500 Gulden. In Alkmar wurden 1637 zum Besten eines Waisenhauses 120 Zwiebeln öffentlich versteigert und 90000 Gulden dafür eingenommen. In einer andern holländischen Stadt wurden innerhalb dieser wenigen Jahre allein für Tulpenzwiebeln 10 Millionen Gulden umgesetzt. In den zu Börsen eingerichteten Wirthshäusern drängte sich die Masse der Speculanten immer dichter, immer wahnsinniger, alles wollte auf einmal durch die Zwiebel reich werden und abgeschlossene Verträge von Zwiebellieferungen wurden als Feste mit dem kostbarsten und pomphaftesten Aufwande gefeiert. Solange das Fieber anhielt und jeder nur kaufen wollte, steigerten sich natürlich auch die Preise und alle, die an dem Handel theilnahmen, gewannen. Arme Personen wurden durch wenige Tulpenzwiebeln zu vermögenden Leuten. Der nüchternste unter den nüchternen Holländern hatte die feste Ueberzeugung, die Tulpenzwiebel werde fortan immer in derselben Weise von ganz Europa gesucht und um Tausende erkauft werden und dadurch Holland eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums zuwachsen. Sorglos verschleuderte er deshalb das werthvollste Eigenthum, um sich der trügerischen Speculation in die Arme zu werfen.

Aus diesem Handel entwickelte sich schon damals jener Scheinhandel, der bis heute Ursache eines argen Börsenschwindels geblieben ist; die einzelnen Parteien schlossen Lieferungen auf einen bestimmten Markttag zu festgesetzten Preisen, und wenn der Tag kam, so wurden nicht die Tulpen

geliefert, sondern nur der Unterschied zwischen dem festgestellten Lieferungs- und dem Marktpreise bezahlt. Auf diese Weise kamen mehr Zwiebeln in den Handel, als binnen Jahrzehnden sämmtliche Gärten Hollands ertragen hatten. Zwei Speculanten hatten z. B. einen Vertrag über eine große Anzahl von Zwiebeln einer bestimmten Art geschlossen; als der Markttag kam, waren aber nur zwei derselben aufzutreiben, die natürlich sogleich einen fabelhaften Preis erhielten, sodaß der zur Lieferung Verpflichtete sein ganzes Vermögen opfern mußte, um die Differenz auszugleichen. Ein ursprünglich ganz gesunder Handel hatte sich durch die Theilnahme eines ganzen Volks zum schwindeligsten Glücksspiel hinaufgeschraubt und wie bei allen solchen Spielen fehlte denn auch die Strafe nicht. Im Jahre 1637 besann man sich plötzlich, daß 3000 Gulden oder eine Kutsche mit zwei Schimmeln oder 12 Acker Land, die man noch vor wenigen Monaten für eine einzige Tulpenzwiebel gegeben hatte, doch wol mehr wirklichen Werth haben möchten als die Blume, und kaum war man zu dieser Einsicht gekommen, so begann auch schon die Klemme und die Tulpen sanken schneller noch im Preise, als sie vorher gestiegen waren. Bald wollte niemand mehr die kostbare und gefährliche Blume kaufen, während doch eine Unmasse derselben auf dem Markt und in den Wirthshäusern feilgeboten wurde. Auf die letzten Käufer fiel die ganze Schwere des Verlustes: denn statt der erträumten unermeßlichen Reichthümer behielten sie nur einige Dutzende oder Hunderte ziemlich werthloser Zwiebeln. Die gewerbsmäßigen Tulpenhändler verließen so schnell das Schlachtfeld ihrer Speculation nicht. Sie beriefen öffentliche Versammlungen, hielten zum Preise ihrer Blumenkönigin pomphafte Reden, bewiesen haarscharf, daß diese Königin aller Blumen dennoch und immerdar Herrin im Reiche der Flora und schöner und kostbarer bleiben werde als Gold und Edelstein; was half ihnen aber das jauchzende Zurufen der Mitspielenden? Sie behielten ihre Blumenkönigin, um die keine Liebhaber und Käufer mehr werben wollten, und die Glücklichern dagegen freuten sich im Besitze der Kutschen, Viehheerden, der Häuser und Landgüter, welche den werthlosen Blumenschatz hatten bezahlen müssen.

Einen ganz andern Charakter hatte die Krankheit, welche die Börse von Paris in ihrem Jugendalter durchleben mußte. Durch die Kriege und Verschwendungen Ludwig's XIV. waren die Finanzverhältnisse Frankreichs so zerrüttet worden, daß dieses Reich in den letzten Regierungsjahren seines „großen" Königs fast die Hälfte seines gesammten Volksvermögens verloren hatte und innerhalb 30 Jahren der glorreichen Wirthschaft das Volkseinkommen jährlich um etwa 1500 Millionen vermindert war. „Wir bestehen nur noch wie durch ein Wunder", sagte damals Fénélon; „der Staat ist eine altgewordene ruinirte Maschine,

die unter dem frühern Anstoß fortkriecht, um unter dem ersten Schlage zusammenzubrechen." Von einer Hebung der Volkswirthschaft hatte Ludwig XIV. keinen Begriff; brauchte er Geld — und er brauchte es stets und viel —, so verkaufte er Adels- und andere Titel, neue Stellen und Würden, von denen die eine unnützer und lächerlicher war als die andere, verschlechterte die Münze, gab Papiergeld aus, erhob Vorschüsse von seinen Generalpächtern, kurzum er wandte alle jene schlimmen Mittel an, die nur eine rathlose Regierung zur gänzlichen Zerrüttung der Finanzen und Volkswirthschaft gebrauchen kann. Unter der nachfolgenden Regentschaft wurde die Sache noch schlimmer; dieselbe Verschwendung, dieselbe Kopflosigkeit trieben endlich den Regenten und seinen Anhang den Künsten eines überaus genialen, aber ebenso überschwenglichen und phantasiereichen Finanzmannes in die Arme. Johann Law, 1671 in Edinburg geboren, hatte seine technische Ausbildung auf dem Gebiete der Geldwirthschaft unter seinem Landsmann William Patterson, dem Gründer der Bank von England, erworben, war infolge eines Duells, worin er seinen Gegner getödtet hatte, nach Amsterdam, Brüssel, Italien gewandert und bot endlich, im Besitze von $2\frac{1}{2}$ Millionen Francs, dem Herzog von Orleans, dem Regenten Frankreichs, seine Dienste an. Im Jahre 1716 erhielt er nach langem Widerstreben des französischen Parlaments die Erlaubniß zur Gründung einer Privatbank, deren Kapital er aus seinen eigenen und seiner Gesellschaft Mitteln zu beschaffen und wodurch er den Geldumlauf zu vermehren und zu erleichtern, den Wucher aufzuheben, den Ausländern Gelegenheit und Lust zu machen versprach, daß sie ihre Kapitale in Frankreich anlegen würden, und zugleich auch den französischen Handel zu heben, den Steuersatz zu mindern sich vermaß. Trotz dieser vielen Versprechungen begann die Unternehmung durchaus hoffnungsreich; die Bank, mit einem Kapital von 5 Millionen Francs begründet, discontirte zur allgemeinen Befriedigung Wechsel zu 6 Procent, während der gemeine Zinsfuß auf 30 Procent gestiegen war. Bald hatte die Bank das Fünffache ihres Grundkapitals in Noten ausgegeben.

Doch alles war nur ein unscheinbares Vorspiel zu Law's größern Plänen, die nichts Geringeres bezweckten, als das gesammte Geld- und Creditwesen des französischen Reichs in seine Herrschaft zu bringen. Der Regent, ganz von ihm beherrscht, hob durch einen Erlaß alle Aufsicht über die Bank auf, gab die Notenausgabe in die Hände seines Staatsraths und machte dadurch die Bank zu einer königlichen. Jetzt hatte Law für seine phantastischen, ins Ungeheuerliche ausgedehnten Projecte freie Hand. Um den gesammten überseeischen Handel an sich zu reißen, gründete er eine Handelsgesellschaft zur Colonisation der Mississippiländer, die sogenannte Westgesellschaft, mit einem Kapital von 100 Millionen Francs in 200000 Actien von je 500 Francs. Sie erhielt voll-

ständiges Eigenthums- und Herrschaftsrecht über alle in Louisiana entdeckten und zu entdeckenden Länder und sollte dafür bei jeder Thronbesteigung eine 30 Mark schwere goldene Krone überreichen und jährlich 6000 weiße und 3000 Negersklaven in jene Länder einführen. Die hundert Millionen wurden in Staatsschuldscheinen einbezahlt, welche der Staat sogleich an sich nahm und vernichtete, sodaß das Vermögen der Compagnie im Grunde nur in der Einbildung bestand und ihr Betriebskapital in 4 Millionen jährlicher Rente, welche der Staat für jene 100 Millionen zu zahlen sich verpflichtet hatte. Diese 4 Millionen steigerte Law durch verschiedene Praktiken auf 7 Millionen und begann nun auf dieser schwankenden Grundlage mit allen ihm zu Gebote stehenden Künsten und Listen den Schwindel.

Im Frühjahr 1719 sandte die Compagnie zehn Schiffe auf einmal nach Louisiana mit 500 Colonisten, 700 Soldaten und allem Bedarf einer neuen und großartigen Colonie, zugleich wurden Schriften und Abbildungen in Menge verbreitet, welche die Reichthümer der neuen Länder in der verlockendsten und abenteuerlichsten Weise darstellten. Auf solchen Kupferstichen wurden die Franzosen, bevor sie noch einmal angekommen waren, von den Indianern und den Indianerinnen mit den sprechendsten Zeichen der Freude und Bewunderung, der alles opfernden Liebe empfangen und die Umschrift erzählte: „Man sieht hier Berge, gefüllt mit Gold, Silber, Blei, Quecksilber. Diese Metalle sind hier so allgemein und die Wilden ahnen so wenig deren Werth, daß sie die Gold- und Silberklumpen für die gewöhnlichsten europäischen Waaren, für Messer, Kessel, Spieße, kleine Spiegel, auch für einen Schluck Branntwein vertauschen.“ Selbst ein Smaragdfelsen im Arkansasflusse wurde gezeigt und die fromme Geistlichkeit dadurch gewonnen, daß die Wilden voll Inbrunst fußfällig die Ankömmlinge um die christliche Taufe baten.

Außerdem erhielt noch die neue Gesellschaft, deren Leitung Law allein übernommen hatte, das Privileg der jetzt mit ihr vereinigten ostindischen und chinesischen Gesellschaft, dann der afrikanischen, endlich das ausschließliche Handelsrecht nach dem Kap der guten Hoffnung, der Ostküste Afrikas, dem Rothen Meere, den oceanischen Inseln, zu den Persern und Mongolen, nach Siam, China, Japan, Südamerika, kurz die blendendsten Aussichten wurden ihr eröffnet und geboten, die nur den einzigen Fehler hatten, woran damals freilich niemand dachte, daß sie alle allein erst in der erhitzten Einbildungskraft Bestand hatten. Um seine Actien unter das Publikum zu bringen, übte jetzt Law eine neue Kunst, die Agiotage, deren eigentlicher Gründer er dadurch wurde. Er kaufte z. B. Hunderte von Actien plötzlich mit dem Versprechen, sie zu einer festangesetzten Zeit in baarer Münze zurückzuzahlen und löste dies

Versprechen auf das bereitwilligste, obwol die Actien gegen baare Münze um 5 Procent verloren. Dann wieder kaufte er Hunderte von Actien al pari mit der Verpflichtung, die Differenz von 200 Francs für jede Actie zu verlieren, wenn sie am Lieferungstage unter 500 Francs stehen sollten; die ganze Differenzsumme von 40000 Francs hinterlegte er sogleich baar. Das Publikum war gelehrig genug, den Reiz dieses Spiels auf sich wirken zu lassen und seine gefährlichen Künste nachzuahmen. Eine großartige Unternehmung von seiten Laws und der Bank folgte der andern. Das Münzregal wurde von ihm auf neun Jahre gegen einen Pachtschilling von 50 Millionen übernommen und durch Herabsetzung des Geldes trefflich benutzt, um das baare Geld aus dem Verkehre in die Kassen der Bank zu treiben und Actien dagegen hinauszuschleudern. Dann übernahm er die Generalpacht des Reichs im Namen der Westgesellschaft gegen 52 Millionen und machte sich anheischig, der Regierung 1200 Millionen zu 3 Procent zu leihen — und so war denn die Gesellschaft und ihr Director, ehe man sich dessen versah, in der unbeschränkten Herrschaft über das gesammte Geld- und Creditwesen des Reichs.

Innerhalb zwei Jahren war die Bank im Ruf unermeßlicher und unerschöpflicher Reichthümer und stand als eine Macht da, welcher alles Geld, das die kostbare Staatsmaschine brauchte, durch die Hand lief, welche diesen Staat von Schulden befreit und einen Zustand allgemeinen Glücks und Reichthums begründet hatte, von dem noch vor wenigen Monaten auch der Weitsichtigste nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte. Die Actienausgaben folgten einander jetzt im Sturm und alle wurden durch die geschicktesten Kunstgriffe und eine unermüdliche Agiotage schnell und sicher und bald mit Aufgeld abgesetzt. Den „Müttern“, so nannte die Börsensprache die zuerst ausgegebenen Actien, folgten die „Töchter“, an Zahl nicht geringer, und als die Legionen der „Enkelinnen“ ins Feld rückten, hatten jene Großmütter schon 100 Procent im Werth gewonnen, sodaß diese sogleich zum Curs von 1000 Francs den sehnsüchtigen Liebhabern abgegeben werden konnten. Im Jahre 1718 standen die Actien noch al pari mit den schlechtberufenen Staatsbillets, zu Anfang 1719 standen sie schon dem Metallgelde gleich, sechs Monate später hatten sie gegen Münze und Banknoten ein Agio von 150 Procent, endlich stiegen sie zu 4, 5, 6, 7, ja bis zu 800 Procent. Binnen drei Wochen waren 300000 Actien auf den Markt geworfen, welche ungeheuere Anzahl, statt den Preis niederzudrücken, der Gesellschaft für einen Nennwerth von 150 Millionen Francs volle 1500 Millionen einbrachten und auf dem Markte sogleich in zweiter Hand den Curs von 3000 Millionen erreichten. Dann wieder folgte das Heer der „Urenkel“ und erreichte eine Höhe von 1000—1500 Procent, und als man jetzt die

Mütter und Töchter gegen die Jüngstgeborenen zu verschleudern begann, sodaß jene in wenigen Tagen von 8000 auf 4000 herabsanken, kauften die Baissiers dieselben um möglich billigen Preis und trieben sie wieder zu 1000 Procent empor.

„Es ist alles schon dagewesen", sagt das Sprichwort der modernen Welterfahrung, aber das Schauspiel, das in jener Zeit die Straße Quincampoix in Paris bot, war damals wenigstens noch nirgends dagewesen. Ganz Frankreich war von dem Wahn beherrscht, daß das Geld sich selbst mache und daß nur jemand einige dieser saubern Familienglieder in Händen zu haben brauche, um ohne sein Wissen und Zuthun im Umsehen das Kapital ins Unermeßliche vermehrt zu haben. Niemand dachte nur daran, nach dem wirklichen Ertrage der Actien, nach dem realen Grundvermögen der Bank, nach der Ertragfähigkeit der in Aussicht gestellten Unternehmungen, die wenig mehr Festigkeit als schimmernde Seifenblasen hatten, zu fragen, niemand daran, nur nachzurechnen, wie viel denn die Gesellschaft bei einem jährlichen Betriebskapital von nur sicheren 4 Millionen für diese Heere von Actien Zinsen zu zahlen vermöge, wobei sich denn weit weniger als 4 Procent ergeben hätten; niemand war fähig nur stillzustehen und sich zu besinnen, sondern alles drängte in fieberhafter Hast in die Straße Quincampoix, wo die Bank ihre Kinder an das Tageslicht schleuderte, alle gaben sie, was sie hatten, Renten, Staatspapiere, Grundbesitz, Sparpfennige, um mit Lebensgefahr jener Heckpapiere habhaft zu werden und ohne Mühe und Arbeit, ohne Besinnen und Kopfzerbrechen ein jährliches Einkommen von so und so vielen Tausenden zu erhalten. Vor den Bureaux der Bank hielten die dichtgedrängten Scharen Tag und Nacht Wache, ertrugen Hunger und Durst, ließen sich lieber die Glieder zerquetschen und sich todtdrücken, als daß sie der Aussicht, in 24 Stunden Millionär zu werden, entsagt hätten. Ganz Frankreich hatte damals die Spielwuth und das in Paris errichtete Glücksspiel war wie eine Zaubermaschine, welche den gesammten besitzenden Theil des französischen Volks im Wirbel um sich herumdrehte. Niemals in der Weltgeschichte hat die Phantasie, auf so wenig sichern Boden gestützt, über eine ganze und noch dazu als praktisch berufene Nation eine so unbeschränkte und unselige Herrschaft ausgeübt. Die Actien, mit einem Nennwerth von 500 Francs, hatten in den letzten Monaten des Jahres 1719 einen Curs von 15000, endlich von 18000 Francs erreicht und bei einem Curs von 10000 Francs hätte die ganze Jahreseinnahme der Compagnie nur ausgereicht, um höchstens ¼ Procent Zinsen zu verbürgen!

Dem Directorium wurde zuerst bange über den Schwindel und es gab das öffentliche Versprechen, daß keine weitere Actienausgabe erfolgen solle, erließ aber dabei um so mehr Banknoten, in einer Zeit von fünf

Monaten gegen 900 Millionen Francs. Die Noten wurden so rasch ausgegeben, daß nicht einmal der Stich vollendet war, sodaß noch nebenbei 50 Millionen verfälschter Banknoten in Umlauf gesetzt werden konnten. Innerhalb weniger Tage wurden oft die fabelhaftesten Gewinnste gemacht. So war jemand beauftragt, Actien einzukaufen, kehrte aber nicht wieder zurück; nach zwei Tagen kam er, brachte die richtige Anzahl von Actien, hatte aber unterdeß selbst eine Million damit gewonnen. Man lieh sogar die Papiere auf Stunden gegen beispiellosen Zins aus, der Entlehner konnte diesen nicht nur bezahlen, sondern nebenbei noch ein gutes Geschäft machen. Die dem Directorium nahe stehenden Personen strichen begreiflicherweise den besten Gewinn ein. Der Herzog von Bourbon gewann 60 Millionen, der Herzog von Autun 12, der Prinz Conti $2^1/_2$ Millionen, der Bankier Leblanc 100 Millionen, André, ein ruinirter Gerberssohn, 60 Millionen, Dupin, ein gewesener Bedienter, 50 Millionen, ein gewesener Kellner 30 Millionen, eine Krämerin Chaumont 100 Millionen. Die Klugen, zu denen auch Law gehörte, vertauschten zu rechter Zeit ihre Papiere gegen Grundbesitz, Häuser, Metalle, selbst gegen Waaren jeder Art. Doch Law hatte die Mittel seiner Phantasie noch nicht erschöpft, er theilte seine Agenten jetzt in zwei Lager, und je nach Umständen mußten die einen kaufen und die andern verkaufen, um so den Curs der Actien in stetem Schwanken und die Spielwuth in derselben fieberhaften Aufregung zu erhalten. Dabei vertheilten er und der Regent die Noten millionenweise unter ihre Günstlinge. „Man hört nur noch von Millionen sprechen", schrieb die Mutter des Regenten, eine geborene Pfalzgräfin. „Mein Sohn hat mir zwei Millionen in Actien gegeben, die ich an meine Haushaltung vertheilt habe. Der König hat für sein Haus gleichfalls einige Millionen genommen, das ganze königliche Haus hat davon genommen."

Infolge einer Generalversammlung vom 30. September 1719, als die Gesellschaft zwar eine Dividende von 40 Procent versprach, aber nicht die Mittel hatte, nur ein einziges zu bezahlen, als der Curs der Actien von 500 Francs Nennwerth auf den Höhepunkt von 18000 gestiegen war, begann endlich der Umschlag, der bald in einen jähen Sturz die hohe Leiter herab ausartete; das Freudenfieber schlug ebenso schnell in ein allgemeines Angstfieber um, und sobald nur einige anfingen, ihre Papiere auszubieten, steckte die Besorgniß immer mehr und mehr an und bald dachte jeder nur mit derselben Hast zu verkaufen, wie vorher zu kaufen. Umsonst waren alle Künste der Agenten, alle Praktiken Law's. Er verbot den Transport aller Münze und Edelmetalle, er suchte die Münze ganz aus dem Verkehr zu treiben, indem er nur gestattete, Zahlungen unter 10 Francs in Silber zu machen; alles Edelmetall, was in einem Hause über 500 Francs an Werth gefunden wurde, ließ er

wegnehmen, er änderte binnen einem Jahre den Werth der Gold- und Silbermünzen mehr als dreißigmal, er verbot, da im Handel und durch die Baissiers, die jetzt wieder hervortraten, die Papiere mehr und mehr sanken, den Notenhandel ganz und schloß die Börse, setzte dann selbst den Curs der Actien auf ein bestimmtes Minimum — alle Mittel und Künste waren umsonst, jeder wollte für sein Papier jetzt nur Gold oder Silber, sodaß eine ganze Nacht hindurch die Bank von 15000 geldforderndeu Personen belagert und über ein Dutzend Menschen dabei erdrückt wurden. Schließlich mußte der Regent selbst den Bankrott erklären und endlich am 20. October 1720 die Actien ganz außer Curs setzen. Actien, die vor zehn Monaten um 18000 Francs erkauft waren, konnte man jetzt um 40 haben und alle, welche als die letzten Käufer dieselben in Händen hatten, waren natürlich vollständig zu Grunde gerichtet. Auch Law verließ mit dem Reste seines Vermögens von 800 Louisdor und 5 Millionen werthlos gewordener Papiere Frankreich und starb arm in Venedig; seine Güter wurden eingezogen. In der Bank fand man einen Baarvorrath von 21 Millionen, 28 Millionen in Barren und 240 Millionen in Handelseffecten bei einem Notenumlauf von 3 Milliarden, also ein Deficit von 2500 Millionen, die verloren und verschwunden waren. Es arbeiteten 1500 Commis ein halbes Jahr Tag und Nacht mit einem Aufwand von 9 Millionen Francs, um das Inventar anzufertigen; die Actien mußten zwar alle von ihren Inhabern eingeliefert werden, aber was konnte man vom verlorenen Vermögen retten? Nur ein einziges Procent war schließlich im ganzen übrig geblieben.

Auch England hatte für seine Entwickelung zu dem neuen großartigen Börsenhandel ein schweres Schulgeld zu zahlen. Hatte in Holland der Ueberfluß an Kapital, das keine Unterkunft finden konnte, zu der gefährlichen Spielerei des Tulpenhandels, in Frankreich das durch eine geniale Kraft systematisch behandelte Staatsschuldenwesen zu kopflosem Börsenschwindel geführt, so waren in England der schnell aufblühende überseeische Handel und die dadurch gereizte Unternehmungslust die hauptsächlichsten Ursachen derselben krankhaften Erscheinung, obwol auch hier das Schuldenwesen des Staats einen ersten Anstoß dazu gab. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts, um 1711, suchte die englische Regierung die Aufmerksamkeit des englischen Handelsstandes auf Südamerika zu leiten und ließ bekannt machen, daß man hier mit Kriegsmacht Niederlassungen anlegen wolle, um sich gleich den Spaniern der dort befindlichen unermeßlichen Schätze von Gold, Silber und kostbaren Spezereien zu bemächtigen; die Spanier seien bereit, zu diesem Zwecke vier Häfen an den Küsten von Chili und Peru abzutreten. Hauptsächlich beabsichtigte das Ministerium durch Gründung einer Süd-

seegesellschaft und Mehrung der überseeischen Handels eine Deckung für die neuesten $9\frac{1}{2}$ Million Kriegsschulden zu finden. Die Südseecompagnie wurde auch im August 1711 begründet, mit der Berechtigung zum alleinigen Handel nach und von allen amerikanischen Küsten auf der östlichen Seite vom Fluß Orinoco bis zum Feuerland; wer außerhalb der Gesellschaft dahin handele, habe Schiff und Waaren und den doppelten Werth derselben verwirkt, die Gesellschaft sollte der alleinige Eigenthümer und unbeschränkter Herr aller Niederlassungen und Eroberungen sein.

In den ersten Jahren entwickelte sich diese Gesellschaft ziemlich langsam, bis sie durch eine allmähliche Ausbreitung ihrer Geschäfte und verschiedene Künste auch für England zu einer ähnlichen Schwindelperiode den Anstoß gab. Gleichzeitige Schriftsteller sagen von dem Jahre 1720, daß es so merkwürdig gewesen sei wegen der außerordentlichen und phantastischen Projectmacherei von seiten der einzelnen wie der ganzen Nation, daß man dasselbe in beständigem Andenken erhalten solle, sowol weil es niemals seinesgleichen gehabt habe und hoffentlich niemals haben werde, als auch, weil es den Ministern und Gesetzgebern Englands zu einer beständigen Warnung dienen müsse, daß sie niemals wieder wenigen überließen, die Leichtgläubigkeit eines ganzen Volks schändlich und gefährlich zu misbrauchen. Dem in Frankreich gegebenen Beispiel folgend, begann die Gesellschaft auf Anregung der Regierung gegen ihre Noten und Actien die alten Staatsschuldscheine, die Annuitäten, einzulösen und da sie in diesen Angelegenheiten zugleich die Mitwerbung der Bank von England überwand, so stiegen auf das bloße Gerücht dessen ihre Actien auf 126 Procent und hoben sich, nachdem das Einlösungsgeschäft durch eine Bill festgestellt war, sogleich auf 319 Procent, trotz der unverhohlenen Erklärung im Oberhaus, daß dieses nur zur Bereicherung einiger wenigen und zum Verderben vieler gereichen könne, daß ein gefährlicher und betrügerischer Actienhandel daraus entstehen, das Volk von reeller Betriebsamkeit sich abwenden und einer schwindelhaften Spielwuth hingeben werde. Die Prophezeiung sollte auch schnell genug sich erfüllen. Die Gesellschaft gab neue Actien zum Curs von 300 aus und noch an demselben Tage erreichten sie 325. Sogleich darauf erfolgte eine Subscription von 1 Million zum Curs von 400 Procent und in Zeit von drei Wochen waren 500 Procent erreicht. Die Raserei, denn anders kann man eine solche maßlose, jeder, auch der einfachsten Berechnung durchaus unfähig gewordene Gewinnwuth nicht nennen, hatte jetzt schon alle Stände ergriffen und auf der londoner Börse sah es um kein Haar anders und besser aus als in der Straße Quincamboix. Am 2. Juni 1720 standen die Actien auf 890, am folgenden Tag auf 640, drei Tage später wieder auf 820. Die

„Kabale", so nannte man die Vereinigung der Minister und Directoren, denn beide waren an der maßlosen Agiotage gleichmäßig schuld, erließ eine dritte Actienausgabe von 5 Millionen zum Curs von 1000 und augenblicklich stiegen die Actien auf 1050. „Kaum war in Altengland noch ein einziges Hirn, das noch die Chancen berechnete."

Doch war die Südseegesellschaft bei weitem noch nicht die einzige Grundlage des Schwindels, sondern neben derselben entstanden eine zahllose Menge Projecte und Unternehmungen aller Art, von denen die meisten gleichfalls durch Agiotage um jeden Preis und mit allen Mitteln ihre Actien, die zum größten Theil auf die allerunsicherste Aussicht gestellt waren, über 100 Procent in die Höhe trieben. Ein Zeitgenosse hat eine Liste von 202 Schwindelprojecten, die alle ihre Actien an die londoner Börse brachten, verzeichnet, mit einem darin angelegten Kapital an 500 Millionen Pf. St., und alle diese Projecte hatten Unterzeichner in Menge. Da gab es Bau=, Wasser=, Brücken=, Hafen=, Fischereigesellschaften, Gesellschaften für Bergbau, Flüsse schiffbar zu machen, frisches Wasser, frische Fische zu schaffen, Versicherungsgesellschaften gegen Wasser und Feuer, Wind und Luft, Gesellschaften für Degenklingen und Schießmaschinen, für die verschiedensten Zweige der Waarenerzeugung und des Handels, selbst für den Handel mit Menschenhaar, zur Verfertigung von Kutschenfenstern und Spiegelgläsern, von Dachrinnen, von einem Perpetuum=mobile, zum Geldanleihen, kurzum, was die speculirende Phantasie nur mit einigem Schein von Wahrscheinlichkeit ersinnen konnte, wurde hier ausgeboten und vom geldwüthigen Volke genommen. Ein Spötter, einer der wenigen Verständigen im allgemeinen Schwindel, erließ die Ankündigung: da und da werden am nächsten Dienstag die Bücher zur Unterzeichnung von 2 Millionen geöffnet zu einer Erfindung, um Sägspäne zu schmelzen und daraus gute Breter ohne Spalten und Ritzen zu gießen. Dieser freilich fand und suchte keine Abnehmer, um so mehr aber ein anderer, der Listen auflegte, um Unterzeichnungen auf 1 Million, ohne weitere Zweckangabe, entgegenzunehmen. Eine Menge Leute kamen, zeichneten, zahlten für jedes 1000 Pf. St. 5 Sch. als ersten Einsatz und träumten sich jetzt im Besitz großer Reichthümer; wenige Tage darauf wurden sie durch eine neue Ankündigung aufgefordert, ihr Geld wieder zurückzuholen, da man nur habe sehen wollen, „wie viele Narren in England an einem Tage könnten gefangen werden". Die Narrheit hatte aber auch ihre höchst ernsthafte und traurige Seite, denn was die einen gewannen, mußten die andern verlieren. Als mit der Besinnung die Baisse eintrat und mit den Südseeactien alle übrigen ebenso schnell die Leiter wieder hinabschwindelten, als schließlich zum Bewußtsein kam, daß man statt des guten ersparten Vermögens werthlose Erd= und Mondkugelscheine

und wie alle diese Seifenblasenactien genannt wurden, in Händen hatte, war der Angst und des Jammers kein Ende, denn das alles war nur ein frevelhaftes Spiel gewesen, um das Geld den Hexentanz zu lehren und es von der einen Tasche in die andere hinüberzuspielen.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, wiederholen wir jetzt, indem wir zum Schluß einen Seitenblick auf die Schwindelgeschichte einer deutschen Bank hinüberwerfen, die in jüngstverflossener Vergangenheit auf dieselbe Weise diesen Hexentanz aufzuspielen versuchte, zu derselben Bereicherung einzelner und zur Taschenausleerung vieler. Die ganze Sache war Schwindel, urtheilte jeder, aber selten, setzte der Director selbst hinzu, war ein Betrug ein so lucratives Geschäft. Diese Schlußbemerkung diene nur zu beweisen, daß auch die Gegenwart trotz volkswirthschaftlicher Schule und Bildung sich immer noch nicht sicher fühlen darf vor den Gefahren jener Schwindelwirbelwinde des 18. Jahrhunderts.

Die Spiegelung der Schelling'schen Philosophie in der Mythologie.

Von

Friedrich Beck.

Wie man Schelling's ältere Philosophie mit dem Namen der Naturphilosophie im allgemeinen bezeichnet hat, so wird man seinem neuern System den Namen „Philosophie der Mythologie" beilegen können. Schelling gründet eben seine neue Philosophie auf Thatsachen, welche die Mythologie aufgeschlossen hat. Reelle Fortschritte, sagt er „Philosophie der Mythologie" (S. 4), hat die Philosophie nie gemacht als in Folge einer erweiterten Erfahrung. Man darf als sicher annehmen (S. 5), daß, was einer Zeit als Philosophie gilt, stets nur das Resultat einer gewissen Summe von Thatsachen oder auf diese berechnet ist. Eine wenn nicht an sich neue, doch jedenfalls in einem neuen Lichte gesehene Thatsache ist die Mythologie, die den philosophischen Gesichtskreis in ähnlicher Weise erweitert wie früher die in einem ganz neuen Lichte gesehene Natur. Die Mythologie hat einen objectiven Inhalt, sie enthält gerade die Ideen, mit deren Erkenntniß es die Philosophie zu thun hat. Wenn nun diese mythologischen Ideen ganz mit denen übereinstimmen, die Schelling in seiner rationalen Philosophie entwickelt hat, so muß man annehmen, daß die Mythologie ihn auf die Spur dieser Ideen geleitet hat, nicht umgekehrt, daß er seine eigenen Ideen in die Mythologie hineinlegt. Die rationale Philosophie aber, wie sie uns

in der „Einleitung zur Philosophie der Mythologie“ vorliegt, beschäftigt sich gerade mit der Darstellung der kosmischen Potenzen, deren Spannung gegeneinander oder Entwickelungsproceß allem Werden zu Grunde liegt; diese Ideen bilden eben den Inhalt der Naturphilosophie, die es ja nur mit den die Welt erzeugenden Mächten, nicht mit den Naturgesetzen zu thun hat (vgl. S. 115). Somit kommt die frühere Naturphilosophie und die jetzige Philosophie der Mythologie auf das Nämliche hinaus, nur ist der Standpunkt ein verschiedener. Die Philosophie der Mythologie findet die Ideen schon ausgebildet im menschlichen Bewußtsein vor, welche die Naturphilosophie selbst erzeugen muß. Natürlich werden die vom Philosophen auf dem Wege der bloßen Dialektik gefundenen Ideen um so verbürgter, wenn sich ihr Dasein vor allem Denken in dem mythologisch befangenen Bewußtsein nachweisen läßt. Diese Aufgabe hat sich Schelling in seiner „Philosophie der Mythologie“ gesetzt, ohne deren Beihülfe die rationale Philosophie nicht gehörig gewürdigt werden kann.*)

Die rationale Philosophie hat es mit den Principien oder den Potenzen zu thun, die im höchsten Princip oder Gott zum Sein gelangen. In diesem Sinne sind sie nicht für sich selbst, sondern nur in ihrer Beziehung aufeinander, das Subject nur als Beziehung auf das Object und umgekehrt. In dieser gegenseitigen Beschränkung bilden sie gleichsam eine innere verborgene, göttliche Welt, die noch nicht jener kosmische Proceß, jene Spannung ist, die allem Werden zu Grunde liegt. Diese Spannung entsteht erst durch ein Aeußerlichwerden jener innerlichen Potenzen oder, wie Schelling sagt, indem sie sich zum Selbstsein erheben, sich nicht mit dem Sein in Gott begnügen. Es ist gleichsam der ganze Inhalt des göttlichen Wesens, der seine Stelle verläßt und ungöttlich wird, um erst auf einem langen Umweg wieder ins Centrum zurückgeführt zu werden. Die große Schwierigkeit besteht nun darin, das, was ja eigentlich nur Attribut Gottes ist, Subject oder Wille, wie man es nun nennen mag, als selbständiges, aus eigenem Antriebe handelndes Wesen vorzustellen. Es ist der Wille in Gott, der, indem er nur sich will, aus dem göttlichen Sein heraustritt und zum blinden schrankenlosen Sein wird. An dieser Bestimmung hängt alles, sowol in der rationalen als in der Philosophie der Mythologie. Eine solche Hypostasirung einer Bestimmung Gottes ist nur denkbar, wenn dieselbe von vornherein auch etwas für sich ist. In der rationalen Philosophie wird nun freilich dieses Fürsichsein oder Selbstsein, womit der Anfang gemacht, dialektisch aufgelöst zum

*) Professor Erdmann's Schrift über Schelling (1857), die vor dem Erscheinen der „Philosophie der Mythologie“ geschrieben wurde, hat deshalb, obgleich sonst sehr zuverlässig, den Gegenstand nicht in ganz befriedigender Weise abgehandelt.

bloßen Sein eines andern, nämlich Gottes; es wird aber doch nur in Beziehung auf Gott als ein Hinzugekommenes (συμβεβηκός nach Aristoteles) betrachtet, Gott selbst aber als ein unbekanntes X hingestellt, das zwar die gefundenen Bestimmungen des Seienden (Subject-Object) als seine Attribute hat, aber doch in sich etwas anderes ist. Diese Bestimmungen — Potenzen — können deshalb gleichsam selbständig auftreten, durch ihre eigene Natur den Proceß anfangen, aus dem das Universum entsteht, das also ein von Gott unabhängiges, abgewendetes Princip hat.

Der Weg ist ein doppelter: zuerst werden die Bestimmungen des Seienden als Attribute zu Gott als dem höchsten Princip zurückgeführt, um alsdann wieder mit einem eigenen Sein begabt aus ihm herausgesetzt zu werden. In der „Philosophie der Mythologie" wird jener erste Weg vorausgesetzt, und von den Bestimmungen, wie sie in Gott vorgefunden werden, ausgegangen. Die im Seienden als Subject aufgefundene Bestimmung wird als göttliches Attribut zum Willen. Mit der Bethätigung dieses Willens fängt der kosmische Proceß an. Hier findet sich der dunkelste Punkt in der Schelling'schen Philosophie, der, obgleich immer und immer auf ihn (besonders in der „Philosophie der Mythologie") zurückgegangen wird, doch nicht gehörig aufgehellt wird. Man versteht zwar, daß die innere Unendlichkeit der Idee — hier also des Willens in seinem ideellen Sein — zur äußern Unendlichkeit umgewandelt ein wüstes, schrankenloses, jede Bestimmung zurückweisendes Wesen wird, aber gerade jener Uebergang von dem Zustande, wo der göttliche Wille in sich seine Begrenzung hat (weil mit seinem Gegenstande eins), zu demjenigen, wo jene Begrenzung weggenommen ist, wo der Wille als gegenstandlos ein blindes willenloses Sein wird, schwebt im Dunkeln. Dieses blinde Sein ist übrigens auch nicht die Natur, sondern die Natur ist vielmehr seine Ueberwindung, der Anfang seiner Zurückführung ins Centrum, das es verlassen hat, um selbst central zu werden. Es ist nur die Materie der Natur, das Substrat der nachherigen organischen Entwickelung, es bildet in seiner Schrankenlosigkeit gleichsam das Vermittelungsglied zwischen dem göttlichen Wesen und der endlichen Welt. Mit jenem hat es die Unendlichkeit, mit dieser die Aeußerlichkeit gemein. Schelling stellt seine Ansicht gerade dadurch der Hegel'schen entgegen, daß nach ihm die Natur, statt wie bei Hegel Anderssein der Idee zu sein, gerade die Aufhebung dieses Andersseins ist. Dieses Mittelglied ist also ein Cardinalpunkt seiner Philosophie. Er geht uns hier nicht an, wie die Reaction gegen dieses wüste Princip oder blinde Sein vor sich geht. Selbstverständlich geht dieselbe von andern Potenzen der Gottheit aus, die nicht ruhen, ehe sie jenes wider seine Bestimmung objectiv gewordene Princip wieder ins Subject zurückgeführt

haben, d. h. ehe der Mensch erreicht worden ist. Der Mensch ist das Ziel des kosmischen Processes, der vorerst nur ideell zu denken ist und erst mit dem Menschen in das äußerliche Dasein tritt.

Wie nun jenes wüste Sein, das eigentlich gar nicht hätte entstehen sollen und deshalb das nicht sein Sollende genannt wird, der Hebel des in der rationalen Philosophie entwickelten kosmischen Processes ist, so auch des theogonischen Processes in der Mythologie, obgleich der Standpunkt dieser Darstellungen nicht ganz derselbe ist. In der rationalen Philosophie wird nämlich jener kosmische Proceß, wodurch das blinde Sein allmählich überwunden wird, als rein ideeller, intelligibler Vorgang dargestellt, der auf einem bestimmten Punkte der Entwickelung, nämlich durch einen Willensact des intelligiblen Menschen, zeitlich, äußerlich wird, während die Philosophie der Mythologie den intelligiblen Proceß der Potenzen und den in der endlichen Welt vorgehenden Naturproceß, wodurch das öde, wüste Sein Bestimmungen in sich aufzunehmen genöthigt wird, nicht streng auseinander hält. Während in der rationalen Philosophie der erste Act des Bewußtseins mit der Weltschöpfung eins ist, wird in der Philosophie der Mythologie jener erste Act des Bewußtseins zum Setzen des astralen Gottes, zum Setzen des wüsten Seins als Gott. Er ist ferner eine Folge davon, daß in der Philosophie der Mythologie der kosmische Proceß in seinem jenseitigen intelligiblen Vorgang von seinem zeitlichen Vorgange nicht gesondert wird, daß die Wiederholung des unergründlichen Willensactes, womit das blinde Sein, die Materie der Welt entstand, bei dem hier nicht berücksichtigten Uebergang von der intelligiblen in die äußerliche, materielle Welt wegbleibt, während in der rationalen Philosophie die doppelte Weltschöpfung (nämlich von der ideellen und äußerlichen Welt) auch eine doppelte Bethätigung jenes grundlosen und schrankenlosen Wollens erheischt, das zuerst in Gott, nachher im intelligiblen Menschen gesetzt wird.

Es wird aus dem hier Dargestellten klar sein, wie die Naturphilosophie (oder rationale Philosophie) sich mit der Philosophie der Mythologie begegnet. Es ist dies auf dem Punkte, wo das menschliche Bewußtsein wirklich wird, das in beiden als eine Erregung jenes Princips dargestellt wird, womit die ganze Entwickelung anhebt. In der rationalen Philosophie ist es aber die Erregung jenes Princips als Subject, Wille, als es zwar blindes Sein werden wollte, aber noch nicht geworden war, die den intelligiblen Menschen Gott entfrembet und damit das äußerliche Dasein hervorruft; in der Philosophie der Mythologie ist es die Erregung jenes Princips, das bereits zum blinden Sein geworden ist, wodurch das bisher von Gott ungetrennte und deshalb unwirkliche Bewußtsein wirklich wird. Der mythologische Proceß, der

somit von einem Verfalle an jenes ungöttliche Princip ausgeht, muß also zu dem substantiellen Wesen des Bewußtseins zurückführen, d. h. jenen bisher nur wesentlichen, nicht wirklichen Monotheismus allmählich wiederherstellen. Aber dieser Proceß muß alle Möglichkeiten, durch die sich jenes wüste Princip zu erhalten sucht, versuchen, d. h. er muß alle die Potenzen des kosmischen Processes, der von jenem wüsten Princip ausging, als Götter hinstellen.

Diese mythologischen Götter sind also die Thatsachen, die Schelling auf den Gedanken seiner Potenzen gebracht oder jedenfalls in diesem Gedanken bestärkt haben. Die Mythologie stellt uns jenen Proceß vor Augen, der der Entstehung der Natur vorausging; das mythologische Bewußtsein, indem es auf jenen vorweltlichen Proceß zurückgeht, befindet sich also außerhalb der Natur. Es ist sonach hier gar nicht von Naturvergötterung die Rede, das Bewußtsein ist vielmehr außer der Natur, außer sich selbst gleichsam in eine Ekstase versetzt; statt der wirklichen Natur vernimmt es jene kosmischen Mächte, aus deren Spannung die Natur entstand. Es ist die Vorgeschichte der Welt, die uns in den mythologischen Vorstellungen entgegentritt; dieselben sind als Erzeugnisse eines relativ vormenschlichen Bewußtseins, nämlich zwar als Erzeugnisse des menschlichen Bewußtseins, aber sofern dieses wieder in sein vormenschliches Verhältniß zurückversetzt ist (S. 129). Da Bewußtsein in der Schelling'schen Darstellung mit Mensch identisch ist, so kann das vormenschliche Verhältniß nur den Moment der Entwickelung bezeichnen, wo das Bewußtsein noch nicht entstanden war. Die Mythologie setzt also das menschliche Bewußtsein auf einen niedrigern Standpunkt zurück, als der mit seinem Entstehen schon gegeben ist. Das Bewußtsein ist der Sieg über die vorausgehenden kosmischen Potenzen, aber es unterwirft sich doch denselben. Jene in der rationalen Philosophie geschilderte Erhebung des Bewußtseins aus seinem blos intelligiblen, potentiellen Sein zum wirklichen Dasein, womit zugleich das Dasein der sinnlichen Welt gegeben war, ist in der Philosophie der Mythologie gleichzeitig mit dem Zurückfallen des Bewußtseins auf einen bereits überwundenen Standpunkt der kosmischen Entwickelung.

Wenn in der rationalen Philosophie das noch als intelligibel gedachte Bewußtsein als Potenz Gottes, als zum Aufgehen in Gott bestimmt dargestellt wird — der ganze kosmische Proceß hat ja nun die Zurückführung des nicht sein Sollenden in Gott zum Zweck — so wird in der Philosophie der Mythologie jenes intelligible Bewußtsein oder die Substanz des Bewußtseins (im Gegensatze zum wirklichen Bewußtsein) als monotheistisch bezeichnet, was denselben Sinn hat. Die Substanz des Bewußtseins oder das intelligible Bewußtsein ist ja das Ende des kosmischen Processes, die Ueberwindung der vorausgehenden Poten-

zen die in der Mythologie als Götter auftreten. Das intelligible Bewußtsein ist also monotheistisch, die kosmischen Potenzen haben für dasselbe nicht die Bedeutung von Göttern, er hat keinen andern Gott als den Einen, dessen Potenz es selbst ist, indem es jenes blinde Sein überwunden oder zum potentiellen Sein zurückgeführt hat.

Dieser ursprüngliche Monotheismus gehört also dem übergeschichtlichen, blos substantiellen Bewußtsein an; das geschichtliche, wirkliche Bewußtsein ist schon dem Polytheismus oder dem theogonischen Proceß verfallen. Da die Potenzen hier zu Göttern werden, ist der frühere kosmische Proceß jetzt ein theogonischer geworden. Was mit der Entstehung des Bewußtseins schon objectiv überwunden ist, tritt noch einmal im Bewußtsein selbst auf. Der theogonische Proceß, der als kosmischer ein objectiver, schon vergangener ist, hat als solcher nur Realität im Bewußtsein. Wie ist es aber nun geschehen, daß das geschichtliche Bewußtsein mit einem Rückfall auf einen schon als vergangen gesetzten Standpunkt anfängt? Die mythologischen Vorstellungen, sagt Schelling (S. 128), sind nicht Erzeugnisse des Bewußtseins, insofern es menschliches Bewußtsein ist, sondern im Gegentheil, sofern das Princip des menschlichen Bewußtseins (d. h. das Subject oder der Wille in Gott) aus dem Verhältniß herausgetreten ist, in welchem allein es Grund des menschlichen Bewußtseins ist, nämlich aus dem Verhältniß der Ruhe, der reinen Wesentlichkeit oder Potentialität (dies geschah eben durch den Uebergang des Willens ins blinde Sein). Sie sind Erzeugnisse des aus seinem Grunde hervorgetretenen menschlichen Bewußtseins, das erst wieder durch diesen Proceß in das Verhältniß zurückgeführt wird, wo es wirklich menschliches Bewußtsein ist. Und an einem andern Orte (S. 178): Das ursprüngliche Bewußtsein, das ja seiner Substanz nach nichts anderes als das zu sich selbst oder in sich selbst zurückgekommene Wesen der Natur, also das durch die ganze Natur hindurchgegangene ist, dieses ursprüngliche Bewußtsein bewahrt und hat also gleichsam in sich aufgehoben alle jene frühern Momente, durch die es hindurchgegangen ist — gerade so wie jeder einzelne Mensch alle Erfahrungen seines Lebens in seinem gegenwärtigen Bewußtsein, seiner gegenwärtigen Bildung bewahrt — aber diese frühern Momente sind in dem Bewußtsein gleichsam beschworen, niedergehalten, als Vergangenheit gesetzt. Das menschliche Bewußtsein sollte sie als Einheit dermaßen unter sich (sich unterworfen) halten, daß sie in ihrer Succession — in ihrer gegenseitigen Ausschließung — nicht mehr hervortreten. Aber eben diese Einheit hat das Bewußtsein, wie wir jetzt voraussetzen, in sich aufgehoben; indem es jenes Prius des Anfangs, seine erste Grundlage seines eigenen Seins, jenes Princip der Natur in sich wieder agilirt, wirk-

sam gemacht hat, schließt es eben damit alle spätern Momente von sich aus u. s. w.

Um dies gehörig zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Potenzen in der intelligiblen Welt, deren höchste das Bewußtsein ist, sich in einer immerwährenden Spannung oder Beziehung aufeinander, Wechselwirkung miteinander, befinden; die höchste Potenz, das Bewußtsein, ist zugleich die andern, enthält sie in sich; in der materiellen Welt aber haben sie bereits ihr selbständiges, gegeneinander abgeschlossenes Dasein erhalten, sie stehen ganz außerhalb einander als Gestirn, unorganische, organische Welt, lebendige Wesen u. s. w. Das Bewußtsein, obgleich als eigene, besondere Welt von den übrigen Formen des Daseins getrennt, hat doch immer ihre Einheit, das allgemeine Wesen in sich, das es gerade als Gegensatz zu allem Besondern, als das jeder Bestimmung Widerstrebende außer sich hinstellt. Dies ist aber gerade das im kosmischen Proceß als blindes Sein, als wüstes Princip auftretende Moment. Es lautet freilich ganz mystisch, wenn von einer Erinnerung der Momente des intelligiblen Processes im empirischen Bewußtsein gesprochen wird; diese Erinnerung kann doch nur in dem Verständniß des Bewußtseins von seinem eigenen Wesen gesetzt werden, das freilich hier, wo von keiner Reflexion die Rede sein kann, eine gewisse Nothwendigkeit und damit zugleich Autorität hat. Wenn diese nothwendigen Erzeugnisse des Bewußtseins mit den freien Erzeugnissen des Denkens übereinstimmen, so geben sie damit einen Beleg für die Wahrheit derselben ab.

Es handelt sich nur davon, ob Schelling in seiner Philosophie der Mythologie die richtige Auslegung der mythologischen Vorstellungen gegeben hat, ob also der im Bewußtsein vorgehende Proceß der Götterbildung mit dem in der rationalen Philosophie entwickelten Proceß der Potenzen zusammenfällt. In dem Werke Schelling's fallen sie zusammen. In der Philosophie der Mythologie bringt er durch eine Analyse des Monotheismus — von dem er hier ausgeht, als von der Substanz des Bewußtseins — ganz das nämliche Ergebniß, nur mit etwas mehr theologischer Färbung heraus, das wir schon in seiner rationalen Philosophie vorgefunden haben, und dieses Ergebniß tritt uns wiederum seinen verschiedenen Momenten nach in den aufeinander folgenden mythologischen Religionen entgegen. Das mythologische Bewußtsein wird nicht, wie nach der gewöhnlichen Annahme, von der Natur, sondern von den vor der Natur waltenden Mächten beherrscht, aus deren Spannung endlich die Natur hervorging, es ist nicht durch irgendwelche Analogien des nachmythologischen, besonders des heutigen Bewußtseins, sondern nur durch das Zurückgehen auf jene in ihm waltenden Mächte zu begreifen. Die Philosophie der Mythologie ist also gleichsam die Rechnungsprobe der Schelling'schen Metaphysik; kommt dasselbe Facit ohne

Rechnungsfehler heraus, so muß das Ergebniß wahr sein. Darauf können wir uns hier, wo es uns nur um die Beziehung beider aufeinander zu thun war, nicht einlassen. Wir können aber nicht umhin zu bemerken, daß der von Schelling zu Grunde gelegte mythologische Stoff seitdem vielfach erweitert und berichtigt wurde, sodaß seine Darstellung schon deshalb mehrfach als fehlerhaft erscheint.

Preußische Briefe.

II.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1860, S. 89 fg.)

Mit diesen Briefen ist es mir ergangen, wie es einem heutzutage so oft ergeht: die Ereignisse haben mich überholt. Es war meine Absicht, darin zunächst einen Rückblick auf die Verheißungen und Aussichten (denn von Thaten läßt sich ja leider noch immer nicht reden) des Ministeriums Hohenzollern-Auerswald zu werfen und dann erst, von dieser historischen Grundlage aus, eine Kritik der Gegenwart daran zu knüpfen. Inzwischen haben sich im Lauf der letzten Wochen und Monate die Ereignisse in Europa wieder dermaßen gedrängt, unsere Zukunft ist wieder so düster, die Lage Deutschlands und Preußens so bedenklich geworden, daß es ein höchst thörichter Luxus wäre, wollten wir jetzt, wo die Noth des Augenblicks so dicht, so unwiderstehlich an uns herantritt, die Zeit noch mit Rückblicken in die Vergangenheit verlieren, die nun doch nichts mehr nützen können.

Gestatte der Leser mir denn, mit einem raschen Sprung über die Kluft, die zwischen meinem ersten und dem heutigen Briefe liegt, hinwegzusetzen und den Faden meiner Betrachtungen ohne weitere Vorrede an dem Punkt wiederaufzunehmen, auf dem die Ereignisse bei uns augenblicklich angelangt sind. Seit einigen Tagen haben unsere Abgeordneten ihre Sitzungen wieder eröffnet und mit verdoppelter Spannung wendet die öffentliche Aufmerksamkeit sich ihren Verhandlungen zu; jedermann fühlt und sagt sich, daß der kritische Moment, dem wir immer näher und näher rücken, auch an unsern Abgeordneten unmöglich ganz ohne Wirkung vorübergehen kann. Es kommt dazu, daß die Mehrzahl derselben die Osterferien benutzt hat, einen Besuch in der Heimat abzustatten; sie werden daselbst Gelegenheit gehabt haben, die Stimmung des Landes aufs neue kennen zu lernen und werden die Erfahrungen, welche sie auf diese Art gemacht, für den Gang der bevorstehenden Verhandlungen hoffentlich nicht verloren gehen lassen. Insbesondere werden sie sich überzeugt haben von der tiefen und allgemeinen Niedergeschlagenheit, welche sich der Bevölkerung Preußens, und zwar gleichmäßig in

den verschiedensten Provinzen, mehr und mehr bemächtigt; zwischen den freudigen Hoffnungen, mit denen das Volk seine Abgeordneten bald nach Neujahr gen Berlin entsandte, und dem unbehaglichen Gefühl, mit welchem es jetzt die auf Urlaub Heimkehrenden wiedersah, welch ein Unterschied!

Und zwar gilt diese Misstimmung, es läßt sich nicht verhehlen, vorzüglich und in erster Reihe dem Landtage selbst. Volle drei Monate sitzt derselbe jetzt beisammen, und was ist in der ganzen Zeit geschehen? Nichts, aber auch gar nichts; nicht ein erhebliches Gesetz ist durchgebracht, nicht eins von den vielen und dringenden Bedürfnissen des Landes befriedigt worden. Wir wissen sehr wohl, an wem die Schuld dieser Unthätigkeit liegt. Einen Theil derselben trägt ohne Zweifel die Regierung, die sich in einer unseligen Halbheit gefällt und es durchweg an jener Entschiedenheit und jenem kräftigen, männlichen Vorgehen, das nothwendig auch den Landtag mit sich fortreißen würde, fehlen läßt; ein anderer, noch größerer fällt dem Herrenhause zu, das, der einmal angenommenen Haltung nur allzu getreu, bisher beinahe noch jede von der Regierung vorgeschlagene, vom Abgeordnetenhause angenommene Maßregel zur Verbesserung der öffentlichen Zustände abgelehnt und dadurch die gesammte legislatorische Thätigkeit des Landtags in eine Stockung gebracht hat, die sich nothwendig früher oder später der ganzen Staatsmaschine mittheilen muß.

Ganz von aller Schuld freisprechen aber können wir auch das Haus der Abgeordneten nicht, trotz seiner unzweifelhaft freisinnigen Mehrheit. Denn was hat auch diese Mehrheit bis jetzt gethan, die Principien, als deren Verfechter sie sich doch so laut verkündigt, in unserm Staatsleben zu verwirklichen? Welche Anträge sind von ihr ausgegangen? welche wichtigen und brennenden Fragen sind von ihr zur Erörterung gebracht worden? Die unselige Leisetreterei, das verhängnißvolle Princip des Zuwartens und Ablauerns, das schon in der vorigen Session des preußischen Landtags so viel Unheil anrichtete, und die Hoffnungen des Volks auf so empfindliche Weise täuschte, hat sich auch der gegenwärtigen Versammlung bemächtigt und droht die diesjährige Diät zu einer ebenso unfruchtbaren und vergeblichen zu machen, wie die vorjährige gewesen. Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, aber man soll sie nicht auf anderer Leute Kosten üben. Die preußischen Abgeordneten sitzen auf ihren Bänken nicht für sich selbst, sondern im Namen und Auftrag des preußischen Volks; sind sie wirklich der Meinung, daß immer und überall nur dem Ministerium die Initiative gebührt und daß der Landtag nur dazu vorhanden ist, zu den Vorschlägen der Regierung ein demüthiges Ja zu nicken, nun so würden sie jedenfalls besser thun, das offen auszusprechen und einen Platz zu räumen, auf den das Volk sie mit ganz andern Aufträgen und ganz andern Ansprüchen entsendet hat.

Was aber speciell den Widerstand des Herrenhauses anbetrifft, so wäre dies recht eigentlich ein Gegenstand, welchen das Abgeordnetenhaus zur Sprache zu bringen hätte. Das Land erschrickt vor den Gefahren einer Junkerherrschaft, die sich durch den Ministerwechsel erst recht gestärkt zu haben scheint, und die im stolzen Bewußtsein ihrer Unverwundbarkeit immer kecker, immer schadenfroher auftritt und den einstimmigen Wünschen und Bedürfnissen des Landes immer höhnischer ins Antlitz schlägt. Auch das Ministerium empfindet den Druck, den diese Partei übt, die so ganz und gar nur das Product einer irregeleiteten Staatskünstelei ist und so ganz und gar keine Wurzeln in dem Leben unsers Volks hat: aber wie in allen andern Stücken, so ist das Ministerium auch in diesem zu schwach und zu unentschieden, um das richtige Wort zur richtigen Zeit zu sprechen und der verschrobenen Lage der Dinge mit einem Ruck eine andere und zweckmäßigere Wendung zu geben. Den Muth, der dem Ministerium mangelt, sollte das Abgeordnetenhaus haben; vorzugsweise berufen, das Organ des Landes, seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Leiden und Befürchtungen zu sein, sollte es ein Schweigen brechen, das ebenso unwürdig wie verderblich ist und frei heraussagen vor den Stufen des Throns, worüber ja doch die ganze Nation, soweit sie überhaupt eines politischen Urtheils fähig, schon längst einig ist — nämlich, daß das Herrenhaus in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung ein unbesiegbarer Hemmschuh für jede gesetzmäßige und vernünftige Entwickelung des politischen Lebens in Preußen, ja in ganz Deutschland ist, und daß die Junkerherrschaft, unter deren Joch es uns wieder zurückzuführen droht, der Untergang Preußens wie Deutschlands sein würde.

Dies also erwartet und fordert das preußische Volk von seinen Abgeordneten zunächst, daß überhaupt etwas geschehe; drei Monate sind, wie gesagt, mit müßigem Hin- und Herreden vertrödelt worden, dem allgemeinen Gerücht zufolge wird die Dauer der Session sich auf höchstens noch sechs Wochen erstrecken, und was alles muß in diesen sechs Wochen noch erledigt, welche Fragen müssen erörtert, welche Zweifel gelöst, welche Beschlüsse gefaßt werden!

Da sind zuerst und vor allem die bekannten Armeevorlagen. Sollten die preußischen Abgeordneten, taub gegen das beinahe einstimmige Urtheil der Presse, bisher noch in Zweifel darüber gewesen sein, wie die Bevölkerung des Landes sich zu denselben verhält, so werden ihre Besuchsreisen in die Heimat ihnen Gelegenheit geboten haben, sich auch darüber jede nur wünschenswerthe Aufklärung zu verschaffen; sie werden die Ueberzeugung gewonnen und selbst dem Widerstrebenden wird sie sich aufgedrungen haben, daß die Presse in diesem Falle in der That nur der getreue Widerhall der öffentlichen Meinung und daß die Nation

in ihrer ungeheuern Mehrheit die unbedingte und unveränderte Annahme der Armeevorlagen als ein öffentliches Unglück, ja noch mehr, als einen Verrath am Vaterlande und seinen heiligsten Interessen empfinden würde. Es erwartet, es fordert von seinen Abgeordneten, daß sie ihre Stimme in diesem Sinne abgeben und daß sie sich namentlich zu keinem Vergleich herbeilassen werden, bei welchem nicht die zweijährige Dienstzeit als unverbrüchliches Sine qua non festgehalten wird. Es ist dies das Mindeste, sogar das Einzige, was die Nation für die Opfer, die ihr übrigens zugemuthet werden, einigermaßen entschädigen und jenes Gleichgewicht zwischen den productiven und den consumirenden Kräften des Landes wiederherstellen kann, das die Heißsporne des Militärcabinets einer vollständigern soldatischen Abrichtung zu Liebe jetzt so leichtfertig aus den Augen setzen.

Dabei ist im Volk keine Rede davon und auch uns fällt es nicht von weitem ein, als mutheten wir den Abgeordneten zu, der Regierung irgendeine Unterstützung zu versagen und irgendein Opfer zu verweigern, dessen sie zur Sicherheit und zur Ehre des Vaterlandes bedarf. Wir sind Preußen und es ist ein tiefgehender Zug des preußischen Volks, der sich bisher noch in jeder größern geschichtlichen Krisis bewährt hat, daß ihm für die Zeiten der Gefahr kein Opfer zu groß, keine Anstrengung zu mühsam ist. Allein es ist ein Unterschied, Opfer bringen für die Zeit der Gefahr und sich für gewöhnliche Zeiten mit dem Krebsschaden eines Budgets beladen, welches das Deficit und damit österreichische Finanzzustände im sichern Gefolge hat; es ist ein Unterschied, sein Blut zur Rettung des Vaterlandes verspritzen und sich in Friedenszeiten langsam mit Schröpfköpfen zu Tode martern lassen. Für die Macht und die Ehre des preußischen, des deutschen Namens ist das preußische Volk noch heute jeden Augenblick bereit, Gut und Leben darzubringen, aber es will sich nicht zum Bettler machen vor der Zeit, um die Zahl der Kasernen zu vermehren und die Paradeplätze zu vergrößern; nicht ein Titelchen will es preisgeben von den großen und ruhmvollen Erinnerungen der Befreiungskriege, allein es glaubt auch, daß die Volkskraft und die patriotische Begeisterung, welche damals den preußischen Staat aus dem Abgrund des Verderbens emporriß, noch heute die kräftigste und sicherste Schutzmauer unsers Landes bleiben muß.

Die preußische Nation erwartet und fordert von ihren Abgeordneten ferner, daß sie endlich aufhören werden, um die Angelegenheiten der auswärtigen Politik herumzugehen wie die Katze um den heißen Brei, und daß sie auch hier endlich ein kräftiges und entschiedenes Wort dareinsprechen werden. Wir wissen nicht, welcher scharfsinnige Kopf das zuerst ausgeklügelt hat, daß ein preußisches Parlament sich um die auswärtige

Politik nicht zu kümmern hat: aber das wissen wir, daß die stricte und buchstäbliche Befolgung dieser Theorie, deren der diesjährige Landtag sich befleißigt, denselben nothwendig noch zum Gespötte von ganz Europa machen wird. Finstere Wolken lagern am Horizont, die Gefahr eines allgemeinen europäischen Kriegs, eines Kriegs, der seine Schrecken zunächst über unser Vaterland ausgießen würde, ist uns so nahe gerückt wie nur je, der Rechtszustand unsers Welttheils ist aufs schwerste erschüttert, ein Funke genügt, das ganze politische System oder vielmehr die Systemlosigkeit der Gegenwart in die Luft zu sprengen — und das preußische Abgeordnetenhaus, was thut es dabei? welche Vorkehrungen trifft es, welche Grundsätze stellt es auf für den Augenblick der Gefahr? Es schweigt! Die Welt steht in Flammen und das preußische Abgeordnetenhaus schweigt! Es debattirt in breiter Gemüthlichkeit Lokalpetitionen und persönliche Angelegenheiten, als ob es wie Robinson auf einer Insel des Stillen Ocean lebte, und schon bäumt sich die Woge, die sie und uns verschlingen will! Das muß anders werden — es muß, wenn das junge zarte Band, welches das parlamentarische Treiben bisjetzt noch mit dem Leben der preußischen Nation verbindet, sich nicht völlig lockern und das ganze Verfassungswesen in Preußen nicht in den tiefsten und schmählichsten Miscredit gerathen soll. Ohnmächtig ist nur der, der zu seiner eigenen Kraft kein Zutrauen hat; versucht es nur erst, legt nur erst ein entschiedenes und kräftiges Votum in die Wagschale und gebt Acht, ob dasselbe in der That so wirkungslos bleiben wird, wie die Anhänger jener Schweigetheorie euch vorreden wollen! Wir für unsern Theil meinen, ein tüchtiges preußisches Parlament, das auch auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten den Einfluß übte, der ihm als dem gesetzlichen Vertreter der Nation gebührt, könnte der preußischen Diplomatie nicht nur manchen überflüssigen Notenwechsel, sondern sogar auch dem preußischen Militärbudget manches Regiment Soldaten ersparen.

Ganz besonders aber erwartet und fordert das preußische Volk von seinen Abgeordneten, daß sie der deutschen Frage, der Frage nach der Einheit und Kräftigung unsers Gesammtvaterlandes, eine größere Aufmerksamkeit widmen werden, als sie bisher leider gethan haben; der bekannte Vincke'sche Antrag wegen der kurhessischen Angelegenheit, der in diesen Tagen zur Verhandlung kommt, bietet eine sehr passende Gelegenheit dazu und es wäre wahrlich nicht gut, wenn die preußischen Abgeordneten auch diese wieder unbenutzt vorübergehen ließen. Wunderliche Naivetät, verhängnißvolle Kaltblütigkeit, die auf den Bänken des preußischen Abgeordnetenhauses platzgenommen zu haben scheint! Vom übrigen Deutschland verlangt ihr, daß es sich um das preußische Banner schare, ihr prunkt mit den Ansprüchen, die uns auf die Führung Deutschlands zustehen — und ihr selbst thut, als

ob gar kein Deutschland in der Welt wäre? und von allen möglichen Dingen hallen die Wände eures Versammlungssaals wider und nur der Name Deutschland wird nicht darin vernommen?!

Es wäre eine leichte Mühe, dies Register der Erwartungen und Forderungen noch um ein Ansehnliches zu vermehren. Doch mag es für heute an diesen drei Punkten genug sein; dieselben bilden, wenn wir nicht irren, in diesem Augenblick gleichsam die politischen Glaubensartikel des preußischen Volks, es sind die Punkte, auf denen dasselbe unter allen Umständen beharrt und beharren muß und ohne deren Erfüllung unser ganzes parlamentarisches Treiben nicht einen Schuß Pulver mehr werth wäre. Auch das übrige Deutschland blickt mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das Schicksal, daß diesen drei Punkten zu Theil werden wird, dasselbe wird gleichsam die Probe sein für die Zukunft, welche das parlamentarische System in Preußen überhaupt hat, und damit also auch für die Hoffnungen, die Deutschland auf Preußen setzen darf. Diese drei Punkte nehmt euch also zu Herzen, ihr Vertreter des preußischen Volks, diese bringt euern Wählern beim Schluß der Sitzungen mit zurück und man wird euch mit Dank und Jubel willkommen heißen und das Pfingstfest wird für Preußen, für Deutschland ebenso froh und sonnig sein, als unser Osterfest trüb und voller Sorgen war!

Literatur und Kunst.

Ein junger Dichter.

Ein junger Dichter — wie leicht das Wort aus der Feder gleitet! Ja indem wir es niederschreiben oder aussprechen, geschieht es nicht selten, daß wir es mit einem gewissen halb mitleidigen, halb spöttischen Lächeln begleiten: ein junger Dichter — was ist es denn weiter?! Eine sehr ungewisse Anweisung auf eine Unsterblichkeit, die niemand satt noch froh macht, ein Freibrief für allerhand Ueberschwenglichkeiten und Phantastereien, die von vernünftigen Leuten mit Achselzucken betrachtet werden, ein Armuthszeugniß für jene Praxis des Lebens, die heutzutage allein das große Wort zu führen berufen ist. Und doch, machen wir uns das Wort nur recht klar und versenken uns recht in seine Bedeutung — welch unerschöpflicher Segen, welche Fülle von Glück und Hoffnung, von Trost und Freude liegt darin enthalten! Ist doch die Jugend an sich schon eine Art von Poesie, während wiederum die Poesie eine zweite, nie alternde Jugend ist, die ihre ewig jungen Rosen auch noch in greise Locken windet. Aber freilich wird das Wort sehr häufig misbraucht, man nennt junge Poeten, was in der That nur unreife Versemacher sind und am häufigsten nehmen diese letztern selbst jenen so schönen, so bedeutungsvollen Namen für sich in Anspruch. Wohlan denn, hier ist ein junger Dichter, der seines Namens wirklich werth, ein Dichter, der mit der Kraft und Frische der Jugend zugleich das Maß und

die Besonnenheit des reifern Alters verbindet und dem zu der Musik der Sprache auch jene innere Musik in der Tiefe des Herzens widertönt, die allein den wahren Poeten macht: „Gedichte von Karl Schönhardt“ (Stuttgart, Quack). Es ist ein sehr dünnes Heftchen, ohne Goldschnitt und ohne gepreßten Deckel, und selbst dies dünne Heftchen von kaum achtzig Seiten ist, die Wahrheit zu sagen, noch um die Hälfte zu dick gerathen; ein guter Theil der Gelegenheitsgedichte sowie der Uebersetzungen, welche die letzten Bogen des Heftchens füllen, hätte ohne erheblichen Verlust für das Ganze weggelassen werden können. Dagegen finden sich unter dem Uebrigen einige so tiefe und volle Klänge, wie sie nur dem wahren, dem geborenen Poeten gelingen. Doch hat der Verfasser — und dies vorzüglich ist es, was wir ihm so hoch anrechnen — sich nicht mit der bloßen Naturgabe begnügt, es ist ihm nicht genug gewesen, seine jugendlichen Empfindungen nur so wild und roh herauszusprudeln, sondern er hat frühzeitig erkannt, daß die Schönheit das oberste Gesetz der Kunst und daß es keine Schönheit gibt ohne Maß. Karl Schönhardt ist in der Schule Goethe's aufgewachsen, eine Seltenheit bei unsern heutigen jungen Dichtern, denen die einfache, maßvolle Schönheit der Goethe'schen Lyrik viel zu altfränkisch, zu zopfmäßig erscheint und die selbst um so höher denken von ihrer Genialität, je mehr sie sich den wildesten Ausschweifungen und Uebertreibungen überlassen. Karl Schönhardt theilt diesen Irrthum nicht; nicht das Unerhörte und Auffallende, sondern das Wahre und einfach Schöne ist das Ziel seines Strebens. Der Kreis seiner Empfindungen und Anschauungen ist nicht groß, es sind die naturgemäßen Stoffe, die einem heranwachsenden jungen Manne zunächst liegen, Freundschaft, Liebe, Lust an der Natur und jugendliche Heiterkeit: allein er beherrscht diesen Kreis mit Sicherheit und wenn die Gestalten, die er aus ihm heraufbeschwört, auch nichts weniger als neu oder bedeutend sind, so sind sie doch frisch und lebenskräftig und tragen den Stempel innerer Gesundheit. Auch in Betreff der Form gibt sich ein löbliches Streben nach Rundung und Sauberkeit kund, nur mit den Reimen macht er es sich hier und da noch ein wenig zu leicht und läßt jene strengern Forderungen unberücksichtigt, die man heutzutage mit Recht an jeden stellen kann, der unsere so wohllautende und ausgebildete Sprache poetisch handhaben will. Auch in den nachstehenden Proben, die wir zur Bestätigung unsers Urtheils beifügen, finden sich einzelne derartige Verstöße, doch werden sie, hoffen wir, den Leser im Genuß des Ganzen nicht eben erheblich stören.

Sonett.

Nennt mich nicht Dichter! Bei dem stolzen Worte
Erbeben mir im Innersten die Nerven!
Nie wähnt' ich in des Ruhmes ehr'ne Pforte,
Nie dauernd meinen Namen einzukerfen.

Eh' noch der Jugend Blüte mir verdorrte,
Eilt' ich des Liedes Pfeile sanft zu schärfen,
Zu guter Stunde und am rechten Orte,
Und fromme Nachsicht wird es nicht verwerfen.

Laß andre sich mit ihrer Muse brüsten!
Und mögen sie sich selbst unsterblich dichten —
Mich soll nach solcher Höhe nicht gelüsten.

Im engern Kreise find' ich mich zufrieden:
Komm, Freundschaft! komm, o Liebe! mich zu richten,
Und euer Dank sei mir zum Lohn beschieden!

Ermuthigung.

Liebe, die sich dir ergeben,
Halte sie beherzt umfaßt!
Nach dem Fernsten darfst du streben,
Wenn du Muth zu lieben hast.

Wer die Liebe hat gefunden,
Und sich nicht der That erkühnt,
Hat die Liebe nie empfunden,
Hat die Liebe nie verdient.

Aus des Stromes tiefstem Grunde
Hole den versenkten Hort!
Vor dem off'nen Flammenmunde
Reiß' ihn keck dem Drachen fort!

In des Weltalls finstern Räumen
Suche das verheiß'ne Gut;
Aus der ew'gen Oede schäumen
Müsse die lebend'ge Flut!

Hoch in ungetrübte Fernen
Trag' ihn, aus dem Nebelkreis,
Setze zwischen sichern Sternen,
Nieder den geborg'nen Preis.

Nur im Kampf mit Ries' und Zwerge
Hebst du leuchtenden Gewinn;
Ueber aufgethürmte Berge
Steigst zum Göttersitz du hin!

Elegie.

Den Begünstigten beneid' ich,
Welcher, wandelnd unterm Licht,
Mit den Göttlichen bewahrte
Seiner Seele Gleichgewicht;

Dem die Sonne ruh'ger Thaten
Auf der freien Stirne schwebt,
Der mit sicherem Gefühle
Im bewegten Ganzen lebt;

Dem die unfruchtbare Halbheit
Nicht die Seele niederhält,
Der im Streit der Elemente
Auf sich selber bleibt gestellt.

Glücklicher! ihm geben alle
Götter einstens das Geleit,
Und so wandelt er, bedachtsam
Jeder Spur der Menschlichkeit.

Nicht der Welt verschlossen halte
Deinen Busen mit Gewalt —
Kühn zu ihrem Los erweit're
Seinen eigenen Gehalt!

Glücklich! wenn dir anzueignen
Jeden Inhalt du gewußt:
Alles, was sich menschlich kündet,
Fühl' es durch in deiner Brust!

R. P.

Literaturgeschichte.

Von Hoffmann von Fallersleben's literarhistorischem Werke über „Unsere volksthümlichen Lieder" erschien soeben bei Engelmann in Leipzig die zweite, mehrfach verbesserte und berichtigte Auflage. Das Buch, wiewol nur ein trockenes Register von Titeln und Jahreszahlen und eigentlich also nur das Gerippe von dem, was es bei einer wirklichen geschichtlichen Behandlung des Gegenstandes hätte werden können und sollen, bietet dennoch dem aufmerksamen Leser nicht nur mannichfache Belehrung, sondern auch vielfachen Stoff zum Nachdenken, und das nicht blos in streng literargeschichtlicher, sondern namentlich auch in culturhistorischer Beziehung. Unter der Bezeichnung „volksthümlicher" Lieder versteht der Verfasser solche Lieder, die zwar ihren unmittelbaren Ursprung der Kunstdichtung verdanken, bei denen aber das Volkslied und der volksthümliche Geschmack gleichsam an der Wiege gestanden haben und denen daher auch bald nach ihrem Entstehen das Glück zu Theil geworden ist, als fliegendes Blatt und somit auch als gesungenes Lied in den Mund des Volks überzugehen. Die Blüte-

zeit dieser volksthümlichen Lieder fällt vornehmlich in die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, also in die Zeit, da Herder zuerst die Bekanntschaft mit den Volksliedern der Fremde wie der Heimat vermittelt und dadurch den wohlthätigsten Einfluß auf die Dichter und die Kritiker der Zeit ausgeübt hatte. Doch beschränken die volksthümlichen Lieder sich keineswegs auf die eben bezeichnete Epoche allein, vielmehr wie sie einerseits bis in unsere Tage hinabreichen, so steigen sie andererseits bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinauf. Der Herausgeber hat dieser zweiten vermehrten und verbesserten Auflage als eine sehr dankenswerthe Zugabe eine Uebersicht der „Reihenfolge der Lieder nach der Zeit ihrer Entstehung" hinzugefügt; daraus sehen wir, daß das erste Lied eines Kunstdichters, welches das Volk sich angeeignet, des unglücklichen Günther's prächtiges Studentenlied: „Brüder, laßt uns lustig sein, weil der Frühling währet" gewesen ist. Dasselbe datirt vom Jahre 1717 und aus demselben Jahre stammt dann auch der allbekannte „Prinz Eugenius der edle Ritter", der freilich schon mehr zu den eigentlichen Volksliedern gehört. Der Sage nach soll das Lied von einem brandenburgischen Soldaten gedichtet sein, der unter dem Fürsten von Dessau in dem Heere Eugen's diente; Textanfang und Melodie finden sich zuerst in einer Handschrift unter dem Titel: „Musikalische Rüstkammer auf der Harfe" vom Jahre 1719. Es ist von hohem culturgeschichtlichen Interesse, die Reihe der einzelnen Jahrgänge zu verfolgen und zu sehen, wie bald dies, bald jenes Lied auftaucht; es ist, wenn man will, nur eine sehr untergeordnete Region des Geschmacks, in der wir uns dabei befinden, immerhin jedoch ist es lehrreich, die Wandelungen der Zeit und die Uebergänge des Geschmacks auch auf diesem untergeordneten Gebiet zu beobachten. Das Jahr 1745 bringt zuerst das bekannte Studentenlied in Umlauf: „Crambambuli, so heißt der Titel"; dasselbe stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, hatte ursprünglich nicht weniger als hundertundzwei Strophen und steht mit der Ueberschrift: „Der Crambambulist. Ein Lob-Gedicht über die gebrannten Wasser im Lachs zu Danzig", in „Karomandel's" (d. i. Wittekind's) „Nebenstündigem Zeitvertreib in Teutschen Gedichten", der 1747 in Danzig und Leipzig bei J. H. Rüdiger erschien. Zwei Jahre später dichtet Lessing sein beliebtes: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben", das schon 1758 nach der noch jetzt üblichen Weise gesungen ward. Dazwischen tönt dann wie ein ernster feierlicher Orgelklang Klopstock's „Auferstehn, ja auferstehn wirst du" von 1757, schon im nächstfolgenden Jahre von Graun in Musik gesetzt. Und so geht es weiter durch Ernst und Scherz, durch Schalkhaftigkeit und Empfindsamkeit, durch Frohes und Trauriges, Hohes und Gemeines, bis zu den Befreiungskriegen und bis auf unsere Gegenwart. Das Jahr 1840 eröffnet sich mit einem Geibel'schen Liede, das jedoch nichts von jenem sentimentalen Charakter an sich trägt, der den Dichter übrigens so populär gemacht hat: „Ein lustiger Musikante marschirte am Nil." Ueber die Entstehung des Liedes, das jetzt vielfach als Studentenlied gesungen wird, erzählt der Herausgeber nach einer mündlichen Mittheilung des Hrn. Professor Deecke, daß Geibel es bald nach seiner Rückkehr aus Griechenland im Jahre 1840 eines schönen Abends in einer fröhlichen Gesellschaft zu Lübeck improvisirte, worauf es dann später von einem andern an Fink in Leipzig für dessen „Hausschatz"

eingesandt wurde. In seinen Gedichten hat Geibel es bisher nicht aufgenommen; die einzig richtige Lesart ist nach der handschriftlichen Mittheilung des Dichters gedruckt in den bei G. Mayer in Leipzig erschienenen „Deutschen Studentenliedern, herausgegeben von Georg Scherer". Dicht daneben steht Niklas Becker's „Sie sollen ihn nicht haben", Hoffmann von Fallersleben's „Deutschland, Deutschland über Alles" und das Herwegh'sche Reiterlied: „Die bange Nacht ist nun herum". Das Jahr 1844 liefert einen Spottgesang auf die damals florirenden Wunderthaten des heiligen Rocks: „Freifrau von Droste=Vischering, Vi=Va=Vischering". Der Verfasser ist Rudolf Loewenstein, derselbe, wenn wir nicht irren, der jetzt mit zu den Hauptmitarbeitern des berliner „Kladderadatsch" gehört. Eben dasselbe Jahr producirt aber auch „Schleswig=Holstein, meerumschlungen". Das Gedicht hat zwei Verfasser: den Justizrath Karl Friedrich Straß in Berlin und den Advocaten M. F. Chemnitz in Schleswig. Straß ist der erste Urheber, er schrieb das Gedicht für ein Liederfest in Schleswig, der dortige Musikdirector Bellmann lieferte eine Melodie dazu, die lebhaften Beifall fand, worauf dann wieder der schon genannte Advocat Chemnitz in Schleswig den Straß'schen Text nach den dortigen Lokal= und Zeitverhältnissen umarbeitete und in dieser umgearbeiteten Gestalt ist es dann zum Volkslied geworden. Auch ein Blick auf das „Verzeichniß der Dichter und Tonsetzer" ist höchst lehrreich; wie viel unbekannte Namen tauchen hier auf, an welche allbekannte Lieder sich knüpfen, und umgekehrt wie viel Namen fehlen hier, die wir sonst gewohnt sind, in den ersten Reihen deutscher Poesie zu finden! Zu den Namen, die uns am häufigsten begegnen, gehören Ernst Moritz Arndt, Bürger, Claudius, Goethe, Heine, Hoffmann von Fallersleben (der mit nicht weniger als 67 Nummern verzeichnet ist), Uhland, Johann Heinrich Voß 2c.; ferner von Componisten Franz Abt, Beethoven, G. F. Fink, Konradin Kreutzer, Kücken, Mendelssohn=Bartholdy, Methfessel (mit 30 Melodien), J. F. Reichardt (mit 86 Melodien), Johann Abraham Peter Schulz (mit 70 Melodien), C. M. von Weber, Zelter (mit 41 Melodien) 2c. Das ganze Buch in seiner fleißigen und sorgfältigen Zusammenstellung ist ein neuer Beweis von der unermüdlichen Ausdauer und der wahrhaft großartigen Belesenheit, mit welcher der Verfasser das Gebiet unserer Literaturgeschichte beherrscht und hat derselbe sich dadurch einen neuen und wohlberechtigten Anspruch auf die Dankbarkeit aller Literatur= und Musikfreunde erworben. Denn auch für die letztern enthält es eine Menge höchst schätzbarer Nachweise, die sich sonst nirgends so bequem beisammen finden, und wollen dieselben sich das Werk daher ebenfalls bestens empfohlen sein lassen. R. P.

Das „Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm".

Von diesem bei S. Hirzel in Leipzig erscheinenden Werke, das nichts von seiner nationalen Bedeutung und seinem wissenschaftlichen Werthe verliert, wenn es auch das praktisch brauchbare, allen zugängliche und allen verständliche Werk, das man sich anfangs davon versprochen hatte, allerdings nicht ist, hat jetzt, nachdem bereits einige Hefte des dritten Bandes erschienen sind, auch das Schlußheft des zweiten Bandes, womit denn

der Buchstabe D vollendet ist, die Presse verlassen. Die Zögerung, welche die Herausgabe dieses Heftes erfahren, erklärt sich theils, wie das langsame Vorschreiten des Werks überhaupt, aus der großen Schwierigkeit des Unternehmens und der kaum zu bewältigenden Fülle des vorliegenden Materials, theils und hauptsächlich erklärt und rechtfertigt es sich durch den Dahintritt des Mitherausgebers, des trefflichen Wilhelm Grimm, des jüngern der beiden Brüder, der bekanntlich zu Ende vorigen Jahres der Wissenschaft und seinen zahlreichen Freunden durch einen plötzlichen Tod entrissen ward. Allein ebenso bekannt ist auch die in Deutschland fast sprichwörtlich gewordene Zärtlichkeit, mit welcher die beiden Brüder, so eng verbunden durch gemeinsame Studien und gemeinsame Lebensschicksale, aneinander hingen. Gleichsam der Gipfel dieser Gemeinsamkeit, die schönste und reifste Frucht einer wahrhaft brüderlichen Thätigkeit, war das „Deutsche Wörterbuch", und wird daher gewiß niemand ohne innige Bewegung die schönen und tiefempfundenen Worte lesen können, die Jakob Grimm in dem vorliegenden Schlußheft des zweiten Bandes dem dahingeschiedenen Bruder nachruft. Die Redaction desselben war von Wilhelm Grimm besorgt worden; es ist der einzige Buchstabe des umfangreichen Werks, dem er seine besondere Sorgfalt widmen durfte, und die Kenner des Werks wissen, daß, bei aller sonstigen zwischen den Brüdern obwaltenden Gemeinsamkeit der Ansichten und Grundsätze, diese redactionelle Thätigkeit Wilhelm Grimm's doch ein ganz besonderes Gepräge trug: ein Gepräge, das der strengen Consequenz und Gleichförmigkeit des Werks vielleicht einigen Abbruch that, das ihm andererseits aber auch wieder zum Vortheil gereichte, insofern nämlich Wilhelm Grimm sich minder ablehnend gegen die Forderungen und Bedürfnisse des größern Publikums verhielt als sein älterer Bruder, von dessen einigermaßen rigorosen Principien dieser zweite Band daher auch in einzelnen, wenn auch mehr äußerlichen Punkten abweicht. Jakob Grimm selbst, in dem schon erwähnten Nachruf, erkennt diese Ungleichheit an, aber er erklärt und vertheidigt sie auch aus der Persönlichkeit des Dahingeschiedenen, dem überhaupt kein schöneres und dauerhafteres Denkmal gesetzt werden konnte, als es hier von der Hand des Bruders geschieht. Im übrigen ist der Schmerz, den wir bei der Erinnerung an das Ableben Wilhelm Grimm's empfinden, nicht der einzige, den der Anblick dieses „Deutschen Wörterbuch" in uns erweckt; noch eine andere wehmüthige Sorge drängt sich einem jeden auf, der dasselbe in die Hand nimmt und das ist die Befürchtung, ja schon müssen wir sagen die Gewißheit, daß es auch dem überlebenden Bruder, dessen Stimme hier noch so voll, so klangreich zu uns herübertönt, nicht vergönnt sein wird, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Mehr als zwanzig Jahre sind vergangen, seit der Plan zu demselben zuerst gefaßt und entworfen ward; mehr als ein halbes Menschenalter ist über den ersten unerlaßlichsten Vorarbeiten dahingegangen; sechs Jahre sind es, seit das erste Heft die Presse verließ und es bedarf nur einer sehr einfachen Berechnung, um sich klar darüber zu werden, daß mindestens noch das Doppelte, ja vielleicht das Dreifache dieser Zeit verstreichen muß, bevor das Werk dereinst vollendet sein wird. Wer wäre unter uns, der Jakob Grimm nicht das Alter der biblischen Patriarchen wünscht? Ja wer möchte nicht mit dem Opfer seiner eigenen Tage die Tage des trefflichen Mannes, der so Unschätzbares

für die Wiederherstellung und Entwickelung des deutschen Geistes gethan hat, verlängern? Aber Jakob Grimm hat das fünfundsiebzigste Lebensjahr bereits überschritten, und es hieße die Gesetze der Natur verspotten, wollten wir voraussetzen, daß es ihm vergönnt sein werde, das riesenhafte Werk wirklich noch unter seiner unmittelbaren persönlichen Leitung zu Ende zu führen. Möchte der verehrte Greis, möchten namentlich auch diejenigen, die ihm mit Rath und That zur Seite stehen, es denn nicht verschmähen, sich bei Zeiten nach einem geeigneten Erben und Nachfolger in der Führung des großen Werks umzuthun! Zwar die Liebe und Verehrung, die der Name Grimm unter uns genießt, wird niemand erben, weil niemand sie zu verdienen im Stande ist. Und doch hat diese Liebe und Verehrung keinen unwesentlichen Antheil an dem Erfolge, den das „Deutsche Wörterbuch" auch äußerlich gehabt hat; diesen Erfolg zu suchen und dem Werke die Theilnahme und das Ansehen zu bewahren, das ihm gegenwärtig gezollt wird, scheint es wünschenswerth, daß Jakob Grimm schon jetzt den oder noch besser die Namen bezeichne, die ihm dereinst — und möge es recht spät sein! — nachfolgen sollen. Es würde dies zugleich dem Publikum als Gewährleistung dienen für die endliche wirkliche Vollendung des Ganzen und bei dem schon erwähnten langsamen Vorschreiten desselben sowie bei der Kostspieligkeit, zu der das Werk denn doch allmählich heranwächst, scheint uns auch dies ein Punkt, der, wie äußerlich er immerhin sein mag, doch im Interesse des Werks selbst nicht ganz übersehen werden darf. R. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

April 1860.

R. Z. Es sind sehr trübe Anzeichen, unter denen ich meine Thätigkeit als Correspondent Ihres Blattes beginne; Stoff freilich genug, sogar eine Ueberfülle von Stoff, doch sind es lauter Stoffe, die einen unwillkürlich melancholisch machen und bei denen einem Referenten, der es noch nicht dahin gebracht hat, auch in den haarsträubendsten Begebenheiten nur eine Tagesneuigkeit zu sehen und mit demselben Gleichmuth über Krieg und Frieden, über Geburten und Todesfälle zu berichten, zuweilen fast die Tinte in der Feder gerinnen will. Die Eynatten'sche Katastrophe, die sich noch immer weiter ausspinnt und noch immer neue und immer traurigere Entdeckungen in ihrem Gefolge zu haben scheint; die kaum noch zu beschwichtigende Unzufriedenheit in Ungarn, die schon in einzelnen Excessen und Demonstrationen öffentlich zu Tage tritt; die zahlreichen Selbstmorde, deren Schauplatz unsere Hauptstadt seit einigen Wochen gewesen ist, vor allem und hauptsächlich der freiwillige Tod Stephan Széchényi's; die düstern Gerüchte, die tagtäglich aus Venetien kommen und die den baldigen Wiederausbruch eines Kriegs in und um Italien fast unvermeidlich erscheinen lassen; endlich das nicht länger zu verheimlichende Scheitern der neuesten Anleihe, verbunden mit der Rath- und Hülflosigkeit, die sich, so dringenden

Gefahren gegenüber, in den höchsten Regionen unsers Staatslebens kund gibt und die natürlich auch durch die immer wieder auftauchenden Gerüchte von Ministerwechsel und Systemveränderungen nicht beseitigt werden kann — das ist eine Reihe von Schlägen, von denen schon jeder einzelne hingereicht haben würde, die öffentliche Meinung zu beunruhigen und in Aufregung zu versetzen; urtheilen Sie nun, in welcher Luft wir leben und wie die Stimmung hier beschaffen ist, da diese Schläge nun einer nach dem andern so hageldicht, sozusagen alle auf einmal auf uns herniederregnen!

Was die Eynatten'sche Angelegenheit anbetrifft, durch die ein so trauriges Licht auf die Vorgänge des letzten Kriegs sowie überhaupt auf die Zustände unserer Militärverwaltung und Verfassung geworfen worden ist, so schmeichelte man sich im Publikum anfangs mit der Hoffnung, daß dieselbe nur auf verhältnißmäßig enge Grenzen beschränkt, und daß mit dem Tode des Mannes, der dieser unseligen Affaire seinen Namen aufgedrückt hat, nicht blos der Hauptschuldige hinweggeräumt, sondern auch die Angelegenheit selbst zu einem wenn auch immerhin höchst tragischen Ende gelangt sein würde. Namentlich galt dies von der Verhaftung des Hrn. Richter. Hr. Richter genoß hier nicht blos in der Geschäftswelt, sondern auch im größern Publikum einer allgemeinen Achtung und Beliebtheit; man schätzte in ihm nicht nur den geschickten und thätigen Industriellen, sondern auch den humanen und wohlwollenden Charakter. So kam es, daß trotz der Schadenfreude, welche das Publikum sonst bei derartigen Ereignissen zu empfinden pflegt, die plötzliche Verhaftung des Hrn. Richter eine höchst schmerzliche Aufregung und Bestürzung hervorbrachte. Die zahlreichen Freunde des Verhafteten wußten diese Stimmung zu benutzen, indem sie die Meinung verbreiteten, Hr. Richter sei vollkommen schuldlos, seine Verhaftung könne nur auf einem Irrthum oder gar auf einer übelangebrachten Energie unserer Gerichtsbehörden beruhen, die jetzt mit allzu großem Eifer nachzuholen suchten, was sie früher vielleicht versäumt, und werde Hr. Richter demgemäß seiner Familie und seinen Freunden wie seiner ausgedehnten geschäftlichen Thätigkeit in kürzester Zeit wiedergegeben sein. Leider hat diese Voraussetzung sich bisjetzt nicht bestätigen wollen, im Gegentheil, was man über den Gang der Untersuchung, die natürlich sehr geheim gehalten wird, im Publikum munkeln hört, deutet alles darauf hin, daß dieselbe eine immer größere und immer verhängnißvollere Ausdehnung gewinnt und scheinen somit auch die Vergehen, welche Hrn. Richter zur Last gelegt werden, doch nicht so ganz leichter Natur zu sein, als seine Anhänger behaupten. Die officiellen Blätter beobachten, wie das bei uns so üblich ist und wie es bei der Lage der Dinge auch wol gar nicht anders angeht, über die ganze Angelegenheit ein tiefes Stillschweigen; nur das vermögen auch sie nicht in Abrede zu stellen, daß noch immer zahlreiche Verhaftungen stattfinden, namentlich in Triest und Verona, welche mit dieser Eynatten'schen Unterschlagungssache in unzweifelhaftem Zusammenhange stehen. Es sind diese Verhaftungen aber um so bemerkenswerther, als sie fast ohne Ausnahme Persönlichkeiten treffen, die sich einmal in der Geschäftswelt bisher sowol durch ihren Reichthum wie das Ansehen ihrer Firmen der allgemeinen Achtung erfreuten, und die zweitens in dem Rufe standen, ganz besonders eifrige und ergebene Anhänger der Regierung zu sein. Es scheint sich danach also

auch hier dieselbe Erfahrung zu wiederholen, durch welche die persönliche Verschuldung des Generals Eynatten ein so trübes, wahrhaft niederbeugendes Ansehen erhält; nämlich, daß die sittliche Fäulniß, von der mehr oder minder unsere gesammte Gesellschaft angegriffen ist, gerade in den höchsten und bestsituirten Kreisen derselben am verderblichsten um sich gegriffen und daß gerade diejenigen, denen die Regierung das meiste Vertrauen geschenkt und die sie durch die meisten Begünstigungen an sich zu fesseln wähnte, sie am meisten getäuscht und hintergangen haben.

Könnte im übrigen irgendetwas dazu dienen, diese traurige Angelegenheit im Interesse des Publikums in den Hintergrund zu drängen, so war es das bereits erwähnte tragische Ende des Grafen Széchényi. Es ist jetzt noch nicht möglich, diesen erschütternden Vorfall seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Bedeutung nach zu besprechen, theils weil ein großer Theil der dazu erforderlichen Daten noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangt ist, theils aber auch, weil man das, was jedermann bei uns weiß oder doch zu wissen glaubt, noch nicht öffentlich aussprechen darf. Nur das Eine fühlt schon jetzt ein jeder und das läßt sich auch aus der sehr vorsichtigen, um nicht zu sagen feigherzigen Stellung heraussehen, mit welcher die hiesigen Blätter den Vorfall besprachen, nämlich daß es ein Ereigniß von unberechenbarer Tragweite ist, ein Ereigniß, mit dem allem Vermuthen nach für die Entwickelung der ungarischen Verhältnisse eine ganz neue Epoche beginnt und das daher auch weit, weit über die Bedeutung eines bloßen persönlichen Trauerfalls hinausgeht. Um die Bedeutung dieses Ereignisses recht zu würdigen, muß man einen Begriff haben von der fast abgöttischen Verehrung, mit welcher ein großer und zwar gerade der intelligenteste, wohlhabendste und einflußreichste Theil der magyarischen Bevölkerung an dem Dahingeschiedenen hing. Der Name Stephan Széchényi war die Fahne, um welche die so vielfach enttäuschten, so oft zu Boden getretenen Hoffnungen der Magyaren, — über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung ich mir bei dieser Gelegenheit kein Urtheil erlaube — sich immer wieder versammelten; wie er der erste gewesen, der die nationale Bewegung der Magyaren ins Leben gerufen und wie sein ganzes Dasein, seine ganze Thätigkeit in glücklichen wie in unglücklichen, in gesunden wie in kranken Tagen stets nur diesem einen Ziele gewidmet war, so galt er selbst auch bei seinen Landsleuten gleichsam als der verkörperte Ausdruck ihrer nationalen Begeisterung, als die fleischgewordene Hoffnung ihrer dereinstigen politischen Wiederherstellung. Es ist wahr, diese Fahne wurde nicht immer gleich hoch gehalten, dieselben, die sie jetzt mit ihren Thränen benetzen und mit Trauerflören umwinden, sind ihr zu Zeiten untreu geworden und haben sie wol gar mit eigenen Händen in den Koth zu zerren versucht. Es war dies im Jahre 1848, einem Jahre, das ja auch anderwärts den Beinamen des „tollen" führt, das aber in der That nirgends so toll war und nirgends so furchtbare Irrthümer und Fehlgriffe hervorrief als auf dem von den verschiedensten Nationalitäten bewohnten, von den verschiedensten Parteiströmungen zerwühlten Boden Ungarns. Stephan Széchényi, der Mann der Praxis, der Staatsmann, der an Patriotismus gewiß niemand nachstand, den aber auch der glühendste Patriotismus niemals zum Absurden und Unmöglichen verführte, mußte damals die Segel streichen vor einem

Fanatiker wie Kossuth, dessen excentrisch-phantastische Pläne, verbunden mit seiner wahrhaft dämonischen Beredsamkeit, bei der leichterregten Menge den Sieg über Széchényi's glanzlose, wenn auch bei weitem wirksamere Thätigkeit davontrugen. Bekanntlich nahm Széchényi sich die bittere Erfahrung, die er damals von der Wandelbarkeit und Undankbarkeit des Volks machte, dermaßen zu Herzen, daß er gemüthskrank wurde; im August 1848 legte er, unfähig, Kossuth und seinem Anhang länger zu widerstehen, sein Amt als königlich ungarischer Minister der öffentlichen Arbeiten nieder und bereits wenige Wochen darauf, schon im September desselben Jahres, mußte er, nachdem er einen Versuch gemacht hatte, sich in den Fluten der Donau zu ertränken, in die berühmte Görgen'sche Heilanstalt zu Döbling bei Wien gebracht worden, dieselbe, die auch Nikolaus Lenau während seiner letzten traurigen Jahre beherbergte. Freilich fehlte es schon damals nicht an Stimmen, welche die Geisteskrankheit des berühmten ungarischen Patrioten nur für einen politischen Kunstgriff erklärten; nicht sein Geist, behauptete man, nur seine Politik habe Bankrott gemacht; als er bei hellem lichten Tage dicht am bevölkertsten Bollwerk von Pesth ins Wasser gesprungen, habe er sehr wohl gewußt, daß hundert Arme in der Nähe, ihn wieder herauszuziehen, und auch jetzt sollte die Irrenanstalt zu Döbling ihm nur dienen, theils als eine anständige Retraite, allen Ansprüchen des politischen Lebens zu entgehen, theils als ein Asyl gegen die Anklagen und Verfolgungen der siegreichen österreichischen Regierung.

So urtheilte man bereits vor zehn und zwölf Jahren und Sie können sich leicht vorstellen, mit welchem Ungestüm und welcher Aufdringlichkeit diese Stimmen sich jetzt angesichts des furchtbaren Endes wiederholen, zu welchem der Aufenthalt des Grafen Széchényi in Döbling schließlich doch noch geführt hat. Denn während der ganzen Zeit hatte der edle Graf diesen Aufenthalt nicht verlassen; er lebte fortdauernd in der Irrenanstalt, aber freilich lebte er darin wie ein Gesunder. Er bewohnte eine Reihe elegant eingerichteter Zimmer, er hatte einen Secretär bei sich, er las und schrieb und ließ sogar drucken, er empfing zahlreiche Besuche, nicht blos von seiner Familie und seinen nähern Freunden, sondern ganz besonders auch von seinen frühern Parteigenossen, ja selbst die höchstgestellten Mitglieder der Regierung verschmähten es zu Zeiten nicht, den angeblichen Irren in seiner Zelle, die aber freilich ein sehr behaglicher Salon war, aufzusuchen, namentlich soll Graf Rechberg noch in den letzten Monaten ein häufig gesehener Gast bei ihm gewesen sein. Ebenso bekannt ist es aber auch, daß das geräuschlose Treiben in den Krankenzimmern des Grafen Széchényi unserer Regierung viele Sorge machte und daß sie kein Bedenken trug, gewisse Fäden, die sie erfaßt zu haben meinte, bis in das Heiligthum des Irrenhauses, vor dem sonst selbst der Criminalrichter in Ehrerbietung stille steht, zu versetzen. Vor wenigen Wochen erst meldeten die Zeitungen, daß eine Haussuchung beim Grafen Széchényi in Döbling stattgefunden, bei welcher man seine Papiere theils durchsucht, theils in Beschlag genommen hatte; über das Resultat verlautete nichts, auch soll Graf Széchényi selbst sich sehr unbekümmert über den Vorfall geäußert haben. Nichtsdestoweniger bringt die öffentliche Meinung denselben jetzt mit dem freiwilligen Ende des Grafen in eine Verbindung, welche dem Ruf und dem Ansehen der Regie-

rung in hohem Grade nachtheilig ist; alle die alten Gerüchte, als ob die Geistesstörung Széchényi's blos simulirt gewesen und als ob er sich nur in das Irrenhaus geflüchtet, um in der Verborgenheit desselben seinen Befreiungsplanen für Ungarn desto besser nachzuhängen, tauchen wieder auf und zwar in riesenhaft vergrößerter Gestalt; ja bei vielen gilt es bereits als eine ausgemachte Sache, daß Graf Széchényi sich das Leben genommen, nicht aus Trübsinn, auch nicht aus Furcht vor Entdeckung seiner angeblichen geheimen Plane, sondern lediglich als Märtyrer seines Vaterlandes, um durch die moralische Verantwortlichkeit, welche die öffentliche Meinung der Regierung — infolge jener unglücklichen Haussuchung — an seinem Tode zuschreibt, eine neue Gehässigkeit auf die Regierung zu werfen und vermöge der Erbitterung, welche sein Tod unter diesen Umständen erregen muß, den Sturz des gegenwärtigen Systems desto sicherer herbeizuführen.

Man sieht, das ist eine sehr künstliche, sehr weit greifende Combination. Gewiß wird ihr niemand beitreten, der den Grafen Széchényi während seiner letzten Lebensjahre persönlich gekannt hat oder der jetzt auch nur die Berichte seines Arztes, des Directors Dr. Görgen, der bei dieser Gelegenheit der Gegenstand sehr heftiger und, wie mich dünkt, sehr unverdienter Angriffe geworden ist, mit Unbefangenheit liest. Aber leugnen läßt es sich nicht, daß diese Combination gerade wegen des phantastischen Unglaublichen, das sie an sich trägt, beim Publikum vielen Anklang findet, sie schmeichelt der Wunderbedürftigkeit der Menge: ein moderner Brutus, der sich wahnsinnig stellt, der ins Irrenhaus geht, ja der endlich sein eigenes Blut vergießt, blos um sein Vaterland zu befreien und Rache zu nehmen an seinen Gegnern — welch ein Gegenstand für die entzündete Phantasie des Volks! Welch ein beneidenswerther Stoff für künftige Poeten! Aber auch welche Saat des Mistrauens und der Unzufriedenheit in Zeiten wie die jetzigen! — Auch scheint die Regierung den Ernst der Situation nicht zu verkennen. Mit größerer Bestimmtheit denn je spricht man seit einigen Tagen davon, daß den Ungarn gewisse Concessionen gemacht werden sollen. Sollte das Gerücht sich diesmal bestätigen, so würde es schwer fallen, dem Publikum auszureden, daß der freiwillige Opfertod des Grafen Széchényi einen wesentlichen Antheil an der Nachgiebigkeit der Regierung gehabt hat. *)

Unter dem Eindruck so trauriger Ereignisse verspüre ich natürlich nur wenig Lust, meinem heutigen Bericht jenes Anhängsel von Kunst- und Theaternotizen hinzuzufügen, die einmal die hergebrachte Garnitur jeder regelrechten Journalcorrespondenz bilden. Auch hat sich in unserm Kunstleben in letzter Zeit nur wenig zugetragen, was einer Erwähnung werth wäre. Das Burgtheater begnügt sich, allerhand Bluetten und ähnliche Kleinigkeiten

*) Diese Zugeständnisse sind jetzt in der That erfolgt; die „Wiener Zeitung" vom 20. April veröffentlicht einen kaiserlichen Erlaß, durch welchen an Stelle des Erzherzogs Albrecht der angeblich in Ungarn sehr beliebte General von Benedek mit der politischen Verwaltung Ungarns betraut wird. Ein zweiter Erlaß von demselben Datum hebt die bisher bestehenden fünf Statthaltereiabtheilungen in Ungarn auf und setzt an ihre Stelle Eine Statthalterei mit dem Sitze in Ofen; dieselbe wird dem neuernannten Landesgouverneur unmittelbar unterstehen. Ueberhaupt wird eine neue Organisation der Statthalterei sowie der Comitatsverwaltungen in Aussicht gestellt, auch der Befehl gegeben, die Anträge in Betreff eines Landtags vorzubereiten.

zur Darstellung zu bringen, wie sie auf dieser Bühne mit so großer Meisterschaft gegeben werden, ob dieselben jedoch des Ranges würdig sind, den diese Bühne übrigens gern in der deutschen Künstlerwelt einnehmen möchte, das ist eine andere Frage, mit deren Erörterung ich mich hier nicht befassen will. Den meisten Beifall fand von diesen Kleinigkeiten ein einactiges Stückchen von S. Schlesinger „Mit der Feder"; es ist in der That eine recht niedliche Arbeit, die von dem dramatischen Talent des Verfassers die günstigste Meinung erweckt. Dagegen machte ein dreiactiges Lustspiel von Dr. Hirsch, „Der Familiendiplomat", trotz der vorzüglichen Darstellung ein glänzendes Fiasco. Eine der nächsten Neuigkeiten wird, wie ich höre, ein neues Schauspiel von Roderich Benedix, „Die Stiefmutter", sein; leider hat dieser sonst so beliebte Autor sich in den letzten Jahren dermaßen vernachlässigt, sei es aus Flüchtigkeit, sei es infolge wirklicher Erschöpfung, daß man diesem seinem neuesten Stück nur mit geringen Erwartungen entgegensieht. Ein festliches Ereigniß für unsere Theaterfreunde war das funfzigjährige Schauspielerjubiläum, das Frau Haizinger, ehedem in ihrer stuttgarter Blütezeit als Neumann-Haizinger durch ganz Deutschland berühmt und noch jetzt für gewisse chargirte Rollen eine recht tüchtige Darstellerin, vor einigen Wochen feierte; es gab zahlreiche Huldigungen, öffentliche und private und auch an Versen, dem Himmel sei es geklagt, fehlte es nicht. An Concerten hatten wir im Lauf dieses Winters wahrhaften Ueberfluß; die hiesigen „Recensionen", ein Blatt, auf das Sie, wie ich mich erinnere, Ihre Leser schon mehrfach aufmerksam gemacht haben und das ich auch bei dieser Gelegenheit wieder empfehlen will, berechnet die Zahl derselben auf ziemlich hundertundzwanzig, d. h. lauter wirkliche, öffentlich angekündigte Concerte, mit Ausschluß der sogenannten Privatconcerte, Soiréen, Matinéen ꝛc., deren es hier zu allen Jahreszeiten eine große Menge gibt. Die letzten Concerte der Saison waren mit die bedeutendsten: Hans von Bülow, der bekannte Champion und Schwiegersohn Franz Liszt's, ließ sich bei uns hören, doch nur mit mäßigem Erfolg, wenigstens was die Zahl der Besucher anbetrifft. Möglich, daß die musikalische Erschöpfung des Publikums, die nach einer so langen und so angreifenden Concertcampagne in der That sehr erklärlich ist, daran schuld hatte; möglich aber auch, daß man den „berliner Hofpianisten" seine Herkunft wollte entgelten lassen, vielleicht zur Revanche dafür, daß die berliner Kritik mit unserm Veteranen Laroche bei Gelegenheit seines dortigen Gastspiels zum Theil so unsäuberlich verfahren ist. Auch zählt die Liszt'sche Richtung, für die Hans von Bülow so eifrig Proselyten wirbt, unter unserm kunstgebildeten Publikum nur wenig Freunde, und der „Prometheus", den Hr. von Bülow uns anzuhören gab, wird die Zahl derselben sicherlich nicht vermehrt haben.

Notizen.

Gleich nach Macaulay's Tode verbreitete sich bekanntlich die Nachricht, daß sich zwei Bände seiner berühmten „Geschichte Englands" in seinem Nachlaß zum Abdruck fertig vorgefunden hätten. Wie Hr. G. Westermann in Braunschweig, als Verleger der deutschen Uebersetzung Macaulay's, jetzt bekannt macht, ist diese Nachricht jedoch vollkommen unbegründet; allerdings haben sich in dem Nachlaß des großen Historikers einige Bruchstücke zur Fortsetzung seiner „Geschichte" vorgefunden, dieselben würden jedoch kaum hinreichen, einige Kapitel zu füllen und müssen wir uns daher gewöhnen, das Werk als einen Torso zu betrachten, der niemals zur Vollendung kommen wird.

Einem kürzlich erschienenen Bericht über die Thätigkeit des leipziger Stadttheaters während des verflossenen Jahres entnehmen wir folgende Angaben. Im ganzen fanden 324 Vorstellungen statt, von denen 115 auf die Oper, 106 auf Trauer- und Schauspiele, 102 auf Lustspiele, Posse und Ballet fallen. Neuigkeiten brachte das Schauspiel 31, die Oper 4. Unter den erstern befanden sich 19 Lustspiele, 4 Possen, 7 Schauspiele, aber nur 1 Trauerspiel; die meisten Aufführungen erlebten die „Maschinenbauer" mit 20 Wiederholungen, die am meisten gegebene Opernneuigkeit war „Santa Chiara" mit 10 Wiederholungen.

Nach den Angaben des neuesten „Deutschen Bühnenalmanach" zählt das gesammte Personal sämmtlicher deutschen Theater zusammen gegen siebentausend Köpfe. Die Zahl der Theater selbst beläuft sich auf 84; darunter befinden sich 21 Hof-, 112 Stadt-, 6 Actien-, 7 sogenannte ständische Theater (nur in Oesterreich üblich, es sind Theater, zu deren Erhaltung die Stände der betreffenden Provinz eine gewisse regelmäßige Beisteuer leisten), ferner 34 Wander- und 5 Sommertheater. Von den einzelnen Städten hat Berlin die meisten Theater, nämlich 7, darunter 2 Hoftheater (Schauspielhaus und Opernhaus) und 5 Vorstadttheater: das Friedrich-Wilhelmstädtische, das Wallner'sche, das Kroll'sche, das Vorstädtische und das erst kürzlich eröffnete Victoriatheater. Wien hat ebenfalls 2 Hofbühnen, die Hofburg für das recitirende Drama und das Hof-Operntheater, sowie außerdem 4 vorstädtische Theater: das Karltheater, das Josephtheater, das Theater an der Wien und das in Wienerisch-Neustadt. Wien zunächst steht München mit 4 Theatern; davon sind ebenfalls 2 Hoftheater: das königliche Hof- und Nationaltheater und das Residenztheater, letzteres für Lustspiele, sowie überhaupt für kleinere Stücke, und daneben 2 Vorstadttheater: das Isarvorstadt- und das neue Vorstadttheater in der Au. Hamburg zählt gleichfalls 4 Theater: das Stadttheater, das Thaliatheater, das Actientheater in St.-Pauli und das Theater der Vorstadt St.-Georg. Ferner haben 2 Theater Hannover, Dresden, Prag und Pesth. Doch gehören die beiden letztern Orte nur

uneigentlich hierher, indem beide nur ein deutsches Theater, daneben aber ein böhmisches, respective ungarisches Nationaltheater haben.

Unter dem Titel „Im Vaterhause" veröffentlicht Fanny Lewald im Feuilleton der berliner „National-Zeitung" den Anfang einer Selbstbiographie. Die beliebte Schriftstellerin, seit einigen Jahren bekanntlich mit Adolf Stahr vermählt, wurde 1811 in Königsberg von wohlhabenden jüdischen Aeltern geboren; literarisch trat sie zuerst 1841 auf.

Von Professor Julius Schaller in Halle erschien soeben der erste Theil einer „Psychologie"; derselbe führt auch den besondern Titel: „Das Seelenleben des Menschen" (Weimar, Böhlau). Einen höchst interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte brachte die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus unter dem Titel „Rußland und Alexander II. Nikolajewitsch. Zur innern Geschichte und äußern Politik vom Thronwechsel bis auf die Gegenwart. 1855—1860". Von dem ebendaselbst erschienenen „Humboldt-Varnhagen'schen Briefwechsel" wurde kürzlich die fünfte Auflage versandt.

In Leipzig beabsichtigt man die Gründung einer Mendelssohn-Stiftung, deren Zweck dahin gehen soll, die Mittel zur Unterstützung armer jüdischer Studirender zu gewähren, die sich der Kunst und Wissenschaft in Leipzig, sei es an der Universität, sei es an dem Conservatorium der Musik oder an andern leipziger Lehrinstituten widmen. Ihre Bezeichnung soll die Stiftung zur Erinnerung an die beiden Männer führen, welche den Namen Mendelssohn jedem Deutschen, ja jedem Freunde der Bildung überhaupt werth und theuer gemacht haben: Moses Mendelssohn und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Bei einem so edeln Zweck und bei so glänzenden Vorbildern ist dem Unternehmen eine recht zahlreiche Betheiligung zu wünschen und werden wir nicht verabsäumen, gelegentlich über den Fortgang desselben zu berichten.

In Chemnitz soll eine „Sächsische Industrie-Zeitung" ins Leben gerufen werden, welche, wie schon der Name besagt, sich vorzugsweise mit den industriellen Zuständen im Königreich Sachsen beschäftigen soll. An der Spitze des Unternehmens steht der Vorstand des chemnitzer Fabrik- und Handelsstandes; die Redaction wird Hr. Robert Binder, der ursprüngliche Begründer des „Gewerbeblattes für Sachsen" (1836), aus dem nachmals F. G. Wieck's „Deutsche Gewerbezeitung" hervorging, übernehmen. Das Blatt soll allwöchentlich in einer Nummer in Kleinfolioformat erscheinen, die erste Nummer wird Mitte Mai ausgegeben werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 18.** 3. Mai 1860.

Gedichte.

I. Hass und Liebe.

Von

Robert Prutz.

Nicht der Liebe sollst du dich versagen,
Aber auch dem Hasse nicht!
Soll der Liebe Licht dir tagen,
Mußt du auch zu hassen wagen,
Das ist Ehre, das ist Pflicht!
Willst du Göttlichem und Reinem
Ganz und innigst angehören,
Mußt du Niederm und Gemeinem
Haß aus voller Seele schwören!

Nicht zum Frieden, glaub' mir, ist geschaffen
Diese vielgespalt'ne Welt!
Ihrem Druck dich zu entraffen,
Führe tapfer deine Waffen;
Willst du Mensch sein, sei auch Held!
Nur aus Schlachten, nur aus Kämpfen
Leuchten deines Glückes Sterne;
Nicht die Liebe sollst du dämpfen,
Aber auch zu hassen lerne.

Seine Blitze hat der Maienregen
Und die Rose ihren Dorn;
Spende denn auf allen Wegen,
Spende du mir deinen Segen,
Frommes Hassen, heil'ger Zorn!
Schmach und Hohn der glatten Miene,
Die beim Unrecht bleibt gelassen;
Daß ich recht der Liebe diene,
Will ich zürnen, will ich hassen!

II. Rahab.

Von

Ludwig Würpel.

Todesseufzer, Flammensprühen,
Dunkle Nacht im Hintergrunde,
Von den Trümmern niederglühen
Wirr zwei Augen in die Runde,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

Um das Haupt die Locken fliegen,
Und die nackten Brüste wogen,
Wahnsinn nistet in den Zügen,
Wie ein Traumbild kommt's gezogen,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

Wieder steht sie an dem Bronnen
Gleich der Maienrose blühend,
Königssohn, von Glanz umsponnen,
Kniet vor ihr, in Liebe glühend,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

In dem Lager welch Erwachen!
Wüster Lärm und tolles Singen,
Weithin tönt des Buhlen Lachen,
Hörner gellen, Flöten klingen,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

Aufgescheucht von Gram und Schmerzen
Stürzt sie durch die lauten Gassen,
Tod in dem verrath'nen Herzen,
In den Blicken wildes Hassen,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

Und die Späher schleichen wieder
Leise sich aus dem Gemache,
Gleiten an der Mauer nieder,
Und nachhallt es: Rache, Rache,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

Und um Jericho hinfluten
Auf den Höhen Judas Heere,
Drohend in den Abendgluten
Ragen blutgetränkte Speere,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

Jetzt, o horch, Trompeten schmettern,
Wilde Siegeslieder schallen,
Näher wie in Sturmeswettern
Tobt es, und die Mauern fallen,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

Todesseufzer, Flammensprühen,
Dunkle Nacht im Hintergrunde,
Von den Trümmern niederglühen
Wirr zwei Augen in die Runde,
Und es lacht:
„Rahab, Rahab" durch die Nacht.

III. Schönheit.

Von

Felix Rastlos.

O daß du nicht kannst ewig sein,
Du Rose, süßes Frühlingskind!
O daß dein Duft, dein holder Schein
So flüchtig, so vergänglich sind!

Ein Morgenglanz, ein Mittagglühn,
Und eines Abends Sternentraum,
Ein schnelles Nahen, schnell'res Fliehn —
Das trunk'ne Auge sieht es kaum.

Als wär's ein Bild, ein Pinselzug
Auf dunklem Grunde der Natur:
Der Meister that sich selbst genug
Und tilgt hinweg des Griffels Spur.

Doch hat der Schüler wol gelauscht,
Wie schnell es schwand, er faßt' es doch,
Und von erhab'nem Drang berauscht,
Gelingt des Bildes Bild ihm doch.

Und was nicht Farb' und Griffel kann
Und nicht des Dichters hoher Schwung,
Da reicht die Seele noch hinan
In lieblicher Erinnerung.

IV. Lieder des Abschieds.

Von

Paul Erhard.

I.

Ihr meiner Liebsten blasse Wangen,
Ihr lieben Lippen stumm und bleich,
Ihr Augen, die voll Thränen hangen
Und die doch lächeln mild und weich:
Wie sprichst du, holdes Bild der Schmerzen,
So innig heute, so vertraut
Zu meinem ahnungsvollen Herzen,
Wie nie der Freude Jubellaut!

Was mich getränkt hat mit Entzücken,
Das wurde dir zum Leidensborn;
Ich durfte mich mit Rosen schmücken,
Nun fühlest du den scharfen Dorn;
Mir haben deine Flammenküsse
Ein neues Leben angefacht,
Nun büßest du durch Thränengüsse,
Daß du zu glücklich mich gemacht.

O wohl, ich weiß, wer dies verschuldet,
Ich kenne deinen stillen Gram,
Ich weiß, o Herz, was du erduldet
Und wer dir deinen Frieden nahm.
Kehr' dich nicht ab mit stummem Munde,
Mein eig'nes Herz spricht laut genug:
Das ist, o Gott, die tiefste Wunde,
Die eine liebe Hand uns schlug!

Und fühlst du heut' nur deine Wunden
Und brennet dich ihr bitt'rer Schmerz,
O so gedenke auch der Stunden,
Da wir geruhet Herz an Herz;
Gedenk' der Nächte fromm und stille,
Da mich dein weißer Arm umwand,
Und fühle, daß es Gottes Wille,
Der die Getrennten neu verband!

Und sag' auch nicht, ich soll nicht hoffen;
Wer lebt, den Hoffnung je verläßt?!
Das Schicksal hat uns schwer getroffen,
Doch blieb die Seele treu und fest.
Du bist ja doch die milde Güte,
Die meines Lebens Rest verschönt,
Und sieh nur hin, schon keimt die Blüte,
Die uns mit neuen Wonnen krönt!

II.

Sonne, deine letzten Strahlen,
Warum leuchten sie so roth?
Bleiche Wangen pflegt zu malen
Sonst der Allbezwinger Tod!
Aber du, in Purpurfarben
Sinkst du feierlich hinab,
Goldig rothe Feuergarben
Leuchten über deinem Grab.

Schau' die Berge, schau' die Fluten,
Blick' hinauf zum Firmament:
Alles steht in süßen Gluten,
Alles flammt und glüht und brennt!
Selbst der Thau im Kelch der Rose
Glänzt in gold'nem Widerschein,
Und das Meer, das grenzenlose
Taucht sich ganz in Purpur ein:

Bis die Feuersäulen sinken,
Leis und mählig, still und sacht,
Und die braunen Schatten winken,
Sei willkommen, liebe Nacht!
Und aus dunkler Himmelsferne,
Wie zerstreutes Sonnengold,
Leuchten kleine fromme Sterne,
Und sie nicken, sanft und hold.

Sinnig Gleichniß uns'rer Tage!
Laß, wie letztes Sonnenglühn,
An der Hoffnung Sarkophage,
Liebe, deine Fackeln sprühn!
Aber senkt die Nacht der Schmerzen
Sich aufs wache Auge doch,
Glänzen dem verlass'nen Herzen
Sterne der Erinn'rung noch.

III.

Schon zweimal trennt' ich mich von dir!
Zuerst, da wir noch halbe Kinder,
Und doch, o Gott, empfanden wir
Den Abschiedschmerz darum nicht minder;
Gleich Knospen, welche sich umfangen,
Der jungen Zwillingsrose gleich,
So lehnten wir die feuchten Wangen,
Dicht aneinander, stumm und bleich.

Wir hatten beide uns verbannt;
Ein Abschied war's für lange Jahre,
Die Blüte deines Frühlings schwand,
Es bleichten mir die braunen Haare—
Doch nun, o sieh', wie neugeboren
Die Liebe jetzt ihr Haupt erhebt!
Es fand sich wieder, was verloren,
Und was gestorben war, es lebt!

Und wieder dann verließ ich dich,
O du mein All, zum zweiten male,
Da senkte schon die Liebe sich
Auf uns herab mit heißem Strahle;
Da galt's zu ringen und zu schaffen
Im mitleidlosen Dienst der Pflicht —
Und konnt' ich nicht den Sieg erraffen,
Sieh' her, geschlagen bin ich nicht.

Und nun zum dritten male heut'
Winkt uns der Götter ew'ger Wille,
So laß denn, wie sein Ruf gebeut,
Laß folgen uns in frommer Stille!
Noch sehn wir nicht, auf welchem Pfade,
Zu welchem Ziel ihr Wink uns führt,
Doch haben wir von ihrer Gnade
Das sanfte Wehen schon verspürt.

Die uns mit Blumen neu geschmückt
Das arme winterliche Leben,
Die unter Schmerzen uns entzückt
Und uns uns selbst zurückgegeben:
Sie wird, o Herz, uns ferner leiten,
Und wär' das Ziel auch noch so fern,
Und leuchtend überm Strom der Zeiten
Strahlt hell und rein der Liebe Stern!

IV.

Ja wohl, es hat gewettert
Wol plötzlich über Nacht,
Die Knospen sind zerschmettert,
Die Rosen stehn entblättert,
Die uns noch jüngst gelacht:
Doch schmiegt in alter Treue
Sich Herz zum Herzen nur,
So lacht uns bald aufs neue
Aus gold'ner Himmelsbläue
Der Liebe sonnenhelle Spur!

Wol hast du viel ertragen
Um den geliebten Mann,
Bald seine eig'nen Klagen,
Bald was die Menschen sagen,
Du hörst es schweigend an:
Und sinken dir die Schwingen
Und bricht dein stolzer Muth,
O hör' nicht auf zu ringen,
Es muß uns doch gelingen,
Die Liebe macht noch alles gut!

Wir haben uns tiefsinnen
Ein Heiligthum erbaut,
Drum was die Menschen sinnen
Und was sie Arges spinnen
Bald heimlich und bald laut:
Die Liebe wird uns hüten,
Wie sie bisher es that,
Und unsers Lebens Blüten,
Wie auch die Stürme wüthen,
Sie reifen doch zu gold'ner Saat!

V.

Es wird ja wieder helle werden,
Was jetzt noch düster ist und grau,
Noch senkt der Himmel sich zur Erden,
Noch lebt die heißgeliebte Frau,
Noch schwellen ihre duft'gen Lippen,
Noch schimmert feucht des Auges Grund,
Und wieder werd' ich dürfen nippen
Von ihrem rosenrothen Mund.

Ja wohl, wir werden karg gehalten,
O Lieb', in deiner süßen Kost,
Doch wie das Schicksal auch mag walten,
Warm bleibt das Herz in Winterfrost;
Es lodern and're heil'ge Gluten
Gleich Sternen leuchtend durch die Nacht,
Zum Preise meiner Schönen, Guten
Vom Hauch der Liebe angefacht!

Auch hab' ein Vöglein ich vernommen,
Das sang beim ersten Morgenglühn
Von Tagen, welche wiederkommen,
Von Wonnen, die noch einmal sprühn.

So laß dein Herz, von Gram beladen,
Das Echo seines Liedes sein,
Und wieder zieht auf ros'gen Pfaden
Die Liebe triumphirend ein!

VI.

Nimmer soll, wer liebt, verzagen,
Ob ihm auch der letzte Anker riß!
Dienstbar werden ihn die Wellen tragen,
Neue Sonne wird ihm tagen
Aus der tiefsten Finsterniß!
Ob der Sturm mit wildem Tosen
Mitleidlos die junge Flur entlaubt:
Zephyr wird die heiße Stirn ihm kosen,
Liebe schlingt ihm duft'ge Rosen
Um das siegestrunk'ne Haupt!

Bluten deines Herzens Wunden,
Zürne nicht der allzustrengen Hand!
Die dich krank macht, läßt dich auch gesunden;
Der nur hat ihr Glück empfunden,
Der der Liebe Qual empfand.
Lächelnd ihren Eingeweihten
Gießt sie Balsam in die wunde Brust;
Wo sich ihre gold'nen Flügel breiten,
Schmerzen werden Seligkeiten
Und der Kummer wird zur Lust!

Laß die Welt, die blinde, grollen,
Die dein Glück nicht kennt und nicht versteht!
Fesseln sind es, die dich halten wollen,
Fesseln, welche brechen sollen,
Wo der Liebe Banner weht!
Ganz und voll sich hinzugeben
An des Herzens flammenheißen Zug,
Das allein heißt Lieben, das ist Leben,
Wem die Götter das gegeben,
Glaube mir, dem ward genug!

Reformbedürfnisse in den Alterthumsstudien.

Von

Julius Braun.

III.

(Vergl. „Deutsches Museum", 1860, S. 461 fg.)

Wir haben nachzuweisen versucht, was für eine Bewandtniß es mit den kritischen und speculativen Errungenschaften habe, die für so manche unserer Alterthumsgelehrten noch maßgebend sind. Was die alten Schulen kritisch vernichtet haben, sagten wir, das sei wiederherzustellen; was sie speculirend aufgebaut, das sei wiederwegzuräumen. Nun haben wir anzudeuten, was eine historisch-vergleichende Richtung nach Grundsätzen, die heutzutage in der Naturwissenschaft üblich sind, an die Stelle zu setzen hat.

Das Erste und Nothwendigste, um eine Culturgeschichte möglich zu machen, ist Kenntniß und Verständniß aller religiösen Ideen. Eine Geschichte dieser Ideen wäre uns wünschenswerth schon aus menschlicher Theilnahme an dem Ringen des Menschengeistes und um des rein naturwissenschaftlichen Reizes in der Beobachtung seiner Experimente willen. Aber wir hoffen auf diesem Weg auch von unserm gegenwärtigen Vorstellungskreis gar manches erst verstehen zu lernen. Die Forschung ist um so dankbarer, als die religiösen Ideen, dieses älteste und heiligste Erbe der Völker, nicht untergegangen sind, wie zum großen Theil bildende Kunst und Dichtung, sondern diesseit und jenseit des Wassers, auf hellenischem Boden und im Orient, in genügender Fülle sich noch aufsammeln lassen. Diesseits und jenseits — das ist allerdings nothwendig. Wenn von einem sogenannten Geduldspiel die eine Hälfte auf diesem Tisch liegt, die andere auf jenem, so wird man bei eigensinnigem Ignoriren und Verschmähen jener andern Hälfte nicht im Stande sein, diesseits das ursprüngliche Gemälde wiederherzustellen — nicht einmal zur Hälfte, denn in der fanatischen Ueberzeugung, man habe das Material zu einem Ganzen, renkt und schnitzt und stampft man nicht zusammengehörige Fugen ineinander, bis endlich ein Ganzes — aber was für eins! — vorliegt. Von dieser Art sind die in den letzten Jahren erschienenen Mythologien und Glaubenslehren von Emil Braun, Preller, Welker &c. und eine Menge Monographien aus derselben Schule. Wir können nicht umhin, die Verfasser zu fragen: Glaubt man denn wirklich, daß derlei lehrbar und lernbar sei? Eigenschaften, die wir, wenn es nicht zu unbescheiden ist, von einer „Wissenschaft" denn doch ansprechen möchten. Auf diesen Rang wird nun allerdings verzichtet, der Fehler aber nicht in der Beschränktheit der eigenen Forschung gesucht, sondern den Alten selbst

untergeschoben. Ein Citat bei Welker (S. 121) meint, daß „eben Verwirrung und schillernder Wechsel der Gestalten das wahre Element der Mythologie sei, die, sobald sie aus der Unklarheit heraustrete, alsbald aufhöre, Mythologie zu sein". Ganz recht, denn dann wird Religionsgeschichte daraus. Bedürfniß nach einer solchen liegt in den genannten Werken nicht vor. Sie begnügen sich grundsätzlich mit dem hellenischen Boden und speculiren aus dem ungefügen und mangelhaften Material Systeme oder Conglomerate heraus, die sich selbst wieder untereinander sämmtlich ausschließen. Einig ist man nur darin, daß unsere historische, über die bisher festgehaltenen Schranken hinausgreifende und nüchterne vergleichende Richtung nicht zu dulden sei. Wenn unsereins Recht behielte, dann gäbe es ja nur noch eine einzige Wahrheit, eine einzige historische Kette, an die jeder den Finger legen könnte; aber das Recht, Systeme zu machen, jeder ein anderes, das Recht, geistreich, tief und willkürlich zu sein, wäre unwiederbringlich dahin. Von den neuern Mythologen hat nur Gerhard in seinem gewiß höchst verdienstvollen Werk sich veranlaßt gesehen, unter dem immerhin behutsamen Titel „Parallelen" einige Zugeständnisse zu machen. Er hat am Schluß, was die Ableitung hellenischer Götterfiguren aus dem Orient betrifft, mehr eingeräumt „als in den einzelnen Abschnitten zulässig schien", d. h. nach näherer Beschäftigung mit dem jenseitigen Stoff ist er anderer Meinung geworden. Aber jene Abschnitte selbst, mit ihrer Verarbeitung rein hellenischen Materials, stehen so resultatlos da, die Götterbegriffe so vieldeutig und unfaßbar als bei den andern auch, und nur als Lexikon behält sein Werk einen ewigen Werth. Hätten wir nur ein solches, mit derselben gewissenhaften Ansammlung des Materials, dem keine Gewalt geschieht um eigener Tendenzen willen, und mit derselben freundlichen Rücksichtnahme auf jede, auch die kleinste Meinung, auch von der andern Hälfte! Jene andere Hälfte aber muß, und zwar vollständig, herbeigezogen werden, sonst gibt es weder eine Religionsgeschichte vom Ganzen und Großen der Menschheit, noch ist ein Verständniß des hellenischen Lieblingsvolks für dessen besondere Freunde möglich. Man hat den Versuch einer vergleichenden Betrachtung des religiösen Morgen und Abendlands allerdings öfter schon gemacht. Nur waren die frühern berühmtesten Vertreter dieser Idee nicht geeignet, der Sache Credit zu verschaffen. Die Symbolik und Mythologie Creuzer's hat denselben Mangel an nüchterner Methode, dieselbe Andacht vor der eigenen Willkür, dieselbe geringe Achtung vor wissenschaftlicher Nothwendigkeit wie die entgegenstehenden Combinationen innerhalb der hellenischen Bretterwände auch. Creuzer hat seinen Stoff in Phantasieflocken zerzupft, in die Luft gewirbelt und ihn dort sich paaren lassen, einiges richtig, das Meiste falsch. Eine genügende Kenntniß des alten Orients lag noch

nicht vor, und ehe man diese hat, ist auch das Vergleichen umsonst. Durch die unglückliche Scheu vor „Euhemerismus" wurde Creuzer verhindert, den sagengeschichtlichen Theil der ägyptischen Religion als Sagengeschichte zu erkennen und vergötterte Mitglieder eines Könighauses von kosmischen Begriffen zu unterscheiden. Auch hat er das indische Alterthum zur Vergleichung hereingezogen, das nicht hereingehört. Es haben zwar hochasiatische Begriffe zugleich nach Vorderasien und nach Indien hinein ihre Abdachung gefunden, und es können also die ältesten indischen Begriffe auch benutzt werden, um einiges Hoch- und Vorderasiatische zu erläutern. Aber mit der entwickelten indischen Mythologie haben wir ein für allemal nichts zu thun, denn eine Rückwirkung hat niemals stattgehabt. Kein Wunder, wenn bei diesem Creuzer'schen Flockengewirbel, das die Eigenschaft der Lehrbarkeit und Lernbarkeit gleichfalls nicht hat, manchen unbehaglich wurde und vielen leicht, als Otfried Müller einen Entschluß faßte und zwischen Morgenland und Abendland das Tafeltuch entzwei schnitt. Nun war man froh, den Umgang mit jenem „trüben" Volk des Nilbodens los zu sein — das „trübe" Volk, als ob die Wahrheit eine Geschmacksfrage sei! Man wirthschaftete mit den abgerissenen Fäden so gut es ging, ohne die Bündel ganzen Garns zu sehen, die jenseits hängen, und übersah den Mangel an eigenen Resultaten über dem stolzen Bewußtsein „sich nichts weis machen zu lassen von ägyptischer Weisheit ꝛc." Es war kaum zu hoffen, daß aus so vielem Misverständniß, so tiefeingerottetem Mistrauen noch eine gedeihliche Verlobung zwischen Morgen- und Abendland hervorgehen könne. Dazu hat es einen Kopf gebraucht, so klar und stark wie Röth, der von seiner Studirstube aus Weltstraßen zu eröffnen im Stande war. Zwar hat er nicht einmal des Beifalls der „Aegyptologen" sich zu erfreuen gehabt. Der Verfasser von „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", der Röth's Werk so genau kennt, daß er den Verfasser permanent „Röthe" schreibt, spricht ihm, gestützt auf solche Einsichtnahme, alle gründliche Sprachkenntnisse ab. Wichtiger könnten die Einwendungen von Lepsius scheinen, wenn auch nicht auf sprachlichem Gebiet, denn in diesem ist Röth entschieden weiter gekommen als bis dahin irgendjemand. Hätte er nur, statt auf die wenig dankbaren Gebete des „Todtenbuchs", sich mehr auf historische Inschriften geworfen! Aber daß Röth's Chronologie falsch sei, haben wir längst zugegeben und bedauern, daß er selber nicht davon zu überzeugen war. Glücklicherweise berühren solche faule Stellen den Quadergrund nicht. Die Herstellung des ägyptischen Systems, die Röth gezogen hat aus der Vergleichung der Bilder und Hieroglyphentexte mit den letzten Fetzen griechischer Nachrichten, ist und bleibt die Grundlage aller künftigen Religionsgeschichte. Jeder Scrupel an Röth's Hieroglyphenlesung ist

vollkommen müßig. Nachdem die einzig mögliche Ordnung einmal da ist, dürfte es gleichgültig sein, auf welchem Weg sie gewonnen wurde. Wenn wir einen Schlüssel haben, mit dem alle Schlösser aufgehen, dann kümmert es uns nicht, woher der Schlosser das Eisen nahm. Daß aber mit diesem Schlüssel in der That alle Lokaldienste Vorderasiens und Griechenlands, sofern sie nicht — und dies ist der kleinere Theil — hochasiatischer Herkunft sind, sich verstehen lassen, alle, vollständig, und zum ersten mal, das können wir hundertfach, fünfhundertfach, funfzehnhundertfach beweisen, lehrbar und lernbar, und brauchen auf nichts zurückzugreifen als auf unzweideutige ägyptische Bilder und bestimmte griechische Nachrichten.

Hauptverdienst Röth's ist die Unterscheidung zwischen Sagengeschichte und Speculation im ägyptischen System. Es gibt freilich auch heutzutage noch solche, die aus Furcht, „flach“ und „euhemeristisch“ zu werden, in der Geschichte des Osirishauses mit all seinen menschlichen Schicksalen und Leiden, Verbrechen und Tugenden (Thronstreit, Mord und Nothzucht, eheliche Treue und Untreue ꝛc.) — physikalische Theorien suchen, anstatt die wirklichen Erlebnisse eines vorhistorischen vergötterten Königshauses. Und doch waren die Mitglieder dieses Hauses sterblich, sind gestorben und begraben und an ihre Gräber in Aegypten hat der Cultus sich angeschlossen. Auf diese göttlichen Regenten, auf dieses staatgründende Haus des Osiris folgten in langen Reihen die Halbgötter und dann seit König Menes die menschlichen Dynastien. Vor Osiris aber herrschten Götter von anderm Kaliber: Nilgott, Sonnengott, Urfeuer. Diese sind nicht sterblich und nicht gestorben und können so wenig an ihren Gräbern verehrt werden als die übrigen kosmischen Brocken und Kräfte: Mond, Himmelsgewölb, Schöpfergeist ꝛc. Allerdings hat man später, als das vergötterte Königspaar Osiris und Isis immer mehr in den Vordergrund trat, kosmische Aufgaben auch auf diese sagengeschichtlichen Wesen herabgezogen. Dem ermordeten König Osiris wurde die wohlthätige Sonnenwärme, seinem Bruder und Mörder Typhon die schädliche zugetheilt. Aber darum ist doch der Ursprung dieser mit ihren menschlichen Leiden und Freuden dem menschlichen Bedürfniß näher stehenden und darum immer mehr hervortretenden Figuren nicht zu verwechseln mit dem Ursprung von Götterbegriffen wie Unterwelt, Himmelsgewölb, Erde ꝛc., auch wenn sie in ägyptischen Götterreihen, worauf Lepsius so ungebührlichen Werth legt, durcheinander gemengt und nicht nach ihren Entstehungsgeschichten gesondert sind.

Wir haben im ägyptischen Glaubenskreis also zwei grundverschiedene Elemente: ein System von kosmischen Ideen und eine Familie sagengeschichtlicher Figuren. Nach jenem erstern entwickelte sich die Welt inmitten einer Urgottheit, die viereinig ist aus Geist und Weltstoff, Raum

und Zeit. Statt bequeme Scrupel zu äußern an der Wirklichkeit dieser ägyptischen Lehre, würde man besser thun, den von Röth gegebenen Beweismitteln nachzuspähen. Dieselbe viereinige Urgottheit wiederholt sich an der Spitze des phönikischen Systems (dort mit geringer, aber tendenzmäßiger Verschiebung) und ohne Verschiebung bei den ältern griechischen Philosophen: Thales, Anaximander, Pherekydes, Pythagoras, alles aus ägyptischer Quelle. Inmitten dieser Viereinigkeit (pythagoräisch Tetraktys) gestaltet sich die Welt in riesenhafter Eiform und setzt sich zusammen aus acht innenweltlichen Göttern: Schöpfergeist und Urfeuer, Himmel und Erde, oberer Raum und Unterwelt, Sonne und Mond. Es sind die acht großen Götter, phönikisch „Kabiren“. Wann sie zum System vereinigt und ergänzt wurden (Phtah, das Urfeuer, hatte in Memphis, Amun, der Urgeist, in Theben uralte Verehrung), können wir nicht mehr bestimmen.

Vielleicht gab die Vergötterung des Osirishauses Anlaß, auch jenes System abzuschließen. Es galt nämlich, diese sagengeschichtliche Familie an die ältern Götter anzuhängen. Das gelang ganz einfach (wenn wir das Röth'sche System dahin ausführen dürfen), indem man in die Aeltern des Osirishauses, Kronos und Rhea, kosmische Begriffe aus dem genannten Vorrath niedersteigen ließ. In Seb-Kronos, der also selber nur ein Urkönig Aegyptens ist, verkörpert sich der böse Urzeitgott Sevek; die sterbliche Kronidenmutter „Netpe“-Rhea ließ sich verschwindeln in die Göttin der Urgewässer, Neith. Net-pe ist Neith des Himmels. So kommt es, daß Kronos und Rhea an beiden, an kosmischer Speculation und menschlicher Sagengeschichte theilhaben. Wenn Kronos den Schöpfergeist entmannt (den ägyptischen Amun-Menth-Harseph, auch Em-pe, Beweger des Himmels, griechisch Uranos) und als zerstörende Zeit den weitern Zeugungen Einhalt thut, so ist das eine Ausgeburt der Speculation. Wenn aber Kronos seine eigenen Kinder verfolgt, welche Netpe-Rhea auch von andern Vätern hatte, wenn Kronos durch seinen Sohn Osiris-Zeus vom Thron gestoßen, von seinem Sohn Typhon getödtet wird, wenn Typhon seiner eigenen Mutter Netpe Gewalt anthut — ein Ereigniß, das noch zu Herodot's Zeit zu Pampremis jährlich durch eine große Prügelei gefeiert wurde — so sind wir entschieden auf dem Boden einer nichts weniger als schönen Sagengeschichte. Auch Kronos und Rhea sind gestorben und man zeigte ihre Gräber. Das Grab der „Urzeit“ aber zeigt man nicht.

Sowol jene kosmischen Brocken und Kräfte der Welt als die sagengeschichtlichen Mitglieder von Osiris' Haus haben ihren Weg nach Griechenland gefunden. Und zwar sind aus Einem ägyptischen Götterbegriff auf griechischem Boden so viel verschiedene neue Figuren geworden, als der ägyptische Gott verschiedene Namen und Formen hatte. Alle

diese neuen Figuren bleiben aber untereinander verwandt und gehen vielfach ineinander über. Z. B. die ägyptische Kronidenmutter Netpe, der fruchtbarste Begriff, begegnet uns wieder als Astarte, Cybele, Rhea, Dione, Demeter rc. Wenn aber verschiedene ägyptische Götter denselben Namen haben, dann wird auf griechischem Boden eine einzige Figur daraus. Solche Figuren zeichnen sich aus durch unvereinbare Eigenschaften, z. B. Apollon, in welchem drei verschiedene Götter des Namens „Horus" untergebracht sind; Hermes, aus welchem wir drei verschiedene Götter des Namens „Thot" hervorzuholen haben. Wir wollen bei diesem letztern Begriff verweilen und an ihm nachweisen, wie reich der Gewinn bei unserer Anschauungsweise ist, wie spielend leicht und erschöpfend alle Schwierigkeiten sich lösen, wie lehrbar und lernbar das System. Röth selber hat zu einer solchen Vergleichung nur den Titel gegeben. Sein Weg führte nicht in die griechischen Lokaldienste, sondern in die Philosophenschulen und in die Geschichte der Wissenschaft.

In Aegypten gab es also drei Götter des Namens „Thot": den dreimal, den zweimal und den einmal großen Thot. Der dreimal große (sperberköpfige Menschenfigur, oder Sperber mit der Sonnenscheibe auf dem Kopf, oder geflügelte Sonnenscheibe) ist der Sonnengott; der zweimal große (ibisköpfig) ist der Mondgott; der einmal große (sein heiliges Thier der hundsköpfige Affe) ist eine sagengeschichtliche Figur von Osiris' Hof, Vorstand der Priesterwissenschaft, Cultusminister, und wird als Sohn des Mondgotts gedacht. Daß diese drei Thot mit dem griechischen „Hermes" zu vergleichen seien, ist nicht unsere Erfindung, sondern eine Forderung der Alten selbst. Sie übersetzen den Namen Thot regelmäßig mit Hermes.

Also der dreimal große Thot, der erste Hermes nach Manetho, ist der Sonnengott. In der Sonne hatte sich der weltumfassende Urgeist, Amun, der Verborgene, verkörpert, Amun-Re, Amun als Sonne. Es ist die Figur, deren Bild uns in der Ammonstadt Theben so zahlreich auf der Rundung der Säulen und an den Tempelwänden begegnet und den Zeugungsgott auffallend genug bezeichnet. Darum steht auch der griechische Hermes mit phallischer Kraft begabt in den Feldern und an den Straßen Griechenlands. Daß dieser Befruchtungsgott ursprünglich nicht ein und dieselbe Figur sein kann mit dem Homerischen Götterboten Hermes, dürfte einleuchtend sein. Symbole des Amun-Re und Amun in Aegypten sind der Widder (Hieroglyphe für Geist) und die Schlange (Allgegenwart des in Schlangengestalt die Welt umfassenden Urgeistes). Darum ist der Widder auch noch dem hellenischen Hermes eigen, wird ihm zu Ehren in Procession um die Stadt getragen oder ruht auf den Schultern von noch vorhandenen Hermesfiguren. In

Widdergestalt wurde Hermes angeblich bei Penelope, der einsamen Gemahlin des Odysseus, Vater des Pan. Pan ist der erste innenweltliche Schöpfergeist der Aegypter, und auch dort ein Sohn des Amun. Das andere Symbol Amun's, die Pflanze, erscheint wenigstens am Heroldstab des Homerischen Götterboten, der noch andere Eigenschaften des alten Sonnengotts an sich gezogen, z. B. die Tödtung des Argus. Argus bedeutet die Sternenaugen der Nacht, die getödtet werden durch den aufgehenden Sonnengott, den dreimalgroßen Hermes — eine echt ägyptische Anschauung und Ausdrucksweise. Der Sonnengott überwacht und beschützt alles. Darum erscheint in Aegypten die geflügelte Sonnenscheibe, häufig mit dem Namen Thot bezeichnet, über jedem Eingang und dem Sonnengott sind die Obelisken geweiht, die an den Eingängen stehen. Daher kommt die wegüberwachende Bedeutung der griechischen, gleichfalls in Pfeilergestalt aufgestellten Hermesbilder. Aber nicht nur Hermes hatte diese wegüberwachende Aufgabe, sondern auch Apollon, gleichfalls in Pfeiler-, Spitzpfeiler-, Obeliskengestalt an den Aus- und Eingängen: „Apollon Agyieus". Wir haben bereits früher bemerkt, daß wie im griechischen Hermes drei ägyptische Götter des Namens Thot, so im griechischen Apoll drei ägyptische Götter des Namens Horus zusammentrafen. Einer dieser Horus ist der Sonnengott Horus. So wird uns klar, warum auch Apollon in Spitzpfeilergestalt die Wege überwacht. Aus einer einzigen ägyptischen Götterfigur, haben wir gesagt, werden so viel griechische, als die ägyptische verschiedene Namen hat, behalten aber in solchem Fall eine gewisse Verwandtschaft bei. Derselbe Begriff begegnet uns noch einmal in dem aus Nordgriechenland stammenden Janus Italiens, der gleichfalls die Wege und die Welt überwacht und zu diesem Zweck das aus Aegypten ererbte Doppelgesicht, vor- und rückwärts schauend, sowie die Barke des Sonnengotts beibehalten. Dem Apollon sowol als dem Hermes sind die Viehheerden empfohlen. Natürlich, der Sonnengott, in welchem beide zusammentreffen, ist am geeignetsten, Heerden zu überwachen und als Befruchtungsgott zu vermehren. Aber von den Griechen selber werden dem Hermes noch andere Götterfiguren gleichgesetzt, die ihre Vereinigung mit ihm nur im Sonnengott, Hermes dem dreimal großen, finden. Trophonius von Lebabrea am Helikon mit seiner Orakelhöhle heißt Hermes. Dieser Zeus Trophonius sowie der aus ägyptisch Theben stammende Zeus von Dodona ist nichts anderes als Amun, der wehende Urgeist, der zu Dodona im Rauschen der Eiche vernommen wird und in Aegypten sich in der Sonne verkörpert hat als Amun-Re, oberster „Hermes". Aber auch Kadmus in böotisch Theben und auf Samothrake heißt „Hermes". Kadmus, der „Urvorweltliche", den wir überall finden, wo es phönikische Colonien gab, von Rhodos und Thrakien bis Marokko, ist

nichts als die phönikische Form für Amun, den Verborgenen, und hat von der Schlangengestalt des Amun noch seine eigenen Schlangenfüße übrig. Der Drache, den er am Quell zu Theben erlegt, ist der Drache Apophis-Kronos, der dem Amun-Ophion, dem gleichfalls schlangengestaltigen Führer des guten Götterheers, in Aegypten erlag. Kadmus ist nicht nur Einführer, sondern Erfinder der Schrift, ganz wie der griechische Hermes auch. In Aegypten ist der Sonnengott, Thot-Hermes trismegistos, in welchem Amun-Kadmus und Hermes zusammentreffen, Urquell nicht blos des physischen, sondern auch des geistigen Lichts und Erfinder der Schrift. Geradezu „Ammon" heißt Hermes zu Olympia, und im Erechtheum zu Athen stand derselbe Hermes in der Cella der Athene, wie es scheint in der ursprünglichsten Bildung des Amun-Re. Wie kommt eine solche Figur ins Gemach der jungfräulichen Göttin? Er ist ihr Gemahl, denn Pallas-Athene, ist, wie die Alten einstimmig versichern und wir selber mit einigen Dutzend Gründen zu bestätigen vermögen, ursprünglich in der That nichts anderes als „Neith", die Gemahlin Amun's. Auf griechischem Boden verklärte sie sich zur jungfräulichen Göttin und man fand für gut, jenen Amun-Hermes mit Myrtenzweigen zuzudecken. Im selben Erechtheum wurde eine Schlange ernährt — Amun's lebendige Hieroglyphe, ganz wie in seinen ägyptischen Tempeln auch. Aber nicht nur mit Figuren, die um ihre ursprüngliche Bedeutung als Sonnengott bereits gekommen sind, wird Hermes gleichgesetzt, sondern geradezu mit Helios selbst, z. B. von Makrobius.

Wir glauben hiermit bewiesen zu haben, obgleich unsere Beweismittel noch lange nicht erschöpft sind, daß in der That eine Reihe von Formen und Bedeutungen des griechischen Hermes nur durch Zurückgreifen auf den ägyptischen Sonnengott Amun-Re mit seinen Symbolen Widder und Schlange, und seiner Bedeutung als befruchtend, weltüberwachend, physisches und geistiges Licht verleihend, zu erklären ist. Verschiedene Namen, welche diesem Amun-Re zukommen, Thot der dreimalgroße, Kadmus, Zeus rc., werden von den Griechen durch den Namen Hermes übersetzt oder mit ihm vertauscht. Aber andere Aufgaben und Eigenschaften des griechischen Hermes erklären sich aus der Figur Thot des zweimalgroßen, des ägyptischen Mondgotts. Von ihm hat Hermes das Amt der Seelenführung. Zwischen ihren verschiedenen Wanderungen hielten die Seelen sich immer eine Weile im Raum zwischen Mond und Erde auf. Wir sehen sie abgebildet in Gestalt von Vogelleibern mit Menschenkopf, wie sie dem aufgehenden Mond sich zuwenden. Beim Seelengericht führt der ibisköpfige Mondgott die Seele, in solchem Fall eine menschliche Gestalt, zur Sündenwage, bereitet die Seele vor und schreibt die Ergebnisse der Wägung auf. Er ist es, der vom Sonnen-

gott nicht nur das physische, sondern auch das geistige Licht empfängt. „Thot, der erste Hermes", sagt Manetho, „hat vor der Sündflut auf steinerne Tafeln in Hieroglyphen und heiliger Sprache die Grundzüge des Wissens aufgezeichnet, und nach der Sündflut hat der zweite Hermes diese ersten heiligen Bücher in hieratische Schrift und gewöhnliche Sprache übersetzt." Da dieser ägyptische Mondgott, der zweite Hermes, gewöhnlich den Namen Joh führt, können wir nicht umhin, an den hebräischen Gott desselben Namens (denn Jehova ist kein Wort) zu erinnern, den Gott, der seinem Volk gleichfalls steinerne Tafeln des Gesetzes gab. Noch eine Reihe von Gründen zeugt für die Wurzel Jehova's im ägyptischen Mondgott, wenn auch selbstverständlich etwas gründlich Neues daraus geworden ist. Wir erkennen fürs hebräische Alterthum so wenig als fürs hellenische Ausnahmsgesetze an. Originalität tritt ein, wenn man alles Vorhandene in sich aufgenommen hat, und dann noch die Kraft besitzt, darüber hinauszugehen. Der hebräische Gottesbegriff ist originell geworden, aber von vornherein war er es nicht. Thot, der zweimal große Hermes, hat seine Wissenschaft, die hermetischen Bücher, dem einmal großen Hermes, einer sagengeschichtlichen Figur an Osiris' Hof, die als Sohn des Mondgotts gedacht wird, überliefert und hat befähigt zur Deutung der Orakelsprüche, der Hermeneia. Verehrt wurde er selber, der ibisköpfige Thot, zumal zu Achmunehe in Mittelägypten, der Stadt des „Eschmun", des „Achten", d. h. des achten der großen innenweltlichen Götter des Mondes. Griechisch heißt sie „Hermopolis". Ibisköpfig ist der Gott, weil der Ibis, Chib, für den Buchstaben ch eintritt, mit welchem ch ein Name des Mondgotts, „Chonsu" (Regler des Monats) anfängt. Aus dem Ibis, auf dessen Tödtung in Aegypten Todesstrafe stand, ist in Thessalien ein heiliger Storch geworden, und stand dort gleichfalls Todesstrafe auf seiner Tödtung. Die heut noch übliche Heilighaltung des Storchs mag ebendaher stammen.

Um den griechischen Hermes zu verstehen, brauchen wir noch den „einmal großen Thot", den Vorstand der Priesterschaft, Cultusminister im neugegründeten Menschenstaat des Osiris. Auf ihn werden alle Erfindungen zurückgeführt, theils eigene, theils solche, die er von seinem Vater, dem Mondgott, empfing. Am Nil spazierend, stieß er mit dem Fuß an eine leere Schildkrötenschale. Sie tönte, weil die vertrockneten Sehnen des Thiers sich ausgespannt erhalten hatten. Das brachte den Gott auf die Idee der Leiererfindung. Hier sind wir offenbar nicht mehr in kosmischer Speculation, sondern in menschlicher Sagengeschichte. Die Sage wandert und überträgt sich gern auf jüngere Lokale. So finden wir die ägyptische Sage von der Leiererfindung des jüngsten Thot am arkadischen Schildkrötenberg, einer Vorhöhe des Kyllene, unter

Hermes' Namen haften. Dieser jüngste Thot, um seiner menschlichen Beweglichkeit willen, war der Dichtung und bildenden Kunst am willkommensten und verständlichsten, und sind auf ihn bei den Griechen jene kosmischen Aufgaben des obersten Thot, die Argostödtung ꝛc. übergegangen, als ob sie gleichfalls Sagengeschichte wären. Sein heiliges Thier in Aegypten ist der hundsköpfige Affe, weil man diesen für einen besondern Verehrer des Mondes hielt. In Gestalt dieses Affen sitzt Thot, der einmal große, auf dem Balken der Sündenwage im Seelengericht. Darum darf auch der griechische Hermes noch die Schicksalswage lenken. Um ihn ganz zum Homerischen Götterboten tauglich zu machen, scheinen noch einige Züge des ägyptischen Anubis, der als besondere Figur im Griechischen sich nicht findet, in ihn übergegangen. Anubis, der ägyptische Götterbote, wurde in Babylon zum Nebo, Planet Mercur.

Glaubt man wirklich, daß einem solchen historischen Beweisstoff gegenüber sich Speculationen halten können, wie sie in unsern jüngsten Mythologien stehen? Mit gewaltsamem Ignoriren alles ausländischen Materials muß der griechische Hermes mit seinen aus gutem Grund so unvereinbaren Eigenschaften bald ein „zeugender und beseelender Naturgeist" sein (Gerhard), oder der „Regen, der befruchtend in alle Tiefen dringt, und insofern auch zum Vermittler wird" (Preller), oder „Heerdengott" und zugleich „Gott des Umschwungs" (Welker). Wenn wir dazu noch Creuzer's Erklärung nennen: Hermes das „discursive Denken" oder „der Wassergeist", dann haben wir eine Blütenlese, zu welcher Uebereinstimmung der Resultate eine bisherige Forschung es gebracht hat. Und solche Begriffe, glaubt man, hätten die Alten in die blaue Luft hinaussetzen und anbeten können? Es wird uns bang für die Denkgesetze der Alten und, da es doch wesentlich dieselben sein dürften wie unsere eigenen, auch für uns selber, wenn man derlei für möglich hält. Wir sollten aber meinen, nicht nur die Fülle des historischen Beweisstoffs in den Vergleichungspunkten, sondern auch die psychologische Möglichkeit dürfte für ein historisches Zusammenwachsen des Begriffs nach unserer Darstellung zeugen. So verstanden ist er lehrbar und lernbar.

Die Lehrernoth in Preußen.

I.

Lehrernoth? und in Preußen? dem Staat der Intelligenz, dem Musterstaat, dessen Bevölkerung, vielleicht einige Kassuben und Wenden und die Wasserpolacken in Oberschlesien ausgenommen, auf der Höhe der Bildung steht, und dessen Unterrichtsanstalten bewundert und nachgeahmt werden bis jenseit des Oceans?

Nicht zu hitzig, geneigter Leser, wir scheinen da in Traditionen zu verfallen, die vielleicht einmal wahr gewesen, die aber längst aufgehört haben es zu sein. Gewiß gehört der Aufschwung, welchen die preußischen Unterrichtsanstalten in den ersten zwanzig, fünfundzwanzig Jahren nach den Befreiungskriegen unter der Verwaltung des Ministers von Altenstein genommen hatten, zu den schönsten und denkwürdigsten Blättern der preußischen Geschichte; es ist damals viel deutscher, viel preußischer Ruhm ausgestreut worden, nur schade, daß die Früchte auf geistigem Gebiete so langsam reifen und so schnell wieder verwelken. Auch für die preußischen Schulen und Bildungsanstalten ist auf die Altenstein'sche Glanzperiode eine Periode des Verfalls und der Verdunkelung gefolgt. Dieselbe begann bereits zu Anfang der vierziger Jahre mit dem Eintritt des Ministers Eichhorn und der einseitigen Anwendung jenes angeblichen „christlichen" Systems, nach welchem die Wissenschaften dressirt werden sollten und das dann in nachmärzlicher Zeit unter dem nun auch dahingegangenen Minister von Raumer seinen äußersten Höhepunkt erreichte. Was und wie viel sich darin seit dem vielbesprochenen Ministerwechsel geändert hat, mag hier unerörtert bleiben, ich will nur daran erinnern, daß die berühmten Stiehl'schen Schulregulative nicht allein noch immer fortbestehen, sondern daß sie auch erst vor wenigen Monaten an dem gegenwärtigen Cultusminister einen ebenso beredten wie einflußreichen Fürsprecher und Vertheidiger gefunden haben. Solange aber diese Regulative bestehen, wird es auch den preußischen Volksschullehrern niemals an Noth fehlen, wenigstens nicht denjenigen unter ihnen, die gern mehr sein möchten als bloße Abrichtemaschinen und die nicht ganz und gar in dem Spruch aufgehen: „Deß Brot ich esse, deß Lied ich singe."

Und auch dies Brot, um dies beiher zu bemerken, ist noch immer schmal genug, sodaß, auch wenn wir die geistigen Beängstigungen und Bedrückungen der Lehrer infolge der Stiehl'schen Regulative einmal ganz beiseite setzen wollen, auch in leiblicher Hinsicht in dem vielgepriesenen Musterstaat der Intelligenz noch immer sehr wohl von einer Lehrernoth die Rede sein kann. Es ist wahr, die Lehrer theilen darin nur das allgemeine Schicksal, das im Lauf der Jahre mehr oder minder

über das gesammte preußische Beamtenthum hereingebrochen ist, nur diejenigen natürlich ausgenommen, die ein Recht haben, sich zu den „Spitzen" der Gesellschaft zu zählen oder die durch ererbte oder erheirathete Reichthümer in die angenehme Lage versetzt sind, ihre Amtseinkünfte als bloße Nebensache zu betrachten; wo ein Kreisgerichtsrath mit 500 oder 600 Thlrn., ein außerordentlicher Professor mit 200 oder 300 Thlrn. die Regel, da wird ein Dorfschulmeister mit 20 Thlrn. und dem Weiderecht für eine Kuh ja wol schon eine ganz honette Ausnahme bilden dürfen und so sind die preußischen Schulmeister, trotz ihrer dürftigen Lage, am Ende doch nur die äußersten Vorposten jenes Beamtenproletariats, das immer drohender, immer unvermeidlicher über Preußen hereinbricht. Und woher sollte der arme, vielgeplagte Staat denn auch die Mittel nehmen, seine Beamten, in specie seine Schullehrer besser zu stellen? Der arme Staat muß ja in diesem Augenblick erst sein Militärbudget um zehn bis zwölf Millionen jährlich erhöhen, es müssen ja erst wieder so und so viel Lieutenants- und Hauptmannsstellen creirt, respective aufgebessert werden, da bleibt natürlich für die Beamten nichts übrig. Unter dem alten Fritz geschah es bekanntlich, daß alte ausgediente Unteroffiziere als Schulmeister angestellt wurden, blos um ihnen Brot zu verschaffen; wenn das in Preußen noch eine Weile so fortgeht, wie es schon seit einer Reihe von Jahren der Fall ist, so kann es nächstens umgekehrt dahin kommen, daß die Schulmeister unter die Soldaten gehen, blos damit sie zu leben haben....

Doch ist es nicht diese leibliche Noth des preußischen Lehrerstandes, von der ich hier sprechen will und ebenso wenig soll uns der geistige Nothstand beschäftigen, in welchen die Volksschullehrer durch die Regulative sowie überhaupt durch die ganze vorwiegend kirchliche Richtung versetzt sind, welche die Herren Eichhorn und von Raumer in dem ehedem so humanen, von freiem, wahrhaft menschlichem Geiste durchflossenen preußischen Schulwesen eingeführt haben und bei dem auch ihr Herr Nachfolger es in der Hauptsache bewenden lassen zu wollen scheint. Nicht die Volksschulen, sondern die höhern Lehranstalten, insbesondere die Gymnasien und höhern Realschulen sollen den Gegenstand dieser Betrachtungen bilden, die Noth aber, die ich im Sinne habe, ist nicht eine Noth, welche die Lehrer leiden, sondern umgekehrt: von der Noth will ich sprechen, in welcher die Lehranstalten selbst sich zum großen Theil dadurch befinden, daß es ihnen an geeigneten Lehrkräften mangelt. Also nicht die Noth der Lehrer, sondern die Noth an Lehrern, die sich bei den höhern Unterrichtsanstalten Preußens seit einer Reihe von Jahren bemerkbar macht und die sich schon in der nächsten Zukunft noch viel empfindlicher äußern wird, soll uns hier beschäftigen.

Zwar daß von einer derartigen Noth überhaupt nur die Rede sein

kann, daß ein derartiger Mangel überhaupt nur existirt, schon dies ist, wir dürfen es uns nicht verhehlen, ein höchst beunruhigendes Zeichen für die Blüte und das Wohlbefinden des preußischen Schulwesens. Der Lehrerstand, wenigstens soweit die höhern Unterrichtsanstalten dabei in Betracht kommen, gehörte ehedem zu den geachtetsten Ständen in Preußen; viele, sehr viele der Namen, die dem preußischen, dem deutschen Vaterlande noch heute zu unvergänglichem Ruhm gereichen, haben ihm angehört oder sind doch aus seinen Reihen hervorgegangen; es gab eine Zeit — und man braucht noch eben nicht übermäßig alt zu sein, um sich ihrer zu erinnern — wo aller Ruhm und aller Glanz der deutschen Wissenschaft gewissermaßen im preußischen Lehrerstande concentrirt war und wo es im Auslande als die kräftigste und vollwichtigste Empfehlung galt, Professor einer preußischen Universität oder Lehrer eines preußischen Gymnasiums gewesen zu sein. Ein solcher Stand, so allgemein anerkannt und gefeiert, hat für die Jugend doch gewiß etwas Anziehendes; auch steht die preußische Jugend gewiß hinter keiner andern zurück, sei es an wissenschaftlichem Sinn und Liebe zu den Studien, sei es an jenem erlaubten und edeln Ehrgeiz, der die natürliche Mitgift der Jugend bildet und ohne den wir sie daher auch niemals erblicken möchten. Wie kommt es denn bei alledem, daß der Zudrang zu den höhern Lehrerstellen in Preußen so merklich abgenommen hat? Wie kommt es, daß die preußische Jugend so wenig Verlangen mehr empfindet, sich so berühmten, so glänzenden Vorbildern anzuschließen und ein Feld zu bebauen, das ehedem mit Recht als eine der fruchtbarsten und köstlichsten Domänen des preußischen Staats galt? Woher geschieht es, daß gerade die befähigtsten und talentvollsten unter unsern jungen Köpfen lieber alles andere werden und sich jedem andern Berufe mit größerer Bereitwilligkeit widmen, nur nicht dem Lehrerstande? Sonst pflegt es in Preußen wie überhaupt in der Mehrzahl unserer modernen Staaten an Stellen zu fehlen für die Ueberzahl von Candidaten; wie geht es zu, daß es bei den höhern Lehranstalten umgekehrt ist und daß hier nicht die Stellen fehlen, sondern die geeigneten Kräfte, sie zu besetzen?

Es ist diese Erscheinung aber um so auffallender und fordert um so mehr zu einer gründlichen und vorurtheilsfreien Untersuchung auf, als von oben herab im Lauf der letzten Jahre mancherlei geschehen ist, die Laufbahn des künftigen Lehrers zu erleichtern und zu denjenigen Studien, durch welche man sich zur Uebernahme eines höhern Lehramts geschickt macht, anzuregen. Während fast in allen übrigen Disciplinen die Examennoth sich immer mehr gesteigert und der Umkreis dessen, was die Bewerber lernen und leisten sollen, sich immer mehr erweitert hat, sind die Forderungen im Ressort des Unterrichts im Gegentheil nicht unbeträchtlich ermäßigt worden. Man hat gefunden oder glaubte doch

zu finden, daß die Jugend mit allzu viel Lernen geplagt sei, der Kopf, sagte man, werde zu einseitig gebildet auf Kosten des Gemüths, und da man für nöthig hielt, den jungen Leuten so viel biblisches Wissen einzupfropfen, so war es allerdings auch nur ganz in der Ordnung, daß man einiges von dem bisherigen classischen Wissen über Bord warf. Besonders geschah dies auf den preußischen Gymnasien. Der Unterricht ist hier mehrfach beschnitten oder, wie der technische Ausdruck dafür lautet, modificirt und concentrirt worden, sodaß ein preußischer Gymnasiast von heute sich in der That kaum mehr halb so sehr anzustrengen braucht, wie das noch vor zwanzig und dreißig Jahren der Fall war. Natürlich sind diese „Modificationen" und „Concentrirungen" auch den Lehrern zugute gekommen; dieselben brauchen nicht nur nicht mehr so viel zu leisten wie früher, sie sind namentlich weniger mit Correcturen und Durchsicht schriftlicher Ausarbeitungen geplagt, sondern auch das Maß der Forderungen, die an sie gerichtet werden, hat sich demgemäß vereinfacht und verringert. Sollte man nun nicht meinen, daß dies nothwendig dazu beigetragen haben müßte, den Lehrerberuf immer beliebter, die Zahl derer, die sich ihm widmen, immer größer zu machen? Und doch ist, wie wir wissen, das Gegentheil der Fall; was ist also geschehen, was liegt vor, das jene Vortheile aufwiegt und den Lehrerstand im Gegentheil immer unbeliebter und vereinsamter macht?

Es hat ferner die Regierung, es haben namentlich die einzelnen Communen des preußischen Staats in edlem Wetteifer untereinander seit Jahren Bedacht darauf genommen, die materielle Lage der Lehrer, besonders an den höhern Lehranstalten, zu verbessern. Nicht von weitem will ich behaupten, als sei in dieser Hinsicht schon alles geschehen, was geschehen könnte und billigerweise auch geschehen sollte; es gibt noch immer Fälle in Preußen und noch immer ließen sich Gymnasien namhaft machen, wo der Schulwärter, alias Calfactor genannt, sich besser steht und ein behaglicheres Dasein führt als etwa der jüngste Lehrer. Doch ist wenigstens ein Anfang gemacht, es gibt auch schon eine Anzahl von höhern Lehrerstellen in Preußen, die ihren Mann nähren und sogar mit Anstand nähren, der Schullehrer braucht doch nicht mehr nothwendig ein Hungerleider zu sein, noch braucht er sich in allen Fällen mit Privatstunden und Pensionen zu überladen, um das bischen Leben zu fristen. Ist dabei auch ein gewisses ziemlich knappes Maß gesetzt und kann auch der eifrigste und befähigtste Gymnasiallehrer niemals darauf rechnen, eine so glänzende und einträgliche Carrière zu machen wie etwa ein geschickter Jurist, so ist dabei doch in Anschlag zu bringen, daß für die angehenden Lehrer jene ganze furchtbare Hungerepoche wegfällt, welche die jungen Juristen als Auscultatoren und Referendarien durchzumachen haben; der Lehrer hat ein kleines schmales Brot,

aber es wird ihm früher zu Theil und er kann es eher erlangen als die meisten andern, die sich einem gelehrten Berufe widmen.

In neuerer Zeit hat man verschiedentlich vorgeschlagen, diese Vortheile noch dadurch zu vermehren und dem Lehrerstande eine größere Anzahl jugendlicher Kräfte dadurch zuzuführen, daß man die akademischen Benefizien für Studirende, die sich dem Schulfache widmen, zu vermehren sucht. Und eine Thatsache ist es, daß, während z. B. für angehende Theologen auf den preußischen Universitäten, wenigstens auf den ältern, ein wahrhafter Ueberfluß an Stipendien ist (man denke nur beispielsweise an Halle, wo durchschnittlich drei Viertel, ja vielleicht noch mehr der Theologie Studirenden das eine oder andere Beneficium genießen und wo die ungewöhnliche Blüte der theologischen Facultät wesentlich mit von den zahllosen Stipendien herrührt) — es ist, sage ich, Thatsache, daß währenddessen die Studirenden der Philologie fast überall lediglich auf ihre eigenen Mittel angewiesen sind und der Unterstützung durch Stipendien ꝛc. beinahe völlig entbehren. Es erklärt sich dies auch vollständig aus der Herrschaft, welche die Theologie früher über die Philologie, die Kirche über die Schule übte. Es gab ehedem keinen eigenen Lehrerstand, dem man sich schon auf der Universität widmen konnte, sondern die künftigen Schulmänner fingen als Theologen an und nahmen als solche denn auch theil an den Benefizien und Erleichterungen, die für angehende Theologen in so reichlichem Maße gestiftet wurden. Die ungeheuere Mehrzahl der akademischen Stipendien und Benefizien gehört nun aber ihrem Ursprunge nach jenen ältern Zeiten an, wo Kirche und Schule, theologisches und philologisches (oder sagen wir lieber mit einem ältern Ausdruck humanistisches) Studium noch nicht geschieden waren; unsere Vorfahren, die noch den „fahrenden Schüler" vor Augen oder im Gedächtniß hatten, empfanden auch noch Mitleid mit der Noth der studirenden Jugend, sie benutzten ihre Sparpfennige noch, einem armen wackern Studiosen sein bischen junges Leben zu erleichtern, unsere Millionäre von heut haben an ganz andere Dinge zu denken, sie kaufen sich Rittergüter, lassen sich in den Adelstand erheben und stiften Majorate für ihre Söhne, ja wenn nicht noch hier und da einmal das funfzigjährige Jubiläum eines alten Professors oder Schuldirectors oder der hundertjährige Geburts- oder Sterbetag irgendeines berühmten Gelehrten gefeiert würde, so würde von Gründung neuer akademischer Stipendien bei uns bald keine Rede mehr sein.

Und das mag denn auch sein Gutes haben; wenigstens bezweifle ich, daß die vorgeschlagene Vermehrung der Stipendien und sonstigen akademischen Benefizien für künftige Lehrer dem Lehrerstande selbst den Nutzen bringen und den Lehranstalten die Vortheile gewähren würde,

die man sich theilweise davon verspricht. Wer blos oder doch hauptsächlich durch Stipendien zur Wahl eines gewissen Berufs bestimmt wird, der wird allemal besser thun, ganz davon zu bleiben; es ist schlimm, als Student hungern müssen oder sich durch Stundengeben oder Correcturenlesen ein kümmerliches Dasein fristen, aber die Unfreiheit und Abhängigkeit des Geistes, das Bedientenwesen und Lakaienbewußtsein, das sich den Stipendienempfängern gar so leicht anheftet oder vielmehr das ihnen von oben herab vorsätzlich beigebracht und eingeimpft wird, ist doch noch weit schlimmer. Wir wollen das den Theologen überlassen, daß sie zur Kanzel schwören, weil sie deshalb z. B. nicht zur Fahne zu schwören brauchen: denn bekanntlich sind in Preußen diejenigen, welche sich den theologischen Studien widmen, vom Militärdienst befreit, eine Maßregel, zu deren Einführung und Wiederherstellung man sich genöthigt sah, um dem immer mehr fühlbaren Mangel an theologischen Candidaten abzuhelfen: wir Lehrer wollen immer solche Talente und solche Charaktere am willkommensten heißen, die von der Stipendiennoth unserer Universitäten möglichst unberührt geblieben sind und sich, wie schwer es ihnen angekommen sein mag, dennoch durch alle Noth und Fährlichkeit des Lebens durch eigene Kraft hindurchgekämpft haben.

An solchen jungen Leuten, ich wiederhole es und stütze mich dabei auf meine pädagogischen Erfahrungen, fehlt es der preußischen Jugend auch noch heute nicht, auch noch heute, mitten in diesen materiellen Zeiten, gibt es, wie überall in Deutschland, auch in Preußen noch unzählige jugendliche Geister, die von der Erhabenheit und Tiefe der Wissenschaft im allgemeinen sowie von der Würde und Schönheit des Lehrerberufs im besondern dermaßen entzündet und hingerissen sind, daß sie dafür gern jede leibliche Noth und jedes äußere Ungemach in Kauf nehmen. Warum werden denn auch diese jungen und kühnen Geister dem Lehrerstande immer mehr und mehr abwendig? Warum ist selbst die verbesserte Lage des Lehrerstandes nicht im Stande, demselben eine größere Theilnahme unter unserer studirenden Jugend zu erwecken? Warum rekrutirt er sich noch immer zumeist aus den ärmern, ungebildetern und fast niemals aus den reichern und höhern Ständen? Diese Fragen wollen wir in unserm nächsten Artikel zu beantworten suchen.

Literatur und Kunst.

Zur Erklärung Dante's.

Zu den zahllosen Schriften zur Erläuterung Dante's und seiner Werke, die in alter und neuer Zeit, diesseit wie jenseit der Alpen erschienen sind, und die bekanntlich der Mehrzahl nach mehr dazu beigetragen haben, den Gegenstand, den sie behandeln, zu verfinstern als aufzuklären, ist vor einiger Zeit eine neue hinzugekommen, die sich schon äußerlich durch ihren geringen Umfang — denn für gewöhnlich lieben die Commentatoren Dante's es, ein wenig ins Breite zu gehen, gleichsam als könnten sie durch die Masse der Spreu den Mangel der Körner ersetzen —, dann aber auch dadurch auszeichnet, daß sie bei diesem geringen Umfang wirklich nur praktisch Brauchbares und Zweckmäßiges liefert: „Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Von Hartwig Floto" (Stuttgart, Besser). Das Buch ist keine Neuigkeit mehr auf unserm literarischen Markte, es hat bereits vor zwei Jahren die Presse verlassen, verdient aber wegen der Gediegenheit und Faßlichkeit seines Inhalts noch jetzt allen, welche, unbeschwert von dem Ballast der Ausleger, eine kurze und klare Uebersicht über Dante's culturgeschichtliche Stellung und Bedeutung sowie über Inhalt und Zusammenhang seiner hauptsächlichsten Werke zu gewinnen wünschen, als ein sehr nützliches Hülfsmittel empfohlen zu werden. Der Verfasser hat sich schon früher durch ein ausführliches Werk über „Kaiser Heinrich den Vierten und sein Zeitalter" rühmlichst bekannt gemacht; dieselbe Gründlichkeit des Studiums, verbunden mit derselben kritischen Schärfe und derselben unbefangenen, ja nüchternen Auffassung, welche jenes größere Werk auszeichnet und durch die es gewissermaßen Epoche gemacht hat in unserer Geschichtschreibung des Mittelalters, findet sich auch in diesem Schriftchen über Dante wieder, das aus einigen Vorträgen entstanden ist, welche der Verfasser gelegentlich vor dem gebildeten Publikum von Basel (wo er seit einigen Jahren als Professor der Geschichte an der dortigen Universität angestellt ist) gehalten hat. Freilich wird eben diese kritische Schärfe und Nüchternheit bei vielen einseitigen Dante-Verehrern großen Anstoß erregen; seit Dante im Gefolge der Romantiker zuerst bei uns eingeführt ward, ist er so recht eigentlich der Tummelplatz geworden für jene mystische Ueberschwenglichkeit und jene mückenseigende Scholastik, die auch auf andern Gebieten unserer Literatur und Wissenschaft so viel Unheil angerichtet hat. Statt an Dante das zu bewundern, was wirklich groß und erhaben ist, die Kühnheit seiner Conception, die Kraft und den Glanz seiner Schilderungen, die Energie und Großartigkeit seines persönlichen Charakters, verliebte man sich im Gegentheil in die Schwächen und Einseitigkeiten, mit denen er, wie jeder noch so große Genius, der Zeit und der Umgebung, in welcher er lebte, seinen Tribut abstattete; statt die ewigen und unvergänglichen Ideen, von denen Dante wie jeder echte Dichter erfüllt ist, dem Publikum in freien großen Zügen zu allgemeinem Verständniß hinzustellen, heftete man sich mit verhängnißvollem Fleiß vielmehr an das Kleine und Vergängliche, das Dunkle und Grillenhafte, man machte Dante zum Mittelpunkt eines Geheimdienstes, bei dem ästhetische und religiöse Interessen, Interessen der Bildung und des Fanatismus

bunt durcheinander gingen, man schuf sich einen Götzen aus ihm und glaubte diesem Götzen um so besser zu dienen und ihn um so mehr zu verherrlichen, je mehr Opfer des gesunden Menschenverstandes man an seinem Altare schlachtete. Dieser Art von Dante-Verehrern und Dante-Erklärern müssen sich denn freilich die Haare sträuben, wenn sie gleich in dem ersten Kapitel des in Rede stehenden Schriftchens etwa auf folgende Sätze stoßen: „Dante ist nie populär gewesen. Er ist Mode gewesen und ist es wol noch: wer Italienisch lernt, der muß natürlich Dante lesen; es wäre ein Unglück, wenn es nicht geschähe. Allein wie viele sind es, welche die «Divina commedia» etwa auf dem Tische liegen haben, um ab und zu, in dieser oder jener Gemüthsstimmung, hineinzusehen und sich daran zu erquicken? Sicher sehr wenige. Der Grund für diese Erscheinung ist einfach. Die «Divina commedia» ist ein Gedicht, in der herrlichsten Sprache geschrieben; man fühlt überall: es ist eine ganz gewaltige Kraft, ein höchst eigenthümlicher, energischer Geist, der das Werk geschaffen hat; man findet darin allenthalben das reinste Gold der Poesie mit vollen Händen ausgestreut. Aber dennoch ist es eine Arbeit, das Gedicht zu lesen; es gehören bedeutende Kenntnisse dazu, wenn man es ganz verstehen will; man muß einen Commentar zu Hülfe nehmen und wird zuweilen durch den Commentar noch verwirrter, als man ohne ihn gewesen wäre.“ Oder wenn der Verfasser in der Vorrede ganz nackt und dürr bekennt: „Auch glaube ich gar nicht, daß Dante selber bei allem und jedem in der «Göttlichen Komödie» einen bestimmten Gedanken gehegt hat, den er ohne Umstände hätte aussprechen können. Z. B. bei dem veltro! Da scheint er absichtlich in Dunkel sich gehüllt zu haben, weil möglicherweise ein solcher auch nicht hätte auftreten können. Ich kann in der That nicht sagen, wer damit gemeint sein könnte! Vielleicht hätte Dante selbst es nicht vermocht.“ Und doch liegt in dieser Nüchternheit und Selbstbeschränkung gerade das Hauptverdienst der Floto'schen Schrift; der Weg zum Verständniß Dante's ist von den Auslegern selbst dermaßen verfahren und mit dem Wust einer theils überflüssigen, theils aberwitzigen Gelehrsamkeit dermaßen verschüttet worden, daß wir es schon als einen sehr wesentlichen Fortschritt zu betrachten haben, wenn einmal ein Erklärer auftritt, der den Muth hat von sich selbst zu bekennen: dies verstehe ich und jenes bleibt mir dunkel, dies scheint mir einer Erklärung werth und jenes nicht, weil allem Vermuthen nach der Dichter selbst sich nichts Bestimmtes dabei gedacht hat! Schöngeistige Conventikelchen, die bei Gelegenheit auch in pietistische Bußübungen übergehen, kann man auf diese Art allerdings nicht um Dante versammeln, wohl aber wird es auf diese Weise gelingen, einen Dichter, der, wir wiederholen es, zu den größten und erhabensten aller Zeiten gehört, auch dem größern Publikum, das sich bisher mit Recht abgeschreckt fühlte von den Fratzen und Verzückungen der Dante-Verehrer quandmême, verständlich und genießbar zu machen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift beschränkt sich, dem populären Zweck derselben entsprechend, überall nur auf das Nothwendigste und auch dies trägt er mit einer Gedrängtheit und in einer knappen, klaren Sprache vor, die sich sehr vortheilhaft von der gelehrten Weitschweifigkeit oder dem mystischen Stammeln und Psalmodiren seiner Collegen unterscheidet. Nachdem er zuerst in flüchtigen, doch sichern Umrissen den politischen Zustand von Florenz und die

Stellung der dortigen Parteien im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts geschildert hat, geht er zu Dante's persönlichen Schicksalen über. Auch da zerstört er manche hergebrachte Ueberlieferung und löst manchen traditionellen Nimbus in das Nichts auf, dem er entsprungen ist. So namentlich in Beziehung auf Dante's Verhältniß zu Beatrice, diese eigentliche Ader seines ganzen Dichterlebens, deren Pulsschlag man aber doch nur dann richtig abmessen und verstehen kann, wenn man dabei jenen Frauendienst im Auge behält, der, von Südfrankreich ausgehend, gerade zu Dante's Zeit, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, auf seinem Gipfel stand. Und zwar muß man auch bei dieser Erscheinung wieder ebenso sehr die poetischen und idealen Elemente berücksichtigen, wie andererseits die krankhaften, ungesunden und verderblichen, an denen es diesem Frauendienst wahrhaftig auch nicht gefehlt hat. Die wenigen Seiten, in denen der Verfasser sich über diesen Gegenstand ausspricht, gehören zu den besten des ganzen Büchleins; hier ist jedes Wort schlagend und zeigt ebenso sehr den gründlichen Geschichtsforscher als den gewissenhaften und unbefangenen Kenner des menschlichen Herzens. Auch Dante's Ehe, dieser den einseitigen Bewunderern des Dichters so anstößige Punkt, wird von dem Verfasser in das richtige Licht gesetzt. Er weist nach, daß die von unsern Dante-Enthusiasten bereitwilligst adoptirte Ansicht, als ob die Ehe des Dichters eine unglückliche gewesen (denn natürlich, wenn Dante ein zufriedener und glücklicher Ehemann war, wie hätte er dann der treue und wandellose Liebhaber Beatrice's sein können?!), vollkommen unbegründet und nur aus der wahrheitswidrigen und befangenen Auffassung Boccaccio's in seiner bekannten „Vita di Dante", dieser Hauptquelle der spätern Biographen, hervorgegangen ist. „Boccaccio", heißt es S. 41, „lebte in Florenz nicht gar lange nach Dante; er hat sein Leben Dante's geschrieben, als er noch ziemlich jung war, und findet es in der That höchst unvernünftig, daß Dante sich verheirathet hätte. Mit allem Feuer eines unerfahrenen Menschen, der das Leben nicht kennt, setzt er auseinander, daß für Leute wie Dante, die sich mit philosophischen Studien beschäftigen, die Ehe durchaus nicht taugte; er wüßte es zwar nicht aus Erfahrung, hätte es aber doch von andern Leuten gehört, wie sehr den Damen alle wissenschaftlichen Studien und Bücher verhaßt wären; und das beschreibt er nun weitläufig und drastisch mit ganz ergötzlicher Insolenz. Und dann fügt er hinzu: ob diese seine Schilderung auf Donna Gemma paßte, das könnte er nicht behaupten; denn — ich weiß es nicht, «che non lo so»". Mit derselben Unbefangenheit wird dann auch die politische Thätigkeit des Dichters und seine Theilnahme an den Parteikämpfen seiner Vaterstadt gewürdigt. Auch hier findet sich manches von den gewöhnlichen Ansichten Abweichende, das zu weiterm Nachdenken und eingehender Prüfung auffordert. So z. B. der folgende Satz (S. 52), der denen, die Dante gar zu gern zum politischen Parteihaupt und großartigen Märtyrer seiner Ueberzeugung machen möchten, höchst befremdlich klingen muß: „Dante ist in seinem ganzen Leben kein Parteimann im gewöhnlichen Sinne gewesen. Für politische Principien, die er durch tiefes Nachdenken als richtig, heilsam und nothwendig erkannt hatte, ist er immer mit der ganzen Schärfe und Glut seines Wesens eingetreten; aber jene jämmerlichen Parteikämpfe des florentinischen Adels widerten ihn an, weil sie lediglich aus niedern Leidenschaften, Neid und Rachsucht entsprangen

und niemand einen vernünftigen Grund für seine Parteistellung angeben konnte." Die zweite Hälfte der Schrift enthält eine ausführliche Analyse der „Göttlichen Komödie"; mit derselben Nüchternheit und in derselben gedrängten Form abgefaßt wie das ganze Buch, gibt sie dem Leser einen sichern Faden durch das Labyrinth des berühmten Gedichts; überall nur bei dem wirklich Wissenswerthen verweilend, die Hauptgruppen mit Nachdruck hervorhebend, über minder Bedeutendes hinwegeilend, auch die Schwächen der Dichtung nicht verhehlend, liefert sie eine höchst zweckmäßige Vorbereitung auf die Lectüre derselben und macht, wenigstens für den nichtgelehrten Leser, der sich dabei aber die Gesundheit und Frische seiner Empfindung und die Natürlichkeit des Geschmacks bewahrt hat, die Mehrzahl jener Commentatoren entbehrlich, die sich jetzt noch wie ein Dornengestrüpp um die duftige Rose der Dante'schen Dichtung lagern. R. P.

Correspondenz.

Aus London.

April 1860.

U. Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der von Lord John Russell im Unterhause mit so großer Emphase angekündigte Bruch der entente cordiale irgendwelche praktische Folgen haben, die englische Politik irgendwie zum Bessern umändern würde. Obwol jetzt nachgerade der Blindeste einsieht, daß der Handelsvertrag mit Frankreich eine der ärgsten Bêtisen ist, welche sich ein englischer Staatsmann jemals hat zu Schulden kommen lassen, wird derselbe doch bald rechtsgültig sein. Man ist nun freilich zur Erkenntniß gekommen, daß Frankreich alles und England nichts dabei gewinnt; aber was läßt sich machen? Frankreich braucht Kohlen, um, wenn im Laufe der Zeit eine „englische Frage" auftauchen sollte, keine Schwierigkeiten mit seiner Flotte zu haben; Frankreich braucht auch viel Eisen, weil bekanntlich das Kaiserreich der Friede ist, und alles in Frankreich eingeführte Eisen zu nichts als zu der Verfertigung von Pflügen verwandt wird; aus diesen Gründen erhält Frankreich absolut freien Zutritt zu den englischen Eisen- und Kohlenbergwerken. Frankreich will außerdem den Engländern seinen Wein verkaufen und England läßt Bordeaux, Champagner und Cognac gegen einen ganz nominellen Zoll ein; Frankreich will an England Seide verkaufen, und französische Seide kommt hinfüro frei ins Land. Auf der andern Seite will England gewebte Stoffe an Frankreich verkaufen, und Frankreich legt darauf einen Eingangszoll von 30 Procent; England will französische Lumpen kaufen (wahrhaftig, es gibt deren überflüssig genug im Gebiete der großen Nation!) und Frankreich legt darauf einen Zoll von 60 — 100 Procent. Dies sind nur einige Beispiele, welche ich aufs Gerathewohl herausgreife, aber der ganze Vertrag ist demgemäß abgefaßt, und die Eitelkeit Cobden's, der den Schmeicheleien Bonaparte's nicht widerstehen konnte, sowie die an Wahnsinn grenzende Verblendung Gladstone's (der an vollständiger Gehirnerweichung leidet, mit einziger Ausnahme des Organs der Beredsamkeit, welches an Stärke nur noch

zugenommen hat), haben England und die Engländer geradezu zu Narren gemacht. Freilich muß man zugeben, daß die Opposition an dem großen Kampfe um den Vertrag sich noch kläglicher benahm als die Regierung, indem sie ihre Hauptangriffe mit einer wahrhaft unbegreiflichen und entsetzlichen Consequenz gerade auf die falschen Punkte richtete und das, was klar vor den Augen des gesunden Menschenverstandes lag, in ihrer übergroßen Staatsweisheit nicht sehen konnte. Wie dem auch sei, das Ding ist einmal geschehen und man hat sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Auch in den übrigen Fragen großer Politik wird Lord John Russell dem französischen Kaiser kein Hinderniß in den Weg legen. Es ist ein sehr billiges Vergnügen, nachdem man sich absichtlich oder unabsichtlich an der Nase hat herumführen lassen, eine Depesche zu schreiben, worin man die noch in den Kauf gegebenen Effronterien des Hrn. von Thouvenel zurückweist. Aber wie der französische Minister ganz richtig bemerkt: diese Depesche ist kein Protest, und implicite ist es angenommen, daß man doch gut Freund bleibt. Daß diese Depesche überhaupt geschrieben wurde, rührte nur davon her, daß die Eitelkeit Lord John's beleidigt war; er, der sich für den genialsten Diplomaten hält, welchen die Alte und die Neue Welt jemals hervorgebracht hat, war halb gelbsüchtig vor Aerger darüber geworden, daß ein homo novus wie Hr. von Thouvenel ihn, den amor und deliciae generis humani, so außerordentlich cavalier behandelt. Geschehen aber wird nichts. Man will keinen Krieg wegen der „lumpigen Felsen und Alpenpässe"; man will auch keinen Krieg zur Bewahrung der Unabhängigkeit der Schweiz; man hat kein Interesse auf dem Continent; die Zeiten Pitt's sind vorüber, Coalitionen — ein überwundener Standpunkt. Preußen mag zusehen, wie es allein mit Bonaparte fertig wird; Bonaparte ist unwiderstehlich, er mag den Continent beherrschen, wenn er nur nicht nach Lombardstreet kommt. Das ist die Stimmung, und darf ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß man bei dem im Frühjahr wegen der schleswig-holsteinischen Frage erwarteten Kriege zwischen Frankreich und Preußen es hier als ausgemacht ansieht, daß Preußen den Kürzern zieht und Frankreich nur eine Woche oder vierzehn Tage braucht, um seinen schwächern Gegner in der Luft todt zappeln zu lassen. „Der Kaiser" hat angefangen, die „deutsche Frage" zu studiren; Deutschland ist ein geographischer Begriff, etwas, das nur in der Einbildung existirt; Preußen ist allerdings etwas Wirkliches; aber wie kann ein Land, welches nach der großen historischen Autorität von Sir Archibald Alison nur vier bis fünf Millionen Einwohner hat, gegen Frankreich mit einer Bevölkerung von vierzig Millionen aufkommen? Dazu kommt noch, daß die französische Armee anerkannt ausgezeichnet ist und daß in Preußen neuerdings die Trunkenheit so zugenommen hat, daß „im Jahre 1858 unter 174 jungen Männern 170 durch Schnapstrinken sich für den Militärdienst untauglich gemacht hatten". Diesen wunderherrlichen Canard brachte Hr. Hardy am 2. April dem Unterhause vor, und den ehrenwerthen Mitgliedern grauste es vor Entsetzen über diese sittliche Verworfenheit der preußischen Jugend. Wie kann man sich also mit nur einiger Aussicht auf Erfolg mit einem offenbar dem Untergang geweihten Staate wie Preußen verbinden und dadurch den „Zorn des Kaisers" auf sich herabziehen? Jeder für sich und keiner für alle! Nach dem Hardy'schen Canard wird man es übrigens uns Deutschen zugute

halten müssen, wenn wir die alte Geschichte von dem Engländer, der seine Frau in Smithfield meistbietend versteigert, wiederholen.

Wollte ich das Gladstone'sche Budget hier einer ausführlichen Besprechung unterziehen, so würden Ihre Leser, welche gewiß alle genug davon in den Zeitungen gelesen oder überschlagen haben, ohne Zweifel sofort das Blatt umwenden, um zu interessantern Gegenständen zu gelangen; ich will daher nur bemerken, daß der Hauptfehler der ganzen Maßregel darin besteht, daß sie nicht durch die Verhältnisse Englands selbst geboten wurde, sondern einen fremden Ursprung hat. Welche Absicht auch Bonaparte bei der Abschließung des Vertrags gehabt haben mag, jedenfalls war der Vertrag die Ursache des Budgets; Cobden machte den Vertrag und überließ Gladstone, danach ein Budget zu schmieden, dessen Kern eben dieser Vertrag war. Niemand würde in der gegenwärtigen Lage der englischen Finanzen auf ein solches Budget gekommen sein, wenn ihn nicht irgendeine äußerliche Nothwendigkeit dazu gezwungen hätte. Gladstone ist es nun gelungen, die finanziellen Verhältnisse in eine fürchterliche Unordnung zu bringen, was um so mehr zu bedauern ist, weil die Reformbill (poor little Bill, wie „Punch“ sie nennt), welche niemand haben will und vor der sich jedermann fürchtet, dieses Jahr nun wirklich durchgehen muß; die Populace wird dadurch wahrscheinlich allmächtig werden und im nächsten Parlamente bereits so viel Unheil anstiften wie nur irgendmöglich. Diese neue Reformbill ist insofern eine sehr interessante Maßregel, als alle Parteien im Parlament sie zugleich fürchten und hassen und sie trotzdem unfehlbar durchgehen wird. Lord John Russell ist in des Worts verwegenster Bedeutung der Urheber dieser Maßregel. Andere Staatsmänner haben sich meistentheils damit begnügt, Theorien ins praktische Leben einzuführen, welche bereits vorher lange adoptirt gewesen waren und allgemeine Gunst errungen hatten. Ehe Sir Robert Peel die Korngesetze abschaffte, hatte Cobden bereits die größte Agitation dafür gemacht; Wilberforce, Buxton und Clarkson hatten ihre Arbeiten lange beendigt, als Lord Stanley die Bill zur Unterdrückung der Negersklaverei einbrachte, und nur wenige von den frühen Advocaten der Emancipation der Katholiken haben lange genug gelebt, um den endlichen Sieg ihrer Sache mit anzusehen. Lord John Russell ist es dagegen gelungen, die Reformbill, welche er eingeführt hat, unvermeidlich zu machen, er wird dabei von dem ganzen Hause unterstützt, während die Maßregel doch allgemeine Misbilligung findet. Niemand würde es eingefallen sein, im Unterhause eine Herabsetzung des Census zu verlangen, wenn nicht Lord John im Jahre 1851 es für nöthig erachtet hätte, Maßregeln zu ergreifen, um seiner sinkenden Popularität wieder aufzuhelfen. Ein kindisches Verlangen danach, die Erinnerung an die große Reformbill von 1832 wiederzubeleben, wobei er eine Hauptrolle spielte, hat seitdem Lord John's politischen Schachzug in eine Art fixer Idee verwandelt, deren Keim hauptsächlich die persönliche Eitelkeit des Mannes gewesen ist. Wahrhaft große Männer blicken gewöhnlich auf das, was sie gethan haben, mit dem peinlichen Gefühle zurück, daß es doch nur unvollkommen gewesen; blinde Tauben aber, welche zufällig einmal eine Erbse gefunden, behalten eine angenehme und selbstzufriedene Erinnerung daran ihr ganzes Leben lang. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die große Reformbill für England die

wichtigste Maßregel des ganzen laufenden Jahrhunderts gewesen ist, und natürlich brachte sie ihren Urhebern unbegrenzte Popularität ein, mit Einschluß des untergeordneten Individuums, welches vom Cabinet beauftragt ward, sie einzuführen. In den seitdem verflossenen dreißig Jahren hat sich Lord John Russell nun nach und nach immer fester eingebildet, daß der Sieg seiner Partei nur durch ihn errungen wurde; und da seit jener Zeit sein Name nie mehr mit einem wichtigen Gesetze verbunden gewesen ist, wünscht er begreiflicherweise in seinen alten Jahren noch durch ein weiteres Experiment in der Verfassungswissenschaft sich zu verherrlichen. So ist er denn in den letzten acht oder neun Jahren noch einmal ein Reformer geworden. Wie aber war es für ihn möglich, eine Maßregel nothwendig zu machen, welche weder Palmerston noch Derby haben wollte? Dies ist eben unverständlich, wenn man nicht Einsicht in die seltsame Maschinerie des englischen Parlamentarismus hat. Als früherer Führer der liberalen Partei konnte Lord John immer die Majorität theilen, und weder Derby noch Palmerston hatten den Muth, der Androhung einer Opposition und Agitation kühn entgegenzutreten, sodaß, weil keine fähigen Führer da sind, man sich nun gezwungen sieht, die bittere Pille hinunterzuschlucken. Gewiß ist Lord John der einzige — wenn es überhaupt einen gibt — der ehrlich glaubt, daß eine Maßregel, welche die Zahl der bestechlichen Wähler in höchst beträchtlicher Weise vergrößert, eine Wohlthat für das ganze Land sein wird. Seine Collegen und Anhänger sehen nicht einmal ihre persönliche Eitelkeit dadurch befriedigt. Bright und die Wenigen, welche mit ihm durch dick und dünn gehen, sind klug genug, ein Zugeständniß anzunehmen, welches ihre revolutionären Plane immerhin um einen Schritt näher bringt. Das Parlament im ganzen hofft, daß man endlich eine höchst fatale Frage abgemacht haben wird, und daß vielleicht, durch ein unbegreifliches Walten der Vorsehung, das neue Parlament am Ende doch wol noch ebenso anständig ausfallen möge wie das gegenwärtige! Habeant sibi!

Eine Maßregel, welche weit weniger die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, welche in den öffentlichen Blättern kaum besprochen worden ist und welche dessenungeachtet von weit größerm Nutzen sein wird, ist die Bill zur Beschränkung der Arbeitsstunden der Weiber und Kinder in den Bleich- und Färbereien, welche mit einer sehr großen Majorität im Unterhause durchgegangen ist. Unter den Stürmen der großen europäischen Politik, den Aufständen in Indien und Zänkereien mit den Vereinigten Staaten, fließt der tiefe Strom des Volkslebens still, unbemerkt dahin, ohne daß Staatsmänner und ihre Anhänger sich viel darum kümmern. Man glaubt, daß, wenn das Volk ruhig ist, es auch glücklich sei, und daß, wenn es genug zu essen habe, eine wirkliche Misstimmung und Unzufriedenheit nicht aufkommen könne. Und doch ist es nicht unmöglich, daß, obwol der Arbeitslohn hoch ist, dabei das Elend groß sein mag; daß die Ausfuhr bedeutend sein und die Bevölkerung doch dabei herunterkommen kann; daß in Häusern, wo Rindfleisch, Bier und Schnaps alle Tage auf den Tisch kommen, doch blasse Gesichter und verkrümmte Glieder auf schädliche und unheilvolle Einflüsse hindeuten, die auf die Bewohner einwirken. Die Geschichten, welche wir jetzt von den armen Frauen und Kindern hören, welche beim Bleichen und Färben von Stoffen verwandt werden, müssen jedermann bewegen, dessen

Herz noch nicht durch die Nationalökonomie zu Stein geworden ist, und der sieht, wie habsüchtige Kaufleute und sorglose Aeltern das Leben und die Gesundheit der Menschen für nichts erachten, wenn ein Shilling mehr herausgeschlagen werden kann. In der That sind „Bildung", „Liberalismus", „erleuchtete Ansichten" durchaus relativ und können keiner Klasse im Staate als Eigenschaft beigelegt werden. In den letzten vierzig Jahren hat man es immer als einen unumstößlichen Satz angesehen, daß die conservative Gentry, welche die Hauptprivilegien im Lande besitzt, beständig den hartnäckigsten Widerstand gegen wohlthätige Veränderungen leiste und gegen Beweisgründe durchaus blind und verschlossen sei. Aber ist es mit der andern Partei etwa besser bestellt? Sowie es sich um ihren Vortheil handelt, sind sie ebenso grimmig gegen jede Neuerung und Einmischung in ihre Verhältnisse erbost wie die Tories. So kamen denn auch bei der Discussion im Unterhause wieder die gewöhnlichen Redensarten, daß es unpolitisch sei, zwischen Herrn und Diener, Arbeitgeber und Arbeiter einzugreifen, in ihrer ganzen Pracht zum Vorschein. Das Parlament hielt jedoch zum Glück an dem Grundsatze fest, der zuerst durch die Zehnstundenbill klar hingestellt wurde: daß nämlich Weiber und Kinder nicht freie Wesen sind, und daß die Gesellschaft ein Recht hat, zu ihrem Schutze aufzutreten. Schauderhafte Enthüllungen wurden gemacht; wenn plötzlich ein bedeutender Auftrag kommt, werden die Kinder, welche beim Bleichen und Färben beschäftigt sind, nicht länger als 16—18 Stunden wöchentlich im Bett gelassen; die gewöhnliche Arbeitszeit ist 16—18 Stunden täglich; sie beginnen Sonntag nachts um 12 Uhr und arbeiten ununterbrochen bis Montag abends um 8 Uhr; dann wieder Dienstag morgens um 6 Uhr angefangen und bis nachts um 12 Uhr fortgefahren ꝛc.; ja hin und wieder arbeiten Mädchen von 10—12 Jahren 20 Stunden täglich, und zwar in einem Raume, der eine höllenheiße Temperatur hat. Durch welche Mittel man diese armen Geschöpfe gewöhnlich wach erhält, ist hinlänglich bekannt und wollen wir dabei nicht weiter verweilen.

Eine andere Frage, welche das Parlament binnen kurzem zu entscheiden haben wird, betrifft das British Museum. Diese ausgezeichnete Anstalt ist nämlich schon seit längerer Zeit zu klein für alle die darin aufbewahrten und beständig noch einkommenden Gegenstände. Das British Museum ist, um einen berlinischen Ausdruck zu gebrauchen, ein Mädchen für alles. In den meisten großen Städten sind Kunstsammlungen, naturhistorische Museen und Bibliotheken in getrennten Gebäuden; wir erwähnen des Beispiels wegen nur den Jardin des plantes, das Louvre und die kaiserliche Bibliothek in der Rue Richelieu in Paris. Im British Museum aber ist alles aufeinander gehäuft. Wir haben im Erdgeschoß vor allem die ägyptischen Alterthümer, mit zahllosen Sarkophagen, Säulen, Todtenurnen, Mumien u. s. w.; sodann die neuerdings von Layard und Rawlinson zusammengebrachten assyrischen Antiquitäten; die von Lord Elgin zusammengeraubten griechischen Bildhauerwerke u. s. w.; sodann eine Bibliothek mit beiläufig 600000 Büchern und Manuscripten; den schönsten Lesesaal der Welt mit einer über hundert Fuß hohen Kuppel und bequemer Accomodation für dreihundert Leser zu der nämlichen Zeit; endlich Museen der drei Naturreiche, welche an Vollständigkeit keinem andern Museum nachstehen. Es läßt sich leicht denken,

daß alle diese Schätze einen beträchtlichen Raum in Anspruch nehmen; man würde sie jedoch allenfalls beherbergen können, wenn die Sammlungen stationär blieben; aber kein Tag vergeht, ohne daß Kisten und Kasten, zu weilen von ungeheuern Dimensionen, aus allen Theilen der Welt hier abgeliefert werden, und allein die Bibliothek vermehrt sich jetzt jährlich um 75000 Bände. Kurz der Raum ist übervoll; Kunstwerke, welche jahrhundertelang in Kleinasien und Griechenland begraben gewesen sind, liegen jetzt zum zweiten male und ohne Hoffnung einer Auferstehung in den Kellern des British Museum begraben; wo eine Mauer war, hat man einen Corridor angebracht; wo ein Fleckchen Raum war, hat man eine neue Halle gebaut. Die naturhistorischen Sammlungen stehen so gehäuft, daß man gar keinen guten Ueberblick darüber finden kann. „Etwas muß geschehen." Die Bibliothekare wollen, daß die Naturforscher auswandern, und die letztern schreien Zeter über einen so gotteslästerlichen Plan. Es ist indessen durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die erstern es schließlich über die letztern davontragen werden und daß man die „Bestien und Vögel", wie man die naturhistorischen Sammlungen hier zu nennen pflegt, nach Kensington schleppen wird, wo eine ganz neue fashionable Stadt im Westen der Metropole im Entstehen begriffen ist. Man hat bereits die großen Gemäldesammlungen, welche als „Vernon und Turner Galerien" bekannt sind, aus Marlborough House nach einem neuen Museum in Kensington geschleppt, und baut dort jetzt auch einen ungeheuern botanischen Garten, der den alten Garten im Regent's Park ebenso sehr an Größe und Pracht übertreffen soll wie das Napoleonische Paris das Ludwig's XIII. Jedenfalls ist es unmöglich, daß alle Sammlungen in demselben Gebäude, wie es jetzt ist, zusammen bleiben können; man muß also entweder einen Theil nach Kensington schleppen, oder eine Anzahl von Häusern in der Umgebung des alten British Museum ankaufen und damit vereinigen. Der letztere Plan wäre vielleicht der beste, besonders da die Grundstücke in der Nähe des British Museum tagtäglich an Werth verlieren und immer mehr im Preise sinken werden, je weiter sich die Mode westwärts zieht.

Vom Mittelrhein.

April 1860.

O.S. Bis zur Mitte des April sind wir dies Jahr wirklich ohne Krieg gekommen; und mit den bisherigen Mitteln, d. h. wenn der Napoleonismus fortwährend thun darf, was er will, werden wir sogar in Frieden dahintreiben bis zum Jahresende. Nur verwundern darf man sich nicht, wenn uns nachher auch das Alleräußerste, was uns etwa heute noch undenkbar scheint, als etwas Selbstverständliches geboten wird, wogegen sich Europas Recht, Verträge, Interessen und wie dergleichen Kleinigkeiten mehr heißen, nicht einmal mehr wehren können, wenn sie es auch unternähmen. Schiller sagt einmal: die zwei Aeußersten der Menschheit sind Verwilderung und Erschlaffung. Läßt sich wol eine ärgere Combination dieser scheinbar so gegensätzlichen Zustände denken, als sie uns heute im Wechselverhältniß zwischen dem 2. December und Europa entgegentritt? Und woher? Ist es blos Energielosigkeit auf der einen, gewissen- und rücksichtslose Consequenz

der Energie auf der andern Seite? Vielleicht beides blos theilweise. Dagegen hat es der Napoleonismus, und recht eigentlich in seiner Eigenschaft als Schöpfer des 2. December, meisterhaft verstanden, daß selbst unter den drohendsten äußern Gefahren von seiner Seite die öffentliche Ueberzeugung, das Volk, auch da, wo seine Principien und Tendenzen mit den gouvernementalen zusammenstimmen, von den Leitern der Politik noch immer wie ein auf Revolutionsgelegenheiten lauernder, wegen Zerstörungsgelüsten zu beargwöhnender, dem Bestande der Dinge innerlich feindlicher Dämon betrachtet wird. Ja, wo sich in innern oder äußeren, mehr lokalen oder allgemeinen Fragen irgendeine entscheidende Staatsgewalt, sei sie groß oder klein, selbständig zur Anerkennung volksthümlicher Ueberzeugung, Wünsche, Bedürfnisse entschließt, da wälzen ihr alle Anhänger des Unhaltbaren, der ganze buntgemischte Chor sogenannter conservativer Interessen in sonst niemals erkennbarer Uebereinstimmung alle erdenklichen Revolutionsgefahren, alle abgebleichten Schatten von 1848, alle abgebrauchten Bassermann'schen Gestalten entgegen. Daß weder groß- noch kleindeutsche Phrasen, weder unionistische noch mitteleuropäische Vorschwebungen eine praktische Aussicht haben, uns durch eine festere Gestaltung Deutschlands heut und in absehbarer Zeit eine befriedigende nationale Organisation zu verleihen — wer verhehlt es sich noch? Und dennoch, wenn ein Landesherr mit wirklich constitutionellen Lösungen die Conflicte zwischen Land und Herrschaft hinwegräumt, wenn er, dem Staatsbürger die engere Heimat theuer machend, zugleich das Gefühl für das Gesammtvaterland erwärmt und erhöht — schreit ihm nicht gerade aus den sogenannten conservativen Kreisen eine Misgunst entgegen, als trete er auf die Seite der Vaterlandsfeinde, als sei seine Entschließung eine Bedrohniß für „das übrige Deutschland"?

So geschah es beim Minister- und Systemwechsel in Preußen; so geschieht es heute vollends dem Ministerwechsel in Baden, nachdem die Ansprache des Großherzogs an sein Volk keine Hoffnung übrig gelassen hat, mit den alten Mitteln und Einflüssen die fürstliche That zu verkrüppeln, die fürstliche Entschließung mit ihren eigenen wirklichen oder als Schreckgespenster vorgespiegelten Consequenzen einzuschüchtern. Ueberraschend ist es freilich gekommen, wenn auch vom Volke lang ersehnt und, daß wir es offen gestehen, kaum mehr erwartet. Nicht etwa darum nicht, daß man im Vertrauen zum besten, ehrlichsten, wohlwollendsten Willen des Landesherrn auch nur entfernt gewankt hätte. Aber daran zweifelte man, nach den Erfahrungen der letzten acht Jahre, daß durch die Wälle und Netzwerke eines wunderbar gegliederten Büreaukratismus, dessen Regiment nicht principiell hart, dessen Verwaltung formell vortrefflich, dessen Uebung des Wohlwollens nicht entbehrte, die Wahrheit und Wirklichkeit eines Lebens zu dringen vermöge, welches in seiner Bevormundung kein kleinstes Glied selbständig regen konnte und eben dadurch auf dem besten Wege war, trotz aller Liebe zum Landesherrn wieder vollkommen in jene blos verneinende Verbitterung der Opposition gegen jede Autorität zu versinken, deren Ende nothwendig der Stillstand des Lebensorganismus zu Gunsten des Verwaltungsmechanismus ist. Nun aber, da der Großherzog auf die Bitten seines Volks und der Landesvertretung, welche ausschließlich das Concordat betrafen, das höchste Souveränetätsrecht übte und ein Ministerium entließ, von dem er sich in

jenem Conflicte nicht im Interesse des Landes berathen sah, von dem er sich selber durch büreaukratische Willküracte übergangen erkennen mußte, und dagegen einen Kronrath erkor, dessen Persönlichkeiten ihm ebenso sehr das Vertrauen des Landes entgegenbringen, wie sie geschickt erscheinen, den aus der eigensten Bewegung des Landesherrn hervorgegangenen Entschluß zu einem vollkommenen Systemwechsel durchzuführen — nunmehr scheuen sich selbst halbofficielle Organe des Bundes nicht, den Gang der Dinge tendenziös zu verdrehen, die souveräne Entschließung als Uebergang „auf republikanischen Boden" zu verketzern, die in Aussicht genommene Gestaltung als „letztes Stadium der antimonarchischen Entwickelung" zu verschreien! Aber freilich, das neue Ministerium ist durchweg bürgerlich, der gesetzlichen Feststellung der freien Selbständigkeit der katholischen Kirche wird ein gesetzliches Gleichmaß der Berechtigungen der unirten protestantischen Kirche zur Seite gestellt, das Princip des Selfgovernment in den communalen, gewerblichen und andern Lebenskreisen wird die büreaukratische Allmacht verdrängen. Daß in solchen landesherrlichen Entschließungen und ihrer Ausführung gerade eine Stärkung des monarchischen Princips liegt, wie sie seit einem Jahrzehnd ringsum nirgends erreicht ward, lehrt in Baden selbst jetzt schon der Augenschein, so brennend diese Wahrheit auch in manchen Augen beizen mag. Daß freilich die zwingende Rückwirkung der badischen Dinge auf den ganzen deutschen Südwesten nicht auszubleiben vermag, ist ebenfalls eine Thatsache, die sich bereits in den kurzen Wochen seit ihrer Anbahnung ebenso wenig verkennen läßt. Läge vielleicht hierin der Grund, daß deren misgünstigste Auffassung, wie nach ertheilter Parole, gerade aus denjenigen Organen hervorbricht, denen man directe oder indirecte Zusammenhänge mit der Politik der „süddeutschen Großmacht" beimißt? Sollte man in München fürchten, das eigentliche Ziel scheinliberaler, scheinnationaler Anläufe einzubüßen?....

Wenn wir bisher blos von dem badischen Auferstehungsostern sprachen — ist's zu verwundern? Rheinauf rheinab ist es der Gegenstand des freudigen Interesses, des theilnehmenden Gesprächs, der ermuthigenden Hoffnung unter sonst recht trüben, aussichtslosen Verhältnissen. Denn Handel, Gewerbe, Verkehr seufzen hier wie überall unter der politischen Gewitterschwüle bis zum Ersticken. Nur der Zukunft wird zugearbeitet, aber gleichfalls gedrückten Geistes und mit gelähmter Hand, weil mit dem Bangen, daß die Zukunft zerstört, was die Gegenwart begonnen, noch ehe es diese zu Ende führen konnte. Mit solchen Gedanken sieht man allerwärts den Eifer der Eisenbahnbauten, der Rheinbrückenschlagung, der Vermehrung der Flußdampfer u. s. w. Selbst die wunderbar frisch sich entfaltende Industriebörse zu Stuttgart, der seit der kurzen Zeit ihrer Eröffnung an 300 Firmen Würtembergs, Baierns, Badens, Nord- und Mitteldeutschlands sowie der Schweiz beigetreten sind, vermag im Beobachter, welcher diese unter ungünstigsten äußern Verhältnissen sich documentirende Zähigkeit der industriellen Kraft bewundert, kaum trübe Ahnungen zu beschwichtigen. Vielleicht straft eine unerwartete Wendung der großen Politik all diese Besorgnisse Lügen; aber woher sie kommen sollte — wir wissen es nicht; 's ist eben „deutscher Trost"!

Aus Berlin.

22. April 1860.

N. O. In der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses ist die Debatte über den Vincke'schen Antrag, die Haltung unsers Ministeriums in der kurhessischen Frage betreffend, zu Ende gebracht worden. Das Resultat ist ausgefallen, wie es sich voraussehen ließ: der Commissionsantrag, der eine vollständige und nachdrückliche Billigung des von dem Ministerium beobachteten Verfahrens ausspricht, ist beim Namensaufruf mit 207 Stimmen angenommen worden, während die Minorität es nur auf 68 Stimmen brachte. Die letztern bestanden aus dem größten Theil der Katholiken und dann aus jenen Unverbesserlichen, die sich um die Fahne des Hrn. von Blankenburg sammeln. Die Polen, beharrend in einem Separatismus, der nachgerade anfängt langweilig zu werden und obenein den Fehler hat, sie in der Kammer vollständig zu isoliren und aller jener Sympathien zu berauben, die man ihrem unglücklichen Schicksal sonst so gern widmet, enthielten sich der Abstimmung und ebenso die Minister, letztere jedoch aus dem sehr richtigen Motiv, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit im Grunde um ein Vertrauensvotum für die Regierung handele und daß es sich somit für sie nicht schicken würde, wollten sie gewissermaßen zu ihren eigenen Gunsten stimmen. Die Tribünen waren auch gestern wie schon am vorhergehenden Tage überfüllt; mit besonderm Interesse wurde namentlich die Anwesenheit des Prinzen Friedrich Wilhelm, des künftigen Thronfolgers, bemerkt. Unter den Rednern des Tags zeichnete sich vor allen Hr. von Berg aus. Bekanntlich zählte Hr. von Berg — oder wie die Kreuzzeitung ihn gern mit einem gewissen Beigeschmack nennt, Kaplan von Berg — bereits im Jahre 1848 nicht nur zu den gewandtesten und schwungvollsten Rednern der damaligen Nationalversammlung, sondern es gab in der Linken, welcher er damals angehörte, auch wenig so feine, so scharfsinnige Köpfe wie den kleinen beweglichen Mann mit den funkelnden Brillengläsern und dem sarkastischen Lächeln, dessen behaglichem Embonpoint und weltmännischen Manieren man schon damals den katholischen Geistlichen allerdings nicht ansah. Mit der Auflösung der Nationalversammlung verschwand Hr. von Berg dann von der politischen Bühne, angeblich auf Befehl seiner geistlichen Obern, die mit seiner damaligen stark demokratischen Haltung natürlich nichts weniger als einverstanden waren. Jetzt, nach mehr als zehnjähriger Pause, ist er aus dem, ich lasse dahingestellt, ob freiwilligen oder unfreiwilligen Dunkel, wieder hervorgetreten und wieder, trotz der so ganz veränderten Zeitverhältnisse und trotz der so ganz verschiedenen Zusammensetzung des jetzigen Abgeordnetenhauses, muß Hr. von Berg unsern ersten parlamentarischen Größen beigezählt werden. Es ist merkwürdig, wie schonend die Zeit, wenigstens dem Anschein nach, an diesem Manne vorübergegangen; selbst im Aeußern — er zählte zur Zeit der Nationalversammlung wenig über 30 Jahre und steht also noch jetzt in der Blüte des Mannesalters — zeigt er sich nur wenig verändert, es ist noch dasselbe behäbige gentlemanartige Aussehen, dieselben raschen zierlichen Bewegungen, dieselbe Sicherheit des Auftretens und nur jenes selbstgewisse Lächeln, mit dem er seinen Gegnern früher gegenübertrat und das zuweilen etwas sehr Herausforderndes, um nicht zu sagen Suffisantes hatte, ist einem ernstern

und männlichern Ausdruck gewichen. Und diese physiognomische Veränderung ist zugleich charakteristisch für die politische Stellung des Mannes. Es ist noch derselbe Glanz und dasselbe Feuer der Beredsamkeit, dieselbe Schärfe des Witzes, dieselbe Sicherheit der Beweisführung, nur ist sein ganzes Auftreten bedachtsamer, maßvoller, ich möchte sagen männlicher geworden; das Uebermüthige, Studentikose, das ihn früher charakterisirte und wodurch er sich damals so viele und erbitterte Feinde zuzog, ist gewichen oder hat sich doch wesentlich gemildert. Ich nehme nach den Erfahrungen dieser letzten Monate und namentlich nach seiner gestrigen Rede keinen Anstand, Hrn. von Berg für das größte oratorische und für eins der bedeutendsten staatsmännischen Talente zu erklären, die in unserm gegenwärtigen Abgeordnetenhause sitzen; Hrn. von Vincke an Schlagfertigkeit der Rede und treffendem Witze zum mindesten ebenbürtig, ist er demselben an Schwung des Ausdrucks, an Eleganz und Feinheit der Haltung, ganz besonders aber an Maß und Selbstbeherrschung offenbar überlegen. Hr. von Vincke, der sich jetzt wie eine Art von Parlamentsvater gerirt und sich namentlich so gern das Ansehen geben möchte, als ob er das Ministerium beherrsche, ist doch, einmal hineingerissen in den Strom der Debatte, nur selten im Stande, die parlamentarische Situation zu beherrschen; seine Beredsamkeit geht mit ihm durch wie ein feuriges, aber schlecht geschultes Pferd mit seinem Reiter, er kann keinen Einfall unterdrücken, der ihm auf die Zunge steigt, daher die vielen Betisen und die vielen schlechten Witze, für die er sich nachgerade eine Art Privilegium erworben hat und die seinen Freunden und Anhängern in der Regel lästiger fallen als denen, die er damit zu verwunden gedenkt. Hrn. von Berg dagegen wird es niemals passiren, etwas zu sagen, was ihm selbst oder seinen Freunden nachher unbequem fällt; er führt als Redner eine ebenso scharfe wie patente Klinge, während Hr. von Vincke mit Schwadronhieben auf seinen Gegner dreinschlägt und dabei auch wol bei Gelegenheit seinem eigenen Secundanten eins versetzt.

Entschuldigen Sie diese Parallele, die für den Ort, wo sie steht, vielleicht etwas zu lang gerathen ist; wenn nichts weiter, so kann sie Ihnen doch als Beweis dienen für das neuerwachte Interesse an den parlamentarischen Verhandlungen, das sich bei uns zu regen beginnt. Wirklich ist diese Hessendebatte wie ein erquickender Sommerregen in die vertrockneten Gemüther gefallen; der bisherige Gang der parlamentarischen Verhandlungen war auch gar zu trostlos, das Interesse, das sie erweckten, gar zu gering, besonders wenn man sich dabei an die ungemein hohen Erwartungen erinnerte, mit denen man die Eröffnung der diesjährigen Session begrüßt hatte, sowie andererseits an die unermeßliche Wichtigkeit der Aufgaben und Verpflichtungen, zu deren Lösung gerade der diesjährige Landtag berufen zu sein schien. Schien, sage ich, und in der That braucht man kein hypochondrischer Zweifler und kein schwarzsichtiger Pessimist zu sein, um sich allmählich der Befürchtung hinzugeben, als werde auch dieser Landtag auseinandergehen, ohne daß die großen und dringenden Fragen, zu deren Erledigung er berufen ward, dieselbe wirklich gefunden haben werden. Und wie kann das auch anders sein bei dem systematischen Widerstande, den das Herrenhaus jeder von der Regierung eingebrachten, von dem Abgeordnetenhause angenommenen und befürworteten Verbesserungsmaßregel leistet und in dem

es sich von Woche zu Woche immer mehr befestigt? An diesem Widerstande ist bekanntlich gleich zu Anfang der Session die Reform unserer Ehegesetzgebung gescheitert, auch die Aufhebung der Wuchergesetze hat das Herrenhaus vor wenigen Tagen abgelehnt, in einer Art und Weise, mit einem Uebermuth und einer Schadenfreude, die auch dem Geduldigsten das Blut muß in die Wangen treiben, und auch den vielbesprochenen Grundsteuervorlagen steht, nach dem soeben veröffentlichten Commissionsbericht des hohen Hauses, kein anderes Schicksal bevor.

Letztere Aussicht ist aber um so kritischer, als bekanntermaßen die Armeevorlagen, dieser eigentliche Erisapfel der Session, von der Regierung wesentlich selbst in der Voraussetzung eingebracht worden sind, daß die Grundsteuerregulirung endlich durchgehen wird. Wenn nun, wie sich kaum noch bezweifeln läßt, das Herrenhaus das neue Grundsteuergesetz durchfallen läßt, was soll dann mit den Armeevorlagen geschehen? Und mit welcher Stirn will der Finanzminister, der seine bisherigen sehr künstlichen Deductionen hauptsächlich mit auf den Ertrag begründete, welchen die Regulirung der Grundsteuer abwerfen sollte — mit welcher Stirn, sage ich, will Hr. von Patow diese seine Berechnungen dem Abgeordnetenhause gegenüber noch aufrecht halten? Ja wie will die Regierung, die doch bekanntlich einen so ungeheuern Werth auf die unbedingte und unveränderte Annahme der Armeevorlagen legt, wie will sie dem Abgeordnetenhause dieses vollständige und bedingungslose Ja zumuthen, da sie doch nicht im Stande ist, dem andern Factor der Gesetzgebung seine Zustimmung zu einer Maßregel abzugewinnen, ohne welche die Ausführung jener Armeevorlagen noch viel schwerer, viel drückender auf den finanziellen Kräften des Landes lasten würde? Die Verwirrung droht sich ins Unabsehbare zu steigern, nicht als ob es kein Mittel gäbe, den Knoten zu lösen, wohl aber weil es an dem Muth und der Entschiedenheit mangelt, die dazu gehören würden, diese Mittel in Anwendung zu bringen. Das gegenwärtige Ministerium ist gewiß sehr wohlmeinend, sehr patriotisch und auch so constitutionell gesinnt, wie das in einem Staate und bei einem Volke, wo das constitutionelle Leben überhaupt noch in seinen allerersten Windeln liegt, nur immer möglich ist. Allein daß es sich zu der Kraft und zu der Entschiedenheit zusammenraffen würde, ohne die es doch schlechthin unmöglich ist, aus der gegenwärtigen, völlig haltlosen Situation herauszukommen, das werden auch seine begeistertsten Anhänger gewiß nicht behaupten mögen. Unter diesen Umständen und angesichts der wenigen Wochen, welche dem Landtag herkömmlicherweise nur noch zugemessen sind, fängt man im hiesigen Publikum schon wirklich an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Landtag entlassen werden wird, auch ohne daß das Grundsteuergesetz und ohne daß die Armeevorlagen erledigt sind. Was letztern Punkt betrifft, so hält man zweierlei für wahrscheinlich: entweder acceptirt die Regierung den Kühne'schen Vorschlag, der bekanntlich dahin geht, die Mittel zur Neugestaltung des Heeres vorläufig versuchsweise auf 2 — 3 Jahre zu bewilligen und der im Abgeordnetenhause ziemlich viel Chancen für sich haben soll — oder aber, sie entläßt den Landtag, bevor die Armeevorlagen überhaupt noch zur Debatte kommen und bringt dieselben, kraft eines jener Interimisticums, deren wir in der kurzen Dauer unsers Verfassungslebens ja schon so viele erfahren haben, vorläufig



auf eigene Hand zur Ausführung, natürlich mit dem Vorbehalt, das Geschehene der nächsten Session zur nachträglichen Bewilligung vorzulegen. Geld ist ja vorhanden, man hat ja noch die 12 Millionen von der vorjährigen Staatsanleihe, die werden ja für den ersten Angriff wol langen, und daß hinterdrein auch die Indemnitätserklärung von seiten des Landtags nicht ausbleiben wird, nun dafür haben wir ja ebenfalls unsere Erfahrungen. Und angenommen, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wäre obstinat genug, diese nachträgliche Genehmigung zu versagen, was wäre es dann weiter? Ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz besitzen wir bekanntlich nicht, von einem wirklichen Zurrechenschaftziehen könnte mithin auch keine Rede sein, vielmehr würde das Aeußerste, was das Abgeordnetenhaus erreichen könnte, auch in diesem Falle nur immer dies sein, daß die Minister zurückträten. Und auch das wäre immer nur ein reiner Act der Courtoisie, an dem Geschehenen würde damit doch nichts geändert und das Ende vom Liede würde immer sein, daß die neue Armeeorganisation bleibt, das Volk aber — je nun, das Volk bezahlt und würde obenein noch den Gewinn haben, daß ihm alles constitutionelle Wesen und alle Kammerdebatten recht gründlich verleidet wären. Und das wären denn für gewisse Leute, die sich noch immer als die sichern Erben der Zukunft betrachten, gleich zwei Fliegen auf einen Schlag....

Auf dasselbe Resultat würde es auch bei dem dritten, aber nicht wahrscheinlichen Falle herauskommen, daß das Abgeordnetenhaus die Armeevorlagen verwirft oder doch so wesentliche Modificationen damit vornimmt, daß die Regierung keine Lust mehr haben würde, die Organisation in dieser Gestalt anzunehmen. In diesem Falle würde das Abgeordnetenhaus ohne Zweifel aufgelöst und zu einer Neuwahl geschritten werden. Ueber den Ausfall der letztern läßt sich natürlich nichts voraussagen; möglich, daß die Bevölkerung in ihrer gegenwärtigen Abneigung gegen die Heeresreform beharrte, möglich aber auch — und dafür sprechen ebenfalls etwelche Erfahrungen —, daß sie auf halbem Wege umkehrte und Vertreter wählte, welche sich gefügiger gegen die Wünsche der Regierung zeigten. Aber auch diese neugewählte Kammer würde immer nur ein fait accompli zu verwerfen oder zu bestätigen haben, und daß auch die Verwerfung an der Sachlage nichts änderte, das habe ich soeben erst ausgeführt. Denn organisirt wird, das steht einmal fest; die Militärs selbst gestehen ein, ja ein nicht geringer Theil derselben rühmt sich ausdrücklich und renommirt damit, daß alle Vorbereitungen zur Ausführung der Armeevorlagen längst getroffen sind, und zwar in einer Ausdehnung und einem Umfange, daß es in diesem Augenblick gar nicht mehr möglich sein würde, sie rückgängig zu machen.

So wird das preußische Volk sich denn also wol darein finden müssen, das ihm unter einem Ministerium, das sich ausdrücklich seiner constitutionellen Tendenzen rühmt und das „die Fahne des Gesetzes hoch hält“, eine Einrichtung auferlegt wird, die nicht nur eine unserer schönsten und theuersten Traditionen zerstört, sondern die auch die Steuerkraft des Landes in einem noch gar nicht zu berechnenden Grade in Anspruch nimmt, eine Einrichtung, die niemand im Volke will, für die niemand auftritt als bezahlte Federn und die dennoch in wenigen Monaten eine Wirklichkeit sein

wird, warum? je nun, dafür leben wir in einem constitutionellen Staate und feiern die „neue Aera" der preußischen Politik.... Natürlich sind das alles nur Vermuthungen und nicht einmal meine Vermuthungen, sondern ich berichte Ihnen nur, was das Publikum unserer Stadt sich erzählt und kannegießert. Diese Vermuthungen haben daher auch wenig Werth, sofern sie dazu dienen sollen, unsere nächste sehr ungewisse Zukunft zu entschleiern; ihre Bedeutung liegt nur darin, daß sie überhaupt existiren und daß die kühnen und hochfliegenden Hoffnungen, mit denen man das Ministerium Hohenzollern-Auerswald empfing, bereits dermaßen zusammengeschrumpft sind, um dergleichen Eventualitäten für möglich, ja für wahrscheinlich zu halten.

Und das ist denn auch der Dämpfer, durch den die Freude über den Verlauf der jüngsten Debatte des Abgeordnetenhauses, deren ich im Eingang meines Briefes gedachte, sehr wesentlich herabgestimmt wird. Hr. von Schleinitz hat sehr schöne und sehr verheißungsvolle Erklärungen abgegeben, unsere Abgeordneten haben zum Theil sehr schön und sehr kräftig gesprochen, es ist sehr viel deutscher Sinn, sehr viel Patriotismus und Einheitsgefühl an den Tag gelegt worden, unsere Brüder in Süddeutschland müßten ja die verstocktesten Sünder von der Welt sein, wenn sie nach so bündigen und kräftigen Aeußerungen noch unser deutsches Nationalgefühl in Zweifel ziehen wollten — aber was wird schließlich das Resultat von dem allen sein? Die schönen Worte verhallen, die Erklärungen werden ad acta gelegt, der Bundestag aber tagt weiter, die kurhessische Regierung thut nach wie vor was ihr beliebt — und die Moral von der Geschichte?!

Notizen.

Von der neuen Monatsschrift, welche Feodor Wehl in Hamburg in Gemeinschaft mit Hrn. Perels daselbst unter dem Titel „Deutsche Schaubühne" (Hamburg, Kittler) herausgibt, wurde soeben das erste Heft versandt. Der Inhalt desselben ist ziemlich bunt, aber, sagen wir es ehrlich heraus, auch ziemlich unbedeutend. Vermuthlich war es die Absicht des erfahrungsreichen Herausgebers, in diesem ersten Heft zunächst jedem Geschmack genugzuthun und jede Richtung zu befriedigen, um auf diese Art nur erst die Leser herbeizulocken; ist dies gelungen und hat das Blatt sich erst eine feste Stellung im Publikum gegründet, so werden hoffentlich auch jene ernsten und gediegenen Artikel, insbesondere jene reformatorischen Bestrebungen, welche das Programm in Aussicht stellte, nicht ganz ausbleiben. Vorläufig erhalten wir in der vorliegenden Lieferung einen einactigen Schwank von F. Wehl, Couplets von Karl Hiller, verschiedene Declamationsstücke von Vogl, C. A. Görner, dem Mitherausgeber M. Perels und andern; ferner dramaturgische Aufsätze von Brachvogel und Wehl, von denen die erstern ziemlich confus und unpraktisch sind, sodann Reiseeindrücke aus Spanien von Hedwig Henrich, eine kleine Novelle: „Der Roman eines armen Künstlers" und zum Schluß einen „Rückblick über die Leistungen der deutschen Bühnen im Februar 1860". Letzteres ist ohne Zweifel die werth-

vollste Gabe des ganzen Heftes; der Rückblick erstreckt sich über beinahe dreißig unserer namhaftesten Bühnen und ist mit Sachkenntniß, Umsicht und Unparteilichkeit geschrieben.

Auch die pariser Theater, bekanntlich die besuchtesten der Welt, vermögen sich dennoch der Mehrzahl nach ohne Zuschuß seitens des Staats nicht zu erhalten; derselbe ist sogar zum Theil sehr bedeutend. So erhält die Große Oper 820000 Frs., das Théâtre français und die Komische Oper 240000 Frs.; die Italienische Oper und das Odéon 100000 Frs.; die Gesammtsumme der Subventionen beläuft sich auf nicht weniger als 1,705000 Frs.

Das Germanische Museum in Nürnberg hat, wie alljährlich um diese Zeit, einen Bericht über seine Wirksamkeit während des verflossenen Jahres, verbunden mit einem Verzeichniß der Unterstützungen und Geschenke veröffentlicht, die ihm in diesem Zeitraum zugegangen sind. Danach ist die Theilnahme, welche das Unternehmen im Publikum findet, noch immer im Steigen, was um so höher anzuschlagen ist, je weniger diese Zeiten mit ihrer Geschäftsstille und ihrem allgemeinen Unbehagen im übrigen geeignet sind, den einzelnen zu freiwilligen patriotischen Gaben, zu Gaben für Zwecke der Kunst und Wissenschaft zu stimmen. Besonders reich ist das Germanische Museum mit Büchergeschenken bedacht worden; auch die Zahl der Documente und Kunstgegenstände, die für das Archiv und für die verschiedenen Kunstsammlungen der Anstalt eingesandt wurden, ist nicht unbeträchtlich. Als Lokal dient dem Germanischen Museum bekanntlich seit etwa Jahresfrist die alte Karthause in Nürnberg, die ihm zu diesem Zweck von dem König von Baiern geschenkt wurde und die Kaulbach's Meisterhand seitdem mit einem großen Frescogemälde schmückte. Doch liegt eine Hauptpartie des Gebäudes, der große Kreuzgang, noch zum großen Theil in Trümmern und harrt seiner Wiedererneuerung. Um dieselbe leichter zu bewerkstelligen, macht der Vorstand des Germanischen Museum nachfolgenden Vorschlag, den wir gern zur Kenntniß auch unsers Leserkreises bringen. Der Vorstand hat vorläufig die Werkzeichnungen der 21 fehlenden Maßwerke der Kreuzgangfenster anfertigen lassen und für deren Vollendung eventuell mit einem Meister accordirt. Der Accord lautet für vollständige Herstellung eines Fenstermaßwerks in Sandstein auf 56 Gulden oder 32 Thlr. Wer nun ein solches Fenster herstellen und obige Summe einsenden will, kann unter den Zeichnungen ein beliebiges Maßwerk auswählen, welches sofort, mit Wappen und Namen des Stifters zum ewigen Gedächtniß, ausgeführt werden wird. Wem die Last allein zu tragen zu schwer ist, der möge Genossen suchen, die zusammenstehen, um gemeinschaftlich ein Fenster zu stiften, das ihre oder ihres Vereins Namen trägt. Für Glasarbeit wird das Museum dann weiter Sorge tragen. Bereits sind aus Nürnberg einige Anmeldungen in Beziehung auf diesen Vorschlag (der überdies eine Reihe älterer Erfahrungen, wie z. B. bei der Restauration der Marienburg in Ostpreußen, für sich hat) eingegangen und werden diese guten Beispiele hoffentlich nicht ohne kräftige Nachfolge bleiben.

Anzeigen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Usurpator.

Ein dramatisches Gedicht

von

A. E. Brachvogel.

Min.-Ausg. Brosch. 27 Ngr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Brachvogel's neuestes Drama, das in Berlin auf der königlichen Bühne mit **großem Erfolge** zuerst dargestellt wurde, führt Cromwell, die bedeutendste Persönlichkeit der englischen Revolution, mit erschütterndster Wirkung über die Breter.

Durch die grellen Streif- und Schlaglichter, welche das Drama auf die englischen Zustände vor 200 Jahren wirft, drängen sich von selbst und ungesucht dem Leser und Zuschauer treffende Vergleiche und überraschende Aehnlichkeiten mit den Zuständen des **Nachbarlandes jenseit des Rhein** und seiner **leitenden Persönlichkeit** auf!

Das Drama ist geeignet in Deutschland Aufsehen zu erregen!

Bedeutende Preisermäßigung.

Die ältern Auflagen des Conversations-Lexikon (Leipzig, F. A. Brockhaus) **enthalten bekanntlich einen reichen Stoff für Belehrung und Unterhaltung und sind von nieveraltendem Werthe, sodass sie auch heute noch mit Nutzen anzuwenden sind. Sie können jetzt zu folgenden äusserst billigen Preisen von allen Buchhandlungen oder auch von der Verlagshandlung selbst gegen Baarzahlung bezogen werden.**

1. *Aufl.* 1 *Thlr.*; 2. *Aufl.* $1\frac{1}{3}$ *Thlr.*; 3. *Aufl.* $1\frac{1}{2}$ *Thlr.*; 4. *Aufl.* $1\frac{2}{3}$ *Thlr.*; 5. *Aufl.* 2 *Thlr.*; 6. *Aufl.* $2\frac{1}{2}$ *Thlr.*; 7. *Aufl.* 3 *Thlr.*; 8. *Aufl.* 4 *Thlr.*; 9. *Aufl.* 6 *Thlr.*

Die Exemplare der ersten bis achten Auflage sind gebunden, zwar schon gebraucht, aber durchaus noch in gutem Zustande; von der neunten Ausgabe sind nur noch rohe Exemplare vorhanden.

Soeben erschien bei **H. J. Zeh** in **Dresden**:

Satyros.

1. Satyros als Prolog. 2. Gestern und Heute. Elysische Scene.

2 Bogen. Brosch. 5 Ngr.

Der Verfasser hofft, daß mancher Leser seines kleinen Werkchens in demselben einen bald heitern bald feierlichen Ausdruck eigener Ueberzeugungen finden werde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das zweite Heft erschienen. Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Die ersten beiden Hefte und ein Prospect sind überall vorräthig. Umfang: 60—80 Hefte à $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 19. 10. Mai 1860.

Zur Texteskritik Schiller's.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

Von

August Henneberger.

Mit vollem Rechte haben Sie neulich bei Besprechung des „Album des Literarischen Vereins in Nürnberg" der Verdienste gedacht, welche der dortige Professor Joachim Meyer sich um die kritische Feststellung des Schiller'schen Textes erworben hat. Erlauben Sie mir, zu dieser Ihrer Bemerkung die Erwähnung eines Schriftchens hinzuzufügen, in welchem Professor Meyer Rechenschaft darüber ablegt, inwieweit er selbst an der Constituirung des Textes der neuern Cotta'schen Ausgaben betheiligt gewesen ist, seitdem diese Editionen den richtigen Weg einzuschlagen angefangen haben. Die Broschüre bildet ein Sendschreiben an den Biographen und Commentator Schiller's H. Viehoff und heißt: „Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes."

Ich kann zunächst vom philologischen Standpunkt aus die allgemeine Methode der Meyer'schen Kritik nur billigen. Er sucht nicht nach der ästhetisch-werthvollsten, sondern nach der beglaubigtsten Lesart, ohne doch in verzweifelten Fällen vor einer Conjectur, welche vom Zusammenhang erfordert wird, zurückzuschrecken oder die radicale Umgestaltung eines

offenbaren Nonsenses, sollte derselbe auch auf den besten Autoritäten beruhen, zu scheuen.

Um aber denjenigen Ihrer Leser, welche derartigen Arbeiten ferner stehen, einen Einblick in das Ziel und die Resultate dieser kritischen Forschungen zu gewähren, gestatten Sie mir, einige Beispiele aus dem angeführten Rechenschaftsbericht zur Erläuterung der Sache herauszuheben. („Wallenstein's Tod", III, 18.)

Die Zeiten
Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.
Ich kann auch Unmensch sein wie er.

Der letzte Vers war durch ein Versehen des Setzers im „Theater von Schiller", 1805 fg., ausgefallen und blieb in den Ausgaben der Gesammtwerke bis auf Meyer weg, während die Einzeleditionen, die nicht nach dem „Theater" gedruckt wurden, ihn beibehielten. („Jungfrau von Orleans", II, 1.)

Ihr stürztet euch ins Lager schreiend:
Die Höll' ist los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet so die Andern in Verwirrung.

Andern ist Druckfehler, Meyer hat Unsern hergestellt. (Ebendaselbst II, 8) steht in den Ausgaben vom Jahre 1805—44:

Schon vor des Eisens blanker Scheide schaudert mir.

Meyer hat Schneide emendirt.

Zu einigen Stellen, welche, von andern beanstandet, von Meyer dadurch gerettet werden, daß einzelne Formen und Wendungen im Anklang an seinen heimischen schwäbischen Dialekt von Schiller angewandt seien, fügt er folgende sehr hübsche Bemerkung. „Will mich jemand während meiner Abwesenheit zu Hause aufsuchen, so sagt meine Frau, eine geborene Schwäbin: «Mein Mann ist wirklich nicht zu Hause.» Dieses wirklich ist kein Adverb der Versicherung, sondern soll heißen gegenwärtig." Daraus erklärt er dann die Stelle „Fiesco", II, 17:

Und was ist wirklich ihres Pinsels Beschäftigung?

Sehr richtig, setzen wir hinzu; vergleiche das französische actuel, actuellement.

Das von Meyer entdeckte Gedicht Schiller's aus der „Thalia" haben Sie schon erwähnt; es verdient wol in Ihrem Blatte einen Platz.

Im October 1788.

Daß du mein Auge weckteſt zu diesem goldenen Lichte,
Daß mich dein Aether umfließt;
Daß ich zu deinem Aether hinauf einen Menschenblick richte,
Der ihn edler genießt;

Daß du einen unsterblichen Geist, der dich, Göttliche, denket,
　　Und in die schlagende Brust,
Gütige, mir des Schmerzens wohlthätige Warnung geschenket
　　Und die belohnende Lust;
Daß du des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
　　Mir ein Saitenspiel gabst,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen stolzeren Söhnen,
　　Mir ein Saitenspiel gabst;
Daß dem trunkenen Sinn von hoher Begeist'rung beflügelt,
　　Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Krystall die Wahrheit sich spiegelt,
　　Heller die dämmernde strahlt;
Große Göttin, dafür soll, bis die Parzen mich fodern,
　　Dieses Herzens Gefühl,
Zarter Kindlichkeit voll, in dankbarem Strahle dir lodern,
　　Soll aus dem goldenen Spiel
Unerschöpflich dein Preis, erhab'ne Bildnerin, fließen,
　　Soll dieser denkende Geist
An dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung sich schließen,
　　Bis der Tod sie zerreißt. S.

Merkwürdig ist in kritischer Beziehung die Stelle aus „Ideal und Leben", Str. 12:

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priam's Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz.

So lautet der Text in den „Horen", 1795, IX, 8, in den Ausgaben 1800—1803 (I) und 1804—1805 (II), sowie in der von Schiller behufs einer Prachtausgabe veranlaßten und revidirten Abschrift (Manuscript). Scheint diese Lesart nicht vollständig beglaubigt? Wirklich hat sie bis 1845, wo Meyer drucken ließ:

Wenn Laokoon der Schlangen ꝛc.

ihren Platz behauptet, obgleich schon in den Berichtigungen zu den „Horen" von 1795 Schiller selbst, der unterdessen sich besonnen, daß Laokoon nicht Priamus' Sohn gewesen, bemerkt hatte: anstatt „dort Priam's Sohn", lies „Laokoon".

Aehnlicher Art ist die Stelle aus dem „Abfall der Niederlande", Ausgabe von 1855, S. 73: „Es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten — — begraben worden." So hat schon die Ausgabe von 1788, aber auch schon die Verbesserung von Schiller selbst: gegraben. Demungeachtet wurde 1801 in der zweiten Ausgabe nicht diese Verbesserung Schiller's gedruckt, sondern „gepflanzt". Auch andere schon 1788 gemachte Verbesserungen sind in der zweiten Ausgabe vernachlässigt, vielleicht weil

Schiller 1801 kein Exemplar der Ausgabe mit den Verbesserungen zur Hand hatte. („Der Abend“, Str. 2):

> Siehe, wer aus des Meers krystall'ner Woge
> Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
> Rascher fliegen die Rosse,
> Thetis, die göttliche, winkt.

Hier will Viehoff Tethys, die Mutter der Okeaniden, an die Stelle der Mutter des Achill Thetis setzen. Ebenso Meyer in „Hero und Leander“, 10. Str.:

> Aus dem Meergrund aufgestiegen
> Kam der Thetis buntes Heer.

Mit Unrecht, wie mir scheint, an beiden Stellen. Daß in der letztern sowol im „Taschenbuch für Damen“, 1802, als in I und II Thetys steht, beweist nur, daß Schiller diesen Namen ungenau geschrieben, wie er Chronion schrieb statt Kronion: für die Lesart Tethys kann daraus ein Argument nicht hergenommen werden. Und was die Sache selbst betrifft, so heißt es, glaube ich, Schiller zu viel Mythologie zugemuthet, wenn er durchaus Tethys geschrieben haben soll. Thetis, die Mutter des Achill, ist die weitaus bekanntere der beiden, Bewohnerin des Meers wie jene und Tochter des Meergeistes Nereus — ich bin überzeugt, Schiller hat wirklich die Thetis, nicht die obscure Tethys, die, wenn ich nicht irre, im ganzen Homer nur „Iliade“ XIV. vorkommt, gemeint.*)

Wie evident ist dagegen wieder die Emendation zu dem „Mädchen aus der Fremde“, Str. 2:

> Sie war nicht in dem Thal geboren,
> Man wußte nicht, woher sie kam;
> Doch schnell war ihre Spur verloren,
> Sobald das Mädchen Abschied nahm.

---

*) Auch die von Viehoff angeführte Stelle der „Metamorphosen“, II, 68, wo allerdings Tethys gelesen werden muß, kann trotz ihrer Aehnlichkeit mit der Stelle aus dem Abend nicht beweisen, daß Schiller auch Tethys geschrieben. Engverbunden stehen Großmutter und Enkelin in der von Bach zu Ovid citirten Stelle Cat. 64, 28 fg.

> tene Thetis tenuit pulcherrima Neptunine?
> tene suam Tethys concessit ducere neptem
> Oceanusque?

An diese Stelle knüpfe ich die Anmerkung, daß Tethys wol überall mit dem Okeanos zusammengestellt, also in dem Westmeer gedacht wird. Wollte man demnach Schiller genaue mythologische Terminologie zutrauen, so würde in „Hero und Leander“ schon deshalb die Tethys unmöglich und Thetis beizubehalten sein. Meiner Meinung nach ist letztere Lesart in der That beizubehalten, jedoch nicht deshalb, weil Schiller es mit mythologischen Bestimmungen so genau genommen hätte, sondern im Gegentheil, gerade weil ihm der bekanntere Name Thetis der geläufigere war.

So I, II und Manuscript. Aber der Sinn erfordert und, wie auch wirklich die editio princeps, nämlich der „Musenalmanach“ von 1797, liest. Wie ist aber die Variante doch entstanden? Die folgende Strophe (3) lautet:

> Beseligend war ihre Nähe,
> Und alle Herzen wurden weit,
> Doch eine Würde, eine Höhe
> Entfernte die Vertraulichkeit.

Der Setzer von I gerieth vom ersten Wort der dritten Zeile zweiter Strophe auf das erste Wort der dritten Zeile dritter Strophe, nahm dasselbe herauf und so kam doch in den Text von Str. 2.

Controvers sind die Namen der Helden in der „Bürgschaft“. Hygin hat den Namen Mörus geliefert; aber sonst nennt das Alterthum statt dieses Namens den des Damon. Und diesen hat Schiller auch im Manuscript an die Stelle des Möros gesetzt und zugleich die Ueberschrift in „Damon und Pythias“ geändert. Statt Pythias aber will Meyer nun noch Phintias schreiben, wie die neuesten Ausgaben der alten Schriftsteller, welche die Namen anführen, lesen.*) Er verlangt diese Aenderung nur für die allgemeinen Texte: in einer kritischen Ausgabe würde er jedenfalls mit Recht Pythias beibehalten.

Und nun endlich noch einige Nonsensverbesserungen. („Parabeln und Räthsel“, VIII):

> Und dieses Ungeheuer
> Hat zweimal nur gedroht.

Obgleich schon im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“ für 1803 die richtige Lesart nicht sich findet und A. G. Lange schon 1809 darauf aufmerksam gemacht, mußte das nur doch erst 1844 durch Meyer entfernt werden. („Cabale und Liebe“, V, 1):

> Kind! Kind, daß ich den Tag meines Lebens nicht
> werth war!

Unsinn! Schon die Cotta'sche Ausgabe von 1838 schreibt richtig das, welche Aenderung Meyer anerkennt und durch die folgenden Worte Miller's begründet: „Gott weiß, wie ich schlechter Mann zu diesem Engel gekommen bin.“

Und hiermit glaube ich auch den Fernerstehenden gezeigt zu haben, um was es sich bei diesen kritischen Arbeiten handelt und daß die Resultate derselben, wenn eine tüchtige Kraft wie Professor Meyer sich diesen Bemühungen widmet, von bedeutendem Belang sind.

---

*) Bei den griechischen Schriftstellern, Plutarch z. B., heißt der Mann von jeher Φιντίας: ebenso bei Cicero und auch bei Valerius Maximus hat der neueste Herausgeber Kempf diese Form hergestellt.

Zum Schluß möchte ich drei Forderungen aussprechen, die sich jedem jedesmal aufdrängen, so oft von Schillerausgaben und Textesrecensionen dieses Dichters die Rede ist. Erstlich es muß endlich Ernst gemacht werden mit einer vollständigen kritischen Ausgabe, die den ältesten Text, mit Quellen, Varianten und etwaigen Emendationen unter dem Text, in beglaubigtem Abdruck enthält. Professor Meyer und W. von Maltzahn wurden schon vor längerer Zeit als damit beauftragt bezeichnet; ist dem so, so wäre das Geschäft in den rechten Händen und dürften wir nur noch einen recht baldigen Anfang wünschen. Zweitens müßte sich die Verlagshandlung entschließen, eine wirklich billige Volksausgabe zu veranstalten, wobei sie sicher zu ihrer Freude die Erfahrung machen würde, daß noch lange nicht alle Leute den Schiller sich gekauft haben, die ihn sich zu kaufen wünschen. Und endlich diese Volksausgabe und alle sonst noch erscheinenden Ausgaben für das größere Publikum müßten in irgendeiner Weise zu der gelehrt kritischen in dem Maße in Beziehung gesetzt und nach derselben regulirt werden, daß man ein Citat nach Pagina und Zeile der Normalausgabe in allen Ausgaben gleichmäßig auffinden könnte, wie in den alten Autoren fast durchgängig geschieht, wie z. B. die neuern Herausgeber des Plato neben ihrer eigenen Kapiteleintheilung die Seitenzahlen des Henricus Stephanus beibehalten.

Die Cotta'schen Ausgaben haben, wie Professor Meyer hervorhebt und wir gern anerkennen, seit längerer Zeit den richtigen Weg eingeschlagen. Hoffen wir, daß die ebenausgesprochenen Wünsche, deren Berechtigung allseitig zugestanden werden wird, baldige Erfüllung finden.

Die Lehrernoth in Preußen.

II.

Zu dem sogenannten Oberlehrerexamen, das jeder gemacht haben muß, der in Preußen als Lehrer an einer höhern Unterrichtsanstalt angestellt sein will, wird man bekanntlich nicht eher zugelassen, als bis man wenigstens ein dreijähriges Studium auf der Universität absolvirt hat. Das Examen selbst, in einer größern schriftlichen Abhandlung und einer nachfolgenden mündlichen Prüfung bestehend, ist ziemlich complicirt und setzt noch immer, trotz mancher Erleichterungen und Vereinfachungen, die im Lauf der Jahre damit vorgenommen sind, einen ziemlich beträchtlichen Umfang verschiedenartiger Kenntnisse voraus. Doch ist es dem Examinanden dabei freigegeben, ein oder das andere Hauptfach selbst zu bezeichnen, in welchem er vorzugsweise geprüft sein will

und von dem daher auch der Ausfall des gesammten Examens hauptsächlich abhängt. Solche Fächer sind die alten oder die neuern Sprachen, Geschichte und Geographie, Naturwissenschaften und Mathematik ꝛc. Inzwischen befreit, wie auch ganz in der Ordnung ist, auch die vorzüglichste Befähigung in einem dieser Fächer den Examinanden nicht davon, in den übrigen wenigstens eine gewisse durchschnittliche Kenntniß nachzuweisen und nur einzelne besonders schwierige Fächer, zu denen es ganz besonderer Anlagen bedarf, wie z. B. die Mathematik, können unter Umständen ganz verbeten werden, wobei es sich aber von selbst versteht, daß dafür dann in irgendeinem andern vorschriftmäßigen Fache etwas ganz Vorzügliches, über das Durchschnittsmaß Hinausgehendes geleistet werden muß.

Nehmen wir jetzt an, der angehende Lehrer hat das Examen glücklich überstanden, so ist er damit doch noch keineswegs in der Lage, sich um eine wirkliche Lehrerstelle bewerben zu dürfen, vielmehr muß er zuvor noch erst das sogenannte Probejahr abhalten. Dasselbe bildet gleichsam die praktische Ergänzung des Oberlehrerexamens; wie dieses die theoretische, gelehrte Ausbildung des künftigen Lehrers, so soll das Probejahr dazu dienen, seine Befähigung für die Praxis des Lehrfachs darzuthun. Die Erlaubniß, dies Probejahr abhalten zu dürfen, ist der einzige unmittelbare und reelle Vortheil, welchen der angehende Lehrer von dem glücklich bestandenen Oberlehrerexamen hat. Er hat sich zu diesem Ende unter Vorlegung seiner Zeugnisse bei einem der Provinzial-Schulcollegien zu melden, von dem er dann zur Darlegung seiner praktischen Fähigkeiten einem beliebigen Gymnasium als Hülfslehrer zugewiesen wird.

An dem Orte seiner Bestimmung angekommen, ist natürlich das Erste, was der junge Lehrer thut, daß er dem Director der Anstalt, in deren Lehrerkreis er nun eintreten soll, sowie den übrigen Lehrern derselben seine Antrittsvisite macht. Und gleich bei diesen ersten blos geselligen Beziehungen wird er, von neunzig in hundert Fällen, Gelegenheit haben, einen Vorgeschmack von seiner künftigen Stellung zu erhalten, der ihm wenigstens nicht wie Honig vorkommen wird. Die Stellung, die der Lehrer im Preußischen einnimmt, trägt überhaupt etwas Halbes, Unentschiedenes: es ist der Zwitterzustand zwischen Kirche und Staat, an dem die Schule bei uns überhaupt noch krankt, es sind die theologischen Reminiscenzen, die noch von alten Zeiten her an dem Lehrerstande haften geblieben sind, es ist das Stück Priesterkragen, das noch heute aus dem Lehrerrocke hervorguckt — oder wo es nicht hervorguckt, nun um so schlimmer, da sucht man es mit Gewalt daraus hervorzuzupfen und klagt diejenigen als Neuerer und unruhige Köpfe an, die ganz unbefangen im weltlichen Kleide daherschreiten....

Diese halb kirchliche, halb weltliche Zwitterstellung des Lehrers gibt sich nicht blos in seinen amtlichen, sie gibt sich namentlich auch in seinen geselligen Beziehungen kund, alles ist davon influirt, seine Stellung zur Schule, sein Ansehen beim Publikum, am allermeisten aber sein Verhältniß zu seinen Vorgesetzten, insbesondere zum Director der Anstalt. Natürlich gibt es Ausnahmen, ich hoffe sogar recht viele, recht glänzende Ausnahmen — aber die Regel ist zur Zeit doch noch diese, daß der Director und zum großen Theil auch die ältern Lehrer der Anstalt von dem jungen Manne, der sein Probejahr bei derselben abhalten will (und der z. B. in Halle den sehr charakteristischen Namen des „Probejünglings" führt) einen Grad der Demuth und Unterwürfigkeit verlangen und ihn in einer Gattung von Abhängigkeit erhalten, die ich nicht besser bezeichnen zu können glaube, als indem ich sie eine echt theologische nenne. Es ist die Würde als solche, die ihm imponiren, vor der er in den Staub sinken soll, ganz abgesehen von der Persönlichkeit, welche sie trägt; es ist der Widerschein jenes theologischen Nimbus, der die Häupter unserer Kirchenlichter verklärt und der, wenn auch einigermaßen abgeschwächt und von weltlichen Nebeln verdunkelt, auch die Schläfe unserer Schulmonarchen verherrlicht.

Daß unter diesen Umständen die erste Begegnung nur ziemlich kühl und daß von einem intimern und eben dadurch bildenden Verhältniß zwischen dem Director und dem „Probejüngling" nur in den seltensten Fällen die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Meistentheils, wo nicht besondere Empfehlungen oder sonstige persönliche Rücksichten eine Ausnahme veranlassen, ist der Empfang sehr kalt und amtsmäßig; auch die sonst übliche Retourvisite betrachtet der Director in den meisten Fällen als ein Onus, dessen er sich einem „Probejüngling" gegenüber füglich entheben kann. Desto herzlicher und wohlwollender pflegt der Empfang bei den jüngern Lehrern der Anstalt zu sein; sehen sie doch in dem Ankömmling einen Leidensgenossen, was ja schon der alte Horaz als eine der wirksamsten Tröstungen im Unglück preist, ja dürfen sie doch hoffen, daß durch seinen Hinzutritt die Last, die bisher auf ihren Schultern geruht hat, einigermaßen erleichtert und verringert wird. Freilich wird der angehende Schulmann auch zwischen dieser entgegenkommenden Freundlichkeit hindurch an seinen neuen Collegen manche Züge theologischer Vorsicht, Züge geistiger Gedrücktheit, Einschüchterung und Verkümmerung bemerken, die ihn wol um sein eigenes künftiges Schicksal besorgt machen können und auch der Einblick in das von Noth und Entbehrungen belastete Familienleben der ältern Lehrer pflegt nur wenig Ermuthigendes zu haben.

Indessen noch ist es für den Ankömmling nicht Zeit, seine Blicke so weit in die Zukunft schweifen zu lassen, da ihn zuvörderst noch die

nächste Umgebung in Anspruch nimmt. Nachdem der Candidat die herkömmlichen, von geselligem Anstand gebotenen Förmlichkeiten und Ceremonien ab- und durchgemacht hat, wird er vom Director mit den speciellen Zwecken des Schulamts bekannt gemacht und erhält eine gewisse Anzahl von Lectionen zugewiesen, die er fortan übernehmen soll und die sich für den Anfang gewöhnlich auf die untersten Klassen beschränken. Die Uebernahme erfolgt ohne weiteres Ceremoniell, indem der Director den Schülern der betreffenden Klasse den neuen Lehrer persönlich vorstellt. Allerdings pflegt dabei von seiten des Directors eine Art von Ansprache gehalten zu werden, doch ist dieselbe meist sehr inhaltlos und nur das Eine liegt in der Regel so deutlich darin ausgesprochen, daß auch der jugendliche Verstand der Schüler nicht umhin kann, es zu bemerken — nämlich die tiefe, tiefe Kluft, die zwischen dem pädagogischen Neuling, dem „Probejüngling", der sich hier zum ersten mal seine Lehrersporen verdienen soll, und dem vielgeprüften, vielbewährten Schulregenten besteht!

Es ist ein ritterliches Bild, dieses Sporenverdienen, dessen ich mich soeben bediente: allein es paßt hierher, weil es in den meisten Fällen wirklich eine Art von Schlachtfeld ist, das der angehende Lehrer betritt. Für die Phantasie des Laien scheint es nichts Leichteres, nichts Angenehmeres zu geben, als Lehrer zu sein, besonders ein junger Lehrer, der noch keine Brustschmerzen hat und den noch keine äußerlichen Sorgen peinigen; selbst jung, empfänglich, angeregt, von Wissensluft entzündet den Wissensdurst der Jugend befriedigen, so viel helle, jugendlich funkelnde Augen an seinen Lippen hängen sehen, die zarte Knospe des kindlichen Gemüths der Sonne höherer Erkenntniß entgegenneigen — wie schön! wie idyllisch! wie erhaben! Wer freilich einmal als Lehrer debutirt, wer wirklich einmal als junger unerfahrener Magister vor einer versammelten Klasse gestanden hat, der weiß auch, daß diese Blüte der Jugend zum Theil mit sehr scharfen Dornen besetzt ist, er weiß und hat gesehen, wie oft diese wißbegierigen Augen mitten im schönsten Vortrag zum Fenster hinausguken oder auch wol gar vor Schläfrigkeit zufallen und erinnert sich noch heute nicht ohne Bangigkeit jenes Herzklopfens und jener peinlichen Empfindung, die ihn ergriff, da er sich zum ersten mal den tumultuirenden Scharen einer Jugend gegenübersah, der er nicht blos eine gewisse Masse von Kenntnissen mittheilen, sondern die er auch disciplinarisch bilden und beherrschen soll! Mit dieser Disciplin ist es aber ein gar eigenes Ding; manchen Naturen ist die Gabe dazu angeboren, andere, nicht minder Befähigte erwerben sie sich erst nach langen und harten Kämpfen, und einige endlich gibt es, die niemals in den sichern Besitz derselben gelangen, ohne daß man übrigens von ihnen sagen könnte, daß es ihnen an Lust und Eifer oder auch an Geschick

und Fähigkeit zu ihrem Berufe mangelte. Da gibt es denn oft gar schlimme Scenen, Scenen lauten Unfriedens und stiller Verzweiflung; ich habe mehr als einen jungen Lehrer gekannt, der, seinem Berufe mit vollster Begeisterung hingegeben, kenntnißreich, treu, fleißig, aber zu zartsinnig, zu human, um jene drastischen Mittel anzuwenden, durch welche andere, minder bedenkliche oder auch minder nervöse Naturen das disciplinarische Wohlverhalten ihrer Schüler erzwingen, wenn auch natürlich nur ein ganz äußerliches Wohlverhalten — ich habe, sage ich, mehr als einen jungen Lehrer gekannt, der sich unter diesen Umständen nur mit Zittern und Zagen auf den Weg zur Schule machte, ja dem das Blut in den Adern stockte, sowie er nur die Schwelle des Schulgebäudes betrat und schon von weitem tönte ihm das Jauchzen und Kreischen einer übermüthigen Jugend entgegen, die es mit alledem freilich nicht so schlimm meint, die aber auch keine Ahnung davon hat, was für Schmerzen und Beängstigungen sie dem angehenden Lehrer mit ihrem Muthwillen schafft — und ahnte sie es, du lieber Himmel, so würde sie erst recht muthwillig sein und noch viel mehr Unfug treiben....

Sehr verschlimmert werden diese disciplinarischen Bedrängnisse dadurch, daß es bei vielen Directoren als Regel gilt, bei entstehenden Conflicten zwischen Lehrern und Schülern sich der erstern nur sehr lau anzunehmen oder sich wol gar auf die Seite der letztern zu stellen, natürlich nicht ganz offenkundig und nicht ganz ausgesprochenerweise, aber doch in jener halben, durchsichtigen Manier, die von niemand rascher durchschaut und schneller begriffen wird als von der Jugend, deren Scharfsinn allemal da am größten ist, wohin er am wenigsten gehört. Und wie könnte der Director auch anders handeln? Der Lehrer ist ja erst ein Anfänger, ist ja erst ein bloßer „Probejüngling", dessen Stirn noch nichts von jenem Heiligenscheine trägt, der den angestellten Schulmann so gut wie den ordinirten Theologen verklärt; er ist ein Ankömmling, ein Eindringling, der noch keinen Theil hat an diesem blühenden Reiche, das der Schulmonarch sich seit Jahren gegründet hat. — „Wie kann (denkt der Schulmonarch) dieser junge Gelbschnabel recht haben wollen gegen meine Quintaner? wie kann er sagen, meine Quintaner wären faul und lügnerisch und boshaft? Als ob meine Quinta nicht von jeher so gewesen wie sie ist! und als ob es auf einer Anstalt, der ich vorstehe, nur überhaupt faule und lügnerische und boshafte Schüler geben könnte! Nein, nicht an meinen Schülern liegt die Schuld, sondern an dem unerfahrenen Lehrer, er weiß sich nur nicht in den richtigen Respect zu setzen, er weiß nicht umzugehen mit meinen lieben, braven, artigen Quintanern — sie schwenzen die Lection, sagt er? sie machen ihre Aufgaben nicht? sie treiben Possen während des Unterrichts und werfen Papierkügelchen nach dem Katheder? Ja du lieber Gott, als ob uns das

nicht alles auch passirt wäre, da wir jung waren, die Jugend ist einmal nicht anders und ein praktischer Schulmann weiß, daß er zwar vieles sehen, aber noch weit mehr nicht sehen muß. Allein das ist es, was diesen jungen Herren fehlt, die Praxis, die Erfahrung! Und dazu noch der große Nagel im Kopf, als wären sie aus ganz besonderm Thon und meine Quintaner müßten einen Respect vor ihnen bezeigen, als wären sie — nun ja doch, als wären sie der Director selbst?!"

Was für Thaten auf solche Selbstgespräche zu folgen pflegen und welchen Beistand bei entstehenden disciplinarischen Conflicten der angehende Lehrer sich unter diesen Umständen von seinem Director versprechen darf, das bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Der junge Lehrer wird schon von Glück zu sagen haben, wenn man ihn sich selber überläßt und seine Versuche, die Disciplin in der Klasse auf seine Weise herzustellen, nicht geradewegs kreuzt. Auch ist diese Selbsthülfe, und mag sie noch so allmählich heranreifen und von noch so vielen Fehlgriffen und Irrthümern begleitet sein, in der That die wirksamste, ja wol gar die einzig mögliche; Autorität wird nicht gegeben, Autorität hat nur, wer sie sich selbst verschafft und auch die Jugend hat darin, wie in so vielen andern Stücken, ein so feines instinctives Gefühl, daß sie, und sollte es auch noch erst nach einigen mehr oder minder heftigen Kämpfen sein, dem selbstgewissen und entschiedenen, wenn auch strengen, ja barschen Lehrer lieber folgt und williger gehorcht, als dem nachsichtigen Schwächling, der, wenn es nichtsdestoweniger doch einmal zu einer Krisis kommt, sich sofort hinter das Ansehen des Herrn Schuldirectors zu retiriren sucht. Nur darüber täusche sich niemand, daß der Weg, auf welchem der junge Lehrer endlich sein Ansehen den Schülern gegenüber begründet, in vielen Fällen ein sehr mühsamer und dornenreicher ist und daß nicht nur mancher Schweißtropfen, sondern vielleicht auch manche stille ungesehene Thräne darauf herabfällt.

Und nun fragen wir: auf welcher andern Laufbahn liegt eine solche Strecke unseligen und dornenreichen Wegs, wie sie dem jungen Lehrer beim ersten Eintritt in seinen Beruf fast unvermeidlich erwartet? Welchem jungen Manne von Geist und Ehrgefühl ist es zuzumuthen, sich den geselligen Zurücksetzungen und Erniedrigungen preiszugeben, die den angehenden Lehrer für gewöhnlich empfangen, selbst da, wo er im Gegentheil das herzlichste und väterlichste Entgegenkommen erwarten sollte? Wer, dessen Seele nicht ganz roh, dessen Nerven nicht ganz stumpf sind, mag sich hergeben zum Mittelpunkt von Scenen, wie sie nur allzu oft in unsern Schulzimmern spielen? Und welchem gebildeten Menschen will man es verdenken, wenn er zurückschreckt vor einem Stande, in welchem für gewöhnlich nur durch — sit venia verbo — Katzbalgereien hindurch das Ansehen und die Autorität im Amte behauptet wird?

Und doch ist diese moralische Unsauberkeit, welche nur allzu häufig den Eintritt in das Schulamt begleitet, nur gleichsam das Spiegelbild der physischen Unsauberkeit, die in den meisten Fällen auf den Schwellen unserer Schullokale nistet. Daß gesunde Luft, hohe geräumige Zimmer, überhaupt eine freundliche und reinliche Umgebung der Jugend unentbehrlich sind, wenn anders die Schule wirklich ihren Zweck erreichen soll, das ist ein Erfahrungssatz, der nachgerade von niemand mehr bestritten wird; die Zeiten sind vorüber, wo unsere Gymnasien in alte Kirchen oder aufgehobene Klöster gesteckt wurden und nur Pedanten der schlimmsten Art könnten heutzutage noch leugnen, daß eine helle, freie, luftige Umgebung auch den Geist des Schülers heller, offener und empfänglicher macht. Allein wie ist bei alledem die Mehrzahl unserer Schullokale beschaffen? Man besuche die Klassenzimmer unserer meisten Gymnasien, besonders in den östlichen Provinzen, und man wird gestehen müssen, daß ein Lehrer, der seinen Rock lieb und dabei nicht etwa von Hause besondere Zuschüsse hat, billigerweise Bedenken tragen wird, während des Lehractes in ordentlicher und reinlicher Kleidung vor den Schülern zu erscheinen — warum? weil die Masse von Staub und Unreinlichkeiten jeder Art, die sich in den meisten Schullokalen ungestört ansammeln darf, ihm doch nicht gestatten würde, mit reinlicher und ordentlicher Kleidung nach Hause zurückzukommen. Allerdings ist es Vorschrift, die Schullokale z. B. zweimal wöchentlich zu reinigen und in den meisten Fällen wird diese Vorschrift auch wol wirklich befolgt, d. h. der Staub wird mit trockenem Kehrbesen vom Boden emporgewirbelt, um sich auf Tische, Bänke, Katheder, Karten &c. abzulagern, bis er im natürlichen Kreislauf der Dinge auf seine ursprüngliche Stelle wieder zurückkehrt, wobei er es denn selbstredend nicht verschmäht, sich auch in der Kleidung, und nicht blos in der Kleidung, sondern auch in den Augen und Lungen der Lehrer und Schüler ein gelegentliches Absteigequartier zu suchen. Man nimmt jetzt so eifrig Bedacht auf die Gesundheit gewisser Fabrikarbeiter, große geräumige Lokale mit Ventilatoren und anderm Comfort werden hergerichtet, ja es werden Preise ausgesetzt, um die Gesundheitsschädlichkeit gewisser Fabrikationszweige auf das möglichst geringe Maß zu reduciren; daran aber, daß in vielen Schullokalen und nicht etwa blos in Dorf- und Armenschulen, sondern auch in Gymnasien und andern höhern Lehranstalten eine Luft geathmet wird, die der Gesundheit schlechthin unzuträglich ist, daran hat noch niemand gedacht. Oder wenn daran gedacht und davon gesprochen worden ist, so ist es doch immer nur im Interesse der Schüler geschehen, deren kräftige Jugend den schädlichen Einflüssen dieser Umgebung doch noch weit eher widerstehen kann und die sich auch bei weitem nicht so lange in derselben befinden als es bei einem vielbeschäftigten Lehrer der Fall ist, der ein ganzes

langes Leben hindurch jahraus jahrein diese verpestete Atmosphäre einathmen muß. Noch ein anderes nah gelegenes Beispiel. Daß die Schüler in den Erholungspausen Spielplätze haben müssen oder doch wenigstens einen freien Raum, innerhalb dessen sie sich ergehen können, das gesteht jedermann zu und wo man unterlassen hat, dafür Sorge zu tragen, nun gut, da weiß sich die Jugend ihr Recht schon selbst zu verschaffen. Daß es aber auch für den Lehrer höchst unbequem und unzuträglich ist und daß es nebenher auch wol seinem geselligen Ansehen nicht zum Vortheil gereicht, wenn er, um den Beginn der Unterrichtsstunde nicht zu versäumen, in der Pause zwischen den einzelnen Lectionen aus Mangel eines geeigneten Conferenz- und Abtretezimmers, gleich den Schülern mit den Büchern unterm Arm entweder auf freier Straße vor dem Schulgebäude selbst oder auf den zugigen Corridoren desselben sich allen Witterungsverhältnissen preisgeben muß, darauf scheint auch in dem Musterstaate der Intelligenz noch niemand verfallen zu sein, da man sonst überall Sorge getragen haben würde, durch Herstellung geeigneter Lokalitäten einem so schmählichen Uebelstande abzuhelfen.

Noch weit mehr als diese äußern, mehr der Oeffentlichkeit zugekehrten Verhältnisse des Schullebens sind es die innern, welche eine gebildete, thatkräftige und ehrgeizige Jugend von der Laufbahn als Lehrer zurückhalten müssen. Das Jahr, das der angehende Lehrer als „Probejüngling" zu verleben hat, sowie fernerhin die ganze Zeit bis zu seiner definitiven Anstellung ist gewissermaßen ein pädagogisches Noviziat; der angehende Lehrer soll während dieses Zeitraums der Behörde zeigen, was sie sowol in Betreff seiner Lehrgeschicklichkeit als auch seines sittlichen Verhaltens von ihm zu erwarten hat. Dabei spielen denn, wie in dem gesammten preußischen Beamtenthum, die Conduitenlisten, welche die Directoren jährlich auszufüllen haben, eine sehr gewichtige Rolle. Ist doch seit Jahren der Satz: „Nur derjenige Lehrer ist wahrhaft sittlich, der in der Tugend der Demuth beharrt" das beliebte Thema, das mündlich und schriftlich, in Reden und Programmen, namentlich von Directoren und Schulräthen, nicht selten in ermüdender Breite und mit einer geradezu Ekel erregenden Süßlichkeit behandelt wird. Für diesen Stand der Demuth also, für diese in ihm sich offenbarende Reihenfolge von Erniedrigungen und Zurücksetzungen — denn wie könnte man Demuth lernen als dadurch, daß man recht fleißig gedemüthigt wird?! — bereitet man den Novizen des Lehrfachs in ähnlicher Weise vor, wie der Freimaurerorden seine Aspiranten für die Mysterien des Ordens vorbereitet, mit dem Unterschiede nur, daß es sich im Freimaurerorden um ein unschuldiges Ceremoniell handelt, ein Spiel mit Formen und Bildern, während die Kasteiungen und Demüthigungen, denen der Novize des Lehrerstandes unterworfen wird, den tiefsten Ernst des Lebens

betreffen und nicht selten mit grausamer Schärfe bis in den innersten Kern der Seele einschneiden. Auch hier wieder liegt, wie sich von selbst versteht, viel, sehr viel in der Hand der einzelnen Directoren und Vorstände, ein humaner und billig denkender Vorgesetzter wird vieles lindern und ermäßigen, was ein anderer, im Pedantismus ergraut oder gar von orthodoxem Fanatismus entzündet, sogar noch steigern und vermehren wird. Die Marterstationen aber ganz wegzuräumen, welche der junge Lehrer während seines Noviziats durchzumachen hat, wird auch der gebildetste und bestmeinende Schuldirector nicht im Stande sein.

Mit einer einzigen Ausnahme, wohl zu merken: das sind die Theologen, welche als Religionslehrer aller dieser pädagogischen Proceduren von vornherein überhoben sind. Für die Theologen ist die Schulcarrière ebenso bequem und zugänglich, wie sie für die eigentlichen Schulmänner mühsam und beschwerlich ist; während alle übrigen sich erst unter zahlreichen Zurechtweisungen und Demüthigungen zur echten Lehrerweihe emporarbeiten müssen, kommen diese kraft ihres Amtes als fertige Erzieher an die Realschulen und Gymnasien. Und das mit vollem Recht; denn als Theologen sind sie ja schon über und über gebadet mit jenem Taufwasser der Demuth, in welchem wir andern unsern Hochmuth und unsere sonstigen weltlichen Sünden erst abwaschen sollen, sie sind — als Theologen — bereits daran gewöhnt, ihren Verstand und ihre Empfindung an das Marterholz eines vorgeschriebenen Systems zu nageln, sie haben bereits gelernt, ihr natürliches Denken und Fühlen zu ersticken, sie sind schon geübt in der Kunst und wissen, wie man es anfängt, andere noch minder erleuchtete Seelen auf denselben Pfad der Buße und der Selbstzerknirschung hinüberzuziehen, sie bedürfen daher auch nicht der Proben und Zurüstungen, durch welche wir andern in die richtige Gemüthsverfassung hineinpräparirt werden — alles kraft und zu Ehren ihres theologischen Blutes.

Dafür sind denn diese sittlichen Präparationen und Weiheacte bei den Nichttheologen oft von sehr schmerzlichen Folgen begleitet; auch am Altar der modernen Schule fallen „Menschenopfer unerhört“ und zwar beides, sowol auf komische als auf tragische Weise. Besonders während der Raumer'schen Aera haben diese Opfer sich außerordentlich vermehrt — Opfer, bei denen allerdings nur selten die äußere Stellung, aber desto häufiger der innere Werth des Mannes, die sittliche Selbstbefriedigung und Selbstachtung preisgegeben ward. Oder wer wäre auch im Stande gewesen, ohne Betrug oder Heuchelei, also ohne innern Widerspruch und Selbsterniedrigung, alle jene zahllosen Zumuthungen zu erfüllen, welche unter dem Raumer'schen Regiment in Rücksicht auf Kirche, Schule und Staat an den Schulmann gestellt wurden? Diesen Fanatikern der Lüge genügte es schon nicht mehr, den Lehrer in seiner Amts-

thätigkeit zum bewußt- und willenlosen Abklatsch eines bestimmten politischen und religiösen Systems zu machen, nein, auch in seiner Privatüberzeugung sollte er geistig gebunden und gefesselt werden, auch seine persönlichsten Ansichten und Meinungen, Wünsche und Hoffnungen suchte man zu entdecken, zu controliren und dem großen allgemeinen Schematismus anzupassen. Leider in vielen Fällen mit nur zu glücklichem Erfolg. Wo in einem collegialischen Verband erst einer aufhört sich vor dem andern zu schämen, wo Heuchelei und Selbsterniedigung sozusagen Mode werden, da ist bald jeder geistigen Entartung und sittlichen Verwilderung Thor und Thür geöffnet. Gern überreden wir uns, daß der Kern des preußischen Lehrerstandes nicht blos seinem innern Werth, sondern auch seinem äußern Umfange nach von dem Gift, das damals mit so bereitwilligen Händen ausgestreut ward, unberührt geblieben ist: allein andererseits ist es auch eine Thatsache, die weder weggeleugnet werden kann noch soll, daß es unter den Auspicien des Hrn. von Raumer und seiner Trabanten in Preußen Lehrer gegeben hat, die keinen Anstand genommen, um einer Renumeration, einer Gehaltserhöhung, eines allergnädigsten Lächelns willen sich durch offenbar gleißnerischen Kirchenbesuch hervorzuthun und coram populo auf in der Kirche errichteten Estraden als Muster und Beispiel der Andacht und Frömmigkeit zu figuriren! Und zwar gaben sich dazu nicht blos etwa die armen Schlucker her, die Anfänger, die noch nichts zu beißen und zu brechen hatten und denen man es daher allenfalls nachsehen konnte, wenn der Dämon des Menschengeschlechts, der bellende Magen sie von der Bahn des Rechts und der Ehre entfernte — nein, wir haben es erlebt und haben es mit eigenen Augen gesehen, wie wohlbesoldete Schulräthe und Directoren sich zu diesem Spectakel nicht nur willig herbeiließen, sondern wie sie sich sogar dazu drängten, ja wie sie stolz darauf waren und es als die Krone ihrer Leistungen betrachteten, dieses der öffentlichen Sittlichkeit so gefahrbringende Spiel mit dem Höchsten um des irdischen Vortheils willen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Amtsmitteln auch ihren Untergebenen einzuimpfen!

Als nothwendige Kehrseite dazu gab es dann aber auch zahlreiche Beispiele, wo auch der tüchtigste, der fleißigste, der gewissenhafteste Lehrer bei zweifellosester Befähigung und strengster Pflichterfüllung dennoch vor mannichfacher Zurücksetzung nicht gesichert war — weshalb? weil er sich das Recht einer eigenen selbständigen Ueberzeugung wenigstens außerhalb der Schule nicht wollte nehmen lassen, weil er sich nicht blindlings gebrauchen ließ als Schachfigur in dem politischen und religiösen Systeme, das eben beliebt ward, weil er einen Heuchler einen Heuchler, einen Dummkopf einen Dummkopf nannte und einen ehrlichen kräftigen Fluch nicht unterdrücken konnte, wenn er sah, wie Gleißner und

Denuncianten auf der Leiter der ministeriellen Gunst in die Höhe rutschten. Was war damals nicht alles verpönt, was gab nicht alles Grund zu Ermahnungen und Verhaltungen und Warnungen und Verweisen! Sogenannter ungeregelter Kirchenbesuch, Unterlassung des Kirchenceremoniells, Mischehe (matrimonium illicitum), abweichende politische Ansichten, Einleitungen zu modernen Dichtern, philosophische Studien, Zweifel an dem absurden, damals jedoch unter die specielle Obhut hoher Scholarchen gestellten Grundsatze, als ob die Bibel das einzig richtige pädagogische System — dies und Aehnliches wurde hervorgeholt, oder wo es nicht hervorgeholt werden konnte, nämlich weil es überhaupt nicht existirte, auch gut, da wurde es erfunden und erdacht, um die feindseligsten Verfolgungen zu eröffnen und die gehässigsten Quälereien zu motiviren.

Und glaube man doch nur ja nicht, als ob es im Umkreis der Schule, selbst auch wenn alle äußern Formen und Vorschriften ganz genau beobachtet werden, an Gelegenheit fehlte, einen misliebigen Lehrer recht gründlich zu quälen und zu martern. Man braucht noch nicht immer zur förmlichen Disciplinaruntersuchung zu schreiten, man braucht noch nicht immer zu drohen mit Amtsentsetzung und Brotlosigkeit: auch der kleine tägliche Dienst gibt so gewisse Mittelchen an die Hand, ein störriges Subject recht gehörig zu knöcheln und seinen Eigensinn je nach Umständen mürbe zu machen oder zu brechen. Erwäge man doch nur, welche weitreichende Befugnisse, trotz allem Schematisiren und allen Vorschriften von oben herab, dem Director eines Gymnasiums oder einer ähnlichen höhern Lehranstalt noch immer zustehen und über wie viel äußerlich geringfügige, dem einzelnen Lehrer aber höchst wichtige Dinge er mit völlig freien Händen schaltet. Dem Director steht das Recht zu, die Lage, Zahl, Beschaffenheit der Unterrichtsstunden zu bestimmen, welche der einzelne Lehrer zu ertheilen hat; seiner Willkür ist es anheimgegeben, ob und wie oft er die Unterrichtsstunden, welche die Lehrer der Anstalt ertheilen, besuchen, ob und wie weit er dabei interpelliren und methodisiren will; in seine Hand ist es gegeben, kleinere oder größere amtliche Nachlässigkeiten zu buchen oder zu verschweigen, zu verkleinern oder zu vergrößern; der Ausfall der jährlich quotenweis zu vertheilenden Renumerationen hängt wesentlich von seiner Entscheidung ab; er ist es, nach dessen Urtheil und auf dessen Gutachten hin die in dem Prüfungszeugniß angegebene Lehrbefähigung erweitert oder verringert wird; seinem Gutbefinden ist es anheimgegeben, die Lectionen, die ein bestimmter Lehrer zu geben hat, möglichst zusammen oder auseinander zu legen und damit dem betreffenden Lehrer die Zeit zu Privatstudien zu erhalten oder zu verderben; er kann den Lehrer auf einen guten oder schlechten Posten stellen, kann ihm durch günstige oder ungünstige Berichte

sein Fortkommen erleichtern oder erschweren — kurzum, er kann den ihm untergebenen Lehrer nicht den Kopf abschneiden, aber er kann ihn mit Nadelstichen, völlig legitimen und vorschriftmäßigen Nadelstichen, gegen die es keine Instanz in der Welt gibt, langsam zu Tode martern.

Und weil das so ist und weil sich immer und zu allen Zeiten einzelne niedrige Seelen finden, denen der Misbrauch der Gewalt mehr Freude macht als ihre vernünftige und gesetzmäßige Anwendung, so hat sich denn auch im Lauf der letzten zehn Jahre in der Stille der preußischen Gymnasien und Lehranstalten manche Tragödie abgespielt, von der das Publikum nichts ahnt und nichts weiß und die darum nicht minder erschütternd ist, weil es sich dabei nur um einen „armen Schulmeister" gehandelt hat. Es gab damals Anstalten in Preußen — und wer möchte behaupten, daß ihre Spur heute schon völlig wieder weggewischt ist?! — wo wissenschaftlich zu denken als ein Verbrechen, bäurisch zu sprechen und zu handeln als eine Empfehlung galt. Das Volk der Kärrner mit seinem todten linguistischen, historischen und mathematischen Ballast durfte die erste Rolle spielen beim Anbau der Cultur und denselben wenn auch nicht völlig verhindern, so doch aufhalten und verwirren. Schon durfte kein Lehrer, dem seine Ruhe lieb war, es wagen, die höhern Orts beliebte Spaltung der Confessionen, die ihren unmittelbaren Ausdruck zumeist in der Pflege confessioneller Schulen gefunden hat, irgendwie öffentlich zu tadeln, obgleich es doch keinem nur einigermaßen Sachverständigen, ja keinem Patrioten überhaupt entgehen kann, daß es gerade die Bestimmung des preußischen Staats und der Kern seiner Größe ist, sich freizumachen von der confessionellen Abgeschlossenheit und daß derjenige die Pfeiler preußischen Ruhms und preußischer Größe einreißt, der uns in das confessionelle Gängelband zurückführen will; schon mußte man es schweigend mit ansehen, wie durch diese confessionelle Einseitigkeit, namentlich aber durch die Einführung der sogenannten Schulschwestern in den höhern und niedern Mädchenschulen nicht nur der Frieden der Schule selbst, sondern auch die Eintracht des Hauses, der Frieden der Familie bedroht und damit der gesammten bürgerlichen Gesellschaft eine schwere Gefahr bereitet ward; schon mußte man es schweigend mit ansehen, wie wissenschaftliche und pädagogische Nullitäten von auswärts her im Triumph in die höhern Lehranstalten Preußens einzogen, um fortan, vor Hunger geschützt, mit preußischem Gelde und mit preußischen Pfründen gemästet, der Welt im Orakelton zu verkünden, daß Deutschlands Heil und Größe nicht von dem aufklärerisch protestantischen Preußen, sondern einzig und allein von dem katholisch gläubigen Oesterreich zu erwarten sei!

Wir erneuern unsere obige Frage: war es unter diesen Umständen ein Wunder oder war es nicht vielmehr eine ganz natürliche Folge, ja

ein Zeugniß für die innere Gesundheit der preußischen Jugend und somit ein Glück und Segen für das gesammte Land, daß junge Leute von Talent, Bildung und ehrenhaftem Streben zurückschreckten vor einer Laufbahn, die zu allen äußern Mängeln und Entbehrungen auch noch soviel innere Demüthigungen und Erniedrigungen in Aussicht stellte? ja die schon nicht mehr betreten werden konnte, es sei denn, daß man von vornherein entschlossen und bereit war, die Selbständigkeit und Freiheit seiner Ueberzeugungen loszuschlagen, sowie nur ein einigermaßen erträglicher Kaufpreis dafür geboten ward? Ueber Noth und Armuth, wir wiederholen es, kann ein edles Herz sich hinwegsetzen, nimmermehr aber wird es sich entschließen, den Wettkampf einzugehen mit Heuchlern und Sykophanten und wie der Pudel um das Endchen Wurst mit Liebedienern und Scheinheiligen um die Wette zu springen um das armselige tägliche Brot!

Diese starken und edeln Geister blieben also aus, statt ihrer dagegen tauchten an dem Horizont der preußischen Gymnasien und Realschulen Leute auf, deren Gottesfurcht größer war als ihre gelehrten Kenntnisse und die dann ebendeswegen, ausgestattet mit den glänzendsten Zeugnissen, frischweg von der Universität über junge und alte Lehrer hinweg in die angenehmsten und bestdotirten Stellen einrückten.

Ja wohl, auch über die alten Lehrer hinweg. Es war freilich ein arger Widerspruch mit dem großen, ja unschätzbaren Werth, den man sonst auf die selbsterworbene Erfahrung legte und gewiß würden unsere Väter sich geschämt haben, dieser grünen Gelehrsamkeit, die nichts aufzuweisen hatte als ihr gescheiteltes Haar und die Zeugnisse ihrer frommen Patrone, so ohne weiteres zu den wichtigsten Lehrstellen zuzulassen und um ihretwillen geprüfte und wohlverdiente ältere Kräfte zurückzusetzen. Allein was geschieht nicht alles in majorem Dei gloriam! Die wahre Frömmigkeit muß mitunter auch verstehen sehr grausam zu sein; sie hat Scheiterhaufen errichtet, um die Seelen der Ketzer zu retten, und sollte jetzt Bedenken tragen, einem alten, im Dienst des Staats und der Wissenschaft ergrauten Lehrer wehe zu thun, wenn es sich darum handelt, der Anstalt den Stempel einer höhern „Christlichkeit“ aufzudrücken?! Es ist wahr, dieser alte, jetzt so schmählich zurückgesetzte Lehrer hat zu seiner Zeit viel Tüchtiges geleistet, er ist noch jetzt ein gar gelehrtes ehrwürdiges Haus, die Jungen hängen an ihm, wie schon ihre Väter gethan haben, mit einem Zucken seiner Augenbrauen, einem Schütteln seiner silbernen Locken, einem leisen Murren seiner Stimme hält er die wildeste Rotte im Zaum — allein was hilft es alles? Er ist ein Heide, er schwärmt für die Alten, sein Stuhl in der Kirche ist leer, er schwänzt, wie es in „Wallenstein's Lager“ heißt, die Predigt und die Meff', er unterschreibt sogar keine Adresse für Gott, König und Vaterland und

trägt keine schwarzweiße Cocarde an seinem Hut — fort mit ihm! fort, hinunter nach Sexta oder Quinta, zu den Holzhackerdiensten des Schullebens, und die interessanten und wichtigen Lectionen in Prima und Secunda erhält der neue Herr Lehrer, der fromme, zartgescheitelte, der Günstling des Herrn Generalsuperintendenten, der alle vierzehn Tage zum Abendmahl geht....

Nun? lockt das auch? sind solche Erfahrungen, die das wohlverdiente und ehrwürdige Alter machen muß, vielleicht auch ein Sporn für die Jugend, sich dem Lehrerstande zu widmen? Ich zweifle!

Allerdings hat die bekannte Veränderung des Regierungssystems, die vor anderthalb Jahren in Preußen eingetreten ist, auch auf dem Gebiet der Schule manches verändert, manche trüben Wolken haben sich verzogen, manche neue Hoffnungen sind emporgestiegen oder wagen doch, das gesunkene Haupt wieder in die Höhe zu richten. Allein daß damit die Spuren jener zehnjährigen Verwüstung alles dessen, was den Lehrerstand schön, groß und ehrwürdig macht und was also auch folgerecht die Herzen der Jugend zur Nacheiferung entzünden könnte, damit schon hinweggeräumt ist, das wird gewiß niemand behaupten wollen, der auch nur einen flüchtigen Blick in die Mysterien unsers Schulwesens geworfen hat. Personen ändern sich leicht, Principien dagegen lassen sich nur sehr schwer und langsam ausrotten und am schwersten gedeiht die Saat des Guten und Edeln, wo der Boden seit Jahren durch üppig wucherndes Unkraut absichtlich entnervt und verdorben ist. Auch den preußischen Gymnasien und höhern Unterrichtsanstalten kann ihre frühere Blüte nicht blos dadurch wiedergegeben werden, daß unter den Rescripten eines hohen Cultusministeriums ein anderer Name steht, noch auch dadurch, daß von oben herab ein Systemwechsel proclamirt wird (was übrigens in Preußen noch gar nicht einmal geschehen ist): sondern was uns noth thut, das ist ein Unterrichtsgesetz, ein Unterrichtsgesetz, dictirt vom Geiste der Humanität und nicht von jenem pfäffischen Hochmuth, der, sich mit der Religion identificirend, den Staat immer noch an seinem Gängelbande führen möchte und daher auch die Erziehung für den Staat, die Erziehung für die Welt noch immer als eine Apostasie vom Reiche Gottes betrachtet.

Und doch ist auch die Welt Gottes Werk und auch die Arbeit für die Welt ist, recht verstanden und recht geleitet, eine Arbeit zur Ehre Gottes. Solange wir in Preußen aber kein Unterrichtsgesetz haben, solange der Schule, beziehungsweise dem Lehrerstande die gesetzliche Form und Haltung fehlt, solange Willkür, Laune, Augendienerei sich maßgebend in ihm erzeigen, solange die Anschauungen und Bestrebungen der Kirche dem Lehrerstande zur Richtschnur dienen sollen, solange sie es wagen darf, die Schule als ihre Schleppträgerin zu betrachten, solange derselbe

im Unklaren gelassen wird über den gesetzlichen Umfang seiner Rechte und Pflichten, solange ihm mit einem Wort jede principielle Basis gebricht: solange werden auch die bessern Kräfte unserer Jugend sich instinctmäßig von dem Lehrerstande abgestoßen fühlen und junge wie alte Pädagogen werden in ihrer Qual nicht aufhören den alten Spruch zu recitiren: „Dii oderunt, quem paedagogum fecerunt!"

Fassen wir denn das Resultat unserer Betrachtung noch einmal kurz zusammen. Universitätsstipendien, verschärfte Examina, stärkere Amtscontrole, erhöhte Gehalte, reichlichere Renumerationen ꝛc. werden niemals gute Lehrer schaffen, weil alle diese Mittel nur mechanisch sind und also nicht zu begeistern vermögen. Versuche man es denn auf einem andern, versuche man es auf dem von uns angedeuteten Wege; ziehe man die Lehrer der höhern Anstalten, die Erzieher und Bildner jener Klassen, auf welche der moderne Staat sich vorzugsweise stützt, aus der Unterthänigkeit hervor, welche sie jetzt noch dem Klerus gegenüber einnehmen, setze man sie als gleichberechtigt den übrigen Ständen, mit denen sie den Boden der Bildung gemein haben, zur Seite, lasse man sie nicht mehr unter die Subalternen der Justiz und Finanzen rangiren, sondern erweise man ihnen auch die gesellschaftliche Ehre, auf die ihre Kenntnisse und die Verdienste, welche sie sich um das Gemeinwohl erwerben, ihnen die gültigsten Ansprüche verleihen — und bald, recht bald wird der Lehrerstand sich sowol quantitativ wie qualitativ aus seiner jetzigen Versunkenheit erheben. Es ist ja doch einmal nicht anders in der Welt und darf nicht anders sein, als daß feiner organisirte Naturen sich stets nur von demjenigen Stand und demjenigen Berufe angezogen fühlen, der in sich selbst die Garantie für ein richtiges Verhältniß von Pflichten und Rechten trägt, getreu jenem großen Grundgesetz, das für die Welt der materiellen Interessen längst anerkannt ist, das aber ebenso sehr in der geistigen Welt seine volle Geltung behauptet: nämlich daß es keine Leistung gibt oder doch geben soll ohne entsprechende Gegenleistung.

Reformbedürfnisse in den Alterthumsstudien.

Von

Julius Braun.

IV.

In unserm vorigen Artikel glauben wir mit einer sehr langen Kette von Gründen nachgewiesen zu haben, daß die unvereinbaren Eigenschaften und Bedeutungen der griechischen Götterfigur „Hermes" in der That nur aus dem Zusammenschmelzen dreier ägyptischer Götter des Namens „Thot" — eines Namens, den die Griechen mit Hermes übersetzen — zu verstehen sind. Wir müssen zu dieser herausgepflückten einen Probe noch einige weitere geben, um den Plan damit anzudeuten, dem nach unserer Ueberzeugung eine Religionsgeschichte der Zukunft zu folgen hat.

Wenn drei ägyptische Götter in einen einzigen griechischen zusammenschwinden können, blos darum, weil sie im Aegyptischen denselben Namen führen — wir haben das an Hermes und Apollon gesehen — so tritt ebenso häufig der umgekehrte Fall ein, daß eine ägyptische Gottheit in so viel verschiedene Figuren auf griechischem Boden auseinander geht, als sie in Aegypten verschiedene Namen hatte. Der fruchtbarste Götterbegriff dieser Art ist Neith, Göttin der Urgewässer, des Weltstoffs, griechisch Athene. Daß Neith und Athene eins seien, ist die einstimmige Angabe der Alten, die doch auch ihre Augen hatten und sogar mehr Material zur Verfügung als gegenwärtig wir. Aber im Interesse hellenischer Originalität hält unsere kritische Forschung alten Stils für ihre Pflicht, eine so thörichte Angabe entweder gar nicht zu beachten oder mit kritischer Miene abzuweisen. Anders wir, nachdem uns nicht nur das bischen hellenische Künstler- und Dichtermythologie, sondern das Studium aller Lokalculte diesseit und jenseit des Wassers zur Verfügung steht. Aus diesen Lokalculten ergeben sich die Mittel, jene Angabe der Alten reichlich zu bestätigen und wir glauben kaum, daß man hellenischer Originalität besser dienen kann als durch den Nachweis, was für neue Originalfiguren aus jenen wüsten Geschieben geworden sind.

Neith, Göttin des Weltstoffs und Urnebels, Gemahlin Amun's, des Urgeistes, hat sich irdisch verkörpert im Nilstrom, diesem Ausfluß der Himmelsgewässer, als Net-pe, Neith des Himmels. Priesterliche Schmeichelei ließ in dieser Nilgöttin Netpe die sterbliche Mutter der Kroniden, die Rhea, Kronos' Gemahlin, aufgehen, und hat deren ganze Familiengeschichte an den vormals kosmischen Götterbegriff angehängt. Darum hat Athene außer den kosmischen Bedeutungen der Neith auch die menschlichen Eigenschaften der Kronidenmutter Netpe. Sie ist, wie die Neith,

von keinem Weib geboren. „Ich bin alles, was war, was ist und was sein wird“ (d. h. der Weltstoff), sagt die Göttin von Saïs selbst, „und die Frucht, die ich gebar, ist die Sonne.“ Als Mutter der Sonne wird Athene auch bei den Griechen noch zuweilen gefaßt und als Vater dazu dachte man Phtah-Hephästos, Gott des Urfeuers. Gewöhnlich aber ist Neith-Athene die Gemahlin des Amun, des Urgeistes, und nimmt auf ägyptischen Bildern selber dessen Symbol, den Widderkopf, an. Darum erscheint dieser Widderkopf auch auf der Helmwange griechischer Athenefiguren, z. B. der Athene Giustiniani in Rom. In ihrem ältesten Tempelgemach, im Erechtheum zu Athen, stand jener Hermes, den man später mit Myrtenzweigen zuzudecken für gut fand. Er ist, wie bereits bemerkt, niemand anders als ihr Gemahl Amun, Amun-Re, der in der Sonne verkörperte Urgeist, Hermes trismegistos. Denselben Amun bedeutet die Schlange, die als lebendige Hieroglyphe im Tempel ernährt wurde. Neith selber als Göttin des Weltstoffs wird in Aegypten auch mannweiblich abgebildet. Dieses doppelte Geschlecht oder diese Geschlechtslosigkeit mag der Anlaß zur starren Jungfräulichkeit der griechischen Figur geworden sein. Zu Theben und Amyklä heißt sie „Athene Ogka“. Ogka ist das ägyptische „Anuka“, Erde, also Neith als Anuka, Neith als Erde, weil die Erde natürlich zunächst als Ausscheidung des Weltstoffs und der Urgewässer betrachtet wurde. Aber ebenso leicht konnten die Stoiker die Göttin Athene als Dunstkreis, Weltnebel fassen. Die von Leukipp ꝛc. aufgenommene Atomenlehre des Sidoniers Mochos geht von derselben Anschauung aus. Zu diesen, allerdings nicht aus Homer und Phidias zu ziehenden Vorstellungen kommt die Sagengeschichte der Kronidenmutter Netpe, der niedergestiegenen Neith des Himmels. An die Kronidenmutter, sonst Rhea, denkt man wol zunächst, wenn Neith die große Mutter, Mutter der Götter heißt. Ihr heiliges Thier ist der Geier, Symbol der Mütterlichkeit, weil man glaubte, es gebe blos weibliche Geier. Dieser Geier schwebt in den Schlachtbildern schützend über dem Haupt ägyptischer Könige, mit Standarten in den Klauen, und wird Symbol einer kriegerischen Gottheit. Ganz ähnlich zeigen ihn die Wandplatten Ninive's über dem Haupt der Könige und gegen den Feind gewendet. Nur ist aus dem Geier bereits ein Adler geworden, den man auch in wirklicher Gestalt auf einem Thronboden in Procession einherträgt und schließlich als Feldzeichen auf die Standarte gesetzt hat. So führten ihn wenigstens die Perser und die Etrusker, die so viel Orientalisches sich angeeignet, und von den Etruskern ging er auf die Römer über. Wir sehen also eine kriegerische und mütterliche Göttin zugleich. „Mutter“ heißt Athene an manchen Plätzen Griechenlands. Zu Athen ist sie Mutter des Erechtheus, d. h., wie wir wieder mit einer langen Kette von Gründen nachweisen könnten, des Poseidon-

Typhon, woraus man später freilich das Verhältniß einer Pflegschaft zu machen suchte. Mit ihrem vormaligen Sohn Poseidon wird sie da und dort noch zusammen verehrt und nimmt als Athene Hippia selber dessen Symbol, das Pferd, ursprünglich das Nilpferd des Poseidon-Typhon an. Natürlich kann auch eine Geburtsstätte, die man der Athene anweist, sich nicht auf die Göttin des Urstoffs, sondern nur auf die Mutter der Kroniden beziehen. Athene ist am Tritonsee in Libyen geboren, und dieser Tritonsee oder Bach ist erst nach Kreta, wo man ihn bei Knosos zeigte, und von da nach Böotien in die Ebene des Kopaissees gewandert. Dort lag das ältere im Kopaissee untergegangene Athen und Eleusis. Dort lag auch Theben, die Stadt des Kadmus, des phönikisch-ägyptischen Urgeistes, desselben, der ebenda auch unter seinem ägyptischen Namen Amun und unter dem Bild der Sphinx, dem Bild des Amun-Re, verehrt ward. Er hat sich in so viel Figuren getrennt, als er verschiedene Namen und Formen hatte. Kein Wunder, wenn in dieser böotischen Amunstadt, die selber den ägyptischen Namen Theben beibehält, auch der Göttin Neith ein Stadtthor geweiht ist, und ein anderes, oder möglicherweise dasselbe, den Namen der Athene Ogka, Neith-Anuka führte. Auch die äußern Zeichen der griechischen Figur, Oelbaum und Eule, sind als Symbole der Göttin auf phönikischem und ägyptischem Boden bereits nachzuweisen. Weil Neith das Webeschiff, die Hieroglyphe ihres Namens Neith, auf dem Kopf trägt, ist sie, und zwar nach bestimmter Ueberlieferung schon in Aegypten, nicht minder aber als Athene für die Griechen Göttin des Webstuhls und der künstlichen Arbeit geworden. Weder mit ihrem ägyptischen noch ihrem griechischen Charakter hat diese Aufgabe sonst irgendeinen Zusammenhang. Das „Schöpfungsgewebe" ist eine leere Phrase.

Möge man die Geduld haben, sich auch die parallele Entwickelung des Aphroditebegriffs vorführen zu lassen. Aus dem Wurzelstock der ägyptischen Netpe, der irdisch und sagengeschichtlich verkörperten Göttin Neith, haben noch eine Reihe von Götterwesen sich losgeschält. Die bedeutsamsten sind die phrygisch-griechische Rhea-Cybele, die pelasgisch-griechische Demeter, und die phönikisch-griechische Astarte-Aphrodite, sämmtlich Figuren, die mehr oder weniger in einander übergehen, und denen sämmtlich die Idee einer Kraft der feuchten Erde ganz wie der ägyptischen Neith, zu Grund liegt, und die selber wieder zu Erdgöttinnen werden können. Also auch Aphrodite und Athene sind ursprünglich eins. In der Göttin Neith-Dione, Gemahlin des Amun-Zeus von Dodona, des wehenden Urgeistes, sind sie es auch noch auf griechischem Boden. Jene Dione wird geradezu „Aphrodite" genannt und wie der Aphrodite sind ihr die Tauben heilig. Aphrodite hat im ältern System so wenig als Athene eine Mutter und heißt wie Athene „Schöpferin aller

Dinge, Allmutter, Göttermutter". Sie ist in ihrer kosmischen Bedeutung mit denselben männlichen Göttermächten und Weltkräften verbunden. Athene als Neith, als Stoffmasse, hat von Phtah-Hephästos, dem Urfeuer, die Sonne geboren. Erst zu Athen, als jungfräuliche Göttin, erkennt sie ihren frühern Buhlen nicht mehr an und weist ihn zurück. Derselbe Hephästos ist sowol in alten Lokaldiensten, wie auf Lemnos, als in der spätern Dichtung der gewöhnliche Gemahl der Aphrodite. Athene hat in ihrer Zelle des Erechtheums auch den phallischen „Hermes" als Gemahl. Wir haben gesehen, daß dieser phallische Hermes den in der Sonne verkörperten Urgeist Amun-Re, den dreimal großen Hermes, bedeutet, der zu unterscheiden ist von den jüngern Stufen desselben Namens. Mit diesem Hermes ist auch Aphrodite zu Argos, Samothrake ꝛc. verbunden. Eros, der innenweltliche Schöpfergeist, ist bei den Griechen Sohn der Aphrodite, bei den Aegyptern Sohn der Neith. An letztern Begriff erinnert noch die Fassung bei Hesiod, wenn Eros ohne Mutter aus dem Weltstoff und dem Chaosraum zuerst hervorgeht. Aber wie die ägyptische Athene ist auch Aphrodite mannweiblich, und die Figur des „Hermaphrodit", weit entfernt, eine späte Ausartung zu sein, hält nur den ursprünglichen Begriff fest. Natürlich handelt es sich hier nirgends um menschlich gedachte Figuren, sondern lediglich um Speculationen. Wie ein Athenebild zu Erythrä, so hatte das Aphroditebild zu Sikyon die Weltkugel auf dem Kopf, gewöhnliches Zeichen der Göttin Neith und richtige Erinnerung an die alte Größe. Aber Neith-Athene, als herabgestiegene Netpe, ist zur „Rhea" und Mutter der Kroniden geworden. Wir haben gesehen, wie aus der mütterlich schützenden Göttin die kriegerische Bedeutung sich entwickelt. Diese hat auch Aphrodite. Sie wurde bewaffnet dargestellt zu Askalon und auf Cypern, zu Knidos, auf Kythera, zu Sparta, Korinth ꝛc. Eine Gewaltthat, die Typhon, von Herodot Ares genannt, an seiner eigenen Mutter Netpe-Rhea ausgeübt, hat sich erhalten in der unerlaubten Liebe von Ares und Aphrodite. Derselbe Typhon hat seinen Bruder Osiris ermordet, der von Netpe-Rhea beklagt und gesucht wird. Ebenso sucht und beklagt im Libanon Astarte-Aphrodite ihren ermordeten Liebling Adonis und Kybele-Rhea in Kleinasien ihren Liebling Attis. Wenn auch das Verhältniß von Mutter und Sohn dabei verloren ist, so bleibt doch ein ähnliches durch Verschiedenheit des Alters angedeuteles zurück. Aphrodite mußte sich schließlich mit Persephone in den abwechselnden Besitz des Adonis theilen, d. h. sie theilt ihn mit dessen Gemahlin Isis-Persephone, an deren Seite Osiris-Hades-Adonis in der Unterwelt residirt. Da die sterbliche Rhea, die Kronidenmutter, auch geboren und gestorben ist, so müssen die kosmischen, in sie herabgestiegenen Begriffe sich gleichfalls dazu bequemen. Wie die Geburtsstätte der Athene am

wandernden Fluß Triton, so hatte man die Geburtsstätte der Aphrodite, neben ihrer speculativen Entstehung aus dem Meer ꝛc., auf Cypern und zeigte zu Paphos auch ihr Grab.

Aber unter dem Namen „Aphrodite“ erscheinen auch Eigenschaften und Bedeutungen, die mit dem Bisherigen nicht vereinbar sind. Es gibt eine „schwarze, nächtliche Aphrodite, eine Todes- und Grabesgöttin, Aphrodite Hades und Erinnys“. Zu Athen heißt Aphrodite die „älteste der Mören“, der Schicksalsgottheiten. Wer das alles aus derselben Wurzel mit der Göttin befruchtender Gewässer erklären will, hat allerdings Raum für den tiefsten Tiefsinn. Wer aber weiß, daß die ägyptische Unterweltgöttin „Hathor“, die zu Denderah in Oberägypten und zu Athribis im Delta residirt, an beiden Orten von den Griechen „Aphrodite“ genannt wurde, dem wird einleuchten, daß diese grundverschiedene Figur es ist, die auch auf griechischem Boden in den Aphroditebegriff sich eingeschoben. Hathor ist Nacht und Schicksal und Erinnys, ägyptisch Iri-n-ose, Wächterin der Vergeltung. Die Dreiheit der griechischen Erinnyen entspricht der Dreiheit der ägyptischen Raumgottheiten: Pacht-Ilithyia, Urraum; Sate, innenweltlicher oberer, und Hathor, innenweltlicher unterer Raum. Diese drei Mächte des Raums überwachen alles, was in ihnen vorgeht, Sonnenlauf und Menschenschicksal. Warum die Hathor, als deren Gemahl der in der Unterwelt ausruhende Sonnengott gedacht wird, bei den Griechen Aphrodite heißt, mögen sie selbst verantworten. Ob ihnen das Angesicht der Unterweltgöttin, das aus den Säulenhäuptern von Denderah schaut, so anmuthig vorkam; ob im Begriff der Nacht ihnen die Liebe zu ruhen scheint; ob sie die Schlingen, die man in Händen der Hathor sieht und die wahrscheinlich dienen Verbrecher zu fangen, für Liebesschlingen hielten — genug, die schwarze, nächtliche Aphrodite, die Aphrodite Hades und Erinnys ist Hathor.

Wir erlauben uns, diese Entwickelungen und Zersetzungen vielbesprochener Stoffe zum Theil mit Worten, die wir früher schon gebraucht („Geschichte der Kunst“, Bd. 2), einem vorurtheilsfreien Publikum vorzulegen in der Hoffnung, daß man die nüchterne Consequenz, die hartgetretenen Pfade nicht verkenne, die mitten durch üppige Wiesen hindurchführen. Man hat uns hingestellt als einen, der allem Alten den Krieg erklärt; so möge man sich auch sagen lassen, warum. Vielleicht besinnt sich doch der oder jener, angesichts unserer naturwissenschaftlichen Methode, und hütet sich weiter zu gehen in den alten Irrgärten, wo Willkür und Eigensinn, Scrupel und Schwindel sich umtreiben oder lagern, wie in Urzeiten Iguanodon und Ichthyosaurus, Meerigel und Pterodaktylus. Vielleicht gelingt es, Achtung zu erwerben für ein Gebiet, das bis dahin keine genießt, weil mehrere seiner Hauptvertreter selber

kein Bedürfniß nach wissenschaftlicher Nothwendigkeit, und weil sie Achtung nur vor der eigenen Willkür haben.

Bei der vollständigen Umbildung, den die Begriffe Athene und Aphrodite durch griechische Kunst und Dichtung gewonnen, mag es etwas schwierig sein, zumal in der Schule von Vorurtheil, in welcher man selber aufwächst, dem Weg beider Entwickelungen in die gemeinsame Wurzel zu folgen. Räthselhaft ist, wie man diesen Weg auch bei einer Götterfigur wie Dionysos-Osiris verkennen konnte. „Dir brauch' ich ja nicht zu sagen", redet Plutarch die Priesterin an, der er sein Buch über Isis und Osiris widmet, „daß Dionysos und Osiris eins sind." Aber wiederholen muß man es den Mythenforschern, welche glauben, alles das sei nicht vorhanden, von dem sie selber nur den Kopf abwenden. Mit Osiris-Dionysos sind wir rein auf sogenanntem geschichtlichen Boden, während die eben besprochenen Figuren Athene und Aphrodite kosmische Kräfte vorstellen, an die etwas Sagengeschichte sich angehängt. Osiris, der vergötterte Urkönig Aegyptens und Gründer des ägyptischen Staats, hat seine oberweltlichen Schicksale und Thaten, seine ganze Familie an den asiatisch-hellenischen Himmelsgott „Zeus" abgegeben. Wir müssen darauf zurückkommen, wenn wir zuvor einen Blick auf die asiatischen Religionsprocesse geworfen. Aus dem unterirdischen Beruf, den Osiris nach seinem Tod als Herrscher und Richter in der Unterwelt antrat, wurde eine neue Figur gebildet, „Hades". Mit diesem Hades wird von den Griechen selber gleichgesetzt „Dionysos". Das geschieht mit vollkommenem Recht. Bereits auf den ägyptischen Darstellungen des Seelengerichts, wo Osiris-Hades als Vorsitzender thront, erscheint das Pantherfell und der Thyrsusstab des Dionysos neben ihm angedeutet. Der Panther des Osiris-Dionysos bezeichnet auch in etruskischen Gräbern die Unterwelt, und beiden Göttern ist der Epheu heilig. Osiris, der ermordete, auferstandene Gott, ist in die Unterwelt gestiegen, um die Todten zu richten. Der griechische Dionysos stieg gleichfalls hinab, und ist wenigstens in den Mysterien noch der Erlöser von den Höllenstrafen. Wie Osiris, so hatte auch Dionysos einen Culturzug bis nach Indien gethan, und wie Osiris den Weinbau verbreitet. Aus der Götterbegleitung des Osiris bei diesem Zug sind die Satyrn und Silen, nicht minder aber Chariten und Musen — diese wieder nach bestimmter Versicherung der Alten — geworden. Die ägyptischen Figuren, die Plutarch Musen nennt, zwei Göttinnen des Namens Me, mit Artikel Tme, haben auf dem Kopf eine Straußfeder, den Anfangsbuchstaben ihres Namens Me. Darum wächst auch den griechischen Musen zuweilen noch eine Feder mitten aus dem Kopf heraus. Erkläre das jemand auf anderm Weg! Und ist man denn wirklich im Stand anzunehmen, die alten Helikonbewohner hätten

Begriffe wie „Gesang, Nachsinnen, Erinnerung" mit Leibern bekleidet und solche Geschöpfe der eigenen hohlsten Abstraction zu Schutzgeistern ihres Gebirgs gewählt?

Und ebenso die alten Minyer von Orchomenos, die den Chariten, den Göttinnen des Gesellschaftreizes, ihre Stadt geweiht? Unsere Kritiker sind allerdings geneigt, ihre eigene „Kritik" anzubeten; im übrigen halten wir eine solche Abstractionskraft und -Lust nicht für menschenmöglich. Es dürfte gerathener sein, wie die Alten selbst, an Bruchstücke eines großen Schiffbruchs zu denken, vormals menschlich lebendige Wesen, die zum Rang der Göttlichkeit nicht einzeln, sondern in großer Gesellschaft, mit dem ganzen Kronidenhaus zugleich befördert wurden. Es heißt bei Diodor: Osiris, der Gesang und Tanz liebte, habe auf seinem Weltculturzug schöngebildete Frauen und Jungfrauen um sich gehabt, und daraus seien die griechischen Musen geworden. Wir dürfen hinzufügen, „auch die Chariten", die den griechischen Dionysos begleiten. Die Weiber in Elis riefen: „Komm Held Dionysos in den heiligen Meerestempel, mit den Chariten in den Tempel mit dem Stierfuß laufend, heiliger Stier, heiliger Stier!" Ein Stier ist Dionysos, weil das heilige Thier des Osiris gleichfalls ein Stier ist. Ganz wie Osiris als menschenköpfige Stiergestalt erscheint Dionysos auf den großgriechischen Münzen. Da Osiris als Mensch seinen Tod gefunden, und zwar einen gewaltsamen, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir auch bei Dionysos eine ähnliche Sage suchen. Dionysos ist zerrissen worden, und wie man in Aegypten das Grab des Osiris zeigte, und das Grab des Osiris-Zeus auf Kreta, so zeigte man das Grab des Osiris-Dionysos im Allerheiligsten des Tempels zu Delphi.

Der Sarg des Osiris war zuerst nach Byblos in Phönizien geschwommen, wurde dort von einer Erikastaude umwachsen, und wurde sammt dieser als Säule unter das Dach des Königs gestellt. An dieses Schicksal der Leiche erinnert noch ein Beiname, den Dionysos in Theben hatte, „der von der Säule umfaßte". Isis suchte und fand den Sarg, und begann die Klage, die in immer weitern Kreisen unter verschiedenen Namen desselben Leidenden, Adonis, Attis, Dionysos, die ganze alte Welt erfaßte. Es war ein Gott, in dessen Leid man die eigenen Leiden werfen konnte. Aber wenn in Kleinasien und Griechenland die Trauer um den gestorbenen Gott in den Herbst, in die Zeit der sterbenden Jahresblüte verlegt wird, und die Freude über den auferstandenen Gott mit der auferstehenden Natur im Frühling zusammenfällt, so ist doch ursprünglich von solchem Naturgefühl in der Sage nichts vorhanden. Klage und Jubel fallen bei den Aegyptern und Phönikern in den Raum weniger Tage zusammen. Der von Isis zurückgebrachte Leichnam ward von Typhon zerrissen, zerstückt und zerstreut.

Isis suchte auch die Stücke zusammen, fand sie aber nicht vollständig wieder. Zur Erinnerung an das Fehlende trug man in Aegypten und Griechenland beim öffentlichen ländlichen Feste dieselben Gebilde umher. An Naturkraft ist auch hierbei nicht zu denken. Wenn in Theben Semele, vermuthlich eine historische Person, zur Ehre der Dionysosmutter erhoben wurde, so faßte man anderwärts richtiger die Dione, also Netpe-Rhea, des Osiris-Zeus Mutter, als Mutter des Dionysos.

Wir sollten meinen, daß hiermit auch Osiris und Dionysos genugsam aneinander gekettet seien. Wer aber mit unserm Schlüssel das angesammelte Material, sei es in den phantastischen Geschieben bei Creuzer oder in den geordneten Paragraphen bei Gerhard berührt, dem werden noch gar manche Gründe zufliegen und sich ordnen wie Eisenfeile am Magnet. Wenn unsere Vergleichung zwischen Horus und Apoll, Thot und Hermes, Neith und Athene-Aphrodite, Osiris und Dionysos überzeugend ist, dann möge man das Vertrauen fassen, daß wir über alle andern Figuren in gleicher Weise Herr sind, und möge nicht vorschnell absprechen, wenn man z. B. hört, daß auch Ares und Poseidon in dieselbe Wurzel, in die sagengeschichtliche Figur des Typhon zurückgeleitet werden. Eine Entwickelung ergänzt und trägt die andere, und das Ganze gibt ein Ideengeflecht, das von keinem Vorurtheil und Eigensinn mehr durchbrochen werden dürfte. Die einzelnen Begriffe sind nicht mehr ein phantastisches Wogen und Schillern, alles und nichts, sondern feste Ringe, handgreifliche Charaktere, lehrbar und lernbar.

Wir müssen nur die Wege noch andeuten, auf denen das Herüberleiten von so viel ägyptischer Anschauung möglich wurde. Da die Ideen ägyptisch sind, ihre Namen, wie Ilithyia, Kabiren &c., aber phönizisch oder kanaanitisch, so bleibt nur eine einzige Brücke: jene aus Aegypten verdrängten kanaanitischen Völker, welche einige Jahrhunderte abwärts und aufwärts vom Jahr 2000 über Aegypten geherrscht hatten, dann aber neue Wohnsitze suchen mußten. Diese Kanaaniter sind die „Pelasger" Griechenlands — eine Annahme, die schon viel Unwillen erregt hat. Während die bodenlose Hypothese von Curtius, der in den Joniern eine Urbevölkerung asiatischer Küsten sieht und ihnen alles zuschreibt, was die griechischen Historiker und er selber, solange er noch auf bessern Spuren ging, den Phöniziern zugeschrieben — während diese Hypothese, die aller historischen Ueberlieferung ins Gesicht schlagen muß, um eine bodenlose Speculation an die Stelle zu setzen, die bereitwilligste Aufnahme fand, ist die Hypothese Röth's, die Pelasger seien Semiten, mit indignirter Verachtung abgewiesen worden. Ganz natürlich, denn auf jenem Weg wird der semitische Einfluß beseitigt, auf diesem wesentlich vermehrt. In den reinen hellenischen Adern aber semitisches, beinahe jüdisches Blut anzunehmen, dazu kann und will man einmal sich nicht verstehen. Es wird nichts helfen, denn jene

Hypothese, zunächst nur auf Namensvergleichung (Pelasger, Pelethi, Philistäer rc.) und Religionsvergleichung gegründet, können wir jetzt mit den Nahrungskräften des hellenischen Bodens noch in gar manchem Punkt befestigen und ergänzen. Vor allem ist der Grundirrthum aufzugeben, daß die Pelasger ein ganzes Volk und ihr Namen über ganze Länder auszudehnen sei. Wir finden die pelasgische Bevölkerung immer nur in kleinen Haufen, an einzelne feste Plätze gelehnt, und zwar immer zunächst in den leichtzugänglichen Meeresebenen. Offenbar haben sie in bereits bevölkerte Länder da und dort sich gewaltsam eindrängen müssen, und werden selber später durch hellenische Einwanderung zum Theil von der See abgeschnitten und ins Gebirg geschoben. Wenn wir als angeblichen Besitz der Pelasger das Lykäongebirg in Arkadien nennen hören, so war es nicht dieses rauhe Gebirge, das die Fremden anzog, sondern das ebene Küstenland von Elis, Land Elisa der Bibel, das von diesem Gebirge aus westwärts überschaut wird.

Einer der Bäche dieses Landes, wie auch ein Bach auf der Zwischenstation Kreta, heißt „Jordan", Jardanes, offenbar eine Hinterlassenschaft der kanaanitischen Pelasger. Sie wurden später durch die Pylier aus Elis verdrängt und setzten sich im Gebirge Lykäon fest, von wo alle Cultur Arkadiens ausging. Dort finden wir den der Sage nach ältesten Mauerbau, die kyklopisch umschanzte Stadt Lykosura. Auch der sogenannte kyklopische Stil ist kanaanitisches Erbe und findet sich in Kanaan und dem Ostjordanland wieder, z. B. zu Rabbath Ammon. Dort hatte der Riesenkönig Og von Basan 60 Städte mit hohen Mauern, Thoren und Riegeln. Es war ein Riesenvolk, das jene Städte gebaut, es waren Kyklopen. Der Name Kyklop selber ist semitisch und bedeutet Steinhauer. Aber noch unzweideutiger für die Herkunft der Pelasger zeugt in demselben Gebirge ein ganzes unverfälschtes Nest von ägyptisch-kanaanitischen Götterdiensten. In ihrer Tempelzelle bei Phigalia saß die in der untern Hälfte fischgestaltige „Eurynome", d. h. die Göttin Derketo von Askalon, und in benachbarter Grotte die pferdeköpfige „Demeter", d. h. die nilpferdeköpfige Netpe. Aus dem fruchtbaren Wurzelstock der ägyptischen Kronidenmutter hat sich, wie bereits bemerkt, nicht nur Aphrodite, sondern auch Demeter abgelöst. Zur Erinnerung an die ursprüngliche Einheit trug sie die Symbole der Aphrodite, Taube und Delphin, noch auf den Händen, und war pferdeköpfig, zur Erinnerung an die Gewaltthat ihres Sohnes Ares-Poseidon-Typhon, dessen heiliges Thier in Griechenland das Pferd, in Aegypten das Nilpferd war. Dazu kommt in Lykosura „Pan", ungeschwächt in seiner ägyptischen Bedeutung als einer der größten Götter, und ägyptische Mysteriendienste rc. Aus diesem Pelasgergebirge Arkadiens führte Oenotrus, heißt es, der Sohn jenes Städtebauers Lykaon, die älteste

Colonie nach Italien. So könnten sich die kyklopischen Städte im Hernikergebirge, Alatri, Norba, Segni, erklären. Aber außer jenem Pelasgergebirge in der Südwestecke Arkadiens gab es in Griechenland nur noch zwei Plätze, wo pelasgische Bevölkerung saß: die kleine Ebene von Argos und die größere von Thessalien — immer die Meeresebenen. Eine solche wurde auch im pelasgisch gebliebenen Theil von Kreta, südlich vom Ida, durch die Pelasger behauptet: die Ebene von Gortyna, der gottgebauten, d. h. kyklopisch umschanzten Stadt. Zu Argos zeugen mannichfache Sagen, kyklopische Burgen, der Burgname Larisa ꝛc. für pelasgische Vorzeit. Ein pelasgischer Priester, heißt es, übertrug von Argos den Geheimdienst der Demeter nach Eleusis. Dieser Geheimdienst, der auch im arkadischen Pelasgergebirge heimisch war, ist gleichfalls ägyptisch und beschäftigt sich mit scenischer Darstellung der Schicksale des Kronidenhauses. Der dritte Pelasgersitz Griechenlands war die thessalische Ebene. Von dort, wo es vier Larissen gab, durch hellenische Stämme vertrieben, entwichen sie zum Theil ins Gebirge von Epirus und versetzten ihr altägyptisches Orakel, das Orakel des Zeus Ammon von Theben, aus einem früher mitten in der Ebene gelegenen Ort Skotussa nach Dodona hinauf. Der Name Dodona ist als Dodan, Dedan ein kanaanitisch-phönizischer Stamm- und Landesname. Ganz Epirus steckt voll kyklopisch-pelasgischer Mauerreste. Aber dieselbe Zerstörung des thessalischen Pelasgerstaats soll einzelne Scharen nach allen Seiten zerstreut haben. Sie kamen auf die Inseln des Aegäischen Meers und nach Kleinasien, bauten daselbst Larissen, aber immer nur als kleiner Haufen, und erscheinen als solcher in dem alten Commentar, der als Völkerverzeichniß in die „Ilias" eingeschoben ist. Auch das überfüllte Epirus konnte so wenig als früher Kreta den Zuwachs fassen und gab seine Pelasgerscharen nach Italien weiter. Dort suchten sie abermals die größte Ebene an der Pomündung und hinterließen in den „philistinischen" Gräben daselbst eine Erinnerung an ihren ursprünglichsten Namen. Sie rückten aber auch landeinwärts und nahmen Cortona mitten in Umbrien. Der Name Cortona, Gorthynaia, erinnert nicht nur an Gortys, die steilgelegene Stadt in der Nähe des arkadischen Pelasgergebirgs, sondern auch an Gortyna auf Kreta, jener Hauptstationsinsel aller kanaanitischen Wanderung.

Dieses Entzweigehen eines thessalischen Pelasgerstaats mit den genannten Folgen ist nicht unsere Erfindung, sondern der Bericht des sehr verständigen Geschichtschreibers Dionys von Halikarnaß. Wir haben nur die Aufgabe, seinen Bericht durch Lokalspuren zu bestätigen, und thun es nach derselben naturwissenschaftlichen Methode, die uns beim Verfolgen religiöser Begriffe leitet. Eben darum müssen wir ablehnen jede Ausdehnung des Pelasgernamens, wie es bei Herodot geschieht, auf

ganze Völker, wie die Arkadier, Jonier ꝛc. Keine einzige Charaktersage gibt ein Recht dazu und überall treten die wirklichen Pelasger in scharfen Gegensatz zu den Völkern von angeblich pelasgischer Herkunft. Jener pelasgische Stamm, der in kyklopischem Stil die ältesten Mauern der Burg von Athen baute, erhielt das Land am Hymettus zum Lohn dafür, ward aber vertrieben, weil er das Land allzu schön machte, und die Athener selbst danach lüstern wurden. Nun sind aber Athener und Jonier, die sich dermaßen müssen helfen lassen, nach Herodot selbst ursprünglich Pelasger, ein Verhältniß zu den ganzen und wirklichen Pelasgern, aus dem er selber nicht klug wird. Die Vertriebenen, heißt es, nahmen einige Inseln im Norden des Aegäischen Meers ein und stifteten die Mysterien von Samothrake — abermals einen ägyptisch-kanaanitischen Dienst, der noch spät in ihrer eigenen, nicht griechischen Sprache gefeiert wurde, den Dienst der Kabiren, d. h. der Mächtigen. Es sind die acht großen innenweltlichen Götter Aegyptens. Man zählt diese Achte zuweilen sämmtlich als Kabiren auf, zuweilen auch nur die vordersten zwei, den Pan-Eros, den Schöpfergeist, und Hephästos, das Urfeuer. Diese beiden, als Söhne Amun's Dioskuren genannt, haben sich niedergelassen in zwei lakedämonische Heroen, Kastor und Polydeukes, sodaß auch diese, mit demselben Misbrauch des Namens Zeus für Amun, Dioskuren, Söhne des Zeus, heißen. Aus dem Weltei der Aegypter, aus dem sie als die ersten innenweltlichen Götter hervorgingen, ist das Ei ihrer Mutter Leda geworden.

Nicht minder als jene Pelasgersitze in Arkadien, Argos, Epirus, ist die Ebene des Kopaïssees voll von ägyptisch-semitischen Erinnerungen. Böotien war ein semitisches Land, theils durch die aus Thessalien eingerückten „Minyer“ (der Gründer von Orchomenos ist ein Sohn des nordthessalischen Flusses Peneios; der Name Minyer erinnert an die semitischen Milyer in Lykien ꝛc.), theils durch die, wie es scheint zur See gekommenen „Kadmeer“ (in Chalkis auf Euböa, dem Thor des Sundes, soll Kadmus Araber zurückgelassen haben). Wer vom Helikon herunter auf die religionsgeschichtliche Landkarte dieser Ebene schaut, dem wird auch klar werden, wie der am Helikon hausende Hesiod zu seiner Theogonie gekommen ist. Sie ist das aus den Fugen gegangene ägyptisch-phönizische System. Zwar aus der viereinigen Urgottheit der Aegypter hat er nur ein einziges Mitglied, Chaos, den Urraum, gerettet (ägyptisch Pacht-Ilithyia), läßt aber ganz richtig aus diesem Chaos zuerst den Eros, den weltschöpferischen Liebesgott, hervorgehen. Als solcher wurde Eros im benachbarten Thespiä verehrt. Er ist nach Olen's altem Hymnus ein Sohn der Ilithyia. Natürlich, Eros, der erste innenweltliche Schöpfergeist, kann ebenso wol als Sohn der Göttin des Urraums, Ilithyia, denn als Sohn der Göttin des Weltstoffs,

Aphrodite, gefaßt werden. Wir sagen nicht, daß sein ägyptisches widderköpfiges Bild (Eros als Entwickelungsstufe des Amun, des Urgeistes) schöner sei als das Erosbild, welches Praxiteles in den Tempel von Thespiä lieferte. Aber niemand wird den tiefsinnigen Erosjüngling des Praxiteles verstehen, der nicht die Bedeutung des ägyptischen Urbildes kennt. Hesiod selber weiß mit seinem Eros nichts weiter anzufangen, läßt ihn wieder fallen und beeilt sich zwölf Titanen aufzuzählen, Namen, die er gleichfalls nicht mehr versteht. Sie sind aber Stück für Stück, oder mit ganz geringer Verschiebung, nachzuweisen als die innenweltlichen Götter Aegyptens, jene Theile und Kräfte der Welt, aus denen diese ohne Lücke sich zusammensetzt. Nur statt Uranos und Gäa, Himmel und Erde, die Hesiod zu Aeltern der ganzen Schar macht, werden die gleichfalls ägyptischen Figuren Themis und Mnemosyne eingeschoben. Dazu kommen, um die Zwölfzahl voll zu machen, die vier Formen der herabgestiegenen, in Aegypten verkörperten Urgottheit, Okeanos (Okkam, der Nil), Tethys, Kronos und Rhea. Kronos, die Urzeit, und Rhea, die Himmelsgewässer, hat man sich verkörpern lassen in den irdischen, sterblichen Aeltern des Kronidenhauses, und hat damit die Sagengeschichte dieses Hauses an jene kosmische Speculation angehängt. Wir finden bei Hesiod die Sage vom goldenen Alter, wo die Menschen wie die Götter lebten, oder wo es nach ägyptischer Vorstellung noch gar keine Menschen, sondern nur Götter und selige Geister gab. Dieser glücklichen Zeit machte Kronos ein Ende. Wenn seine nothwendige schöpfungsgeschichtliche That, durch die er den weitern Zeugungen Einhalt thut, noch der speculativen Auffassung des Urzeitgottes (ägyptisch der krokodilköpfige Sevek) angehört, so liegt, wie bereits bemerkt, dem Giganten- und Titanenkampf eine wirkliche Erinnerung an die ägyptische Urgeschichte, der Thronstreit des Osiris-Zeus mit seinem Vater, dem sterblichen Gemahl der Rhea, zu Grund. Verschoben ist auch diese Sage, denn während im Aegyptischen die Giganten auf Seite des Kronos kämpfen, und Osiris-Zeus sammt Mutter und ganzer Familie die Titanen unterstützt, hat im Griechischen Zeus die Giganten für sich und bekämpft die Titanen, die im Aegyptischen die guten großen Götter sind, Totunen, Kämpfer, genannt. Auf diesen Thronstreit mit dem bösen Vater folgt nach Stiftung des ägyptischen Staats ein zweiter Thronstreit des Osiris-Zeus mit Typhon, seinem bösen Bruder. Auch dieser Kampf, der nicht minder ein historisches Ereigniß ist, erscheint in Hesiod's Theogonie. Nur darf bei den Griechen, wo Zeus zum obersten und unsterblichen Gott geworden war, nicht Zeus der unterliegende Theil sein, wie in Aegypten, sondern Typhon, der zu einem ungeheuern Drachen sich gesteigert hat. Daß Zeus mit seiner ganzen Familiengeschichte in der That dem Osiris, dem oberweltlichen Osiris ent-

spricht, wie Dionysos dem unterweltlichen, bleibt uns noch nachzuweisen. Nur müssen wir zuvor einen Blick über den Religionsboden Asiens thun, wo die andere Hälfte des hellenischen Zeus, der Himmelsgott, daheim ist.

Literatur und Kunst.

Xenien-Literatur.

Wunderbares Volk diese Deutschen, daß sie selbst in dieser furchtbar ernsten Zeit nicht aufhören zu spaßen, ja daß sie noch in diesem Augenblick, wo die Wolken der Geschichte so drohend auf uns herniederhangen, noch immer Zeit und Stimmung finden, sich um die Literatur zu bekümmern nnd Bücher über Bücher zu schreiben! Indessen Gott erhalte uns diese Laune; wer nicht mehr scherzen kann, taugt auch ganz gewiß nicht zum Ernst und auch ein richtig verstandenes literarisches Interesse liegt ja den allgemeinen Interessen des Vaterlands und seiner geschichtlichen Entwickelung gar nicht so fern, wie viele noch immer glauben. Die Hauptsache ist nur, daß der Spaß gesund und die Theilnahme an der Literatur eine aufrichtige und unbefangene ist; beides trifft zusammen in einem kleinen anonymen Schriftchen, das soeben unter dem Titel „Satyros" bei Zeh in Dresden erschienen ist und das wir deshalb auch mit freudigem Zuruf willkommen heißen. Den Hauptinhalt bildet eine Reihenfolge elysischer Scenen: „Gestern und Heute". Der Verfasser führt uns hinüber in die elysischen Gefilde, in das Gebiet der Dichter, wo Goethe und Schiller beieinander ruhen; verschiedene Schattenwesen, wie ein „verblichener Hofrath", ein „aufgeknüpfter Dichter" ꝛc. treten auf und geben Veranlassung zu allerhand Spott- und Stachelreden über den dermaligen Verfall der deutschen Poesie. Der Witz, den der Verfasser dabei entwickelt, ist nicht besonders scharf oder glänzend, doch gibt sich in dem Ganzen ein gebildeter und richtiger Geschmack und ein gesundes und unabhängiges Urtheil kund. Seine Pfeile richtet der Dichter vorzugsweise gegen die angebliche neue Realistenschule, wobei besonders ein bekannter Kritiker ziemlich schlecht wegkommt; auch Gervinus, wegen der bekannten, nun aber freilich nachgerade verjährten Vorrede zum fünften Band seiner „Deutschen Dichtung", wird nachträglich ein wenig gerupft. Auch Geibel, Frau Birch-Pfeiffer und andere werden im Vorübergehen gestreift; selbst die kürzlich begangene Schillerfeier, die wol überhaupt das ganze Schriftchen ins Leben gerufen hat, gibt Veranlassung zu einigen satirischen Seitenhieben. Doch bleibt diese Satire durchweg in den Schranken künstlerischen Maßes, wozu nicht wenig die strenge und schöne Form beiträgt, in welche der Verfasser seine Scherze gekleidet hat. Die Sprache ist wohllautend und melodisch und auch Vers und Reim werden vom Verfasser mit mehr als gewöhnlicher Sicherheit gehandhabt. Zur nähern Charakteristik des Ganzen möge die nachstehende Stelle dienen. Der „verblichene Hofrath" läßt sich im Elysium Schiller vorstellen und

beschreibt ihm das Schillerfest, wie man es in Deutschland durchschnittlich gefeiert hat (Seite 8):

Ihre Büste ganz in Cactus;
Früh in sieben Schulen Actus;
Matineen mit Festcantaten;
Mittags Reh- und Hasenbraten
Mit Betrachtung Ihrer Thaten
Durch berühmte Literaten;
Zwanzig Thaler für Medaillen
Zur Vertheilung an Canaillen
In der nahen Armenstiftung,
Deren Lärmen wie Vergiftung
Täglich meine Tage kürzte
Und in frühes Grab mich stürzte;
Für die Schillerfeier dreißig
Thaler; nachmittags was weiß ich
Alles, abends ins Theater;
Unterdessen wie ein Krater
Flammend jedes Fenster meines
Hauses, nachts noch allgemeines
Festsouper, mir ohne Schonung
Bietend, was die eig'ne Wohnung
Mir zu Mittag auferlegte.

Sodann einige Stellen aus dem „Chor verklärter Dichter", der das Ganze schließt:

Werde dem Tüchtigen
Ehre geweiht,
Welcher die flüchtigen
Rosse der Zeit,
Da ihm die Sonne der Erde noch tagte,
Kühn nach dem Ziel der Unsterblichkeit jagte!
Ob im Getümmel des Kampfes er fällt,
Fallend ersiegt er die kommende Welt.

Jedes neuen Sängers Walten
Ist ein Aufersteh'n der alten,
Wenn über gold'ne Saiten
Finger Erkorener gleiten,
Hallen die lange verklungenen Lieder
Rings von den Harfen der Schlummernden
[illegible] wider.

Du, ewig gewesen und immer neu,
In tausend Gestalten dir selbst getreu,
Schönheit, dem göttlichen Vater gleich,
Die wir Verklärten in eig'ner Wonne
Selig genießen, es komme dein Reich
Strebenden unter der irdischen Sonne,
Daß nicht die Mühsal ins Endliche währe,
Daß sich zum Frieden die Zwietracht verkläre!
Wir dann verlassen holde Befangenheit
Dieses Gefildes in festlicher Fahrt,
Und mit der Zukunft lebt die Vergangenheit
Ewige selige Gegenwart.

R. P.

Correspondenz.

Aus London.

April 1860.

U. Mit Ostermontag hat, wie gewöhnlich, die londoner „Season" ihren Anfang genommen. Her Majesty's Theater, welches längere Zeit bankrott gewesen ist, hat einen neuen waghalsigen Unternehmer gefunden, der diesen Musensitz innerlich und äußerlich neu und schön hat decoriren lassen und die bedeutendsten italienischen und deutschen Künstler durch den Magnetismus des englischen Goldes über den Kanal zu sich herangezogen hat. Das Haus wurde eröffnet mit „Martha" und Frl. Tietjens in der Titelrolle sowie Giuglini als Lionel errangen sich ungeheuern Beifall. Ebenso großen

Erfolg hatte das Conventgardentheater, welches nach wie vor unter der Direction des Hrn. Gye steht und mit Meyerbeer's „Dinorah" (wie man hier die „Wallfahrt nach Ploërmel" nennt) eröffnet wurde; hier erhielt Signora Miolan Carvalho, eine bisher dem englischen Publikum unbekannte Größe, den Lorber, während die übrigen Sänger weniger hervorragende Talente documentirten. In den übrigen londoner Theatern macht sich während der Osterwoche die Canaille lustig, welche überhaupt von Rechts wegen die Hauptrolle in dieser Woche spielt. Die Polizeiberichte sind daher auch jetzt ungewöhnlich lang und interessant, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen einen Vorfall daraus hier mitzutheilen, welcher für das Leben der untern Volksklassen in London äußerst charakteristisch ist.

John Keating, ein irischer Schuster, dessen Gesichtszüge zur einen Hälfte von einem Bart, zur andern von Schmuz „verdunkelt" waren, wurde beschuldigt, Ellen Lawler mit einem Messer ins Gesicht gestochen zu haben. Die Klägerin, deren linke Gesichtshälfte von einem ungeheuern Stücke Heftpflaster bedeckt war, wandte sich an den Richter mit den Worten: Bitt' Eu'r Gnaden, mein Name ist Ellen Lawler.

Gerichtsauditor: Und was ist der Name Ihres Mannes?

Klägerin: Pat Breschannan. (Gelächter.)

Gerichtsauditor: Dann sollte ich denken, daß Ihr Name auch Breschannan wäre.

Klägerin: O heiliger Herrgott, Eu'r Gnaden, mein Name ist Ellen Lawler.

Gerichtsauditor: Wie ist das möglich, wenn er Ihr Mann ist? Ich glaube, Sie meinen, daß Ihr Jungfernname Lawler war?

Klägerin: Ja, mein Jungfernname und mein Nam' auch jetzt; denn obwol ich Pat meinen Mann nenne, so sind wir doch nicht verheirathet; aber mer haben eben 'ne gute Weile zusammengelebt, und er ist auch ein guter Mann, das ist er.

Gerichtsauditor: Warum sagten Sie nicht gleich, daß Sie nicht verheirathet sind? Nun, fahren Sie fort in Ihren Aussagen.

Klägerin: Nun, am Sonnabend Abend saß ich mit Pat beim Nachtessen, und wer sollte da wol hereinkommen als Moggy Dunk? Sodann sag' ich: „Setz dich, Moggy Dunk und iß mit uns"; aber dann wurde sie eklig, Eu'r Gnaden, und fing an zu schimpfen und zuletzt sagte sie: „Wenn du ein Weib bist, so komm herunter in den Hof und da woll'n wir's abmachen." „Ganz gut, Mog", sag' ich, „will schon kommen, weißt ja wohl, daß ich mich nicht vor dir fürchte"; und sie sagt: „Nein, weiß schon, weiß schon, du bist zu gut für mich", und da hat sie auch ganz recht, Eu'r Gnaden, weil, wenn ich auch man ein ruhiges Weib bin, ich doch für mich selbst herauskommen kann wie irgendeine; ich wollte ihr übrigens nicht weh thun, auch niemandem sonst nicht. (Gelächter.) Nun, als wir herunterkamen, wurden wir ruhig und wollten gar nicht boxen; aber da war ein Haufe vor der Thür, und der Angeklagte da rannte auf mich zu und gab mir eine Portion mit seiner Faust ins Maul, daß alle meine Zähne knackten, und dann fuchtelte er wieder auf mich los mit etwas, das er in seiner Hand hatte, was ein Messer war, und stach mich ins Gesicht. So schrei ich denn: „Pat, sag' ich, er hat mir 'n Loch ins Gesicht gemacht mit seinem

Messer, und ich bin ganz todt" (Gelächter), und dann machte ich mich weg, und Pat rannte heraus und packte ihn am Kragen; das Loch geht nicht ganz durch die Backe, aber 's ist ein Schmeißer und ich hoffe, daß Eu'r Gnaden mich schützen wird (Gelächter).

Pat Breschannan: Als der Kerl da meine Frau stach.

Gerichtsauditor: Sie sagt, daß sie gar nicht Ihre Frau ist, obwol sie mit Ihnen lebt.

Pat: Das thut sie auch; und ein ehrliches Weib ist sie, das ist sie.

Richter: Warum macht Ihr sie nicht zu einer ehrlichen Frau?

Pat: Ich meine nicht so; aber ich meine, sie ist zu ehrlich, um sich bei einem einzumengeln.

Gerichtsauditor: Jedenfalls kann sie gut boxen, wie sie selbst sagt.

Pat: Es ist ein prächt'ges Weib, Eu'r Gnaden; eine wahre Perle, da läßt sich nichts dagegen sagen.

Richter: Warum heirathet Ihr sie denn nicht?

Pat: Nun, das werde ich schon thun, Eu'r Gnaden, ich werd's schon thun. Aber über den Angeklagten da. Als ich gegen ihn anrannte, schlug er mich und ich fühlt ein Messer in seiner Hand.

Angeklagter: Mylord, es war gar kein Messer nicht, und wenn ich nicht knülle gewesen wäre, hätt' ich's auch gar nicht gethan. Das Weib da hatte mir Wasser über den Kopf gegossen, gerade vorher, und da kam ich denn heraus und nahm einen kleinen kleinen Poker*) mit mir und schlug sie damit. Es war man ein ganzer kleiner, Eu'r Gnaden, aber scharf am Ende.

Richter: Ein Poker würde nicht geschnitten haben wie ein Messer. Mag es nun aber Messer oder Poker gewesen sein, ich gebe Euch 21 Tage Arrest.

Anklägerin: Und o, Eu'r Gnaden, woll'n Sie ihn nicht binden, daß er sich friedlich gegen mich beträgt?

Richter: Die Polizei wird Euch beschützen. Ich möchte Euch lieber binden, daß Ihr nicht wieder mit dem Manne da zusammenlebt, bis Ihr verheirathet seid.

Klägerin: O ja, Eu'r Gnaden, dagegen hätt' ich nichts.

Pat: Und Eu'r Gnaden, ich will sie auch heirathen. Ich hab's mir oft überlegt und jetzt will ich's thun.

---

*) Ein national-englisches Instrument, in der Form eines Stocks aus Stahl, womit das Feuer im Kamin gestochert wird.

Notizen.

Von Hermann Reuchlin's „Geschichte Italiens" ist soeben die zweite Abtheilung des zweiten Bandes erschienen (Leipzig, S. Hirzel); dieselbe bildet bekanntlich einen Bestandtheil der unter Leitung von Karl Biedermann erscheinenden „Staatengeschichte der neuesten Zeit". Die nächste Lieferung des Unternehmens wird, wie die Zeitungen melden, eine „Geschichte Oesterreichs" bringen, mit deren Ausarbeitung ein junger, bereits rühmlichst bekannter Gelehrter und Schriftsteller, ein Oesterreicher von Geburt, beauftragt ist. Professor Karl Biedermann selbst veröffentlichte ein kleines lesenswerthes Schriftchen, das besonders für Schulmänner und Pädagogen, weiterhin aber auch für alle Freunde und Kenner der Literatur- und Culturgeschichte von Interesse ist: „Der Geschichtsunterricht in der Schule, seine Mängel und ein Vorschlag zur Reform" (Braunschweig, Westermann).

Unter dem Titel „Pannonia. Redigirt und herausgegeben von Karl Groß" erscheint seit kurzem in Pesth eine neue Monatsschrift, deren Zweck dahin geht, das Ausland, insbesondere das deutsche Publikum mit den Schätzen der ungarischen Literatur bekannt zu machen. An und für sich ist dieser Zweck gewiß nur höchst lobenswerth, dagegen ist die Ausführung, wenigstens soweit dieselbe sich nach dem uns vorliegenden ersten Hefte beurtheilen läßt, überaus mangelhaft; die Auswahl der mitgetheilten Stücke zeigt wenig Geschmack, die Sprache, in welcher die Uebertragungen selbst abgefaßt sind, ist schwerfällig und ungelenk, die Einleitung aber, welche der Herausgeber dem Ganzen vorgesetzt hat und in der er sein Unternehmen zu rechtfertigen sucht, athmet eine Ueberschwänglichkeit und eine einseitige Bewunderung des magyarischen Nationalcharakters, deren eine deutsche Feder sich, zumal unter den gegenwärtig obwaltenden politischen Verhältnissen, nicht schuldig machen sollte.

In Dresden hat kürzlich der Deutsche Bühnenverein seine jährliche Versammlung abgehalten. Doch war dieselbe größtentheils nur von Hoftheaterintendanten besucht, deutsche Stadttheater waren nur zwei oder drei vertreten und auch diese gehörten nicht eben zu den bedeutendern, wie die Wirksamkeit des Vereins denn überhaupt eine immer exclusivere und einseitigere zu werden droht. Auch die Verhandlungen waren unerheblich; man beschäftigte sich hauptsächlich mit einer Revision der Statuten, die für das größere Publikum ohne Interesse ist.

Hr. Major Serre auf Maxen bei Dresden, bekanntlich der Hauptbegründer der zu Gunsten der Deutschen Schillerstiftung und der Tiedgestiftung veranstalteten Allgemeinen deutschen Nationallotterie, bringt durch die Zeitungen nochmals das Preisausschreiben in Erinnerung, das er bereits im October vorigen Jahres bezüglich eines für die ebenerwähnte Lotterie bestimmten „Deutschen Haus- und Volksbuchs" erlassen hat; es wird dabei, zum Theil abweichend von den frühern Bestimmungen, bemerkt 1) daß Manuscript-

einsendungen spätestens bis zum 1. August dieses Jahres erwartet werden; 2) daß die ursprünglich ausgeschriebene Bogenzahl von 20 Druckbogen Großoctav auf nur 15—16 ermäßigt werden kann, und 3) daß bei vollkommen entsprechenden, des Preises besonders würdigen Manuscripten der Preis von 100—150 Dukaten auf 200 Dukaten erhöht werden wird.

Professor Konstantin Rößler in Jena, dem größern Publikum hauptsächlich durch einiges Aufsehen erregende politische Broschüren bekannt, hat soeben bei Springer in Berlin eine kleine Schrift über „Gustav Freytag und die deutsche Dichtkunst der Gegenwart" veröffentlicht. Dieselbe entwirft ein sehr glänzendes und mit großer Liebe ausgeführtes Bild von dem literarischen Charakter des Dichters von „Soll und Haben" und wird bei den zahlreichen Verehrern desselben gewiß lebhaften Anklang finden, während diejenigen, die gewöhnt sind, die literarischen Erscheinungen der Gegenwart mehr nach ihren historischen Beziehungen und Zusammenhängen als nach persönlichen Neigungen und Sympathien zu beurtheilen, der elegant und anregend geschriebenen Abhandlung, bei aller Anerkennung einzelner geistreicher und scharfsinniger Bemerkungen, doch schwerlich in allen Punkten beistimmen möchten. Von Karl von Holtei's „Vagabunden" (Breslau, Trewendt) ist eine dritte, mit Holzschnitten illustrirte Auflage erschienen. „Die Vagabunden" sind bekanntlich Holtei's erster Roman, aber sie sind auch sein bester geblieben; wenigstens hat keiner von seinen zahlreichen Nachfolgern, die im Laufe der letzten Jahre erschienen sind, die Lebendigkeit und Fülle der Schilderungen und die gesunde harmlose Laune wieder erreicht, welche dieses Erstlingswerk des fruchtbaren Dichters auszeichnet. Von Georg Pertz, einem Sohn des berühmten berliner Historikers, der sich bereits durch seine Uebersetzung der „Lieder von Robert Burns" vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist bei Winter in Leipzig eine neue Sammlung poetischer Uebertragungen erschienen: „Verwandte Klänge. Eine Auswahl englischer und amerikanischer Gedichte, übertragen von Georg Pertz. Mit dem Porträt Felicia Hemans'". Es finden sich darunter Gedichte von Lovelace, Burns, Scott, Moore, Byron, Hemans, Hood, Cornwall, Tennyson, Bryant, Longfellow und andern; die Uebertragungen selbst sind meistentheils recht wohl gelungen und zeigen durchgängig ein richtiges poetisches Verständniß.

Die Sammlungen für das in Bonn zu errichtende Arndt-Denkmal haben bereits gegen 20000 Thlr. eingebracht; darunter ist die Stadt Leipzig allein mit mehr als 1800 Thlrn., also fast mit dem zehnten Theil der Gesammtsumme vertreten. Bedeutende Beiträge sind noch in Rückstand, namentlich von den in der Fremde lebenden Deutschen, und darf das Zustandekommen des Denkmals demnach schon jetzt als vollständig gesichert betrachtet werden. Professor Hänel in Dresden hat den Entwurf zu dem Denkmal vollendet, das dem verewigten König Friedrich August auf dem dortigen Neumarkt errichtet werden soll. Derselbe weist die Gestalt des Königs im Krönungsmantel, kurzen Beinkleidern und Schuhen, mit der Constitutionsacte in der freien niederhängenden Rechte, mit der Linken auf dem Degenknopf; an den Ecken des Fußgestells sind vier weibliche Statuen,

die Sinnbilder der vier Haupttugenden, angebracht. In Wien ist man mit Aufstellung des von Fernkorn angefertigten Denkmals für den Erzherzog Karl, bekanntlich in der kolossalen Reiterstatue desselben bestehend, beschäftigt; die feierliche Einweihung soll demnächst erfolgen — wenn nicht etwa die bejammernswerthen Verhältnisse, in welchen der österreichische Kaiserstaat sich in diesem Augenblick befindet, eine Verlegung der Festlichkeit herbeiführen.

Nachdem die zweite Auflage der ersten Folge des „Neuen Pitaval“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) vor kurzem vollendet ward, erscheint jetzt auch die zweite, ebenfalls aus zwölf Theilen bestehende Folge in zweiter billiger Auflage; der Preis beträgt für den Band nur 1 Thlr., also nur die Hälfte des frühern Preises, und wird dieser Umstand gewiß dazu beitragen, die interessante und lehrreiche Sammlung, deren Werth seit Jahren allgemein anerkannt ist, und der keine andere Literatur etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat, in immer weitern Kreisen zu verbreiten. Alle zwei Monate wird ein Band erscheinen; die beiden ersten Theile haben bereits die Presse verlassen.

Dr. Ernst Rudolf Redepennig, Kirchenrath in Ilfeld am Harz, früher Professor der Theologie an der Universität zu Göttingen, veröffentlicht soeben ein kleines Schriftchen über „Wissen und Glauben, ihr Zwiespalt zu unserer Zeit und der Weg ihrer Aussöhnung“ (Nordhausen Förstemann). Der Verfasser ist einer der wenigen Theologen unserer Tage, bei denen der Glaube den Verstand und die Ehrfurcht vor der Wissenschaft nicht völlig todt gemacht hat; auch die vorliegende Schrift sucht nachzuweisen, wie Glauben und Wissen, recht verstanden, gar keine Gegensätze sind und wie die wahre Religiosität nur aus der Erkenntniß und Vereinigung beider hervorgeht. Die Schrift, aus einem Vortrag entstanden, den der Verfasser im Wissenschaftlichen Verein in Nordhausen hielt, zeichnet sich überdies durch ihre klare und verständliche Fassung aus und darf daher den Freunden einer ernstern Lectüre auch in dieser Beziehung empfohlen werden.

Zur Beachtung.

Bereits zu wiederholten malen habe ich die Herren Mitarbeiter und Correspondenten des „Deutschen Museum“ an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß ich schon seit zwei Jahren nicht mehr in Halle, sondern in Stettin, Lindenstraße 28 wohne. Nichtsdestoweniger geschieht es noch immer, daß Briefe und Packete, an mich adressirt und für das „Deutsche Museum“ bestimmt, statt hierher, nach Halle gerichtet werden, was dann zu mancherlei Verzögerungen und andern Verdrießlichkeiten Veranlassung gibt. Indem ich daher nochmals bitte, gefälligst auf meine vorstehend verzeichnete Adresse achten zu wollen, bemerke ich zugleich, daß Sendungen, bei denen nicht eine besondere Eile vonnöthen, am besten auf Buchhändlerweg an die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig gerichtet werden.

Stettin, Anfang Mai 1860. **R. Prutz.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 20.** 17. Mai 1860.

Preußische Briefe.

III.

Unter den Misständen und Hindernissen, welche einer wahrhaft lebenskräftigen und gedeihlichen Entwickelung des preußischen Verfassungswesens und damit auch der Einigung und Neugestaltung Deutschlands, die doch allein unter dem Vortritt eines freisinnigen und verfassungsmäßigen Preußen erfolgen könnte, zur Zeit noch entgegenstehen, nimmt die principielle Opposition, in welcher das Herrenhaus sich sowol gegen die Bedürfnisse des Landes wie gegen die ausgesprochenen Wünsche der Regierung gefällt, ohne Zweifel die erste Stelle ein. Die Consequenz und Hartnäckigkeit, welche das Herrenhaus dabei entwickelt, übertrifft bei weitem alles, was man dem preußischen Junkerthum in dieser Hinsicht zugetraut hat; es ist nicht mehr der berechtigte und natürliche Kampf verschiedenartiger Interessen und Ansichten, es ist der Uebermuth einer Partei, die von sich selbst sehr wohl weiß und fühlt, daß sie keine Wurzeln im Volke hat und nichts vertritt als sich selbst, die aber ebendeshalb erst recht auf die Stellung pocht, welche die Verfassung ihr als einem nothwendigen und unerlaßlichen Factor der Gesetzgebung eingeräumt hat. Daß das Herrenhaus diese Stellung bisher nur dazu benutzt hat, den Gang der politischen und socialen Entwickelung in Preußen zu hemmen, der Regierung die Hände zu binden und in den Gemüthern

des Volks die Saat des Mistrauens und der Unzufriedenheit zu nähren — was kümmert es unsere Junker? Sie sind im Recht und wenden dies Recht vor allem dazu an, sich im Besitz zu erhalten, gleichviel ob dieser Besitz ein rechtmäßiger oder (wie in der seit 50 Jahren vergeblich ventilirten Grundsteuerfrage) ein unrechtmäßiger, ob er dem Gesammtwohl der Nation förderlich oder schädlich ist. Ja noch mehr: selbst bei Fragen, die ihr persönliches Interesse gar nicht oder doch nur sehr mittelbar berühren, die nur in jenen mittelalterlich romantischen Dämmer hineinragen, nur nach dem Salböl jenes modernen Pietismus duften, mit welchem einzelne überschwengliche Gemüther, zum großen Theil von bürgerlichen Köpfen unterstützt, das Junkerthum unserer Tage verschönert haben und der für die meisten Mitglieder desselben ebenso fremd und ebenso unverständlich ist, als wäre er Sanskrit oder Chinesisch — selbst bei solchen Fragen zeigen sie eine Widersetzlichkeit und eine Verachtung aller Ausgleichungsvorschläge, daß man eben sieht: dieser Körperschaft liegt nichts daran, mit den übrigen Factoren der gesetzgebenden Gewalt in Einverständniß zu bleiben, es liegt ihr auch nichts daran, was aus dem Staat und dem Volke wird, im Gegentheil, je größer die Confusion und je lauter die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, je näher, meinen sie, ist der Tag, wo ihr halberloschener Stern sich wiederum zu neuem Glanze erhebt!

So hat das Herrenhaus die von dem Hause der Abgeordneten bereits in der vorjährigen Session gutgeheißene Vorlage, betreffend die Regulirung der ehelichen Gütergemeinschaft in Westfalen, dermaßen amendirt, daß sie sich selbst nicht mehr gleich sieht und in dieser Gestalt weder von der Regierung noch von dem Hause der Abgeordneten gebilligt werden kann; so hat es das Ehegesetz fallen lassen und damit einen Zustand verewigt, den die Regierung selbst als unhaltbar und unmöglich bezeichnete; so hat es die Aufhebung der Wuchergesetze verhindert; so hat es (denn seinem Eifer ist nichts zu klein) in dem Gesetzentwurf wegen der Berg- und Hüttenarbeiter einen Paragraphen wegen „Bestrafung für eigenmächtige Arbeitseinstellung, groben Ungehorsam oder beharrliche Widerspenstigkeit" wiederhergestellt, den das Abgeordnetenhaus mit richtiger Einsicht wieder entfernt hatte und zu dessen Annahme es sich jetzt nur entschlossen hat, um (wie der Referent wörtlich anrieth) von zwei Uebeln das kleinste zu wählen und nicht auch dies von der bergmännischen Bevölkerung so sehnlich erwartete Gesetz wieder in jenen großen Brunnen fallen zu lassen, mit dem das Herrenhaus alle auf den Fortschritt und die Verbesserung der öffentlichen Zustände gerichteten Anträge und Bemühungen der Regierung wie des Landtags untergräbt; so ist es in dem Augenblick, da wir dies schreiben, beschäftigt, die

Grundsteuervorlage ebenfalls durchfallen zu lassen und so wird es, mit einziger Ausnahme der Armeevorlagen (nämlich wenn diese bis in dies Stadium gelangen sollten), überhaupt mit allen Anträgen und Vorlagen der Regierung verfahren, bis dieselbe endlich ermüdet abtritt, oder bis sie sich, an ihrer eigenen Stärke verzweifelnd, der Junkerpartei freiwillig in die Arme wirft!

Daß ein derartiges Verfahren des Herrenhauses, ein Verfahren, das in der That die gesammte Staatsmaschine mit Verwirrung und Stillstand bedroht, überall im Lande die tiefste Misstimmung erregt, ist natürlich und ebenso natürlich ist es auch, daß diese Misstimmung auf Mittel und Wege sinnt, der unseligen Zerrüttung, die daraus schließlich hervorgehen muß, entgegenzuarbeiten und einen Widerstand zu brechen, der, nur seinen eigenen egoistischen Absichten folgend, das Wohl des Vaterlandes und den Glanz und die Ehre des preußischen Namens gleichmäßig in die Schanze schlägt.

Solcher Mittel und Wege sind denn verschiedene in Vorschlag gebracht worden; dieselben laufen in Kürze alle darauf hinaus, die Regierung zu einem Gewaltstreich zu ermuthigen, durch den das Herrenhaus in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung ganz beseitigt und ein anderes, den Wünschen des Volks entsprechenderes an seine Stelle gesetzt würde. Mit besonderer Ausführlichkeit hat vor einiger Zeit die berliner „Volks-Zeitung“ diesen Gegenstand behandelt, allein nach unserm Dafürhalten auch mit besonderm Unglück. Die „Volks-Zeitung“, bekanntlich das Hauptorgan unserer demokratischen Partei, hat natürlich Respect genug vor dem geheiligten Namen des Gesetzes, sie hat auch in frühern trüben Zeiten hinlänglich selbst erfahren, was bei den Gewaltstreichen, den Octroyirungen und rettenden Thaten herauskommt, um in diesem Falle so ganz nackt, so ganz ohne Umschweif an die bloße Gewalt zu appelliren und einen Rechtsbruch herauszufordern, der, möchte er auch immerhin im Namen der Freiheit und des Fortschritts geschehen, gleichwol ein Rechtsbruch sein und bleiben und mithin auch der Fortentwickelung unsers politischen Daseins, dessen Hauptstütze und wahrhafter Boden die möglichst allgemeine und lebendige Verbreitung des Rechtsbewußtseins ist, unmöglich zum Vortheil gereichen würde. Die „Volks-Zeitung“ hat sich daher in einer Reihe von Artikeln bemüht, den Nachweis zu führen, daß das Herrenhaus durch einen einseitigen Beschluß der Regierung aufgelöst und auf einer irgendwie veränderten Grundlage wiederhergestellt werden könne. Diese Beweisführung ist vollkommen sophistisch und bedauern wir aufrichtig, daß ein Blatt, das übrigens den erlauchten Namen der Freiheit und der Volksbildung zu seinem Wahlspruch gemacht hat, sich zu solchen kleinlichen Winkelzügen hergeben kann; ein einziger

Blick in das Gesetz über die Bildung und Zusammensetzung des Herrenhauses reicht hin, die völlige Unhaltbarkeit all der Sätze nachzuweisen, welche die „Volks-Zeitung" so künstlich zusammenfügt, um endlich aus schwarz weiß und aus zweimal zwei fünf zu machen, und wäre es daher auch ein ganz überflüssiges Bemühen, wollten wir die Argumente und Schlußfolgerungen des genannten Blattes hier noch im einzelnen widerlegen.

Andere haben als einen zweckmäßigen Weg, aus der bevorstehenden Krisis herauszukommen, ein Zurückgehen auf den ursprünglichen Verfassungsentwurf vom 5. December 1848 bezeichnet. Daß dieser Entwurf bei weitem freisinniger und volksthümlicher als die revidirte Verfassung, wie sie dermalen besteht, schließlich geworden, ist bekannt und so würde auch ein Herrenhaus, oder wie es damals hieß eine Erste Kammer, zusammengesetzt nach den Vorschlägen jenes Entwurfs, allerdings bei weitem traitabler und volksthümlicher sein als unsere jetzigen Pairs. Allein auch bei diesem Vorschlag, wenn er ja ernst gemeint sein sollte, hat man übersehen, daß er sich nur auf Grund einer tabula rasa, wir meinen vermöge einer gänzlichen Aufhebung und Vernichtung des gegenwärtigen Rechtszustandes, mit andern Worten vermöge einer Revolution herstellen ließe — und wer möchte den kaum gewonnenen, kaum bestellten Boden unsers Verfassungslebens einer derartigen Erschütterung wol im Ernst aussetzen?!

Als ganz verfehlt muß ferner das Mittel bezeichnet werden, das Hr. von Vincke vor einigen Wochen, noch kurz vor dem Beginn der Osterferien anzuwenden oder doch zur Anwendung vorzuschlagen die Lust bezeigte. Dasselbe lief auf einen juristischen Kniff, eine Wortdeutelei hinaus, durch welche die Rechtsbeständigkeit der meisten der in das Herrenhaus erfolgten Berufungen in Abrede gestellt und damit Raum und Gelegenheit zu neuen Berufungen geschaffen werden sollte. Glücklicherweise hat die Fraction, welcher Hr. von Vincke präsidirt, in diesem Falle mehr Takt und mehr politisches Verständniß bewiesen als ihr berühmter Führer und hat den Antrag bereits in der Fractionssitzung begraben, ohne daß er im Abgeordnetenhause irgendwie zur Sprache gekommen.

Allein irgendetwas, erwidert man uns, muß doch geschehen, du erkennst selbst an, daß diese starre, um das Wohl des Volks und das Heil des Vaterlands unbekümmerte Opposition, zu welcher das Herrenhaus sich entschlossen zeigt, die allerdringendsten Gefahren im Schose trägt, ja du sprichst es selbst aus, daß die gesammte Staatsmaschine sich dadurch von einem jähen Stillstand bedroht sieht — was denn thun, diese Gefahr zu vermeiden? Sollen wir die Hände in den Schos legen und mit türkischem Gleichmuth über uns ergehen lassen, was unsere „kleinen Herren" verhängen? Und wenn es nun einmal kein gesetzliches

Mittel gibt, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, sollen wir wirklich aus lauter Ehrfurcht vor dem Bestehenden zurückbeben vor dem ungesetzlichen, aber rettenden Mittel?

Diese letztere Frage bedarf hier keiner Erörterung, da die Lage der Dinge zur Zeit noch nicht von der Art ist, um dieselbe überhaupt aufzuwerfen; es gibt allerdings noch ein gesetzliches, ein durchaus gesetzliches und verfassungsmäßiges Mittel, der drohenden Krisis zu entgehen und ein Herrenhaus herzustellen, wie die Bedürfnisse unsers Volks und unserer Zeit es erheischen. Worin dieses Mittel besteht, davon sogleich das Nähere. Hier sei uns nur noch eine Bemerkung einzuschalten verstattet: nämlich daß Revolutionen unter Umständen allerdings ebenso unvermeidlich wie segensreich sind, sie sind gleichsam die Erdbeben der Geschichte. Aber wie die Natur es sich vorbehalten hat, diese gewaltigen und dennoch so segensreichen Erschütterungen eintreten zu lassen allein nach ihrer Weisheit, und wie sie keinem Menschen Macht und Möglichkeit gegeben, dieselben hervorzurufen, so sollte jeder, dem es wirklich um die Freiheit und Wohlfahrt seines Volks zu thun ist, auch Bedenken tragen, mit dem Begriff der Revolution, und sei es auch nur eine Revolution auf dem Papiere, zu spielen. Und darum nehmen wir auch keinen Anstand, eine Politik, welche auf die Revolution speculirt oder sie doch als Factor in ihre Berechnungen aufnimmt, geradezu als eine verderbliche, eine volks- und freiheitsfeindliche und obenein selbstmörderische Politik zu bezeichnen.

Nach der königlichen Verordnung vom 12. October 1854 besteht die Erste Kammer, oder wie sie späterhin infolge des Gesetzes vom 30. Mai 1855 genannt ward, das Herrenhaus:

1) aus den Prinzen des königlichen Hauses, welche der König, sobald sie in Gemäßheit der königlichen Hausgesetze die Großjährigkeit erreicht haben, in dasselbe zu berufen sich vorbehält;

2) aus Mitgliedern, welche mit erblicher Berechtigung,

3) aus Mitgliedern, welche auf Lebenszeit vom König berufen sind.

Zu den erstern, also zu denen mit erblicher Berechtigung gehören:

1) die Häupter der fürstlichen Häuser von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen;

2) die nach der Deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815 zur Standschaft berechtigten Häupter der vormaligen deutschen reichsständischen Häuser in den königlich preußischen Landen;

3) die übrigen nach der königlichen Verordnung vom 3. Februar 1847 zur Herrencurie des Vereinigten Landtags berufenen Fürsten, Grafen und Herren.

Außerdem gehören mit erblicher Berechtigung zum Herrenhause diejenigen Personen, welchen das erbliche Recht mit Sitz und Stimme

im Herrenhause vom König durch besondere Verordnung verliehen wird.

Neben diesen erblichen Mitgliedern kennt das Herrenhaus auch Mitglieder auf Lebenszeit, und zwar gehören dazu:

1) Personen, welche dem König von gewissen dazu berechtigten Corporationen und Verbänden präsentirt werden. Dies Präsentationsrecht steht zu erstlich den nach der königlichen Verordnung vom 3. Februar 1847 zur Herrencurie des Vereinigten Landtags berufenen Stiftern; zweitens dem für jede Provinz zu bildenden Verbande der darin mit Rittergütern angesessenen Grafen für je einen zu Präsentirenden; ferner den Verbänden der durch ausgebreiteten Familienbesitz ausgezeichneten Geschlechter, welche der König mit diesem Rechte begnadigt; desgleichen den Verbänden des alten und des befestigten Grundbesitzes, sodann einer jeden Landesuniversität; endlich denjenigen Städten, welchen dieses Recht vom König besonders beigelegt wird.

2) Die Inhaber der vier großen Landesämter im Königreich Preußen;

3) einzelne Personen, welche der König aus besonderm Vertrauen dazu ausersieht. Aus diesen letztern werden die Kronsyndici bestellt, welchen von der Krone wichtige Rechtsfragen zur Begutachtung vorgelegt, ingleichen rechtliche Angelegenheiten des Hauses zur Prüfung und Erledigung anvertraut werden.

Aus diesem Wortlaut des Gesetzes sieht man, daß die Krone sich bei Zusammensetzung des Herrenhauses ziemlich freie Hand erhalten hat. Die Zahl der Mitglieder, welche auf Grund eines Rechtsanspruchs ihren Sitz im Herrenhause einnehmen, ist verschwindend klein gegen die Zahl, welche die Krone berufen kann, sobald es ihr gefällig ist. Und auch in Betreff der Lebenskreise, aus denen sie die Männer ihrer Wahl zu entnehmen hat, ist die Krone vollständig unbeschränkt; das letzte der obenangeführten Alineas spricht ausdrücklich von „einzelnen Personen“, welche das „besondere Vertrauen“ des Königs dazu ausersieht, wie es denn auch eine allbekannte Thatsache ist, daß selbst simple Professoren für würdig befunden worden sind, einen Platz im Herrenhause einzunehmen.

Wenn nun die Krone bei alledem dies sehr ausgedehnte, ja schrankenlose Wahlrecht bisher nur in sehr beschränktem Maße und nach einer sehr einseitigen Richtung hin ausgeübt hat, so hat dies, wie man sich aus Obigem überzeugt, seinen Grund keineswegs in irgendeiner gesetzlichen Vorschrift gehabt, sondern lediglich in den eigenthümlichen Tendenzen, Ansichten und Liebhabereien, welche die Regierung bis zu dem Ministerwechsel im November 1858 verfolgte. Wohin diese Tendenzen gingen, ist ebenfalls eine allbekannte Sache; man wollte in dem grundbesitzenden Adel ein Gegengewicht schaffen gegen die wie man meinte

überflutende Bewegung der Zeit, man wollte eine große einflußreiche Aristokratie schaffen und da man die Elemente derselben in der Wirklichkeit nicht vorfand, so schuf man wenigstens Vorrechte und Privilegien, aus und an denen eine künftige Aristokratie sich entwickeln könnte.

Mit der obenbezeichneten Veränderung des Systems sind diese Tendenzen und Liebhabereien nun zu Grabe gegangen, vielleicht nicht vollständig, vielleicht nicht auf einmal, aber doch in der Hauptsache, wenigstens hofft die Nation das und schöpft aus dieser Hoffnung den Muth und das Vertrauen, deren sie bedarf, um den schweren Zeiten und den großen Opfern, die uns bevorstehen, gefaßten Sinnes entgegenzugehen. Daß das Herrenhaus diese Hoffnungen nicht theilt, daß es sie im Gegentheil bekämpft und auf alle Weise zu vereiteln sucht, daß es überhaupt nicht willens ist, auch nicht das kleinste Titelchen von den Privilegien und Vorrechten aufzugeben, die man ihm erst vor kurzem so freigebig in den Schos geworfen, oder eine Entwickelung des Volkslebens zu befördern, welche diese Privilegien nothwendig sehr bald hinwegräumen würde — das alles ist außerordentlich natürlich: denn wer wüthet gern gegen sein eigenes Fleisch? Auch kann wol eine alte historisch befestigte, mit den Geschicken des Vaterlandes aufs innigste verwachsene Aristokratie sich zeitweise zu der Hochherzigkeit aufschwingen, welche dazu gehört, große und wesentliche Vortheile auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, eine Aristokratie aber gleich der unsern, die man eben erst geflissentlich aus allen Winkeln und Enden zusammengesucht, die man erst mühsam aufgepäppelt und großgezogen, ja die man erst selbst gelehrt und ermuthigt hat, nur ja recht separatistisch, recht kastenmäßig zu sein und sich nur ja als das wahre Salz der Erde zu fühlen — von einer solchen Aristokratie Selbstüberwindung und Mäßigung fordern, heißt die menschliche Natur sehr wenig kennen. Kann unser Herrenhaus dafür, daß der Wind jetzt plötzlich aus einer andern Richtung weht? Es ist noch in diesem Augenblick, wozu es geschaffen ward, nämlich ein Hemmschuh oder, wenn das etwa zu hart klingt, doch ein Gegengewicht in der Entwickelung zu sein, es wirft die nackte Scholle, das todte Pergament, denen es seinen Ursprung verdankt, in die Wagschale und thut damit nur, was es darf und was es kann.

Allein so thue nun die Regierung ebenfalls, was sie darf, was sie kann, und was sie obenein dem Wohle des Landes schuldig ist. Das Herrenhaus in seiner jetzigen Zusammensetzung — die Organe der Regierung selbst haben es mehrfach anerkannt und ausgesprochen — hat sich zu der Regierung sowie zu der ungeheuern Mehrheit des Volks in eine Opposition gesetzt, bei der endlich die ganze Staatsmaschine in Stillstand gerathen muß; die dringendsten Fragen bleiben unerledigt, die wichtigsten Angelegenheiten werden in einer unheilvollen Schwebe

erhalten und noch läßt sich gar nicht sagen, wie weit diese Opposition sich endlich erstrecken und was sie noch alles über das Land verhängen wird.

Allein wohlgemerkt, das alles thut das Herrenhaus nur in seiner augenblicklichen Zusammensetzung und die Regierung hat völlig freie Hand und ein unzweifelhaftes gesetzliches Recht, diese Zusammensetzung wesentlich zu modificiren, indem sie Personen in das Herrenhaus beruft, zu denen sie sich einer größern Geneigtheit in Betreff ihrer Plane und einer größern Empfänglichkeit für die Wünsche und Bedürfnisse des Volks versehen darf. Nur die Mitgliederzahl des Abgeordnetenhauses ist beschränkt, für die Mitgliederzahl des Herrenhauses ist im Gesetz nirgends ein Maximum angegeben. Es steht der Regierung also durchaus frei, so viel neue Mitglieder in das Herrenhaus zu berufen, als ihr beliebt und als sie bedarf, um die gegenwärtige Opposition zu brechen und sich eine mit ihr und den Bedürfnissen des Landes übereinstimmende Majorität zu beschaffen. In England ist dies Mittel bekanntlich sehr häufig und mit einer gewissen Regelmäßigkeit angewandt werden, wir in Preußen aber haben dabei noch den sehr wesentlichen Vortheil, daß, wie wir schon oben anführten, die Regierung bei der Wahl der Kreise, aus denen sie die Männer ihres Vertrauens entnehmen will, in keiner Weise beschränkt ist. Da sind z. B. die Städte; was hindert die Regierung, das Präsentationsrecht, das sie bisher nur einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Städten gewährt hat, auf eine ungleich größere auszudehnen? Da sind ferner die großen Kaufleute, die Fabrikbesitzer und Industriellen aller Art; sollten sie minder fähig, minder würdig sein, der Krone „Männer des Vertrauens" zu liefern, als etwa eine handvoll verschuldeter Junker, die doch zuletzt auch nur Branntwein brennen und Schafe scheren? oder als einige vertrocknete Universitätsprofessoren, die „ihr ganzes Leben hindurch sich mit der Frage der Misheirathen beschäftigt" und für 50 Thlr. Zulage und ein buntes Bändchen im Knopfloch den Messias der Wissenschaft zwanzigmal im Jahre gekreuzigt und verrathen haben? Wir sollten meinen.

Es ist richtig und erst die neuliche Abstimmung über die Wuchergesetzgebung, welche der Minister selbst als eine flagrante bezeichnete, hat es auf schlagende Weise gezeigt, daß, um der Regierung und den von ihr vertretenen Principien nur eine einigermaßen zuverlässige Majorität zu verschaffen, eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Ernennungen nöthig sein wird. Doch stellt die Sache sich nicht ganz so schlimm, wie sie aussieht, wenn wir folgende beiden Punkte erwähnen. Erstlich werden auch unter den jetzt so halsstarrigen und eigenwilligen Pairs, wenn sie nur erst sehen, daß es der Regierung wirklich Ernst ist, sich immer der eine und der andere finden, die es alsdann vorziehen, einzulenken und

ihren Frieden mit der bestehenden Gewalt zu machen. Man kann uns erwidern, daß der Regierung an solchen Freunden nichts gelegen sein darf: allein die Hand aufs Herz, wie steht es denn mit der Freisinnigkeit der meisten Menschen? wie alt ist die ganze große liberale Mehrheit unsers Abgeordnetenhauses und von wannen stammt sie? Ja, das Volk selbst — bereits im ersten unserer Briefe haben wir darauf hingedeutet — seit wann und infolge welchen Umschwungs hat es denn den Muth gehabt, sich selbst von seiner eigenen Ueberzeugung Rechenschaft zu geben und in jenem liberalen Sinne zu wählen, der denn doch wahrhaftig nicht erst seit anderthalb Jahren die ungeheuere Mehrzahl des preußischen Volks erfüllt? Wer in der Politik etwas ausrichten will, der muß die Menschen einmal nehmen wie sie sind, und auch vor der Benutzung ihrer Schwächen und Mängel darf er nicht zurückschrecken.

Zweitens aber dürfen wir wol mit Grund annehmen, daß, falls die Regierung wirklich in der obenbezeichneten Art vorgehen und damit die Bedeutung des Herrenhauses selbst eine andere und minder gehässige werden sollte, als sie in diesem Augenblicke ist — es läßt sich, sage ich, annehmen, daß alsdann auch viele von denen, denen ein Sitz im Herrenhause gesetzlich zusteht und die es bisjetzt noch verschmähen, von demselben Gebrauch zu machen, sich alsdann ihres Rechtes bedienen werden. Ich erinnere beispielsweise daran, daß bisjetzt noch kein preußischer Prinz für gut befunden hat, seinen Sitz im Herrenhause einzunehmen und sein Stimmrecht geltend zu machen; wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß, sollte eine Krisis wie die obenangedeutete wirklich eintreten und sollte die Regierung Sr. königlichen Hoheit des Prinz-Regenten es wirklich für nöthig erachten, zu einem derartigen letzten und äußersten Mittel zu greifen, auch die Mitglieder des preußischen Königshauses alsdann auf ihren Plätzen nicht fehlen werden. Und auch das läßt sich wol erwarten, daß die Vertreter der Städte, die Herren Oberbürgermeister, diese natürlichen Stützen der volksthümlichen Interessen, ihren Pflichten im Herrenhause alsdann mit etwas mehr Eifer obliegen werden, als es von der Mehrzahl derselben bisjetzt noch geschieht; wir werden es dann hoffentlich nicht mehr erleben, daß, wie es neulich bei der Abstimmung über das Wuchergesetz geschah, just im entscheidenden Moment zwei Vertreter der Städte, darunter der Herr Oberbürgermeister von Berlin, unsichtbar werden, oder daß sie gar, wie es auch schon geschehen ist und wie es namentlich der Herr Oberbürgermeister von Frankfurt a. O. ganz regelmäßig zu thun pflegt, mit den Junkern gegen die Bürger stimmen.

Dagegen räumen wir vollkommen ein, daß dies nur die einleitende und vorbereitende Hälfte zu dem sein würde, was in Wahrheit noth

thut. Nämlich nachdem auf diese Weise, also durch zweckmäßig geleitete Neuberufungen ein reformirtes, für die Stimme der Zeit empfängliches Herrenhaus geschaffen und damit den Anträgen und Vorschlägen einer wahrhaft volksthümlichen Regierung die Mehrheit gesichert wäre, so müßte man sich nun keineswegs darauf beschränken, blos einzelne eben vorliegende besonders dringende Fragen durchzubringen. Diese Neuberufungen sind — wer wollte es verkennen? — ein zweischneidiges Schwert und was heute ein liberales und volksthümliches Ministerium zum Wohle des Landes gethan hat, das kann morgen von einem Ministerium entgegengesetzter Richtung zum Nachtheile desselben wiederholt werden. Der zweite und wichtigste Schritt also würde der sein, daß nun beiden Häusern, sowol dem Abgeordnetenhause, wie dem auf die angegebene Weise regenerirten Herrenhause, ein Antrag auf Neugestaltung des Herrenhauses überhaupt vorgelegt würde. Denn ein ewiger und ewig unveränderter Bestand ist dem hohen Herrenhause auch nicht garantirt, sondern nur dies garantirt die Verfassung ihm wie unserm ganzen Verfassungsleben, daß es nur auf gesetzlichem, verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden darf. Und da sagt nun Artikel 107 der Verfassung sehr bestimmt und sehr deutlich: „Die Verfassung kann auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung abgeändert werden, wobei in jeder Kammer die absolute Stimmenmehrheit bei zwei Abstimmungen, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens einundzwanzig Tagen liegen muß, genügt.“ Wie oft dieser Artikel unter dem Manteuffel-Westphalen'schen Regiment zur Anwendung gebracht worden ist und wie vielfach man sich seiner bedient hat, die Verfassung selbst zu durchlöchern und zu untergraben, das lebt in jedermanns Gedächtniß; es kommt nur darauf an, ihn auch einmal im Sinne der Freiheit und des Fortschritts anzuwenden und die Verfassung und das Land dadurch von einem Alp zu befreien, der die eine lähmt und das andere seiner besten Kräfte zu berauben droht.

Wie und in welcher Weise demnächst ein neues Herrenhaus oder, wie wir lieber sagen, eine Erste Kammer zu reconstruiren sein und inwieweit man dabei namentlich auf den verhältnißmäßig sehr liberalen Entwurf der octroyirten Verfassung vom 5. December 1848 zurückgehen würde, das sind Fragen, die für den Augenblick noch kein praktisches Interesse haben. Genug, daß ein Weg offen steht, ein durchaus gesetzlicher und verfassungsmäßiger Weg, wie wir aus der gegenwärtigen Verwirrung herauskommen können; möge es nun auch denjenigen, deren Beruf es ist, einer vernünftigen und gesetzmäßigen Entwickelung des Volks die Wege zu bahnen, nicht an dem Muth und der Einsicht fehlen, denselben auch wirklich einzuschlagen.

Reformbedürfnisse in den Alterthumsstudien.

Von

Julius Braun.

V.

Wir haben zuletzt einige Proben vom religiösen Bezug Aegyptens auf Griechenland gegeben, wie wir hoffen mit einer Sicherheit und einer nüchternen Consequenz, die für jede Wissenschaft ausreichend wäre. Die andere Hälfte des hellenischen Religionsstoffs und der Religionsgeschichte überhaupt stammt aus Asien. Dort finden wir eine Quelle von Originalideen, die so unberechenbar alt ist als die ägyptische. Ein inner- und hochasiatisches System, von arischem Boden ausgegangen, liegt allen, auch den semitischen Religionen Vorderasiens zu Grunde. Das Vorurtheil, semitische Völker müßten auch semitische Götter und nur solche haben, und von den arischen Völkern wie in der Sprache, so auch in der Religion durch eine weite Kluft getrennt sein, hat schon viel Verständniß vereitelt. In Wahrheit aber schimmert jenes hochasiatisch-arische System vom Reich des Lichts und der Finsterniß und von beider Kampf, und mit der Aufgabe an die Gläubigen, alle guten Götter und Naturwesen zu verehren, alle bösen zu verfolgen, auch aus der babylonischen, assyrischen und phönizischen Religion heraus. Die alten Babylonier, wie Berosus bezeugt, hatten zuerst keine Götterbilder, sondern verehrten Feuer und Wasser. Feuer und Wasser, diese erste Schöpfung des Ormuzd, sind selber große Götter im arischen System. Den Kampf der guten und bösen Geister, dieser Vertreter von Ormuzd's Lichtreich und Ahriman's Nachtreich, finden wir auf unzähligen Cylindern und Thontafeln Babylons und auf den Sculpturplatten Ninives dargestellt. Symbol der höchsten Gottheit in Ninive ist eine menschliche Figur, nach unten ornamentales Gefieder, die im geflügelten Ring steckt und mit ihm über dem Haupt der Könige &c. schwebt. Sie kann nichts anderes sein als Zaruana akarana, das Unerschaffene, Allumfassende, die Urgottheit an der Spitze des Zoroastrischen Systems. Den Beweis liefern zwei andere Köpfe, die zuweilen rechts und links neben der Hauptfigur der Mitte auf den Schwingen desselben geflügelten Ringes erscheinen. Sie bedeuten Ormuzd und Ahriman, die beiden erstgeschaffenen Götter. Mit dem Urgeist zusammen bilden diese jene Dreieinigkeit, die auch für die Pythagoräer maßgebend geworden ist, und nach welcher wenn auch nicht Pythagoras selbst, doch seine Schüler auch die ägyptische Tetraktys oder Viereinigkeit durch Auslassung bald dieses, bald jenes Mitglieds umgemodelt haben. Die Figur im geflügelten Ring schwebt häufig über dem heiligen Baum, jenem palmenartigen Pfeiler im

phantastischen Bändergeflecht, wie er auf ninivitischen Wandplatten so unzähligemal wiederkehrt. Es ist der Baum des Lebens, dessen Früchte unsterblich machen, derselbe, der im hebräischen Paradies steht, aber den Menschen dort verwehrt wird. Geflügelte Genien verehren ihn auf jenen Wandplatten knieend oder stehend mit erhobener Hand und bieten seine unsterblich machenden Gaben — die Frucht, eine etwas summarisch behandelte Weintraube, in der erhobenen Hand, das Saftgefäß in der gesenkten Hand — dem König des Palastes an. Der künftige Erlöser bei Zoroaster wird allen Guten davon geben, damit sie alle unsterblich werden. Auch in der phönizischen Religion ist von jenem zu Grunde liegenden arischen System außer der Verehrung des arischen Blitz- und Himmelsgottes Zeus, und der arischen Mondgöttin Anahid die Verehrung aller reinen Naturwesen, wie Berg und Wald, Quell und Wiese, übrig geblieben. Das ist der Vorstellungskreis, dem auch die Hellenen ursprünglich allein angehören, und dessen Götterfiguren, als reine Naturwesen, wie Flußgötter, Winde, Quell- und Baumnymphen 2c., sich so klar unterscheiden von jenen historisch so vielfach umgebildeten Gestalten der ägyptischen Speculation und der ägyptischen Sagengeschichte. Der griechische Götterberg Olymp mit den unsterblich machenden Gaben Nektar und Ambrosia entspricht dem innerasiatischen Götterberg Albordsch, wo die Gläubigen zum Genuß von Frucht und Saft des Lebensbaumes kommen sollen — Beweis genug, daß diese Vorstellung über Ninives Existenz unberechenbar weit hinausgeht.

Aber dieses feine phantastische Netz vom Reich des Lichts und der Finsterniß wurde zu Babylon und Ninive überstürzt und erdrückt von ägyptischen Götterbrocken. Im Persischen Golf tauchten die offenbar ägyptischen Oannesfische oder -schiffe auf und unterrichteten die Anwohner in aller menschlichen Cultur: Städte- und Tempelbau, Gesetz, Kosmogonie 2c. In der That läßt ganz Babylon mit seinem viereckigen Außenwall, seinen Stufenpyramiden, Obelisken, Sphinxen, seinen kolossalen Königsbildern auf den Thorbastionen, seinem ältesten Sculpturstil 2c. sich vollständig auf ägyptische Formen zurückführen. Ebendahin weisen die Cultusbräuche und die Kosmogonie. Wenn in Aegypten inmitten der Urgottheit ein finsteres Chaos war, aus welchem „Kneph", der Geist, der wehende Geist, oder „Amun", der Verborgene, die feste obere Himmelsschale und eine in gleicher Weise unten herumreichende bildet, so lehrte man auch in Babylon ein Chaos voll Finsterniß und Wasser, das von Bel mitten entzwei geschnitten wird, um aus der einen Hälfte den Himmel, aus der andern die Erde zu bilden. Dieses Chaos war ein Weib, mit Namen Thalatta, karthagisch Tholat, bei Herodot Mylitta — alles mehr oder minder verdorbene Namensformen für Ilithyia, die geburthelfende oder geburtenaufnehmende Chaos- und Schicksalsgottheit

der Aegypter. Unter dem semitischen Namen Ilithyia wurde sie auch in Oberägypten verehrt; ihr ägyptischer ist „Pacht". Ungeheuerliche Thiere waren im babylonischen Chaos entstanden, seltsame Verbindungen, die später das Licht nicht ertragen konnten und abstarben oder höchstens, wie assyrische Bildwerke ahnen lassen, sich noch im Dunkel der Meerestiefe finden. Solcher Art sind die geflügelten menschenköpfigen Stiere, jene bösen Dämonen, die von guten Flügelwesen bekämpft werden oder, in steinernen Bann gelegt, Thorwächterdienste zu Ninive leisten. Eine Abklärung aus dieser ägyptisch-babylonischen Kosmogonie ist die hebräische. Auch in ihr ist Chaos, Finsterniß und Wasser, worüber der Geist Gottes weht und Licht gebietet. Es wird Licht, bevor die Sonne geschaffen ist, ganz wie in Aegypten, wo Phtah, das Urfeuer, leuchtete und regierte, ehe es einen Sonnengott gab. Die Wasser über der Veste, welche herabfallen, wenn man ein Fenster des Himmels öffnet, sind die Wasser der Göttin Neith, der Göttin der Himmelsgewässer außerhalb der Welt. Noch einmal wiederholt sich die ägyptische Kosmogonie bei den Phöniziern. Auch dort, im Sanchuniathon, haben wir Chaos oder Kluft und Leere, Geisteswehen und Urgewässer, und werden aus dem finstern Chaos die beiden Himmelsgewölbe, das obere und das untere, in Gestalt eines Rieseneies gebildet. Zu einer Selbständigkeit haben semitische Religionen, wie die hebräische, sich wol entwickeln können; sie sind aber vornherein von beiderseits, aus Aegypten und Innerasien, zusammengeschoben. Aegyptischer Herkunft also ist die babylonische „Mylitta-Ilithyia", ägyptisch Pacht, Göttin des Urraums. Weil zu Latopolis, ihrer Stadt in Oberägypten, jetzt Esre, ein Nilfisch „Latos" ihr geheiligt ist, schleppt sie die Fischgestalt auch in Asien noch mit, unter verschiedenen Namen, wie „Atargalis, Derketo" 2c., auf jenem weiten Weg, der sie bis vor die Thore Aegyptens nach Askalon wieder zurückgeführt, und von dort ist sie unter dem Namen „Eurynome", die weitherrschende, nach Phigalia in Arkadien übergesetzt, immer noch in der untern Hälfte fischgestaltig. Ihre ursprüngliche Bedeutung als Raum, Schicksal, Weltordnung geht unterwegs niemals verloren. Von den Griechen wird sie „Hera" genannt und bildet in der That, wie wir sehen werden, die kosmische Hälfte der griechischen Hera. Mit ihr thronte in der Zelle des Belus-Zeus, des asiatischen Blitz- und Himmelsgottes und Planeten Jupiter, die gleichfalls ägyptische Rhea, die Kronidenmutter als „Astarte", in Keilschriften „Isthar", Göttin des Planeten Venus. Auch andere Planetengötter weisen nach Aegypten zurück: Nergal-Mars auf den ägyptischen Typhon, den Ares des Herodot; Nebo-Mercur auf den ägyptischen Anubis. Dagegen hat die arische Mondgöttin Anahid-Anaïs sowol den babylonisch-assyrischen Mondgott „Sin", wie er in den Keilschriften heißt, als den ägyptischen Joh-Thot

bei den Phöniziern verdrängt, hat den letztern genöthigt, eine andere Rolle anzunehmen und hat sich selber unter dem Namen „Tanith" noch zur Göttin von Karthago gemacht. Bei den Griechen heißt sie Artemis.

Zu jener arischen Grundlage, aus der Bel-Zeus und Anahid-Artemis sich behauptet haben, und zu jenen ägyptischen Geschieben, wie Ilithyia-Hera und Rhea-Astarte, kommt auch in Babylon und Ninive die Sagengeschichte. Zahlreich abgebildet sehen wir den Fischgott, den weisen „Oannes", der die Cultur ans babylonische Gestade gebracht hat. Er zeigt sich so, wie Berosus ihn beschreibt, mit dem Menschenkopf unter dem Fischkopf und Menschenfüßen, die mit dem Fischschwanz verbunden gewesen. Dieser Sage liegt, wie längst vermuthet wurde, die Verwunderung über das Auftauchen des ersten und zwar ägyptischen Seeschiffs zu Grunde. Oannes soll in den Keilschriften (Rawlinson's Herodotus) bezeichnet sein als „König, Herr des Abgrunds, der weise Fisch, der Lehrer der Menschen". Unter dem Namen „Dagon" ist er auch bei den Philistern ein Culturgott, Erfinder von Getreide und Pflug. Eine sagengeschichtliche Figur muß auch „Assur" sein, jener nach Angabe unserer Keilschriftkundigen so oft genannte Gott der Assyrer. Wir werden uns entschließen müssen, in ihm in der That den Gründer von Ninive zu erkennen, und demgemäß den vielbestrittenen biblischen Text: „Und von da ging er (Nimrod) aus nach Assur" — zu übersetzen: „Und von da (von Babel ꝛc.) ging Assur aus" ꝛc. Der Name Assur als Patriarchenname von Assyrien kommt auch außerhalb der Bibel vor. Er wäre demnach vergöttert worden, wie der sterbliche Stadtgründer und ägyptische Colonieführer „Belus" in Babel, der in der Beluspyramide begraben lag, den man aber aufgehen ließ im Bel-Zeus, dem Himmelsgott und Planeten Jupiter.

Aus solchen höchst unorganischen Elementen war eine assyrische Staatsreligion zusammengebraut und wurde, wie die Könige selber in ihren Annalen sich rühmen, den unterworfenen Völkern aufgezwungen. Mit Ninives Fall, Anfang des 7. Jahrhunderts, mußte natürlich auch diese Staatsreligion in Stücke gehen. In der religiösen Anarchie, wie sie dann eintreten mochte, war Zeit zur Reform, Zeit für den wirklichen, historischen Zoroaster. In diese Zeit setzt ihn die persisch-mohammedanische Chronologie. Wir haben kein Recht, davon abzuweichen, da die Zendschriften selber nicht den mindesten Anhalt zu einer chronologischen Bestimmung geben. Die Nachrichten über Zoroaster's Persönlichkeit aber sind so wenig mythisch als die von Mohammed. Während seiner Zurückgezogenheit im indischen Kaukasus hat Zoroaster eine kleine Höhle mit den Symbolen seiner arischen Kosmogenie ausgeputzt. Man sah darin den kosmogonischen Urstier, Ormuzd's erste Schöpfung, niedergeworfen, und auf ihm einen Mann in phrygischer Mütze und fliegendem

Mantel knieend, Ahriman, den bösen Gegengeist des Ormuzd und Mörder des Stiers. Ormuzdische gute Thiere, wie Hund und Hahn, ahrimanische böse, wie Schlange, Scorpion und Löwe, machten den Kampf um den sterbenden Stier und seine Kräfte mit. Auch diese Notiz paßt eher in historische Zeit als in die fabelhaften Jahrtausende, in die manche Zendgelehrte den Zoroaster verschwindeln möchten. Für uns ist sie um so bedeutsamer, als dieselbe Darstellung auf den sogenannten „Mithrasaltären“ auch am Neckar und Main schon öfter zum Vorschein gekommen. Auf ninivitischem und babylonischem Bildwerk erscheint sie nicht. Doch wollen wir über Zoroaster's Person — nach Spiegel's Avesta eine hoffnungslose Frage — und den Hystaspes, an den er sich gewendet, keinen neuen Hader anfangen. Die Frage ist unwesentlich, da alle Hauptideen des Systems, wie gesagt, schon aus dem ältesten Babylon, Ninive, Phönizien, und durch lydische Vermittelung selbst aus dem fernen Etrurien hervorschimmern. Die Thätigkeit des Reformators kann sich nur auf ein Herstellen und zu Tag Heben des alten feinen, unter Brocken ägyptischer Herkunft erdrückten und zerrissenen Netzes beschränkt haben. Jene fremden Götterbrocken werden aufgelöst und verflüchtigt zu rein moralischen und allegorischen Wesen, und der Bilderdienst abgeschafft. Daß dies in Darius' Zeiten geschah, parallel mit der Ausbreitung persischer Weltherrschaft, also in der Zeit, welche die morgenländischen Quellen dem historischen Zoroaster anweisen, ist Thatsache und für uns die Hauptsache. Im Bewußtsein überlegener theologischer Bildung kam Xerxes nach Griechenland. Sein Katechismus lehrte vom weltschöpferischen Wort, das neben der Urgottheit steht, das Wort, das von dieser fortwährend gesprochen wird und gleichwol selber eine Gottheit ist, die man anbeten muß. „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und ein Gott war das Wort.“ Xerxes glaubte an den Sündenfall der Engel und den Sündenfall der Menschen, an die Auferstehung des Fleisches (als persische Lehre bereits von Demokrit bezeugt), an künftiges Gericht und künftigen Messias. Er empfing wol auch wie die spätern Parsen ein dem christlichen Abendmahl entsprechendes und schon von Kirchenvätern damit verglichenes Sacrament in beiderlei Gestalt: die Symbole für Frucht und Saft des heiligen Baums, des unsterblich machenden Lebensbaums im Paradies, welcher der Baum des Propheten „Hom“, des Uroffenbarers der ganzen Lehre, oder vielmehr dieser Prophet, sein Leib und sein Saft, selber ist. Kein Wunder, wenn Xerxes den griechischen Götterbildern die Köpfe abschlagen ließ und ihre Tempel niederbrannte. Nur mit dem Artemistempel zu Ephesus hatte er eine Ausnahme gemacht. Natürlich: denn die Artemis von Ephesus ist die „Anahid“, die große Mondgöttin des innerasiatischen Systems, also von Xerxes selber zu verehren. Zu

Gunsten dieser Anahid trat später sogar eine Reaction gegen den Bilderhaß auch in Persien wieder ein. Artaxerxes II. ließ das Bild der Anaïs zu Susa, Ekbatana, Babylon rc. für die öffentliche Verehrung wieder aufstellen.

Wir wollen diese Anahid-Anaïs-Artemis näher betrachten, um auch eine Probe von asiatischen Elementen und deren Umbildung im Griechischen zu geben. Amazonen, heißt es, haben zu Ephesus das älteste Bild der Göttin aufgestellt. Unter Amazonen können wir nur turkomanische Weiber denken, die nach Nomadenart mit in den Krieg ziehen. Sie kommen vom Thermodon auf der Südostküste des Schwarzen Meers, wo von jeher Turkomanenstämme heimisch sind. Ihre Göttin wurde auch auf der Nordküste des Schwarzen Meeres von den dortigen Turkomanen- oder Scythenstämmen als taurische Artemis verehrt und empfing dort ihre Menschenopfer. Großartige Cultusstätten im innern Theil des hintern Kleinasiens, Zela, Komana, zeigen auf der großen assyrischen Straße uns den Weg nach Mesopotamien hinüber, und ähnlich große, Kangovar, Ekbatana, nach dem medischen Hochland, der Heimat dieses Begriffs, hinauf. In ihrer bekannten Gestalt zu Ephesus entspricht die Göttin noch vollständig der innerasiatischen Idee. Die pfeilerartig steife Figur mit den ausgebreiteten Händen und den vielen Brüsten kann mit den letztern nur die ernährende Kraft des Mondes, sofern er durch Licht und nächtlichen Thau die Natur belebt, meinen. Hinter dem Kopf hat sie die Mondscheibe, aus der zu beiden Seiten des Angesichts kleine geflügelte Stiere hervorschauen. Ihr Halskragen, der von einem schweren Fruchtkranz umgeben ist, zeigt Zeichen des Thierkreises: Stier, Zwillinge, Krebs rc. Unter der Vielzahl ihrer Brüste beginnt die steife Schürze, von der die Figur bis auf die Füße säulenartig eingeschnürt ist. Aus dieser Schürze brechen in verschiedener Felderabtheilung wieder die kleinen Halbfiguren von Stieren, Ziegen, Löwen, Greifen, zur Seite auch geflügelte Genien, Bienen, Blumen hervor. Auf den ausgebreiteten Armen klettern kleine Löwen. Wir wissen, daß Anahid, die Mondgöttin, damals, als Ahriman den kosmogonischen Urstier ermordet hatte, die Kräfte des sterbenden Stiers empfing, um sie für künftige Schöpfungen aufzubewahren. Ihre Figur erscheint häufig oben in der Ecke bei der Darstellung jenes Stiermords auf unsern sogenannten Mithrasaltären. Wie andere arische gute Götter hat diese Mondgöttin Anahid die Aufgabe, mit den bösen Göttern und Geistern zu kämpfen. So wird sie häufig abgebildet. Die bösen Geister haben die Gestalt von Löwen, Hirschen, Schwänen. Darum und aus keinem andern Grund ist Artemis für die Griechen zur Jagdgöttin geworden. Zu Patras warf man ihre Opferthiere, Bären, Wölfe, Eber, Geflügel rc. lebendig in die Flammen eines Scheiterhaufens.

Diese Thiere sind ursprünglich alle nur Symbol böser Mächte, und durch ihre Vernichtung wird die Göttin befriedigt. Aber damit ist ihre griechische Figur noch nicht erschöpft. Außer den einfachsten Naturwesen, wie Flußgötter, Nymphen, Winde, ist kein asiatischer Götterbegriff auf griechischem Boden ohne ägyptischen Zusatz geblieben. In die asiatische Mondgöttin ging eine sagengeschichtliche Figur Aegyptens, „Bubastis“, die Göttin von Bubastos, des jüngern Horus, d. h. des jüngsten Apollon Schwester, Leto's Pflegekind, über. Wenn es heißt, Artemis habe beim Kampf mit Typhon sich in eine Katze verwandelt, dann wissen wir, wohin wir zu denken haben. Das heilige Thier der Bubastis ist die Katze. Ebendahin weist die Sage, Artemis sei nicht der Leto, sondern der Persephone wirkliches Kind — die reine Wahrheit: denn Persephone ist Isis, die wirkliche Mutter der verfolgten Kinder Apoll und Artemis, die zur Neto-Leto nach Buto geflüchtet werden mußten. Also auf die ägyptische Figur beziehen sich die Geburtsgeschichten, die sich bis in die Nähe von Ephesus gedrängt haben, obgleich sie mit der Gottheit des Mondes unvereinbar sind. In einer Gebirgsschlucht Ortygia unweit Ephesus zeigte man die Niederkunftstätte der Leto, und den Berg, darauf die Kureten standen, um mit Waffengeklirr die Nachstellung abzulenken. Also Leto, die Pflegemutter, ist durch Verschiebung der Sage selber die verfolgte wirkliche Mutter geworden. Doch scheint das Aufgehen der sagengeschichtlichen Figur in der Mondgöttin, oder der Mondgöttin in der sagengeschichtlichen Figur für die Griechen um so weniger Anstoß geboten zu haben, als es bereits in Aegypten stattfand. Zwar bei den Phöniziern hatte die asiatische Anahid es vermocht, den ägyptischen Mondgott Joh-Thot-Aschklep zu verdrängen, und hat unter dem Namen Tanith und Astroarche, Führerin der Sterne, sich zur Hauptgottheit von Karthago gemacht; aber in Aegypten, wo sie gleichfalls, vielleicht schon in Hyksoszeiten, eindrang, mußte sie sich bequemen, in der unbedeutenden Figur der Göttin von Bubastos Platz zu nehmen. Eine ägyptische Göttin, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, heißt „Thanat“ (Tanith-Anahid) und ist wahrscheinlich eins mit Bubastis, Apollon's Schwester: denn Bubastis ist nur Ortsbeiname. Wenn die griechische Artemis zuweilen auch Ilithyia heißt, so stammt das aus einer alten und von den Neuern hartnäckig festgehaltenen Verwechselung der löwenköpfigen Pacht, Göttin des Urraums, Ilithyia, mit der katzenköpfigen Bubastis, Isiskind. Ein Höhlentempel bei Benihassan, von den Alten „Grotte der Artemis“ genannt, gehört in Wahrheit der Pacht.

Auch das regierende Götterpaar des griechischen Olymp, Zeus und Hera, erklärt sich nur aus einem solchen Ineinanderschieben asiatischer und ägyptischer Elemente — Naturanschauung aus Asien, Sagengeschichte aus Aegypten. Der arische Himmelsgott, der hochdonnernde, wolken-

sammelnde, blitzschleudernde, der aber nicht minder bei den Semiten Verehrung fand, heißt bei den Griechen mit seinem arischen Namen „Zeus", einem Namen, der bis nach Indien hineinreicht. Als Bel von Babel thront er auf der Höhe des babylonischen Thurms und hat dort den großen Glücksstern, den Planeten Jupiter sich angeeignet. Nach neuern Keilschriftstudien (Rawlinson, „Herodotus") scheint in Babylon und Ninive der oft genannte Name „Merodach" ihm zuzukommen. Auf der Felswand von Malthaiyah hinter Ninive steht er in der Reihe der sieben Planeten mit dem Blitzbündel in der Hand und dem Stern Jupiter auf der Mütze. Ganz wie die Hellenen ihn abbilden, sagt Lukian, also abermals mit dem Blitz, stand er im Tempel von Hierapolis am Euphrat. Statt auf der Höhe der Pyramidenthürme, womit man in babylonischer Ebene die Berge zu ersetzen suchte, verehrten die Phönizier den Himmelsgott auf ihren wirklichen Bergen, dem Kasius bei Antiochien und einem andern Kasius, dem Dünenhügel bei Pelusium. Von dort ward sein Dienst auf die Berggipfel von Kreta, Rhodos, Aegina, Troas, Arkadien und Latium übertragen. Ueberall haben wir noch den asiatischen Naturgott, den blauen Himmel, dessen leuchtendes Bild aus einem hellen blauen Meer rund um die Insel Aegina zurückgestrahlt wird, oder den Wettergott, der im arkadischen Lykäregebirge die Wolken an sich zieht. Aber bereits auf der phönizischen Küste, oder sicher auf Kreta hat dieser asiatische Naturgott die menschlichen Schicksale, die Sagengeschichte des ägyptischen Osiris an sich gezogen. Zwei Religionskreise stießen zusammen und schoben sich ineinander. So grundverschieden aber waren die Eigenschaften der beiden an der Spitze der zwei Systeme stehenden Götter, daß wenigstens das mit einem Himmelsgott Unvereinbarste von Osiris' Schicksal, sein Tod und Grab, dem asiatischen Zeus auf seinem fernern Weg sich nicht anhängen ließ, sondern auf Kreta zurückbleiben mußte. Auf Kreta, in der Nähe von Knossos, zeigte man auf einer Hügelhöhe das „Grab des Zeus" mit der einfachen Inschrift: „Zeus des Kronos Sohn." Es ist das Grab des Kroniden Osiris-Zeus, des Stifters des ägyptischen Staats, und als solcher, aber nicht als asiatischer Himmelsgott, konnte Zeus dem Minos Gesetze geben. Es ist das Grab des Osiris, das in Aegypten Cultusbedürfniß war, und wie die Geburtsstätten von Apoll und Artemis durch die aus Aegypten ausscheidenden Kanaaniter weiter getragen wurde. Vom Osiris hat der durch die asiatische Beimischung unsterblich gewordene Zeus seine ganze Familiengeschichte: Abstammung von Kronos und Rhea, Jugendverfolgung durch den Kronos, Kampf mit Kronos, Vaterschaft von Apoll und Artemis (Horus und Bubastis), Kampf mit Typhon. Wenn das anstößige Grab zurückblieb, konnte aus beiden Elementen, Naturanschauung und Sagengeschichte, immerhin eine einheitliche

Figur, der Zeus der Dichter und Künstler, sich zusammenbilden. Schwieriger darin unterzubringen war ein dritter Zeus, der ägyptische Amun. Auch er wird von den Griechen Zeus genannt, aber aus keinem andern Grunde, als weil er gleichfalls an der Spitze eines Götterhimmels steht. Als Amun erkennen wir den Zeus von Dodona, dessen Herkunft aus ägyptisch Theben auch durch die Sage noch verbürgt ist. Er weissagt im Rauschen einer Eiche und sonst noch allerlei klingendem Zeug, z. B. der Geißel eines bronzenen Knaben, die gegen ein Metallbecken schlägt — alles nur Mittel, die Stimme des Windhauchs zu vernehmen. Man vernimmt ihn im Rauschen einer Quelle zu Dodona, wie man in Aegypten ihn im Rauschen der Katarakten vernahm — Grund genug, ihn auch zum Kataraktengott zu machen, Jupiter Nilus. Er ist der Urgeist Kneph, Amun, der Verborgene, phönizisch Kolpiach, Windeswehen, Ruach Elohim der Bibel, der Nous, der wehende Geist des Anaxagoras. Mit ihm in dem Tempel zu Dodona wohnte die Göttin Dione. Sie ist dieselbe, die zu ägyptisch Theben sowol als in den Bildwerken im kleinen Tempel der Ammon-Oase neben ihm steht, die Göttin Neith. Dione hieß auch Gäa, Erde, ward bestimmt als Kraft der feuchten Erde, also ganz die ursprüngliche Bedeutung der Neith, Göttin der Urgewässer und des feuchten Weltstoffs. Mitwohnende Göttinnen haben die griechischen Götter sonst nicht.

Das wird ausreichen, um nachzuweisen, daß ein Verständniß dieser wichtigen Götterfiguren nur dann zu gewinnen ist, wenn wir zu trennen wissen, wo getrennt werden muß — also Zeus in drei grundverschiedenen Figuren — und zu vereinigen, wo zu vereinigen ist, also der unterirdische Osiris-Hades-Dionysos mit dem oberirdischen Osiris, demselben, aus dem der griechische Gesammtzeus seine menschlichen Eigenschaften gezogen hat. Der Proceß wird uns noch klarer werden, wenn wir auch den Begriff der Hera erschöpfen, der in vollkommen parallelem Fortschritt gleichfalls aus asiatischen und ägyptischen Elementen sich gebildet hat. So wie nämlich Zeus seine Menschlichkeit von dem sterblichen Osiris übernahm, so Hera die ihre von der sterblichen Isis, Osiris' Gemahlin. Von dorther stammen die Geburtssagen, an verschiedenen Orten verschieden erzählt, von dort die Eigenschaft der Hera, zugleich des Zeus Schwester und Gemahlin zu sein. Aegyptischer Brauch war die Vermählungsfeier von Osiris und Isis, die unter Zeus' und Hera's Namen bei Knossos, auf Samos, zu Argos 2c. gleichfalls in scenischer Darstellung jährlich wiederholt ward. Wie die Isis, so kannte man auch die Hera stellenweis als Witwe, und das heilige Thier der Isis, die Kuh, war zu Argos auch der Hera geweiht. Aber diese rein menschlichen Züge reichen nicht aus, um den Begriff zu füllen. So wie wir den Bel-Jupiter brauchen, um durch sein Aufgehen in Osiris den

griechischen Zeus zu erklären, so brauchen wir die Gemahlin Bel's, um durch ihre Vereinigung mit Isis die griechische Hera möglich zu machen. Von Bel's Gemahlin „Beltis", „Mylitta-Ilithyia", hat Hera ihre kosmischen Eigenschaften sammt dem Beinamen „Ilithyia". Von dieser Ilithyia haben wir bereits gesprochen, als der aus Aegypten bezogenen großen Göttin des Raums und Schicksals, die mit Belus-Jupiter auf dem babylonischen Stufenthurm thronte. Sie ist die einzige von den drei weiblichen Hauptgöttinnen Asiens, die nicht Gestirngöttin ist. Die andern beiden sind die Planeten Venus und Mond. Hera wird sie bereits in Babel genannt, desgleichen zu Hierapolis, wo sie im Tempel mit demselben babylonischen Blitz- und Himmelsgott Bel-Jupiter zusammenwohnt. In der einen Hand hielt sie das Scepter, in der andern den Spinnrocken als Schicksalsgöttin in richtiger Erinnerung an ihren ursprünglichen Beruf. Ihr syrischer Name zu Hierapolis war Atarpatis, Derketo, wie zu Askalon vor den Thoren Aegyptens, wohin die ursprünglich ägyptische Figur auf weitem Umweg zurückgekehrt war. Derketo ist wörtlich „Kluft", zur Erinnerung an die Raum- und Chaosgottheit Aegyptens, und im Tempel von Hierapolis zeigte man die „Kluft". Als Götlin des Raums überwacht sie alles, was in diesem vorgeht, und ihre Verfügungen glaubte man von uraltester Zeit an am Sternenhimmel, der den Raum umfaßt, lesen zu können. Symbol des Sternenhimmels ist der bei den Griechen der Hera heilige Pfau. Als Göttin des Raums, des innenweltlichen Raums — denn noch höher, außerhalb der Welt, folgt Neith-Athene mit den Himmelsgewässern — ist sie auch bei den Griechen noch nicht vergessen. Eine griechische Inschrift aus den Nilkatarakten setzt ihr die „Sate", Göttin des obern Raums (einen Theil der Pacht-Ilithyia) gleich. Wie im Aegyptischen die Urraumgöttin den Gott des Urfeuers, Phtah, geboren hat, so die griechische Hera, gleichfalls rein aus sich selber, den entsprechenden Hephästos. Durch das Hinzutreten der menschlichen Eigenschaften der Isis wird die großartige Götterfigur, die bei den Phöniziern auch Doto, Thuro, Chusartis, d. h. Gesetz, Weltordnung, und Hermonia heißt, immer weiter abgeschwächt. Bei Homer ist nur die zänkische griechische Hausfrau übrig.

Wir glauben somit den einzig möglichen Plan einer künftigen Religionsgeschichte angedeutet und an einzelnen Entwickelungen unsere Grundsätze bewährt zu haben. Möge man danach sich ein Urtheil bilden, was der Verketzerungsschrei derer, die ihre eigene Habe nicht antiquirt sehen möchten, für einen Werth hat. Wenn wir den Leser nicht gelangweilt, wollen wir im nächsten Artikel ebenso den Plan einer künftigen Kunstgeschichte mit einzelnen Entwickelungsproben, und weiterhin den Plan eines literaturgeschichtlichen Zusammenhangs geben.

Ein Gedicht auf Goethe aus dem Jahre 1775.

Mitgetheilt

durch

S. Obbarius.

Fast zu derselben Zeit, als in Göttingen der Hainbund zusammengetreten war, hatte sich auch zu Leipzig ein Verein von Dichterfreunden gebildet, welche unter dem Namen „Bündniß zärtlicher Freunde“ einer dilettantischen Kunstübung oblagen.

Schon durch dieses selbstgewählte Epitheton dürfte der Unterschied zwischen dem Hainbunde, welcher wahrhafte Dichternaturen in sich vereinigte, und dem leipziger „Bündnisse“ nahezu bezeichnet sein. Auch sind aus letzterm, soviel uns bekannt ist, nur zwei Männer von poetischer Begabung in die Oeffentlichkeit hervorgetreten, nämlich Friedrich Andreas Gallisch *), gestorben als Professor der Medicin zu Leipzig den 15. Februar 1783, und August Cornelius Stockmann **), nachmaliger ordentlicher Professor des Römischen Rechts und Capitular des Hochstifts Merseburg, gestorben am 6. Februar 1821. Das von letzterm verfaßte Grablied: „Wie sie so sanft ruhn alle die Seligen“, das sogar eine Zeit lang Klopstock zugeschrieben ward, hat in weiten Kreisen Anklang gefunden und wird hier und da noch heute von Sängerchören bei Leichenbegängnissen gesungen. Einen noch größern Namen als die deutschen Gedichte, welche meist anonym erschienen, erwarben dem berühmten Rechtsgelehrten jedoch seine lateinischen (schon früher einzeln bekannt, dann zusammen gedruckt Lipsiae, impensis Bruderi et Hofmanni MDCCXI), ja dieselben brachten ihm sogar die Ehre ein, zu Leipzig als Dichter gekrönt zu werden.

Aus dem literarischen theils gedruckten, theils handschriftlichen Nachlasse ***) dieses August Cornelius Stockmann geht hervor, daß die leipziger

---

*) Die Gedichte desselben hat J. F. Jünger mit einem Vorbericht zu Leipzig 1784 herausgegeben.

**) Unrichtig gibt Karl Goedeke in seinem ausgezeichneten Werke: „Grundriß“ ꝛc. II, 881, Stockmann's Taufnamen durch August Konrad an. Und wenn Friedrich Raßmann in der „Galerie der jetzt lebenden deutschen Dichter, Romanschriftsteller ꝛc.“ (Helmstädt, Fleckeisen, 1821. Zweite mehr erweiterte Fortsetzung) ihn als „am 18. Juni 1751 zu Schweikartsheyn bei Waldheim geboren“ aufführt (S. 70), so widerspricht dieser Angabe Stockmann's eigene, in jenem Verzeichnisse des „Bündnisses zärtlicher Freunde“ eingetragene Selbstbiographie, nach der er den 18. Juni 1752 zu Naumburg geboren, woselbst sein Vater Secretär beim thüringischen Kreiscommissariate war

***) Dieser literarische Nachlaß befindet sich gegenwärtig in den Händen seines Brudersohnes, des Hrn. Stadtraths und Rittergutsbesitzers August Stockmann zu Au-

Dichterfreunde, welche sich auch „die Sympathetiker“ nannten, an gewissen Tagen zusammenkamen, um ihre dichterischen Erzeugnisse einander an der poetischen Tafelrunde mitzutheilen. Dabei führte ein jeder — nach dem Vorgange früherer Dichtervereine — einen besondern, meist der Mythologie entlehnten Namen; auch bediente er sich bei Unterschriften eines ihm eigenen Zeichens. So hatte Gallisch sich den Namen „Alcest“, Stockmann den des „Theseus“ beigelegt; ein dritter (nach seiner in einen Codex eingetragenen Selbstbiographie „geboren den 1. Mai 1752 auf dem väterlichen Landgute unweit Dresden“) hieß „Lycidas“, ein vierter „Admet“ („geboren zu Leipzig den 15. Februar 1756, wo der Vater Kaufmann war“). Nur einer, „Orpheus“ (der sich auch in dem Schmidt'schen Almanach für 1770 mit einem Gedicht „Die Horatier und Kuriatier“ wiederfindet), gibt in jenem Verzeichnisse den wirklichen Namen, wenigstens seines Vaters, an, indem er bemerkt: „geboren den 8. October 1753 zu Dresden, Vater Traugott Grahl, Kaufmann, Mutter geborne Eleonora Pfauin.“ Als im Jahre 1778 das „Bündniß zärtlicher Freunde“ sein erstes Lustrum feierte, ward von ihm eine kleine Sammlung von Liedern (zwölf an der Zahl) zum Druck befördert, welche folgenden Titel führt: „Trinklieder für Sympathetiker. Am ersten Lustrum 1778“ (ohne Angabe des Druckortes, 24 S. mit einer Musikbeilage). Zur Charakteristik der Lieder- und Gesangesfreunde möge hier ein Vers des ersten Liedes Platz finden, dessen Verfasser sich „Asterion“ unterzeichnet:

Kein Jüngling schleich' — wir schwören's hier —
In unsern Kreis sich ein,
Er müsse Trinker denn, wie wir,
Und Freund und Dichter sein.

Diese Notiz glaubten wir vorausschicken zu müssen, um den Leser nicht im Ungewissen zu lassen, auf welchem Grund und Boden das folgende Gedicht erwachsen sei:

Urtheile über Goethen, ein Gespräch zwischen Bav, Mäv, Stax ꝛc.

Bav.

Der Ignorant! der fessellos
Und kühn einherspaziert,
Und nicht dem Aristoteles,
Dem Boileau hofirt —

Der aller schönen Theorie
Und Bühnenregeln lacht,
Und (Gott verzeih' mir's) wol noch gar
Aus Deutschen Briten macht —

---

leben, einem Amtsdorfe bei Heringen in der Goldenen Aue; es ist daraus noch manche Ausbeute für die deutsche Literaturgeschichte zu ziehen. Das bekannte Lied: „Wie sie so sanft ruhn“, hat in einer zweiten Bearbeitung nicht unbedeutende Varianten. Eine kleine aus vier Stücken bestehende Sammlung gab Stockmann zur naumburger Weinlese 1811 unter dem Titel: „Trinklieder für Naumburgs Traubenhügel .... Herrn Oberkämmerer Stockmann im October 1811 gewidmet“ heraus.

Hat er nicht schon den Shakespear
Nachahmungswerth genannt,
Der Strohkopf, der den Stagirit
Kaum namentlich gekannt —
Spricht nicht Herr Götz von Berlichingen
Recht in gemeinem Ton
Und fehlt den neuen Stücken nicht
Plan und Illusion —?

Herr Pastor Mäv.
Man munkelt: „Werther's Leiden" sind
Von ihm — ein böses Buch —
Mit Irrlehr' angefüllt — verdient's
Des frommen Christen Fluch —
Drin sagt er, wie ein junger Mensch
Vom bösen Kuß entflammt,
Um eine Eh'frau sich erschoß,
Der ist gewiß verdammt —

Bav.
Drum les' ich sein Geschwätze nicht
Und lobe Gottsched mir;
Traun — sein Theater bleibt für uns
Ein Muster für und für.
Zwar kennt er Sit' und Menschenherz
Und Fürst — und Weiberlist,
Und weiß es, wie's im Pöbel geht,
Und wie's an Höfen ist —
Doch Gottsched schwingt im „Cato" sich
Ganz anders himmelan,
Und Shakespear ist gegen ihn
Fürwahr ein schlechter Mann —

Herr Star bei der Weinflasche.
Hm! alles das, was kümmert's mich,
Ich trinke meinen Wein,
Und laß den Shakespear wunderschön
Und Goethe Goethen sein!

Ein vierter zum Kosmopoliten.
Den Bav verspottet — den entflammt
Vom heil'gen Eifer Mäv verdammt—
Von welchem Star so unbeträchtlich
spricht,
Was hältst denn du von dem?

Kosmopolit.
Ich schätz' ihn sehr und — imitir' ihn
nicht.

Der Verfasser dieses Gedichts, der obenerwähnte „Lycidas", hat sich unter demselben durch einen gefiederten Pfeil gekennzeichnet. Sächsische Gelehrte, die sich für dergleichen Personalien interessiren, dürften infolge der von ihm gegebenen kurzen Nachricht leicht im Stande sein, dem wahren Namen auf die Spur zu kommen.

Wie übrigens die damalige Zeit und namentlich Cornelius Stockmann über „Werther's Leiden" geurtheilt haben, darf aus H. Düntzer's „Studien zu Goethe's Werken" hier als bekannt vorausgesetzt werden. Wenn derselbe jedoch über Stockmann als den Verfasser der Schrift: „Die Leiden der jungen Wertherin" (Eisenach 1775 und zweite Auflage 1776), S. 203 ein äußerst hartes Urtheil fällt und von seinem Standpunkte aus nicht ohne Berechtigung dazu erscheinen mag: so sind wir den Manen des ebenso grundehrlichen als vielseitig gebildeten und noch jetzt von seinen Schülern hochverehrten Mannes doch die Erklärung schuldig, daß derselbe in seinem reifern Mannesalter die größte Hochachtung vor Goethe's Dichtergenius gehegt und auch offen an den Tag gelegt hat. Es kommt eben keiner als Meister zur Welt und auch das Schöne, wo es zuerst auftritt, will Zeit haben, erkannt und begriffen zu werden.

Literatur und Kunst.

Ein neues Buch von Johannes Scherr.

Schon wieder ist Johannes Scherr, der Unermüdliche, mit einem neuen Werke ans Licht getreten „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch" (St.-Gallen, Scheitlin & Zollikofer). Doch gehört dasselbe nicht eben zu den gelungensten Arbeiten des mehr fruchtbaren und fleißigen als gediegenen und sorgfältigen Autors. Hr. Scherr hat hübsche Studien gemacht und besitzt eine ausgebreitete Bildung, er hängt mit Begeisterung an den Ideen der neuen Zeit, sein Herz schlägt warm und innig für das Wohl der Menschheit, sein Stil ist lebhaft und anregend — woher kommt es doch wol, daß bei so vielen guten und glücklichen Eigenschaften seine Bücher doch im ganzen nur so selten einen wirklich befriedigenden und harmonischen Eindruck machen? sodaß selbst diejenigen, die sich übrigens mit Hrn. Scherr im wesentlichen auf demselben Standpunkt politischer und philosophischer Anschauung befinden und die seinem guten Willen und seiner redlichen Absicht die aufrichtigste Hochachtung zollen, doch mit seiner schriftstellerischen Wirksamkeit im ganzen doch nur wenig einverstanden sein können? Wir fürchten daher, weil Hr. Scherr zu rasch, zu flüchtig arbeitet, weil er sich und seine Kraft an zu vielen Aufgaben gleichzeitig zersplittert, weil er seine Ideen zu voreilig in die Welt schickt, bevor sie noch in ihm selbst ganz reif und fertig geworden. Auch das vorliegende Buch hätte bei einer etwas sorgfältigern Behandlung ein ganz anderes und besseres Aussehen gewinnen müssen. Der Stoff war günstig genug; er ist eine jener modernen Criminalgeschichten, in denen Frömmigkeit und Verbrechen, religiöse Ekstase und sinnliche Begierde wirr und wüst durcheinander gehen und wie auch „Der neue Pitaval" deren mehrere und darunter höchst interessante und psychologisch merkwürdige gebracht hat. Die Heldin der Geschichte, die in der Nähe von Zürich zu Anfang der zwanziger Jahre spielt, ist ein armes schweizer Bauernmädchen, das in pietistischen Umgang geräth, sich zur Prophetin und Wunderthäterin entwickelt, von ihrer Umgebung als Heilige verehrt und angestaunt wird, auch ganz offenbar selbst an ihre göttliche Berufung glaubt und sich mit alledem endlich zu einer solchen Höhe religiösen Wahnsinns steigert, daß sie ihre eigene Schwester kreuzigen und sich selbst von ihren nur allzu getreuen Anhängern auf ähnliche Weise abschlachten läßt. Eine einfache actenmäßige Darstellung dieses Criminalfalls — und die Acten und andere authentische Berichte lagen dem Verfasser vor — hätte ohne Zweifel ganz interessant werden und ganz belehrende Blicke in das Nachtgebiet des religiösen Fanatismus werfen können. Oder auch, wenn der Hr. Verfasser diese trockene sachgemäße Darstellung des Juristen verschmähte, so war auch dem Novellisten hier ein recht dankbarer Stoff geboten, besonders wenn er sich die Mühe gab und die Fähigkeit hatte, die psychologischen Irrwege aufzudecken, auf denen das unglückliche Mädchen zu diesem furchtbaren Ziele gelangen mußte. Hr. Scherr jedoch hat weder das eine noch das andere gethan, er hat weder eine Criminalgeschichte noch eine Novelle geschrieben, sondern ein Unförmliches von beiden; wir vermissen

durchgehends das hellsehende Auge des Poeten und werden doch in der Darstellung der Gekreuzigten überall auf das empfindlichste gestört durch den ganz unpassenden belletristischen Flitter, mit welchem die Sprache dieses Buchs sich behängt. Der Verfasser hat auch sonst schon eine stark ausgeprägte Neigung zu gewissen Maßlosigkeiten und Ueberschwenglichkeiten an den Tag gelegt, die freilich in den meisten Fällen auf einer gewissen Confusion der Begriffe ruht. So arg indessen wie in dem vorliegenden Buche hat er es doch noch in keiner seiner uns bekannt gewordenen Schriften gemacht; er hat sich hier, wie es scheint, das schlechteste Muster zum Vorbild genommen, das ein deutscher Stilist sich nehmen kann, nämlich den Engländer Carlyle, an dessen gedunsenem, aufgebauschtem, unausgesetzt sich vom hundertsten ins tausendste verlierende Darstellung die Sprache dieses Buchs auf wahrhaft abschreckende Weise erinnert, ohne doch jenen Stempel der Originalität zu tragen oder durch jene einzelnen Gedankenblitze zu entschädigen, die bei Thomas Carlyle wenigstens stellenweise auftauchen und uns die Geschmacklosigkeit und Hohlheit des Ganzen wenigstens auf Augenblicke vergessen lassen. R. P.

Geschichte.

Einen sehr interessanten Beitrag sowol zur Literaturgeschichte sowie zur innern Geschichte der modernen politischen Entwickelung hat Schmidt-Weißenfels in seiner bei Kober & Markgraf in Prag erschienenen „Geschichte der französischen Revolutionsliteratur 1788—1795" geliefert. Allerdings sind die Zeiten vorüber, wo die Ankläger der Französischen Revolution die Entstehung derselben lediglich der Literatur, der verhaßten brandstifterischen Aufklärungsliteratur des 18. Jahrhunderts in die Schuhe schoben; wir wissen jetzt, daß diese große Staatsumwälzung, die ja nur eine einzelne Scene war in jenem großen Drama, das mit der Reformation begann und das noch jetzt lange nicht zum Schluß gekommen ist, neben den ideellen auch ihre sehr praktischen Gründe hatte, und daß auch die größte Staatsweisheit und die loyalste und conservativste Literatur nicht im Stande gewesen sein würde, die nothwendigen und unvermeidlichen Folgen einer jahrhundertelangen Misregierung abzuwenden. Allein das hindert nicht, daß die Literatur, wie sie allerdings mit zu den vorbereitenden Mächten der Revolution gehört, ebenso auch an dem Gange der Revolution selbst den lebhaftesten und entscheidendsten Antheil genommen hat; neben der Tribune und den Clubs und leider muß man auch sagen neben den Aechtungen und Hinrichtungen war die Presse ohne Zweifel eine der gewaltigsten Mächte der Revolution, ja was auf den Rednerbühnen gesprochen ward und was die Guillotine ins Werk setzte, war häufig, sogar in der Regel nur der Widerhall dessen, was die Literatur zuerst verlautbart hatte und zwar die Literatur in ihrer verschiedensten Gestalt: als Zeitung, als Flugschrift, als Gedicht, als Drama, als gelehrte Abhandlung. Durch alle diese verschiedenen Gebiete begleitet der Verfasser des vorliegenden Werks die Revolutionsliteratur; er zeigt, wie die Kämpfe der politischen Parteien sich abspiegeln in den literarischen Coterien und Streitigkeiten, er weist nach, wie sofort jeder, der in den politischen Kämpfen jener Zeit eine Rolle spielen wollte,

sich auch ein bestimmtes Organ in der Presse zu schaffen suchte und wie somit die gesammte Revolutionsliteratur mit ihren Glanz= wie ihren Schattenseiten, in ihrer Blüte wie ihrem Verfall nur gleichsam eine Wiederholung der Revolution selber ist. Bekanntlich ist dieser Gegenstand, der allerdings zu den interessantesten gehört, welche sich dem Literarhistoriker darbieten, in neuerer Zeit bei den Franzosen selbst mehrfach behandelt und durch wohlangelegte und umfangreiche Sammlungen in das richtige Licht gesetzt worden. Der Verfasser hat diese Vorarbeiten sämmtlich mit Fleiß und Umsicht benutzt, ohne sich darum des selbständigen Urtheils zu begeben. Namentlich muß die Unbefangenheit und Unparteilichkeit der politischen Urtheile gerühmt werden, und da das Buch auch in einer lebhaften und fesselnden Sprache abgefaßt ist, so kann das Ganze allen Freunden der Geschichte wie der Literatur als eine ebenso unterhaltende wie belehrende Lectüre empfohlen werden. R. P.

Correspondenz.

Aus Wittenberg.

22. April 1860.

T. B. Das ist gewiß seit langen Jahren das erste mal, daß unserer guten Stadt die Ehre zu Theil wird, in der Correspondenzliste eines Blattes wie Ihr „Deutsches Museum“ zu paradiren. Und freilich, was ließe sich auch von hieraus melden, das auswärtige Leser irgend interessiren könnte? Ich will dem vortrefflichen Orte, der einer so großen und wohlverdienten geschichtlichen Berühmtheit genießt und, der mehr als einmal der Schauplatz wichtiger Entscheidungen war, nicht zu nahe treten: aber das kann ich Ihnen im Vertrauen doch sagen: das heutige Wittenberg mit sammt seinen 11000 Einwohnern incl. Militär, mit seinem befestigten Schlosse, seiner Elbbrücke, seinem Lutherdenkmal, seinem Kreisgericht, seinem Predigerseminar u. s. w. ist doch nur ein herzlich langweiliges Nest und die Eisenbahn weiß recht wohl, was sie thut, indem sie solchen weiten Bogen seitwärts von der Stadt macht, als traute sie sich an unsere öden Gassen und stillen Plätze gar nicht so recht heran. Ja wenn man das heutige Wittenberg so liegen sieht mit seinen stumpfen, schmucklosen Schloßthürmen, den niedrigen, spitzen Giebeln, kein Baum, kein Strauch in der Nähe, rings eine einzige öde Sandfläche, kein Vergnügungsort, keine Abwechselung in der Nähe als blos die Bahnhofsrestauration mit ihrem berühmten Apfelkuchen, der zu allen Jahreszeiten gebacken wird und den so leicht kein Vorüberreisender unversucht läßt, wie weit er auch herkommt, seitdem ein Allerdurchlauchtigster Geschmack besagten Apfelkuchen für das Nonplusultra seiner Gattung erklärt und den glücklichen Erfinder durch seine Ernennung zum Hoftraiteur belohnt hat — wer, sage ich, dies ehedem so berühmte Wittenberg heutzutage so liegen sieht, dem fällt es einigermaßen schwer und man muß seine ganze Phantasie anstrengen, sich vorzustellen, daß dies wirklich jenes weltbewegende Fleckchen Erde ist, von dem aus Martin Luther einst eine neue Epoche der Weltgeschichte eröffnete! Wir leben hier für gewöhnlich in einer unsaglichen

Stille und Einförmigkeit. Die Geselligkeit ist auf sehr enge Kreise beschränkt, fast das einzige Band, das sie zusammenhält, ist die Musik, da auch die Muse der Schauspielkunst für uns nur sehr zeitweise und dann immer in höchst fragwürdiger Gestalt, wie es im „Hamlet" heißt, bei uns erscheint. Selbst politische und religiöse Gegensätze gibt es nicht, ein kurzer Anlauf dazu, der noch in vormärzlicher Zeit gemacht ward, hat sich sehr bald wieder in den Sand verlaufen; jetzt ist hier alles gut kirchlich und gut preußisch und von unsern ehemaligen königlich sächsischen Sympathien ist blutwenig mehr zu spüren.

Unter diesen Umständen würde es denn allerdings sehr schwer fallen, von hier aus auch nur den kleinsten Zeitungsbericht zu Stande zu bringen, wäre nicht ein so außerordentliches Ereigniß wie die soeben begangene Melanchthonfeier dazwischengetreten. Ganz gewiß ein außerordentliches Ereigniß: da es nur alle hundert Jahre begangen werden kann und da also keiner, der es diesmal mitgefeiert hat, sich Hoffnung darauf machen darf, es zum zweiten male zu erleben. Am 19. April feierte bekanntlich das protestantische Deutschland das dreihundertjährige Gedächtniß des Tages, an welchem einst Philipp Melanchthon, der treue Gefährte und Mitstreiter Luther's, aus seinem irdischen Wirken schied. Es war natürlich, daß, vielleicht die Geburtsstadt Melanchthon's, das würtembergische Städtchen Bretten ausgenommen, dieser Tag nirgends so festlich begangen und nirgends so andächtig gefeiert ward als bei uns, wo nicht nur (in den Gewölben der hiesigen Schloßkirche, neben den Ueberresten Luther's, Friedrich's des Weisen und Johann's des Beständigen) seine Gebeine ruhen, sondern wo er selbst so lange die Stätte seines Wirkens gefunden, wo das große geschichtliche Werk, das er gemeinsam mit Luther begründete, zuerst ins Leben trat, und wo noch jetzt mancherlei Baulichkeiten und sonstige Reliquien an sein segensreiches Leben erinnern. Wittenberg, als die Wiege der Reformation, mußte nothwendig auch der Mittelpunkt für die deutsche Melanchthonfeier sein, das hatte man hier und wol auch im übrigen protestantischen Deutschland, wenigstens im nördlichen, seit längerm gefühlt, und deshalb schon beizeiten Veranstaltungen getroffen, den Tag in würdiger Weise zu feiern und ihm ein dauerndes Andenken zu stiften.

Allein bevor ich mich zu einer kurzen Chronik unsers eben beendigten Festes wende, gestatten Sie mir wol, einige allgemeine Betrachtungen über die Bedeutung dieses Jubeltages einzuschalten. Wie jedermann weiß, dem auch nur die äußersten Umrisse unserer deutschen Reformationsgeschichte bekannt sind, vertritt Melanchthon neben dem starken, eifrigen, heldenmüthigen, aber auch schroffen, einseitigen und mitunter selbst etwas querköpfigen Luther eine versöhnende und vermittelnde Richtung. Luther ging bekanntlich aus der Klosterzelle hervor, er hat niemals den ehemaligen Mönch ganz abgeschüttelt; Melanchthon dagegen kam zu dem großen Werk der Reformation von den humanistischen Studien her, und so geht auch durch seine reformatorische Thätigkeit ein Zug des Humanismus und der classischen Milde und Leidenschaftlosigkeit, der eine höchst glückliche Ergänzung zu Luther's starrem, eifrigem Wesen bildete und, indem er sich wie ein weicher, bindender Kitt zwischen die gewaltigen, aber ungefügen Quadern des Luther'schen Wesens legte, zum endlichen Gelingen des großen Werks

nicht wenig beigetragen hat; er stand gleichsam wie ein milder, ausgleichender, zurechtlegender Paulus neben dem starren Eiferer Petrus, dem Fels, auf den die Kirche der neuen Zeit gebaut ist. — Von Einseitigkeiten und Irrthümern war dabei auch Melanchthon so wenig frei, wie es irgendein Sterblicher ist noch jemals sein wird; fehlte Luther zuweilen durch allzu eifernde Strenge und allzu große Beharrlichkeit, so ist Melanchthon auch in der Nachgiebigkeit und dem Vermitteln mitunter weiter gegangen, als seiner Sache gut war; erkennen wir in dem jähzornigen, trotzigen Luther zuweilen noch den ehemaligen Mönch, so erinnert Melanchthon mit seiner Schüchternheit und seiner conciliatorischen Gutmüthigkeit nicht selten an den wohlmeinenden, aber einigermaßen furchtsamen und pedantischen Schulmeister.

Natürlich soll mit diesen Aeußerungen, die ja auch nicht das mindeste Neue und Ungewöhnliche enthalten, den Verdiensten unserer beiden großen Reformatoren nicht im entferntesten zu nahe getreten sein, beide haben durch beides, ihre Tugenden sowol wie ihre Fehler, ihre starken wie ihre schwachen Seiten, ihrer Zeit gedient und die nothwendige Entwickelung derselben befördert; das ist das Größte, was sich von Menschen sagen läßt, und darum soll man auch, statt in ihren Schwächen zu wühlen und an ihren Fehlern des breitesten herumzukauen, sich vielmehr bemühen, auch diese dunklern Partien ihres Wesens in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und ihrer historischen Nothwendigkeit zu begreifen. Statt dessen freilich haben einige, wenigstens was Luther anbetrifft, den Spieß geradezu umgekehrt: sie haben den Mann gerade da am meisten bewundert, wo er am schwächsten ist, sie haben seine Fehler zu Tugenden und die Schwächen seines Wesens zu seinem eigentlichen Inhalt gemacht. In demselben Maße, wie unsere modernen Strenggläubigen Luther's Fanatismus, seinen Starrsinn, seine Rechthaberei und Widerhaarigkeit als seine größten und herrlichsten Tugenden preisen und sie laut zur Nachahmung empfehlen, mußte natürlich die Schale des sanften, stillen, nachgiebigen Melanchthon in die Höhe schnellen. Man wollte eben keine milden versöhnenden Naturen, man wollte Fanatiker und Eiferer, man wollte Tumult und Streit und Fehde; man haßte den Widerschein humaner Bildung in Melanchthon, weil man die Griechen haßte und von humaner Bildung und classischer Erziehung überhaupt nichts mehr wissen wollte.

Wäre das Jubelfest, das wir soeben gefeiert, in die Blütezeit derjenigen Partei gefallen, welche die eben bezeichneten Grundsätze hauptsächlich in ihr Banner geschrieben hat und die bekanntlich bis vor kurzem noch unser Vaterland auch politisch unterdrückte und knechtete — wahrlich, der Tag wäre allem Vermuthen nach sehr still und frostig vorübergegangen. Inzwischen hat ein geneigtes Schicksal es so gefügt, daß jene Partei von dem Ruder, das sie nur allzu lange geführt, hat zurücktreten müssen; ist sie auch noch keineswegs ganz aus dem Sattel gehoben oder gar in den Sand gestreckt, so sind ihr doch die Zügel der Herrschaft einstweilen entwunden und damit hat sich denn, wie das so zu gehen pflegt, auch die Zahl ihrer Anhänger und Schildknappen bedeutend gemindert. Gewiß gibt es unter unsern modernen Theologen noch viele, die in ihrem Herzen auf Melanchthon nichts weniger als freundlich zu sprechen sind und auch unsere Junker müssen sich naturgemäß weit mehr zu Luther hingezogen fühlen, der

die aufrührerischen Bauern mit Feuer und Schwert ausgerottet und verfolgt wissen wollte, als zu dem sanften, versöhnenden Melanchthon, der ja überdies ein Hauptstifter des modernen Schulwesens und damit also ein Mitbegründer jener Aufklärung ist, die das Volk rebellisch macht, und die daher von unsern Junkern so gründlich gehaßt und verachtet wird. Allein wie die Zeiten nun einmal gewechselt haben, wagen alle diese geheimen Widersacher nicht, ihren Groll herauszulassen, sie müssen gute Miene zum bösen Spiele machen und sich damit trösten, daß noch nicht aller Tage Abend, und daß die Reihe vielleicht auch einmal wieder an sie kommt.

Jedenfalls aber war diese Partei bei weitem nicht mehr mächtig und einflußreich genug, um den Glanz unserer Melanchthonfeier zu trüben oder auch nur einen Mißton in die schöne und wahrhaft herzerhebende Harmonie derselben zu bringen. Zwar an Versuchen dazu hat es nicht gefehlt; noch bei Gelegenheit der Nachfeier versuchte ein bekannter Geistlicher der Nachbarschaft, der es sonst recht gut versteht mit dem Winde zu laviren, diesmal aber doch seine seit Jahren verfolgte Richtung nicht so völlig verleugnen konnte oder mochte, gewisse pietistische oder sage ich richtiger hierarchische Elememente zur Anerkennung zu bringen und damit den Leuten seiner Farbe auch ihren Antheil an dem Feste zu sichern. Allein abgesehen davon, daß dieser Versuch in den engen Räumen unsers Predigerseminars, also vor einer sehr beschränkten Oeffentlichkeit stattfand, so gewann sich der Betreffende damit auch selbst in dieser Versammlung so wenig Anklang, daß der Versuch als vollständig gescheitert betrachtet werden muß.

Und das ist denn der eigentliche Sinn unserer Melanchthonfeier, und dies gibt auch der Anwesenheit des Hofes sowie andern festlichen Aeußerlichkeiten ihre Bedeutung: sie ist ein Symbol dafür gewesen, daß die mildern, humanen Elemente der Reformation wieder anfangen zur Geltung zu kommen, daß die starre Herrschaft des Buchstabens, die Herrschaft des Fanatismus und des religiösen Starrsinns erschüttert ist, und daß neben dem Glaubenseifer und der specifischen Frömmigkeit auch der Bildung und dem humanisirenden Einfluß wieder Rechnung getragen werden soll. — Leider war die Feier, wenigstens was den eigentlichen Haupttag anbetraf, von der Witterung nur sehr wenig begünstigt. Nachdem wir noch am Mittwoch das schönste frühlingsartige Wetter gehabt hatten, brach Donnerstag den 19. ein so heftiges Regenwetter, vermischt mit Wind und Schneegestöber über uns herein, daß wir uns mitten in den trübsten November versetzt glaubten. Die Stadt hatte das Mögliche gethan, sich mit Fahnen, Kränzen, Teppichen für die Ankunft der königlichen Gäste zu schmücken, allein das böse Wetter machte die Mehrzahl dieser Vorbereitungen zu Schanden. Um 9 Uhr traf der Prinz-Regent mit seinem Sohne dem Prinzen Friedrich Wilhelm und dem Erbprinzen von Dessau, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, unter dem besonders der Cultusminister von Bethmann-Hollweg und der Minister des Innern Graf Schwerin bemerkt wurden, bei uns ein. Schon vorher hatten sich zahlreiche Deputationen aus Halle, Jena, Leipzig u. s. w. eingefunden; unter den jenenser Deputirten sahen wir mit besonderm Vergnügen den Geheimen Kirchenrath Haase, diesen liebenswürdigen, feingebildeten, echt humanen Gelehrten, auf den, wenn auf irgendeinen Theologen der Gegenwart, in der That etwas von Melanchthon's Geist

übergegangen ist. Die Feierlichkeit begann mit einem Gottesdienst in der Pfarrkirche; die Predigt wurde von dem Generalsuperintendenten Dr. Lehnert aus Magdeburg abgehalten, sie war kurz, aber nichts weniger als erbaulich, sondern im Gegentheil recht trocken und schulmeisterlich. Dann begab sich der Festzug unter dem Geläut der Glocken vom Lutherhause nach dem Marktplatz, wo, in gleicher Richtung mit dem Schadow'schen Lutherstandbild, die Statue des Gefeierten sich erheben soll. Die Sammlungen dazu haben bisjetzt ungefähr 12000 Thlr. eingetragen, was aber nur für das eigentliche Standbild, dessen Anfertigung bekanntlich dem (ebenfalls mit anwesenden) Professor Drake übertragen ist, ausreichen wird, für Fußgestell, Gitter und sonstige Ausschmückung werden noch einige Tausend Thlr. erforderlich sein, die man indessen durch nachträgliche Sammlungen ebenfalls noch zu beschaffen hofft. Von den zwei Entwürfen, welche Professor Drake angefertigt, ist, wie ich höre, schließlich derjenige gewählt worden, der Melanchthon in ruhiger, mehr betrachtender Haltung darstellt: eine Wahl, die durchaus nur gebilligt werden kann, sowol weil sie dem Wesen des Gefeierten am meisten entspricht, als auch weil sie mit der Haltung des Schadow'schen Lutherbildes am besten harmonirt. Der Grundstein zu dem Denkmal wurde durch den Prinz-Regenten gelegt; die Festrede dabei sprach Ober-Consistorialrath Propst Dr. Nitzsch — oder vielmehr er soll sie gesprochen haben: denn bei dem schwachen Organ des greisen Redners hat niemand etwas davon gehört, selbst auch die Zunächststehenden nicht ausgenommen. Ueberhaupt hatte der ganze Vorgang infolge des so sehr ungünstigen Wetters etwas sehr wenig Festliches, die Schirme, welche die Mehrzahl der Anwesenden zum Schutz gegen den strömenden Regen ausgespannt hatten, boten einen sehr wenig malerischen Anblick, ja sie gaben dem Ganzen etwas Spießbürgerliches, was zu der hohen und schönen Bedeutung des Vorgangs nur wenig paßte. — Nachdem diese Ceremonie glücklich überstanden war, besichtigten die hohen Herrschaften die Lutherstube und das Haus Melanchthon's und nahmen sodann ein Déjeûner dinatoire ein, bei welchem der Prinz-Regent den Wirth machte, und zu dem auch die höhern Beamten sowie die auswärtigen Deputationen eingeladen waren. Doch wurde das Ganze sehr rasch abgemacht, sodaß der Extrazug mit den prinzlichen Herrschaften bereits um 3 Uhr wieder nach Berlin zurückkehrte. Die Zurückbleibenden konnten dann noch im Laufe des Nachmittags einem geistlichen Concert in der Schloßkirche beiwohnen, das, zum Theil von auswärtigen Kräften unterstützt, einen recht erhebenden Eindruck machte. Abends fand noch eine kirchliche Feier in der Schloßkirche sowie eine Zusammenkunft des Predigerseminars in der Aula des Lutherhauses statt. Endlich wurde am Freitag noch eine Nachfeier begangen, bei der sich hauptsächlich die Schuljugend der Stadt betheiligte. Doch werden Sie an dem Mitgetheilten bereits genug haben, ohne nach weitern Einzelheiten Verlangen zu tragen, und schließe ich meinen Bericht mit der angenehmen Gewißheit, daß ich Ihnen nicht sobald wieder lästig fallen werde und daß dies wie der erste so auch wol der letzte Brief bleiben wird, den Sie aus Wittenberg erhalten.

Aus Wien.

Ausgang April 1860.

R. Z. Als ich meinen letzten Brief an Sie zur Post gab, einen Brief, so ganz angefüllt mit Schreckenskunden, mit Todesnachrichten und Selbstmordgeschichten, da glaubte ich, das müßte der schwärzeste und unheilvollste Brief sein, den ich je wieder in die Lage käme zu schreiben, und alle Schalen des Grimms müßte das Schicksal über uns ausgeleert haben. Und doch, was sind all die Schläge, die uns seit Wochen und Monaten getroffen, gegen die wahrhaft haarsträubende Katastrophe, die sich soeben bei uns ereignet hat! Die Niederlagen von Magenta und Solferino, der klägliche Ausgang des italienischen Kriegs, die Eynatten'schen Unterschlagungen, die Verhaftung Franz Richter's, das mysteriöse Ende des Bankdirectors von Robert, der Selbstmord Széchényi's, die fortdauernden Verhaftungen in Triest, Verona und am hiesigen Platze, die Gerüchte von bevorstehenden Ministerwechseln und Systemsveränderungen — alles ist in Schatten gestellt, gleichsam ausgelöscht, verblaßt, verwischt durch das furchtbare Ereigniß, das seit Anfang der Woche alle Gemüther beschäftigt und die gesammte Bevölkerung unserer Hauptstadt in eine Aufregung, ja eine Empörung versetzt hat, wie wir sie seit jenen blutigen Octobertagen des Jahres 1848 nicht mehr für möglich gehalten!

Ich rede natürlich von dem Tode unsers Finanzministers, des bis vor kurzem so viel gefeierten und viel bewunderten Freiherrn von Bruck, und dem wahrhaft vernichtenden Lichte, das dieser Fall plötzlich in die innersten Geheimnisse unserer Staatsmaschine geworfen hat und dessen entsetzlicher Widerschein ganz Europa, die ganze gebildete Welt in Schrecken und Bestürzung versetzt. Es war letzten Montag Vormittag, daß sich vom Finanzministerium aus das Gerücht verbreitete, Hr. von Bruck sei plötzlich erkrankt. Man hatte anfangs wenig Lust, dem Gerüchte Glauben zu schenken, oder legte ihm doch nur wenig Werth bei. Denn noch am Mittag des unmittelbar vorhergehenden Tags hatte man Hrn. von Bruck gesund und munter in einer musikalischen Akademie gesehen, ja noch an demselben Abend war er in der Oper bemerkt worden, und es schien nicht recht glaublich, daß ein Mann von der seltenen körperlichen Rüstigkeit und der unerschütterlichen Gesundheit, als welchen man Hrn. von Bruck bisher kannte, so ganz unversehens von einem ernsthaften Uebel befallen sein sollte. Gleichwol nahmen die Gerüchte während der Mittagsstunden zu, sie verschlimmerten sich sogar; man sprach von einem Schlaganfall, der den Minister über Nacht getroffen, sowie von einer Conferenz unserer ersten medicinischen Berühmtheiten, die an seinem Krankenlager versammelt seien und ihm bereits das Leben abgesprochen haben sollten. Nachmittags hieß es dann wieder, es sei eine Besserung eingetreten und auch die Abendblätter, die eben frisch aus der Druckerei kamen, bestätigten diese Mittheilung. Allein plötzlich um 6 Uhr Abends verbreitete es sich dann wie ein Lauffeuer durch die Stadt, Bruck sei in der That eine Leiche...

Gewiß wäre schon diese Todesnachricht allein hinreichend gewesen, das Publikum in eine mehr als gewöhnliche Aufregung zu versetzen. Was stand nicht alles, wenigstens nach der Meinung, die man damals noch von ihm hatte, auf den zwei Augen dieses Mannes! Allerdings hatte die Popularität

des Hrn. von Bruck in den letzten Wochen und Monaten manche schwere Niederlage erlitten; die hundertelf Millionen, die da bei der letzten Anleihe so plötzlich aufgetaucht oder vielmehr untergetaucht und verschwunden sind, hatten einen schwer zu tilgenden Schatten auf seinen Namen geworfen und auch sonst hatte man nachgerade angefangen, die von seinen Anhängern und Schildträgern so laut verkündigte Unfehlbarkeit seiner Finanzoperationen in Zweifel zu ziehen. Der Umstand jedoch, daß Hr. von Bruck gleichzeitig auch bei Hofe in Ungnade gefallen sein sollte, hatte ihn in der Meinung des Publikums einigermaßen rehabilitirt; gerade in diesen jüngsten Tagen war vielfach die Rede davon gewesen, daß er seine Entlassung bereits erhalten habe oder doch mit nächstem erhalten werde und dieser Umstand — denn so groß ist bei uns die Opposition und der Argwohn gegen alles, was vom Hofe kommt — daß der Hof ihn angeblich fallen ließ, hatte genügt, seine Actien beim Publikum wieder steigen zu machen.

Und so war denn auch das erste Gefühl, das sich bei der unvermutheten Todesnachricht der öffentlichen Stimmung bemeisterte, nur ein Gefühl der Trauer und des tiefen aufrichtigen Schmerzes; wer sollte nun die eiternde Wunde unserer Finanzen heilen, wer sollte Rath schaffen in der heillosen Verwirrung, die sich unsers Staatshaushalts bemächtigt hatte, wer vor allen sollte den Credit Oesterreichs gegenüber dem Auslande wiederherstellen, seitdem er von uns geschieden, der ohne Vergleich die größte Capacität unter unsern Staatsmännern, ja geradezu der einzige war, in dem das Ausland wenigstens den scharfsinnigen Kopf und das erfinderische Genie verehrte?! Hr. von Bruck galt ferner als eine Hauptstütze jener liberalen Ideen, die unser Philister sich so gern noch als mit der Reaction im Kampf begriffen vorstellt, während doch, fürchte ich, von einem solchen Kampf bei uns schon längst keine Rede ist, sondern die Reaction ganz einfach und ohne Widerstand das Ruder führt; indem Hr. von Bruck abgerufen ward aus der kaum halb vollendeten Laufbahn, schien auch einer der stärksten und kräftigsten Pfeiler zusammenzubrechen, der die Hoffnung unserer Patrioten bisher noch aufrecht erhalten. Freilich hatte auch der liberale Nimbus des berühmten Staatsmanns, trotz dem Eifer, mit welchem seine journalistischen Verfechter denselben von Zeit zu Zeit wieder hell zu machen suchten, während der letzten Krisis sich sehr merklich verfinstert; es hatte eine Zeit gegeben, allerdings, wo man sich von den liberalen Intentionen des Hrn. von Bruck sehr viel versprochen und sehr viele Hoffnungen darauf gebaut; allein die immer wiederkehrenden Täuschungen, die man auch in dieser Hinsicht erlebte, hatten das gute Zutrauen endlich erschüttert und das Publikum argwöhnisch gemacht gegen einen Liberalismus, der sich immer nur in Zeitungsartikeln und Redensarten, aber niemals in Thaten äußerte. Wenn nichtsdestoweniger unter allen österreichischen Staatsmännern, auch Hrn. von Hübner, diesen so früh wieder verdunkelten Stern der Zukunft nicht ausgenommen, Hr. von Bruck noch immer derjenige war, dem man die meisten liberalen Tendenzen zutraute und von dessen Einschreiten man noch am ersten eine Wendung zum Bessern erwartete, so hatte das seinen Grund weniger in den persönlichen Eigenschaften des Hrn. von Bruck, als in seiner amtlichen Stellung: man hielt es für unmöglich, daß ein österreichischer Finanzminister noch weiter fortbestehen könnte ohne liberale Concessionen

und da Hr. von Bruck nun einmal Finanzminister war und da man auch zu wissen glaubte, daß er, ungeachtet der wiederholten Entlassungsgesuche, sein Portefeuille nur sehr ungern andern Händen anvertrauen würde, so sah man in Hrn. von Bruck noch immer den Mann, der den festgefahrenen Wagen der österreichischen Monarchie noch am ersten in die Bahn des Fortschritts stoßen würde.

Wie gesagt, diese und ähnliche Betrachtungen allein würden schon hingereicht haben, die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Hrn. von Bruck zu einer wahren Schreckensnachricht zu machen: allein woher entstanden nun auf einmal diese widerlich unheimlichen Gerüchte, welche die Todesnachricht begleiteten und woher dies Murmeln und Flüstern, dieses Kopfschütteln und Fingerzeigen, dieses in die Ohren Raunen und Zunicken? Furchtbare, entsetzliche Gerüchte tauchten auf, vor denen einem das Blut in den Adern stockte....

Nun, wir wissen jetzt und der Telegraph hat es in alle Enden der Welt getragen und von der officiellen „Wiener Zeitung" selbst ist es bestätigt worden, daß die Gerüchte nicht gelogen haben, und daß Hr. von Bruck, der Finanzminister des österreichischen Kaiserstaats, der Schöpfer unserer Handelsreformen, der hochbewunderte nationalökonomische Genius Oesterreichs, gestorben ist — nicht an Schlagfluß und nicht durch eine plötzliche Krankheit, sondern den kläglichen Tod des Selbstmörders, mit geschnittener Kehle und geöffneten Adern!

Erlassen Sie mir, Ihnen eine Schilderung von dem Eindruck zu machen, den die Bestätigung dieser Schreckenskunde, wie sie sich erst gerüchtweise verbreitete, wie sie geleugnet, bestritten, in Zweifel gezogen und dann doch endlich mit allen ihren furchtbaren Einzelheiten auf die unwiderlegbarste Weise bekräftigt wurde, in der Hauptstadt unserer Bevölkerung hervorgerufen hat. Wer die letzten acht Tage in Wien durchgemacht hat, der kann sagen, daß er etwas erlebte; es ist so etwas noch nie dagewesen und wird hoffentlich auch niemals wiederkommen: ein Minister, ausgerüstet mit einer Machtvollkommenheit und einem Ansehen, wie sie seit langem kein österreichischer Staatsmann genossen, bewundert, vergöttert von seinen Freunden, selbst von seinen Feinden geehrt und geachtet, eins der hellsten und leuchtendsten Meteore am politischen Horizont unsers Welttheils, der kühne Sohn des Glücks und noch mehr der Mann seiner Thaten, der sich vom armen Handwerkerssohn, vom stellenlosen Handlungscommis emporgearbeitet hatte zum Rathgeber und Vertrauten eines der mächtigsten, der stolzesten Monarchen, er, der Fremde, der Protestant, Minister des Kaisers von Oesterreich — und stirbt den Tod des entlarvten Verbrechers! und legt in ohnmächtiger Verzweiflung Hand an sich selbst und wischt mit diesen rothen Blutstropfen, die seiner zerschnittenen Kehle, seinen zersprengten Adern entquellen, allen Ruhm und alles Verdienst aus, das er sich während eines langen arbeit- und mühevollen Lebens erworben hat!

Denn dies ist in diesem Augenblick die allgemeine Meinung, die hier über die Motive des entsetzlichen Ereignisses obwaltet und auch die officiellen Kundgebungen scheinen dieselbe mehr oder minder zu bestätigen. Der Unselige ist nicht als Opfer gekränkten Ehrgeizes gefallen, es ist nicht die Verzweiflung über die verfahrene und rathlose Lage der ihm anvertrauten

österreichischen Finanzen, die ihm das Messer des Selbstmörders in die Hand gedrückt hat, und ebenso wenig ist, wie es im ersten Augenblick hieß, die furchtbare Katastrophe aus persönlichen Motiven hervorgegangen: sondern dieser Mann endete — so wenigstens urtheilt man hier in diesem Augenblick allgemein und selbst diejenigen, die selbst vor kurzem Bruck's lauteste Lobredner machten, wagen nicht mehr zu widersprechen — dieser Mann ist als Selbstmörder gestorben, weil er nicht als überführter Verbrecher enden wollte, er ist in den Tod gegangen, weil er keine Lust hatte, das Cabinet des Ministers mit der Gefängnißzelle zu vertauschen.

Möglich, daß die öffentliche Meinung dem Unglücklichen damit jetzt ebenso Unrecht thut, wie sie ihm damals that, da sie den Messias unserer zerrütteten Finanzen, den leuchtenden Morgenstern einer neuen, glorreichen Zukunft in ihm erblickte; möglich, daß seine Beziehungen zu dem Eynatten'schen Unterschlagungsproceß und den Verhaftungen in Triest keineswegs so compromittirender Natur sind, wie das Gerücht in diesem Augenblick behauptet, möglich, daß er mehr unglücklich als schuldig, oder daß seine Schuld wenigstens mehr passiver oder activer Natur, mehr Schwäche als eigentliches Verbrechen gewesen ist — als aufmerksamer und gewissenhafter Correspondent habe ich mich nur darauf zu beschränken, Ihnen ein möglichst treues Echo der Ansichten und der Stimmungen wiederzugeben, die hier eben vorwalten, und das kann denn freilich nicht anders ausfallen, als es soeben geschehen ist. Ich halte dabei absichtlich alle jene unzähligen Gerüchte zurück, die hier in diesen letzten acht Tagen in Umlauf sind und von denen die öffentliche Meinung rastlos wie im Fieberschauer hin- und hergeworfen wird; eins davon ist immer toller und abenteuerlicher, wird aber deshalb um so begieriger geglaubt und mit um so größerm Behagen verbreitet als das andere; bald heißt es, dieser oder jener hochgestellte General sei dem Beispiel des Eynatten und Bruck gefolgt, bald erzählt man sich, Franz Richter sei entsprungen oder habe sich ebenfalls das Leben genommen, bald erzählt man sich von einem allgemeinen Ministerwechsel, verbunden mit einer völligen Veränderung des bisherigen Systems, bald wieder heißt es, der Kaiser habe abgedankt, ja neulich erzählte man sich in den Vorstädten ganz laut und öffentlich, Franz Joseph sei willens, ins Kloster zu gehen und Erzherzog Max Ferdinand werde die Regierung an Stelle des unmündigen kaiserlichen Prinzen übernehmen. Natürlich hieße es blos Papier verderben, wollte ich diese Gerüchte hier einzeln aufzählen und weitläufig mit Gründen und Gegengründen erörtern; ich gedenke ihrer blos im Vorübergehen, um Ihnen einen Begriff zu geben von der gewitterhaften Atmosphäre, in der wir leben und diesen unaufhörlichen und beispiellosen Aufregungen, in denen wir uns befinden. Eine belagerte Stadt ist nichts dagegen, so muß Florenz gewesen sein zur Zeit jener Pest, die Boccaccio im Anfang seines „Decameron" schildert — aber die Pest, die bei uns grassirt, ist eine moralische, und noch ist der Arzt nicht gefunden, der sie heilen wird; ja selbst an Todtengräbern fehlt es, uns den ekeln Anblick der verwesenden Leichen zu ersparen....

Erwähnen will ich doch noch zum Schluß, daß soeben die kaiserlichen Ernennungen zum Reichsrath bekannt werden; der erste Name in der Liste ist — Hr. Erzbischof von Rauscher. Auch die Gerüchte von Berufung des

Hrn. von Hübner zur Bildung eines neuen liberalen Ministeriums dauern fort, vermögen jedoch keinen rechten Eindruck zu machen und noch weniger sind sie im Stande, Glauben und Hoffnung für die Zukunft zu erwecken. Andererseits heißt es auch, Hr. von Bach werde aus Rom erwartet, um den Vorsitz in einem neuen, hochconservativen Ministerium zu übernehmen, während wieder andere wissen wollen, die Rückberufung des Hrn. von Bach erfolge auf Grund von Zerwürfnissen, die wegen Ausführung des Concordats zwischen dem päpstlichen Stuhl und unserer Regierung ausgebrochen. Aber, wie gesagt, es macht nichts Eindruck, wir sind zu sehr das Ungeheure gewöhnt; nach dem, was sich in den letzten acht Tagen bei uns zugetragen, müßte jetzt wenigstens der Himmel einfallen, um unsere Nerven einigermaßen zu alteriren....

Aus Berlin.

24. April 1860.

NO. In meinem letzten Briefe hatte ich mir die politischen Ereignisse und Betrachtungen dermaßen über den Kopf wachsen lassen, daß mir kein Raum mehr blieb, Ihnen einiges über unsere künstlerischen und geselligen Zustände mitzutheilen. In beiden Beziehungen hat das Theater diesen Winter bei uns eine große Rolle gespielt. Aber nicht etwa das Hoftheater, trotz seinem stattlichen Budget und trotz den „ersten Künstlern", die es bekanntlich besitzt, sondern ein Vorstadttheater, das neuerstandene Victoriatheater war es, das Monate hindurch den Mittelpunkt eines Theaterinteresses bildete, wie es sich im hiesigen Publikum seit langem nicht mehr geäußert hatte. Aber freilich gewinnt dies Theaterinteresse eine etwas eigenthümliche Färbung, indem ich sofort hinzusetzen muß, daß es lediglich die italienische Oper des Victoriatheaters gewesen, welche diese ungewöhnliche Theilnahme erregte und unser sonst so blasirtes und übersättigtes Publikum in einen Enthusiasmus versetzte, der fast an die Sonntagszeiten des alten Königsstädtischen Theaters erinnerte. Doch zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder recht, einerseits wie zurückgekommen wir in unserm Geschmack und unsern Kunstforderungen sind, und andererseits, welche große, ja übermäßige Macht die Reclame neuerdings auch bei uns ausübt. Damit will ich nun keineswegs gesagt haben, als ob die italienische Truppe, die bei uns solange der Gegenstand zahlloser Huldigungen gewesen, nicht wirklich recht Interessantes und Tüchtiges geleistet; verglichen mit dem Mischmasch von halben Invaliden und halben Anfängern, den unsere Königliche Oper uns vorzuführen pflegt, war die Gesellschaft des Hrn. Lorini in der That ein Phänomen, ganz besonders auch durch die Energie und Frische ihrer Leistungen, durch die Lebendigkeit ihres Zusammenspiels und den Eifer, mit welchem jeder, wie klein sein Part auch sein mochte, zum Gelingen des Ganzen mit beitrug, also alles Eigenschaften, von denen in unserm großen Pensionsinstitut am Opernplatz nur wenig zu spüren ist. Allein um so aus der Haut zu fahren und so überzuschnappen vor Entzücken, wie es einem großen Theil unserer angeblichen Kunstkenner widerfuhr und wie es die große Heerde des Publikums dann getreulich nachmachte, dazu war die Gesellschaft denn doch noch lange nicht angethan; der vielbewunderte Signor Carion ist gewiß ein recht

guter Sänger, aber mit einem Baader, Wild oder selbst einem Mantius zur Zeit ihrer Blüte läßt er sich doch nicht vergleichen und ebenso wenig mit einem Roger, diesem anmuthigsten und lieblichsten aller Tenore der Gegenwart. Dasselbe gilt auch von der vielbewunderten Primadonna Frl. Artot; auch sie ist eine recht tüchtige Künstlerin, schade, daß ihr Aeußeres so wenig Ansprechendes hat, auch ist ihre Stimme bereits ein wenig passirt und kann ich daher auch in Betreff ihrer nur wiederholen: wer für Signora Artot so schwärmt und sie dermaßen bis über die Sterne erhebt, wie unsere „goldene Jugend" gethan hat, der muß eine Milder oder Sontag niemals gehört noch gesehen haben. Indessen das ist nun so der Geschmack von heute, wir ziehen die plattirte Waare der echten vor, wenn sie nur recht bunt ist und recht viel Spectakel macht. Und an Spectakel haben die Freunde der italienischen Oper es nicht fehlen lassen. Es ist ein altes Sprichwort bei uns: „Was sich machen läßt, das wird gemacht", das hat sich bei dieser Gelegenheit wieder gründlichst bewährt. Auch sollen, wie die Fama erzählt, die Sänger und Sängerinnen der italienischen Oper, ganz abweichend von der bureaukratischen Vornehmheit ihrer hiesigen Collegen, es vortrefflich verstanden haben, sich mit den Herren von der Feder auf freundschaftlichen Fuß zu setzen; selbst literarisch gekannte und geachtete Namen verschmähten es nicht, ganz öffentlich die Werbetrommel für die transalpinischen Gäste zu rühren. Endlich aber war es auch eine Art von Ehrenpunkt für das gesammte berliner Publikum, das Victoriatheater, mit dem wir vorher so viel renommirt, auf das wir so stolze Hoffnungen gebaut, von dem wir so Unerhörtes, noch nie Dagewesenes erwartet hatten und das dann gleich bei seiner Eröffnung ein so schmähliches Fiasco gemacht, bei dieser Gelegenheit einigermaßen aus der Patsche zu ziehen. Selbst der Hof, durch dessen freigebige Vermittelung die Vollendung des Victoriatheaters überhaupt erst möglich geworden und der daher auch ein gewisses Interesse dabei hat, die Bühne nun nicht ganz fallen zu lassen, ging in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voran; nicht eine Opernvorstellung, glaube ich, hat im Victoriatheater stattgefunden, ohne daß die eine oder die andere von den prinzlichen Herrschaften zugegen war, die Häuser auf dem Opernplatz und dem Gensdarmenmarkt, wiewol das eigentliche Hoftheater, wurden doch vom Hofe beinahe völlig ignorirt, und wer nun weiß, wie loyal das hiesige Publikum trotz allem Räsonniren und Kritisiren ist und wie sehr es hier, selbst auch in den mittlern Klassen, zum guten Ton gehört, dahin zu gehen und sich da zu amusiren — oder nach Umständen auch zu langweilen — wo der Hof erscheint, der wird auch begreifen, daß diese regelmäßige Anwesenheit des Hofes bei den Opernvorstellungen des Victoriatheaters für unsere sogenannte gute Gesellschaft das Signal gab zu einer wahren Völkerwanderung in die sonst so öde und nichts weniger als fashionable Gegend der Münzstraße; die Räume des Theaters, wiewol ziemlich bedeutend, waren doch häufig zu klein für die schau- und hörlustige Menge und in der Theaterkasse häuften sich goldene Berge, während Hr. von Hülsen, wie man allgemein behauptet, in derselben Zeit ein nicht unbeträchtliches Deficit gehabt haben soll.

Inzwischen ist alles Irdische vergänglich, unsere italienischen Freunde haben uns verlassen, die Unterhandlungen mit dem warschauer Ballet, das

die Verwaltung des Victoriatheaters als Ersatz hierher ziehen wollte, haben sich zerschlagen und so herrscht auf den Bretern, auf denen wir vor kurzem noch einen Carion und eine Artot bewunderten, wiederum genau derselbe höhere Blödsinn, dem unsere Vorstadttheater durch die Bank verfallen sind. Es ist wirklich ein höchst betrübender Blick in die ästhetische und sittliche Beschaffenheit unsers Publikums, der sich einem eröffnet, wenn man diese modernen berliner Possen ein wenig näher ins Auge faßt; wie flach, wie abgespannt und dabei wie frivol, wie aller höhern sittlichen und künstlerischen Empfindungen entkleidet muß eine Bevölkerung sein, die an dieser Art von Stücken Vergnügen findet, ja die im Stande ist, diesen von Unsinn und Gemeinheit strotzenden Stücken eine Lebensdauer von funfzig, achtzig, hundert und mehr Vorstellungen zu verschaffen! Nun weiß ich sehr wohl und in dem Obengesagten liegt es ja selbst schon angedeutet, daß die Theaterverwaltungen nur den kleinsten Theil der Schuld an dieser Misère tragen, es ist nun einmal so der Genius des Orts, sogar der Genius des Jahrhunderts und wer diese Entartung des theatralischen Geschmacks wirklich curiren wollte, der müßte noch ganz andern Uebeln die Axt an die Wurzeln legen. Wenn ich also leider auch zugeben muß, daß Stücke, wie wir sie jetzt tagtäglich auf unsern Vorstadttheatern sehen, gewissermaßen eine Nothwendigkeit für die hiesigen Zustände sind, so ist damit doch noch keineswegs gesagt, daß man mit großem Lärm und ungewöhnlichem Aufwand ein eigenes neues prächtiges Theater erbauen mußte — zu welchem Zweck? je nun, blos um diesem Gott des höhern Blödsinns, der bei uns alle Musen und Grazien völlig verscheucht hat, einen neuen prächtigen Altar zu errichten. Als das Victoriatheater ins Leben gerufen ward, als man sich nicht scheute, zu Gunsten desselben die ungewöhnlichsten Mittel in Bewegung zu setzen, ja als man kein Bedenken trug, seine Vollendung gewissermaßen als eine Ehrensache für Berlin und den Geschmack und den Gemeinsinn unserer Bevölkerung darzustellen, da konnte natürlich niemand auf den Gedanken gerathen, als sollte das Victoriatheater nur bestimmt sein, die Zahl unserer Spectakelbühnen noch zu vermehren, vielmehr erwartete jedermann, es werde die ersten glänzenden Zeiten des Königsstädtischen Theaters erneuern und Berlin endlich wiedergeben, was ihm schon solange fehlt und wozu die alte Königsstädtische Bühne wenigstens in den ersten Jahren ihres Bestehens, zur Zeit Holtei's, Angely's 2c. einen so glücklichen Anlauf genommen hatte — ein wirkliches Volkstheater. Diese Erwartungen sind nun vollständig getäuscht worden. Das Victoriatheater bringt dieselben trivialen Possen wie unsere übrigen Vorstadtbühnen, es bringt sie sogar mit noch geringern künstlerischen Kräften. Wir sind durch die Kunstinstitute an der Panke und in der Blumenstraße wahrhaftig auch nicht verwöhnt, auch sie sind, was ihre künstlerischen Leistungen anbetrifft, durchschnittlich auf ein bis zwei beliebte Lokalkomiker und allenfalls eine Soubrette gegründet, die durch ein zierliches Stumpfnäschen und ein möglichst degagirtes Spiel ersetzt, was ihr an wirklichem künstlerischen Werth abgeht. Aber eine solche Sammlung von Inferioritäten, wie das Schauspielpersonal des Victoriatheaters vereinigt, haben wir denn doch noch lange nicht beisammen gesehen; es ist ein leibhaftiger lebendiger Commentar zu der berühmten Schauspielerscene im „Hamlet", lauter Künstler wider Gottes Gnaden, lauter Mimen, wie sie

nicht sein sollen! Dafür sucht das Victoriatheater die übrigen Vorstadtbühnen freilich durch den Glanz der Ausstattung auszustechen, mit welchem es seine innerlich werthlosen Novitäten in Scene setzt. Und leugnen läßt es sich nicht, daß diese Inscenirungen, unterstützt durch die geräumige Lokalität der Bühne und die sehr künstliche Maschinerie, zum Theil von großer Wirkung sind. So wird jetzt auf der vielbesprochenen Bühne eine nach dem Französischen bearbeitete Posse „Die Maurer von Berlin“ gegeben. Dieselbe war einige Tage zuvor in einer andern Bearbeitung und unter anderm Titel auch bereits auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt worden: denn so weit sind wir in dieser Hetzjagd der Concurrenz glücklich gelangt, daß eine Bühne der andern die Novitäten vor der Nase wegschnappt und daß wir mitunter das absonderliche Vergnügen haben, an einem und demselben Abend ein und dasselbe nichtsnutzige Stück auf zwei verschiedenen Bühnen sehen zu können. Auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater war das Stück durchgefallen, im Victoriatheater scheint es für einige Wochen zum Kassenstück zu werden, allein wodurch? lediglich durch die Pracht der Ausstattung und die Wunder, welche Maschinist und Decorateur hier vor den Augen des Publikums vollbringen. Natürlich brauche ich nicht erst hinzuzusetzen, wie rasch ein solcher Köder sich verbraucht; ein Theater, das seine Effecte allein und lediglich in dem äußern Reizmittel der Decorationen, der Costüme und Maschinerien sucht, ist auf dem sichern Wege des Untergangs und auch keine noch so glänzenden Erfolge des Augenblicks werden im Stande sein, denselben abzuwenden oder auch nur aufzuhalten.

Doch mit Schrecken sehe ich, daß ich den mir zugemessenen Raum schon wieder überschritten habe; erlauben Sie mir denn, daß ich dasjenige, was ich über unsere königlichen Theater zu sagen habe, mir für meinen nächsten Brief verspare.

Notizen.

Mit dem unlängst erschienenen Heft 43 haben „Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte“ (Braunschweig, Westermann) ihren achten Band eröffnet. Das Blatt hat sich während seines nun bald vierjährigen Bestehens durch seinen mannichfachen und anregenden Inhalt die Gunst der Leserwelt in einem mehr als gewöhnlichen Grade erworben. Schade nur, daß die kritischen Besprechungen, deren das Blatt eine ziemlich große Anzahl bringt, meistens so über die maßen oberflächlich und nichtssagend sind; will oder kann die sonst so sorgfältige und umsichtige Redaction dieser Rubrik keine größere Aufmerksamkeit zuwenden, so würde sie, glauben wir, gutthun, dieselbe ganz eingehen zu lassen. Aus dem Inhalt des eben erschienenen Heftes heben wir als vorzugsweise interessant hervor: „Romana“, Novelle von Theodor Mügge; eine Charakteristik von W. H. Riehl, mit dem Porträt desselben; deutsche Märchen von K. Simrock; eine Fahrt auf der Panama-Eisenbahn; eine Abhandlung von M. J. Schleiden „Ueber die Einheit des Menschengeschlechts“ ꝛc. Auch das ebendaselbst erscheinende periodische Unternehmen: „Unsere Tage. Ergänzungsblätter zu

allen Conversationslexiken", ist im rüstigen Fortschreiten begriffen. Das kürzlich ausgegebene Doppelheft (Nr. 7 und 8) enthält unter anderm zwei interessante technologische Abhandlungen, „Die Soda" und „Ultramarin"; ferner eine Charakteristik Karl Rosenkranz'; biographische Schilderungen des Grafen Walewski und des verstorbenen F. G. Wieck; einen sehr wohlgeschriebenen Aufsatz „Ueber die moderne Kirchenmusik" x. Dagegen haben wir die Vertheidigung der „preußischen Schulregulative" an dieser Stelle nur mit Verwunderung gelesen.

Oscar von Redwitz hat ein neues historisches Drama geschrieben, „Der Zunftmeister von Nürnberg"; dasselbe soll bei seiner neulich erfolgten Aufführung in München eine ziemlich günstige Aufnahme gefunden haben. Von Ludwig Eckart in Bern wurde ebenfalls ein neues Stück, betitelt „Ein deutscher Bürger", versandt; der Held desselben ist der bekannte nürnberger Buchhändler Palm, der 1806 auf Napoleon's Befehl erschossen ward. Roderich Benedix hat ein Schauspiel „Die Stiefmutter" vollendet, dessen erste Aufführung auf dem Burgtheater in Wien demnächst erwartet wird.

In wenigen Jahren wird England Gelegenheit haben, ein Jubelfest zu feiern, das sich in mancher Beziehung unserer deutschen Schillerfeier wird an die Seite stellen können. Im April 1864 (den Tag weiß man nicht ganz genau, doch wird gewöhnlich der 23. angenommen) werden es nämlich dreihundert Jahre, daß William Shakspeare zu Stratford am Avon das Licht der Welt erblickte und schon jetzt werden, namentlich von seiten der englischen Literatur und des Buchhandels, Veranstaltungen getroffen, diesen Gedächtnißtag in einer des großen Namens würdigen Weise zu begehen. So hat der bekannte Shakspeareforscher Hr. J. O. Halliwell zum Zweck einer Reihe von Untersuchungen über die Shakspeare'schen Dramen, die bei jener Gelegenheit vollständig ans Licht treten sollen, schon jetzt eine gelehrte Reise durch Holland gemacht, über deren Resultate er in einer der jüngsten Nummern des „Athenäum" berichtet. Danach fand Hr. Halliwell in Holland, dessen alte Dramaturgie er überhaupt nicht reich genug schildern kann, eine ganze Reihe alter Bearbeitungen Shakspeare'scher Stoffe, die aber keineswegs alle selbst den Shakspeare'schen Dramen nachgeahmt zu sein scheinen, sondern entweder auf einer selbständigen Arbeit einer und derselben Fabel beruhen oder auf vor-Shakspeare'sche englische Stücke zurückweisen. In beiden Fällen sind sie von höchstem Interesse für die genauere Würdigung des englischen Dichters und sehen wir daher dem schließlichen Resultat der Halliwell'schen Forschungen mit Verlangen entgegen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 21.** 24. Mai 1860.

Ein Brief aus München.

Anfang Mai 1860.

Wer jetzt Gelegenheit hat, die Himmeldonnerwetter zu vernehmen, mit denen sich hierorts so Lieutenant als Gemeiner über das unaufhörliche Patronenmachen beschweren, der kann in guten Augenblicken meinen, er höre die elfte Stunde des Friedens schlagen. Reiter und Geschütze verzögern einem allmorgendlich den eiligen Geschäftsschritt über die Isarbrücken und wenn man abends seinen friedlichen Gedanken ungestört nachhängen zu können wähnt, ei der Tausend! da begegnen uns mit Ober- und Untergewehr die Väter der Stadt, die eilenden Bürgerwehrmänner, welche von der Einübung des neuen Exercirreglements zum häuslichen Herde flüchten. Weiß doch zur Zeit niemand, wann der plötzliche Hannibal ante portas erscheinen wird; der böse Feind kann kommen über Nacht und so ist es sicherlich höchst lobenswerth, wenn wir hierzulande wachen und — Patronen machen. Vielleicht kommt bald eine Zeit, wo wir nur über Mord und Todtschlag zürnender Völker zu berichten haben, dann hört niemand mehr zu, wollten wir die Helden der Bühne bekritteln, so lassen Sie mich denn „vor Thorschluß" Ihnen wieder einmal von unsern Bretern erzählen.

Unsere gemüthliche Intendanz, welche sich zwar in ihrer Menschenfreundlichkeit nur selten entschließen kann, das Gedächtniß ihrer lieben

Schauspieler mit dem Auswendiglernen neuer Tragödien zu maltraitiren, kann doch aus diesen oder jenen Rücksichten nicht allemal der Productivität unserer deutschen Poeten aus dem Wege gehen, man muß sich zuweilen so eine traurige Geschichte schon gefallen lassen. So haben wir denn in jüngster Zeit zwei neue Stücke zu sehen bekommen, zwei Stücke, die in Richtung und Gehalt ebenso grundverschieden sind als in Ausführung und Erfolg, ja die außerdem, daß beide fünfactige Dramen in deutscher Sprache sind, nichts miteinander gemein haben als den Fleiß der Darsteller und einen beklagenswerthen Fehler. Diese beiden Stücke sind: „Die Ynglinger" von Julius Große und des Frhrn. von Redwitz „Zunftmeister von Nürnberg". Ersteres aus der düstern, nebelschweren Welt schwedischer Sage gegriffen, letzteres aus der farbigen Zeit aufstrebenden deutschen Städtebürgerthums; jenes ein schwer sich abspielendes Werk ohne den Reiz scenischer Lebendigkeit, aber neben Dunklem und Schleppendem den sinnigen Hörer mit einer reichen Fülle glänzender poetischer Schönheit erfreuend, dieses ein wirksames Bühnenstück, von der Ueberzeugung der Wohlgesinnten und dem rührungslustigen Publikum mit Donner und Jubel aufgenommen, dabei aber von einer stelzenhaften Dürftigkeit an dichterischem Gehalt. Dennoch ist ein jedes, versteht sich ein jedes in seiner Art, eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung.

Hier mag manch einer einwenden: was ist denn da erfreulich, wenn ein Talent wie Große eine langweilige Tragödie schreibt? ist ein solches Verschwenden dichterischer Begabung ohne die zweckdienliche Richtung der Gefälligkeit und Verständlichkeit erfreulich? Immerhin. Fürs erste ist eine reiche dichterische Begabung, welche mit sprudelnder Phantasie ihren Stoff ausbreitet, immer etwas Erfreuliches, auch wenn es dem Dichter diesmal noch nicht gelungen ist, die schwierige Form des Dramas wirksam zu handhaben. Das Stück zeigt überall einen gewissen Mangel an künstlerischer Selbstbeschränkung, die Hauptpersonen sind nicht selten unklar, dafür schleppt es seine Nebenpersonen in überflüssiger Aufdringlichkeit auf den Bretern hin und her. Auch die Lust am vielen und langen Reden hat den Dichter auf Kosten der dramatischen Lebendigkeit verführt, seine Personen sprechen meistens nicht dialogisch mit-, sondern monologisch voreinander — aber diese Monologe sind meist von großer Schönheit und eben dieser letztgerügte Fehler war uns Ursache, wieder etwas sehr Erfreuliches wahrzunehmen. Oder ist es nicht erfreulich, in unserer geschäftigen, zerstreuten Zeit ein Publikum zu sehen, welches noch am Glanze der Dichtung an sich sein Gefallen hat, ohne daß es der Reiz spannender Handlung und scenische Effecte mit fortreißen? Große's „Ynglinger" haben als Ganzes weder misfallen noch Furore gemacht, aber das Publikum würdigte die Schönheiten der

Einzelheiten mit gerechtem Erfolg. Ein so fleißiges Talent wie Große, von dem reinen Streben zur Kunst unermüdlich geleitet, wird mit den Jahren auch gewiß die Gefälligkeit und Klarheit der Form finden, es wird sie finden zugleich mit jener Selbstbeschränkung des schönen Maßes, welches die Seele aller Kunst ist.

Bei dem „Zunftmeister von Nürnberg" liegt das Erfreuliche allerdings nach einer andern Seite hin. Ein großer — und wol nicht der schlechtere — Theil des Publikums denkt bei dem Namen Redwitz unwillkürlich an jene augenverdrehende Frömmelei, an jene süßlich-sauere Sentimentalität, welche, vom Unverstand der Freunde und der Böswilligkeit der Absichtlichen zum Schaden der poetischen Anlagen in Redwitz großgezogen, dazu dienen sollten, aus dem Verfertiger der „Amaranth" und des „Märchen" (erbärmlichen Angedenkens) einen einflußreichen Parteimann zu kneten. Sitzen wir nun im Theater, wo ein neues Stück von Redwitz zum ersten mal aufgeführt wird, und hören und sehen, wie dieses nicht nur nicht in höherer Religiosität macht, sondern sogar mit einer Art Sorgfalt so viel, als es nur kann, den Faseleien christlich-germanischer Mädchenversimpelung aus dem Wege geht, ei wie gerecht ist die Freude des aufathmenden redlichen Publikums, welches das Ehrenwerthe anerkennt, wo immer es sich findet. Freilich hat alles seine Grenzen, die Freude, das redliche Publikum, die Selbstbeherrschung, das Talent des Baron Redwitz und anderes dergleichen mehr. Der „Zunftmeister" will das Wohl der Stadt, die Ausfüllung jener Kluft, welche zu Nürnberg Patricier und Volk entzweit; um nun in seinem edeln Streben nicht von Schlechten verketzert, vom leichtgläubigen Volke miskannt, und so in seiner Wirksamkeit gelähmt zu werden, wirft er das Glück seines sich von Anfang an mit einer Rathsherrntochter duzenden Individuums von sich; der Schwur: nur eines Zunftgenossen Tochter solle je sein Weib werden, beruhigt die zweifelnde Masse und bildet den Umschwung der Handlung. Natürlich ist es eben Redwitz' Sache, dafür zu sorgen, daß dem sehr ehrenwerthen Goldschmied nicht zu hart geschehe, daß aller Opfermuth ebenfalls seine Grenzen, alle Tugend (trotz Dogma und Loyalität) auch hier schon ihre Belohnung erhalte, wie sich's für anständige Bürger und Bürgerstöchter auf der Bühne und im Zuschauerraum, zu Nürnberg, München und anderswo nicht anders schickt. Deshalb geht der Patricier eben ganz einfach in „die Zunft der Kaufleute", nachher „kriegen sich die beiden" und warum sollten sie sich auch nicht kriegen! Anzuerkennen ist die Geschicklichkeit der Behandlung, mit welcher besonders der dritte und vierte Act zu großer Bühnenwirksamkeit angelegt sind. Dafür ist die Ausführung durchweg eine dürftige. Wir sind weit entfernt, zu den Verehrern jenes „Floskelschwalls" zu gehören, „den stets als schöne Sprache preist das Publikum", aber die wasser-

suppenartige Trätscherei der Alltagsküche mundet uns auch nicht; interest aliquid. Ebenso ist Redwitz jeder tiefer gründenden Charakteristik, jeder psychologischen Motivirung, die das verehrliche Auditorium zu eigenem Nachdenken reizen möchte, mit heiliger Sorglichkeit ausgewichen.

Aber wir gehen hier vielleicht zu weit, denn uns will in der That bedünken, als stelle Redwitz selbst nicht so fest die höhern Anfoderungen dramatischer Kunst an sich, sondern beschränke sich absichtlich mit dem sterblichen Behagen bühnengeläufiger Collegen. Und hier gestehen wir offen und gern, es ist wiederum erfreulich, wenn wir in Deutschland zeigen, daß wir unser gröberes Theaterfutter, welches bei uns einmal mit zum Bedürfniß gehört, „denn man kann ja nicht alle Tage Tragödien anhören", nicht immerfort von den Franzosen holen müssen, wenn wir beruhigt in die Zukunft blicken können mit der Ueberzeugung, daß auch eine Charlotte Birch-Pfeiffer zu ersetzen ist. Wozu auch aus dem „Zunftmeister" ein Kunstwerk im höhern Stil machen? Gibt's heute — und ja, es gibt noch deren — die so beschränkt sind, daß sie zur Befriedigung ihrer akademischen Verranntheit an höhern, dem Parnasse näher entspringenden Quellen zu schöpfen nothwendig haben, für die hat ja vor Jahresfrist ein anderer Mann ein Stück geschrieben und drucken lassen, welches denselben Conflict eben nur etwas anders vorführt. Das „Wohl der Stadt", welches der starre, übermüthige Patricier ebenso sehr im Auge hat wie der strebende kühne Plebejer, knäult sich dort zum höchsten tragischen Conflict, der lavinenartig ein trotziges, am Hergebrachten als seinem göttlichen Rechte haltendes Geschlecht verschüttet und begräbt. Gehet hin und leset, die ihr bedürftig seid, leset, denn aufgeführt werden Gustav Freytag's „Fabier" sobald noch nicht — aber „Der Zunftmeister von Nürnberg" wird aufgeführt, denn da ist alles viel einfacher und gemüthlicher. Da kriegt der brave Plebejer die schöne Patricierin zum Weibe trotz alledem, da wird das schülerhafte Gelüsten des Verzogenen nach charakteristischer Exposition nicht erst umständlich befriedigt, denn was braucht man zu wissen, wie die beiden durch eine weitgähnende Standeskluft entfernten Menschenkinder in medias res ihrer spießbürgerlichen Vertraulichkeit gekommen sind; da geht auch niemand caput als ein rothköpfiger Wühler und Demagog, der unverschämte Volksreden hält; wer sonst von anständigen Menschen sich mit der neuen Wirthschaft nicht einmüthig findet, der erklärt einfach „nimmer mitthun zu wollen" und tritt mit einer schönen Redensart ab; da löst sich alles in Mai und Frieden auf, Hochzeit, Kindtaufe und Verlobung, Bürgerthum, Zunftwesen, Realrechte und Versöhnung, alles miteinander von patricischen Gnadenkettlein umschlungen; ainsi soit-il! Freilich das ist nicht die langweilige Kunst Sophokles', Shakspeare's, Schiller's, das

ist die zünftige Meisterei, das ist die Bühnengerechtsame des Freiherrn Oskar von Redwitz-Schmölz. ...

Wir haben eingangs von einem Fehler gesprochen, welcher beiden Stücken trotz ihrer sonstigen Verschiedenheit eigen sei — dieses ist der fünfte Act, welcher in beiden durch überflüssige retardirende Momente die Wirkung des Ganzen stört oder gar vernichtet. Im fünften Act der „Ynglinger“ befinden wir uns in der Vorhalle zu des Priesterkönigs Yngwe Schlafgemach, der seines Bruders Alf Geliebte durch Trug und List sich zum Weibe genommen hat. Nachdem ersterer von seiner frühern Geliebten in dem Bragabecher, der von der Eifersüchtigen eigentlich seinem Weibe gemischt worden, unversehens Gift getrunken und von dem durch den Zwang der Noth mit ihm versöhnten Bruder ein sehr gefährliches Schwert zum Geschenk bekommen hat, legen sich die unglücklichen Eheleute zu Bette; die beiden Geprellten bleiben vor der Thür. Damit nun Yngwe zum festen Einschlafen Zeit habe, kommt ein bis zum Ueberdruß aufdringlicher blinder Priester, der sich für seine Warnungen von dem armen Alf die Projecte seiner seeköniglichen Zukunft in langmächtigen Gegenmonologen erzählen läßt. Endlich geht der Priester ab, endlich schleicht die dem König wider Willen angetraute Frau zu ihrem Geliebten heraus, um wieder eine lange Scene aufzuführen, endlich kommt der Priesterkönig, der unterdessen ausgeschlafen, mit der gefährlichen Klinge heraus und schlägt den Alf todt, wonach man ihm eröffnet, daß auch er und durch Gift geliefert sei, auf welche endliche Nachricht allerdings der Darsteller des Vergifteten etwas allzu schleunig zusammenklappte und gestorben war. Ein Tragödiendichter unserer nüchternen boshaften Zeit kann in seinem fünften Acte nicht vorsichtig genug sein, nicht vorsichtig genug selbst im einzelnen Ausdruck. Hier geschah es nun, daß Alf während des Zwiegesprächs mit seiner frühern Geliebten, im Begriff, als fahrender Seeheld ein Land zu verlassen, auf welchem alle seine Hoffnungen verloren sind, den Vers ausspricht: „Viel schöne Worte hab' ich heut nicht mehr!“ Die Worte jenes Abends waren wirklich „schöne“, das Publikum hatte sie als solche gewürdigt; aber es waren auch „viele“, denn über den verendenden Königsbrüdern stand der unerbittliche Zeiger der königlichen Hof- und Nationaltheateruhr auf 10 Uhr und jener Satz, mit dem Pathos eines Coulissenreißers hinausgebrüllt das Publikum an die Stunde mahnend, entfesselte den boshaften Kobold, der in allen Winkeln deutscher Schauspielhäuser auf die fünften Acte lauert. Ist der einmal losgelassen, dann wirken Gift und Strang und aller Eisen Schärfe meist nur noch in einer untragischen Weise, besonders wenn das liebe Publikum durch ein über Gebühr verzögertes Herbeiführen des Schlusses müde und ungeduldig sich ins Freie sehnt.

Bei einem Stück nun, welches weder durch die Tiefe seiner Anlage noch durch den Gehalt seiner Ausführung, sondern lediglich durch die Spannung und Gewandtheit seiner Scenenfolge interessirt, geht das Ergötzen ganz und gar in die Brüche, wenn der Verfasser im fünften Acte so völlig abfällt, wie dies im „Zunftmeister" der Fall ist. Der Held des Abends, welcher den hohen Rath mit aller Achtung eingesperrt hat, damit ihm dieser nicht aus Unverstand in die plebejischen Hände fiele, welche eben den aufrührerischen Bodensatz nürnbergisch mittelalterlicher Plebs zur Ruhe zu dreschen beschäftigt waren — dieser Held kömmt zurück und bejammert im Wahne seine Mutter als erschlagen, dieselbe, welche wir in der vorigen Scene wohlbeleibt und wohlbehalten gerettet, mit dem Entschluß, ihren Sohn auf dem Rathhause aufzusuchen, haben spazieren gehen gesehen. Der alte famose Rathsherr bejammert in ähnlicher Weise seine Tochter, die in ebenbesagter Scene des Goldschmieds Mutter aus den Händen ihrer eigenen Hausknechte befreit und mit dieser selbander denselben Entschluß, auf das Rathhaus zu wandeln, dem abgespannten Publikum erklärt hat. Nachdem nun Rath und Bürgerschaft endlich und endlich in schönste Ordnung gekommen, nachdem alles aufgeklärt, vergeben und versöhnt, treten plötzlich in diese Fülle gegenseitiger Anerkennung und friedfertigen Behagens die Mutter und das Fräulein und geben sich mit Reden, Bitten, Fluchen und Drohen alle erdenkliche überflüssige Mühe, den überraschten Zunftmeister von dem schreckensherrschaftlichen Entschluß abzubringen, sämmtliche Rathsherren abschlachten zu lassen. S'ist alles schon längst aus, das Publikum über Standesausgleichung und Heirath beruhigt, wozu diese überflüssigen Verzögerungen — wozu? der alte Rührungsteufel wollte Redwitz nicht ganz ungeplagt lassen und so flickte er ohne Noth und Sitte noch ein paar thränenbedürftige Scenen an, die Augen und Ohren jedes Unbefangenen beleidigen.

Komödie und kein Ende! ruft vielleicht der erzürnte Leser, gibt es denn in München nichts anderes, wovon der Mensch berichten könnte? Ei ja doch! für heute aber hat „die Liebe zur Sache" den Raum weggenommen. Darum wollen wir uns nur noch eine Bemerkung erlauben, die freilich mit dem Vorhergehenden in keinem Zusammenhang steht, zu der uns aber das „Deutsche Museum" selbst veranlaßt. Ihr O. S.-Correspondent „vom Mittelrhein" in einer der letzten Nummern benutzt die (gewiß gerechtfertigte) Freude über die allerjüngsten Vorgänge in Baden mit sichtlichem Vergnügen, um „der dritten Großmacht" einen Seitenhieb zu versetzen und mit frischem Behagen auf unsern — wie heißt er's doch? — wo? — am Mittelrhein, ah so! — „Scheinliberalismus" über die Achsel zu blicken. Uns ist alles Verhetzen deutscher Landeskinder ein Greuel; wie sehr wir das blinde Gekläffe gegen Preußen verabscheuen,

welches hierzulande einzelne Blätter nicht müde bekommen können, wir finden jene abgestandene Manier nicht minder beklagenswerth, welche in gewissen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes jeden auch noch so ungerechtfertigten Anlaß benutzt, auf Baiern eins jener abgegriffenen Literatenschlagwörter zu werfen, bei deren langweiligem Gebrauche man ebenso viel Fabelhaftes und Vergangenes hinzudenken muß, als man des vernünftigen Wirklichen zu vergessen hat, wenn es nicht anders aus reiner Unkenntniß unserer Verhältnisse geschieht. Wir sind für unsere Schwächen nicht blind, aber nach gemeingültiger Abrechnung alles Erwägenswerthen könnte man uns Baiern gegenüber — wie die Sachen einmal in Deutschland eben stehen — wol billigerweise das höhnische Großthun beiseite lassen, welches uns blutwenig imponiren und nur dazu beitragen kann, die Gemüther gegenseitig zu verbittern. Ihr berliner N.O.-Correspondent weist, wie uns dünkt, sehr treffend auf die mögliche Kurzathmigkeit gegenwärtiger Zustände hin. Was dann? wenn wir bis zur Zeit der schweren Noth alle die einzelnen günstigen Glücksblicke nur dazu benutzt haben, um uns mit dem wenigen Guten, was einem jeden zu Theil geworden, gegenseitig wie eitle Kinder auszuhöhnen? was dann, wenn die, welche zum Volke reden und schreiben, statt die wechselweise Annäherung zu pflegen, nur den unheilvollen Zwist der Bruderstämme großgezogen haben? was dann?!

Der Prolog zum „Faust“; Goethe und Spinoza.

Von

Karl Silberschlag.

Bei einem so tiefsinnigen Werke wie Goethe's „Faust“ war es natürlich, daß der Dichter einen eigenen Prolog vorausschickte, um über die Bedeutung des Dramas Aufschluß zu geben. Goethe selbst gibt an, daß bei diesem „Prolog im Himmel“ — wie er ihn nennt — von ihm eine Stelle im Buche Hiob nachgeahmt sei, und in der That braucht man auch nur einen Blick der Vergleichung auf das erste Kapitel des Buchs Hiob und auf den Prolog zum „Faust“ zu werfen, um sich von der Richtigkeit dieser Angabe Goethe's zu überzeugen. „Da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten“, so heißt es im Kapitel 1, Vers 5 des Hiob, „kam der Satan auch unter ihnen. Der Herr aber sprach zu dem Satan: Wo kommst du her? Satan antwortete dem Herrn und sprach: Ich habe das Land umher gezogen. Der Herr sprach zum Satan: Hast du nicht Acht gehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn es ist seinesgleichen nicht im Lande, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse. Satan antwortete dem Herrn und

sprach: Meinst du, daß Hiob den Herrn umsonst fürchtet? Hast du doch ihm, sein Haus und alles, was er hat, ringsumher verwahret. Du hast das Werk seiner Hände gesegnet und sein Gut hat sich ausgebreitet im Lande. Aber recke deine Hand aus und taste an alles was er hat, was gilt's, er wird dich ins Angesicht fluchen." Der Herr sprach zum Satan: „Siehe, alles, was er hat, sei in deiner Hand, ohne allein an ihn selbst lege deine Hand nicht."

Wer erkennt nicht in diesen wenigen Versen die Grundzüge des Prologs zum Goethe'schen „Faust"?

Wie im Buche Hiob die Kinder Gottes vor den Herrn traten, so treten im Prolog drei Erzengel auf; wie dort mit den Kindern Gottes Satan, so kommt hier Mephistopheles mit den Erzengeln. Satan erscheint im Buche Hiob nicht als Feind Gottes, sondern als dem Herrn untergeordnet. Er gibt dem Herrn Auskunft darüber, wo er gewesen sei; als der Herr seinen Knecht Hiob rühmt, klagt er ihn boshaft an; durch Erlaubniß des Herrn erlangt er hierauf die Macht, welche er ohne diese Erlaubniß nicht haben würde, den Hiob zu versuchen.

Ganz übereinstimmend damit gibt auch Mephistopheles bei Goethe dem Herrn Auskunft über sein Thun und Treiben, auch er greift, als der Herr den Faust seinen Knecht rühmt, diesen hämisch an und erlangt hiernächst vom Herrn die Erlaubniß, den Faust zu versuchen.

> Was wettet ihr? Den sollt ihr noch verlieren,
> Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt,
> Ihn meine Straße sacht zu führen.
> Solang' er auf der Erde lebt,
> Solange sei dir's nicht verboten.

Aber Mephistopheles hat im Prolog zum „Faust" einen eigenthümlichen Zug, den man vergebens in dem Satan des Buchs Hiob suchen würde. Er tritt nicht blos als boshafter Ankläger, sondern zugleich — gerade herausgesagt — als eine Art Spaßmacher auf. Der Herr selbst bezeichnet ihn als Schalk. („Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.") Auch die eigenen Worte des Mephistopheles geben in dieser Beziehung keinem Zweifel Raum. Man denke nur an die Verse:

> Verzeih', ich kann nicht hohe Worte machen,
> Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
> Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
> Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt.

Woher hat Goethe diesen eigenthümlichen Zug seines Mephistopheles genommen?

Uns scheint es nicht unwahrscheinlich, daß ihm dabei diejenige Auffassung des Buchs Hiob vorgeschwebt hat, welche sich bei Spinoza

findet. Spinoza stellt nämlich in seinem „Tractatus theologico-politicus", Kap. X die Behauptung auf, das Buch Hiob sei wahrscheinlich nicht von einem Juden, sondern von einem Heiden geschrieben, der Herr werde in diesem Buche so dargestellt, wie die Heiden sich den pater Deorum gedacht hätten, die Kinder Gottes, die vor den Herrn traten, erinnern an das concilium Deorum der Heiden, Satan spiele die Rolle des Momus. („Hic liber", sagt Spinoza wörtlich, „gentilium poësin affectare videtur, Deorum namque pater bis concilium convocat et Momus, qui hic Satan vocatur, Dei dicta summa cum libertate carpit.")

Goethe kannte diese Auslegung Spinoza's, als er den Prolog zum „Faust" schrieb, denn er selbst erzählt im Buch 14 von „Wahrheit und Dichtung", mit welchem tiefen Interesse er bereits im Jahre 1774 die Schriften Spinoza's gelesen hat; nun ist aber unser Prolog erst um das Jahr 1790 von Goethe gedichtet, während der größere Theil des ersten Theils vom „Faust" allerdings schon 1773 von Goethe ausgearbeitet war. In jenen bereits 1773 geschriebenen Scenen des „Faust" hat Mephistopheles durchaus keinen humoristischen Charakterzug, allein der Mephistopheles des Prologs erinnert, wie uns scheint, in manchen Beziehungen allerdings an den Momus der Heiden, während Goethe in der Darstellung des Herrn und der Erzengel offenbar nur die Vorstellungen des Alten Testament vor Augen gehabt und in keiner Weise den pater Deorum oder das concilium Deorum der Heiden hat darstellen wollen. Da Goethe sich einmal vorgesetzt hatte, seinen Prolog dem Eingange des Buchs Hiob frei nachzubilden, war es wol nicht unnatürlich, daß er wenigstens in Bezug auf die Darstellung des Satan der eigenthümlichen Auffassung des von ihm so hochgeachteten Spinoza gefolgt ist.

Niemals aber würde Goethe den Prolog seines „Faust" so wie geschehen aus dem Buche Hiob gleichsam entlehnt haben, wenn er nicht eine gewisse Verwandtschaft in der Grundidee der Erzählung des Buchs Hiob und seiner Darstellung der Faustsage angenommen hätte.

Worin liegt nun diese Verwandtschaft?

Auf den ersten Blick möchte man meinen, eine solche könne gar nicht bestehen zwischen einem Werke, das wie das Buch Hiob religiöse Belehrung zum Hauptzweck hat und dessen Inhalt hauptsächlich in Gesprächen besteht, und einem Drama, das doch wesentlich nur einen ästhetischen Zweck verfolgen kann. Dennoch aber ist diese Verwandtschaft vorhanden. Sehen wir auf die Erzählung des Buchs Hiob! Hiob, ein vorzüglich gottesfürchtiger Mann, wird mit Bewilligung des Herrn vom Satan versucht. Er besteht die erste Versuchung siegreich, der zweiten schwerern erliegt er und schmäht zwar nicht Gott selbst, aber doch die

Gerechtigkeit Gottes, was nach den Begriffen des Alten Testament als der größte Frevel erscheint; erst da der Herr selbst aus einer Donnerwolke zu ihm spricht, bereut er seine frühern Reden und wird vom Herrn mehr als früher gesegnet.

Wir sehen also im Hiob einen Mann von hoher sittlicher Vollendung, der gleichwol der über ihn verhängten Versuchung erliegt, dennoch aber, als er sich zuletzt reuig zu Gott zurückwendet, die göttliche Gnade im vollsten Maße wiedererlangt.

Hiermit stimmt nun aber die Grundidee des Goethe'schen „Faust“ durchaus überein. Auch Faust erscheint bei Goethe als ein edler Mann, welcher der Versuchung zum Bösen anfangs widersteht und ihr zuletzt zwar erliegt, aber nicht, um vollständig und auf immer der Macht des Bösen zu verfallen, sondern um sich zuletzt zu Gott zurückzuwenden, sodaß der endliche Sieg dem guten Principe verbleibt.

Ganz anders freilich ist die Entwickelung in dem alten Volksbuch von Faust, aus welchem Goethe die äußere Fabel seines Dramas zumeist entlehnt hat: denn in diesem siegt das böse Princip, Faust verfällt in Folge seines Bündnisses mit dem Teufel der ewigen Verdammniß. Die frühern Bearbeiter der Faustsage, so namentlich auch der Engländer Marlow, der bereits zu Shakspeare's Zeit ein Drama „Faust“ schrieb, auch Lessing in seinem Entwurf zu einem Faust-Drama, folgten in dieser Beziehung sämmtlich dem Inhalte des Volksbuchs.

Nicht so Goethe; es mag dahingestellt bleiben, welche Absicht in Bezug auf den Schluß des Dramas Goethe hatte, als er im Jahre 1773 einen großen Theil der Scenen des ersten Theils des „Faust“ schrieb, sicher aber ist, daß, als er den Prolog schrieb, seine Absicht bereits die war, in Bezug auf Entwickelung und Schluß des Dramas gänzlich vom Inhalte des Volksbuchs abzugehen, sodaß Faust trotz seines Bündnisses mit dem Teufel der Macht des Bösen nicht dauernd anheimfallen, daß vielmehr der endliche Sieg dem guten Princip verbleiben sollte.

Durch diese Auffassung gewann die Faustsage in Goethe's Händen eine ganz andere Bedeutung, als sie bei den frühern Bearbeitern gehabt hatte. Goethe hatte mit seiner neuen Behandlung der Sage gewiß recht, jedenfalls konnte er nach dem ganzen Inhalte seiner Glaubens- und Lebensansichten, namentlich nach der Ueberzeugung, die er von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur hatte und über die er sich selbst im 15. Buche von „Wahrheit und Dichtung“ ausspricht, das Drama nicht, wie der Verfasser des alten Volksbuchs, mit dem völligen Siege der Macht des Bösen endigen lassen.

Der Umstand, daß „Faust“ bruchstücksweise in einem Zeitraum von mehr als funfzig Jahren veröffentlicht wurde, durfte es dem Dichter

vorzüglich nahe legen, sich wenigstens beim Erscheinen des ersten Theils der Tragödie über die Bedeutung derselben auszusprechen. Dies that Goethe als echter Dichter nicht in einer prosaischen Erläuterung, sondern in jenem herrlichen Prologe, welcher uns Aufschluß liefert über die Absicht des Dichters, indem er zugleich eine im höchsten Grade gelungene freie poetische Nachbildung der vorerwähnten Stelle aus dem Buche Hiob gibt.

Ein Bedenken.

Die kürzlich erschienene Nr. 17 des „Deutschen Theaterarchiv", das zugleich als „officielles Geschäftsblatt des Deutschen Bühnenvereins" dient, bringt in ihrem „amtlichen Theil" eine „Bekanntmachung", die wörtlich also lautet: „Die unterzeichneten Bühnenvereinsvorstände erklären hiermit, daß sie — in Aufrechterhaltung der Conferenzbeschlüsse von 1858 und 1859 und in Erwägung, daß die dramatischen Schriftsteller und Tondichter der an sie ergangenen Einladung zur Gründung eines Vereins unter sich und dessen organischer Geschäftsverbindung mit dem Bühnenverein bisher nicht Folge geleistet haben — zu dem Beschlusse genöthigt worden sind, hinfüro nur solche Bühnenmanuscripte resp. Partituren für ihre Verwaltung in Betracht zu nehmen, welche ihnen unmittelbar von den Verfassern oder durch die von dem Deutschen Bühnenverein eingesetzten, beziehungsweise gebilligten Vermittler vorgelegt worden sind." Folgt dann eine Reihe von Namen, unter denen wir die Namen der Hoftheater-Intendanten von Berlin, Stuttgart, Hannover, Karlsruhe, Schwerin, Weimar &c., ingleichen die Directoren der Stadttheater von Bremen, Görlitz, Prag und Breslau bemerken; ein Datum trägt die Veröffentlichung nicht.

Stände dieselbe nun an irgendeinem andern Orte, für den sie in der That besser paßte, etwa in den scherzhaften Spalten des „Kladderadatsch" oder eines ähnlichen Witzblattes, so würden wir wissen, was davon zu halten; auch das verrätherische „hinfüro", das doch gar zu sehr nach dem Kanzleistil schmeckt und das wir uns mit Namen wie Eduard Devrient und Franz Dingelstedt unmöglich zusammenreimen können, würde uns in der Annahme bestärken, daß irgendein Schalk hier sein Spiel getrieben und verständigen Männern etwas untergeschoben hat, was sie unmöglich als das Werk ihrer Hände anerkennen können. Da es aber, wie gesagt, das „officielle Geschäftsblatt des Deutschen Bühnenvereins" ist, in dessen „amtlichem Theil" die Bekanntmachung steht, so können und dürfen wir an der Echtheit derselben nicht wohl zweifeln

und müssen wir uns also schon entschließen, das Ding etwas näher in Betracht zu ziehen.

Zwar auf den ersten Anblick und mit den Augen eines Laien betrachtet sieht es sich ziemlich unverfänglich an; es ist eine rein geschäftliche Bekanntmachung, was kann dahinter Verfängliches stecken? ja was kann an dem Ganzen wichtig genug sein, um es in diesem, den Interessen der Literatur, der Kunst und der Oeffentlichkeit gewidmeten Blatte zur Sprache zu bringen? In der That halten wir die „Bekanntmachung" für recht sehr bedenklich, wir erblicken darin sogar nicht mehr noch weniger als einen sehr übel angebrachten Versuch, die freie Thätigkeit des Bühnendichters unter eine Art büreaukratischer Bevormundung von seiten gewisser Bühnenvorstände zu bringen, ein Versuch, der uns doppelt überraschend und doppelt empfindlich, weil er von Männern mit unterzeichnet ist, die selbst einen Ehrenplatz unter den deutschen Schriftstellern einnehmen und deren Zustimmung zu diesem Beschlusse wir nur damit entschuldigen können, daß sie sich selbst über die eigentliche Bedeutung desselben und die Tragweite, die ihm unter Umständen gegeben werden kann, nicht ganz klar gewesen sind.

Zum Verständniß der Angelegenheit wolle der Leser, der mit den Verhältnissen und Beziehungen der gegenwärtigen deutschen Bühne nicht völlig vertraut ist, auf Folgendes merken. Schon vor einer Reihe von Jahren bildete sich ein sogenannter deutscher Bühnenverein zunächst und hauptsächlich zu dem Zwecke, um contractbrüchigen Schauspielern, welche ihre Stellung widerrechtlich verließen, ein Wiederengagement zu erschweren, sowie überhaupt der maßlosen Steigerung der Gagen, die eine Zeit lang bei den größern Theatern eingerissen war, durch gewisse gemeinsame Maßregeln entgegenzuarbeiten. Späterhin dehnte der Verein seine Thätigkeit auch noch auf andere mehr oder minder verwandte Gegenstände aus. Insbesondere unternahm er einen Vernichtungskrieg gegen die sogenannten Theateragenten, d. h. gegen die Commissionäre, die Zwischenhändler, welche ein Geschäft daraus machen, den Verkehr zwischen den Intendanzen und Directionen einerseits, sowie andererseits den engagements- oder gastspiellustigen Schauspielern und den Schriftstellern, welche Stücke zur Aufführung zu bringen wünschen, zu vermitteln. Diese Herren stehen in der Theaterwelt, die ja bekanntlich überhaupt keine „beste Welt" ist, zum Theil in sehr üblem Rufe; man sagt ihnen nach, daß sie von den Erträgen der durch sie vermittelten Engagements mehr als christliche Procente ziehen, und auch den Dichtern soll es hier und da schon begegnet sein, daß sie von den Stücken, die sie durch Vermittelung gewisser Theateragenturen vertrieben, niemals einen Heller Honorar zu sehen bekommen haben. Das ist denn eine innere Angelegenheit, welche die betreffenden Parteien unter sich abmachen mögen;

in jedem Stande und in jedem Verhältniß gibt es ehrliche Leute und Spitzbuben und wenn dem Finanzminister großer mächtiger Staaten unversehens 111 Millionen aus der Tasche fallen, warum sollten nicht auch einmal einem armen hungerigen Theateragenten ein paar Thaler Honorar an den Fingern kleben bleiben? Noch dazu, da die Einnahmen der deutschen Theaterdichter im ganzen nicht von der Art sind, daß eine große Bereicherung und also auch keine große Vermögensbeschädigung daran möglich ist.

Die zum Deutschen Bühnenverein zusammengetretenen Intendanzen und Directionen sahen die Sache anders an; von Mitgefühl mit den armen ausgesogenen Schauspielern und Dichtern erfüllt, vielleicht auch, weil sie die Theateragenten in Verdacht hatten, um der Procentchen willen, die sie zogen, Gagen und Gastspielhonorare absichtlich zu steigern, thaten sie das ganze Geschlecht der Theateragenten feierlichst in Bann und erklärten öffentlich, daß sie von einem bestimmten Termin ab mit keinem Theateragenten mehr zu thun haben, sondern immer nur direct mit den Parteien verkehren wollten.

Die Einzelheiten des Kampfes, der sich infolge dessen zwischen dem Bühnenverein und den Theateragenten entwickelte, und der von beiden Seiten zum Theil eine sehr gehässige Form annahm, kümmern uns hier nicht und ebenso wenig auch, ob die dem Bühnenverein angehörigen Theatervorstände selbst nicht am Ende mehr versprochen und gelobt, als sie hinterdrein im Stande zu halten. Thatsache ist nur erstlich, daß infolge des eben mitgetheilten Beschlusses verschiedene Bühnen (Stadttheater, wie wir größerer Genauigkeit halber hinzusetzen), welche dem Verein bis dahin angehört hatten, ihren Austritt aus demselben erklärten; daß ferner vom Bühnenverein selbst der Termin, von wo ab jeder Verkehr mit dem verruchten Volk der Theateragenten aufhören sollte, mehrmals prolongirt wurde; endlich daß der Bühnenverein selbst sich seine eigene officielle Theateragentur schuf, welche ganz dieselben Geschäfte betreibt und vermittelt wie jene Agenten, allerdings — was von großem Gewichte ist — gegen vorher festgesetzte und bei weitem billigere Procente.

Auch über diese Maßregeln, ihre Nothwendigkeit oder Ueberflüssigkeit, Nützlichkeit oder Schädlichkeit, maßen wir uns kein Urtheil an; es sind das wiederum innere Angelegenheiten des Bühnenvereins und mag er zusehen, wie er mit oder ohne Agenten fertig wird. Anders dagegen steht es mit der eingangs mitgetheilten Bekanntmachung; sie betrifft nicht mehr die Theater allein, sondern sie erstreckt sich auch auf die Bühnenschriftsteller, ja auf diese vornehmlich, indem sie ihnen vorschreibt, ob und welcher Vermittelung sie sich bedienen sollen, um ihre Stücke bei den Theatern des Bühnenvereins zur Aufführung zu brin-

gen. Das aber heißt, wie uns dünkt, die Stellung, welche die Theaterverwaltungen der Bühnenproduction gegenüber einnehmen, von Grund aus verkennen; es heißt, die Bühnendichter wider ihren Willen in einen Streit hineinziehen, der sie nicht im mindesten kümmert, und sie zur Anerkennung eines Monopols zwingen, bei dem sie nicht im mindesten interessirt sind. Zwei Fälle sind unsers Bedünkens nur möglich: entweder die Stücke, welche geschrieben werden, sind gut und der Darstellung würdig, oder sie sind schlecht und zur Aufführung ungeeignet. Im letztern Falle sollen sie nicht gegeben werden und die Theatervorstände sollen sie zur Aufführung nicht annehmen und wenn ein Engel vom Himmel oder ein Kammerherr sie auf silberner Schüssel präsentirte; im andern Falle aber, wenn die Stücke gut sind und dem deutschen Theater zum Vortheil und zur Ehre gereichen, so soll jedes Theater sie geben, das irgend die Mittel zur Aufführung besitzt, einerlei woher es sie nimmt und auf welchem Wege es sie sich verschafft, selbstredend solange dieser Weg nur ein ehrlicher und gesetzlich erlaubter ist. Der Bühnenverein ist damit nicht zufrieden, er will die Frage wegen Annahme oder Nichtannahme eines Stücks fortan nicht blos von seinem innern Werthe und seiner praktischen Ausführbarkeit, sondern auch von einem ganz bestimmten äußerlich vorgeschriebenen Wege abhängig machen, auf welchem dasselbe ihm zukommt, und zwar will er die Bühnendichter selbst zwingen, diesen bestimmten äußerlich vorgeschriebenen Weg einzuschlagen — thut ihr das nicht, schickt ihr mir euer Stück nicht direct oder bedient ihr euch nicht meines Agenten dazu, so wird euer Stück nicht gegeben.

Man glaubt wirklich zu träumen, wenn man dergleichen liest und sieht darunter Namen wie die obengenannten. Wie tief, wie schmerzlich tief muß doch der büreaukratische Tic in das Blut unserer Nation eingedrungen sein, daß ein Erlaß wie dieser überhaupt nur möglich und daß selbst ein Dingelstedt, ein Devrient, ein Gall nicht fühlen, auf welchem bedauerlichen Irrweg sie sich dabei befinden! Sind wir armen Schriftsteller noch nicht genug geplagt, haben wir noch nicht Demüthigungen und Zurücksetzungen genug hinunterzuschlucken, bis endlich einmal die Gnadenpforte des Theaters sich aufthut und eins unserer Stücke, schlecht gelernt, schlecht in Scene gesetzt, von alten stumpfen Schauspielern vor einem kalten und dumpfen Publikum gespielt, zwei-, dreimal über die Breter geht, um sich dann zum ewigen Schlaf in der Theaterbibliothek niederzulegen?! Nicht genug, daß man uns die Stoffe bemängelt und durch tausenderlei Rücksichten dem schaffenden Genius die Flügel bindet, nun will man uns auch noch vorschreiben, welches Briefträgers, welches Handlangers wir uns bedienen sollen, um unsere Stücke an die Herren Theatervorstände zu versenden? Wenn uns nun (die Frage ist natürlich

nur beispielsweise gestellt und ohne die mindeste persönliche Beziehung) einer von den verfemten Theateragenten besser paßt als der officiell eingesetzte? Oder wenn ich ihn genauer kenne und mehr Vertrauen zu seinem Eifer und seiner Thätigkeit habe? In Handelsstädten, wo es sich um Kaffeesäcke und Heringstonnen handelt, da kommt es wol vor, daß gewisse Handelshäuser erklären, keine Waaren anzunehmen, die nicht durch den und den bestimmten Schiffer oder Fuhrmann spedirt sind: allein daß diese Clauseln des kaufmännischen Speditionshandels auch auf die Producte des Geistes angewandt werden sollen, das ist zum wenigsten neu.

Und sollten die Herren vom Deutschen Bühnenverein nicht auch diesmal wieder in dem Falle sein, mehr versprochen (und freilich auch verlangt) zu haben als sie selbst im Stande sind zu halten? Wenn nun heut — bei Gott ist ja kein Ding unmöglich — ein „Wallenstein", eine „Maria Stuart", ein „Tell" geschrieben wird, und dieser neue Schiller hat zufällig die Caprice oder vielleicht auch seine wohlerwogenen Gründe, seine Stücke nicht direct und nicht durch die vom Bühnenverein vorgeschriebenen Agenten einschicken zu wollen — werden die Herren diese Stücke deshalb nun wirklich unaufgeführt lassen? und wenn sie es thun, wie wird sich das mit den Pflichten reimen, welche sie gegen die ihnen anvertraute Anstalt, gegen das Publikum und die Kunst haben? Ja wenn sie wirklich den Versuch machen, es zu thun, wie lange werden sie dabei aushalten? wird nicht endlich die Noth sie zwingen, eine Einrichtung fallen zu lassen und ein Princip aufzugeben, das eben gar kein Princip ist, sondern nur eine ganz unmotivirte büreaukratische Eigenmächtigkeit? Warum denn also Gesetze geben und Verordnungen erlassen, die man selbst nicht aufrecht erhalten kann? Und sollte das in Wahrheit der Weg sein, dem — wirklichen oder vermeintlichen — Unwesen der Theateragenten zu steuern und das Ansehen und die Blüte der deutschen Bühne zu befestigen?

Glaube auch niemand, daß diese moralische, diese sozusagen ideale Seite die einzige ist, welche die Angelegenheit darbietet; sie hat auch ihre sehr gewichtige prosaische, materielle Seite. Concurrenz ist die Seele des Geschäfts, das ist immer und überall so und wird überall und immer so bleiben. Daß die Theateragenten nach der Lage, welche die Bühnenverhältnisse bei uns einmal angenommen haben, überhaupt entbehrlich sind, das werden selbst die Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins nicht behaupten mögen; auch haben sie das Gegentheil ja selbst anerkannt, indem sie sich eine eigene officielle Theateragentur gründeten, und auch in dem in Rede stehenden Erlaß weigern sie sich ja nicht, mit Theateragenten überhaupt zu verkehren, sondern der Verkehr soll sich nur auf bestimmte, von ihnen bezeichnete Agenten beschränken.

Allein eben in dieser Beschränkung liegt das Unrecht. Auch den

Theaterschriftstellern sind die Agenten unentbehrlich, vielleicht noch unentbehrlicher als den Theaterdirectoren. Wir für unsern Theil wenigstens, nach den geringen Erfahrungen, die wir vor Jahren auf diesem Gebiete gemacht haben, wollen weit lieber Holz hacken oder in der Tretmühle gehen als die Correspondenz führen, welche erforderlich ist, um ein Stück zur Aufführung auf den deutschen Theatern zu verbreiten. Da ist es denn ein vortrefflicher Ausweg, den ganzen Kram oder doch wenigstens den größten Theil davon einem beliebigen Agenten zu übergeben; man hat dann doch blos noch den Aerger von seinen Stücken und verliert nicht noch obenein seine Zeit mit lästigen Briefen.

Man erwäge ferner die kläglichen Honorare, welche die meisten deutschen Theater an die Dichter zahlen und die bettelhafte Weise, wie dieselben in vielen Fällen erst eingetrieben werden müssen. Welcher ehrliebende Mann, welcher Poet, der die Kunst liebt und dem seine Zeit und seine Stimmung theuer sind, möchte sich wol dazu hergeben, diese erbärmlichen Summen selbst einzutreiben und gleichsam seinen eigenen Executor zu machen? Es wäre gerade so, als wenn ein Professor die Collegiengelder von den Studenten, die bekanntlich auch die Eigenschaft haben, nie flüssig zu werden, persönlich eintreiben wollte. Nein, auch das überläßt man dem Agenten, ja weil nach einem alten Spruche ein Sperling in der Hand besser ist als ein Dutzend Tauben auf dem Dache, so wird man es in vielen Fällen vorziehen, sich mit dem Agenten von vornherein auf ein gewisses Pauschquantum zu verständigen und ihm gegen eine bestimmte Summe, baar an uns ausgezahlt, das Stück, wenigstens für gewisse Landschaften oder gewisse Gattungen von Bühnen, ein für allemal zu überlassen.

Ganz recht, antwortet man uns, so macht ihr Poeten es, die ihr schlechte Wirthe seid und euch auf den Gelderwerb nicht versteht; ihr verkauft den Agenten eure Stücke in Pausch und Bogen und werdet dafür von ihnen ganz heillos hinters Licht geführt. Und das ist es eben, was der hochlöbliche Bühnenverein in seiner väterlichen Fürsorge „hinfüro" verhindern will und was ihr eigensinnigen Menschen blos nicht einseht: ihr sollt nicht länger übervortheilt werden, die Agenten sollen euch nicht länger die Sahne von der Milch schöpfen und euch gegen eine armselige Rente ein Kapital abkaufen, von dem sie noch zehren, wenn ihr die Rente schon längst verjubelt habt.

Aber wenn ich nun übervortheilt sein will? Ich meine: wenn ich nun die Einbuße an Geld und materiellem Vortheil, mit der ich mir die Dienste des Agenten erkaufe, geringer anschlage und mich ihr lieber unterwerfe als dem Verlust an Zeit und guter Laune, welche der directe Verkehr mit den Bühnen mit sich bringt? Die Geschmäcke sind eben verschieden, einige finden Vergnügen daran, mit ihren Schriften zu han-

deln und zu speculiren, andern genügt es, sie geschrieben zu haben; diese suchen sich dann über die leidige Nothwendigkeit, auch noch Geld damit zu erwerben, so rasch und so bequem hinwegzuhelfen wie möglich und werden daher, wenn es Bühnenschriftsteller sind, unter allen Umständen die Vermittelung eines Agenten vorziehen, auch selbst wenn sie dabei einige Procente einbüßen sollten.

Es liegt nun auf der Hand, daß die Angebote der Agenten um so günstiger und also auch die Vortheile der Bühnenschriftsteller um so größer sein werden, je größer die Concurrenz unter den Agenten selbst; die Zahl der letztern willkürlich beschränken und einige wenige Persönlichkeiten monopolisiren, heißt nichts anderes als den Schriftstellern die Gelegenheit rauben, ihre Werke so vortheilhaft zu verwerthen wie möglich. Weit entfernt also, durch die beabsichtigte Maßregel den pecuniären Vortheil der Bühnendichter zu befördern und damit wenigstens indirect die dramatische Production überhaupt zu heben, arbeiten die Urheber jenes Beschlusses der Blüte der dramatischen Literatur vielmehr entgegen und schrecken ab, statt zu ermuntern und anzufeuern.

Und das ist nicht die einzige praktische Bedenklichkeit, welche der von dem Bühnenverein beliebten Einrichtung entgegensteht. Der Bühnenverein, zumal in seinem jetzigen Umfang, der von Jahr zu Jahr kleiner und enger geworden ist, repräsentirt nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl von Bühnen. Allerdings sind Bühnen darunter von größter künstlerischer Bedeutung, Bühnen, auf die kein deutscher Dichter wird verzichten mögen, der überhaupt ein Stück in die Oeffentlichkeit zu bringen wünscht: aber das hindert bei alledem nicht, daß nicht außer diesen Bühnen noch eine große, sogar eine überwiegend große Menge von Theatern existirt, auf die der Poet ebenfalls nicht verzichten kann, noch darf, noch mag. Für viele dieser Theater wird ihm, wie wir es vorhin andeuteten, die Vermittelung der Agenten höchst wünschenswerth, ja unentbehrlich sein. Wie nun aber, wenn die von dem Bühnenverein zurückgesetzten und geächteten Agenten demselben ein Paroli bieten und nun ihrerseits erklären, kein Stück eines Autors zu vertreiben, der mit dem Deutschen Bühnenverein in Beziehung steht? mit andern Worten: wenn sie dasselbe Monopol für sich beanspruchen, das der Bühnenverein zu Gunsten seiner Agenten verlangt? Wer wird es dann sein, auf dessen Kosten dieser Kampf geführt wird? Nun natürlich, der unglückliche Theaterdichter. Und wiederum müssen wir fragen: heißt das den Vortheil, das Ansehen und die Ehre der dramatischen Literatur sowie überhaupt der deutschen Theater befördern? Oder heißt es nicht vielmehr die Literatur und die Schriftsteller auf ganz ungehörige Weise in einen Krieg mit hineinziehen, der aus allen möglichen Gründen geführt werden mag,

aber nur nicht zum Vortheil und zur Ehre der deutschen Literatur, ja der, wie man ihn auch betrachte, doch immer nur auf einen ganz thörichten Skandal und eine ganz läppische Katzbalgerei hinausläuft?

Auch sonst hätten wir wol noch dies und jenes gegen die vielbesprochene „Bekanntmachung" einzuwenden, wir hätten namentlich unsere Verwunderung auszusprechen über den halb beklagenden, halb vorwurfsvollen Ton, mit welchem die Herren vom Bühnenverein die dramatischen Dichter und Tondichter daran erinnern, daß sie „der an sie ergangenen Einladung zur Gründung eines Vereins unter sich und dessen organischer Geschäftsverbindung mit dem Bühnenverein bisher" (man beachte wohl die echt büreaukratische Wortstellung, es ist der reine Rescriptenton) „nicht Folge geleistet haben" — als ob das blos an dem Willen der deutschen Theaterschriftsteller und Tondichter gelegen hätte! Als ob eine derartige Organisation der Literatur sich so aus dem Aermel schütteln ließe! Ja als ob sie unter den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen zur Zeit nur überhaupt möglich wäre! Doch mag es an den vorgebrachten Bedenken für heute genug sein und empfehlen wir dieselben der vorurtheilsfreien und aufmerksamen Prüfung der Sachverständigen, indem wir schließlich nur noch die — allerdings sehr überflüssige — Versicherung hinzufügen, daß uns bei dem Ganzen nichts geleitet hat als das reinste und aufrichtigste Interesse zur Sache. Und in diesem Interesse zur Sache antworte man uns, wenn man etwas zu antworten hat.

G e d i c h t e.

I. Drei Gedichte.

Von

Wilhelm Buchholz.

1. Nacht und Morgen.

Auf Diebessohlen schleicht die Nacht
Durch öde Waldesräume,
Den schwarzen Mantel legt sie sacht
Um die belaubten Bäume.
Nun ist das Bächlein auch verhallt,
Sein Gang ist kaum zu hören,
Als wollt' er den entschlaf'nen Wald
In seiner Ruh' nicht stören.

Da horch, in Busches Tiefe ging's
Als wie ein dumpfes Ringen —
Dann herrscht' von neuem Stille rings,
Den Bach nur hör' ich singen.
Doch wird es plötzlich laut umher,
Die Winde schnell erwachen,
Die Wolken drohn gewitterschwer,
Die alten Stämme krachen.

Zum Sturme schwillt der Wind und
saust,
Hell steht die Nacht in Flammen,
Der Donner brüllt, der Regen braust,
Als bräch' der Wald zusammen.
Doch trotzt er kühn der Wetternacht,
Wie auch die Aeste ringen,
Als könnt' er leicht die Riesenmacht
Des wilden Sturms bezwingen.

Da endlich mit der Dämmerung,
Da weicht des Kampfes Schwüle,
Und regenduftig athmet jung
Der Hain in schatt'ger Kühle.
Fern hat der Donner ausgehallt,
Hell glitzert in den Zweigen
Der Morgenschein, und rings erschallt
Der Vögel lust'ger Reigen.

Ich dachte, wie mit Sturmesmacht,
Mit Qual ich einst gerungen,
Bis in die schwarze Sorgennacht
Der Liebe Strahl gedrungen.
Aufjubelnd in der Jugend Braus
Grüßt' ich die neue Sonne,
Und jauchzte Lied auf Lied hinaus
Von Lieb' und Liebeswonne!

2. An die Jugend.

Sonne der Jugend, ich grüße dich,
Selbst ein Jüngling im Lenz des Lebens,
Hohe Begeist'rung, ich preise dich,
Selbst ein Jüngling voll kühnen Stre-
bens;
Ich grüß' und preise dich,
Du meiner Sehnsucht Morgenröthe,
Die mir zum Kampf den Muth erhöhte!
O streite, wo's gilt, mit Heldentugend,
Du sausende, brausende Jugend!

All die Kräfte zusammengerafft,
Machen Feige wir leicht zu schanden,
Voll begeisterter Leidenschaft
Sprengen stolz wir die lästigen Banden!
Der frische Geist erschlafft,
Ist ihm versagt das frische Ringen!
Wie Jubel muß der Sturm ihm klingen!
Drum kämpfe, wo's gilt, für Ruhm
und Tugend,
Du sausende, brausende Jugend!

Sonne der Jugend voll Frühlingsglut,
Deren Farben wir jauchzend tragen,
Der mit loderndem heißen Muth
Tausend Herzen entgegenschlagen!
Drum auf mit frohem Blut!
Und wenn Trompeten rufend schallen,
So geh' zu siegen und zu fallen,
Und fällst du, so falle mit Heldentugend,
Du sausende, brausende Jugend!

3. Ein Mondscheinlied.

Du wandelst still und helle
Wie sonst, in sanfter Pracht,
Vertrauter Schmerzgeselle,
Geliebter Sohn der Nacht!

Du sahst mit ihr mich wallen
Durch Felder einst und Hain,
Die weiten dunkeln Hallen
Betret' ich nun allein.

Verschlungen sind die Wonnen
Von namenloser Qual;
Mein Glück verrauscht, verronnen
Wie jener Bach im Thal.

Der floß vor wenig Tagen
So blinkend und so hell,
Und sprang mit Wohlbehagen
Von Fels zu Felsen schnell.

Daß er versiegen müßte,
Und daß im Mondenschein
Mein Liebchen andre küßte,
Das fiel mir nimmer ein.

Bleib' du mit deinem Strahle
Mein Trost, o reines Licht!
Und wein' ich tausendmale,
O sag's der Falschen nicht!

Nein wandle still und helle
Wie sonst, in sanfter Pracht,
Vertrauter Schmerzgeselle,
Geliebter Sohn der Nacht!

II. Trost.

Von

Paul Erhard.

Und bleiben wir nur selbst uns treu
In dieser Tage Drang und Noth,
Und wird nur uns're Liebe neu
Mit jedem neuen Morgenroth:
Laß, Herz, o laß die Stürme wüthen
Und uns're Saaten niedermähn,
Es müssen dennoch neue Blüten
Aus diesen Wettern auferstehn.

Das ist die echte Liebe nicht,
Nicht jene, die Gott selbst erweckt,
Die, wenn ein Unglück niederbricht,
Sich schüchtern vor sich selbst versteckt;
Nein, siegsgewiß, mit festen Tritten,
Dem Helden gleich auf blut'gem Pfad,
So kommt sie stolz dahergeschritten,
Bereit zum Dulden wie zur That.

Und wenn dich gar nichts trösten kann
In deinem ungemess'nen Leid,
Gedenk', o treues Herz, daran,
Was du für mich warst all die Zeit,
Und was du mir sollst künftig bleiben
Auf meines Lebens öder Bahn,
Wie auch die Wellen mögen treiben
Den armen halbzerschellten Kahn.

Gedenk' des bleichen Angesichts,
In welches du zuerst geschaut,
Das nun ein Abglanz deines Lichts
Mit Morgenröthen überthaut;
Gedenk', o denk' der off'nen Wunden,
Die mir das Leben zugetheilt,
Und die du alle hast verbunden
Und die du alle hast geheilt.

Gedenk' der Nächte wundersam,
Da ich an deinem Bette saß,
All meinen Kummer, meinen Gram
In stiller Seligkeit vergaß;
Denk' an der Lippen sanftes Schmeicheln,
Denk' an die Küsse warm und mild,
Denk' an das kindlich fromme Streicheln,
Mit dem du meinen Schmerz gestillt!

Es krönt der Liebe Heil'genschein
Die königliche Stirne dir,
Und flicht die Welt nun Dornen drein,
Was klagen doch, was zagen wir?
Und bleiben nur in fester Treue
Wir selber jung und stark und kühn,
So müssen uns ja doch aufs neue
Die alten Rosen wieder blühn!

III. Neue Gedichte.

Von

Robert Prutz.

1. Ein Sonettenkranz.

I.

Als du die fromme Liebe hast gescholten,
Da wandte sie sich zürnend von dir ab:
Denn Furcht und Reue sind der Liebe Grab,
Wie jeder mißt, so wird ihm selbst vergolten.

Was half's zu widerstehn, auch wenn wir wollten?
Es führt die Liebe einen Herrscherstab,
Den ihr der Himmel selbst, der ew'ge gab;
Wir thaten nur, o Theure, was wir sollten.

Wenn nun die Welt uns flucht, wo wir gesegnet,
Wo wir gejauchzt, sich kreuz'gend Wehe ruft,
So denk', daß dies schon andern auch begegnet.

Viel ekeles Gewürm durchfliegt die Luft:
Doch ob es Gift aus schwarzen Wolken regnet,
Die Rose blüht, berauscht vom eig'nen Duft.

II.

Schon einmal schlugest du mir eine Wunde,
Die heute noch von frischem Blute roth;
Schon einmal trieb dein zürnendes Gebot
Mich weit hinweg in unwirthbare Runde.

Und wieder naht die schicksalsschwere Stunde,
Die uns von fern seit langem schon gedroht,
Und wieder schaukeln Leben sich und Tod
Auf einem Hauch von deinem ros'gen Munde.

Ich wehrte nicht, da du zuerst entsandtest
In meine Brust den grimmen Todesspeer
Und dann dich ruhig lächelnd von mir wandtest.

Auch heute wieder wehr' ich nicht, sieh' her,
Und ob du mich zum zweiten mal verbanntest;
Nur freilich gäb's dann keine Wiederkehr.

III.

Man soll sein Bestes nicht den Menschen zeigen,
Die müßig sich auf Markt und Gassen drehn;
Beacht' es wohl, wo Götterbilder stehn,
Da ziemet Dämm'rung sich und frommes Schweigen.

Wer müßte sich nicht vor der Sonne neigen?
Und dennoch kann's der Sonne selbst geschehn,
Daß man an ihr meint Flecken zu erspähn;
Sei wie du bist, nur sei dir selbst zu eigen.

Wer vielem nachfragt, wird auch viel gehudelt;
Nur in der eig'nen Seele quillt der Born,
Der ungetrübt in ew'ger Fülle sprudelt.

Es bläst die Welt in ein gewalt'ges Horn
Und Meister dünkt ein jeder sich, der dudelt;
Du aber präg' dein Gold nach eig'nem Korn.

IV.

Bevor dein Blick das starre Herz mir rührte,
Hab' ich gesündigt viel und viel geirrt;
Die Liebe war der treue, milde Hirt,
Der in die Arme mich der Tugend führte.

O süßes Weh', das ich zuerst verspürte,
O fromme Scham, die mir den Geist verwirrt,
Da mir zuerst die Kette nachgeklirrt,
Die mir als deinem Sklaven nun gebührte!

Und wenn die Menschen nun uns misverstanden
Und wenn sie Thorheit nur und Frevel sahn,
Wo wir der Gottheit ew'ge Spuren fanden:

Verläßt du darum die erwählte Bahn?
Mir sagt mein Herz, wir werden dennoch landen,
Und wie Columbus lenk' ich meinen Kahn!

V.

Du sollst der Liebe heil'gen Bann nicht brechen!
Um fromme Stirnen schlingt sie, treu und rein,
Aus keuschen Strahlen einen Heil'genschein;
Wer ihn zerreißt, an dem wird sie sich rächen.

Auch sollst du fragen nicht, was Menschen sprechen;
Der innern Stimme folge du allein,
Da ist dein Heiligthum, da tritt herein
Und achte nicht, was Thoren sich erfrechen.

Wem Liebe ward, der wurde hochbegnadet,
Es krönen ew'ge Rosen ihm das Haupt,
Vom Staub des Ird'schen ward er rein gebadet.

Neid wetzt den Zahn, die Tücke droht und schnaubt;
Du aber sprich, was es der Liebe schadet,
So lange sie nur an sich selber glaubt?!

VI.

Laß dich vom Witz der Menschen nicht bethören!
Die Liebe kennet weder Furcht noch Zwang,
Siegstrahlend geht sie ihren eig'nen Gang,
Verstehen kann die Welt ihn nicht, nur stören.

Auch laß es nicht die Seele dir empören,
Wenn, was wie Himmelsstimme dir erklang,
Im Ohr der Menschen nur Sirenensang;
Nicht jedem ward es, Götterruf zu hören.

Der Kinder Art sollst du ins Herz dir schreiben!
Sie werfen Blumen in den Strom hinein
Und lassen sie getrosten Muthes treiben.

Die Liebe will ein Leben, voll und rein,
Und weißt du nicht ein lächelnd Kind zu bleiben,
Nie schließt ihr göttlich Heiligthum dich ein!

2. Sommerabend am See.

O Wasserrose, du blühender Schwan,
O Schwan, du schwimmende Rose,
Was habt ihr mir beide doch angethan
Mit eurem sanften Gekose?

Ihr wieget euch leise auf purpurner Flut,
Es sprühen und glitzern die Funken,
Am Himmel verdämmert die letzte Glut,
Die Welt ist schlummertrunken.

Willkommen, o Mutter, ehrwürdige Nacht!
Im Auge mir quellen die Thränen
Und wieder im einsamen Herzen erwacht
Ein längstvergessenes Sehnen.

So lag mir das Leben, o Rose, wol auch,
Wie du, vor den funkelnden Blicken,
Mich lockte, mich faßte sein flammender Hauch
Und hielt mich mit heißem Entzücken!

So wollte mit mächtigem Fittig, wie du,
O Schwan, ich die Fluten zertheilen,
Gleichmäßigen Gangs, in fürstlicher Ruh',
Entfernteste Ziele ereilen!

Nun ist mir, o wehe, der Flügel geknickt,
Noch eh' ich zum Flug ihn erhoben,
Die Rose verwelkt, noch eh' sie gepflückt,
Rings alles verweht und zerstoben!

Nur eines, das blieb mir, mein theuerstes Gut,
Es blüht noch und duftet dem Greise
Und zieht auf des Lebens verdüsterter Flut
Mir goldig strahlende Kreise:

Du heilige Dichtung, dem Schwane gleich,
O Liebe, du Lebensrose!
Und hab' ich nur euch, so bin ich ja reich
Und segne die finsteren Lose!

3. Alter und Jugend.

Nein, frostig Alter, trüb und bleich,
Ich fürchte deine Schatten nicht,
Solang die Liebe frühlingsgleich
Mir lächelnd ihre Rosen flicht;

Solange noch aus Wald und Flur
Geist Gottes mir entgegenweht,
Solang der Schönheit gold'ne Spur
Mein suchend Auge noch versteht;

Solange noch das warme Blut
Mir schäumend in den Adern rinnt,
Solange noch in heil'ger Glut
Mein Geist auf edle Thaten sinnt;

Solang mein Herz noch höher klopft,
Und Zähre der Begeisterung
Mir von der grauen Wimper tropft —
Bin ich noch rüstig, bin ich jung!

Und senkt der müde Nacken sich
Und ist der letzte Schritt geschehn,
Seh' ich, o fromme Liebe, dich
An meiner Gruft noch lächelnd stehn.

Literatur und Kunst.

Die Baedeker'schen Reisehandbücher.

Wer kennt nicht den „rothen Baedeker"? Was der Murray dem englischen Reisenden, das ist er dem deutschen, und zwar entwickelt das vielgenannte und noch mehr benutzte Buch dabei einige der vorzüglichsten und achtbarsten Eigenschaften des deutschen Charakters: nämlich eine echt deutsche Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit und Anspruchlosigkeit. Es sind jetzt etwa zwanzig Jahre her, seit das erste „Baedeker'sche Reisehandbuch" erschien; es müßte eine nicht blos in literarischer, sondern ganz besonders auch in culturgeschichtlicher Hinsicht interessante und ergiebige Arbeit sein, die verschiedenen Auflagen und Bearbeitungen, wie sie im Laufe der Jahre aufeinander gefolgt sind, zu vergleichen und daraus den Fortschritt festzustellen, den nicht blos das Werk selbst, sondern den auch die Reiselust und Reisegewandtheit des deutschen Publikums gemacht hat. Denn bekanntlich muß alles im menschlichen Leben erst erlernt werden und gerade das Reisen ist eine Kunst, die nicht von jedem so ohne weiteres geübt wird. Das deutsche Publikum in dieser Kunst gefördert, nicht blos die Lust zum Reisen, sondern auch den Genuß und den Nutzen, den das Reisen darbietet, entwickelt und vermehrt zu haben, ist nicht das geringste Verdienst der Baedeker'schen Handbücher. Erreicht haben sie dasselbe theils durch die schon erwähnte Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit, die sie nicht blos zu einem unentbehrlichen Begleiter und Rathgeber jedes Reisenden gemacht haben, sondern durch die sie auch der Schrecken nachlässiger oder vielleicht auch

allzu speculativer Gastwirthe geworden sind; theils und ganz besonders aber auch dadurch, daß der Herausgeber keine Arbeit und keine Mühe gescheut hat, sein Buch immer aufs neue umzuarbeiten und es durch fortwährende Verbesserungen und Erweiterungen immer nützlicher und zweckmäßiger zu machen. Leider wurde der verdiente Verfasser diesem rühmlichen Bestreben im vorigen Herbst durch einen vorzeitigen Tod entrissen; inzwischen ist der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, welche der Verewigte seinen Reisehandbüchern widmete, auch auf den jetzigen Besitzer der Firma, seinen Sohn, übergegangen, und so haben wir die Freude, diese Bücher, die sich uns schon so oft als treue Gefährten bewährt haben, ja die uns gewissermaßen schon durch ihren bloßen Anblick Reiselust und Reisevergnügen zuwehen, gegenwärtig in neuer, wiederum sowol innerlich wie äußerlich mannichfach verbesserter Gestalt zu begrüßen. Das ursprüngliche Werk führt bekanntlich den Titel: „Deutschland nebst Theilen der angrenzenden Länder bis Strasburg, Luxemburg, Kopenhagen, Krakau, Lemberg, Ofen-Pesth, Venedig, Mailand. Handbuch für Reisende von K. Baedeker" (Koblenz, Baedeker); die vorliegende neunte Auflage desselben erscheint gleichzeitig in einzelnen Abtheilungen, welche „Oesterreich und Oberitalien", „Südbayern, Tyrol und Salzburg, Oberitalien" und „Oesterreich, Süd-Westdeutschland, Oberitalien" umfassen. Außerdem wurde noch ein Nachtrag zu der im vorigen Jahre erschienenen achten Auflage von „Die Schweiz, die italienischen Seen, Mailand u. s. w." sowie eine französische Bearbeitung des Gesammtwerks versandt; letztere führt den Titel: „L'Allemagne et quelques parties des Pays limitrophes jusqu'à Strasbourg, Metz, Luxembourg, Copenhague, Cracovie, Bude-Pesth, Venise, Milan etc. Manuel du Voyageur par K. Baedeker" und wird dem Werke unfehlbar auch bei unsern überrheinischen Nachbarn sowie überhaupt bei den außerdeutschen Reisenden diejenige allgemeine Verbreitung und Anerkennung verschaffen, deren es bei uns zu Lande schon so lange genießt. Von desselben Verfassers „Rheinlanden" ist, wie wir hören, eine neue Bearbeitung unter der Presse; kommt nun, wie zu erwarten steht, auch noch eine neue Auflage derjenigen Abtheilung hinzu, welche das nördliche Deutschland umfaßt, so wird das Werk in kurzem vollständig in erneuter Gestalt vorliegen, eine Aussicht, die allen Reisenden — und wer wäre heutzutage nicht ein Reisender?! — nur in hohem Grade willkommen sein kann: da es ja doch einmal keinen bessern und zuverlässigern Begleiter gibt als eben den „rothen Bädeker". Möge er denn auch im bevorstehenden Sommer wieder recht vielen als willkommener Wegweser dienen, — das heißt mit andern Worten: möge kein Kriegswetter unsern Frieden stören und möge das Jahr auch für unsere Touristen und Reisefreunde ein recht reiches und gesegnetes werden. HFk.

Macaulay's nachgelassene Schriften.

Daß wir die Hoffnung aufgeben müssen, Macaulay's Haupt- und Meisterwerk, seine berühmte „Geschichte Englands", je vollendet zu sehen, indem die Vorarbeiten, die sich zur Fortsetzung seines Werks in seinem Nachlaß vorgefunden haben, sich nur auf wenige Blätter beschränken, das

wurde erst kürzlich in diesen Blättern erwähnt. Dagegen bringt die Verlagshandlung von G. Westermann in Braunschweig, der wir bereits eine neunbändige Uebersetzung von „Ausgewählten Schriften" Macaulay's verdanken, soeben unter dem Titel: „Thomas Babington Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literargeschichtlichen Inhalts. Neue Folge", den ersten Band einer Sammlung, durch welche wir mit einer Anzahl bisher dem deutschen Publikum noch unzugänglicher kleinerer Schriften des berühmten Autors bekannt gemacht werden sollen. Unterstützt durch ihre directen Verbindungen in England, sieht die Verlagshandlung, wie sie im Vorwort versichert, sich in den Stand gesetzt, die sämmtlichen Essays, Reden und Gedichte, welche noch von Macaulay existiren, selbständig und früher als irgendeine deutsche oder englische Buchhandlung gesammelt herausgeben zu können. Schade nur, daß, wenigstens nach diesem ersten Bande zu urtheilen, unter diesen bisher noch unbekannten Schriften des gefeierten Verfassers sich des wirklich Bedeutenden und Werthvollen nicht allzu viel befindet. Die beiden interessantesten Abhandlungen des Bandes oder vielmehr diejenigen, die man mit dem meisten Interesse aufschlägt, tragen die Namen „Dante" und „Petrarca" an der Stirn. Doch wird das Interesse bald sehr merklich abgekühlt. Allerdings verleugnet der Verfasser auch in diesen beiden Abhandlungen jene Schärfe des Geistes und jene Gewalt der Darstellung, durch welche die Mehrzahl seiner literarischen Charakteristiken sich auszeichnet, nicht völlig. Doch sind diese Lichtblicke im ganzen nur sehr sparsam ausgesäet, ihrem größeren Theile nach enthalten beide Abhandlungen nichts, was nicht auch in Deutschland schon längst gesagt oder gekannt wäre oder was sie überhaupt über die Durchschnittsliteratur hinaushöbe. Mehr originelle Ansichten und Urtheile finden sich in den beiden Abhandlungen „Ueber die athenischen Redner" und „Ueber Milford's Geschichte Griechenlands", nur sind die Ansichten und Urtheile zuweilen sehr einseitig und entbehren jeder tiefern geschichtlichen Begründung. Andere Stücke der Sammlung, wie die Aufsätze „Ueber westindische Sklaverei", „Ueber die neue Antijakobinische Zeitschrift", „Der Parteigeist" ꝛc., gehören so sehr der Zeit ihres Ursprungs an und sind in ihren Anspielungen und Beziehungen zum größten Theil zu veraltet, als daß ihr Wiederabdruck an dieser Stelle den deutschen Leser besonders zu interessiren vermöchte. Eröffnet wird die Sammlung durch einige halb belletristische, halb parodistische Aufsätze, zum Theil Scenen aus dem römischen Alterthum enthaltend. Diejenigen, welche den Verfasser der „Geschichte Englands" auch als Dichter bewundern und die im Stande sind, seinen Balladen aus der römischen Urzeit Geschmack abzugewinnen, werden natürlich auch an diesen belletristischen Stilübungen Gefallen finden; uns, wir gestehen es offen, haben selbst jene vielgepriesenen Balladen immer nur den Eindruck sehr hölzerner Reimereien gemacht und sind wir daher der Meinung, daß auch jene Aufsätze und Schilderungen füglich hätten unübersetzt bleiben dürfen. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.*)

Anfang Mai 1860.

N. O. Die Nachrichten aus Wien haben hier jedes andere Interesse verdrängt; selbst die Verhandlungen des Herrenhauses, welches eben dabei ist, das Grundsteuergesetz Paragraphen für Paragraphen zu verwerfen mit einziger Ausnahme der städtischen Gebäudesteuer, die ja nicht auf seine Schultern fällt, finden im Publikum nur geringe Beachtung. Und was könnte es auch weiter nützen, die Irrgänge zu verfolgen, auf denen unsere Junkerpartei ihr Ziel, das in nichts Geringerm besteht als in der völligen Desorganisirung und damit dem Sturz der gegenwärtigen Regierung, unverrückten Auges verfolgt? Für das hohe Herrenhaus — es hat sich dessen oft und mit Nachdruck gerühmt — existirt die öffentliche Meinung nicht, und so ist es denn auch wol eine sehr nahe liegende, natürliche Vergeltung, daß das hohe Herrenhaus auch für die öffentliche Meinung so gut wie nicht vorhanden ist. Freilich wird es schon dafür sorgen und thut es schon jetzt alle Tage, daß seine Existenz dem Lande fühlbar wird. Selbst wenn es nicht, wie man gegenwärtig noch allgemein annimmt, in der Absicht der Regierung liegen sollte, die Session mit Ausgang des laufenden Monats zu schließen, so kann sich doch schon jetzt niemand mehr darüber täuschen, daß auch diese Session wieder eine vollkommen verlorene und fruchtlose gewesen und würde sie das allerdings auch bleiben, gleichviel wie lange sie noch dauerte. Nicht ein einziges von den großen und wichtigen Gesetzen, welche die Regierung vorgelegt und die sie selbst als höchst dringend und unentbehrlich bezeichnet hatte, ist bisher so glücklich gewesen, die Zustimmung des Herrenhauses zu erlangen; das hohe Haus hüllt sich in den Mantel seiner Loyalität, seines Patriotismus und seiner Christlichkeit und opfert den Standesinteressen, ja in vielen Fällen nur den Standesvorurtheilen jedes noch so dringende und noch so mächtige Bedürfniß des Vaterlandes. Auch das Grundsteuergesetz geht denselben Weg und da nun nach der eigenen Auffassung des Ministeriums an die Annahme desselben die Möglichkeit zur Ausführung der bekannten Armeevorlagen geknüpft ist, so fragt sich jedermann, was nun aus diesen letzten so eigentlich werden soll. Denn daß das Haus der Abgeordnete seine — ich bin um das Wort verlegen — also: seine Gutmüthigkeit so weit treiben sollte, die Grundsteuerausgleichung vom Herrenhause verwerfen zu lassen und nichtsdestoweniger die Armeevorlagen anzunehmen, und sei es in noch so beschränkter, noch so ermäßigter Form — das wagt denn doch niemand für möglich zu halten. Es wird also wol so werden, wie ich in meinem vorletzten Briefe vorausgesagt habe: die Saison wird zu Ende gehen und der Landtag wird entlassen werden,

*) Wiewol der Eingang der vorstehenden Correspondenz durch die bekannte Wendung, welche die Angelegenheit wegen der Armeereform seitdem genommen hat, zum Theil veraltet und überflüssig geworden ist, schien er uns doch als Beitrag zur Charakteristik der Tagesstimmung interessant genug, um ihn hier unverkürzt mitzutheilen.
D. Red.

ohne daß irgendein Resultat erlangt ist, die Regierung aber wird schließlich aus eigener Machtvollkommenheit thun und einrichten, was ihr beliebt und was sie für nöthig hält. Und das wird dann ein schwerer, ein unersetzlicher Schlag für das Rechtsbewußtsein und die öffentliche Moral unsers Volkes sein. Wir haben uns darein finden können und müssen uns darein finden, daß die Persönlichkeiten, die gegenwärtig an der Spitze unserer Regierung stehen, die großen Staatsmänner nicht sind und den weiten und schöpferischen Blick nicht haben, für die man sie hielt und den man ihnen zugetraut, solange sie noch auf den Bänken der Opposition saßen; es ist das ein Schicksal, das zwar sehr schwer auf der Zukunft unsers Vaterlandes lastet, das aber doch getragen sein will, weil niemand mehr thun und leisten kann, als er eben im Stande ist. Wenn diese Männer aber auch das bescheidene Lob der Zuverlässigkeit und der Ueberzeugungstreue einbüßen sollten, das man ihnen bisher von allen Seiten so bereitwillig zugestand; wenn sie, die bisher das Banner der Verfassung so hoch trugen und sich so viel wußten mit dem Rechtsboden, auf welchem sie standen, dies Banner nun auch zerreißen, diesen Boden erschüttern und zerwühlen sollten; ja wenn sie sich dazu hergeben sollten, ihre bisher so reinen, so geachteten, so volksthümlichen Namen unter eine Verfügung zu setzen, durch welche die Verfassung (in dem betreffenden Punkte wenigstens) dem Wesen nach aufgehoben wäre — so würde das eine Niederlage sein von unberechenbaren Folgen, weit schlimmer und weit verhängnißvoller, als ein Ministerium Arnim-Boitzenburg oder meinetwegen auch ein Ministerium Kleist-Retzow und Senfft-Pilsach oder selbst ein Ministerium Stahl-Pernice sein würde, zu dem sich dann als dritter im Bunde etwa noch Hr. von Waldaw-Steinhöfel gesellen könnte.

Allein gerade dies ist es, was die Faiseurs der Junkerpartei beabsichtigen und worauf sie in diesem Augenblick mit Recht einen höhern Werth legen als auf einen sofortigen und förmlichen Sieg ihrer Partei: diese allmähliche Discreditirung der Verfassung, diese Durchlöcherung des Gesetzes, verübt von denselben Männern, die bisher als die treuesten und unerschütterlichsten Wächter derselben galten. Kann unsere Junkerpartei das erreichen, daß sie durch ihren fortgesetzten und consequenten Widerspruch, durch ihr völliges Lahmlegen der Staatsmaschine zu Schritten drängt wie die eben angedeuteten, so ist das der glänzendste und folgenreichste Sieg, den sie noch jemals davongetragen: denn sie hat dann nicht blos Persönlichkeiten verdrängt, sie hat Grundsätze erschüttert und Ueberzeugungen vernichtet, nicht blos eine Anzahl verhaßter Gegner hat sie geschlagen, sondern das Herz des Volks selbst hat sie getroffen und hat es getroffen zum Tode gerade in seinen theuersten Hoffnungen, seinem schönsten und edelsten Glauben. Ein Ministerium Arnim-Boitzenburg, vorausgesetzt daß der Prinz-Regent sich schon jetzt dazu entschlösse, was nicht sehr wahrscheinlich ist, da, wie ich aus guter Quelle versichern höre, das feindselige und starre Auftreten des Herrenhauses dem Regenten persönlich sehr empfindlich sein soll — ein Ministerium Arnim-Boitzenburg, sage ich, würde in diesem Augenblick nur geringe Aussichten auf Bestand und Dauer haben; um der Reaction den verlornen Boden wieder zu verschaffen, dazu ist es erst nöthig, das Volk zu demoralisiren, sein Vertrauen in die Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit der Regierung

zu erschüttern und es zurückzuversetzen in jenen Zustand der Apathie, der Gleichgültigkeit und Selbstverachtung, in welchen es nach den Ereignissen von 1848 und 49 verfiel, und der dann der Reaction bekanntlich so trefflich zustatten kam.

Ich erwähnte soeben der gereizten Stimmung, in welcher der Prinz-Regent sich gegenüber dem Herrenhause befinden soll. Das paßt dann freilich nicht zu den überschwenglichen Schilderungen, welche die Kreuzzeitung und die wenigen ihr verwandten Organe in Betreff des Empfangs verbreitet haben, welche der neulichen Judendeputation von seiten des Prinz-Regenten zu Theil geworden sein soll. Auch will man im Publikum in der That wissen, daß es sich damit so ziemlich umgekehrt verhalten soll, wie die reactionäre Presse es schildert; der Prinz-Regent soll sich in Betreff der gegen die Juden vorgebrachten Beschwerden einfach und in jenen kurzen Worten, die er überhaupt liebt, auf das Gesetz berufen haben, das schon sein hochseliger Vater angestrebt, das sein Bruder ins Leben gerufen und erlassen habe und das er weder ändern könne noch wolle. Nach diesem Vorgang sollen denn auch die loyalen Erklärungen und Verheißungen, welche die Deputation in Betreff der Armeevorlage gemacht, nicht ganz so zuvorkommend aufgenommen worden sein, wie man sich geschmeichelt, und soll die ganze Gesellschaft etwas verdutzt und mit etwas langen Gesichtern abgezogen sein. Natürlich kann ich die Wahrheit dieser Details nicht verbürgen, ich berichte nur, was man sich eben im Publikum erzählt. Auffallend jedoch bleibt es immerhin, einmal, daß die officiösen Blätter über den Empfang der Deputation bisher nur in sehr oberflächlicher und zurückhaltender Weise berichtet haben, und dann zweitens, daß auch die Kreuzzeitung, deren Tugend doch sonst die Bescheidenheit nicht ist, nicht für gut befunden hat, sich auf die Zweifel, welche seitens der liberalen Presse gegen die Autorität des von der Kreuzzeitung gelieferten Berichts erhoben wurden, des weitern einzulassen, sondern es vielmehr vorgezogen hat, über die ganze Angelegenheit einen bei ihr sonst sehr ungewohnten Schleier des Vergessens zu breiten.

Aber ich wollte Ihnen ja von dem Eindruck erzählen, den die wiener Ereignisse hier hervorgebracht haben. Derselbe ist außerordentlich groß und peinlich. Allerdings fehlt es auch nicht an einzelnen Aeußerungen der Schadenfreude; die guten Berliner waren schon seit einiger Zeit auf Hrn. von Bruck nichts weniger als freundlich zu sprechen, sie hatten zum Theil sehr eifrig in der letzten österreichischen Anleihe speculirt, lediglich im guten Zutrauen auf den Namen des Hrn. von Bruck und in Bewunderung seiner finanziellen und staatsmännischen Talente. Und da die Geschichte nun nachher „anders kam" (wie es in einem hier jetzt sehr beliebten Couplet der neulich erwähnten, überdiemaßen faden Posse „Der Jongleur" heißt) und da es statt der gehofften Procente Verluste über Verluste gab, nun natürlich, so wurde der Berliner böse und die eben noch so ehrfurchtsvoll angestaunte Sonne des Bruck'schen Genies schrumpfte zu einem ganz gewöhnlichen Dreierlichte zusammen. Diese unglücklichen Speculanten können Hrn. von Bruck denn auch noch jetzt ihre verlorenen blanken preußischen Thaler nicht vergessen; sie fühlen sich von ihm gleichsam persönlich beleidigt und betrachten es daher als eine ganz richtige Wendung, daß die Rache des Schicksals ihn

ebenfalls persönlich ereilt und vernichtet hat. In ähnlichem Sinne äußern sich auch gewisse politische Antipathien. Man bedauert den Staatsmann, der so plötzlich von solcher Höhe zu solchem Ende hinabstürzte, man beklagt die unglückliche Familie, den jungen rath- und hülflosen Kaiser, das wackere Volk, dessen moralisches Gefühl mit Füßen getreten wird — aber zu alledem kann man doch ein gewisses Schmunzeln nicht unterdrücken, ja man reibt sich ganz behaglich die Hände bei dem Gedanken, daß es eben Oesterreich ist, das von diesen Calamitäten betroffen wird, dasselbe Oesterreich, das sich gegen Preußen so stolz, so hochfahrend benimmt, das sich dem übrigen Deutschland und selbst uns, uns Preußen, uns Blume von ganz Deutschland, zum Führer aufzudrängen wagt!

Im ganzen jedoch sind das, wie ich mit Freuden hinzuzusetzen eile, nur vereinzelte Stimmen und die allgemeine und überwiegende Stimmung trägt jenes Gepräge tiefer und aufrichtiger Erschütterung, das in der That auch das einzige ist, was dem unseligen Ereigniß gebührt. Diese ernsten und gewissenhaften Beurtheiler können sich denn auch noch immer nicht entschließen, an die Schuld des Hrn. von Bruck zu glauben, wenigstens nicht an jene gemeine criminelle Verschuldung, welche die Stimme des Volks ihm in diesem Augenblick zuschreibt. Damit ist nicht im mindesten gesagt, daß man Hrn. von Bruck hier als einen Märtyrer ansieht: schuldig war er gewiß, und wenn seine Schuld in nichts Weiterm bestanden hätte, als daß er nicht längst freiwillig von einem Posten schied, auf dem doch keine Ehre mehr zu holen war, so wäre schon dies genug, um sein Ende als ein nicht unverdientes und eben darum als ein echt tragisches zu bezeichnen. Allein es ist ein Unterschied zwischen dieser gleichsam passiven und jener activen Verschuldung, deren das Gerücht den Dahingegangenen in diesem Augenblick zeiht; es ist ein Unterschied, ob man den richtigen Moment verpaßt, aus einer unhaltbar gewordenen Stellung zu scheiden und sich damit zum unbewußten und willenlosen Mitschuldigen gewisser Verwickelungen macht, oder aber ob man selbst seine Hände mit Diebstahl und Veruntreuung befleckt. An dies letztere Verbrechen glauben hier, soweit der Name des Hrn. von Bruck dabei betheiligt ist, unter dem gebildetern und einsichtsvollern Publikum nur sehr wenige, ja ich glaube behaupten zu dürfen, daß es hier in denjenigen Kreisen, auf deren Urtheil es eigentlich doch allein ankommt, eine allgemeine und herzliche Befriedigung erregen wird, wenn die in Wien geführte Untersuchung das Andenken des Hrn. von Bruck von jeder gröbern Verschuldung freispricht.

Im übrigen brauchen wir nicht erst nach Wien zu gehen, um Skandal und öffentliches Aergerniß aller Art zu finden; auch bei uns wächst er, sozusagen, auf allen Gassen, und auch unsere Gerichtshöfe werden demnächst mit einigen Processen zu thun bekommen, welche die Feinschmecker des Skandals und der Klatschgeschichten sich gar nicht besser wünschen können. Da ist der famose Eichhoff'sche Proceß, der, schon einmal abgebrochen, nun in den nächsten Tagen zur Verhandlung kommen wird; da ist die Untersuchung gegen Hrn. Stieber, das ehemals allmächtige Werkzeug der hiesigen Polizei, eine Angelegenheit, die das Publikum schon seit Wochen in die größte Aufregung versetzt und über die ebenfalls viele zum Theil höchst abenteuerliche Gerüchte in Umlauf sind; da ist die Attische Nacht, welche gewisse Haupt-

vertreter unserer „Goldenen Jugend" vor einiger Zeit im Hotel de Rome gefeiert haben, und bei der es mit demolirten Tischen und Stühlen und zertrümmerten Spiegeln und gemishandelten Harfenmädchen ein wenig arg hergegangen sein soll — „ein verfluchter Spaß, habe mich höllisch amusirt, auf Ehre!" Da haben wir ferner vor einigen Tagen den Proceß gegen den Küster Schultz gehabt, der durch seine Wechselfälschungen und seine mislungene Flucht im vorigen Herbst so viel Aufsehen machte. Die Gerichtsverhandlung selbst war unerheblich und ohne spannende Momente, da der Angeklagte seiner Schuld in allen Hauptpunkten geständig war. Allein in sittengeschichtlicher Hinsicht bleibt es immer ein höchst interessanter und charakteristischer Fall. Denken Sie nur, ein Küster, also doch immer eine Art geistliches Membrum, mit 80, schreibe achtzig Thlrn. jährlichen Gehalts, aber daneben ein berühmter Schreibkünstler, Hofkalligraph, auch Inhaber einer Fabrik wohlriechender Wasser, dazu ein Lebemann comme il faut, Stammgast in gewissen sehr frequenten Vergnügungslokalen, wohlbekannt und wohlgelitten in jenen hier sehr verbreiteten Kreisen, in denen es erst „gemüthlich" wird, nachdem der Nachtwächter gepfiffen hat, auch äußerlich ein vollkommener Dandy, dem gewiß niemand, der ihn sonst nicht kannte, den Küster anmerkte — und dieses merkwürdige Specimen von Kirchenbeamten treibt jahrelang die unerhörtesten Schwindeleien und setzt für mehr als 30000 Thlr. falsche Wechsel in Umlauf! Klingt die Geschichte nicht wie ein Märchen? Aber eine der pikantesten Pointen habe ich dabei doch noch vergessen: der sogenannte Küster Schultz ist, wie sich infolge der gerichtlichen Untersuchung herausgestellt hat, in Wahrheit der uneheliche Sohn eines alten adelichen Fräulein, das noch jetzt hier hochbejahrt und in dürftigen Umständen lebt und mit dem er auch bis zu seiner Verhaftung in vertrautem Verkehr gestanden hat. Ein anderer Proceß, der viel Neugierige im Zuschauerraum versammelte, aber freilich weder an criminalistischer noch an socialer Bedeutung mit dem ebenbesprochenen zu vergleichen ist, betraf den in der Bühnenwelt hinlänglich bekannten Theateragenten Roeder, vulgo der schöne Ferdinand genannt. Hr. Roeder ist, ich lasse dahingestellt, ob ganz durch eigene Schuld oder ob vielleicht auch durch Zuthun gewisser eifersüchtiger Concurrenten, in vielfache Conflicte mit der Polizei gerathen und deshalb mit Concessionsentziehung bestraft worden. Nichtsdestoweniger — so wenigstens behauptet die Anklage — setzt er sein Geschäft unter der Hand noch munter fort und vermittelt nach wie vor zahlreiche Engagements, Gastspiele und sonstige Bühnengeschäfte. Natürlich leugnete Hr. Roeder, und so war denn, um den Thatbestand festzustellen, eine Masse von Zeugen geladen worden, unter denen sich ein großer Theil unserer bekanntesten Bühnengrößen männlichen wie weiblichen Geschlechts befand, an ihrer Spitze Señora Pepita de Oliva, die mit einem Dolmetscher zur Seite erschien (obschon sie sich in der That ganz gut auf deutsch verständlich machen kann) und mit köstlicher Unbefangenheit ihr Alter auf 26 Jahre angab. Auch Hr. Ascher, den die Berliner zur ewigen Brandmarkung ihres Geschmacks zu ihrem Liebling gemacht haben, erschien bei dieser Gelegenheit vor den Schranken des Gerichts und so noch eine große Menge anderer public characters aus dem Bereich der Bühnenwelt. Sie können sich leicht vorstellen, was für ein Gaudium das für die berliner Pflastertreter war und

wie begierig dieselben sich herzudrängten, diese „Romeos vor Gericht" zu sehen; es war eine der heitersten Gerichtssitzungen, die wol jemals erlebt worden sind und auch die Geldstrafe, zu welcher Hr. Roeder schließlich condemnirt wurde, war so geringfügig und stand in einem so bescheidenen Verhältniß zu den Vortheilen, die er offenbar aus den betreffenden Geschäften gezogen, daß hoffentlich auch seine Heiterkeit dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt worden ist.

Und da wäre ich denn glücklich wieder beim Theater, diesem A und O aller Correspondenten angelangt und könnte das neulich gegebene Versprechen, betreffend die Leistungen unserer königlichen Bühne, lösen, wenn nicht eine Trauerkunde, die sich soeben verbreitet, mich nöthigte, einen ernstern Ton anzuschlagen und jenen Theaterbericht nochmals zu verschieben: vorgestern, am letzten Tage des April, starb nach langem und schwerem Krankenlager der Bürgermeister hiesiger Stadt, Geheimer Regierungsrath Naunyn. Hr. Naunyn verwaltete sein wichtiges und schwieriges Amt seit 1844 und zwar mit einem Fleiß und einem Amtseifer, die gar nicht größer sein konnten; er war ein wirkliches Arbeitsgenie, von früh bis spät hinter den Acten, bis endlich auch seine von Hause aus sehr feste Gesundheit diesen unaufhörlichen und übermäßigen Anstrengungen erlag. Auch die Milde und Freundlichkeit seines persönlichen Benehmens wird gerühmt und ebenso sein Verhalten als Familienvater und Freund. Ein politischer Charakter dagegen war er nicht, obwol er, durch die Noth der Zeit verführt, zuweilen einen gewissen Ansatz dazu machte. Indessen sind politische Eigenschaften und staatsmännische Bildung für einen städtischen Bürgermeister ja auch wol nicht weiter erforderlich, wie wir das ja täglich an dem Beispiel unsers Oberbürgermeisters Hrn. Krausnick sowie so manchem andern „Vater der Stadt" sehen, die im hohen Herrenhause sitzen und von denen die Mehrzahl entweder gar nicht oder frischweg mit den Junkern stimmt. Im hiesigen Publikum zwar ist man anderer Ansicht, da wünscht man gerade einen Bürgermeister von politischer Bildung und Haltung zu haben, besonders auch als Gegengewicht gegen Hrn. Krausnick, und so wird die Wiederbesetzung der Naunyn'schen Stelle voraussichtlich Veranlassung zu großen und heftigen Parteikämpfen geben. Schon jetzt, da die Leiche des Entschlafenen kaum kalt ist, trägt man sich mit den Namen von allerhand Candidaten, darunter auch der Stadtrath Duncker, derselbe, der jetzt im Abgeordnetenhause sitzt und der sich erst kürzlich bei Gelegenheit der kurhessischen Debatte als Redner auszeichnete. Hr. Duncker ist ein Sohn des bekannten hiesigen Buchhändlers, Bruder des ehemaligen halleschen Professors, jetzigen Geheimen Raths im Ministerium, sowie des Verlegers der „Volks-Zeitung". Er ist ohne Zweifel ein reichbegabter und tüchtiger Mann und die Stadt würde gewiß nicht schlecht fahren, wenn sie ihn zum Nachfolger des Hrn. Naunyn erwählte. Doch zweifle ich, ob er selbst geneigt sein möchte, eine so überaus mühsame und arbeitbeladene Stellung, in der er so recht das Packpferd des Herrn Oberbürgermeisters sein würde, anzunehmen und außerdem dürfte auch wol seine politische Färbung, kleiner gelegentlichen Schwenkungen unerachtet, in den Augen des Spießbürgers, dieses wahren „Mannes der Mitte" noch immer zu prononcirt sein, um die Mehrheit der Wähler auf ihn zu vereinigen.

Vom linken Rheinufer.

Mai 1860.

L. W. Daß man das Fell des Bären theilt, während der Bär selbst noch ganz vergnügt im Walde umherläuft, ja wol unter Umständen den vorwitzigen Jäger, der ihn schon gewiß zu haben glaubte, seine schwere Tatze recht nachdrücklich empfinden läßt — das ist schon öfter vorgekommen und auch das kaiserliche Frankreich, wenn es wirklich jene Gelüste nach unserm linken Rheinufer haben sollte, die man ihm in diesem Augenblick allgemein zuschreibt, wird hoffentlich dieselbe Erfahrung machen. Nichtsdestoweniger bleibt es für die davon Betroffenen immer sehr unangenehm, der Gegenstand einer so allgemeinen Befürchtung und eines so allgemeinen Bedauerns zu sein, wie jetzt wir Bewohner der linken Rheinseite für unsere deutsche Brüder sind. Erlauben Sie mir denn, diese angeblichen Gefahren, mit denen die Vergrößerungspolitik Napoleon's III. uns bedroht, ein wenig näher zu beleuchten und Ihnen meine, ja ich darf wohl sagen, die Ansicht unserer gesammten Bevölkerung über diesen Punkt offen darzulegen. Vielleicht wird diese Darlegung etwas derb ausfallen: doch haben wir ja erst kürzlich, bei Gelegenheit des Heimgangs unsers wackern Ernst Moritz Arndt, in Ihrer Zeitschrift gelesen, daß der niederrheinische und der pommersche Charakter eine gewisse Verwandtschaft haben, namentlich im Punkte der Grobheit, und so werden Sie es ja wol zu entschuldigen wissen, wenn meine nachstehende Auseinandersetzung ein wenig mehr Haare auf den Zähnen haben sollte als gerade nöthig. Wirklich aber ist es einmal an der Zeit, dem weibischen Gejammer und Gewinsele um das linke Rheinufer ein Ende zu machen; auf einen groben Klotz gehört nach einem alten Sprichwort ein grober Keil, aber auch diese feigherzige Altweiberpolitik, die jedesmal schon das linke Rheinufer verloren sieht, sowie ein französischer Hahn den geschwollenen Kamm über seinen Mist reckt, diese scheint mir auch keinen erheblichen Anspruch auf eine besonders milde und sanftmüthige Behandlung zu haben. Was fürchtet ihr denn so eigentlich, ihr Herren an der Elbe und Oder? Warum sitzt euch schon die bleiche Franzosenangst im Nacken? Wir, die wir hier unmittelbar auf dem angeblich so schwer bedrohten Boden sitzen und die wir jedenfalls den ersten Anprall würden auszuhalten haben, wir fürchten uns noch ganz und gar nicht! Doch zur Sache.

Die Lehre von den natürlichen Grenzen, die Ludwig Napoleon soeben mit so vielem Erfolg auf Savoyen angewandt hat, und die er, durch diesen Erfolg ermuthigt, wahrscheinlich mit nächstem auch noch anderweitig in Scene setzen wird, ist keineswegs so neu, wie man im Publikum gemeiniglich glaubt und Ludwig Napoleon selbst anzugeben für gut befindet; sie ist im Gegentheil alt, sehr alt, gerade so alt, wie Habgier und Eroberungssucht auf der einen und Machtlosigkeit und Schwäche oder Verrath und Käuflichkeit auf der andern Seite. Schon der Wolf der Fabel brachte diese Lehre in Anwendung, als er, der oben an der Quelle des Bachs stand, dem untenstehenden Lamme den Vorwurf machte, ihm das Wasser zu trüben: dem Wolf knurrte der Magen, er bedurfte des Lammes, um seine „natürlichen Grenzen“ auszufüllen und er „revindicirte“ sich dieselben, indem er das Lamm auffraß. Das ist richtige Wolfsmoral und läßt sich insoweit

nichts dagegen einwenden, wohl aber ist es, mit Respect zu sagen, Schafsmoral, wer dergleichen duldet und über sich ergehen läßt.

Denn wenn Herrschsucht und Ländergier ein unabweisbares Bedürfniß empfinden, in ihre „natürlichen Grenzen" hineinzuwachsen, und wenn sie zu diesem Ende keine List und keine Gewaltthat, keinen Meineid und kein Blutvergießen scheuen, so stehen diesem Wolfsappetit, der immer verzehrender wird, je mehr Nahrung ihm zufließt, und der, noch wühlend in den Resten des einen Opfers, sich schon nach dem zweiten umsieht — so stehen, sage ich, diesem Wolfsappetit andere nicht minder „natürliche Grenzen" gegenüber als diejenigen, mit deren Nothwendigkeit er seine schlechten Gelüste zu verdecken sucht: das sind die „natürlichen Grenzen", welche der Geduld und der Friedensliebe den Nationen gesetzt sind und die nicht überschritten werden dürfen, wenn ein Volk nicht in Ohnmacht und Ehrlosigkeit versinken soll.

Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit durch die „Annexirung" Savoyens und Nizzas diese Grenzen, die Grenzen des europäischen Rechts und der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Nationen, verletzt worden sind, wir wollen auch nicht die sehr nahe liegende Frage aufwerfen, inwieweit es mit den heutigen Begriffen von Nationalität und Völkerrecht vereinbar ist, einen schnöden Menschenschacher zu treiben und Dienste, welche man angeblich nur der „Idee" geleistet hat, sich mit so und so viel tausend Seelen bezahlen zu lassen; das mögen diejenigen miteinander ausmachen, die jemals thöricht genug waren, an die Verheißungen und Gelübde des 2. December zu glauben, mochten dieselben nun die innere oder die äußere Politik Frankreichs betreffen. Unsere Absicht ist hier nur, die Redensart von den „natürlichen Grenzen" von dem diplomatischen Nimbus zu entkleiden, mit dem man sie an der Seine zu umgeben sucht und der leider auch bei uns noch immer Augen findet, die sich davon blenden lassen, wenn auch nicht von dem Glanz und der Großartigkeit des Systems, so doch von seiner angeblichen Furchtbarkeit.

In der That sind diese „natürlichen Grenzen" in diesem Augenblick für viele ein Schreckgespenst, das ihnen den Bissen im Munde verbittert und sie nachts nicht schlafen läßt; überall wittert man Annexionspolitik, überall sieht man einen revindicirenden Zuaven, überall fürchtet man, von den „natürlichen Grenzen" des kaiserlichen Frankreich verschlungen zu werden.

Besonders groß ist die Zahl dieser furchtsamen Seelen bei uns in Deutschland; die Gefahr, das linke Rheinufer zu verlieren, droht bei vielen von uns zur fixen Idee zu werden. Man erzählt von Leuten, denen ein Arm oder ein Bein amputirt ist und die doch noch zuweilen Schmerzen in dem abgenommenen Gliede zu haben glauben. Gerade umgekehrt geht es uns mit dem linken Rheinufer: sein Besitz ist uns, trotz der bald funfzig Jahre, die seitdem vergangen, so neu, wir sind so wenig daran gewöhnt uns auch einmal etwas „revindicirt" zu haben, daß wir alle Augenblicke hinfassen, um uns zu überzeugen, ob das Bein auch noch fest sitzt und ob wir unser linkes Rheinufer noch haben oder nicht. Auch fehlt es uns nicht an sehr scharfsinnigen und dabei, wie sie sich selbst rühmen, sehr patriotischen Politikern, welche es sich angelegen sein lassen, diese Angst unserer Spieß-

bürger noch immermehr zu vergrößern und den glimmenden Docht des Franzosenfurcht, der ihnen als Sicherheitslampe dient, zur lichten Flamme anzufachen. Man thut nicht blos, als ob der Feind schon vor den Thoren, nein, als ob er schon im Lande stände, immer und überall, bei allen Bedürfnissen des Volkslebens, bei allen Schäden der innern Politik, immer müssen die „natürlichen Grenzen" und die Furcht vor den Franzosen als Ableiter dienen. Der Großherzog von Baden entläßt ein reactionäres Ministerium, das dem badischen Volke ganz sanft die Schlinge des Concordats um die Kehle knüpfen wollte, und beruft freisinnige Männer, Männer aus den Reihen der Opposition in den Rath seiner Krone — aber mein Himmel, wie kann man solche bedenkliche Veränderungen unternehmen, noch dazu in Baden, an der Schwelle Frankreichs, während dieses sich nach seinen „natürlichen Grenzen" umsieht?! Preußen bezeigt keine Lust mehr, sich in Fragen des Rechts und der öffentlichen Sittlichkeit vom Bundestage majorisiren zu lassen, es weigert sich, Beschlüsse anzuerkennen, welche Gesetz und Wahrheit auf den Kopf stellen und läßt die Möglichkeit durchblicken, sich von dem Bundestag, wie er dermalen ist, völlig zurückzuziehen — aber das kann ja nur ein Landesverräther sein, der jetzt von Bundesreform und Wiederherstellung des zertretenen Rechts in Kurhessen spricht, während Frankreich mit nächstem marschiren läßt! Die preußische Nation besinnt sich, sie besinnt sich ein-, zwei-, dreimal und schneidet ein etwas mürrisches Gesicht dazu, ob sie zu Ehren der neuen Heeresorganisation wirklich so tief in den Geldbeutel greifen soll, wie der Herr Kriegsminister ihr zumuthet — wiederum der pure Landesverrath! Wer jetzt noch zaudert, die Armeevorlagen dankbarst zu acceptiren, der gibt den Franzosen das linke Rheinufer preis und wenn nächstens wieder unsere Straßen von rothen Hosen wimmeln, so wißt ihr, wer die Schuld davon trägt!

Gut denn, die „natürlichen Grenzen" sind ein Schreckgespenst: aber bekanntlich existiren Gespenster nur für diejenigen, welche daran glauben, die Lehre von der „Annexion" in klares, schlichtes Deutsch übersetzt, heißt nichts anderes als: stehe auf, damit ich mich setze; geh' vom Tisch, damit ich mich satt esse. Was würden wir von einem Manne denken, der uns am hellen lichten Tage, inmitten einer bevölkerten Stadt ansprechen wollte: Mich friert, du hast einen warmen Rock an, zieh' ihn aus und gib ihn mir? Würden wir einen solchen Mann nicht für einen Wahnwitzigen oder einen Straßenräuber halten, und würden wir ihn nicht in beiden Fällen behandeln, wie er es verdient? Aber was erst würden wir von demjenigen urtheilen, der, um einer solchen blödsinnigen Zumuthung zu entgehen, sich bis an die Zähne bewaffnen oder auch gar nicht mehr das Haus verlassen wollte, blos auf die Möglichkeit hin, daß ein solcher frecher Bursche ihn antreten könnte?! Der Muth, zu behalten, was man hat, ist doch wahrhaftig nicht so groß, daß man damit noch besonders zu renommiren und Himmel und Erde darüber in Bewegung zu setzen braucht, im Gegentheil, wer nicht einmal den erbärmlichen Muth hat, sich seiner Haut zu wehren, wenn er angegriffen wird, der hat überhaupt keinen Muth, er ist ein Feigling, der zu den alten Weibern gesteckt werden soll, am wenigsten aber soll er sich noch länger unterstehen, die Großthaten seiner Väter und Großväter in den

Mund zu nehmen und die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes zum Deckmantel seiner Hasenherzigkeit zu machen.

Das wollen sich diese neuen Heulmeier gesagt sein lassen, welche die schwüle Luft dieser letzten Wochen und Monate bei uns ausgebrütet hat und die jedesmal eine Gänsehaut überläuft, ja die sofort nach Mobilmachung, nach erstem und zweitem Aufgebot schreien, sowie ein übermüthiger Franzose von „natürlichen Grenzen" faselt. Wir haben auch unsere „natürlichen Grenzen", das sind die Schranken, in denen jedes lebensfähige und thatkräftige Volk durch seine Ehre, sein Recht und sein Gewissen gehalten wird; rührt der Franzose an diese Grenzen, wohlan, so mag er erfahren, daß auch der Herrschsucht, der Ländergier und Treulosigkeit gewisse „natürliche Grenzen" gesteckt sind, die sie auch noch heute nicht überschreiten darf, ohne ihr Helena zu finden.

Notizen.

Die seit längerm vorbereitete und angekündigte „Wochenschrift des Nationalvereins" ist jetzt, nachdem die Probenummer schon vor einiger Zeit versandt wurde, seit Anfang Mai wirklich erschienen. Dieselbe ist bekanntlich bestimmt, dem Nationalverein als Organ zu dienen und die Ausbreitung seiner Ansichten und Grundsätze zu vermitteln; als wesentlichste Zielpunkte, auf deren Erreichung die neugegründete Wochenschrift hinarbeitet, werden daher bezeichnet: Vereinigung der gesammten militärischen und diplomatischen Gewalten in einer einzigen Hand, Wiederherstellung einer Gesammtvertretung der deutschen Nation, wachsame Wahrung aller wahrhaft deutschen Interessen gegenüber dem Auslande, Entfesselung der durch verkehrte Staatsmaximen gebundenen politischen und wirthschaftlichen Kräfte des Volks, Beseitigung eines unberechtigten büreaukratischen und Polizeiregiments zu Gunsten einer vernünftig aufgefaßten Selbstregierung in Provinz, Gemeinde und Genossenschaft. Als Herausgeber fungirt der bekannte Publicist und Reiseschriftsteller Dr. L. von Rochau, gegenwärtig in Heidelberg wohnhaft; die verantwortliche Redaction führt Dr. C. Rückert (ein Sohn des greisen Dichters) in Koburg, wo auch die Zeitschrift selbst erscheint. Ueberhaupt herrscht in der deutschen Journalistik eine für diese Jahreszeit ungewohnte Lebhaftigkeit. Die Verlagshandlung von Kober & Markgraf in Prag kündigt eine neue Wochenschrift an: „Von Haus zu Haus. Illustrirte Blätter für geistige Erholung und Anregung"; die Zeitschrift, die sich selbst als eine „vorzugsweise österreichische" zur Vertretung von „Oesterreichs Geschichte, Cultur und Sitten" bezeichnet und unter ihren Mitarbeitern eine Anzahl geachteter und beliebter Namen, wie Edmund Höfer, Holtei, Schmidt-Weißenfels, Julie Burow &c. zählt, erscheint dreimal monatlich, jedesmal anderthalb Bogen stark, mit allmonatlicher Beigabe eines Stahlstichs. In Hamburg, wo soeben das zweite Heft der von M. Perels und F. Wehl herausgegebenen „Deutschen Schaubühne" die Presse verlassen

hat, wird daneben noch eine neue Theaterzeitung angekündigt. Dieselbe soll den verheißungsreichen Titel „Die Wahrheit“ führen; als Herausgeber nennt sich ein Herr K. M. F. von Schlechta. Auch von der seit Ende vorigen Jahres in Riga erscheinenden „Baltischen Monatsschrift“ liegen einige Hefte vor uns; dieselben zeichnen sich aus durch ihren gediegenen und tüchtigen Inhalt und erwecken den besten Begriff von dem geistigen Leben und der wissenschaftlichen Thätigkeit, die sich, allen politischen Verhältnissen zum Trotz, bis auf diese Stunde in der alten deutschen Hansastadt erhalten hat.

Zu den seltsamsten Auswüchsen und Verirrungen, an denen unsere moderne Literatur leidet, gehört die Manie, überall Plagiate und Veruntreuungen geistigen fremden Eigenthums zu wittern; zu welchem schnöden Possenspiel wurde der arme Franz Bacherl mit seinen vermeintlichen Ansprüchen auf Halm's „Fechter von Ravenna“ benutzt! Was hat Laube in dieser Beziehung leiden müssen! Und wie geringfügig, wie erbärmlich waren in allen diesen Fällen die schließlichen Resultate des so leichtfertig angezettelten Skandals! Und doch scheint das alles gewisse Speculanten, für die es allerdings bequemer ist, sich dadurch bekannt zu machen, daß sie verdiente Namen mit Schmuz bewerfen als durch eigene Leistungen, noch immer nicht zurückzuschrecken und auch das Publikum, klatschhaft und frivol wie es ist, scheint das Interesse an dergleichen miserabeln Abenteuern noch immer nicht verloren zu haben. Eins der neuesten, aber auch freilich der einfältigsten derartigen Attentate wurde soeben gegen Karl Gutzkow und die Autorschaft seines „Zauberer von Rom“ gerichtet. Eine Frau Baronin von Gravenreuth, geborene Gräfin Hirschberg, ehemalige Milchschwester und Gespielin verschiedener noch lebender fürstlicher Herrschaften, jetzt aber von dem Gipfel ihrer gräflichen Herkunft in die bescheidene Stellung einer vagirenden Schauspielerin und Principalin einer umherziehenden Truppe herabgestiegen, veröffentlichte vor einiger Zeit in der „Neuen Preußischen Zeitung“ eine Erklärung, derzufolge Gutzkow in dem ebengenannten Roman „einige Charaktere und Situationen“ benutzt haben sollte, die sich angeblich in einer von ihr verfaßten und Gutzkow bereits vor sieben Jahren handschriftlich mitgetheilten Selbstbiographie befinden. Doch erfolgte diese Veröffentlichung, wohlgemerkt, erst, nachdem die Frau Baronin mehrfach vergebliche Versuche gemacht hatte, durch Gutzkow's Vermittelung eine — Pension aus der Schillerstiftung zu erhalten oder ihn doch wenigstens zum Ankauf des in Rede stehenden Manuscripts zu bewegen. Gutzkow hat in einer der neuesten Nummern seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ den ganzen Sachverhalt mit erschöpfender Genauigkeit — fast möchten wir sagen, mit zu großer Genauigkeit: denn nach unserm Dafürhalten verdienen solche einfältige Beschuldigungen überhaupt gar keine Antwort — dargelegt; das Ganze ist danach unverkennbar nichts als ein ganz plumper Erpressungsversuch und bleibt für die Ehre unserer Literatur nur zu bedauern, daß dergleichen Albernheiten noch immer den Weg in die Oeffentlichkeit finden, alle honetten und unabhängigen Redactionen sollten sich das Wort darauf geben, alle dergleichen Schmuzgeschichten im Entstehen todt zu machen und

der Literatur wie dem Publikum dadurch ein Schauspiel zu ersparen, das beiden wahrhaftig nicht zum Vortheil gereicht.

Moritz Müller in Pforzheim, der unermüdliche Freund der Aufklärung und der Volksbildung, für die er in seiner Weise mit wohlgemeinten Broschüren kämpft, hat schon wieder eine Anzahl von Flugschriften veröffentlicht, die sich über verschiedene, mehr oder minder drängende Tagesfragen verbreiten. So bei Gelegenheit des Schillerfestes zwei Schriftchen, in denen er dem übertriebenen und einseitigen Schillerenthusiasmus das Andenken Goethe's, für den der Verfasser eine ganz besondere Verehrung empfindet, ins Gedächtniß ruft: „Ein Goethegedenkblättchen" und „Ueber den Charakter des Menschen und menschliche Größe" (beide in Frankfurt a. M. bei Gebhard & Körber). Sein neuestes Schriftchen, das den barocken Titel „Napoleon der Dritte und der liebe Herrgott" führt, geißelt die Annexionsgelüste des dermaligen Selbstherrschers von Frankreich. Sehr verdienstlich sind auch die Bemühungen, durch welche es Hrn. Müller gelungen ist, in seinem Wohnort Pforzheim, wo er als Besitzer einer großen Fabrik von Gold- und Bijouteriewaaren lebt, unter den dortigen Fabrikarbeitern einen „Arbeiterleseverein" ins Leben zu rufen. Der Aufruf, den Hr. Müller zu diesem Zweck veröffentlicht hat, ist in einer sehr treffenden und kernigen Sprache geschrieben, wir stoßen darin unter anderm auf folgenden Satz, den wir auch noch andern als bloßen Arbeiterkreisen zur Beachtung empfehlen möchten: „Man muß von keinem Meisterwerk denken, daß es einem zu schwer zu verstehen sei; das ist eine Schwachheit. Ebenso ist es eine Schwachheit, sich selbst dem Meister gegenüber zu gering zu schätzen und diesen gleichsam zu vergöttern. Wer z. B. seinen Meister nur feiert und ihm nicht nachstrebt, dessen Anerkennung zählt nicht mit: denn in seinem Innern fehlt ihm die Vergleichung, der Maßstab für die Größe seines Helden. In der Tiefe jeder menschlichen Seele liegt ungemünztes Gold, nicht allein oft unbenutzt, sondern oft noch durch schlechte Legirung unkenntlich gemacht."

Daß ein Buch, noch dazu ein historisches Buch, noch nach beinahe siebzig Jahren eine neue Auflage erlebt, ist ein in Deutschland nicht häufig vorkommender Fall. Jetzt ist diese seltene Auszeichnung der „Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Von J. W. von Archenholz" zu Theil geworden, von der soeben im Verlag der Haude und Spener'schen Buchhandlung in Berlin die sechste, mit einem Porträt Friedrich's des Großen und einer Karte des Kriegsschauplatzes sowie mit einem Register und einem Lebensabriß des Verfassers vermehrte Auflage erschienen ist. Archenholz, geboren 1745, gestorben 1812, im Siebenjährigen Kriege Offizier Friedrich's des Großen, später durch weite Reisen fast durch alle Länder Europas gebildet, war einer der thätigsten und einflußreichsten Schriftsteller seiner Zeit, namentlich auch durch die von ihm begründete „Minerva", die zuerst 1792 erschien. Im folgenden Jahre veröffentlichte er die erste Auflage der „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs", die lange Zeit als ein Musterwerk galt und in verschiedene fremde Sprachen, sogar auch ins Lateinische übertragen ward. Und in der That verdient das Buch, trotz der inzwischen so

vielfach erweiterten und fortgeschrittenen historischen Forschung, wegen der klaren und lebendigen Darstellung noch jetzt gelesen zu werden.

Ein sehr erfreuliches Geschenk, das den archäologischen Studien soeben von dem gegenwärtigen preußischen Cultusministerium gemacht worden ist, besteht in der Gründung zweier jährlicher Reisestipendien, im Betrag von je 600 Thlrn., zu dem Zweck, jungen angehenden Archäologen die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien zu gewähren. Zur Erwerbung eines solchen Stipendiums wird, außer der entsprechenden wissenschaftlichen Tüchtigkeit, der Nachweis gefordert, daß der Bewerber an einer preußischen Universität mit Einschluß der Akademie zu Münster, feierlich promovirt ist oder das preußische Oberlehrerexamen für die philologischen Fächer bestanden hat. Jedes Stipendium wird auf ein Jahr vergeben, kann aber auf ein zweites Jahr verlängert werden; zum ersten mal wird es bereits zum 1. October dieses Jahres zur Austheilung kommen. Die wohlthätigen Folgen dieser freisinnigen, in echt liberaler Weise dictirten Maßregel werden gewiß nicht lange ausbleiben und sind alle Freunde der Alterthumswissenschaften, also alle Freunde einer höhern classischen Bildung dem preußischen Ministerium dafür zum innigsten Dank verpflichtet. Daß niemand ein großer Maler oder Bildhauer werden kann, ohne Italien gesehen zu haben, darüber waren alle Stimmen längst einig, aber ebenso gewiß ist es auch, daß niemand den Geist der classischen Kunstwerke verstehen und ausdeuten kann, der sie nicht selbst mit Augen gesehen hat und auf classischem Boden gewandelt ist. Und doch konnte es noch in diesen unsern jüngsten Tagen passiren, daß ein bekannter Gelehrter eine von Schilderungen und Citaten strotzende Geschichte der antiken Kunst schrieb, ohne jemals italische Luft geathmet und die Herrlichkeiten, die er schilderte, jemals mit Augen gesehen zu haben!

Berichtigung.

Der Verfasser der in Nr. 13, S. 447 fg. des laufenden Jahrgangs abgedruckten Abhandlung „Die Philosophie der Arbeit" heißt nicht, wie dort irrthümlich gedruckt ist, Joseph Michels, sondern Joseph Mechels. Auch in den Abdruck des historischen Volkslieds „Johann Bornemaker, der bremer Märtyrer" (vergl. „Historische Volkslieder. Mitgetheilt von H. Krause", in Nr. 10, S. 362 fg. von diesem Jahre) haben sich einige Versehen eingeschlichen, die, wiewol an sich unerheblich, mit Rücksicht darauf, daß sie möglicherweise in künftige Sammlungen von Volksliedern mit übergehen könnten, hier ihre Berichtigung finden mögen. S. 362, Z. 5 v. u., statt: Verhalt, lies: Vorhalt; S. 363 letzte Textzeile in der zweiten Redaction des Liedes st.: ausmelde, l.: aus melde; ebendaselbst, Z. 2 der Noten, st.: Kuheisen, l.: Kucheisen, nämlich: Küchenneisen, Feuerzange oder Kuchen-, Waffeleisen; Z. 2 der Noten v. u., st.: entwendete, l.: entmeldete; S. 364, Textzeile 6, st.: van, l.: man; Z. 1 der Noten, st.: Richerz, l.: Richey.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 22. 31. Mai 1860.

Ein lustiges Nachspiel zu einer traurigen Komödie.

Unsere Leser entsinnen sich wol noch eines Romans, betitelt „Eritis sicut Deus“, der vor beiläufig sieben Jahren, so recht in der Blütezeit der Reaction, erschien und, begünstigt von der Strömung jener Zeit, ein gewisses Aufsehen erregte: bei den einen, weil er ihren religiösen und politischen Tendenzen schmeichelte, bei den andern, weil ihre Schadenfreude sich gekitzelt fühlte von der Art und Weise, wie hier, unter leichter Verhüllung, verdiente und ehrenwerthe Männer in ihren persönlichsten Beziehungen dem öffentlichen Spotte preisgegeben werden sollten, bei allen aber, selbst auch bei denen, welche dies ganze Treiben in tiefster Seele misbilligten, durch die beispiellose Keckheit, mit welcher hier der Skandalsucht des großen Haufens gefröhnt und der höchste und wichtigste Inhalt des modernen Lebens zum elenden Zerrbild herabgesetzt ward. Auch in dieser Zeitschrift (s. Jahrgang 1854, I, 450 fg.) ist das Buch damals unter der Ueberschrift „Ein pietistischer Tendenzroman“ besprochen und dabei die Frechheit, mit welcher der anonyme Autor sich nicht nur an wissenschaftliche Fragen, sondern selbst auch an Persönlichkeiten und persönliche Beziehungen gewagt hatte, von denen allen er nicht das Mindeste wußte und verstand, nach Gebühr gezüchtigt worden. Inzwischen weiß man ja, wie es in der Welt zugeht: practica est multiplex, und obwol die ernste und unabhängige Kritik einstimmig war in der Verurtheilung des Buchs und seines ungenannten Verfassers, so

wurde demselben, dank dieser Wolke von Schmuz und Skandal, die er in seinem Buche aufgerührt hatte, dennoch die in der deutschen Romanliteratur nicht eben häufige Genugthung zu Theil, eine zweite Auflage seines Werks zu erleben. Damit war denn aber die Neugier des Publikums auch gesättigt, man rieth noch eine Weile hin und her, wer der Verfasser wol sein möchte, wobei sich das Seltsame ereignete, daß, trotz des unleugbaren Erfolgs, den das Buch davongetragen, gleichwol alle, denen die Autorschaft gerüchtweise zugeschrieben ward, sich durch öffentliche Erklärungen in den Zeitungen dagegen verwahrten — bis endlich das Buch beiseite gelegt und die ganze Geschichte glücklich vergessen ward.

Wer hätte nun wol erwartet, ja wer hätte es für möglich gehalten, daß dieselbe jetzt, nach vollen sieben Jahren, da das Buch längst selbst in den Leihbibliotheken in den Ruhestand getreten ist, noch einmal wiederauftauchen würde? ja daß es der namenlose Verfasser selbst sein würde, welcher, gestachelt von einer wahrhaft kläglichen Eitelkeit, noch jetzt, da niemand mehr an ihn denkt, und da die mitleidige Hand der Zeit seine Schmach schon halb wieder verwischt hat, den traurigen Schatten seines Buchs und damit auch den Schatten, den dasselbe auf seinen sittlichen und literarischen Charakter wirft, noch einmal heraufbeschwören würde?!

Und doch ist das Unglaubliche geschehen, es ist Thatsache geworden und liegt uns vor in einer Broschüre von beinahe hundert Druckseiten, welche in Bremen und Leipzig bei C. Ed. Müller erschienen ist und den Titel führt: „Aufschlüsse über «Eritis sicut Deus». Anonymer Roman: Hamburg 1853.“ Aufschlüsse? und jetzt nach vollen sieben Jahren, nachdem der Verfasser in der Zeit, da das Buch seinen kurzen Triumphzug hielt, sich ganz still verhalten und es ganz ruhig mit angesehen hat, daß andere ehrliche Leute in den Verdacht geriethen, Vater zu diesem unsaubern Kinde zu sein? Wer hat diese Aufschlüsse jetzt noch begehrt? Wen sollen sie interessiren? Wahrlich das muß ja eine recht hanebüchene Eitelkeit sein, die noch jetzt, nach sieben Jahren, mit einer Autorschaft renommirt, vor der die andern sich schon damals bekreuzigten!

Und obenein sind diese „Aufschlüsse“ noch jetzt sehr fraglicher Art. Seinen Namen nennt der Verfasser auch jetzt noch nicht, er begnügt sich mit folgender charakteristischen Erklärung, die wir in einer Anmerkung auf Seite 87 lesen: „Sollte von einer richterlichen Behörde, bei der eine Klage eingegangen wäre, Auskunft verlangt werden, so ermächtige ich hiermit das Rauhe Haus in Hamburg, meinen Namen derselben zu nennen, und die weltlichen Gerichte mögen dann den Maßstab ihrer Gesetze an das Buch und diesen Aufschluß halten. Ich bin mit diesen weltlichen Gesetzen ganz unbekannt und kümmere mich auch nicht um dieselben, das ewige Gesetz in der tiefsten Brust und mein

Befehl hat mir allein befohlen und diesem habe ich genügt. Dennoch werde ich — zwar nicht vor öffentliche Schwurgerichte mich stellen, aber doch, wenn die menschlichen Gesetze diesem ewigen Gesetz widersprechen sollten, die Strafen, die sie etwa über mich verhängen könnten, tragen. Sie werden's aber wol bleiben lassen, gegen den Lebendigen anzurennen, das Schicksal, in Jesaias 56, V. 16 angekündigt, wär' ihnen gewiß."

Um das Erstaunen unserer Leser über diese wunderliche Erklärung zu mäßigen, beeilen wir uns hinzuzusetzen, was zwar der Leser beim Anblick der eben mitgetheilten Zeilen und ihres confusen Inhalts vermuthlich selbst schon geahnt haben wird: nämlich daß es gar kein Verfasser ist, der hier zu uns spricht, sondern eine Verfasserin. Da dieselbe sich bei Abfassung ihres berüchtigten Romans aller zartern Eigenschaften ihres Geschlechts selbst so völlig begeben und sich nicht gescheut hat, ihren Pinsel in einen Schmuz zu tauchen, vor dem sonst wenigstens das weibliche Zartgefühl zurückzuschrecken pflegt, so sind ja auch wol wir nicht verpflichtet, die Privilegien ihres Geschlechts zu respectiren, und so sagen wir denn mehr wahr als höflich: ja, es ist ein pietistischer Blaustrumpf, ein mit Bibelsprüchen bis zum Platzen gefüttertes, im übrigen aber durchaus unwissendes und kenntnißloses Frauenzimmer, von dem jenes Attentat gegen die Poesie, die Wissenschaft und die edle Sitte begangen worden ist, das den Namen „Eritis sicut Deus" führt. Und daß die Dame sich jetzt nach sieben Jahren zu diesem Attentate selbst noch meldet, daß sie, wiederum unter einem Schwall von Bibelsprüchen, aller Scham der Weiblichkeit vergessend, den mitleidigen Schleier, der sie bisher verborgen hielt, selbst zerreißt und mit eigenem Finger auf sich und das literarische Brandmal deutet, das sie sich mit dem vielgenannten Romane aufgeprägt hat — das setzt dem Ganzen allerdings die Krone auf und zeigt, bis zu welcher selbstmörderischen Verblendung pietistischer Hochmuth und frömmelnde Eitelkeit sich steigern können!

Daß wir damit nicht zu viel gesagt haben, das mag nachstehende kurze Stelle beweisen, die wir mit den eigenen Worten der Verfasserin wiedergeben (S. 80). Sie erzählt von einem **Besuch**, den sie im Jahre 1854 bei lieben Freunden gemacht, von denen aber niemand eine Ahnung ihrer Autorschaft hatte. Gerade zu dieser Zeit wurde ihr eine Kritik ihres Buchs „aus christlichem Lager, die bei völliger Verkennung einigen Schein der Wahrheit hatte", von ihrer Heimat aus nachgeschickt. Nun heißt es wörtlich weiter: „Die Sache bewegte mich, weil mir der Mund zur Rechtfertigung vorerst verschlossen war, und weil ich auch in meiner Umgebung keine Seele hatte, gegen die ich mich darüber aussprechen konnte. Meine Seele schrie zu meinem Gott, ich hielt Ihm vor sein Wort und seine Befehle und seine Verheißungen, und schlief so endlich nachts in meinem Bette ein. Um Mitternacht wachte ich auf und wußte,

daß ich wachte. Aber wunderbarerweise fühlte ich mich hoch droben, körperlich hoch über der Erde, ich kniete am Throne Gottes und fühlte, daß Wasser an mir niederströmte. Ein unbeschreibliches Mitleid gegen diejenigen, die ich so tief unter mir sah, überkam mich und verschlang alles andere Gefühl. In der folgenden Nacht hatte ich genau dieselbe Vision, wieder genau um Mitternacht, da ich erwachte. Ich war wieder hoch droben, am Thron Gottes, fühlte, daß Wasser niederströme, und dasselbe Mitleid gegen die drunten. Da ich nun ganz gewiß wußte, daß das vom Herrn sei, so überkam mich ein unbeschreibliches Gefühl, ich schlief nicht mehr, sondern weinte die ganze Nacht hindurch. Wol ohne Zweifel mehr Freuden- und Dankes- als Wehmuthsthränen." Ja wohl, das ist die rechte Höhe! Hoch über der Erde, sogar körperlich, dicht am Throne Gottes, und ein unbeschreibliches Mitleid gegen diejenigen, welche der fromme Hochmuth tief unter sich erblickt — das ist so die Art christlicher Demuth, wie unsere modernen Frommen sie üben! Das ist die Bruderliebe, das ist das Christenthum, das sie verstehen und begreifen!

Aber nun der eigentliche Inhalt des Büchleins? die sich selbst so nachdrücklich ankündigenden Aufschlüsse? Dieselben sind, wie bereits erwähnt, ziemlich dürftig ausgefallen, gleichwol genügen sie, alles, was vor sieben Jahren gegen den berüchtigten Roman und seinen anonymen Verfasser vorgebracht ward und was namentlich auch die Kritik dieser Zeitschrift dagegen äußerte, vollständigst zu bestätigen; war es der Verfasserin darum zu thun, den böswilligen Kritikern, die sie im Traum so tief unter sich sah, noch nach Verlauf von sieben Jahren eine vollkommene Ehrenerklärung zu geben und alle die Anklagen zu rechtfertigen, welche damals gegen sie erhoben wurden, wahrlich, sie hätte es nicht besser und gründlicher anfangen können.

Es waren hauptsächlich drei Punkte, welche die gebildete und unabhängige Kritik damals betonte und wegen deren sie sich genöthigt sah, den Stab über „Eritis sicut Deus" zu brechen. Sie warf dem anonymen Verfasser erstlich vor, von den wissenschaftlichen Streitfragen, welche die ideelle Grundlage seines Buchs bildeten, nur eine sehr unzulängliche und oberflächliche Kenntniß zu besitzen; sie beschuldigte ihn ferner in ästhetischer Hinsicht eines rohen Dilettantismus, der von der eigentlichen Aufgabe der Kunst keine Ahnung habe, und endlich drittens behauptete sie, daß der Verfasser die Fabel seines Romans wesentlich aus Klatsch- und Skandalgeschichten zusammengesetzt habe. Alle drei Punkte werden jetzt durch die eigenen „Aufschlüsse" auf das glänzendste bestätigt. Was die wissenschaftliche Oberflächlichkeit und Kenntnißlosigkeit des Buches anbetrifft, so erzählt die Verfasserin selbst über den Bildungsgang, auf dem sie sich entwickelt, wörtlich Folgendes (S. 29 fg.):

„Unter den bescheidensten Verhältnissen aufgewachsen, trieb mich großer Wahrheits- und Wissensdurst doch vielleicht fast bis zur Schwelle des modernen Wissens, das ich wenigstens in einigen Erzeugnissen aus früherer vermittelnder Periode, wie z. B. einiges aus Rosenkranz' schönwissenschaftlichen Schriften, kennen lernte. Dabei haßte ich den flachen Rationalismus und lebte des guten Glaubens — mit andern Hegel'schen Romantikern — es werde mir alles von meinem alten mir theuern christlichen Glauben erhalten, und hier sei das geboten, was den faden Rationalismus dauernd überwinden und zu Boden schlagen könne.... Das Erscheinen von Strauß' «Leben Jesu» hat den Nebel niedergeschlagen. Ich habe das Buch zwar nie gelesen...."

Nein, es hieße den Raum dieser Blätter und die Geduld unserer Leser misbrauchen, wollten wir diese Bekenntnisse einer „schönen Seele" noch weiter abschreiben; der Leser hat schon jetzt vollkommen genug — Strauß' „Leben Jesu" niemals gelesen und schreibt einen dicken dreibändigen Roman, um die Anhänger der Strauß'schen Richtung zu verspotten! „Vielleicht fast bis zur Schwelle des modernen Wissens" (wie weit das wol ist? „vielleicht fast bis zur Schwelle" — ich dächte, da stünde man noch sehr gründlich draußen) und verfaßt ein Buch, dessen gesammte Tendenz dahin geht, das moderne Wissen als Werk des Satanas, seine Schüler und Zöglinge aber als sittenlose Menschen, Candidaten des Zucht- oder des Tollhauses zu brandmarken! Oh in der That, das ist eine Naivetät — eine Naivetät — nun ja doch, wie sie nur einem pietistischen Frauenzimmer passiren kann....

Nicht minder lehrreich und ergötzlich sind die Selbstbekenntnisse, welche die Verfasserin in Betreff ihrer ästhetischen Bildung ablegt. „Ich hatte", erzählt sie Seite 35, „nie auch nur ein Gespräch aufgeschrieben, hatte gar nie daran gedacht, was dazu gehöre, ein Buch zu schreiben ... ja, hatte die größten Meister am meisten geliebt, ohne mich aber je um die Technik, um das, wie ihre Bücher geworden waren, zu kümmern." Da wurde ihr einst, im November 1843, von einer längstverstorbenen Verwandten, wie sie hinzusetzt, in einem Briefe geschrieben: es gebe jetzt auch für die Damen ästhetische Vorlesungen, in denen ein Professor in seiner bekannten jovialen Weise sich lustig mache über die alten Gottesvorstellungen, er habe sich öfters schon des Ausdrucks bedient: „Der Mann, den man Gott nennt."

„Als ich (fährt die Verfasserin fort) dieses las — mir ist unvergeßlich, wie alles längstgefühlte Entsetzen sich in mir zusammendrängte; es wurde zu einer Art Ingrimm und im Kämmerlein (ich weiß die Stelle noch, wo ich stand) rief ich: «O daß euch doch einmal jemand einen ganz klaren Spiegel vorhielte, wohin das führen kann!» Da wie ein Blitz schoß es in mich hinein: Das sollst du thun. Kein



Mensch war um mich, und das Wort kam nicht aus mir, ich empfand es als gehört, obgleich, wie ich glaube, nicht mit dem äußern Ohr. Ich war in der Seele ganz durchschauert, wie einem leiblich sein muß, dem ein leuchtender Blitz und Donnerschlag auf den Leib gekommen. Wenn irgendwie es Wahrheit hat, daß der Herr gesprochen hat und sprechen kann, so war es hier der Fall. Ich bin von diesem Augenblick an ein Zeuge von der Wahrhaftigkeit des Schriftworts, wenn es heißt: «Und der Herr sprach zu mir.»"

Ist das nicht auch wieder ein recht hübscher charakteristischer Zug? Eine Vision zum Zweck eines Romans, Gott der Herr sich in Person offenbarend, um einen Roman ins Leben zu rufen! Ja nun freilich begreifen wir, warum die Verfasserin im Traum „zum Throne Gottes" erhöht ward, und warum sie ihre Kritiker so tief unter sich erblickte: Gott selbst war ja sozusagen Mitverfasser dieses Romans und wer das Buch schlecht machte, der verging sich folgerecht an Gott dem Herrn! Kann es eine ärgere Blasphemie geben? oder vielmehr können Unwissenheit und Eitelkeit sich ärger verirren? Und dabei reden diese Frommen vom Handwerk von der Gottlosigkeit, die wir andern begehen, die wir nicht jeden Augenblick den Namen des HErrn im Munde führen und die wir unsere literarischen Sünden nicht Gott Vater in eigenster Person zuwälzen....

Doch fahren wir fort in der Entstehungsgeschichte des Buchs. Von dem Augenblick an, da in der ebengeschilderten Weise der Herr zu der Verfasserin „gesprochen" hatte, stand es in ihr mit „unumstößlicher Gewißheit fest, sie habe zu gehorchen, obgleich sie nicht wußte wie?" Nur dies wurde ihr klar, „die That müsse ein Buch sein: aber drei Tage kämpfte ich gegen das Gefühl des Müssens, denn ich sah gar nicht ab, wie ich es würde ausführen können."

Nach drei innerlichen Kampfestagen setzte sie endlich ihre Familie davon in Kenntniß; aber — wir citiren wiederum wörtlich — „die theure Mutter sträubte sich alsbald dagegen, sie sagte: «Du bist nicht gescheidt, was wird der Herr etwas von dir verlangen, was du nicht ausführen kannst....»" Ach, die gute, brave, verständige Mutter! Wie kann man nur eine so verständige Mutter haben und dabei selber so verkehrt sein?! Die brave Frau traf den Nagel auf den Kopf: „Du bist nicht gescheidt"... Aber leider war da auch noch ein Bruder, das war, wie es scheint, ein speculativer Kopf, einer von jenen praktischen Frommen, die mit ihrem himmlischen Pfunde sehr irdisch zu wuchern wissen, der meinte, wie die Verfasserin weiter berichtet: „Wenn das vom Herrn ist, so dürfen wir nicht dawider streiten. Probir's wenigstens einmal."

Nun endlich ließ die Verfasserin einige Bücher kommen, aus denen sie Leute und System erst kennen lernen mußte, ehe sie ihrer Aufgabe

nachkommen konnte. Die Verfasserin scheint diese Arroganz, mit der sie sich hinsetzte, über „Leute und Systeme“ zu schreiben, deren erste Bekanntschaft sie erst im Augenblick des Schreibens selbst machte, für ein solches Heldenstück zu halten und ist so stolz auf diese ihre entenmäßige Verdauung, daß sie gar nicht davon loskommen kann und immer wieder versichert, es verhalte sich wirklich so und sie sei in der That so ignorant und unverschämt gewesen, wie sie sich schildert. „Ja ich wiederhole hier“ (heißt es Seite 36) „und bezeuge es: erst nach dem erhaltenen Befehl“ (nämlich dem angeblich von Gott erhaltenen Befehl) „ließ ich mir die Bücher kommen, aus denen ich dann studiren mußte, was ich ja doch kennen sollte — Land und Leute, ehe ich als ein Ueberwinder ausziehen konnte.“

Wenden wir uns endlich zu dem dritten Punkte. Es ist, sagten wir, dem Verfasser des „Eritis sicut deus“ vorgeworfen worden, die Fabel seines Romans auf eine durchaus unstatthafte, die Rechte des Dichters bei weitem überschreitende, ja dem Wesen der Kunst und den Geboten der Sittlichkeit innerlichst widersprechende Weise aus Klatschgeschichten und Fraubasengeschwätz leichtfertig zusammengestoppelt zu haben. Auch hierfür geben diese Selbstbekenntnisse die vollgültigsten Beweise. „Von den Vertretern des modernen Wissens“ (die sie sich nämlich in ihrem Roman auf die schamloseste Weise zu carikiren erlaubt) „habe ich“, sagt die Verfasserin, S. 32, „keinen einzigen näher gekannt, mit keinem je ein Wort gesprochen. Was ich so im allgemeinen von diesem oder jenem hörte, hat vielleicht etwas dazu beigetragen, mir ihre Denk- und Anschauungsweise innerlich aufzuschließen, aber es war jedenfalls nur von ganz untergeordnetem Belang“.... Sehr offenherzig in der That! Denn gehen wir diesem Geständniß etwas näher zu Leibe, was heißt es anders als: „Ich habe zwar die Menschen, welche ich in meinem Roman zu carikiren unternommen, niemals mit Augen gesehen, allein ich habe dies und jenes von ihnen gehört, zwar nur sehr unbedeutende Geschichten, aber sie genügten doch, meiner hungerigen Phantasie Nahrung zu geben“?! Nun und das ist es ja eben, was die Kritik von Anfang an behauptet hat: die Persönlichkeiten und Verhältnisse, an denen sich die Verfasserin vergangen, sind ihr völlig unbekannt und Gerüchte und Klatschereien, „wie ich so im allgemeinen von diesem oder jenem hörte“, sind ihre einzige Quelle gewesen!

Ja die Verfasserin ist naiv genug, diese Entstehungsgeschichte ihres Buchs noch im einzelnen zu specificiren. „Es wälzten sich zwar“, erzählt sie S. 34, „auch einige Bilder dunkler oder heller in meiner Seele; ich hatte z. B. in meiner Jugend in einem Hause gewohnt, da eine Mutter im Schlafe ihr Kind erdrückt hatte und an der Alteration gestorben war.“ Auch hatte sie zufällig einmal gehört (S. 43), daß

„ein moderner Professor seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die «piquirten Altgläubigen» solche, die an einen lebendigen Gott und an einen lebendigen Christus (der modernen Wissenschaft zum Trotz) glauben, meist solche Leute seien, die sich in ihrer Jugend durch Ausschweifungen geschwächt hätten...." „Von anderer Seite" und „ganz ungesucht (ich kann nicht sagen «zufällig», denn ich glaube überhaupt an keinen Zufall mehr, den Erfahrungen meines Lebens nach)", erfuhr die Verfasserin ferner, daß „derselbe Mann einen natürlichen Sohn, der einer treuen, aber christlichen Wärterin übergeben worden war, dieser auf rohe Weise wieder entreißen ließ, weil die Wärterin dem Kleinen einige christliche Gebetlein gelehrt hatte. Das Flehen der Pflegemutter um Zurückgabe des Kindes, die, weil sie es liebgewonnen hatte, sich erbot, dasselbe unentgeltlich zu behalten, wenn man es ihr nur lassen wolle, wurde auf eine Weise beantwortet, die das Menschen- und Christengefühl empört."

Fühlt man sich bei diesen Klatsch- und Schmuzgeschichten, die der Verfasserin — wir wiederholen: nicht einem Verfasser, sondern der Verfasserin — so von allen Seiten „ganz ungesucht" zufliegen, um ihr dann als Einschlag zu ihrem unsaubern Gewebe zu dienen, nicht unwillkürlich an das alte Sprichwort von den Adlern erinnert, die sich versammeln, wo ein Aas ist? Man kennt ja die Conventikelchen unserer Frommen, man weiß ja, wie eifrig sie, die zarten, reinen, schneeweißen Seelen, sind, in den schwarzen Sünden ihrer Nebenmenschen zu wühlen und wie behaglich zu dünnem Kaffee und dicken Gebetbüchern die Chronique scandaleuse des Städtchens ihnen eingeht! Die Verfasserin freilich sieht das mit ganz andern Augen an: als diese nichtsnutzigen Klatschereien, von denen jede edle und echt weibliche Seele sich mit Unwillen abgewandt hätte, ihr zugetragen wurden, da erröthete sie nicht etwa, sie ging auch nicht in ihr Kämmerlein und betete für den verirrten Bruder — o nein (S. 43): „Vor meiner Seele hob der Lebendige seinen Finger wieder hoch empor und ich fühlte jenes Würgen im Halse, das mich um jene Zeit immer quälte, wenn mir das geistige Drängen zu mächtig wurde." Ob die Dame hätte sollen Brechwurz oder Glaubersalz nehmen gegen das „Würgen im Halse", aber nicht Bücher schreiben und am wenigsten Bücher, mit denen sie der Ehre und dem guten Ruf ihrer Mitmenschen zu nahe trat!

Es wird dann noch weiter erzählt, wie das halbfertige Buch jahrelang unbeachtet und vergessen „als Maculatur in der Rumpelkammer" lag, bis endlich theils die damalige Zeitlage, theils wiederum eine Vision, die uns Seite 51 des breitesten erzählt wird, sowie der ein Jahr später erfolgende Tod ihrer Mutter, die Verfasserin im Frühjahr 1851 veranlaßte, die Handschrift wiederhervorzuholen; jetzt „staunte" sie

selbst über ihr eigenes Machwerk, das ihr auf einmal höchst merkwürdig erschien und an dessen Vollendung sie nun mit Eifer arbeitete. Auch that sie nun Schritte zur Veröffentlichung desselben und durch Vermittelung eines Mannes (S. 75), „den ich nicht weiter kannte als durch einen im Winter 1843—44 in der «Evangelischen Kirchenzeitung» erschienenen Aufsatz über den christlichen Roman, der sonderbar zusammenstimmte mit dem, was in meinem Buche der Hauptsache nach damals schon gegeben war, was aber dort als eine vielleicht nie von Menschen zu erfüllende und darum wol ganz illusorisch bleibende Aufgabe angekündigt war" (also richtig V. A. Huber, wie damals auch die Zeitungen meldeten), gelang es ihr wirklich, ihr Buch bei der Agentur des Rauhen Hauses unterzubringen.

Die Verfasserin erzählt dann noch weitläufig und mit einem Luxus von Bibelsprüchen, der für ein unbefangenes Gemüth etwas höchst Verletzendes hat, wie das Buch vom Publikum aufgenommen ward, wie niemand in ihr die Verfasserin ahnte, wie selbst die wenigen, denen sie ihr Geheimniß anvertraute, irre an ihr wurden, ja wie sogar ein von ihr selbst „herzlich geehrter und geliebter treuer Geistlicher" ihre Erzählungen von dem unmittelbaren göttlichen Ursprung ihres Buchs für einen „förmlichen Raptus, wo nicht gar für Gotteslästerung" (S. 67) erklärte — dies alles mit einer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die bei unsern Frommen wol ganz zu Hause sein mag, die aber uns Weltkindern höchst unpassend erscheint und für die der Verfasserin eine recht derbe Zurechtweisung von seiten der Kritik gebührte. Doch mahnt ein alter Spruch, den Todten nicht todter zu schlagen und ebenso bedarf auch, wer sich selbst mit eigenen Händen so gründlich an den Pranger stellt, wie die Verfasserin von „Eritis sicut deus" in diesen „Aufschlüssen" gethan, der Kritik nicht mehr — sie ist bereits ihr eigener Büttel gewesen und so können wir sie in die Dunkelheit zurückfallen lassen, aus der sie zu so ungelegener Stunde und auf so ungeschickte Weise wiederemporzutauchen versucht hat.

Preußische Briefe.

IV.

Nichts bekanntlich hatte seit langem die öffentliche Meinung in Preußen so beschäftigt und in solche Aufregung versetzt als die Militärvorlagen, mit denen die Regierung zu Anfang der eben zu Ende gehenden Session vor den Landtag trat. Aber auch niemals ist eine Spannung so gründlich enttäuscht, eine allgemeine Erwartung so vollständig niedergeschlagen worden. Der Vorgang mahnt uns an die Geschichte vom Ring des Polykrates; die preußische Regierung ist in einer unglücklich-glücklichen Lage: welche Zurüstungen wurden gemacht, welche Geschosse gegen sie angefahren — und nun?! Die Regierung ist in der Lage des Midas, dem sich alles, was er berührte, in Gold verwandelte; so haben sich auch ihr die Dornen, die ihr aus der Militärvorlage zu erwachsen drohten, plötzlich, wie man die Hand umwendet, in die süße Frucht baarer neun Millionen verwandelt....

Neun Millionen — nun ja doch, es ist ein schönes Stück Geld, besonders, wenn sie erst durch die Arbeit und den Schweiß der Bürger zusammengebracht werden sollen. Allerdings haben wir glückseliges Geschlecht aus der Mitte des 19. Jahrhunderts auch im Punkte des Geldes einen ganz andern Maßstab gewonnen als früher; die zahlreichen Eisenbahnanlagen, die Actienunternehmungen aller Art und vor allem auch die öffentlichen Anleihen und Staatsschulden haben uns daran gewöhnt, mit den Millionen nur so umzuspringen, als wären es taube Haselnüsse, und mit größtem Gleichmuthe, ja ordentlich mit einer Art von Behagen rechnen wir heutzutage mit Ziffern, vor deren kolossalem Umfang unsere Väter und Großväter vor Schreck beinahe in Ohnmacht gefallen wären. Auch geben wir gern zu, daß sowol die Productionskraft der Bevölkerung als namentlich die Leichtigkeit, mit welcher das Geld umläuft, sich seit einem Menschenalter ganz außerordentlich vermehrt hat. Aber darum bleiben neun Millionen doch immer neun Millionen, und ein Volk, das zu den „goldenen Lasten", die es bereits trägt, noch so ohne weiteres neun Millionen hinzufügt, muß entweder sehr gut bei Kasse und seiner steigenden Einnahmen sehr gewiß oder aber in einer jener kritischen Lagen sein, wo Geld noch das Wenigste ist, was man opfern kann. Und ebenso muß eine Regierung, die von den Abgeordneten des Landes so schlankweg ein Vertrauensvotum von neun Millionen fordert, entweder sehr fest im öffentlichen Vertrauen stehen oder doch wenigstens die Nothwendigkeit ihrer Forderung und die Wichtigkeit und Unaufschiebbarkeit der Zwecke, zu denen sie der neun Millionen bedarf, auf sehr überzeugende und völlig zweifellose Weise darthun können.

Inwieweit das auf die in Rede stehenden neun Millionen paßt, das haben weder die Minister noch die Abgeordneten zu erörtern für gut befunden; beide haben sich mit dem gegenseitigen Vertrauen begnügt und das Volk — ja nun das Volk zahlt....

Inzwischen hat ja schon Cardinal Richelieu den weisen, echt staatsmedicinischen Ausspruch gethan: „mögen sie singen, wenn sie nur zahlen —" und so wird ja auch wol uns gestattet sein, das Votum des Landtags mit einigen Fragen zu begleiten — Fragen, die, wie gesagt, im Landtag selbst unerledigt geblieben sind und die doch auch selbst der loyalste Unterthanenverstand nicht ganz zu unterdrücken vermag. Wir schicken dabei voraus, daß es niemand in Preußen, aber auch schlechthin niemand einfällt, welcher Partei er auch angehöre, die Kriegsmacht, deren Preußen zur Aufrechterhaltung seiner europäischen Stellung bedarf, schmälern und dadurch nicht nur Preußen selbst herunterbringen, sondern auch die großen deutschnationalen Zwecke, die nur mit Hülfe eines starken und mächtigen Preußen erreicht werden können, gefährden zu wollen. Aber gewisse Fragen bleiben bei alledem doch und singen uns, gleich dem „Heimchen auf dem Herd", ihr sorgenvolles Lied unablässig ins Ohr.

Die erste Frage ist die Frage der Nothwendigkeit; waren die neun Millionen wirklich unentbehrlich? mußten sie unter allen Umständen beschafft werden? und wenn sie unter allen Umständen beschafft werden mußten, gab es keinen andern Weg, das Bedürfniß zu befriedigen als diesen Weg des Vertrauensvotums?

Letzteres möchte, fürchten wir, etwas schwer zu beweisen fallen. Der Herr Minister selbst hat seine Forderung wesentlich durch die inzwischen beim Herrenhause erfolgte Verwerfung der Grundsteuerausgleichung motivirt: denn bekanntlich hatten die Armeevorlagen, wenigstens was ihre finanzielle Seite anbetrifft, auf der Voraussetzung beruht, daß das neue Grundsteuergesetz auch wirklich zum Gesetz würde erhoben und damit der Regierung die Möglichkeit geboten werden, wenigstens einen Theil der Kosten zu decken, welche die beabsichtigte Reorganisation der Armee dem Lande verursacht. Aber war die Verwerfung von seiten des Herrenhauses wol wirklich so schwer vorauszusehen? Seit Wochen und Monaten zwitscherten alle Sperlinge auf dem Dache davon, die Presse hatte es hundert- und tausendmal vorausgesagt, und die Regierung allein hätte nichts davon gewußt? Nur sie allein wäre überrascht worden durch ein Ergebniß, das jedermann seit Monaten voraussah, und in dieser Ueberraschung hat sie es versäumt und hat nun natürlich keine Zeit mehr gehabt, diejenigen gesetzlichen Mittel zu ergreifen und diejenigen von der Verfassung offen gelassenen Wege einzuschlagen, die dazu gedient haben würden, den Widerstand des Herrenhauses zu brechen? Fällt es dem Volk

denn wirklich so viel leichter, neun Millionen zu zahlen, als es der Regierung gefallen wäre, einige Dutzend neue Pairs zu creiren?

Der Herr Finanzminister hatte ferner auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Armee auf demjenigen Fuße der Kriegsbereitschaft zu erhalten, auf dem sie sich noch vor der letzten (theilweisen) Mobilmachung her befindet. Allein wo liegt diese Nothwendigkeit? und worin besteht sie? Mit andern Worten: wer bedroht uns mit Krieg? Oder wen sind wir willens anzugreifen? Neun Millionen sind doch wahrhaftig kein Pappenstiel, noch dazu, wenn sie zum Zweck einer fortgesetzten Kriegsbereitschaft gezahlt werden sollen und also — wenigstens implicite — noch fernere Kriegssteuern und Lasten in Aussicht stellen. Wer sich in Kriegsbereitschaft versetzt, der muß doch einen Krieg erwarten oder auch beabsichtigen; welchen Krieg erwarten wir? wo sind die Feinde, die uns angreifen, wo sind die Gegner, auf die wir uns stürzen wollen? Denn das allgemeine Gerede von Unsicherheit der Lage und umwölktem politischen Horizont kann bei einem so wichtigen, das Volk so nahe berührenden Gegenstand doch unmöglich entscheidend sein; das ist wol gut für uns arme Zeitungsschreiber, um Artikel daraus zu fabriciren, aber wahrhaftig nicht für den Finanzminister eines großen, mächtigen, aber auch mit Steuern nnd Abgaben bereits ziemlich schwer belasteten Landes, um auf Grund so vager Gerüchte ein Vertrauen von neun Millionen zu fordern. Auch hat der politische Himmel Europas sich bereits seit Jahren und Jahrzehnden in demselben Zustande der Verfinsterung und Unsicherheit befunden wie jetzt, ja er ist vielleicht noch schwärzer, noch drohender gewesen, z. B. zur Zeit des orientalischen Kriegs, und doch hat damals kein Mensch herausgetiftelt, daß die preußische Armee in ihrer jetzigen Verfassung unfähig sei, einen siegreichen Krieg zu führen, oder daß es erst eines Vertrauensvotums von neun Millionen bedürfe, um uns zu einer Großmacht zu erheben. Die Regierung, welcher der Herr Finanzminister angehört, muß also noch andere, noch genauere Nachrichten über die politische Constellation des Augenblicks haben, es müssen noch andere, weiter gehende Plane im Schose der Regierung selbst gehegt werden — wie verhält es sich mit diesen Nachrichten? Worin bestehen diese Plane? Und wenn der Herr Minister dem Landtag, daß heißt doch schließlich dem Lande selbst, ein Vertrauen zumuthet, das uns neun Millionen kostet, haben wir dann nicht wenigstens das Recht zu fordern, daß er uns sage, wozu die Regierung die neun Millionen haben will und wozu diese fortdauernde Kriegsbereitschaft eigentlich dienen soll?

Und damit wären wir denn bei dem zweiten Punkte angelangt. Eine Regierung, die nach innen wie noch außen offen und redlich das Große, Tüchtige, Ehrenhafte will, der wird das preußische Volk es auch nie-

mals an den Mitteln fehlen lassen, ihre großen und ehrenhaften Zwecke zu erreichen; nennt uns ein honettes Ziel, sagt, daß es die Macht und die Ehre Preußens, die Einheit und die Freiheit Deutschlands, das Recht und die Sicherheit Europas gilt, das beliebte Wort von dem letzten Thaler und dem letzten Soldaten soll keine bloße Redensart bleiben. Aber nennt euer Ziel, kommt endlich einmal heraus aus den ungewissen Andeutungen und Vertröstungen! Bekennt Farbe und sagt ehrlich, was ihr wollt und was ihr mit uns und unserm Gut und Blut im Schilde führt! Wollt ihr euch noch länger durch Bundestagsbeschlüsse majorisiren lassen? Soll die Wirthschaft in Kurhessen fortdauern? Soll der Däne noch länger deutsches Recht und deutsche Ehre mit Füßen treten? Soll Oesterreich noch immer in der Stille darauf rechnen dürfen, wir werden endlich doch wieder der Biedermann der Komödie sein und ihm seine italienischen Kastanien aus dem Feuer holen? Soll Ludwig Napoleon noch immer die Kraft haben, mit einem Augenwinken, einem Räuspern, einem Federspritzen die Wohlfahrt und Ruhe Europas zu untergraben? Oder wollt ihr mit all diesem faulen Kram endlich einmal ein Ende machen und kräftig dreinschlagen, da ja doch, dem Himmel sei es geklagt, tüchtig Dreinschlagen das Einzige ist, das uns noch übrig geblieben?!

Wenn das ist, gut, so verlangt nicht neun, sondern neunzig Millionen und ihr sollt und werdet sie haben. Aber aussprechen müßt ihr euern Willen erst, klar und rund und nett, sodaß jedermann weiß, woran er ist und wonach er sich zu richten hat. Vertrauen wird heutzutage nicht mehr geschenkt, dazu sind diese Zeiten nicht mehr angethan, sondern nur noch erworben. Sagt denn also wenigstens, womit ihr das Vertrauen, das ihr beansprucht, zu rechtfertigen gedenkt, sagt es laut und klar und deutlich, und wenn das Ziel des Opfers werth ist, so sollt ihr nicht nur diese neun Millionen, sondern alles haben, dessen ihr bedürft; wenn aber nicht — nicht!

So ungefähr dachte die öffentliche Meinung, als sie zuerst durch die Nachricht überrascht ward, daß die Regierung die bekannten Militärvorlagen zwar nicht eigentlich zurückgenommen habe, aber daß sie die Berathung derselben auf nächstes Jahr vertagen und sich inzwischen — o wie bescheiden! — mit einem „Vertrauensvotum" von neun Millionen begnügen wolle; niemand im Publikum, weder in- noch außerhalb Preußen, hielt es für möglich, daß das Abgeordnetenhaus einer Forderung des Ministeriums, die so tief in den Beutel des Volks greift, ein bloßes demüthiges Ja zunicken könnte, jeder erwartete, daß schon das Ministerium selbst sich bei dieser Gelegenheit zu gewissen Aufschlüssen gedrungen fühlen würde, ja das Gerücht, das mitunter sehr abgeschmackt, mitunter aber auch gescheidter ist als die Wirklichkeit,



wollte schon von ganz bestimmten Zusicherungen wissen, welche die Regierung dem Abgeordnetenhause in Betreff des Herrenhauses gemacht haben sollte....

Nun, der stenographische Bericht über die mit so großer Spannung erwartete Sitzung vom 15. Mai liegt vor. Ebenso auch der Commissionsbericht des Herrenhauses; bevor diese Zeilen noch in der Presse, wird auch letzteres seine Zustimmung erklärt haben, sogar, wie es scheint, noch mit einem besondern Unterthänigkeitsschnörkel, vielleicht als Pflaster auf die Wunde der Opposition, die das hohe Haus der Regierung während der diesmaligen Sitzung übrigens so standhaft bereitet hat...

Und so wird die Bewilligung der neun Millionen also bis dahin, daß diese Zeilen unsern Lesern vor die Augen kommen, längst ein fait accompli sein. Geschehene Dinge aber lassen sich bekanntlich nicht ändern, und so wäre es auch eine ganz überflüssige Mühe, wollten wir dem Votum vom 15. Mai und den neun Millionen, welche das Abgeordnetenhaus der Regierung damit so freigebig zur Verfügung gestellt hat, hier noch eine nachträgliche Standrede halten; die Millionen sind weg und die Abgeordneten werden in wenigen Tagen nach Hause gehen...

Inzwischen erscheint es uns doch als eine Pflicht der unparteiischen und unabhängigen Presse, die Thatsache zu constatiren, daß die vertrauenselige Einstimmigkeit, mit welcher die preußischen Abgeordneten jene neun Millionen bewilligt haben, ohne sich auch nur die allerbescheidenste Frage nach dem Wie oder Wo ihres Verbleibs zu erlauben, bei der preußischen Bevölkerung im ganzen nur sehr wenig Anklang findet und daß dieser Schluß der Session, verglichen mit den hochfliegenden Erwartungen, welche man anfangs von derselben hegte, denn doch etwas gar zu dürftig erscheint.

Die Herren Abgeordneten scheinen selbst so etwas verspürt zu haben; sämmtliche Reden ohne Ausnahme, die bei dieser Gelegenheit gehalten worden und die freilich alle nur Variationen eines Themas waren: ich vertraue, du vertraust, wir vertrauen alle miteinander — sämmtliche Reden, sage ich, zeichneten sich aus durch eine eigenthümliche Inhaltlosigkeit und das sehr merkliche Bemühen, möglichst wenig mit möglichst viel Worten zu sagen. Die Herren Abgeordneten mögen geglaubt haben, der parlamentarischen Courtoisie das so schuldig zu sein; sie mögen geglaubt haben, wenn der Mensch einmal vertraut, so muß er auch gleich ein ganz kolossales Vertrauen haben, ein Vertrauen, das sofort in die Millionen geht und bei dem man auf jede, auch die allerhöflichste und zartsinnigste Bemerkung verzichtet. Wir andern, die wir nicht die Ehre haben, im Büffet des Abgeordnetenhauses zu frühstücken, vermögen die Sache nicht ganz mit denselben Augen anzusehen, wir können uns nicht überzeugen, daß man der Würde der Krone oder dem Wohle des

Vaterlandes zu nahe getreten wäre, wenn man sich vor Bewilligung der neun Millionen wenigstens über einige Punkte eine gewisse Auskunft erbeten hätte, als z. B. über die Ansicht, welche die Regierung selbst denn so eigentlich über die gegenwärtige Lage Europas hegt, ferner über die positiven Schritte, welche die preußische Regierung in Betreff Kurhessens und Schleswig-Holsteins und des Bundestags zu thun gedenkt, ingleichen über den Fortbestand der Landwehr, das heißt nicht blos den Fortbestand auf dem Papier, sondern auch der Wirklichkeit nach, sowie über das Verhältniß, in welchem die neuen „combinirten Regimenter" zu dem bisherigen ersten Aufgebot der Landwehr stehen — und was der interessanten und wissenswerthen Dinge, in Betreff deren der wißbegierige und notabene steuerpflichtige Bürger eine gewisse verschämte Neugier nicht ganz unterdrücken kann, noch weiter sind. Ja so roh und geschmacklos sind wir Laien der Politik, daß wir für diese und ähnliche Nachfragen, natürlich mit Einschluß der Antworten, gern einige von den prächtigen Reden preisgegeben hätten, welche unsere Herren Abgeordneten bei Gelegenheit der kurhessischen und schleswig-holsteinschen Debatte gehalten.

Allein es bleibt dabei: geschehene Dinge sind nicht zu ändern — und das mögen auch die Herren Abgeordneten sich schon jetzt gesagt sein lassen, wenn sie auch erst nächstes Jahr, wenn sie wieder einmal zusammenkommen, so eigentlich merken werden, wie wahr dieser triviale Spruch und welche strenge Ruthe sie sich und dem Volke da in der gemüthlichen Sitzung vom 15. Mai gebunden haben. Die Herren Redner haben sich zwar sämmtlich sehr in die Brust geworfen und haben mit großem Pathos versichert, daß es blos die reine Gemüthlichkeit wäre, daß sie die neun Millionen diesmal so ohne weiteres bewilligten, nächstes Jahr, ja nächstes Jahr, da werde das etwas ganz anderes sein, da würden sie zeigen, was sie könnten....

Wem fallen bei diesen muthigen Versicherungen nicht gewisse Heldenjünglinge ein, welche, wenn sie abends allein über eine dunkle Straße gehen, pfeifen und singen, nicht etwa weil sie so sehr vergnügt sind, sondern blos weil sie sich selbst Courage machen wollen?! Was nächstes Jahr geschehen und inwieweit es dem preußischen Abgeordnetenhause dann noch möglich sein wird, eine Controle zu üben und eine Thätigkeit zu entwickeln, auf die es gegenwärtig mit mehr Großmuth als Klugheit verzichtet hat, das ruht in der Götter Schos. Eins aber wissen wir schon jetzt gewiß: nämlich, daß das Vertrauen, welches das preußische Volk in seine Abgeordneten setzt, bis dahin nicht gewachsen sein wird, dazu hat die Abstimmung vom 15. Mai dasselbe zu tief verletzt und zu schwer erschüttert. Wenn die Abgeordneten jetzt in wenigen Tagen zu ihren Wählern heimkehren, mit welcher Stirn wollen

sie ihnen gegenübertreten, was wollen sie ihnen sagen, das sie für das Land gethan und geleistet haben? Nicht ein einziges Gesetz von irgendeiner Erheblichkeit ist durchgegangen, wohl aber sind neun Millionen aus der Tasche des Volks bewilligt worden, um — wenigstens der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach — im preußischen Heerwesen Einrichtungen zu treffen und Aenderungen vorzunehmen, gegen welche die öffentliche Meinung in Preußen sich mit einer fast beispiellosen Einstimmigkeit erklärt hatte. Möglich, daß die Herren Abgeordneten auch dafür Dank verdienen, aber wenigstens beim preußischen, beim deutschen Volke sollen sie diesen Dank nicht suchen.

Literatur und Kunst.

Plattdeutsche Literatur.

Es ist ein verhängnißvoller, aber wie es scheint unausrottbarer Zug der Gegenwart, daß ein jeder nicht nur vom andern verlangt, sondern auch selbst zu leisten versucht, was eigentlich gar nicht in seinen Kräften liegt und wozu die Natur ihn durchaus nicht bestimmt hat. Es muß, sagt ein gemeines und eben in dieser Gemeinheit höchst charakteristisches berliner Sprichwort, „allens verrungenirt" werden; noch treffender würde es heißen: es muß alles auf den Kopf gestellt, es muß alles zu etwas anderm gemacht werden, als es ursprünglich ist und sein soll. Den Canarienvogel richten wir ab, daß er wie eine Nachtigall singt, und die Nachtigall soll den Triller des Canarienvogels schlagen; im Winter verlangen wir blühende Bäume und im Sommer wo möglich eine Eisbahn mit Stuhlschlitten; der Flötenvirtuose glaubt den Gipfel der Kunst erreicht zu haben, wenn er sein Instrument behandelt, daß es wie eine Geige klingt, und der Geigenspieler möchte uns am liebsten einbilden, er wäre ein Flötenbläser. Auch die in diesen letzten Jahren zu neuer Fruchtbarkeit erwachte plattdeutsche Literatur zeigt etwas Aehnliches. Wer mit dem plattdeutschen Idiom einigermaßen vertraut ist und es mit Unbefangenheit betrachtet, der kann keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß dasselbe vorzugsweise, ja gegenüber unserer sonstigen modernen Bildung dürfen wir sagen ausschließlich zum Ausdruck des Naiven, Gemüthlichen, Humoristischen geschaffen ist, hierfür dann aber auch in einem solchen Grade und so vollständig, daß die hochdeutsche Sprache es aufgeben muß, auf gewissen Gebieten des naiv Gemüthlichen, derb Komischen, mit ihm zu wetteifern. Statt sich nun an dieser Naturanlage (daß wir es so nennen) der plattdeutschen Sprache genügen zu lassen und den Fingerzeig zu benutzen, welchen der Dialekt selbst denen, die ihn literarisch zu behandeln versuchen, damit gegeben, hat man den wunderlichen Versuch gemacht, dies naive, treuherzige, schalkhafte, aber auch arme, plumpe und schwerfällige Idiom zum Ausdruck der zartesten und sentimentalsten Empfindungen oder auch wol der tiefsinnigsten und gedankenschwersten Reflexionen zu machen; statt in plattdeutscher Sprache zu sagen, was sich nur in ihr so gut, so treffend sagen läßt, hat man Goethe und Heine und Uhland und Rückert

plattdeutsch radebrechen lassen und diesen plattdeutschen Aufguß auf die getrockneten Blumen der Kunstpoesie für den wahren Lebenstrank ausgegeben, der nicht nur die plattdeutsche Literatur selbst unter uns erneuern, sondern auch unserer gesammten vaterländischen Literatur neues Blut und neues Feuer in die Adern gießen soll. Und was das Allerverwundersamste ist: diese Versuche haben beim Publikum Anklang gefunden, gerade derjenige plattdeutsche Dichter, der dem eigentlichen Wesen dieses Idioms am fernsten steht oder es doch am häufigsten mit fremden Elementen versetzt, Klaus Groth, hat sich den größten und dankbarsten Leserkreis erworben, er ist eine Art Modedichter unserer Tage geworden, in einem solchen Grade, daß er — ein wenig angesteckt vermuthlich von jener Luft der Eitelkeit und der Selbstüberschätzung, die jenseit der Eider zu Hause ist — sich eine Zeit lang in den Kopf setzen konnte, als wäre die plattdeutsche Literatur bestimmt, der hochdeutschen den Garaus zu machen, er selbst aber kraft der vier oder fünf Auflagen, die seine Gedichte erlebt haben, wäre berufen zum Reformator des deutschen Parnasses!

Daß das Publikum, begierig nach Neuem und aufregungsbedürftig wie es ist, auf dergleichen Lockspeisen anbeißt, ist erklärlich genug; auch kennt man ja die besondern politischen Constellationen, welche Klaus Groth bei seinem ersten Auftreten zugute kamen, und endlich ist auch in ihm selbst noch so viel wirkliches Talent und so viel echte Poesie, daß man sich selbst seine gelegentliche Ueberschätzung von seiten des Publikums kann gefallen lassen. Dagegen, meinen wir, hätte die Kritik eine etwas größere Nüchternheit behaupten und sich einen etwas hellern und unparteiischern Blick bewahren sollen. Wir gönnen Klaus Groth von Herzen die Lorbern, die ihm zu Theil geworden, auch wenn sie etwas reichlicher sein sollten als sein Verdienst, ja wir freuen uns ihrer, weil es immer ein Gewinn ist, wenn unser sonst so frostiges deutsches Publikum einmal warm wird und in Begeisterung geräth. Allein nur das vermögen wir nicht ganz zu billigen, daß die Kritik, einstimmend in das Jubelgeschrei des Publikums, alle Kränze der Ehre und des Ruhms nur auf den einen Klaus Groth gehäuft und darüber eine Anzahl anderer mitstrebender Dichter übersehen hat, Dichter, die vielleicht, es ist möglich, Klaus Groth an poetischem Talente nachstehen, die aber — dies wenigstens behaupten wir kühnlich — in den eigentlichen Charakter des plattdeutschen Idioms, wir möchten sagen in die plattdeutsche Anschauungs- und Empfindungsweise weit tiefer eingedrungen sind und dieselbe weit treuer und reiner wiedergeben als der vielbewunderte Verfasser des „Quickborn". In diesem Sinne wollen wir hier auf einige Neuigkeiten der plattdeutschen Literatur aufmerksam machen, die bisher hauptsächlich nur in gewissen lokalen Kreisen Aufnahme gefunden haben, während sie uns doch einer größern Verbreitung und einer lebhaftern Anerkennung würdig erscheinen.

Da sind zuerst die: „Olle Kamellen. Twei lustige Geschichten von Fritz Reuter" (Wismar, Hinstorff). Fritz Reuter ist kein Neuling in der plattdeutschen Literatur, im Gegentheil, in Mecklenburg und Pommern ist er einer der bekanntesten und beliebtesten Dichter und auch diese Zeitschrift hat sich schon früher (Jahrgang 1857, II, 697 fg.) eingehend mit ihm beschäftigt und namentlich die Unterschiede hervorzuheben gesucht, die zwischen ihm und Klaus Groth bestehen und bei denen, unsers Bedünkens, Fritz



Reuter wenigstens nicht den kürzern zieht. Indem wir auf jene frühere Besprechung zurückverweisen, drücken wir hier nur unsere Freude darüber aus, daß Fritz Reuter auch auf dem neuen Gebiete, das er unsers Wissens mit diesen „Ollen Kamellen" zuerst betritt, auf dem Gebiet der prosaischen Erzählung, der Novelle, sich mit soviel Gewandtheit und Sicherheit bewegt. Freilich gibt es auch kaum eine Mundart, die so zum Erzählen geschaffen ist, in der es sich so angenehm „dröen und klönen" läßt, wie eben das Plattdeutsche; der ruhige Gang, das Leidenschaftslose, breit Behagliche desselben ist ganz geschaffen für den breiten zögernden Fluß, in welchem die erzählende Darstellung sich bewegt. Darum gibt es aber auch kaum irgendwo anders so geborene Erzählertalente wie in den Gegenden, wo das Plattdeutsche zu Hause ist; man muß nur einmal so einen alten plattdeutsch sprechenden Bauern oder Förster belauscht haben, wenn sie so hinter dem Glase sitzen und sich so recht behaglich gehen lassen, mit welcher bewußtlosen Kunst die zu erzählen wissen und welch Leben, welche Frische und Anschaulichkeit die abgedroschensten Anekdoten und Schwänke in ihrem Munde gewinnen. Fritz Reuter ist ein solches geborenes Erzählertalent, davon liefern diese „Olle Kamellen" das glänzendste Zeugniß. Es sind zwei Erzählungen: „Woans ik tau 'ne Fru kam" und „Ut de Franzosentied".

Die erstere ist mehr eine lockere verbundene Reihenfolge einzelner Anekdoten und Schwänke, wie sie eben im Volksmund umlaufen und wie der Verfasser sie mit der ihm eigenthümlichen trockenen Schalkhaftigkeit so vortrefflich wiederzugeben weiß. Die zweite, auch äußerlich bei weitem umfangreichere dagegen erweckt auch vor dem Compositionstalent und der künstlerischen Sicherheit, mit welcher der Verfasser auch einem ausgedehntern und mannichfach verwickelten Stoff zu beherrschen weiß, die größte Hochachtung; indem er sich scheinbar ganz ungebunden gehen läßt, ja indem er, möchte man glauben, nur so ins Blaue hinschwatzt, wie ihm der Schnabel eben gewachsen ist, weiß er die einzelnen Scenen so geschickt zu gruppiren und die Spannung des Lesers in so echt künstlerischer Weise zu steigern, daß wir neben der Ursprünglichkeit seines Erzählertalents und der Frische seines Humors zugleich auch seine ästhetische Bildung und die Klarheit und Sicherheit seines poetischen Schaffens bewundern müssen. Hier ist kein Zug zu viel noch zu wenig, alles steht an seinem Ort und vereinigt sich schließlich zur angenehmsten Gesammtwirkung. Man spricht bei uns so viel von Dorfgeschichten und prahlt und prunkt mit den Maskenkleidern, welche unsere Poeten sich von unsern Bauern und Bäuerinnen entlehnen und hinter denen in den meisten Fällen die raffinirte Cultur des Autors doch ganz deutlich hervorguckt. Nun, hier ist einmal ein Dichter, der seine Dorfgeschichten nicht aus ästhetischem Raffinement und nicht aus literarischer Speculation schreibt, sondern der sie selbst miterlebt und mitempfunden hat. Fritz Reuter spricht nicht nur die Sprache des Volks, er theilt auch seine Anschauungen, seine Empfindungen, seine Leidenschaften und auch jene verhängnißvollen Irrwege, auf welche Noth und Begierde den Menschen dahinreißen und vor denen der Bauer so wenig geschützt ist wie der König, sind ihm nicht unbekannt. Die Wahrheit seiner Charakteristik ist ebenso entzückend wie die Wahrhaftigkeit der Empfindung, die Treue und Tüchtigkeit des Gemüths, die sich durchweg kundgibt, erfreulich und rührend ist. Ja, das sind Men-

schen, das sind Bauern, wie sie wirklich sind und leben, ein wenig plump, ein wenig verschmitzt, ein wenig eigensinnig, sehr auf ihren Vortheil bedacht und nicht ohne Schadenfreude, wo sie den andern ein X für ein U machen können, aber bei alledem in der Tiefe ihrer Seele doch kerngesund und tüchtig, stark von Herzen wie von Gliedern, ein richtiges Mustervolk, der Stolz und die Zierde unsers deutschen Nordens. Was uns aber vorzüglich bewundernswerth erscheint bei all der Lebendigkeit und Naturwahrheit, mit welcher der Verfasser seine Figuren schildert, das ist der eigenthümliche Duft von Keuschheit, der über dem Ganzen ausgebreitet liegt. Diese Keuschheit hat natürlich mit der Zimperlichkeit unserer Modedichter nichts zu thun. Auch wer Fritz Reuter nur aus seinen gereimten Schwänken und Scherzen kennt, der weiß schon, daß er nichts weniger als zimperlich ist, im Gegentheil, als ein richtiger Mecklenburger liebt er sogar das Derbe und Handgreifliche. Allein damit ist jene Keuschheit, von der wir soeben sprachen, nicht ausgeschlossen, vielmehr harmonirt dieselbe damit sehr gut, ja sie ist selbst nur möglich auf der Grundlage eines so unbefangenen und natürlichen Gefühls, wie es jenem ganzen Volksschlag eigen ist und wie es sich in Fritz Reuter auf so liebenswürdige Weise offenbart. Und so tragen wir denn, alles zusammengenommen, kein Bedenken, die Reuter'sche Geschichte „Ut de Franzosentied", für eine der köstlichsten Perlen zu zählen, welche unsere erzählende Literatur, sei es in hochdeutscher, sei es in plattdeutscher Sprache, neuerdings hervorgebracht hat, und empfehlen wir dieselbe daher dringend allen, die sich einmal an einem frischen vollen Trunke echter Poesie das Herz stärken und die Seele erquicken wollen.

Ein verwandtes Talent ist John Brinckmann, von dem wir vor kurzem eine Sammlung plattdeutscher Gedichte „Vagel Grip. Ein Doenkenbok" (Güstrow, Opitz) erhielten. Gleich Fritz Reuter ist auch Brinckmann ein geborener Mecklenburger, seine Vaterstadt ist Rostock, er hängt an ihr mit der ganzen Innigkeit eines echten Mecklenburgers und hat ihrem Stadtwappen den Titel seiner Sammlung entlehnt. Es sind meistentheils erzählende Gedichte und zwar humoristischen Inhalts, versificirte Anekdoten, in denen sich, wie bei Fritz Reuter, ein gesunder naturwüchsiger Humor kundgibt, nur scheint derselbe nicht so tief und so frisch sprudelnd zu sein wie bei dem eben Genannten, und auch des poetischen Ausdrucks ist John Brinckmann, wie es uns vorkommt, noch nicht vollständig mächtig, man sieht seiner Wortstellung zuweilen noch den Zwang des Reims an und auch die einzelnen Wendungen haben noch nicht immer das Unmittelbare und einfach Natürliche, das doch gerade die Dialektdichtung vor allem erfordert. Dazwischen finden sich dann auch einige ernstere und gehaltenere Klänge: doch verfällt der Verfasser nirgends in jene Sentimentalitäten und Subtilitäten, die wir bei Klaus Groth so häufig finden, sondern auch sein Ernst, ja selbst seine Empfindsamkeit trägt noch immer einen gewissen derben, humoristischen Anstrich, der wiederum ganz in den Rahmen des plattdeutschen Idioms paßt, wie z. B. in dem Gedicht „Sacht Rath!" S. 56. Angehängt ist ein „Kurzes Glossar über einige weniger bekannte plattdeutsche Ausdrücke", das den minder geübten Freunden der plattdeutschen Sprache eine willkommene Zugabe sein wird.

Ferner sei hier der „Niederdeutschen Sprichwörter und Redensarten, gesammelt und mit einem Glossar versehen von Karl Eichwald“ gedacht, die unlängst bei Hübner in Leipzig erschienen. Es ist eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung von mehr als zweitausend plattdeutschen Sprichwörtern, ein wahres Buch der Volksweisheit, derb und kräftig, zuweilen etwas zu kräftig für den heutigen Geschmack, aber durchweg voll gesunden Lebens, scharfer Weltbeobachtung und einfach tüchtiger Moral. Natürlich kommen viele Wiederholungen darin vor, doch trägt fast jede irgendeinen eigenthümlichen Zusatz, irgendeine kleine Färbung, eine Nuance, die das Volksleben von einer neuen Seite erfassen läßt. Sprachforscher wie Culturhistoriker wollen sich das kleine Buch nicht entgehen lassen; trotz seinem geringen Umfang und wiewol der Herausgeber es verschmäht hat, ihm irgendwelche literarische Nachweisungen über die benutzten Quellen mit auf den Weg zu geben, enthält es viel Nützliches und Belehrendes und auch derjenige Leser, dem es blos um eine augenblickliche Kurzweil zu thun ist, wird es nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Endlich führen wir hier noch an: „Jobst Sackmann's, weiland Pastors zu Limmer, Plattdeutsche Predigten. Jetzt zum ersten male in einer Sammlung mit einigen andern vereinigt. Nebst Biographie und Bildniß des Verfassers“ (Celle, Schulze), von denen soeben die siebente Auflage ausgegeben ward: ein deutlicher Beweis, daß das kleine anspruchlose Buch, das zuerst gegen Ende der zwanziger Jahre im Druck erschien, sich ein großes und dankbares Publikum erworben hat. Jobst Sackmann ist eine Art protestantischer Abraham a Santa-Clara, eine jener derben vierschrötigen Pastorengestalten, wie der plattdeutsche Norden deren bis auf die neueste Zeit hervorgebracht hat. Im Jahre 1643 zu Hannover geboren, trat er 1680 sein Amt als Prediger bei der Gemeinde zu Limmer, nahe bei Hannover an. „Er hatte“, sagt der ungenannte Herausgeber in der dem Büchlein vorangeschickten kurzen Biographie, „einen gesunden Verstand und eine feine Beurtheilungskraft, und war nichts weniger als unwissend in den zu seinem Amte erforderlichen Kenntnissen oder nachlässig in seinem Berufe, wie man etwa aus seinen Reden schließen möchte.... Ehrlichkeit und alte deutsche Treue, mit einer frommen Einfalt der Sitten verbunden, machten den Hauptzug in der Gemüthsart dieses Mannes aus, sie leiteten alle seine Schritte und erwarben ihm eine allgemeine Liebe und das ganze Zutrauen seiner Eingepfarrten.... Sein öffentlicher Vortrag war mit allem Bedacht nach der Fähigkeit seiner Zuhörer eingerichtet, deutlich, populär und faßlich; freilich wol mit dem Maße der Aufklärung in jener Zeit übereinstimmend, zuweilen konnte er auch bei Bestrafung einiger Laster und Thorheiten mit einer satirischen Einfalt nicht zurückhalten.“ Dies letztere ist sehr glimpflich ausgedrückt, denn in der That sind die hier mitgetheilten Predigten, also diejenigen Predigten, an welche sich überhaupt Sackmann's Gedächtniß anknüpft, in einem sehr derben, fast possenhaften Stil gehalten. Mag auch manches davon späterer Zusatz sein und mögen die Züge des Bildes, das noch heute von Sackmann in jenen Gegenden lebt, sich im Laufe der Zeit auch vielfach vergröbert haben, so bleibt es doch immerhin eine für die Kanzel etwas eigenthümliche Art von Beredsamkeit. Sackmann betrachtet sich in der Kirche ganz wie zu Hause, seine Gemeinde ist nur seine erwei-

terte Familie und mit vollster Unbefangenheit, wie etwa ein ehrlicher Hausvater in der Feierstunde, erzählt er seinen Bauern von der Kanzel allerhand Schnurren und Schwänke, bringt allerhand persönliche Beziehungen, die mit seiner eigentlichen Aufgabe nichts zu thun haben, aufs Tapet und geht dabei nicht selten in ein Detail, bei dem nothwendig auch dem hannoverschen Bauer jener Zeit die Andacht ausgehen und nur die Lachlust übrig bleiben mußte. Erhöht wird der komische Eindruck dieser Predigten noch durch die plattdeutsche Mundart, deren er sich dabei vielfach und regelmäßig überall da bedient, wo er ins Feuer kommt oder seinen Zuhörern gewisse Dinge recht ans Herz legen will. Jobst Sackmann, dessen Bild noch heute in der Kirche zu Limmer hängt, starb 1718 im 75. Jahre seines Lebens; die hier mitgetheilten Predigten rühren, soweit sie überhaupt ein bestimmtes historisches Datum aufzuweisen haben, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts her. Dem größern Publikum wurde Sackmann zuerst durch das „Journal von und für Deutschland", Jahrgang 1786, bekannt; auch die hier mitgetheilte Biographie ist großentheils derselben Quelle entlehnt.

R. P.

Correspondenz.

Aus Pommern.

Mai 1860.

E. S. Es ist nun bald ein Jahr her, seit ich Ihnen über das schöne und erhebende Fest berichtete, das in den letzten Tagen des vorjährigen Mai zur Erinnerung an Ferdinand von Schill und seinen Heldentod in den Straßen von Stralsund gefeiert ward. Auch diesmal wieder ist es ein Fest, das mir die nächste Veranlassung zu diesen Zeilen bietet, und zwar wiederum ein stralsunder Fest. Das Gymnasium dieser Stadt gehört zu den ältesten und angesehensten der Provinz; 1560 von dem Rath der Stadt mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Freigebigkeit ins Leben gerufen, hat es während dieser langen Zeit und unter mancherlei Schicksalswechseln doch seinen Beruf, eine Pflanzstätte höherer Bildung und edlerer Menschlichkeit zu sein, niemals aus dem Auge verloren, eine nicht unbeträchtliche Anzahl bekannter und verdienter Namen ist aus seinen Räumen hervorgegangen und noch in diesem Augenblick, trotz zahlreicher concurrirender Anstalten in Nähe und Ferne, behauptet es sich als der eigentliche Brenn- und Mittelpunkt der Gymnasialstudien nicht allein für Vorpommern, sondern auch für einen Theil des angrenzenden Mecklenburg, das sich ebenfalls seit alten Zeiten gewöhnt hat, einen Theil seiner lernbegierigen Jugend hierher zu schicken. Unter diesen Umständen lag es nahe, die Erinnerungsfeier an die dreihundertjährige Dauer der Anstalt möglichst glänzend und festlich zu begehen; die Feierlichkeit wurde auf die Tage vom 19. — 21. vorigen Monats festgesetzt und schon seit Monaten waren zahlreiche Köpfe und Hände thätig, Zurüstungen und Vorbereitungen zu dem seltenen Feste zu treffen.

Nun, und daß wir in dergleichen Vorbereitungen nicht ganz unbewandert sind, ja daß wir uns darauf verstehen, Feste zu feiern und daß es uns



auch an jenem Schwung des Gemüths und jener Empfänglichkeit des Herzens nicht fehlt, ohne die auch das glänzendste Festprogramm immer nur ein todter Buchstabe, das haben wir, dächt' ich, bei Gelegenheit der schon erwähnten Schillfeier gezeigt, deren schöner und echt patriotischer Verlauf gewiß allen Festgenossen in dankbarem Andenken bleiben wird.

Wenn die eben abgehaltene Jubelfeier des stralsunder Gymnasiums diesem schönen Vorbild nicht ganz entsprochen hat, ja wenn sie hinter den zum Theil sehr hochgespannten Erwartungen, die nicht nur in Stralsund selbst, sondern auch in der übrigen Provinz davon gehegt wurden, einigermaßen zurückgeblieben ist, so liegt das, um billig zu urtheilen, wol hauptsächlich an dem eigenthümlichen Charakter des Festes als Schulfest; es sollte ein Schulfest sein und bleiben, es sollte den Charakter eines wesentlich für die Jugend bestimmten, von der Jugend begangenen Festes nicht aufgeben, und sollte dabei doch auch so eingerichtet sein und solche Genüsse bieten, daß auch das reifere Alter und noch dazu Personen aus den verschiedensten Lebenskreisen und Berufen sich daran betheiligen konnten. Das mußte in das Programm eine gewisse Buntscheckigkeit, um nicht zu sagen eine gewisse Disharmonie bringen; was für die Jugend paßte, das konnte die übrigen Festtheilnehmer zum Theil nur in sehr geringem Grade interessiren, und wiederum, was diese letztern befriedigte und ergötzte, dazu mußte die Schule aus pädagogischen und disciplinarischen Rücksichten den Kopf schütteln. Zur Erleichterung dieser Schwierigkeiten hätte es ohne Zweifel gedient, wäre die Zahl der ehemaligen Schüler der Anstalt, die sich von fern her an der Feier betheiligten, größer gewesen oder hätten sich mehr allgemein gekannte Persönlichkeiten darunter befunden: Persönlichkeiten, die gleichsam als lebende Ehrendenkmäler unserer Schule hätten dienen können und denen es, eben durch die Macht ihrer Individualität und den Glanz ihres Namens, alsdann ohne Zweifel auch gelungen sein würde, eine Ausgleichung der verschiedenartigen Elemente herbeizuführen und jenen frischen, lebensvollen Ton wach zu rufen, der unser vorjähriges Fest verschönte und gegen den die eigenthümlich schüchterne, zurückhaltende, fast möchte ich sagen schulmeisterische Stimmung, die bei diesem Jubiläum herrschte, denn freilich nicht wenig abstach. Allein ein eigenthümliches Verhängniß hatte es gefügt, daß gerade die vorzüglichsten Männer, welche das stralsunder Gymnasium erzogen und die den Ruhm desselben am weitesten verbreitet haben, diesem Jubelfeste nicht beiwohnen konnten. Den ältesten, berühmtesten und verdienstvollsten von allen, unsern theuern Ernst Moritz Arndt, deckt seit einigen Monaten die rheinische Erde, andere ausgezeichnete Männer aber, wie Hermann Burmeister, Arnold Ruge, Heinrich Kruse (der Mitredacteur der „Kölnischen Zeitung") rc. befinden sich theils in weiter Ferne, theils wurde ihnen die Theilnahme an unserm Feste durch ein feindliches Schicksal unmöglich gemacht.

Bei alledem darf in demjenigen, was nun wirklich geboten ward, der gute Wille und die redliche Absicht nicht verkannt werden. Vielleicht wäre sogar, wie das so zuweilen im Leben geht, etwas weniger ein gut Stück mehr gewesen. Das Programm war, wie ich es vorhin schon nannte, ein wenig buntschedig. Die kirchliche Vorfeier am 19., die zugleich dem Andenken Melanchthon's gewidmet war, der Empfang der Deputationen, die

Entgegennahme der Glückwünsche und Begrüßungen am Nachmittag des genannten Tags, die Aufführung des Mendelssohn'schen Jubelgesangs abends in unserer schönen Marienkirche — nun ja, das war alles ganz an seinem Platze und ganz der hergebrachten Ordnung gemäß, und auch den von ehemaligen und jetzigen Schülern veranstalteten Fackelzug sowie den sich daran anschließenden gemeinschaftlichen Commers im Hotel du Nord konnte man sich gefallen lassen, obwol der letztere, schon wegen des unvermeidlichen Monopols, das den obern Klassen dabei zugute kam, dem Charakter eines Schulfestes nicht mehr ganz entsprach. Auch über den Redeactus, der am folgenden Vormittag stattfand und der die eigentliche Hauptfestlichkeit bildete, läßt sich nur Gutes berichten. Ein Redner im strengern Sinne des Worts ist der alte ehrwürdige Director Nizze, der diesem Posten schon seit beinahe dreißig Jahren mit unermüdlicher Thätigkeit und unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit vorsteht, freilich nicht, und auch von der lateinischen Festrede, die dem deutschen Vortrag des Directors folgte, hätte uns schon mit Rücksicht auf das sehr bunt zusammengesetzte Auditorium füglich die Hälfte erlassen werden können. Dagegen machte sich bei dem darauf folgenden Festmahl jene scheue, zurückhaltende Stimmung, deren ich vorhin schon gedachte, sehr fühlbar. Vielleicht war es der Respect vor den hohen Ehrengästen, als da waren der Hr. Oberpräsident Freiherr Senfft von Pilsach aus Stettin, Hr. Geheimrath Dr. Wiese aus Berlin ꝛc., der diese Stimmung hervorrief, vielleicht waren auch die Reden daran schuld, welche diese Ehrengäste bei dieser Gelegenheit hielten und die allerdings zum Theil auf eine sehr schweigsame und zurückhaltende Zuhörerschaft berechnet waren. Zwar versuchte Director Nizze auch diesmal wieder das Eis zu brechen, das sich um die Stimmung der Gesellschaft zu lagern drohte: doch trafen seine treuherzigen Wendungen und humoristischen Anspielungen in dieser Umgebung nur halb so gut zum Ziele, als sie es unter andern Umständen ohne Zweifel gethan haben würden und erst als die hohen Ehrengäste sich entfernt und die Flaschen die Köpfe etwas heller gemacht hatten, zeigte die alte vorpommersche Gemüthlichkeit und Heiterkeit sich in ihrem angeborenen Glanze.

Am Sonnabend den 21., als am dritten Tage des Festes, fand eine Nachfeier statt, und diese war denn — mit aller Ehrfurcht vor den wohlgemeinten und redlichen Bemühungen der Veranstalter sei es gesagt — der schwächste und am wenigsten glücklich componirte Theil des Festes. Vormittags führten die Schüler der beiden obern Klassen im Stadttheater eine „Griechische Scene“ auf. Eine griechische Scene, in griechischer Sprache, in griechischen Costümen, im Stadttheater zu Stralsund! gespielt von der sehr gesunden, aber nichts weniger als classisch-zierlichen Blüte der pommerschen und mecklenburgischen Jugend! vor den ehrsamen Bürgern der Stadt Stralsund, denen das Griechische genau wie böhmisch klang! Das war ein Misgriff, der sich zwar sehr leicht aus jenen schulmeisterlichen Neigungen erklärt, die bei dieser Gelegenheit auch einmal zu Worte kommen wollten, der aber nichtsdestoweniger dem Feste großen Abbruch that. Was für schöne, große, zündende Gedanken hätte eine würdige Feier in vaterländischer deutscher Sprache hervorrufen können, nicht nur in den Schülern selbst, sondern namentlich auch in den Zuhörern, in uns ältern Leuten, die wir so schwer zu tragen haben an der Last und Hitze des Lebens und denen

bei dieser festlichen Veranlassung ein Trunk aus dem Quell der Poesie, als dem Quell der ewigen Jugend, wol zu gönnen war! Und nun? was war es nun? Nun hatte eine Hand voll Primaner und Secundaner wie Staarmätze auswendig gelernt, was niemand außer ihnen und sie selbst auch nur halb verstanden, das hochgeehrte Publikum aber saß da und war gerührt und wunderte sich und gerieth in Entzücken und wußte nicht worüber!

Und doch muß man diesen Misgriff noch vollständig absolviren im Vergleich mit der Taktlosigkeit, welche am Nachmittag desselben Tags Raupach's altes, längst vergessenes Lustspiel „Mulier taceat in ecclesia" als Feststück zur Aufführung brachte. Was dies Stück bei dieser Gelegenheit gesollt hat und welch ein Zusammenhang zwischen dieser Raupach'schen Komödie und unserm Gymnasial-Jubelfeste ist, wer mir das erklären kann — oh in der That, erit mihi magnus Apollo! Oder war es vielleicht nur die Eitelkeit gewisser Dilettanten, die gerade auf dies Stück zugeschnitten waren? Nun, dann bleibt wenigstens zu bedauern, daß diese Eitelkeit nicht ein wenig zurückhaltender war oder daß sie nicht wenigstens von denen, deren Amt es so mit sich brachte, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen ward.

Den Ball, der endlich am Abend des dritten Tags die ganze Feier schloß und bei dem natürlich wiederum nur die Schüler der beiden obern Klassen Zutritt hatten, übergehe ich; schulmäßig war er gewiß nicht und müssen wir wiederum den Mangel an Phantasie bedauern, der so gar nichts anderes in Scene zu setzen wußte als diese allbekannten herkömmlichen Versatzstücke jeder derartigen Feierlichkeit, als da sind Fackelzug, Commers, Ball rc. Indessen das Herkommen ist eine mächtige Göttin und so wollen wir darüber nicht weiter rechten.

Auch übrigens böte die eben vollbrachte Feier wol noch manche Seite dar, an welche dies und jenes sich anknüpfen ließe, das der öffentlichen Besprechung vielleicht nicht unwerth. Doch bin ich, fürchte ich, schon zu lang geworden und will ich daher schließlich nur noch des angenehmen Eindrucks erwähnen, den die Ordensverleihung hervorgerufen hat, mit welcher neben dem Director der Anstalt, dem ehrwürdigen Dr. Nizze, auch Hr. Professor Dr. Johannes von Gruber bedacht ward. Dr. von Gruber, in der gelehrten Welt bekannt als Verfasser einer lateinischen Grammatik sowie anderer wissenschaftlicher Werke, ist einer der ältesten und verdientesten Lehrer unsers Gymnasiums. Im „tollen Jahre" ließ er sich von der damaligen liberalen Strömung etwas weiter mit fortreißen, als vielleicht ihm selbst späterhin lieb war. Seitdem galt er bei unsern politischen Orthodoxen als anrüchig; hoffentlich wird die jetzige Ordensverleihung ihn auch in ihren Augen rehabilitirt haben.

Lassen Sie sich übrigens durch diese meine ausführliche Festschilderung ja nicht verleiten zu glauben, als lebten wir hier wie die Phäaken und hätten nichts anderes zu thun als Feste zu feiern. Im Gegentheil, die trübe sorgenschwere Atmosphäre, die in diesem Augenblick auf unserm deutschen Vaterlande lastet, wird auch in unserer Provinz sehr lebhaft empfunden, ja dieselbe drückt hier vielleicht noch schwerer auf die Gemüther als anderwärts. Allerdings sind wir hier im fernen Nordosten beim etwaigen Ausbruch eines Kriegs mit Frankreich fürs erste so ziemlich außerhalb der

Schußlinie, wenigstens für den Fall, daß, wie man ja doch allgemein hofft und wünscht und wie es in der That in den beiderseitigen Interessen zu liegen scheint, England sich in diesem Fall auf unsere Seite schlagen und dadurch die französische Seemacht zur Unthätigkeit zwingen würde: denn sonst möchte es mit der Sicherheit unserer Ostseeküste allerdings nur schlecht bestellt sein. Zwar ist dieselbe nicht mehr ganz so schutzlos wie früher, namentlich sind die Werke bei Swinemünde verstärkt worden, ebenso die Umgebung von Stralsund und auch auf Rügen sollen, wie man wenigstens im Publikum versichert, noch im Laufe dieses Sommers verschiedene befestigte Punkte angelegt werden. Freilich müssen all diese Befestigungsversuche für unvollständig und unzureichend erklärt werden, solange nicht das Eisenbahnnetz unserer Provinz vervollständigt und damit eine Verbindung zwischen unserer Küste und den großen militärischen Emporien in Stettin und Berlin hergestellt ist. Vorzüglich gilt dies von der Berlin-Stralsunder Bahn (mit einer Zweigbahn zum Anschluß an Stettin), welche, seit Jahren projectirt und zuweilen der Ausführung scheinbar ganz nahe, seit einiger Zeit wieder so gut wie aufgegeben ist, während sie doch nicht nur in mercantilischer, sondern ganz besonders auch in militärischer Hinsicht als eine Nothwendigkeit bezeichnet werden muß. Das arme, verhältnißmäßig unfruchtbare Hinterpommern ist in dieser Beziehung glücklicher gewesen und besser bedacht worden als das ungleich fruchtbarere und volkreichere Vorpommern. Die Hinterpommersche Bahn, von Stargard nach Kolberg einer-, Köslin andererseits reichend, ein Ausläufer der Stargard-Posener Bahn und durch diese in directer Verbindung mit den Schlesischen Eisenbahnen, bringt zwar bisjetzt nur außerordentlich geringe Procente und ist für die unglücklichen Actionäre der Berlin-Stettiner Bahn, auf deren Kosten sie erbaut ward, ein wahrhafter fressender Schaden. Allein dem Gesammtwohlstand der Provinz wird sie mit der Zeit doch zugute kommen und auch die Schnelligkeit der militärischen Verbindung, welche dadurch zwischen Berlin und Kolberg hergestellt ist, darf nicht gering veranschlagt werden.

Inzwischen ist es, wie ich bereits andeutete, weit weniger diese Möglichkeit einer kriegerischen Zukunft als vielmehr die Noth des Augenblicks, was die Stimmung in unserer Provinz beängstigt und verdüstert. Man stellt sich auswärts Pommern gewöhnlich blos als ein ackerbautreibendes Land dar, in der That jedoch sind Handel und Schiffahrt für uns zum mindesten ebenso wirksame und einflußreiche Factoren. Und diese wichtigen und fruchtbaren Quellen unsers Wohlstandes sind nun schon seit beinahe drei Jahren im Austrocknen begriffen. Die große Handelskrisis vom Herbst 1858 ist bei uns noch immer nicht überwunden. Möglich, sogar sehr wahrscheinlich, daß die ungemeine Blüte, welche namentlich der stettiner Handel vor der eben bezeichneten Katastrophe erreicht hatte und an der mehr oder minder unsere ganze Provinz theilnahm, zum großen Theil nur eine künstliche war, eine Folge jener Ueberspeculation, die auch anderwärts, z. B. in Hamburg so gewaltige Rückschläge herbeiführte; immerhin bleibt es eine Thatsache und zwar eine von uns höchst traurig empfundene Thatsache, daß das Vertrauen in unsern kaufmännischen Kreisen noch immer nicht zurückkehren will und daß die Geschäfte noch immer in einer Art und Weise daniederliegen, wie es seit dem für uns so verhängnißvollen Dänenkriege

nicht wieder der Fall gewesen. Natürlich verbreitet die Niedergeschlagenheit und Unzufriedenheit, die dadurch bei dem eigentlichen Handelsstande hervorgerufen ist, sich mehr oder weniger über alle Kreise des socialen Lebens, jeder schränkt sich ein, jeder hat bereits Einbußen erlitten und sieht neuen und noch größern entgegen, niemand traut der Zukunft, ja man weiß eigentlich selbst nicht recht zu sagen, was man von ihr wünscht und begehrt, da gutes wie böses Wetter, Krieg wie Frieden, ein jedes in seiner Art, von Uebelständen und Nachtheilen begleitet sind. Nur das eine fühlt man allerdings sehr deutlich und darin sind auch bei uns alle Stimmen einig, nämlich daß die Dinge so wie sie jetzt sind nicht mehr lange bleiben können und daß eine Katastrophe nach der einen oder der andern Seite hin unvermeidlich ist. Und zwar gilt das ebenso sehr von den innern wie von den äußern Zuständen. Wir Pommern sind gewiß eine loyale Bevölkerung, wenn auch gottlob! nicht im Sinne der Kreuzzeitung; es ist unser Stolz, zum Regentenhause zu stehen und uns in Uebereinstimmung mit den Absichten und Tendenzen der Regierung zu wissen. So weit indessen geht diese Loyalität doch nicht, daß die Halbheit und Unsicherheit, welche das Auftreten des gegenwärtigen Ministeriums charakterisirt, nicht auch bei uns aufs lebhafteste empfunden werden sollte. Gerade der Pommer liebt eine gewisse Entschiedenheit und Sicherheit der Haltung; Klaas Avenstak, der Held des bekannten Arndt'schen Märchens, der überall, wo es sonst nicht anders gehen will, frisch dreinhaut, ist ein echt pommerscher Typus, sein Weidspruch „Graddör" (gerade durch), ein echt pommerscher Ruf. Möchte derselbe endlich doch auch in unserm Ministerium, das ja unter seinen namhaftesten Vertretern einen Mann unserer Provinz zählt, widerhallen! Die Gunst, oder richtiger gesagt die Verzeihung unserer Junker und Pfaffen wird dasselbe doch niemals erhalten, und wenn es noch viel vorsichtiger auftritt und sich noch viel nachgiebiger gegen die Ansprüche der Reaction zeigt; möchte es denn wenigstens die Stütze nicht verschmähen, die ihm in dem Bürgerstande, diesem Kern der Bevölkerung in unserer Provinz wie überall im deutschen Vaterlande, dargeboten wird; möchte es sich überhaupt klar darüber werden, daß dies die Zeiten nicht mehr sind, wo das Volk sich mit bloßen Versprechungen und Verheißungen abfinden läßt, sondern jetzt heißt es handeln — und wem dazu der Muth oder die Kraft fehlt, nun, der muß es sich gefallen lassen, wenn die Woge der Geschichte über ihn hinweggeht und sollten dabei auch noch soviel schöne Namen und noch soviel glänzende Erinnerungen hinweggespült werden.

Aus Leipzig.

Mitte Mai 1860.

A. S. Wir Leipziger sind es schon gewohnt, daß Ihre Zeitschrift, wiewol sie in unserer Stadt erscheint, doch von dem, was in unsern Mauern passirt, im allgemeinen nur sehr wenig Notiz nimmt. Und allerdings, es ereignet sich bei uns auch nicht viel, was für ein Blatt gleich dem Ihren von Interesse wäre. Die Zeit, wo Leipzig eine Art literarischen Mittelpunkts bildete, ja wo von hier der Ton angegeben ward für gewisse Richtungen der deutschen Literatur, ist längst vorüber; Leipzig ist in literarischer Beziehung ein

„stiller Mann“ geworden, nur die Buchhändler sind uns geblieben, die Schriftsteller haben uns längst verlassen oder leben doch in solcher Vereinzelung und so zurückgezogen von dem Treiben des Tages, daß ihre Anwesenheit kaum noch zu spüren ist.

Und auch in politischer Hinsicht ist es Leipzig aus nahe liegenden Gründen nicht vergönnt, irgendwie eine eigene und selbständige Rolle zu spielen, obwol es an dem Material dazu in der hiesigen Bevölkerung keineswegs mangelt. Leipzig ist nicht nur die größte Industrie- und Handelsstadt Sachsens, nicht nur die Schätze der Welt werden hier umgesetzt und vertrieben, sondern auch das geistige Leben unserer Stadt pulsirt lebhafter und bewegt sich in frischern Strömungen, als es in irgendeiner andern Stadt des Königreichs der Fall ist. Namentlich gilt dies in politischer Beziehung; obwol eine überwiegend handeltreibende Bevölkerung und als solche mit tausend und abertausend gröbern und feinern Banden, Banden der Gewöhnung, des Egoismus, der Nothdurft, an das Bestehende geknüpft, nehmen wir doch an der politischen Entwickelung, die sich allmählich wieder in Deutschland vorzubereiten beginnt, den lebhaftesten Antheil und heißen jeden Fortschritt, ja selbst jeden leisen Anschein, jede Möglichkeit eines Fortschritts, die sich irgendwo in Deutschland kund gibt, von Herzen willkommen. So namentlich die Bestrebungen des Deutschen Nationalvereins sowie das jüngste Auftreten des preußischen Abgeordnetenhauses in der kurhessischen und der schleswigschen Angelegenheit. In der That liegt beiden, jenem Verein wie diesem Auftreten, ein nah verwandter Gedanke zu Grunde: der Gedanke nämlich, daß Preußen allein den Beruf und die Fähigkeit hat, an die Spitze Deutschlands zu treten und daß es mit dem Gesammtvaterlande nicht eher besser wird, als bis Preußen diesem Beruf und dieser Verpflichtung mit Ernst und Entschiedenheit nachkommt.

Und gerade dieser Gedanke erfreut sich hier, offen und geheim, der allgemeinsten und lebhaftesten Zustimmung. Nirgends in Sachsen, ja vielleicht nirgends in ganz Deutschland hat die Bevölkerung sich von jener Kleinstaaterei und jenem Particularismus, der uns Deutschen sonst als unser eigentliches Erbübel anhaftet, so gründlich freigemacht als bei uns. Es erklärt sich dies zum Theil aus unserer geographischen Lage, dicht an der Grenze Preußens und im Anblick der unzähligen Vortheile, welche diesem Lande vermöge seiner Stellung als Großstaat zu Theil werden und die dann in unzähligen größern und kleinern Kanälen sich durch alle Schichten der Bevölkerung ergießen, theils aber auch in unserer Stellung als der reichste und großartigste Stapelplatz des deutschen Binnenlandes, der als solcher die vielfachen Hemmnisse, welche die politische Zerspaltenheit Deutschlands für Handel und Wandel hervorbringt, mit doppelter Schwere empfinden muß, sowie endlich in den Erfahrungen, die wir während der letzten dreißig Jahren gemacht haben. Aeltere Personen erinnern sich noch sehr wohl des Schreckens und der Bangigkeit, mit welcher man hier dem Beitritt zum Zollverein entgegensah, man fürchtete, Leipzig werde alle die Vortheile einbüßen, die es sich bisher durch seine bevorzugte Stellung erworben, ja unsere guten Bürger sahen im Geist schon ihre Meßgewölbe leer stehen und ihre Straßen verödet. Und was ist Leipzig nun gerade innerhalb dieser letzten 30 Jahre, was ist es gerade durch den Aufschwung geworden, welchen

die hiesigen Geschäfte infolge des Zollvereins genommen haben?! Ich habe nicht gleich die betreffenden statistischen Tabellen zur Hand, um Ihnen das Verhältniß in Ziffern angeben zu können, in Wahrheit jedoch genügt auch ein Blick auf diesen Kranz von Vorstädten, der unsere Stadt heute umgibt, es genügt ein Gang durch diese langen prächtigen Straßen, zwischen diesen schönen wohnlichen Gebäuden, diesen geschmackvollen und anmuthigen Anlagen, die alle erst seit jener Zeit mit wunderbarer Schnelligkeit sozusagen aus der Erde gewachsen sind, um sich von den ungeheuern Fortschritten zu überzeugen, welche die Blüte unserer Stadt während dieses Zeitraums gemacht hat.

Unter diesen Umständen ist es denn sehr natürlich, daß man hier, unbeschadet unserer Loyalität als königlich sächsische Unterthanen, sehr lebhafte Sympathien für Preußen hegt und das Wiederaufleben einer kräftigern und männlichern Politik in dem großen Nachbarstaate mit innigster Theilnahme verfolgt. Leider werden diese Sympathien von unserer Regierung nur sehr wenig getheilt, der Nationalverein, als Hauptträger der Idee einer preußischen Hegemonie in Deutschland, ist höhern Orts sogar sehr schlecht angeschrieben und wenn auch das Ministerium sich nicht zu so gewagten Aeußerungen und fanatischen Maßregeln fortreißen läßt, wie dies z. B. in Hannover geschieht, so fehlt es doch auch bei uns nicht an allerlei verdrießlichen Conflicten, die ihren Grund in der particularistischen Richtung unserer Regierung haben und die von allen aufrichtigen und einsichtsvollen Patrioten um so lebhafter beklagt werden, als sie auf beiden Seiten, bei der Regierung wie bei der Bevölkerung, eine ganz unnöthige und zwecklose Gereiztheit erzeugen. Der neueste und eclatanteste Fall dieser Art, der noch in diesem Augenblick hier alle Gemüther beschäftigt, betrifft die Wahl des Buchhändlers G. Mayer zum Stadtrath, deren Bestätigung von der Behörde eingestandenermaßen aus keinem andern Grund verweigert wird, als weil Hr. Mayer dem Nationalverein angehört. Der Fall ist um so peinlicher und macht ein um so unangenehmeres Aufsehen, als die Regierung schon früher und sogar zu wiederholten malen der Stadtrathswahl des bekannten Buchhändlers Otto Wigand die Bestätigung versagt hat, ebenfalls aus Gründen, über welche die öffentliche Meinung hier sehr abweichend urtheilt. In dem Wigand'schen Fall hat die Stadtverordnetenversammlung endlich nachgeben müssen, da ihr kein weiterer Rechtsweg mehr offen stand. Auch der Mayer'sche Fall wird voraussichtlich denselben Verlauf nehmen: doch scheint die Stadtverordnetenversammlung wenigstens entschlossen, nicht ohne Kampf zu weichen und sehen wir in dieser Hinsicht noch allerhand interessanten und aufregenden Verhandlungen entgegen.

Auch übrigens haben wir in den letzten Monaten der aufregenden Ereignisse mehr gehabt, als es sonst bei dem für gewöhnlich sehr regelmäßigen und still bürgerlichen Gang unsers öffentlichen Lebens der Fall zu sein pflegt. Eine höchst traurige Episode bildete namentlich der Bruno Lindner'sche Proceß. Die Veranlassung desselben sowie der Gang und das Resultat der gerichtlichen Verhandlungen ist Ihren Lesern längst aus den Tagesblättern bekannt; wenn ich hier gleichwol auf dieses höchst traurige Ereigniß zurückkomme, so geschieht es nur theils wegen der großen und schmerzlichen Theilnahme, die es hier noch immer erregt und die sich, bei allem Abscheu

gegen das begangene Verbrechen, der unschuldigen Familie des Unglücklichen in vollstem Maße und mit vollstem Recht zuwendet, theils wegen des psychologischen Geheimnisses, das noch immer auf dem Hergang ruht und das auch durch die sehr gründlich und sorgfältig geführte gerichtliche Verhandlung keineswegs völlig gelüftet ist. Derselbe schauerliche Reiz des Geheimnisses ruht auch auf dem tragischen Vorfall, daß einer der bekanntesten und geachtetsten Männer unserer Stadt, ein Biedermann im echten Sinne des Wortes, kürzlich seinem Leben mit eigener Hand ein Ziel setzte. Ich meine den Universitätsquästor Krause, einen Mann von musterhafter Redlichkeit und Pflichttreue, der, nachdem er sein mühsames Amt lange Jahre hindurch mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltet und sowol durch sein amtliches wie sein persönliches Verhalten sich nah und fern die allgemeinste Hochachtung erworben hatte, unlängst in einem Anfall von Trübsinn in den Fluten der Pleiße freiwillig endete. Dies beklagenswerthe Ereigniß traf auf eigenthümliche Weise mit jenen Schreckensnachrichten zusammen, die sich im Lauf der letzten Wochen von Oesterreich aus verbreiteten und die auch hier allgemein die größte Bestürzung erregt haben. Aber welch ein Unterschied zwischen jenen schauerlichen Tragödien, die sich zu Wien abspielten, und diesem Ende eines Ehrenmannes, dessen ganze Schuld darin besteht, seinen amtlichen Pflichten zu treu und mit zu großer Gewissenhaftigkeit obgelegen und darüber die nothwendige Pflege seiner Gesundheit allzu sehr aus den Augen gesetzt zu haben! Darum wird auch Krause's Name bei uns jederzeit in Segen bleiben und auch die verzweifelte That, zu der eine unglückliche Complication körperlicher und geistiger Zerrüttung ihn trieb, vermag nichts zu ändern an dem dankbaren und wohlwollenden Andenken, das ihm hier und nicht blos hier, sondern zum Theil auch in weiter Ferne von Unzähligen gewidmet wird, welche Gelegenheit hatten, seine Humanität und Rechtschaffenheit kennen zu lernen.

Was schließlich unsere soeben beendete Messe angeht, so hat dieselbe den rosigen Erwartungen, mit denen man ihr entgegenblickte, nur zum kleinsten Theil entsprochen; selbst diejenigen, die sich noch am günstigsten darüber äußern, wagen sie doch für nichts Besseres als eine leidliche Mittelmesse auszugeben. Die Hauptschuld dieses ungünstigen Ausfalls trägt ohne Zweifel die Unsicherheit der politischen Constellation; im übrigen aber darf man sich auch gegen die Wahrnehmung nicht verschließen, daß infolge der Eisenbahnen sowie überhaupt der veränderten Verkehrs- und Bezugsverhältnisse die Messen wol überhaupt mehr und mehr von ihrer bisherigen Bedeutung einbüßen dürften. Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O., diese beiden einzigen namhaften Meßstädte in Deutschland außer Leipzig, haben diese Erfahrung bereits gemacht und auch unserer Stadt dürfte sie schwerlich ganz erspart bleiben; ein Glück ist dabei nur, daß der Wohlstand derselben keineswegs ausschließlich an die Messen geknüpft ist und daß, auch wenn diese Quelle allmählich versiegen sollte, Leipzig in sich alle Bedingungen trägt, deren es zur Sicherung und sogar zu immer glänzenderer Entwickelung seiner gegenwärtigen Blüte bedarf.

Notizen.

Wieder hat der Tod die deutschen Universitäten um ein paar ihrer glänzendsten und verdientesten Namen ärmer gemacht: nachdem München schon vor einer Reihe von Wochen seinen berühmten Veteranen, den ehrwürdigen Thiersch verloren, kommt jetzt aus Heidelberg die Trauerkunde, daß der gelehrte und feinsinnige Mitherausgeber der „Studien und Kritiken", Geheime Kirchenrath Dr. Umbreit, aus dem Leben geschieden. Friedrich Wilhelm Thiersch, gestorben als Geheimrath und Professor der alten Literatur zu München, war 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut geboren. In Naumburg und Schulpforte, diesem berühmten Sitz der classischen Studien, vorbereitet, begab er sich 1804 nach Leipzig, um daselbst Theologie und Philologie zu studiren. Doch behielt letzteres Studium bald die Oberhand, besonders nach seiner 1807 erfolgten Uebersiedelung nach Göttingen, wo er sich schon im nächsten Jahre als Docent habilitirte und bald darauf eine Lehrerstelle beim Gymnasium erhielt. Die glänzenden Lehrergaben, die er hier entwickelte, verschafften ihm schon 1809 einen Ruf nach München als Professor des dortigen neueingerichteten Gymnasiums. Es war damals eine geistig sehr bewegte Zeit in München, das junge Königreich von Napoleon's Gnaden machte den ersten Versuch, protestantische Wissenschaft und norddeutsche Bildung in seiner Hauptstadt einzuführen. Doch stieß derselbe schon damals auf einen sehr heftigen Widerstand, theils bei der Bevölkerung selbst, theils und hauptsächlich bei gewissen ältern Beamten, die sich durch die Neuberufenen verdrängt und zurückgesetzt wähnten. Thiersch, der unter diesen Neuberufenen Jacobi, Niethammer, Jacobs und andere ebenbürtige Geister vorfand, war bald der Hauptgegenstand der feindlichen Angriffe; es wurde damals sogar ein Mordversuch auf ihn gemacht. Doch vermochten keine noch so gehässigen Angriffe und Verdächtigungen seinen wissenschaftlichen Eifer und seine Thätigkeit zu erschüttern und damit gelang es ihm denn endlich, auch auf diesem anfangs so feindseligen Boden festen Fuß zu fassen und sich die allgemeinste Achtung zu erwerben. Besondern Einfluß erlangte er, als sich zu Ende der zwanziger, anfangs der dreißiger Jahre die noch jetzt bestehenden Beziehungen zwischen Baiern und Griechenland entwickelten. Thiersch selbst ging 1831 nach Griechenland; die Frucht seines längern Aufenthalts daselbst war das noch jetzt lesenswerthe und wichtige Werk „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration", das 1833 in zwei Bänden erschien und zur endlichen Anerkennung der politischen Selbständigkeit und Unabhängigkeit Griechenlands nicht wenig beitrug. Auch um die Verbesserung des Gymnasialwesens sowie um die Hebung der classischen Studien im allgemeinen, namentlich gegenüber den einseitigen Verfechtern des Realismus, erwarb er sich große Verdienste, ebenso durch den Antheil, den er an der Gründung der regelmäßigen Versammlungen der Philologen und Schulmänner nahm (beim göttinger Jubelfeste 1837). Von seinen Schriften haben sich besonders die „Griechische Grammatik", die bereits 1826 in dritter Auflage erschien, seine Bearbeitung des Pindar (2 Bde., 1820) und das Werk „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" (2. Aufl., 1829) großen und dauernden Ruf erworben.

Außer durch seine Schriften und Vorträge aber wirkte Thiersch ganz besonders auch durch seine liebenswürdige und bedeutende Persönlichkeit; der Geist des Alterthums, der Geist der Humanität war Fleisch und Blut in ihm geworden und wehte bis in sein hohes Alter jeden, der sich dem immer theilnehmenden, immer gesprächigen Greise nahte, aufs wohlthuendste an; sein Haus in München war der Sammelpunkt eines edlen, von den reinsten Genüssen der Kunst und der Bildung verschönten Geselligkeit und namentlich für die Neuberufenen der letzten Jahre bildete er, der seine norddeutsche Heimat und seinen protestantischen Glauben niemals verleugnete, einen Anhalt und Mittelpunkt, der ihnen in dieser Weise nie wieder ersetzt werden kann. — Friedrich Wilhelm Karl Umbreit, 1795 im Gothaischen geboren, studirte zu Göttingen, wo besonders der berühmte Orientalist Eichhorn ihn an sich zog. Schon 1818 ließ er sich als Docent in Göttingen nieder, folgte jedoch bald darauf einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie und Philosophie nach Heidelberg, welcher Universität er von da unverändert bis an seinen Tod treu blieb. Der „Studien und Kritiken“, die er gemeinschaftlich mit Ullmann herausgab, haben wir bereits gedacht; von seinen sonstigen Schriften sind die bekanntesten und verbreitetsten: „Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande“ (1820), „Uebersetzung und Auslegung des Buches Hiob“ (1824), „Commentar über die Sprüche Salomo's“ (1826), „Praktischer Commentar über die Propheten des Alten Testaments“ (4 Bde., 1841—46), „Die Sünde. Beitrag zur Philologie des Alten Testaments“ (1853) ꝛc. — Ueberhaupt hat der Tod in den letzten Monaten viele bekannte und gefeierte Persönlichkeiten dahingerafft; da es nicht der Zweck dieser Notizen ist noch sein kann, eine vollständige Nekrologie zu geben, so erinnern wir nur nachträglich an den Tod des Dr. Wilhelm Schulz-Bodmer, geboren 1797 in Darmstadt. Anfangs hessischer Offizier, dann in politische Untersuchungen verwickelt, zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt und dadurch zur Flucht nach der Schweiz genöthigt, wo er seit 1837 in der Nähe von Zürich seinen Wohnsitz hatte, war Schulz ein fleißiger, gewissenhafter und patriotischer Schriftsteller, dessen wir in diesen Blättern häufig gedacht haben und der namentlich auf dem Gebiet der Politik und der Militärwissenschaften recht Tüchtiges leistete. Auch der Tod der berühmten Wilhelmine Schröder-Devrient, geboren 1805 zu Hamburg, Tochter der noch lebenden Sophie Schröder, ist unsern Lesern ohne Zweifel noch in frischem Gedächtniß. Wilhelmine Schröder, 1823 mit dem jetzigen hannoverschen Hofschauspieler Karl Devrient, dem ältesten der drei bekannten Brüder, vermählt, aber schon nach wenigen Jahren wieder von ihm geschieden, war eine der größten dramatischen Sängerinnen, welche Deutschland jemals hervorgebracht; viele Rollen, wie z. B. der Beethoven'sche „Fidelio“, wurden von ihr eigentlich erst geschaffen. Im Jahre 1849 zog sie sich vom Theater zurück, vermählte sich im folgenden Jahre mit einem livländischen Gutsbesitzer Hrn. von Bock und lebte seitdem theils auf den Gütern ihres Gemahls, theils bei ihren Verwandten in Gotha und Koburg; an letzterm Orte ist sie auch gestorben.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Dieses Unternehmen besteht aus einer Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen, wie sie bisher noch nicht existirten und die zusammen einen Reise-Atlas für ganz Deutschland bilden werden, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Es bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu «Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe». Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der «Reise-Atlas» ihn über alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der «Reise-Bibliothek» ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer Karte oder einem Plan (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer Beschreibung der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Ausserdem sind auf den Karten oder Plänen meist Abbildungen der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze wird in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt.

Bereits erschienen:

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Vierte Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Bairouth (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg (mit 2 Abbild.). Zweite Auflage.
Eisenbahn zwischen München, Augsburg und Ulm (mit 8 Abbild.). Zweite Aufl.
Plan von München und Eisenbahn von München nach Starnberg.
Die Donau von Donauwörth nach Ingolstadt, Regensburg und Passau (mit 4 Abbild.).
Die Donau von Passau nach Linz und Wien (mit 6 Abbildungen). (Doppelblatt.)
Eisenbahn von Karlsruhe nach Baden-Baden und Strasburg (mit Plan von Karlsruhe).
Eisenbahnen zwischen Strasburg, Basel, Zürich und Schaffhausen (mit 1 Abbild.).
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
Der Rhein zwischen Mainz und Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein zwischen Koblenz und Köln (mit 1 Abbild. und Karte des Siebengebirgs).
Die Thüringer Eisenbahn und der Thüringer Wald (mit Plan von Eisenach und Umgegend und einem Höhenprofil des Thüringer Waldes). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. (mit Specialkarte der Umgegend von Frankfurt a. M.).
Plan von Kassel.
Eisenbahnen zwischen Magdeburg, Hannover und Göttingen und der Harz.
Plan von Magdeburg.
Plan von Braunschweig (mit 4 Abbildungen).
Plan von Berlin und seinen Umgebungen.
Eisenbahnen zwischen Berlin, Potsdam, Magdeburg, Wittenberge und Leipzig (mit Plan von Potsdam und Umgegend).
Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. O., Berlin und Stettin.
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.
Uebersichtskarte der Eisenbahnen von Mitteleuropa.

☞ Preis des Blattes 5 Sgr. ☜

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 23.** 7. Juni 1860.

Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts.

Von

Karl Rosenkranz.

Hermann Hettner, „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert"; Braunschweig, Vieweg und Sohn. (Zweiter Theil der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts".)

Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" hat mit ihrem kürzlich erschienenen zweiten Theil den schwersten Schritt gethan und mit ihm, wie wir glauben, die Probe ihres Werthes ziemlich glücklich bestanden. Wenn wir das Prädicat glücklich nicht unbedingt zugestehen, so soll darin kein Tadel liegen, der den Verfasser betrifft. Die Aufgabe, die er zu lösen unternommen, ist eine so unendlich schwierige, daß eine auch nur ziemlich glückliche Bewältigung derselben ein ausgezeichnetes Lob ist. Man macht sich im Publikum vielleicht eine nur sehr schwache Vorstellung von den Erfordernissen eines solchen Unternehmens. Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts ist so weitschichtig, daß schon ein sehr unerschrockener Muth dazu gehört, auch nur die wichtigsten Originalwerke durchzulesen. Wie groß aber ist die Menge jener secundären Werke, die sich durch die geschichtliche Situation, aus der sie entsprangen, ein Andenken gerettet haben, das sie lediglich durch sich selbst nicht hätten beanspruchen können! Zu der Zahl dieser Schriften

kommen nun überdies alle jene Briefe und Memoiren, deren Lectüre man nicht entbehren kann, wenn man die richtige zeitgeschichtliche Tragweite einer Schrift ermessen will. Die gesellschaftlichen Zustände waren auf das engste mit der literarischen Production verflochten. Die Individualität der Personen, die hierbei ins Spiel kommt, verleiht der Geschichte der Literatur einen außerordentlichen Reiz, der sich noch dadurch erhöht, daß diese Geschichte sich in Paris concentrirt und implicite zugleich die Geschichte des französischen Staats ist. Ohne das Journal des Advocaten Barbier über die Regierung Ludwig's XV., ohne die Memoiren von Marmontel, Morellet, ohne die Correspondenz von Grimm, ohne die Briefe Diderot's, der Frau von Epinay rc., ist es unmöglich, die sociale Bewegung vor der Revolution richtig zu fassen. Hat nun der Literarhistoriker die Pflicht dieser ausgedehnten Lectüre erfüllt, so hat er damit noch nicht den gesammten Stoff gewonnen: denn es bleibt ihm noch die Lectüre der Kritiker und Literarhistoriker übrig, die vor ihm seinen Gegenstand schon dargestellt haben. Hier ist freilich sehr vieles ein ganz werthloses Material, allein man muß sich wenigstens zur Einsicht bringen, daß und warum es dies ist. Man muß auch hier die Schriftsteller ersten, zweiten und dritten Ranges unterscheiden lernen. Bei den Franzosen nimmt Villemain für das gesammte 18. Jahrhundert noch immer den ersten, Vinet und Bersot für die französische Literatur dieser Periode von entgegengesetzten Standpunkten den zweiten Rang ein; bei uns Deutschen behauptet Schlosser in seiner „Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts" den ersten Rang. Für Frankreich würde Eduard Arnd in seiner „Geschichte der französischen Literatur von der Renaissance bis zur Revolution" den zweiten Rang einnehmen, wenn er sich ein freieres Urtheil erhalten hätte. Er ist zu sehr auf den antiquirten Standpunkt von Laharpe zurückgesunken.

Man darf das Hettner'sche Buch mit dem Vertrauen in die Hand nehmen, daß es auf einem sehr ausgedehnten Quellenstudium beruht und daß der Verfasser über wichtige Punkte niemals abspricht, ohne sich selbst überzeugt zu haben. Sein Buch hat einen durchaus objectiven Charakter. Hettner schreibt sehr einfach, weil er sachlich schreibt. Es gibt in der Literaturgeschichte eine geistreiche Manier, die traditionell gewordene Gestalt eines Autors, eines Buches darzustellen; solche Schilderungen sind oft um so geistreicher, je mehr sie eben Dichtungen sind. Man malt den Sarcasmus eines Voltaire, die Melancholie eines Rousseau, den Atheismus eines Diderot, die zermalmende Rhetorik eines Mirabeau in schönen Wendungen aus, ohne eine Zeile von ihnen gelesen zu haben. Gegen diese fictiven, sehr begreiflich oft in maßlose Uebertreibung ausartenden Darstellungen ist Hettner's schlichte Berichterstattung und gründliche Kritik freilich sehr abstechend, aber sie ist um so zuverlässiger und

lehrreicher. Hettner hätte mit Citaten prunken können. Er citirt aber sehr anspruchslos immer nur an Ort und Stelle, wo es ihm wichtig ist, seine Ansicht als eine thatsächlich begründete zu stützen.

Mit richtiger Einsicht hat er die Engländer den Franzosen vorausgeschickt. England hatte das Princip der Reformation in sich aufgenommen. Es hatte die Freiheit des Glaubens und Denkens gesetzlich festgestellt; es hatte die persönliche Freiheit und die politische Selbständigkeit des Staatsbürgers anerkannt. Es konnte daher seit dem Sturze der Stuarts in der freien Untersuchung der religiösen und politischen Fragen dem übrigen Europa vorangehen. Es wurde die Heimat des Deismus und des Constitutionalismus.

Frankreich hatte das Princip der Revolution anfänglich als Calvinismus aufgenommen, dann es officiell mit dem Edict von Nantes wiederausgestoßen, ohne doch das Bedürfniß desselben zu verlieren. Fortgehend assimilirte es sich daher alle hervorragenden Erscheinungen der englischen Literatur. Viele seiner bedeutendsten Autoren besuchten England aus freiem Antrieb, wie Montesquieu und Maupertuis, oder als Flüchtlinge, wie Voltaire und Rousseau. Weil aber die englischen Anschauungen in Frankreich mit dem hierarchischen und monarchischen Absolutismus in Widerspruch geriethen, so trieben sie sich hier zum Extrem. Der Deismus ging zum Atheismus, der Constitutionalismus zum Republikanismus fort.

Es wird zuerst nothwendig sein, dem Leser eine Vorstellung zu geben, in welcher Weise Hettner die Geschichte der französischen Aufklärungsliteratur organisirt hat. Er hat sie in drei Bücher getheilt. Im ersten behandelt er ihren Ursprung, im zweiten ihre Blüte, im dritten ihre Macht.

Im ersten Buche betrachtet er 1) die letzten Jahre Ludwig's XIV.; 2) die Regentschaft des Herzogs von Orleans und das Ministerium des Cardinals Fleury. Die Größe Ludwig's XIV. gerieth in Verfall. Es bildete sich eine Oppositionsliteratur, theils eine politisch-ökonomische, die von Fénélon, von Vauban, von Boisguillebert vertreten wurde; theils eine religiös-kirchliche, die katholischerseits von Saint-Evremont und Fontenelle, protestantischerseits von Bayle und Leclerc gepflegt wurde. Der Classicismus der antikisirenden Kunstrichtung konnte sich nicht erhalten und kündigte seinen Verfall zunächst durch das Uebergewicht an, welches die Satire in der Dichtkunst empfing. Crébillon's, des ältern, outrirte Tragik, Regnard's Lustspiele, Labruyère's Satiren, Lesage's Romane waren schon die Symptome der Auflösung der classischen Vornehmheit, welche im Leben durch die Sittenverwilderung des Adels und das Erstarken des Bürgerthums unter der Regentschaft bedeutend gefördert ward. Die Kritik eines Saint-Pierre, eines d'Argenson, deckte



die grenzenlosen Nachtheile auf, welche die glänzende Regierung des großen Ludwig dem Lande gebracht hatte. Die Nothwendigkeit einer gerechten Vertheilung der Steuerlast, einer Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden fing an, begriffen zu werden. Die gesellschaftlichen Gegensätze, die nun entstanden, wurden von der Dichtkunst in den Werken eines Prévost, Crébillon le jeune, Gresset, Marivaux, Destouches, Nivelle de la Chaussée abgespiegelt. Von diesen Autoren huldigten die drei ersten der frivolen, die drei letztern der moralisirenden Tendenz. Die Familie wurde mehr und mehr der Mittelpunkt der Darstellung. Auch die bildenden Künste charakterisirten die eintretende Veränderung dadurch, daß das pittoreske Element das Uebergewicht über das plastische erhielt. Die Koketterie in allen ihren Abstufungen machte sich breit. Coypel, Subleyras, Parocel, Watteau, Vanloo, Boucher und Chardin malten in diesem elegant üppigen Stil.

Das zweite Buch hat Hettner den Großmeistern der französischen Aufklärungsliteratur, Voltaire, Diderot, Rousseau gewidmet. Unter jeden dieser Namen gruppirt er alle ihm verwandten Richtungen. Mit Voltaire dringt der deistische Newtonianismus, mit Montesquieu der englische Constitutionalismus ein. Voltaire entscheidet sich für keine besondere Form der Verfassung, kämpft aber sein ganzes Leben hindurch unermüdlich für das Recht der politischen und religiösen Freiheit. Die Oekonomisten stürzen das mercantilische System und suchen den Landbau als die einzig wirklich productive Arbeit geltend zu machen. Die Kritik von Dubos und Batteux bemüht sich, die schönen Künste auf Ein Princip, das der Nachahmung der schönen Natur, zurückzuführen. Mit Diderot tritt nach Hettner der entscheidende Materialismus und Atheismus in die französische Literatur. Die „Encyklopädie“ verarbeitete, nach seiner Meinung, von diesem Standpunkt aus alle Wissenschaften und Künste. Die Salons der Madame de Tencin, Saint-Lambert, du Deffand, Geoffrin, l'Espinasse, fingen an, gegenüber der Förmlichkeit und sinnlichen Genußsucht des Hofes, freiere, gesellige Kreise zu bilden, in denen das Talent, die Bildung, der Geist, das unabhängige Urtheil, der Witz zur Geltung gelangten. D'Alembert verhielt sich gemäßigter als Diderot; Robinet ging in der Naturbetrachtung seinen eigenen Weg; Holbach trieb den Materialismus und Atheismus mit der edelsten Gesinnung und menschenfreundlichsten, thätig aufopfernden Liebe zum Extrem; Buffon cultivirte den Stil der Naturbeschreibung und Condillac, Cabanis und Destutt-de-Tracy entwickelten die Consequenzen des Locke'schen Sensualismus. Als Vertreter der materialistischen Sittenlehre analysirt Hettner Lamettrie, Helvetius, Saint-Lambert und Volney, welche letztere beiden sich zum reinsten Enthusiasmus religionsloser Tugendhaftigkeit erhoben und ihren Blick von dem individuellen Egoismus auf die

image
not
available

der Autorität der bloßen Person und Thatsache die Autorität der Vernunftwahrheit mit Bewußtsein entgegenzusetzen und die erstere nur unter der Voraussetzung ihrer innern Uebereinstimmung mit der letztern anzuerkennen. Ihr innerstes Wesen war daher Kritik.

Sodann hat sich Hettner bemüht, die Umbildung der Literatur aus der Veränderung des Lebens sowie die Rückwirkung derselben auf das Leben zu analysiren und jedem Schriftsteller je nach seiner Function seinen Ort im Gesammtproceß nachzuweisen. Ob er hierin überall das Richtige getroffen hat, kann bezweifelt werden, allein selbst wenn man ihm nicht beistimmt, wird man bei ihm wenigstens einen Grund für die Stellung entdecken, die er einem Autor gibt, während die traditionelle, durch unsere beliebte Blumenleslerei genährte Atomistik nur zu häufig einen Schriftsteller dem andern aufs Gerathewohl folgen läßt.

Hettner beginnt mit dem Verfall der Literatur unter Ludwig XIV. und bemerkt, wie wir sehen, das Uebergewicht der Satire in demselben. Bei einer noch sorgfältigern Untersuchung würde er den Grund dieser Erscheinung auch in der Verwandtschaft der damaligen französischen Literatur mit der römischen gefunden haben. Die Franzosen glaubten die Schönheit des classischen Alterthums erreicht zu haben, allein der griechische Genius war ihnen fremd geblieben, soviel griechische Wörter auch die Plejade einst ihren Gedichten beigemischt hatte. Sie hatten das Epos und die Ekloge nur im Virgil, die Tragödie nur im Seneca, die Komödie nur im Plautus und Terenz, die Beredsamkeit und Philosophie nur im Cicero und Seneca verstanden. Das Lehrgedicht und die Satire, das Epigramm und das kleine lyrische lascive Gedicht, die Epistel und die Ode hatten sie am besten nachgeahmt, weil sie hierin Virgil, Juvenal, Catull, Martial, Horaz am tiefsten nachfühlten. Ludwig XIV. war der divus Augustus, jeder seiner Minister ein Mäcen. Die Corruption des pariser Stadtlebens und die Süßigkeit eines einfachen, naturfrohen Landlebens wurde für die französischen Dichter eine ebenso stereotype Antithese, als sie es für die römischen gewesen war. Der Kreis dieser Dichtungen war also für sie derjenige, der ihnen den meisten Stoff bot; die Künstlichkeit aber, mit welcher sie die übrigen Gattungen cultivirten, mußte allmählich zu Tage kommen. Das Pseudoantike mußte offenbar werden theils durch Uebertreibung, wie bei dem ältern Crébillon, theils durch das Verlassen desselben und durch das Uebergehen aus der Welt der Götter und Könige in die Sphäre des bürgerlichen Lebens.

Man kann das neue Element sehr wohl das englische nennen. Dies heißt in der Religion ein Deismus, der sich vom Wunderglauben emancipirt; in der Moral die Herrschaft eines wohlwollenden, menschenfreundlichen Egoismus; in der Politik die Theilung der Gewalten; in der

Kunst der Tugendroman, das rührende Drama, der Realismus der Genremalerei und der pathetischen Landschaft; in der Wissenschaft die Empirie, die analytische Methode und die Richtung auf praktische Verwerthung der Kenntnisse. Hettner hätte hier Maupertuis und Condillac nicht von Voltaire und Montesquieu trennen sollen. Voltaire's „Lettres sur les Anglais" datiren von 1726. Sie waren das erste entschiedene Signal des Anglikanismus. Maupertuis, der den Newtonianismus bei den Gelehrten des Continents zum Vorurtheil machte, folgte hierin Voltaire, dessen Zeitgenosse er war und an dessen Satire gegen sich als den Dr. Akakia er 1759 starb. Condillac hat Hettner unter den Abschnitt von Diderot und den Encyklopädisten subsumirt: allein wenn Condillac auch mit seinem Sensualismus den Materialismus unterstützte, wenn er auch mit Diderot und Rousseau sich vorübergehend berührte, so blieb er doch dem Kreise der Encyklopädisten fern. Sie waren theoretisch von ihm, nicht er von ihnen abhängig. Seine Hauptschriften erschienen 1746—55. Der erste Band der „Encyklopädie" kam 1751 heraus, aber erst 1766 wurde der Druck beendigt. Wie der Newtonianismus die Physik und Kosmologie der Encyklopädisten bestimmte, so der Lockeanismus, den Condillac fortbildete, ihre Psychologie und Moral. An Condillac schließt Hettner Cabanis und Destutt-de-Tracy an. Gewiß hängen sie mit ihm zusammen, allein sie fallen erst diesseit der Revolution, deren Ausbruch Hettner als den Grenzstein seines Werks angenommen hat. Das bekannte Hauptwerk von Cabanis: „Ueber den Rapport zwischen dem Physischen und Moralischen", erschien zuerst in den „Memoiren der Akademie", 1798—99 und Destutt's Ideologie gehört ihrer Wirkung nach schon ganz ins Empire.

Ebenfalls unter die Kategorie der Einbürgerung des Englischen in das Französische mußte auch David Hume gestellt werden, dem Hettner sonderbarerweise erst am Schluß seines Buchs, wo er die Ausbreitung der französischen Aufklärung nach dem Auslande bespricht, einen Platz gegeben hat. Hume war in England dasselbe, was Condillac in Frankreich: Fortbildner des Locke'schen Sensualismus, nur mit dem Unterschiede, daß Condillac zum Dogmatismus, Hume zum Skepticismus überging. Hume's philosophische Hauptwerke wurden in Frankreich selbst geschrieben. Sie erschienen von 1739—48. Hume war in den pariser Salons vollkommen heimisch und gefiel sich in denselben. Man kann ihn also nicht an das Ende des Processes exiliren, sondern muß ihn als einen wichtigen Coëfficienten innerhalb desselben behandeln.

Hettner hätte Maupertuis und Condillac zusammenstellen sollen, dann würde er auch wol für Robinet und Buffon den richtigen Ort entdeckt haben. Er subsumirt diese nämlich ebenfalls unter die Encyklopädisten und bringt sogar Robinet mit Holbach in einem abgesonderten Kapitel



zusammen. Das ist gar zu künstlich. Buffon hat mit den Encyklopädisten nichts zu thun. Seine pathetische Beschreibung der Erscheinungsformen der organischen Natur sowie sein „Versuch über die Epochen der Natur" sind Werke, die ganz für sich dastehen. Er war eine intuitive Intelligenz, welche die abstract-mathematischen Reflexionsschemata der Encyklopädisten mit lebendigen Anschauungen ergänzte. Die ersten Bände seiner „Allgemeinen Naturgeschichte" erschienen 1749. An Buffon mußte Bernardin Saint-Pierre angeschlossen werden. Hettner rechnet ihn zur „Schule" Rousseau's. Nicht aber seine politischen Ideen, sondern seine Naturanschauungen und sein Talent ihrer pittoresken Darstellung geben seinen Schriften ihren bleibenden Werth. Diese ganze descriptive Richtung mündete zuletzt in den Deutschfranzosen Cuvier. Was Robinet betrifft, so hat er weder mit den Encyklopädisten noch mit Buffon etwas zu thun. Wie er in Rennes fern von der pariser Gesellschaft lebt, so ist er auch in seinen beiden Hauptschriften von den Encyklopädisten ganz unabhängig. Erst 1778 kam er nach Paris, wo er Censor wurde. Hettner stellt ihn mit Holbach unstreitig deshalb zusammen, weil auch dieser ein „Système de la nature" herausgab. Allein die Robinet'schen Schriften „De la nature", sowie seine „Considérations philosophiques" (5 Bde., Amsterdam 1761—68) haben einen ganz andern Zweck. Sie sind ein Versuch, das Leibniz'sche Gesetz der Continuität auf die genetische Folge der Organismen anzuwenden; ein Vorläufer unserer heutigen comparativen Entwickelungsgeschichte, wie sie auch Diderot bei seinem „Entretien entre Diderot et d'Alembert" vorschwebte. Es sind natürlich zwischen Buffon, Robinet und den Encyklopädisten Berührungspunkte genug vorhanden, weil sie alle von der Erfahrung ausgehen, aber die Gleichheit einer allgemeinen Basis und die Aehnlichkeit der Denkweise reicht doch noch nicht aus, sie so, wie Hettner es thut, zu gruppiren.

Nicht weniger falsch scheint es zu sein, wenn Hettner Beaumarchais, indem er ihn mit Bernardin Saint-Pierre contrastirt, zur „Schule" Rousseau's rechnet. Auch die revolutionäre Wirksamkeit, die er ihm mit Recht zuschreibt, rechtfertigt diese Incorporation noch nicht, denn revolutionär in diesem Sinne wirkten auch Voltaire und Diderot, weil sie mit ihrer Kritik nicht weniger dem Bestehenden widersprachen. Beaumarchais gehört meiner Meinung nach jener großen Schichte sittenschildernder Literatur an, die Hettner mehrfach streift, ohne sie in ihrem wahren Zusammenhange zu fassen. Sie ging auch von England aus. Baco's „Sermones fideles" sind eigentlich ihre Grundlage, die von Addison und Steele mit reichem empirischen Material belebt ward und dann sowol in den Roman als in das Drama eindrang. Das Drama als bürgerliches, wie Marivaux, de la Chaussée, Diderot, Sédaine es

gestalteten, konnte nicht umhin, aus der Beobachtung der Wirklichkeit zu schöpfen. Der Roman verfolgte zwei Methoden. Entweder verkleidete er, um sich der Strenge der Censur zu entziehen, die Wirklichkeit in orientalische Formen, wozu Galland's Bearbeitung der arabischen Märchen, Hamilton's Nachahmung, Montesquieu's „Persische Briefe" den Anstoß gaben; oder er schilderte mit immer wachsender Kühnheit die Wirklichkeit auch in ihrer nackten wirklichen Form. Diese Gattung theilte sich wiederum in frivole Gemälde oder in Gemälde der Frivolität, welche den Kampf der Tugend mit ihr ausmalten, wie Marivaux in seiner „Marianne" noch vor Richardson that. Manche Schriftsteller haben beide Formen behandelt. Diderot's „Bijoux indiscrets" sind ein frivoler Roman; seine „Religieuse" dagegen ist ein Gemälde der in den Nonnenklöstern herrschenden Frivolität, weshalb Schlosser ihr auch einen historischen Werth beilegt. Es kann hier die Metamorphose dieser ganzen großen Literatur nicht gezeichnet werden. Lesage's „Diable boiteux" und sein „Gilblas" ist ihr Ausgangspunkt, Louvet's „Faublas" ihr Endpunkt. Zwischen diesen beiden Punkten sind die besondern Wendepunkte Prevost's „Manon Lescaut" (1739), der erste Prototyp einer Grisettenehe mit aller naiven Glut und allem Cynismus sinnlicher Leidenschaft, und Rousseau's „Julie" (1759—61), der Roman des moralischen Ehebruchs mit allem Raffinement der Sophistik der Leidenschaft. Beaumarchais aber enthüllte und besiegte in seinen Processen wie in seinen Dramen die Frivolität der Aristokratie. Sein „Figaro" sprach von der Bühne das Selbstgefühl aus, zu welchem der tiers état sich politisch erhoben hatte.

In seinem zweiten Buch hat Hettner, wie wir sahen, Voltaire, Diderot, Rousseau, einander folgen lassen. Sollte aber nicht Voltaire und Rousseau der wahre Gegensatz sein? Dies ist bisher auch die gewöhnliche Auffassung gewesen und noch 1856 hat bei uns Bona Meyer Voltaire und Rousseau in einer eigenen Schrift als Antithese behandelt. Sie waren im Schicksal, in der Lebensart, in der Schriftstellerei, im Handeln sich durch und durch entgegengesetzt. Sie starben beide 1778 und ruhen jetzt nebeneinander im Pantheon. Diderot, der mit beiden verkehrte und 1784 starb, ruht in der Kirche Laroche. Er verkehrte mit beiden, blieb lebenslang der achtungsvolle und geachtete Freund des Patriarchen von Ferney, brach aber nach sechszehnjährigem oft intimen Umgange mit dem Eremiten von Montmorency. Er hat, weil die Kritik in ihm einen wissenschaftlichen Ernst gewann, weil er den Kampf gegen die Vorurtheile und deren Intoleranz principiell führte, kritisch einen Standpunkt, der über den von Voltaire und Rousseau hinausgeht. An productiver Energie stand er beiden nach, aber an Gründlichkeit, universeller Bildung und an Männlichkeit des Charakters übertraf er

beide. Ihn, wie oft geschehen und auch Hettner es thut, nicht blos in particulären Coincidenzpunkten, sondern durchweg mit Lessing zu vergleichen, ist zwar eine große Ehre für ihn, bringt jedoch falsche Beleuchtungen hervor, denn Lessing's Verhältnisse im Deutschland lagen ganz anders. Gewiß theilte Diderot mit Lessing die Polyhistorie und die unerschütterliche Hochachtung vor der objectiven Wahrheit; allein seine Situation in Paris, im Mittelpunkt einer absoluten Monarchie, auf jedem seiner Schritte von den Jesuiten und einem fanatischen Klerus verdächtigt und angegriffen, Chef eines umfangreichen, langwierigen Unternehmens, stellte ihn so völlig anders, daß man die Parallele auf besondere Punkte beschränken muß. Hettner hebt nun an Diderot vorzüglich den Materialismus und Atheismus hervor. Die Geschichte, wie Diderot zu diesem Standpunkt kam, hätte wohl etwas genauer dargelegt werden sollen. Diderot erhielt sich übrigens von aller Intoleranz des atheistischen Dogmatismus frei, denn er verlor niemals die Bescheidenheit, zuzugestehen, daß noch eine ganz andere Lösung des Räthsels unsers Daseins möglich sein könnte, als der Materialismus sie gibt. Was ihn zu diesem hinzwang, war die Erfahrung, daß wir zwar die Materie Leben, Seele, Geist, nicht aber umgekehrt den Geist Materie werden sehen. Darüber konnte er theoretisch zuletzt nicht mehr fort. Hettner hat die Geschichte der „Encyklopädie" dem Leben Diderot's vorangeschickt; wol nicht mit Glück, da sie das Centrum seiner ganzen Thätigkeit ausmacht. Sonderbarerweise nennt auch Hettner, der sich doch mit den Sachen selbst bekannt gemacht hat, die „Encyklopädie" ein Parteiorgan, während doch in der That ihr Standpunkt der der damaligen allgemeinen europäischen Bildung, die geschmackvoll geläuterte Quintessenz alles damaligen Wissens und Könnens war. Man vergesse doch nicht, daß etwa zwei Drittel des Materials, das wir in unserer Durchschnittsintelligenz antreffen, durch die Artikel der „Encyklopädie" formulirt ist, die unaufhörlich abgeschrieben wurden und in unsere Conversationslexika und Handbücher übergingen. Seit 1782 redigirte man auch eine Ausgabe derselben in methodischer Ordnung, indem man die dem Inhalt nach verwandten Artikel vereinigte und durch Supplemente die Lücken, die sich ergaben, ausfüllte. Quatremère's de Quincy berühmte „Geschichte der Baukunst" gehört bekanntlich zu diesen Ergänzungen.

Für die Beurtheilung Diderot's muß zwischen den Schriften, die bei seinen Lebzeiten gedruckt wurden, und zwischen den ungedruckten, die nach seinem Tode erst allmählich veröffentlicht sind, offenbar unterschieden werden. Geschrieben hat er die einen wie die andern, allein eigentlich gewirkt hat er während seines Lebens doch nur mit den gedruckten. Die „Promenade d'un sceptique" z. B., eine düstere Polemik gegen den Offenbarungsglauben, ist in Diderot's Entwickelung unstreitig ein Mo-

manité ou le tableau de l'indigence", und das Lustspiel Diderot's, das zuerst unter dem Titel „Le prologue", dann in den „Oeuvres posthumes" vollständig aus Grimm's Nachlaß unter dem Titel: „Est-il bon, est-il méchant?" gedruckt wurde, gänzlich ignorirt, da sie doch den Blick über den Dramatiker Diderot wesentlich erweitern.

Helvetius und Holbach hätten im Gegensatz zu d'Alembert's skeptischem Moderantismus als diejenigen gefaßt werden müssen, welche den materialistischen Standpunkt übertreiben, der erstere mit geistreicher Oberflächlichkeit, der zweite mit dogmatischer Starrheit in einer Unzahl von anonymen und pseudonymen Schriften, unter welch letztern das „Système de la nature", 1770, am bekanntesten geworden. Die Charakteristik des Salons läßt Hettner auf die Geschichte der „Encyklopädie" folgen. Sie mußte ihr unstreitig vorangehen. Grimm's Correspondenz, welche Hettner an den Schluß des zweiten Abschnitts setzt, konnte damit verbunden werden. Wir setzen hierbei jedoch voraus, daß die Darstellung Rousseau's derjenigen Diderot's voraufgegangen wäre.

Was die materialistische Sittenlehre anbetrifft, so scheint uns Hettner hier weder dem sachlichen Zusammenhange noch der Chronologie genügt zu haben. Er nennt Lamettrie, Helvetius, Saint-Lambert und Volney als Vertreter derselben. Wir glauben, daß er zuerst die Einwirkungen der Locke'schen Psychologie auf die Moral, sodann die Einwirkungen der Moral auf die Politik, endlich den Uebergang der Politik zum wirthschaftlichen Socialismus und von hier zur aggressiven Kritik des bestehenden Staates selbst hätte nachweisen müssen. Psychologie, Moral, Politik, Nationalökonomie hängen bei diesen Schriftstellern so innig zusammen, daß eine strenge Unterordnung einer Schrift unter die eine oder andere Kategorie oft unmöglich fällt. Doch sehen wir Vauvenargues, Duclos, Quesnay, Morelly, Mably, Raynal, Galiani, Saint-Lambert, Volney mit Voltaire, Rousseau, Diderot, Holbach auf dem praktischen Gebiet im Grunde alle unter verschiedenen Formeln das nämliche Ziel: Humanität, verfolgen. Den Glauben an die Kirche hatten diese Menschen verloren, aber die christliche Liebe war ihnen unter andern Benennungen geblieben. Selbst im Leben konnte man kaum menschenfreundlicher, wohlthätiger sein, als Helvetius, Voltaire, Holbach es waren. Hettner hat die Oekonomisten, die materialistischen Sittenlehrer und die Schule Rousseau's, wie er sich ausdrückt, in drei verschiedene Abschnitte vertheilt, eine Zersplitterung, welche der Sache nicht günstig ist und große Irrthümer enthält. Wenn man z. B. von einer Schule spricht, so muß doch ein Meister da sein, von welchem die Schüler abhängen. Nun sollen nach Hettner Morelly, Mably, Raynal und Galiani Rousseau's Schule ausmachen. Wie ist das möglich? Morelly's „Code de la nature" erschien bereits 1755 und galt allgemein als ein

Werk Diderot's, in dessen Werke es auch aufgenommen wurde. Noch 1846 übersetzte es Moritz Arndt in diesem Glauben und begleitete es mit einer ausführlichen, höchst lesenswerthen Kritik. Was hat Morelly mit Rousseau zu schaffen? Mably aber war nicht nur ein Zeitgenosse, sondern auch Vorgänger Rousseau's. Demogeot in seiner Literaturgeschichte Frankreichs nennt ihn sogar geradezu Rousseau's Lehrer. Mably's erste, später umgearbeitete Schrift: „Parallèle des Romains et des Français", erschien bereits 1740 und sein „Droit publique de l'Europe" 1748. Er war ein in sich fertiger Schriftsteller, als Rousseau 1753 sich in die culturpolitische Literatur wagte. Raynal, der Exjesuit, der Bekämpfer der Sklaverei, dessen Hauptwerk, „Die Geschichte beider Indien", 1773 herauskam, um sofort auf Parlamentsbefehl verbrannt zu werden, gehört entschieden dem Kreise Diderot's, der selbst, nach Raynal's Ueberlieferung, einen großen Antheil an jener Geschichte hatte. Dasselbe gilt von Galiani, der ein stehendes Mitglied der Gesellschaft in Holbach's Landhaus von Grandval war und dessen Hauptschrift über den Kornhandel Diderot gegen Morellet's Angriff in einem Briefe vertheidigte („Oeuvres de Diderot", Edit. Brière, XII, 382). Es ist also nicht der geringste Grund vorhanden, diese Männer als Rousseau's Schule zu bezeichnen. Es ist nicht abzusehen, warum dann nicht auch Diderot zur Schule Rousseau's gezählt werden sollte, denn er ist ihm in praktischer Hinsicht, im Ekel an den Lastern der Hypercultur, in der Sehnsucht nach einfachen, natürlichen Zuständen ebenfalls innigst verwandt.

Diese ganze Literatur ist das wissenschaftliche Seitenstück zu der Bewegung des socialen Romans und Dramas, wovon oben die Rede war, weshalb es auch Uebergänge zwischen ihnen gibt, wozu man namentlich Memoiren, Briefe und sociale Genrebilder, wie Mercier's „Tableau de Paris", rechnen kann. Von Marmontel schweigt Hettner ganz, aber er schweigt auch von Fréret, Boulanger und Dupuis. Verdienten sie keine Erwähnung? In einer Geschichte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts sollte doch die historische Kritik der Religionen nicht fehlen.[1] Fréret's „Examen des apologistes du christianisme", 1749; Boulanger's „Antiquité dévoilée par ses usages", 1766, und Dupuis' „Origine de tous les cultes", 1794, sind eine consequente Folge von Untersuchungen, deren Resultate die Reflexion wieder zu vielen Hypothesen über den Ursprung der Religionen ermuthigte.

Hettner hat sich Rousseau's Gefühlsidealismus als den Gegensatz zum Diderot'schen Materialismus gedacht und daher mit Rousseau den Schluß gemacht. Rousseau steht der Revolution näher, wenn man die ostensible Wirkung seines „Contrat social" erwägt. Hettner spricht zuletzt noch über den Unterschied von Reform und Revolution. An Stelle



dieser abstracten Betrachtungen hätte er den Schluß seines Buchs in dem Leben und den Schriften des Mannes suchen sollen, der aus der theoretischen Vorbildung der Revolution in dem Proceß der Literatur den Uebergang zur That machte; des Mannes, der in seinem Geschick alle Schattenseiten der damaligen Aristokratie, alle Romantik kecker Abenteurerei, alle Qualen langer Gefangenschaft erfahren hatte; des Mannes, der in seiner Schriftstellerei alle Richtungen, die wir bisher kennen gelernt haben, reproducirte, den lasciven Roman nicht ausgenommen; des Mannes, der im Kampf mit dem eigenen Vater zu jener revolutionären Entschiedenheit gelangt war, die ihn den Abgeordneten des Königs jene berühmte Antwort geben ließ, durch welche die Souveränetät der Nation der des Fürsten coordinirt ward. Mirabeau's Schrift „Sur le despotisme" erschien 1775. Die geheimen Verhaftbefehle, deren Opfer er selbst so viele Jahre geworden, waren der Dämon, der die Ruhe, das Glück, die Freiheit jeder Person unaufhörlich mit seiner Tücke bedrohte. Im Gefängniß zu Vincennes verfaßte Mirabeau seine unsterbliche Schrift: „Des lettres de cachet ou des prisons d'état." Sie erschien 1782 zu Neufchatel. Sie war der Fußtritt, mit dessen Riesenstoß er den Götzen des Absolutismus stürzte. Mit Mirabeau's Tod im April 1791 endet das Zeitalter der französischen Aufklärung. Es beginnt das Zeitalter der Revolution, in dessen Proceß wir noch immer befangen sind und aus dessen ewigem unheimlichen Gären Europa nicht durch die französische, nur durch die deutsche Nation befreit werden kann, sobald sie nur wagte, sie selbst zu sein.

Wir haben Hettner's sachliche Einfachheit in der Darstellung gerühmt. Bei einer Wiederbearbeitung seines Werkes möchten wir ihm aber den Rath geben, hier und dort das eigenthümliche Colorit der Autoren mehr durchschimmern zu lassen, eben weil es, wie Hettner selbst bemerkt, nicht sowol der Inhalt als die Form ist, durch welche die Franzosen eine so außerordentliche Wirkung erreichten. Bersot in seinen vortrefflichen „Etudes sur le 18me siècle" (Paris 1855) steht Hettner in der Gruppirung insofern nach, als er im ersten Theil eine allgemeine Studie, im zweiten eine besondere gibt, welche Voltaire, Rousseau, Diderot und Montesquieu enthält. Er hat das Allgemeine mit dem Besondern noch nicht in jene lebendige Wechselwirkung zu setzen gewußt, nach welcher Hettner strebt; aber in der Darstellung des Details, ich leugne es nicht, ist er anziehender als Hettner, der von dem höchst gewählten Material, das von Bersot verarbeitet ist, zu meinem Erstaunen fast gar keinen Gebrauch gemacht hat.

Trotz aller dieser kleinen Ausstellungen, die sich gegen Hettner's Anordnung des Stoffs und gegen die Form seiner Ausführung machen

image
not
available

jetzt bis Frankenmarkt befahren, und der Benutzung der schon seit Monaten vollendeten Bahnstrecke von Rosenheim bis Traunstein sehen wir in diesen Tagen (1. Mai) entgegen, womit den Freunden schöner, zum Theil noch wenig bekannter Gebirgsgegenden neue Gelegenheit zu reizenden Gebirgsausflügen geboten wird, die wir den geneigten Lesern kürzlich andeuten wollen.

An der langen Linie von Holzkirchen bis Salzburg liegen die grünen Berge im Morgenlichte klar und einladend vor uns, und hinter ihnen die Alpen mit ihren Schnee- und Eisgipfeln, die natürliche Grenzmarke Deutschlands und Italiens. Wie diese sind sie reich an lieblichen Landschaften und zahlreichen Seen, die von ihnen malerisch umschlossen werden, und es mag uns daher wiederholt vergönnt sein, darauf aufmerksam zu machen, zumal da die bairischen Gebirgsgegenden für den Touristen noch die Annehmlichkeit bieten, daß in denselben namentlich im Vergleich mit Tirol viel billiger und viel besser zu zehren ist.

Das bairische Hochland mit dem dazu gehörigen Theile Oberschwabens reicht von den östlichen Ausläufern des hohen Pfändergebirgs am Bodensee bis herunter zur Felsenzinne des Watzmann und der weißen Dolomitspitze des hohen Göll, die ihren Fuß in den schönen Königssee tauchen bei Berchtesgaden.

Was man bairisches Gebirge nennt, ist demnach, wie ein Blick auf die Karte zeigt, jener von West nach Ost sich ausdehnende grüne Berggürtel, der, die Hochalpen im Rücken, die vor ihm liegende weite bairische Hochebene abschließt. Es ist diese das uralte bairische Stammland, ein gar schöner Fleck unsers deutschen Vaterlandes. Je näher man von der Donau herauf, die alle Gebirgsströme in sich aufnimmt, den Bergen kommt, eine um so größere Mannichfaltigkeit landschaftlicher Reize eröffnet sich vor dem Beschauer. Schon in Schubert's „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg und Tirol" haben diese Gegenden ihren Lobredner gefunden; seitdem ist von reisenden Malern und ferienlustigen Studenten der Ruhm oberbairischer Landschaft vielfach durch Wort und Bild verbreitet worden, und sie verdient es auch. Sie ist das Mittelglied zwischen dem romantischen Bregenzerwald und dem schönen Salzkammergut, die Avenue Tirols, dessen stolze Ferner weit hinaus leuchten in die bairische Ebene wie hinunter in die sonnigen Fluren der Lombardei.

Nun findet aber nicht jeder Muße, den Wanderstab bis zu den Traubengeländen des Etschlandes zu tragen, oder eine Rast zu halten in den duftenden Orangenhainen der Borromäischen Inseln; vielen genügt schon eine kleinere Tour in unsern Bergen und erfrischt eine Villeggiatur an den freundlichen Seegestaden des bairischen Gebirges. So übel ist es auch nicht, schöne Sommerabende zu verleben in Egern oder in Rottach

am Tegernsee, schmackhafte Forellen zu genießen bei der Fischerliesl von Schliers, der einstmals so stattlichen blonden Donna del Lago, oder beim Weber an der Wand zu sitzen, wenn die mächtigen Felsenzacken des Wilden Kaiser in wundervoller Abendbeleuchtung glänzen, oder bei den Malern zu Brannenburg am Inn, oder denen auf der Fraueninsel im Chiemsee, wo diese gern ihre Herbergen aufschlagen, schöne Bilder malen und Scherz und Kurzweil treiben den Sommer über; oder stillere Seitenthäler zu suchen, und am frühen Morgen mit dem Reiter Alois in Marquartstein fischen gehen an der Achen hinauf, die aus dem Pinzgau kommt, gegen Wössen, wo die Sennhütten vom Hoch gern so freundlich herunterschauen ins enge Thal und die Sennerinnen juchetzen, daß es widerhallt u. s. w.

Es gibt Sonderlinge, die gerade den vielbesuchten Orten ausweichen, weil sie auf dem Lande ungenirt sein wollen; die das schöne Tegernsee meiden, weil man dort, wie sie behaupten, sich ohne Glacéhandschuhe und lackirte Stiefel nicht sehen lassen kann; die an einer Wirthstafel, nicht an einer Table d'hôte essen wollen, und die Bademusik beim Speisen gar nicht aushalten können! Solche Feinde von ihresgleichen, meist an lockern Gebirgsjoppen und genagelten Bergschuhen kenntlich, suchen wenig bekannte Dörfer und Thäler, wo der Bauer auf dem Felde einem fremden Gesichte eine lange Zeit erstaunt nachschaut, wo die Wirthin ihren Gast über Namen und Stand und das Woher und Wohin ebenso gewissenhaft als treuherzig ausfragt, und wo die Zither das einzige Instrument ist, das uns begegnet.

Eine ganze Reihe solcher minder betretenen Landschaften liegt an und in den Thälern, die sich an der Bahnlinie von Rosenheim bis zur Stadt Traunstein gegen den ehemaligen Chiemgau öffnen. Gleich am rechten Ufer des Inn, dem Schlosse Brannenburg fast gegenüber, liegt auf einem Felskegel das Schloß Neubeuern und hinter demselben in halbstündiger Erhebung ein völlig abgeschlossenes reizendes Hochthal, der Samerberg genannt, da vor Zeiten wie über den Bregenzerwald auch über diese Höhen nur Saumpfade führten. Vier Gemeinden liegen auf dem Samerberge zerstreut, ihre Häuser in größern und kleinern Gruppen, und die vier Kirchen, von denen eine, Steinkirchen, auf dem nördlichen Bergrande weit hinaus in die Ebene schaut, vertheilen sich so freundlich und übersichtlich über die Höhen und Thalniederungen, daß die liebliche Landschaft, die ganz am Fuße des pittoresken Heuberges (4274 Fuß) und der Hoch-Riß (4772 Fuß) ruht, von einem jeden neuen Standpunkte aus an Reiz gewinnt. Wer bei Brannenburg über den Inn gefahren ist, pflegt nach dem schönen Nußdorf hineinzugehen, und von dort durch das wahrhaft romantische Mühlthal auf den Samerberg zu steigen; an den sulzberger Höfen vorüber gelangt man nach Stoß-



holzen (Kirche St.-Bartholomä) und an die gute Straße, die jetzt über den ganzen Berg führt; in einer kleinen Stunde nach dem Hauptorte desselben Dorf Thörwang; doch ist vorzuziehen, von Stoßholzen links, die Höhe anzusteigen nach Steinkirchen hinauf und auf dem Grate mit lieblichster Aussicht in die Ebene und ins grüne Thal zur rechten bis Thörwang fortzugehen. Auf diesem schönen Wege übersehen wir mehr denn 60 Thurmspitzen und die ganze Bahnlänge von Rosenheim bis an den Chiemsee liegt zu unserm Füßen. In der Nähe der Station Endach biegt diese an den früher nie genannten, langgestreckten grünen Simsee ein (2 Stunden lang und ½ Stunde breit) und führt ähnlich der Bahnlinie zwischen Wallenstadt und Wesen im Rheinthale hart am Seeufer hin, um bei der nächsten Station Prien die Ufer des großen Chiemsee zu erreichen. Dahin gelangt man auch vom Samerberge herunter über Fraßdorf und das schöne am Wege stehende altpreisingische Schloß Wildenwart. Wen aber die hübsche Lage des Samerberges zu fesseln weiß, der wird von Thörwang zur vierten Kirche des Berges hinübergehen, nach Grainbach, ein Weg, der sich bequem in 20 Minuten zurücklegen läßt und den schönsten Ueberblick über das ganze, gegen Westen sich vertiefende Hochthal bietet, dem gegenüber jenseit des Inn die hohen Bergstöcke des Wendels- und des Breitenstein mächtig emporragen. Von Grainbach am Fuße der Rißberge über die Riesalalm zur Hofalpe hinüberzusteigen, ist eine nicht genug anzuempfehlende Bergwanderung. Der Weg führt an dem Bauernhofe, der Dedl in der Winterstube genannt, vorbei, der gleich unter der Riesalalm liegt und woselbst man gut Rast halten und sich bewirthen lassen kann. Von der schönen Hofalpe, die zum Schlosse von Hohenaschau gehört, ist eine herrliche Aussicht auf den nahen Chiemsee; die schöne vielzackige Campenwand liegt gegenüber und das schmale grüne Thal von Aschau, Dorf und Schloß in der Tiefe. Die ganze Partie von Grainbach über die Almen nach Niederaschau erfordert nicht volle drei Stunden. Das schöne Dorf Prien ist vom Chiemsee eine halbe Stunde entfernt. Auf dem großen Wasserspiegel bewegt sich ein Dampfschiff, mit dem man in kurzer Frist die prachtvolle Herreninsel und die kleine Fraueninsel besuchen kann. Herrenwörth und Frauenwörth trugen einst mächtige Klöster, denn das Benedictinerstift von Herren-Chiemsee hatte zahlreiche Besitzungen in Tirol. Die Pfleger von Chiemsee saßen auf der Burg Lichtwer, deren Ruine noch heute im Innthale bei Brixlegg unweit der Ruine Kropfsberg auf grünem Hügel ruht; während das Zillerthal und Vorderdux salzburgisch waren.

Die reizende Herreninsel, mit Feld und Wald in einem Umkreise von zwei Stunden, ist eine halbe Stunde vom westlichen Ufer (Prien). Eine Viertelstunde davon liegt die an Umfang viel kleinere Fraueninsel.

Herrenwörth mit seinen hochliegenden Ufern, fruchtreichen Gründen und herrlichen Laubwäldern ist ein wahres Paradies. Es mag ein schöner Anblick gewesen sein, hier einst an hohen Fest- und Feiertagen von allen benachbarten Ufern die Kähne heranschwimmen zu sehen mit dem stattlichen Volke in seinem Sonntagsschmucke! Seit aber nach der Klosteraufhebung (1803) der erste weltliche Besitzer desselben die Klosterkirche in ein Brauhaus verwandelte, kommt das umwohnende Landvolk nicht mehr so zahlreich auf die schöne Insel, die den Fremden stets mit Bewunderung erfüllt. Dagegen ist das Nonnenkloster von Frauenwörth seit 1837 wieder in Aufnahme gekommen, und der altersgraue Thurm mit seinem mächtigen Geläute spiegelt sich an stillen Sommerabenden in der klaren grünen Flut. Nach einer noch nicht ganz verklungenen Sage vernimmt man oft nachts, während auf der Insel selbst alles still und im Schlummer liegt, drüben in Feldwies und Ueberſee die Glocken von Frauenwörth und sieht die Fenster der Klosterkirche erleuchtet; immer ein Zeichen, daß auf dem See in nächtiger Stunde ein Menschenleben zu Grunde ging; wer es gewahrt, betet ein Ave-Maria für die arme Seele! Die Insel ist klein, hat kaum eine Viertelstunde im Umfange; rings an den Ufern liegen die Wohnhäuser der Fischer, und unfern des Klosters das Gasthaus von Thumser, seit Jahren eine vielbesuchte Künstlerherberge; Ruben, der Director der Akademie in Wien, Haushofer, dessen schöne Bilder alle den Chiemsee verherrlichen, haben Töchter dieses Hauses heimgeführt. Man braucht übrigens nicht ein Maler zu sein, um die Aussicht unter der Linde über den Weitsee hin und die nahen südlichen Berge reizend zu finden; der Hochgern zunächst, dann die Hohenstaufen, endlich aus dem berchtesgadener Ländchen Watzmann und der hohe Göll (7800 Fuß), dessen weiße Spitze in der Abendbeleuchtung röthlich schimmert.

Doch kehren wir zu dem gewöhnlichen Ausgangspunkte für die Besucher des Chiemsee nach Prien zurück. Es ist eins der schönsten südbairischen Gebirgsdörfer, durch den malerischen Bau seiner stattlichen Pfarrkirche, seine offene, nur gegen die Nordwestwinde gedeckte Lage, seine freundlichen Wohnhäuser, in denen für die Aufnahme von Fremden ziemlich gut gesorgt ist. Die nächste Haltstation Bernau liegt nahe; ein Stellwagen bringt uns in einer Stunde in das obenerwähnte grüne Thal von Aschau.

An dem Prienbach, der aus demselben herauskommt, liegt das liebliche Dorf und das vortreffliche Gasthaus, das beste und besuchteste der ganzen Umgegend, das wir allen anempfehlen, welche in der Nähe des Chiemsee oder überhaupt in der südbairischen Gebirgsgegend eine Villeggiatur halten wollen.

Nicht weit vom Dorfe erhebt sich auf steilem Felskegel das alte



Schloß Hohenaschau, dessen Rüstkammer vor noch nicht langer Zeit einen Reichthum der schönsten alten Rüstungen enthielt; leider ist nur wenig mehr davon zu sehen. Hinter dem Schloß verengt sich das Thal bis Sacharang; über den Wildbühel gelangt man in die Niederung des Innthal hinaus, und links an den leider wenig gekannten kleinen aber schönen Walchsee, drei Stunden von Kufstein entfernt. An der Bahnlinie folgen nun die Dörfer Rottau, Grassau und Uebersee (Station), ganz am See liegend und in seinem Rücken der grüne Kegel des Hochgern (5350 Fuß). Er gleicht der Hohen Salve bei Wörgl und bietet eine schöne Aussicht auf die Tauernkette, die Loferersteinberge, das Wiesbachhorn (10759 Fuß) u. s. w. Man besteigt ihn gern und leicht, die zahlreichen Almen liegen auf seinem südlichen Rücken, von Marquartstein oder Unterwössen aus, in denen sehr wohlbestellte Landwirthshäuser zu treffen und gute Einkehr zu halten ist. Die grüne rauschende Ache strömt an ihnen vorbei, die uns ins weite Kesselthal von Kössen (in Tirol) den Weg zeigt, und wenn wir an ihr aufwärts fortwandern wollen, um nach St.-Johann und das liebe Städtchen Kitzbühel, wo der prachtvolle Wilde Kaiser und das Kitzbühlerhorn (6031 Fuß) unsere Aufmerksamkeit fesseln; letzteres verdient eigentlich so recht der Rigi Tirols genannt zu werden. Auch die folgende Station Grabenstatt ist fast am See, der noch vor 40 Jahren mit seinen grünen Wellen an die Gestade der alten Hofmark schlug. Hier mündet nahe das Wiesenbachthal aus, in dem das malerisch schöne Dorf Ruhpolting den Wanderer zur Ruhe ladet, ehe er die prachtvolle großartige Gebirgslandschaft betritt, die ihn über Inzell und an dem einsamen Thumsee vorüber nach Reichenhall geleitet. Wer die genannten Seitenthäler nicht aufzusuchen kam, möge übrigens von Uebersee aus, es lohnt sich gewiß, zwischen der Bahnlinie und den Bergen eine Strecke zu Fuß durchmachen; das Hüttenamt Bergen, Bad Adelholzen, Ruhpolting, der hochliegende schöne Wallfahrtsort Maria-Eck sind reizende Punkte auf dem Wege nach Traunstein oder Reichenhall. Wir werden auf sie zurückkommen müssen, wenn wir die letzte Strecke der Eisenbahnlinie schildern, die von Traunstein weg uns in die reizend gelegene einst fürstbischöfliche Residenzstadt Salzburg bringt.

Gedichte.

I. Das letzte Lied.

Von

Robert Prutz.

"Nein, Männchen, nein, so geht das nicht,
Wer zahlen kann, der soll nicht borgen,
Ein jeder Tag hat seine Pflicht,
Wo Pflichten sind, da sind auch Sorgen.
Das ew'ge Singen und Schalmein
Von früh bis in die Nacht hinein,
Nun ja, ich will es just nicht schelten:
Doch in der Kammer nebenan,
O horch, wie kräht der kleine Mann,
Das ist ein Lied, das lass' ich gelten.

„Du wiegst den Kopf? Du schweigst? Du lachst?
Und willst dich gar von dannen schleichen?
Ei ja, ich weiß schon, wie du's machst,
Das sind so auch von deinen Streichen.
Du denkst, ich selber hört' dich gern
In Zeiten, die nicht allzu fern,
Des Abends unterm Lindenbaume:
Rings um dich her stand klein und groß,
Sie alle lauschten athemlos,
Du aber saßest wie im Traume....

„Du lieber Gott, das war einmal,
Was läßt sich weiter dazu sagen?
Die Welt ist voller Noth und Qual,
Solang man lebt, muß man sich plagen.
Als deine Lieder mich erbaut,
Da waren Bräut'gam wir und Braut,
Da hing der Himmel noch voll Geigen;
Nun heißt es Eh'stand Wehestand,
Nun, Bauer, nimm den Pflug zur Hand
Und laß die Lieder endlich schweigen.

„Da, sieh' hinauf, der Riß im Dach,
Die Thüre dort will auch nicht passen —
Rasch, nimm den Hobel, hilf ihr nach,
Wer wird sich da erst nöth'gen lassen?
Auch ist das Land erst halb bestellt,
Und dann das Unkraut auf dem Feld,

Im Garten fehlt's an allen Enden,
Bald klirrt das letzte Geld im Sack,
Und hungern ist nicht mein Geschmack —
Nein, lieber Mann, das muß sich wenden!"

Und er darauf, und streichelt ihr
Mit flücht'gem Kuß die braune Wange:
„Hast recht, lieb Weib, ich danke dir,
Auch spürt' ich selber es schon lange.
Es ist die Zeit nicht mehr wie einst,
Doch auch kein Grund, weshalb du weinst
Und dir den Kopf beschwerst mit Grillen:
Das bischen Geld, das ist nur Quark,
Sieh' her, mein Arm ist jung und stark
Und deinen Kummer will ich stillen.

„Da, meine Hand! Ein Mann ein Wort,
Und für das and're laß mich sorgen!
Und schließ' nur gleich die Zither fort —
Das heißt, noch heute nicht — erst morgen!
Heut' laß noch einmal sorgenfrei,
Der jungen Lerche gleich im Mai,
Durch Feld und Wald mich müßig streichen —
Und dämmert morgen kaum der Tag,
Da sollst du sehen, ob ich mag
Dem besten Knechte mich vergleichen."

Er trat hinaus; die Sonne sank
Leis glühend in des Stromes Fluten,
Und sein entzücktes Auge trank
Den letzten Schimmer ihrer Gluten.
O wunderschöne Gotteswelt!
O Silberstrom! o grünes Feld,
Drauf sich die gold'nen Aehren neigen!
Du weiter Himmel, mild und blau!
Ihr Blumen, feucht vom Abendthau,
Ihr kleinen Vögel in den Zweigen!

Er aber stand und sah es an,
Als wär' bis heut er blind gewesen;
Nichts rührte sich im grünen Tann,
Nur fern die Rehe hört' er äsen.
Das Herz war ihm so weich, so wund,
Es braust ihm in der Seele Grund,
Die Stirne glüht, die Pulse dröhnen,
Und wie die Blume streut den Duft,
So läßt er durch die Abendluft
Sein Lied, sein letztes heut' ertönen!

Er sang Valet der schönen Zeit,
Da er mit brünstigem Verlangen
In wonnevoller Einsamkeit
Natur, an deiner Brust gehangen;
Er sang Valet dem Morgenroth,
Dem er die ersten Lieder bot,
Wenn kaum die Lerche sich erhoben,
Und sang Valet der frommen Nacht,
Die singend er herangewacht,
Er und die ew'gen Sterne droben!

Er sang: „O Berg und Strom und Thal!
Im Felsengrund ihr kühlen Quellen,
Ihr holden Blumen sonder Zahl,
Ihr Vögel, meine Spielgesellen!
O wohl, ich war mit euch ein Kind,
Nun werd' ich wie die andern sind,
Nun heißt's erlisten und erraffen;
Der Schönheit Kranz ist abgeblüht,
Nun, allzu zärtliches Gemüth,
Nun rüste dich mit andern Waffen.

„Sei du mein Erbe, Nachtigall,
Du Königin im Bettlerkleide,
Dir geb' ich meine Lieder all,
Dir meine Seufzer, da ich scheide!
Und du geliebter Abendwind,
O du so mitleidvoll, so lind,
Nimm du mein Herz auf deine Schwingen,
Mein tönendes, und wehe du
Der müden Welt die Lieder zu,
Die ich nicht länger mehr darf singen!

„Und doch verstumme ich nicht ganz!
Ich werde singen sonder Worte,
Im Sonnenschein, im Sternenglanz,
Zu jeder Zeit, an jedem Orte.
Wohl schafft und wirkt die schwiel'ge Hand,
Die liebe Zither ist verbannt,
Doch tönen meiner Seele Saiten,
Und geh' ich keuchend hinterm Pflug,
So soll'n in unsichtbarem Zug
Doch meine Lieder mich begleiten.

„Und kommt die stille Nacht heran
Mit ihrem thauigen Gefieder,
Und senken sich dem müden Mann
Zu frühem Schlaf die schweren Lider:

O dann vielleicht im Traume doch
Vernehm' ich jene Weisen noch,
Die ewig mir im Herzen klingen,
Und was der strenge Tag versagt,
Im gold'nen Traume wird's gewagt,
Im Traume wieder darf ich singen!"...

Da hinter ihm, o horch, was rauscht
Gleich wie von ungestümen Tritten?
Ein Weidmann hatte ihn belauscht,
Nun kam er eilig hergeschritten:
Der reichste Graf im Frankenland,
Man hieß ihn nur die off'ne Hand,
Den Freund der Dichter und der Frauen;
Er hatte Gold wie Sand am Meer,
Auch war sein Name weit umher
Bekannt in allen deutschen Gauen.

„Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solche Vögel sollen schweigen!
Ich nehme dich, o Mann, in Pflicht",
So rief der Graf mit mildem Neigen.
„Siehst du das Häuschen dort am Rain,
Den Berg daran voll Korn und Wein?
Schlag' ein! da sollst du künftig leben.
Was nützt das Gold im Kasten mir?
Ein schön'res Kleinod haben dir
Die ew'gen Götter doch gegeben.

„Nein, rede nichts von Scham und Dank,
Ich lasse mir den Tausch gefallen;
Wie soll dein schmetternder Gesang
In meiner Seele widerhallen!
Doch bist du für mein Schloß zu stolz,
Komm' ich hinab zu dir ins Holz,
Wo die verschwieg'nen Quellen springen,
Da sollst du, närrischer Gesell,
Wol jeden Morgen, morgenhell,
Mir mit den Vögeln Wette singen.

„Nun zaud're nicht, schlag' muthig ein,
Ich könnte fordern und ich bitte —
Mit Weib und Kindern tritt herein,
Und Gott gesegne deine Schritte!" —
O edler Graf von Frankenland!
Man hieß ihn nur die off'ne Hand,

Den Freund der Dichter und der Frauen; —
Doch ist das nun schon lange her
Und solche Grafen sind nicht mehr
In deutschen Landen zu erschauen.

II. Trotz alledem!

Von

Hans Hopfen.

Du Volk von Denkern und von Dichtern, sage:
Stand denn an deiner wälderdunklen Wiege
Der Geist der Zwietracht und der ew'gen Plage,
Daß er für alle Zukunft deine Siege
Im Mark des Lebens mit dem Fluche schlage,
Daß vor der eig'nen blinden Wuth erliege
An selbsterzeugten, selbstgeschwung'nen Waffen,
Was du in höchster Gunst dir selbst geschaffen?!

Was hilft es, daß die Völker aller Zonen
Sich in die Schätze deines Wissens kleiden,
Daß um der Künste hehrste Lorberkronen
Die Götter dieser Erde dich beneiden,
Wenn sich die Männer, die dein Land bewohnen,
In ewig neugebor'nem Hader scheiden,
Wenn jeder Räderschwung der Weltgeschichten
Durchs Herz dir fährt, dein Bestes zu vernichten?

So sagt' uns schon Germaniens ält'ste Kunde
Von Stämmen, die in Bruderfehden zanken,
Und als vor einem neuen Glaubensbunde
Die Eichen Wodan's unterm Beile sanken,
Raste durchs Land in blutgetränkter Runde
Der Bürgerkrieg der Sachsen und der Franken,
Bis daß der Rest knirschend das Kreuz empfing
Und knechtisch in des Römers Schule ging.

Groß wurdest du, doch selbst dein Kaiser strebte
Nur, jenes Cäsar's Schattenbild zu werden,
Dasselbe was Sanct-Peter's Brust belebte:
Der Herr zu sein ob allem Reich auf Erden;
Und durchs zerriss'ne Vaterland erbebte
Mord und Verrath mit allen Kriegsgefährden,
Bis vor Canossas kreuzbewehrtem Dach
Das Kaiserthum todwund zusammenbrach.

Aufs neu aufrafft' es sich zu höchster Macht,
Doch hat das Schicksal mit dem Ghibellinen
Den Widersacher auch zur Welt gebracht;
Wer kennt sie nicht die haßverzerrten Mienen!
Hie Welf! hie Waiblingen! und Schlacht auf Schlacht,
Bis wiederum ein Schreckensschluß erschienen
Voll Schimpf und Gram — kein Gott hat ihn gewendet —
An Konradin durch Henkersfaust vollendet.

Mein Volk! was hat man dich gequält, geschändet!
Wie wimmelnd Ungeziefer mancherlei
Ein Roß bekriecht, das unterwegs verendet,
So schwamm auf dir der Wust der Klerisei —
Sie wähnten dich auf ewig ihm verpfändet;
Du aber warst nicht todt! mit kühnem Schrei
Hast du die Mähnen schüttelnd dich erhoben,
Daß sie gejagt nach allen Winden stoben.

Das Recht der Forschung und das freie Wissen
Dankt dir bekennend eine ganze Welt,
Dich aber hat dies höchste Gut zerrissen,
Den frischen Geist geknickt, dein Wohl zerspellt,
Mit dreißigjähr'gen grausen Finsternissen,
Klaffend im Bürgerkrieg von Belt zu Belt,
Nicht Deutsche mehr, nicht Bürger mehr und Christen —
Nein, einzig Lutheraner und Papisten!

Schwer war dein Fall, du rangest mit dem Tode
Und als du aufstandst aus der blut'gen Lache,
Schlepptest du an den Krücken fremder Mode
Den siechen Leib, du flicktest deine Sprache
Mit welschem Wortkram, läppisch und marode
Warst du ein Beispiel von des Weltgeists Rache,
Der Völker straft, so ihre Brüder morden,
Bis sie zum Spott der Nationen worden.

Doch ob des Reiches prächtiger Talar
Beim Zerren seiner vielen gier'gen Erben
Ein fauler Fetzen auch geworden war —
Du, Volk des Geistes, konntest nicht verderben!
Dich rettete der Geist, der frisch und klar
Von deinen Aeckern Lumpen blies und Scherben,
Bewährt bist du: den furchtbarsten Tyrannen,
Du jagtest zur Vernichtung ihn von dannen!

Seitdem kocht ein gestaltend Streben gärend
Wie edler Most in allen deutschen Gauen;
Die Zukunft läutert diesen Wein. Doch während
Vertrau'n und Thatkraft stolz zum Himmel schauen,

Zerrt hinterrücks am Mantel dich belehrend
Der Böse: daß dem Bruder nicht zu trauen,
Weil du im „Süden“ dir ein Haus gebaut,
Weil gegen „Norden“ deine Wohnung schaut.

Weis' ihn zurück von deiner heil'gen Schwelle
Den Hader, der um deine Thüren schleicht,
Daß Gottes Zorn nicht mit des Fluches Welle
Dich tilgend aus der Weltgeschichte streicht!
Was soll von „Nord“ und „Süd“ dies Hundsgebelle?
So weit die alte deutsche Zunge reicht,
Bist du, o glaub's, vom Süden bis zum Norden
Ein ganzes Volk aus Einem Guß geworden!

Ja scheu umspäht von allen Nachbarkronen,
Von buntem Pfahlwerk dreißigfach durchschlagen,
Und doch Ein Volk von vierzig Millionen,
Vom heil'gen Geist geläutert und getragen
— Fürwahr, du bist die „große“ der Nationen,
Denn ja du darfst, du wirst, du mußt es wagen,
Nach all dem Jammer, all der Noth und Pein
Ein Volk und deutsch — das deutsche Volk zu sein!

III. Zwei Gedichte.

Von

Paul Erhard.

1. Liebeskalender.

Wann ist zum Lieben die beste Zeit?
Wenn der Frühling sich schwingt in den Lüften,
Wenn der Kukuk ruft so weit, so weit,
Wenn die Bäume blühen und düften;
Du aber am Arme der lieblichsten Frau,
Du wandelst mit Neigen und Grüßen
Und windest zum Kranze die Blumen der Au —
O seliges Lieben und Küssen!

Wann ist zum Lieben die beste Zeit?
Wenn der Sommer lächelt, der holde,
Es stehen die Fluren in festlichem Kleid,
Die Aehren prangen in Golde.
Da sitzt die Geliebte im blühenden Feld,
Du ruhest ihr kosend zu Füßen,
Und über euch dämmert das wogende Zelt —
O seliges Lieben und Küssen!



Wann ist zum Lieben die beste Zeit?
Wenn der Herbst sich neiget zu Ende,
Wenn die Buche sich färbt und das Rebhuhn schreit,
Es färbt sich der Wein am Gelände.
Die Kleine, die Feine, die hat sich versteckt,
Sie wirft dich mit Trauben und Nüssen,
Du aber, du hast sie im Fluge entdeckt —
O seliges Lieben und Küssen!

Wann ist zum Lieben die beste Zeit?
Wenn der Winter knirscht auf dem Eise;
Die Wälder begraben, die Wege verschneit,
O süße Beschwerden der Reise!
Nun sitzt du im Stübchen, so traulich und warm,
Es labt dich die Liebste mit Küssen,
Sie hält dich, sie wiegt dich im schwellenden Arm —
O seliges Lieben und Küssen!

So ist zum Lieben jedwede Zeit
Die echte, die rechte, die beste;
So halte, o Herz, dich immer bereit,
Zu empfangen die himmlischen Gäste.
Und hast du die flüchtige Stunde verträumt,
Mit Thränen wirst du es büßen,
So leere den Becher, solang er dir schäumt —
O seliges Lieben und Küssen!

2. Liebesuhr.

Wann ist zum Küssen die rechte Stunde?
Wenn der Morgen, von purpurnen Wolken bedeckt,
Sich hebt aus dämmerndem Sunde;
Dann rasch die Geliebte mit Küssen geweckt,
Dann koste, wie süß solch Morgenbrot schmeckt
Von dem rosig knospenden Munde.

Wann ist zum Küssen die rechte Stunde?
Wenn der Mittag auf dampfenden Feldern ruht,
Die Sonne brennt in der Runde;
Dann rücke du näher, dann liebt es sich gut,
Dann kühle mit Küssen das schäumende Blut
In der heißen, der lässigen Stunde.

Wann ist zum Küssen die rechte Stunde?
Wenn der Abend von blühenden Zweigen thaut,
Die Nachtigall flötet im Grunde;
Dann hältst du im Arme die schüchterne Braut,
Dann kost es, dann küßt sich's noch einmal so traut
In wonniger Dämmerstunde.

Wann ist zum Küssen die rechte Stunde?
Wenn die Sterne erglänzen in nächtlicher Pracht,
Mit dem Mond, dem getreuen, im Bunde;
O liebliches Dunkel, o selige Nacht!
Nichts rührt sich, nichts regt sich, die Liebe nur wacht,
Die Sterne machen die Runde.

Dann ist zum Küssen die rechte Stunde,
Wenn das Herz dich treibt, wenn die Sehnsucht glüht
Auf dem lieblich schwellenden Munde;
So liebe und küsse mit frohem Gemüth,
Solange das Leben, das gold'ne dir blüht,
Es enteilet die flüchtige Stunde!

Literatur und Kunst.

Eine Verirrung.

Dem Genie pflegt man nachzurühmen, daß es auch selbst in seinen Verirrungen noch lehrreich ist: aber was soll man zu den Verirrungen sagen, zu denen die bloße literarische Industrie, die handwerksmäßige Vielschreiberei sich hinreißen läßt, nicht aus unklarem innern Drange, sondern blos um den Lesehunger des Publikums zu befriedigen und wieder einmal ein Buch mehr in die Welt gesetzt zu haben? Eine derartige Verirrung liegt uns vor in dem neuesten Roman von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt) „Walter Kühne" (Bromberg, Levit). Es ist Frau Julie Burow gegangen, wie es leider der Mehrzahl der deutschen Romanschreiber ergeht und wie es ihr auch in diesen Blättern seit längerm vorausgesagt worden ist: der Beifall, mit welchem ihre ersten Versuche vom Publikum aufgenommen worden, hat sie zu einer maß- und regellosen Productivität verführt, einer Productivität, deren Unausgesetztheit und Massenhaftigkeit schon längst nicht mehr im richtigen Verhältniß zu dem Maß ihres Talents steht und die sie nur ermöglicht, indem sie jene Vorzüge, welche ihren Erstlingswerken eine so freundliche Aufnahme verschafften, mehr und mehr aufopfert und immer tiefer in den Strom der handwerksmäßigen Unterhaltungsliteratur untertaucht. Auf welche Irrwege dabei auch eine sonst wohlmeinende und redlich strebende Schriftstellerin gerathen kann, davon gibt dieser „Walter Kühne" ein abschreckendes Beispiel. So dünn das Büchlein ist — der ganze „Roman" zählt kaum 120 Seiten — so groß ist die Verirrung des Geschmacks und der Empfindung, der er seinen Ursprung verdankt. Man höre und staune! Der Held des Romans, Walther Kühne, ist ein Gymnasiast, der trotz seiner 20 Jahre noch immer nicht mit dem Abiturientenexamen zu Stande kommen kann. Sein Vater, Justizrath Kühne, ist ein Lebemann, der für die Entbehrungen, die eine durch seine Schuld unbefriedigende Ehe ihm auferlegt, außerhalb derselben Entschädigung sucht, gleichgültig gegen den stummen Gram seiner Gattin, die sich nicht nur von ihm ungeliebt weiß, sondern

obenein noch die Erinnerung an eine ebenso edle wie unglückliche Jugendliebe im Herzen trägt. Walther Kühne ist der würdige Sohn eines solchen Vaters; wiewol von seiner Mutter zärtlichst geliebt und auch selbst diese Liebe mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit erwidernd, verliert er sich doch in allerhand Ausschweifungen und Thorheiten. Da der Vater, ebenso streng gegen den Sohn wie nachsichtig gegen sich selbst, ihm die Mittel dazu verweigert, so schafft er sich Rath auf seine Weise; er feilt sich falsche Schlüssel zurecht, vermittelst deren er die Kasse seines Vaters heimlich plündert, auch ergibt er sich dem Spiel und da das Gewinnen beim Spiel eine ungewisse Sache ist, so schlägt er die Volte, zeichnet sich die Karten und was es sonst für Handgriffe und Kunststückchen gibt, deren die falschen Spieler sich bedienen, pour corriger sa fortune. Der Hauptgrund zu diesen Verirrungen liegt in der unseligen Leidenschaft, welche Walther für eine schöne „Courtisane" (wir wiederholen nur das Wort, dessen die Frau Verfasserin sich fast auf jeder Seite bedient) gefaßt hat und die von dieser ebenso glühend erwidert wird. Zu allem Unglück aber ist das dieselbe „Courtisane", die auch Walther's Vater, der Justizrath Kühne, mit seiner Neigung beglückt; verschiedene Anzeichen erregen die Eifersucht des Alten, er überrascht die schöne Aline eines Nachts, wo sie ihn nicht erwartet hatte, und richtig, wen findet er bei ihr? seinen Sohn Walther, den zwanzigjährigen Gymnasiasten, der mit dem Abiturientenexamen nicht zu Stande kommen kann. Es erfolgt nun eine sehr heftige Scene, der Justizrath, seinem boshaft brutalen Charakter getreu, schlägt die schöne Aline mit der Reitpeitsche ins Antlitz, Walther springt dazwischen, packt (wir citiren wörtlich, s. S. 74) „den Justizrath" (d. h. seinen Vater) „an der Kehle und schleudert ihn in die Ecke". Der Justizrath, ein großer starker Mann, fällt und fällt so unglücklich, daß er sich die Hirnschale zerschmettert; er ist todt auf dem Flecke. Walther will einen Arzt holen, Aline findet das bedenklich und schickt ihn mit der Anrede: „Geh' nach Hause, Knabe" (S. 77) fort. Walther befolgt den Rath, er geht nach Hause, schlüpft vermittelst einer Strickleiter — denn auch auf dergleichen Künste versteht dieser Mustersohn sich — in sein Zimmer und wirft sich auf sein Bett. Inzwischen wird die Leiche des Justizraths bei der schönen Courtisane gefunden und die letztere, als des Mordes verdächtig, ins Gefängniß geführt; man fragt sie nach ihren Mitschuldigen, doch verweigert sie beharrlich jede Auskunft. Nur Walther's Mutter ahnt den furchtbaren Zusammenhang; auch hat der Jüngling in der Phantasie eines Fiebers, das ihn befällt, sich selbst verrathen. Die Mutter, an dem Ausgang der entsetzlichen Verwickelung verzweifelnd, beschließt, dem Leben ihres Sohnes wie ihrem eigenen durch Gift ein Ende zu machen; schon ist sie im Begriff, ohne daß der Sohn eine Ahnung davon hat, den Inhalt des verhängnißvollen Fläschchens in den Kaffee zu schütten, welchen beide gemeinschaftlich einnehmen wollen, da lamentirt Walther, der sich inzwischen in der Genesung befindet, so laut um sein junges Leben und rühmt die Lust des Daseins mit so beredten Worten, daß der Mutter der Muth zu sinken beginnt. Sie fragt den Sohn, was er beschlossen und ob er Aline wirklich ihrem Schicksal überlassen wolle. Und was antwortet dieser junge Mann von 20 Jahren, den Frau Burow den Muth hat, uns als Helden eines Romans vorzuführen? Das sei sehr großmüthig von Alinen, daß sie ihn nicht nenne, er

denke, sie würden ihr wol nicht viel anhaben können; wenn die Mutter jedoch meine, so wolle er sich angeben. Allein das Schicksal ist gnädiger gegen ihn, als er verdient: bevor er noch zum Entschluß kommt, ob er sich angeben soll oder nicht, also mit andern Worten, ob er den Verdacht des Mordes auf einer Unschuldigen lasten lassen und sich in feiger Sicherheit eines erbärmlichen Daseins erfreuen soll, hat das Gericht aus anderweitigen Motiven Verdacht gefaßt, Walther wird verhaftet und zu vierjährigem Zuchthaus verurtheilt (beiläufig bemerkt ein wunderliches Urtheil, da Walther selbst im schlimmsten Fall nur immer eines Todtschlags schuldig befunden werden konnte, auf diesen aber nach preußischen Gesetzen — und die Geschichte spielt ausdrücklich in Preußen — nur immer Gefängniß, niemals Zuchthausstrafe steht), während Aline als unschuldig in Freiheit gesetzt wird. Walther wird ins Zuchthaus nach Sonnenburg gebracht, die Mutter begleitet ihn, und welche alte Bekanntschaft tritt ihr in dem Zuchthausprediger entgegen? ihre verlorene Jugendliebe. Der Mann ist lange Jahre als Missionar jenseit des Oceans gewesen und hat nun, erst seit kurzem nach Europa zurückgekehrt, diese Stelle als Zuchthausprediger in Sonnenburg angenommen, doch hat er der ehemaligen Geliebten nicht ganz dieselbe sentimentale Treue bewahrt, wie sie wol sonst in Romanen zu Hause zu sein pflegt; er hat drüben geheirathet, die Frau ist jedoch gestorben und hat ihm nur eine Tochter nachgelassen. Jeder Leser, der in seinem Leben ein halbes Dutzend Romane gelesen hat, erräth nun sogleich die Entwickelung der Geschichte. Walther, der sich in kürzester Zeit von Grund aus bessert, verliebt sich in die Tochter des Predigers, und nachdem er seine vier Jahre glücklich abgesessen, vermählt er sich mit ihr und reist mit der jungen Frau und seiner Mutter nach Otaheiti, wo er dann auch sofort als Farmer ein höchst angenehmes Leben führt; der Prediger, wenn er am Leben bleibt, will nachkommen. In Hamburg, vor ihrer Einschiffung, treffen die Reisenden noch mit der schönen Courtisane zusammen, sie hat mittlerweile „einen der reichsten Kaufleute und Rheder in dieser reichen Stadt" geheirathet, und so endet denn alles in Liebe und Frieden.

Diesem Gerippe des Inhalts noch ein Wort der Beurtheilung hinzuzufügen, wäre vollkommen überflüssig; jeder Leser fühlt ohne weiteres sowol das Unästhetische als ganz besonders auch die sittliche Verschrobenheit und Unwahrheit dieser Erfindungen, die sich so phantastisch geberden und dabei doch im Grunde so trivial sind. Frau Burow begann ihre schriftstellerische Laufbahn mit sehr lebhaft ausgesprochenen moralischen Tendenzen, die Tendenz überwog sogar bei ihr die Poesie, und auch noch jetzt, wenn wir nicht irren, schreibt sie moralisch-didaktische Schriften über die Bestimmung des Weibes und gibt Töchteralbums und ähnliche Schriften für das Haus und die Familie heraus; an was für ein Publikum hat sie wol bei diesem Roman gedacht? Glaubt sie wirklich, daß dies ein Buch ist, das man verständigerweise Frauen und Töchtern in die Hand geben mag? Hält sie es wirklich für möglich, mit diesen Courtisanen- und Zuchthausgeschichten jene Emancipation der Frauen sowie überhaupt jene socialen Reformen zu befördern, für die sie in ihren Schriften anfangs mit soviel Lebhaftigkeit auftrat? Wir glauben, wir erweisen der Frau Verfasserin den größten Gefallen, wenn wir annehmen, sie hat sich bei diesem „Walther Kühne" eben gar nichts gedacht, als blos

daß sie wieder einmal ein Buch schreiben wollte. Aber das Bücherschreiben ist doch kein bloßes Lottospiel, und wenn die Frauen auch, wie sie so häufig versichern, Strümpfe stricken können, ohne das Mindeste dabei zu denken, so sollte es doch mit Frauenromanen etwas anders gehalten werden. R. P.

Nachträgliches zur Schillerfeier.

Als nachträgliche Festgabe zu jenem Schillerjubiläum, das kürzlich die ganze gebildete Welt mit so lebhaftem Enthusiasmus feierte, läßt die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart jetzt eine „Jubiläums-Pracht-Ausgabe" von „Schiller's Gedichten" erscheinen. Dieselbe ist bestimmt, an einem glänzenden Beispiel zu zeigen, was der Geschmack und die Pracht buchhändlerischer Ausstattung in diesem Augenblick in Deutschland vermag und zu welcher Höhe diejenigen Gewerbe und Künste, die bei der Herstellung eines Prachtwerks concurriren, sich bei uns entwickelt haben. Auf dem stärksten, schwersten, festesten und dabei blendend weißen Velinpapier mit den geschmackvollsten Lettern gedruckt, wird diese Ausgabe erstlich mit einer bedeutenden Anzahl von Holzschnitten geziert sein. Jedes einzelne Gedicht erhält eine Anfangs- und eine Schlußvignette in Holzschnitt; dieselben werden nach Zeichnungen von J. Schnorr gefertigt und stehen zu dem Inhalt der betreffenden Gedichte in symbolischer Beziehung. Einen ganz besondern, bisher in Deutschland nur erst sehr sparsam zur Anwendung gekommenen Schmuck aber erhält diese Ausgabe ferner durch eine Anzahl photographischer Illustrationen, theils in eigenen großen Blättern, theils in Bildern bestehend, die mit dem Text unmittelbar verbunden sind. Solcher großen Blätter wird die Ausgabe 16 enthalten, während die Zahl der kleinern Bilder auf 25—30 veranschlagt ist. Die Originale liefern einige unserer anerkanntesten und berühmtesten Zeichner, M. von Schwind, Kirchner, die Brüder Karl und Ferdinand Piloty und von Ramberg; letzterer hat bereits in Gemeinschaft mit F. Pecht die bekannte bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene „Schiller-Galerie" geliefert und seine Befähigung gerade als Illustrator Schiller's dadurch hinlänglich bewährt. Das Ganze wird ungefähr 32 Bogen des größten Quartformats stark werden und in 16 Lieferungen erscheinen, deren jede 1 Thlr. 24 Ngr. kostet und die bis zum Schluß des nächsten Jahres vollständig ausgegeben werden sollen. Von der Eleganz und dem künstlerischen Werth der Ausstattung gibt das kürzlich erschienene erste Heft eine Probe, der niemand seine freudigste Anerkennung versagen wird. Vorzüglich gelungen, sowol in Betreff der Composition wie der Ausführung, ist namentlich das diesem Heft beigegebene photographische Blatt, Schiller darstellend, wie er seiner „Laura am Klavier" horcht, nach einem Original von Ramberg. Aber auch die beiden kleinern Vignetten, „Hektor's Abschied" und das tragische Ende der „Kindesmörderin" sind ein paar höchst wirkungsreiche Blätter und ebenso zeichnen die Holzschnittverzierungen sich durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Erfindung und Sauberkeit der Ausführung aus. Wie die Verlagshandlung im Prospect hinzusetzt, war die Ausgabe ursprünglich bestimmt, gleichzeitig mit dem Schillerfeste ausgegeben zu werden; dies war jedoch trotz mehrjähriger eifriger Vorarbeiten bei der großen Schwierigkeit des Unternehmens nicht möglich, und ist die Verlagshandlung erst jetzt im Stande, das Werk

dem größern Publikum vorzulegen. Wir zweifeln nicht, daß dasselbe auch jetzt noch von allen, die Schiller's Namen lieben und verehren und die sich dabei in der glücklichen Lage befinden, auch eine größere Ausgabe für ihren Lieblingsdichter nicht scheuen zu müssen, mit lebhafter Theilnahme willkommen geheißen werden wird.

Wir benutzen diese Gelegenheit, hier gleich noch auf ein anderes Werk aufmerksam zu machen, das schon vor einer Reihe von Monaten, gleichzeitig mit dem Schillerjubiläum, erschienen ist und das nach Absicht und Ausführung gewissermaßen ein Seitenstück zu der ebenbesprochenen Prachtausgabe der Schiller'schen Gedichte bildet, insofern es nämlich gleichfalls die Bestimmung hat, bei dieser festlichen Veranlassung zu zeigen, was die Typographie, in Verbindung mit Holzschnitt, Lithographie, Photographie und was sie sonst noch von dienstbaren Geistern um sich versammelt hat, zu leisten im Stande ist; das ist „Das Schiller-Buch von Dr. Constant Wurzbach von Tannenberg, k. k. Ministerial-Secretär, Bibliothekar und Vorstand der administrativen Bibliothek im kaiserlichen Ministerium des Innern. Festgabe zur Ersten Säcularfeier von Schiller's Geburt. 1859. Mit XL Tafeln, Abbildungen und Photoautographien" (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei). Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir das Buch als eine der großartigsten und prächtigsten Unternehmungen bezeichnen, die jemals aus einer deutschen Officin hervorgegangen. Die k. k. Staatsdruckerei in Wien, bekanntlich unter Leitung des Regierungsraths Auer eins der hervorragendsten Institute dieser Art, die überhaupt existiren, hat es sich recht eigentlich zur Ehrensache gemacht, das Schillerfest mit einer Gabe zu verherrlichen, würdig des großen Namens, mit dem sie sich schmückt; es ist wahrhaft ein „Schillerbuch", großartig und prächtig und dabei gediegen und tüchtig wie die Schiller'sche Muse selbst. Der Gedanke, Schiller's Gedächtniß in dieser Weise zu feiern, ging von dem Verfasser des Buchs, dem auch als Dichter rühmlichst bekannten C. von Wurzbach aus; derselbe fand die lebhafteste Unterstützung in der Municificenz des damaligen österreichischen Finanzministers, des vielgenannten Freiherrn von Bruck, dessen tragisches Ende seitdem in ganz Deutschland, ja in der ganzen gebildeten Welt ein so tiefes Entsetzen hervorgerufen hat. Es macht einen eigenthümlich peinlichen Eindruck, wenn wir hier im Vorwort die warmen und beredten Worte lesen, mit denen der Verfasser des Werks Hrn. von Bruck seinen Dank abstattet für die wahrhaft großartige Förderung, die er seinem Unternehmen hat zu Theil werden lassen. Aber auch der Vorstand der Staatsdruckerei Regierungsrath Auer hat sich die glänzendsten Verdienste um dasselbe erworben, indem er die besten Kräfte der von ihm geleiteten Anstalt zur Ausstattung dieses „Schillerbuch" verwandte und sich zugleich mit rastlosem Eifer selbstthätig dabei betheiligte. Nur auf diese Weise erklärt es sich auch, daß, wie wir aus dem Vorwort ferner erfahren, die ganze so überaus prächtige und mühsame Ausstattung in nicht mehr als sechs Monaten hergestellt und vollendet ward. Besonders bemerkenswerth sind die Kunstbeilagen, welche das Werk schmücken; dieselben stehen durchweg in genauester Verbindung mit dem Leben Schiller's, indem sie theils sein eigenes Porträt, theils die Porträts seiner Familie und seiner nächsten Freunde liefern, ferner Abbildungen der Oertlichkeiten, an denen Schiller gelebt, die Denkmäler und Statuen, die ihm errichtet worden, sowie endlich eine be-

trächtliche Anzahl von Autographen nach Briefen und sonstigen Documenten, die für das Leben Schiller's von besonderm Interesse sind. Unter den Abbildungen, die wir von Schiller selbst erhalten, ist ganz besonders „Schiller im Tode", nach der in Weimar befindlichen Todtenmaske, hervorzuheben, ein Blatt von wunderbarer Schönheit und Zartheit der Ausführung. Sehr willkommene Beigaben sind ferner das Porträt Körner's, auch in der Ausführung (es ist von Christian Mayer geschabt) eins der schönsten Blätter der Sammlung, ingleichen das Porträt Andreas Streicher's, gleichfalls von Christian Mayer geschabt, nach einer in Wien befindlichen Büste; ferner die Porträts von Charlotte von Kalb, von Schiller's Aeltern, Schwestern, Kindern rc. Bei der Herstellung dieser Beilagen haben die verschiedensten Künste zusammengewirkt, es sind theils Stahl- und Kupferstiche, theils Holzschnitte, theils farbige Drucke, letztere namentlich von großer Schönheit, theils photographische Abdrücke, sodaß also gleichsam alle Kunstzweige, welche der heutigen Typographie zu Gebote stehen, sich hier vereinigt haben, dem Meister der deutschen Poesie ihre Huldigung darzubringen. Das letzte Blatt stellt den regierenden Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar dar, wie er Arm in Arm mit Alexander von Humboldt Schiller's Geburtshaus in Marbach besucht: eine Zusammenstellung, die allerdings durch den seitdem veröffentlichten Humboldt-Varnhagen'schen Briefwechsel einen etwas absonderlichen Beigeschmack erhalten hat. — Und eine gewisse Disharmonie — bei aller Anerkennung des Vortrefflichen, ja Einzigen, das uns hier geboten wird, läßt es sich nicht gut leugnen — besteht auch zwischen der Ausstattung des Werks und seinem Inhalt. Nicht zwar, als ob der letztere in seiner Art nicht eben so tüchtig und gediegen wäre als die erstere. Das ganze Werk ist eine Sammlung bibliographischer Nachweisungen zur Geschichte Schiller's und seiner Dichtungen; ein ununterbrochener zwanzigjähriger Fleiß hat dieselben zum Theil aus den entlegensten Quellen zusammengetragen und dadurch für künftige Biographen Schiller's einen Apparat geschaffen, den man als erschöpfend bezeichnen könnte, wenn bei dergleichen bibliographischen Arbeiten eine absolute Vollständigkeit überhaupt jemals zu erreichen wäre. Das ganze überreiche Material, das außer Schiller's eigenen Schriften und ihren verschiedenen Ausgaben auch sämmtliche Uebersetzungen derselben, ferner die Commentare, Erläuterungsschriften rc. umfaßt, ist vom Verfasser nach drei Hauptmomenten geordnet worden: nämlich „Schiller der Schriftsteller", „Schiller der Mensch" und „Schiller's Apotheose", unter welchem letztern Titel alles zusammengefaßt wird, was zur Verherrlichung Schiller's nach seinem Tode, sei es in Schrift, sei es im Bildwerk, erschienen ist. Die erste Abtheilung enthält demnach eine bibliographische Uebersicht der Schiller'schen Werke, sowol der Gesammtausgaben wie der einzelnen Schriften; zuerst werden die Ausgaben chronologisch angeführt, dann folgt alles, was zur Geschichte und Kritik des betreffenden Werks gehört, dann die Uebersetzungen, dann die fremden Bearbeitungen, endlich die Illustrationen und musikalischen Compositionen. Die zweite Abtheilung: „Schiller der Mensch", behandelt die Literatur zu Schiller's Leben, also erstlich die selbständigen Biographien, sowie die wichtigern gelegentlichen Beziehungen, die sich in größern literargeschichtlichen und encyklopädischen Werken finden, sodann die Literatur über einzelne Lebensperioden Schiller's, in chronologischer Reihenfolge, ferner Schiller's Stellung zur Lite-

ratur im allgemeinen, Schiller in der Beurtheilung der Zeitgenossen und der Nachwelt, Schiller und Goethe, Schiller und Karl August, Schiller in seinen Beziehungen zu andern hervorragenden Männern seiner Zeit, zu den Frauen, zu seiner Familie ꝛc. In der dritten Abtheilung endlich, „Schiller's Apotheose“, werden die Denkmäler aufgezählt, die ihm errichtet sind, ferner die Schillerbüsten, die Schillerporträts, die Orte und Stätten, wo er gewohnt oder die sonst durch die Kunst seinem Andenken geweiht wurden, die Schillerfeste, die Schillervereine, die poetischen Verherrlichungen Schiller's, Schiller im Munde des Volks, im Roman, im Drama, endlich Anekdoten und kleinere Charakterzüge, verbürgte und unverbürgte, die sich von ihm erhalten haben und die, auch selbst wo sie der historischen Begründung entbehren, doch immerhin zur Charakteristik seiner nationalen Stellung und Bedeutung beitragen. Dies alles ist in beinahe 3000 Nummern übersichtlich zusammengestellt, auch fehlt es nicht an sorgfältig gearbeiteten Registern, die es dem Leser möglich machen, sich in diesem Chaos rasch und mit Sicherheit zurecht zu finden. Vorstehende dürre Inhaltsangabe wird genügen, einen Begriff von dem reichen Material zu geben, das allen Verehrern Schiller's hier geboten wird, sowie von dem wahrhaft riesenmäßigen Fleiße, mit welchem dasselbe zusammengetragen ist. Allein so lebhaft wir diesen Fleiß anerkennen und zu so aufrichtigem Dank wir uns dem Verfasser für seine vortreffliche Arbeit verpflichtet fühlen, so bleibt doch der vorhin erwähnte Widerspruch bestehen; für ein Buch von dieser prächtigen Ausstattung mußte entweder ein anderer Inhalt gefunden werden als diese trockenen bibliographischen Notizen und Nachweisungen, oder aber dieser bei aller Trockenheit so höchst nützliche und schätzenswerthe Inhalt mußte sich mit einer weniger luxuriösen Ausstattung begnügen. Wer soll das Buch, wie es jetzt ist, kaufen, wer es benutzen? Nach seiner Ausstattung ist es vollkommen würdig, in die Hände reicher Kunstliebhaber und Sammler überzugehen: allein was fangen diese Kunstliebhaber an mit einem Buche, das selbst (im großen und ganzen) nur aus Büchertiteln besteht? Dagegen macht sein Inhalt es zu einer wahren Fundgrube, einem wahren Schatz für den gelehrten Forscher: aber was nutzt wiederum diesem die prächtige Ausstattung? Ja was sprechen wir noch von Nutzen: liegt nicht vielmehr die Gefahr nahe, daß die prächtige Ausstattung und was damit zusammenhängt, also der hohe Preis des Werks und selbst auch das etwas ungefüge Format desselben, vielmehr ein Hinderniß für die Benutzung desselben wird? Hätten wir es hier mit einem Privatunternehmen zu thun, so würden diese Fragen gewiß noch ungleich schwerer ins Gewicht fallen; da das Werk jedoch auf Staatskosten erschienen ist, gleichsam ein öffentlicher Ausdruck der Verehrung, die auch von seiten der österreichischen Regierung dem Andenken Schiller's gezollt wird, und da ferner, wie wir Gelegenheit hatten persönlich zu erfahren, dieselbe kaiserliche Freigebigkeit, der das Werk seine Entstehung verdankt, auch bei der Verbreitung desselben thätig gewesen ist, so können wir diese Fragen hier wol fallen lassen und können mit dem vollen und unverkümmerten Ausdruck des Dankes schließen, welcher den Urhebern des Unternehmens, den geistigen wie technischen, für ihr schönes und wohlgelungenes Werk gebührt. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

20. Mai 1860.

NO. So ist der Landtag denn endlich entlassen. Auch war es wirklich die höchste Zeit; nicht allein unter den Abgeordneten gab sich, unmittelbar nachdem die neun Millionen bewilligt waren, der größte Verdruß und die höchste Ermüdung kund, in einem solchen Grade, daß die Bänke sich von Tag zu Tag mehr lichteten und daß die letzte Sitzung des Hauses nur dadurch möglich wurde, daß man die Frage, ob auch eine beschlußfähige Anzahl von Mitgliedern noch gegenwärtig, absichtlich beiseite ließ — sondern auch die Theilnahme des Publikums hatte sich nach jener Neunmillionenabstimmung dermaßen abgekühlt, daß die Tribünen verhältnißmäßig eine noch größere Leere zeigten wie die Bänke der Abgeordneten selbst. Ja so groß ist diese Abspannung und Ernüchterung des Publikums, daß selbst die Thronrede, mit welcher der Prinz-Regent die Session letzten Mittwoch persönlich schloß, keine besondere Sensation hervorgebracht hat.

Und allerdings ist sie auch nicht dazu angethan. Auch diese jüngste Thronrede athmet, wir erkennen es mit Vergnügen an, denselben Geist der Zuverlässigkeit und einer ernsten ehrlichen Ueberzeugung, der alle Schritte der neuen Regierung bisher charakterisirt. Wenn die Thronrede davon spricht, daß „die Unabhängigkeit der Nation und die Integrität des vaterländischen Bodens Güter sind, vor deren Bedeutung alle innern Fragen und Gegensätze zurücktreten" und wenn der Prinz-Regent beim Vortrag der Rede gerade diese Stelle mit bewegter Stimme und erhöhtem Nachdruck sprach, so kann man sich darauf verlassen, daß beides ernst und ehrlich gemeint ist und daß jene insipiden Verdächtigungen, in welchen gewisse Organe der süddeutschen Presse sich noch immer gefallen, nämlich als ob Preußen mit der Absicht umgehe, sich auf Kosten des gemeinsamen Vaterlandes und unter Preisgebung der deutschen Grenzen zu bereichern, aller und jeder Begründung entbehren und nur denselben unlautern und gehässigen Ursprung haben wie die Mehrzahl der Anklagen, die aus jenem Lager gegen die dermalige preußische Regierung gerichtet werden.

Allein neben dieser Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit sowie neben der Einfachheit und Schmucklosigkeit des Ausdrucks, welche auch die diesmalige Thronrede wiederum charakterisirt, äußert sich dieselbe leider auch über einige der wichtigsten Fragen unsers innern wie äußern Lebens mit derselben Unklarheit und derselben übelangebrachten Zurückhaltung, die wir ebenfalls schon so oft an der gegenwärtigen Regierung zu bemerken gehabt haben. Wir überschätzen die Bedeutung solcher officiellen Documente gewiß nicht, namentlich nicht, was die äußere Politik anbetrifft: allein gegenüber so ungeheuern Verwickelungen wie diejenigen, in denen Europa in diesem Augenblick sich befindet, und den noch viel größern und viel gefährlichern, denen es unvermeidlich entgegengeht, scheint uns die Versicherung der Thronrede, daß die Regierung „mit allem Ernst bemüht sei, auf Lösungen hinzuwirken, welche den Anforderungen des politischen Gleichgewichts entsprechen", denn doch ein wenig gar zu nichtssagend. Was heißt das noch heutzutage: „politisches Gleichgewicht"? Was heißt es namentlich angesichts jener Umwälzungen, die soeben in Italien stattgefunden haben und noch in diesem

Augenblick daselbst stattfinden? Was heißt es gegenüber den Annectirungen, die Ludwig Napoleon soeben ausgeführt und jenen andern noch weit einträglichern und glänzendern, mit denen er der allgemeinen Meinung zufolge umgeht? — Wenn ein gedankenarmer Zeitungsschreiber, der seinen Leitartikel zu Stande bringen und die Spalten füllen soll, er weiß selbst nicht wie, sich solcher verbrauchter, von den Thatsachen der Geschichte längst widerlegter Stich- und Schlagwörter bedient, oder wenn ein Kammerredner dieselben zu Gunsten seiner Partei neuaufgestutzt und von dem gehörigen Wortprang umgeben ins Treffen führt, so läßt sich das begreifen; aus dem Munde der Regierung jedoch und bei einer so feierlichen und bedeutungsvollen Veranlassung hätten wir gern etwas gewichtigere Worte gehört, Worte, bei denen sich mehr denken läßt und die mehr wirklichen Inhalt haben, als es mit dieser Redensart vom „politischen Gleichgewicht" der Fall ist.

Auch in Betracht des Weges, welchen die Regierung einzuschlagen gedenkt, um endlich den grellen Conflict zu beseitigen, in welchen das Herrenhaus sich zu den übrigen Staatsgewalten gesetzt hat, und dessen es sich selbst noch in seiner letzten Sitzung so behaglich rühmte, hätten wir gern etwas Genaueres vernommen. Es ist sehr löblich, daß die Regierung die Sympathien der Herren Pairs möglichst zu schonen und wenigstens einen festlichen Act wie diesen Schluß des Landtags von offenbaren Mißklängen frei zu erhalten sucht; andererseits jedoch scheinen die Sympathien des Volks uns denn doch auch einige Rücksicht zu verdienen, und daß die Regierung sich diese auf die Dauer nicht erhalten kann, wenn sie dem Uebermuth und der Hartnäckigkeit des Herrenhauses nicht endlich kräftig entgegentritt, darüber wird sie selbst hoffentlich nicht im Unklaren sein.

Gegenüber dieser Zurückhaltung und Mäßigung hat dann die sehr nachdrückliche, fast drohende Betonung, mit welcher die Stellen in Betreff der Militärvorlagen gesprochen wurden, natürlich desto mehr auffallen müssen. Festigkeit der Ueberzeugung und männliches Ausharren bei dem, was man einmal nach gewissenhafter Prüfung für gut und nothwendig erkannt hat, ist gewiß eine Eigenschaft, die wir überall schätzen, selbst auch da, wo wir persönlich entgegengesetzter Meinung sind. Allein auch hier wieder scheint der Wunsch gerechtfertigt, daß die Regierung diesen Nachdruck und diese Beharrlichkeit, mit welcher sie die Armeereform vertritt, auch noch bei andern ebenso wichtigen Gelegenheiten bekunden möchte; die militärische Wehrhaftigkeit des Volks ist, es kann nicht genug wiederholt werden, immer nur die eine Hälfte der nationalen Wehrhaftigkeit, es gibt daneben auch geistige Waffen, es gibt auch Ideen und Institutionen, die mit der Armeeorganisation als solcher nichts zu schaffen haben und die doch ebenso nothwendig und ebenso unentbehrlich sind, wenn wir aus den Kämpfen, die uns aller Wahrscheinlichkeit nach schon sehr bald bevorstehen, als Sieger hervorgehen wollen.

Allein genug und sogar schon übergenug dieser und aller ähnlichen Reflexionen, welche sich an die Thronrede sowie überhaupt an den Schluß des Landtags knüpfen lassen; bei dem heutigen Geschlecht hat immer nur der Augenblick recht, der Landtag ist geschlossen, die Herren Volksvertreter sind abgereist, die Stenographen legen erschöpft ihre Griffel, die Berichterstatter ihre Federn nieder — gottlob! die Campagne war wieder einmal vorüber und nun nichts mehr vom Landtage und nichts mehr von der leidigen Politik! Pfingsten, das fröhliche Fest, wo sich hier regelmäßig die halbe Bevölkerung

auf die Wanderschaft begibt, steht dicht vor der Thür, ein halbes Dutzend verschiedener Extrafahrten lockt die Reiselustigen, während andere Extrazüge ganze Scharen von Provinzbewohnern zu uns führen werden, und so liegt der Landtag mit seinen Debatten, seinen Erwartungen und Täuschungen in diesem Augenblick schon so weit hinter uns und ist schon so gründlich aus dem Gedächtniß verschwunden, als wären seit dem Schluß der Sitzung nicht Tage, nein Monate und Jahre vergangen.

Auch der Hof und die Mehrzahl der Minister hat sich auf Reisen begeben. Der Prinz-Regent wohnt in diesem Augenblick der Eröffnung der trierschen Eisenbahn bei, das Pfingstfest wird er dem Vernehmen nach in Baden-Baden bei seiner Gemahlin verleben, um dann unmittelbar darauf an die entgegengesetzte Seite des Reichs, nach Königsberg zu eilen, wo in den ersten Tagen des Juni die Eröffnung der Eisenbahn nach der russischen Grenze stattfinden wird. Sehr gespannt ist man, welche Rolle bei den trierschen Festlichkeiten das französische Gouvernement spielen wird. Daß Marschall Mac Mahon, der neucreirte Herzog von Magenta, befehligt ist, den Prinz-Regenten im Namen seines Kaisers an der französischen Grenze zu becomplimentiren, haben die Zeitungen bereits gemeldet*); übersichtige Politiker, deren wir hier bekanntlich eine große Anzahl besitzen, halten es noch immer für nicht unmöglich, daß bei dieser Gelegenheit jene Zusammenkunft zwischen dem Prinz-Regenten und Ludwig Napoleon, von der schon vor einiger Zeit die Rede war, dennoch stattfinden wird. Ich brauche wol nicht erst darauf hinzuweisen, wie höchst unwahrscheinlich, ja widersinnig dieses Gerücht gerade unter den gegenwärtigen Umständen ist, und führe ich dasselbe nur an, um Ihnen zu zeigen, mit was für seltsamen Vermuthungen und wunderlichen Combinationen die Leute sich hier in Ermangelung eines Bessern die Zeit vertreiben.

Inzwischen hat die gespannte und erschöpfte Stimmung, in der wir uns hier befinden, wenigstens auch das Gute gehabt, daß gewisse Skandalgeschichten, denen man hier seit Monaten mit wahrem Heißhunger entgegenblickte, rascher und leichter vorübergegangen sind, als sich nach allem Vorangegangenen erwarten ließ. Weder der Eichhoff'sche noch der Stieber-Tichy'sche Proceß haben gehalten, was die Skandalsucht und Schadenfreude des Publikums sich davon versprochen. Der Eindruck, welchen die Verhandlungen im Eichhoff'schen Proceß hervorgebracht, war sogar ein recht kläglicher; dieser junge Lebemann, der sich da so auf einmal zum politischen Märtyrer und Freiheitshelden entpuppen möchte, hat offenbar selbst nicht recht gewußt, was er gethan, er ist bei seinen bekannten Artikeln mit demselben Leichtsinn und derselben Oberflächlichkeit zu Werke gegangen, die er auch in seinen Privatbeziehungen — Hr. Dr. Eichhoff ist bekanntlich, kaum majorenn, in Concurs gerathen — an den Tag gelegt hat. Nur in Einem Punkte war die Beweisaufnahme ihm entschieden günstig, das war in Betreff der Lindenberg'schen Begnadigung und des Verfahrens, welches der Hr. Justizminister Simons dabei beobachtet hat. Indessen gilt Hr. Simons hier schon längst als ein todter Mann, sein Austritt ist, wie man hier allgemein annimmt, nur noch eine Frage der Zeit, und so konnte es auch bei dieser Gelegenheit auf einen Nagel zum Sarge mehr oder weniger nicht ankommen.

*) Die Nachricht war, wie das Factum seitdem gelehrt hat, vollkommen unbegründet; zur Begrüßung des Prinz-Regenten waren französischerseits in Saarbrück nur der Commandant und der Präfect von Metz erschienen. D. Red.

Noch viel unerwarteter ist die Wendung, welche der Stieber'sche Proceß genommen. Nach dem ganz ungewöhnlichen Eifer, welchen die Staatsanwaltschaft in dieser Sache bewiesen, sowie überhaupt nach allem, was darin voraufgegangen, erwartete man die allerschauerlichsten Enthüllungen einer Polizeiwirthschaft, die allerdings schon durch den bloßen Namen des Hrn. Stieber genügend gekennzeichnet ist. Nun kann und wird auch niemand behaupten mögen, daß nicht höchst anstößige Dinge zu Tage gekommen und daß das Verfahren, welches die Herren Stieber und Tichy auf die Anklagebank gebracht, nicht ein höchst willkürliches und gesetzwidriges gewesen. Allein zugleich hat sich auch ergeben, daß diese Willkür und diese Gesetzwidrigkeit unter dem vorigen Régime etwas ganz allgemein Uebliches war, es hat sich ergeben, daß keineswegs die Polizei allein in diesem exceptionellen und gewaltthätigen Sinne geführt ward, sondern daß auch die Gerichte, daß derselbe Hr. Oberstaatsanwalt Schwarck, der jetzt als Ankläger Stieber's fungirte, ja daß der Chef des preußischen Gerichtswesens, der noch immer in seinem hohen Amte befindliche Hr. Justizminister Simons selbst sich genau in derselben Schuld befinden und daß es somit ein höchst unglücklicher Einfall war, aus so vielen Schuldigen den einzigen Hrn. Stieber herauszugreifen und gleichsam an ihm ein Exempel zu statuiren, während doch mit demselben Recht noch ganz andere Leute hätten auf die Anklagebank verwiesen werden können. Darum ist auch der Ausfall des Processes, soweit die öffentliche Meinung dabei betheiligt ist, ein ganz anderer gewesen, als man erwartete und als namentlich diejenigen sich versprochen haben mögen, von denen der Proceß mit soviel Eifer betrieben worden: die öffentliche Meinung hat es zwar nicht gemacht wie der Gerichtshof, treu seiner Pflicht — dem Buchstaben des Gesetzes folgend, es gemacht hat und unzweifelhaft auch machen mußte, sie hat Hrn. Stieber nicht freigesprochen, aber sie hat mit und neben Hrn. Stieber ihr „Schuldig" auch noch über so viele andere Persönlichkeiten ausgesprochen, daß die Schuld des Hrn. Stieber sich dabei auf ein Minimum reducirt. Möglich, daß die Behörde selbst dies vorausgesehen und daß der ganze Proceß, von vornherein auf keine Verurtheilung berechnet, nur als Schreckschuß dienen sollte; dann ist die Absicht allerdings erreicht und bleibt nur zu wünschen, daß noch andere als blos die Herren Stieber und Tichy sich den Schrecken mögen zur Warnung dienen lassen.

Notizen.

Feodor Löwe's „Gedichte" (Stuttgart, Cotta) sind in zweiter vermehrter Auflage erschienen. Von Theodor Storm erschien bei Schindler in Berlin wieder einmal eins jener Miniaturbüchelchen, deren wir bereits verschiedene von ihm besitzen, und die beim Publikum, namentlich bei den Leserinnen, so viel Anklang gefunden haben: „In der Sommer-Mondnacht." A. E. Brachvogel hat sein neuestes Theaterstück, das bisher bekanntlich nur in Berlin und auch da nur mit sehr geringem Beifall gegeben ward, im Druck erscheinen lassen: „Der Usurpator. Dramatisches Gedicht in fünf Acten" (Leipzig, Costenoble). Auch an einem andern vielbekannten Stoff hat sich wieder einmal ein junger Dichterling, der schon mit verschiedenen dramatischen Fehlgeburten debutirt hat, vergriffen: „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland. Drama in fünf Acten von Julius Bamme" (Halle, Anton).

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 24.** 14. Juni 1860.

Preußische Briefe.

V.

Bedürfte es für den kürzlich geschlossenen preußischen Landtag eines besondern Namens, so könnte man ihn füglich den „Landtag des Widerspruchs" nennen; auf so viel Erwartungen ein so geringfügiges Resultat, so viel Anstrengungen und so wenig Frucht! Es war eine der längsten Sessionen, welche die Geschichte des parlamentarischen Lebens in Preußen kennt, und wie gering dagegen ist die Zahl der Gesetze, die wirklich zum Abschluß gelangt sind und wie leicht wiegen sie, besonders wenn wir damit die ungleich größern und schwierigern Fragen vergleichen, welche auch diesmal unerledigt geblieben sind.

Allein auch noch in anderer Hinsicht wäre der Name „Landtag des Widerspruchs" nicht unpassend. Während es sonst zu den beliebtesten parlamentarischen Traditionen gehört — und bekanntlich pflegen immer diejenigen sich am festesten an die Tradition anzuklammern, die vom Wesen der Sache am wenigsten besitzen —, daß eine preußische Volksvertretung sich nur um die innern Angelegenheiten zu kümmern, die Beziehungen der äußern Politik aber so weit als möglich aus der Schußlinie ihrer Debatten zu halten habe, hat man sich in der diesmaligen Session mit ganz besonderer Vorliebe auf dem Gebiet der auswärtigen Politik herumgetummelt. Ich sage: auf dem Gebiet; wollte ich boshaft sein, könnte ich auch sagen: auf dem Steckenpferde. Denn in der That haben alle diese schönen und phrasenreichen Debatten, in denen

insbesondere das Abgeordnetenhaus sich über die Stellung Preußens zu den auswärtigen Mächten verbreitet hat, in praktischer Hinsicht nicht viel mehr zu bedeuten als einen unschuldigen Zeitvertreib; sind sie doch nicht einmal im Stande gewesen, die Regierung aus ihrer vieldeutigen Zurückgezogenheit herauszulocken und ihr irgendein bestimmtes Programm, sei es in Betreff Kurhessens oder Schleswig-Holsteins, oder selbst auch nur des Bundestags abzunöthigen. Ich weiß wohl, womit die Herren Abgeordneten sich trösten; sie meinen, wenn auch kein augenblicklicher praktischer Erfolg erreicht sei, so hätten sie doch einen „moralischen Eindruck" gemacht und der sei denn doch auch nicht zu verachten. Moralischer Eindruck — ach ja wohl! Es ist damit genau wie mit den „moralischen Eroberungen", von denen in unserm Abgeordnetenhause auch so viel die Rede gewesen ist und die auch der Regierung von gewisser Seite her so dringend angerathen wurden. Moralische Eroberungen macht man nur auf demselben Wege, auf dem man auch unmoralische macht, nämlich daß man überhaupt etwas erobert; auf das Thun, das Handeln kommt es an, die Verheißungen aber, und wenn sie noch so lockend tönen, und die Kammerreden, und wenn sie noch so prächtig klingen, je nun, die läßt man an sich herablaufen wie der Pudel den Regen, und ist dabei gerade noch so moralisch oder unmoralisch wie vorher.

Eine andere auffallende und widerspruchsvolle Erscheinung, welche das Abgeordnetenhaus während der unlängst geschlossenen Session darbot, besteht in dem Mangel an neuen Menschen und neuen parlamentarischen, insbesondere rednerischen Kräften, welcher sich in demselben kund gab. Das Abgeordnetenhaus, vor anderthalb Jahren, unmittelbar nach dem großen Systemwechsel neugewählt, besteht bekanntlich zum großen Theil aus neuen Persönlichkeiten, aus Männern, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger zum ersten mal auf diese Stelle berufen hat. Eine Kammer von dieser Zusammensetzung pflegt sich sonst immer durch besondere Frische und Regsamkeit auszuzeichnen, unter den zahlreichen neuen Griffen, welche die Bevölkerung in die Wahlurne gethan, pflegen doch immer einige zu sein, die wenigstens eine Art von Anweisung auf ein künftiges großes Los gewähren. Davon ist diesmal so gut wie nichts zu spüren gewesen; lassen wir an unserer Erinnerung noch einmal die Männer vorübergehen, die sich während dieser langen und anstrengenden Session besonders bemerkbar gemacht haben, so ist darunter kaum ein einziger Name, der uns nicht bereits seit Jahren bekannt wäre.

Besonders gilt dies von den oratorischen Talenten, die doch immer die ersten und hauptsächlichsten sind, die Theilnahme des Publikums zu beschäftigen, wenn ich auch vollkommen zugebe, daß die rednerische Begabung keineswegs die einzige, ja vielleicht nicht einmal die vornehmste

ist, deren ein Volksvertreter bedarf, und daß unter denen, deren Namen in den stenographischen Berichten vielleicht niemals oder doch nur höchst selten genannt werden, sich möglicherweise ebenso viel staatsmännische Einsicht, Kenntniß, Fleiß und patriotische Begeisterung findet als unter denen, welche die Rednerbühne förmlich belagert halten. Unter den neueingetretenen Mitgliedern, deren Zahl in der gegenwärtigen Kammer, wie gesagt, ungemein groß ist, zeigte sich nur sehr wenig Nachwuchs an bedeutenden Rednern, ja überhaupt an bedeutenden und einflußreichen parlamentarischen Persönlichkeiten. Einer von den wenigen, die während der letzten Saison wenigstens den Willen kund gaben, sich als Redner geltend zu machen, ist der Vertreter für Stettin, Hr. Professor Gneist. Doch zweifle ich, ob es ihm jemals gelingen wird, seinen Willen durchzusetzen. Hr. Gneist hat die Eloquenz eines Professors, der gewohnt ist, täglich so und so viel Stunden vom Katheder herab zu einer mehr oder minder großen Anzahl von Studenten zu sprechen, von denen einige zuhören, einige nicht — gleichviel, der Professor thut seine Schuldigkeit, er hält seinen Vortrag, er läßt sein Licht leuchten, und jedes Wort, das er spricht, beweist auch dem Unaufmerksamsten und Gleichgültigsten, daß der Hr. Professor zehn- und hundertmal klüger ist als seine Zuhörer. Das ist aber nicht die Beredsamkeit des politischen Redners, das ist nicht die Gabe, mit welcher man von der Tribüne einer Kammer herab die Geister fesselt und die Gemüther in Bewegung setzt. Ein politischer Redner muß nicht blos dociren, nicht blos unterrichten, er muß auch überzeugen, er muß begeistern, er muß hinreißen wollen, und um das zu können, muß er vor allem erst selbst begeistert sein. Die Begeisterung, die aus dem Innern sprudelnde Ueberzeugung, der siegreiche Glaube an sich selbst und sein Recht — das ist der wunde Fleck, an welchem Hr. Gneist als Kammerredner leidet. Hr. Gneist ist ohne Zweifel nicht blos ein sehr gelehrter und kenntnißreicher, er ist auch ein gebildeter und gewandter Mann, ein kühler kritischer Kopf, ein scharfer Denker, wenn auch ohne jene raschen blitzähnlichen Einfälle und jene Schlagfertigkeit der Erwiderung, die z. B. Hrn. von Vincke in so ungewöhnlichem Grade auszeichnet und für diesen schon mehr als einmal so verhängnißvoll geworden ist. Allein noch weit nachtheiliger ist bei Hrn. Gneist — natürlich nur immer als Kammerredner betrachtet — ein anderer Mangel: das ist der Mangel an Wärme, der sich in allem kund gibt, was er sagt und spricht. Wo kein Feuer ist, da gibt es natürlich auch keine Funken; man kann sagen, die Funken erlöschen bald, sie sind ein bloßes Lustfeuerwerk — ganz wohl, aber um andere in Flammen zu setzen, sind doch auch die Funken unentbehrlich. Jedenfalls bietet diese Art von Rednern dem Porträtmaler — oder um

mich bescheidener auszudrücken, dem Crayon des Zeichners — keinen besonders dankbaren Stoff; sie sind, was man in der Theatersprache den „denkenden Künstler" nennt — die Kritik zieht den Hut vor ihnen, das Publikum sagt: O, das war wieder einmal sehr verständig gespielt — und damit basta.

Oder soll ich Ihnen einen Redner zeichnen, der den preußischen Kammern allerdings schon seit längerm angehört, dessen Name aber doch erst im Laufe dieser letzten Wochen dem größern Publikum so eigentlich bekannt geworden ist? Ich meine Hrn. von Carlowitz, den ehemaligen sächsischen Minister der Justiz, der kürzlich bei der Debatte über Kurhessen und Schleswig-Holstein eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Hr. von Carlowitz ist schon ein alter Kämpfer in den Reihen unserer preußischen Parlamentsgrößen, schon in Erfurt gehörte er zu den beredtesten und kräftigsten Vertheidigern jener Unionspolitik, welche Preußen damals ins Leben rief, um sie dann hinterdrein so schmählich im Stich zu lassen. Festigkeit und Treue der Ueberzeugung ist eine seltene Eigenschaft in der politischen Welt von heute, diese Seltenheit steigt aber und der Werth dieser Eigenschaften wächst, wenn sie sich erstlich bei einem Manne finden, der lange in eigener Person am Regierungswagen gezogen hat, und wenn zweitens mit der Consequenz und Festigkeit der Ueberzeugung sich auch der Muth verbindet, dieselbe unter allen Umständen geltend zu machen.

Dieser Muth der eigenen Meinung, diese Ueberzeugungstreue, die durch nichts erschüttert, durch nichts beirrt, durch nichts zu feigem Vertuschen veranlaßt werden kann, bildet auch den vornehmsten Reiz und die hauptsächlichste Bedeutung des Hrn. von Carlowitz als Redner. Ja man kann ihn in dieser Beziehung das vollständigste Gegenbild des ebenbesprochenen stettiner Deputirten nennen. Hr. Gneist verräth auch auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses jeden Augenblick den Beruf, dem er durch seine bürgerliche Stellung angehört, er ist immer der lehrende, docirende, unterweisende Professor. Hrn. von Carlowitz in seiner feinen geselligen Haltung sieht man den ehemaligen Minister wol an, aber niemand vermag ihn seinen Reden anzuhören, die sind so unumwunden und gehen so geradewegs auf ihr Ziel los, als hätte der Mann, der sie hält, niemals auch nur die kleinsten Schritte in den Irrgängen unserer modernen Diplomatie gethan. Leider wird Hr. von Carlowitz als Redner von den physischen Mitteln nicht so unterstützt wie von den geistigen. Hr. von Carlowitz steht bereits in vorgerückten Jahren, ich halte ihn für einen angehenden Sechziger; sollte diese Annahme irrthümlich sein, so wird sie doch entschuldigt durch gewisse Spuren des Alters, die sich dem persönlichen Auftreten des verdienten Staatsmannes bereits ziemlich deutlich aufgeprägt haben; sein Organ ist schwach,

das Sprechen wird ihm nicht ganz leicht, ja dem ganzen Auftreten auf der Rednerbühne sieht man an, daß Hr. von Carlowitz nicht daran gewöhnt ist, zu einer größern, vielleicht zum Widerspruch geneigten oder gar tumultuarisch bewegten Menge zu sprechen. Allein nur um so größere Ehre und um so herzlichere Anerkennung gebührt dem Manne, der trotz seiner Jahre und trotz seiner körperlichen Schwäche dennoch, von edler Begeisterung getrieben, sich so tapfer in die parlamentarischen Kämpfe stürzt und mit seinen alternden Händen das Banner der deutschen Einheit und Größe noch so kräftig emporhebt wie der Urheber des Antrags zu Gunsten Schleswig-Holsteins. Respect daher vor Hrn. von Carlowitz, und möchten recht viele unter dem jungen Nachwuchs unsers Landtags diesem ehrwürdigen Veteranen gleichen!

Allein während der Zuwachs an neuen jugendlichen Kräften, welchen das Abgeordnetenhaus während der ebenbeendeten Diät entwickelt hat, in der That nur höchst geringfügig ist, hat der Tod, der unerbittliche, ein Haupt zur Ruhe gelegt, das eins der ältesten und erfahrensten und dabei zugleich der thätigsten und gedankenreichsten war in dieser ganzen Versammlung, und das Jahre hindurch aus den Wogen wildester Parteiung kühn und fest wie ein Fels hervorragte. Ich spreche natürlich von dem Verlust, den nicht nur die gegenwärtige Kammer, sondern unser ganzes parlamentarisches Leben durch das kürzlich erfolgte Dahinscheiden des Präsidenten Wentzel erlitten hat. Dieser Verlust ist so bedeutend, die Lücke, die dadurch in dem politischen Leben des preußischen Volks entsteht, nach menschlichen Begriffen zu sprechen so unersetzlich, die Pflicht der Dankbarkeit, welche das gesammte Vaterland, nicht etwa blos diese oder jene Provinz desselben, dem Heimgegangenen schuldet, so groß und so dringend, daß ein kurzer Nachruf zu Ehren eines Mannes, der dieses Namens vor vielen unserer Zeitgenossen in Wahrheit würdig war, gewiß auch hier an seiner Stelle ist.

Freilich, wenn man den Verstorbenen so zuerst erblickte, wie er auf den Bänken des Abgeordnetenhauses für gewöhnlich mehr lag als saß, wenn man diese derbe, etwas schwerfällige Gestalt sah, den mächtigen Kopf, umbuscht von wüstem blondgrauen Haar, auf dem ungewöhnlich breiten, kräftigen Nacken, das starkgeröthete Antlitz mit den kleinen zwinkernden Augen gerade vor sich hin gerichtet — so erkannte man allerdings wol die ungewöhnliche und energische Persönlichkeit: allein daß man hier einem bedeutenden Staatsmann, einem fruchtbaren und wirkungsreichen Redner gegenüberstand, das war dieser etwas barocken Gestalt nicht eben anzumerken. Wentzel machte in seinem persönlichen Auftreten viel mehr den Eindruck eines Beamten aus der alten Schule als eines nachmärzlichen preußischen Politikers. Und in dieser äußern Erscheinung lag zum großen Theil auch die Signatur seines Geistes aus-

geprägt. Wentzel war in der That von Hause aus Beamter, Beamter vom Kopf bis zur Zehe, nicht freilich in jenem Sinn der Abhängigkeit und Bedientenhaftigkeit, zu welcher man das preußische Beamtenthum neuerdings herabzuwürdigen gesucht hat, sondern in jenem altpreußischen Sinne, in dem Sinne der Stein, Schön, Hippel, also im Sinne einer Zeit, wo das preußische Beamtenthum noch ein gewisses Recht hatte, sich als das Salz des Volks zu fühlen, weil in der That das Talent und der Charakter und die Ehrenhaftigkeit der Nation hier vorzugsweise versammelt war.

Allein Wentzel war nicht blos Beamter schlechthin, er war vorzugsweise richterlicher Beamter; auch das lag in seiner äußerlichen Erscheinung sehr deutlich ausgeprägt. Wo er auch erschien, überall sah man ihm den Mann an, der gewohnt war, über den Parteien zu stehen und die widerspenstigen Gemüther zur Ruhe zu bringen; der gewaltige Kopf, so trotzig aufgesetzt auf den wuchtigen Nacken, schien alles um sich her zu überragen, die kleinen muntern Augen, die so eigenthümlich aus dem etwas gedunsenen Antlitz hervorleuchteten und die bei aller Laune und aller Schalkhaftigkeit doch unter Umständen auch gar gewaltig ernsthaft, ja nach Umständen majestätisch dareinschauen konnten, schienen gleichsam daran gewöhnt, in den Seelen anderer zu lesen und über die kleinen Unterschiede des Augenblicks hinweg, von denen ihm gleichwol keiner verloren ging, immer nur die Umrisse des Ganzen und Großen zu erfassen. Ja es lag etwas Dictatorisches in diesem Manne, was das Bewußtsein einer großen geistigen Ueberlegenheit zu verleihen pflegt; allein da diese Dictatur immer nur im Namen des Rechts und zu Gunsten der Wahrheit geübt ward, so ließ man sie sich gern gefallen, auch auf seiten seiner politischen Gegner.

Ja wohl, auch auf seiten seiner politischen Gegner. Die profunde Rechtskenntniß sowie das bewundernswerthe organisatorische Talent, das den Verewigten auszeichnete und durch das er ein wahrhaftes Phänomen war in unserer meistentheils so schwerfälligen pedantischen Beamtenwelt, war so groß und hatte sich eine so allgemeine Anerkennung erobert, daß auch die Männer der Kreuzzeitung, so unbequem er ihnen übrigens war und so grimmig sie ihn haßten, doch weder seine Kenntnisse noch sein Talent entbehren konnten. Wentzel war in allen eigentlich juristischen Fragen, welche die Kammer beschäftigten, sowie überall, wo es auf rasches Durchdringen und Gruppiren großer weitverstreuter Massen ankam, unbestritten die erste Autorität unseres Landtags; wie man sich in allen zweifelhaften Fällen an seine Gesetzeskenntniß wandte, so vertraute man auch seinem unvergleichlichen Scharfsinn sowie seinem riesenhaften Fleiß und der erstaunlichen Arbeitskraft, mit der er spielend die größten Schwierigkeiten überwältigte, Aufgaben an, vor denen jeder

Denn so weit ging bei Wentzel allerdings weder der Royalismus noch die Achtung vor dem Bestehenden, daß er darüber sein Rechtsgefühl, diesen eigentlichen Inhalt seines Wesens, preisgegeben hätte. Wentzel ist ein ebenso seltenes wie schönes Beispiel dafür, wie auch der bloße schlichte Rechtssinn, das bloße tiefe aufrichtige Gefühl des Wahren, auch ohne eigentliche politische Vorschule, unter Umständen genügend ist, eine bedeutende staatsmännische Persönlichkeit hervorzubringen.

Wie Wentzel der erste preußische Staatsanwalt, wie er der erste altpreußische Jurist, der vor einem Schwurgericht fungirte, so stellt er uns auch den Uebergang vom Beamten alten Schlags zum Politiker, zum Staatsmann dar, und indem er die vortrefflichsten Eigenschaften seines alten Berufs, seinen Fleiß, seine Gewissenhaftigkeit, seinen unerschütterlichen Rechtssinn mit hinübernahm in die neue Sphäre, die sich ihm infolge der Märzereignisse eröffnete und in die er dann mit seiner Erwählung zum Abgeordneten im Frühjahr 1849 förmlich eintrat, so gelang es ihm auch hier, sich in kurzer Zeit die erheblichsten Verdienste und den größten Einfluß zu erwerben. Doch was der Verewigte in dieser Hinsicht geleistet, ist ja noch frisch in aller Andenken, und auch die Nekrologe, welche die öffentlichen Blätter ihm in diesen letzten Wochen gewidmet, haben es so ausführlich aufgezählt, daß ich die Wiederholung hier ersparen kann.

Nur über Wentzel als Redner sei mir noch eine kurze Bemerkung verstattet. Ein eigentlicher Redner war auch er nicht, am wenigsten ein politischer Redner; dazu hatte er weder das Organ, das oft unverständlich war, noch jenen leichten Fluß der Worte, der den Hörer unwillkürlich mit fortreißt. Und doch hat er auch als Kammerredner große und wohlverdiente Triumphe davongetragen. Wentzel sprach immer nur der Sache, nie des oratorischen Eindrucks wegen; sein Vortrag war für gewöhnlich schlicht und trocken; wenn er zu sprechen anfing, so konnte es ihm wol begegnen, daß er sich in den ersten Sätzen etwas verhaspelte und ein wenig hin- und herstotterte. Bald indessen, wie er des Stoffes Herr war, ward er es auch des Wortes, und wie er wärmer und wärmer ward und die Kraft seiner Ueberzeugung ihn hinriß, erhob er sich auch, vielleicht bewußtlos, zu hohem rednerischen Schwunge. Besonders wenn irgendetwas seinen Zorn erregte — und sein Zorn war leicht erregt — oder wenn es ihm darum zu thun war, seinen Gegnern so recht das volle Maß seiner Verachtung ins Antlitz zu schleudern (und auch die Gelegenheit dazu scheute er nicht), konnte er sich zur vollen Höhe eines kunstgemäßen Redners emporschwingen. Es hatte etwas wunderbar Ergreifendes, ihn in solchen Momenten zu sehen und zu hören — namentlich auch zu sehen, und die Gestalt wuchs dann gleichsam aus der Tribüne hervor, die gelbblonden Haare sträubten sich

wie Löwenmähnen, der gewaltige Nacken zitterte vor Ingrimm, das Antlitz schien Flammen zu sprühen — o wahrhaftig, wenn man von dem Zorn sagt, daß er Poeten macht, so hatte er in Wentzel auch einen Redner geschaffen.

Und diese gewaltige Kraft ist nun gebrochen, dieses edle Feuer verlöscht! Es ist eine alte traurige Erfahrung, die sich jeden Augenblick wiederholt, im großen wie im kleinen, daß die Guten und Edeln gerade dann von uns scheiden, wenn wir ihrer am nöthigsten bedürfen; auch Wentzel ist in einem Augenblick dahingegangen, da seine unerschütterliche Charakterstärke und die durch nichts zu beirrende Schärfe seines Geistes dem Vaterlande am allernöthigsten waren — wer wird, wer darf es wagen, an seine Stelle zu treten?

Aus Louis Spohr's Leben.

Von „Louis Spohr's Selbstbiographie" (Kassel, G. H. Wigand), über deren Anfänge wir vor einiger Zeit in der kritischen Abtheilung dieser Zeitschrift berichteten, liegt jetzt das zweite Heft des ersten Bandes vor. Dasselbe umfaßt die Zeit von Spohr's Eintritt als Hofkapellmeister in Gotha im Jahre 1805 und seiner bald darauf erfolgenden Vermählung mit der als Harfenspielerin berühmten Dorette Scheidler bis zum Schluß seines wiener Aufenthalts im Frühjahre 1815 und ist wiederum ungemein reich an interessanten und charakteristischen Zügen; nicht nur Spohr's eigene Persönlichkeit in ihrer klaren, in sich befriedigten, im besten Sinne vornehmen Weise, entfaltet sich darin in einer Menge kleiner ansprechender Züge, sondern auch für die allgemeinen geselligen und künstlerischen, insbesondere die musikalischen Zustände jener Zeit enthält das Buch zahlreiche dankenswerthe Beiträge. Der eigenthümlich klare Blick, das große leuchtende Auge, das Spohr's persönliche Erscheinung so bedeutend und anziehend machte und das sich auch, übertragen auf das geistige Gebiet, in seinen musikalischen Schöpfungen nicht verleugnet, gibt sich auch in diesen Skizzen kund; so flüchtig dieselben auch hingeworfen sind und so wenig der Verfasser sich offenbar bei Aufzeichnung seiner Memoiren darum bemüht hat, denselben eine besondere schriftstellerische Glätte und Durcharbeitung zu geben, so anziehend weiß er dennoch zu erzählen und so lebendig tritt uns die Mehrzahl der hier geschilderten Persönlichkeiten entgegen. Es rührt dies vorzüglich von der Unbefangenheit her, mit welcher Spohr von früh auf den Menschen und Dingen entgegentrat, eine Unbefangenheit, die ihren Grund wiederum in der großen geistigen Sicherheit des berühmten Mei-

sters hatte und die auch niemals durch kleine persönliche Abneigungen und Verstimmungen getrübt ward. Spohr war eben, gleich Goethe, mit dem wir ihn schon in jenem frühern Artikel zusammenstellten, eine souveräne Natur und diese Souveränetät seines Wesens mußte denn auch in ihm nothwendig etwas von jenem Humor entwickeln, der sich bei Goethe zu so köstlicher Blüte entfaltete. In Spohr's musikalischen Compositionen merkt man von diesem Humor allerdings nur wenig, er ist einer der grandiosesten, feierlichsten Componisten, die wir besitzen und insofern wieder nahe mit Schiller verwandt, dessen ideales Pathos uns aus Spohr's gelungensten Schöpfungen entgegenklingt. Daß es Spohr darum aber an Humor nicht fehlte, das wissen nicht nur diejenigen, die so glücklich waren, ihm persönlich näher zu stehen und sein tägliches Leben und Treiben zu beobachten, sondern das zeigen vor allem auch diese Aufzeichnungen; auch sie sind von einem gewissen, wir möchten sagen bewußtlosen Humor durchdrungen, einer leis ironischen Auffassung der Lebensverhältnisse, die aber durchweg viel zu mild, viel zu nachsichtig auftritt, um irgendwie verletzen zu können. Jedenfalls gehört das Buch, auch ganz abgesehen von seiner specifisch-musikalischen Bedeutung, zu den interessantesten Bereicherungen, welche unsere Memoirenliteratur neuerdings erfahren hat und werden unsern Lesern schon in dieser Rücksicht einige Auszüge aus dem eben erschienenen zweiten Hefte hoffentlich nicht unwillkommen sein.

Das erste Heft brach gerade in dem Moment ab, wo Spohr, eben in Gotha angekommen, zum ersten mal seine spätere Gattin, die bereits genannte Dorette Scheidler, erblickt. Gleich dies erste Zusammentreffen wurde verhängnißvoll für das leichtentzündliche Herz des jungen Musikers. Dorette entzückte ihn nicht blos durch ihre Jugend und die Anmuth ihrer äußern Erscheinung, sondern auch als Virtuosin riß sie ihn zur Bewunderung hin. Eine Schülerin von Backofen, spielte sie die Harfe schon damals mit einer Sicherheit und einem Ausdruck, die Spohr auf das lebhafteste überraschten. Er selbst hatte als Knabe einmal den Versuch gemacht, die Harfe zu erlernen und es auch bald darin so weit gebracht, daß er sich seine Lieder begleiten konnte; nachdem er dann aber mutirt hatte und nun eine geraume Zeit die Stimme ganz verlor, war die Harfe vernachlässigt und endlich ganz beiseite gesetzt worden. Doch war ihm von da an noch immer eine lebhafte Vorliebe für das Instrument geblieben und man begreift leicht, wie sehr dieselbe zunahm, da er sein ehemaliges Lieblingsinstrument jetzt unter den kunstfertigen Händen der schönen Dorette wiederfand. Dorette spielte außerdem auch Pianoforte und Geige, und zwar beide ebenfalls mit mehr als gewöhnlicher Fertigkeit. Auf Spohr's Vorstellung jedoch, daß die Geige ein für Frauenzimmer unpassendes Instrument, gab sie dieselbe auf und

widmete sich dafür mit verdoppeltem Eifer dem Piano und der Harfe, besonders der letztern, für die Spohr nun auch mit großem Fleiß zu componiren anfing, theils Solostücke, durch deren Vortrag Dorette bei Hofe wie beim Publikum den größten Enthusiasmus erregte, theils Duette für Harfe und Geige, welche das junge Paar, angeweht und beseelt vom Hauch einer lieblich keimenden Neigung, gemeinschaftlich ausführte.

Bei einem dieser Duette geschah es denn auch, daß der Liebende „mit seinem Geständniß herausplatzte"; Dorette „sank ihm mit hervorbrechenden Thränen in die Arme", auch die Mutter, selbst noch eine Sängerin mit kräftig klingender Stimme und von guter Schule und daher wohl im Stande, einen Eidam von Spohr's künstlerischen Anlagen zu würdigen, gab ihre Einwilligung und schon am 2. Februar 1806 wurde Spohr glücklicher Ehemann.

Es war eine sehr liebliche Idylle, die sich nun zwischen dem jungen Paare abspann; das Glück der Liebenden wurde verschönt und veredelt durch den Wetteifer, mit welchem das Künstlerpaar seine Talente gegenseitig zu entwickeln und auszubilden strebte. Wirklich lebten sich beide, auch in musikalischer Beziehung, aufs innigste ineinander ein; an der Seite einer so vorzüglichen Harfenspielerin wie Dorette lernte Spohr Natur und Umfang dieses Instruments immer mehr kennen und drang auch in seinen Compositionen immer tiefer in die Geheimnisse desselben ein. Andererseits faßte auch Dorette den Geist des Componisten, in dem sie ja zugleich den beglückten Gatten liebte, immer tiefer, immer lebendiger auf, und da nun auch beide mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Vortragsweise gegenseitig vollkommen vertraut waren, so erlangte ihr Zusammenspiel allmählich eine Harmonie und eine Sicherheit, die durch nichts übertroffen werden konnte; die musikalischen Zeitschriften jener Zeit sind voll von den überschwenglichsten Lobeserhebungen und noch heute sprechen ältere Musikfreunde mit Entzücken von dem unvergleichlichen Genuß, welchen das Zusammenspiel Spohr's und seiner Dorette damals gewährte.

Inzwischen war dies glückliche Ehepaar doch eben ein Künstlerpaar und also wollte es sie auf die Dauer nicht zu Hause lassen, so angenehm und lieblich diese Häuslichkeit auch war. Das Kriegsunwetter von Anno 1806 war ziemlich gnädig an ihnen vorübergegangen; jetzt aber trieb sie das Verlangen, die errungene Fertigkeit auch auswärts zu erproben und die Früchte ihres Fleißes zu ernten, auf eine größere Kunstreise; das Töchterchen, das seine Dorette ihm inzwischen geboren hatte und bei dem der regierende Herzog von Gotha selbst Gevatter gestanden, wurde der Pflege der Großmutter übergeben und im eigenen, für Harfe und Geige besonders zugerichteten Wagen machte das junge Paar sich auf die Wanderung im Herbst 1807.



Die erste Station wurde in Weimar gemacht, wohin das junge Paar vom gothaischen Hof empfohlen war. Spohr spielte mit seiner Dorette im weimarischen Hofconcert; unter den Zuhörern befanden sich auch Goethe und Wieland. Letzterer schien von den Vorträgen des Künstlerpaars ganz hingerissen und äußerte dies in seiner lebhaft freundlichen Weise. Von Goethe dagegen heißt es (S. 109): „Auch Goethe richtete mit vornehmer kalter Miene einige lobende Worte an uns."

Von Weimar ging die Reise über Leipzig, Dresden, Prag, an welchem letztern Orte Spohr sich einige besonders begeisterte und anhängliche Freunde erwarb, nach München. Hier regierte damals noch „der dicke Max" und die Anekdote, welche Spohr von seinem münchener Hofconcerte mittheilt, ist so charakteristisch für die naiv gutmüthige Weise dieses Monarchen, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, sie hier einzuschalten. „Bevor wir unser Concert in der Stadt gaben" (erzählt Spohr S. 112), „wurden wir bei Hofe gehört. Als wir vortraten, um unsere Concertante für Harfe und Violine zu spielen, fehlte es an einem Stuhle für Doretten. Der König Max, der neben seiner Gemahlin in der ersten Reihe der Zuhörer saß, bemerkte es und brachte sogleich seinen eigenen vergoldeten und mit der Königskrone geschmückten Lehnsessel, bevor noch ein Diener das Fehlende herbeischaffen konnte. In seiner freundlich-gutmüthigen Weise bestand er darauf, daß Dorette sich dessen bedienen sollte, und nur erst dann, als ich ihm bemerklich machte, daß die Armlehnen beim Spiel hinderlich sein würden, gestattete er, daß sie den vom Bedienten herbeigebrachten Stuhl annahm. Nach beendigtem Spiele stellte er selbst uns der Königin und ihrer Umgebung vor, die sich auf das zuvorkommendste mit uns unterhielt. Tags darauf wurden uns die königlichen Geschenke eingehändigt, für mich ein Brillantring, für Dorette ein Diadem; beides sehr werthvoll."

Auch über Winter, den Componisten des „Unterbrochenen Opferfestes", der damals als Hofkapellmeister in München lebte und mit dem Spohr sich rasch befreundete, werden uns einige ergötzliche Züge mitgetheilt (S. 113): „Winter, von kolossalem Körperbau, begabt mit riesiger Kraft, war dabei furchtsam wie ein Hase. Bei geringfügiger Veranlassung leicht in Zorn aufbrausend, ließ er sich doch wie ein Kind lenken. Seine Haushälterin hatte das bald bemerkt und tyrannisirte ihn in arger Weise. Er hatte z. B. eine besondere Freude an dem Krippenspiel zu Weihnachten und ergötzte sich oft stundenlang mit dem Anputzen der kleinen Figuren. Aber wehe ihm, wenn die Haushälterin ihn dabei überraschte; sie jagte ihn sogleich davon und rief: «Müssen Sie denn ewig spielen?! Setzen Sie sich sogleich ans Klavier und machen Sie Ihre Arie fertig!» Die jüngern Mitglieder der Hofkapelle, die er gern um sich hatte und zuweilen zu Tische einlud, neckten ihn

dafür unaufhörlich. Sie hatten bald entdeckt, daß er sich vor Geistern fürchte und veranstalteten daher allerlei Spukgeschichten und Geistererscheinungen, um ihn zu ängstigen. So besuchte er im Sommer häufig einen öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, kehrte aber, da er sich im Dunkeln fürchtete, stets vor anbrechender Nacht zurück. Eines Tags hatten ihn die jungen muthwilligen Leute durch allerlei Künste länger als gewöhnlich aufgehalten, und es war daher schon ganz dämmerig, als er den Rückweg antrat. Da die übrigen Gäste noch in guter Ruhe sitzen blieben, so fand er seinen Weg, der zwischen düstern Hecken hinlief, schauerlich einsam. Es überlief ihn daher eine fürchterliche Angst und unbewußt fing er an zu traben. Kaum war dies geschehen, so fühlte er eine schwere Last auf seinem Rücken und glaubte nun nicht anders, als es sei ein Kobold auf ihn herabgesprungen. Da er noch mehrere hinter sich hertraben hörte, so schien ihm die ganze Hölle auf den Fersen, und er rannte nun noch weit mehr. Schweißtriefend und keuchend kam er endlich am Thore an; da sprang der Kobold von seinem Rücken herab und sprach mit bekannter Stimme: «Ich danke Ihnen, Hr. Kapellmeister, daß Sie mich getragen haben; denn ich war sehr müde.» Ein Kichern der andern folgte dieser Rede, während der Gefoppte in einen unbändigen Zorn ausbrach."

Minder gemüthlich war der Aufenthalt in Stuttgart. Auch nach Stuttgart hatte Spohr Empfehlungen an den Hof mitgebracht; er übergab dieselben dem Hofmarschall und erhielt von demselben schon am folgenden Tage die Zusicherung, daß das Künstlerpaar bei Hofe gehört werden würde. Inzwischen jedoch hatte Spohr in Erfahrung gebracht, daß auch in Stuttgart während der Hofconcerte Karte gespielt und auf die Musik wenig gehört werde. Doch lassen wir ihn selber erzählen (S. 114): „Noch von Braunschweig her voller Abscheu gegen eine solche Entwürdigung der Kunst, nahm ich mir daher die Freiheit, dem Hofmarschall zu erklären, daß ich und meine Frau nur dann auftreten würden, wenn der König die Gnade habe, während unsers Spiels das Kartenspiel aufzuheben. Ganz erschrocken über eine solche Kühnheit, trat der Hofmarschall einen Schritt zurück und rief: «Wie! Wollen Sie meinem gnädigsten Herrn Vorschriften machen? Nie werde ich es wagen, ihm das vorzutragen!» «Dann muß ich auf die Ehre, bei Hofe gehört zu werden, verzichten», war meine einfache Antwort. Hierauf empfahl ich mich."

„Wie der Hofmarschall", fährt Spohr fort, „es angefangen hat, seinem König so Unerhörtes vorzutragen, und wie dieser es über sich hat gewinnen können, darauf einzugehen, habe ich nicht erfahren. Das Resultat aber war, daß der Hofmarschall mir sagen ließ: «Der König wolle die hohe Gnade haben, meinen Wunsch zu gewähren; nur werde die Bedingung daran geknüpft, daß die Musikstücke, die ich und meine



Frau vortragen würden, sich sogleich folgen sollten, damit Se. Maj. nicht öfter incommodirt würden.» So geschah es denn auch. Nachdem der Hof an den Spieltischen Platz genommen hatte, begann das Concert mit einer Ouvertüre, auf welche eine Arie folgte. Währenddem liefen die Bedienten geräuschvoll hin und her, um Erfrischungen anzubieten, und die Kartenspieler riefen ihr «ich spiele, ich passe» so laut, daß man von der Musik und dem Gesang nichts Zusammenhängendes hören konnte. Doch nun kam der Hofmarschall zu mir, um anzukündigen, daß ich mich bereit halten solle. Zugleich benachrichtigte er den König, daß die Vorträge der Fremden beginnen würden. Alsbald erhob sich dieser und mit ihm alle übrigen. Die Bedienten setzten vor dem Orchester zwei Stuhlreihen, auf welche sich der Hof niederließ. Unserm Spiele wurde in großer Stille und mit Theilnahme zugehört; doch wagte niemand ein Zeichen des Beifalls laut werden zu lassen, da der König damit nicht voranging. Seine Theilnahme an den Vorträgen zeigte sich nur am Schlusse derselben durch ein gnädiges Kopfnicken und kaum waren sie vorüber, so eilte alles wieder zu den Spieltischen und der frühere Lärm begann von neuem."

„Während des übrigen Concerts", erzählt Spohr weiter, „hatte ich Muße, mich umzusehen. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders auf den Spieltisch des Königs gelenkt, an welchem, um es der Majestät bei ihrer Corpulenz bequemer zu machen, ein halbrunder Ausschnitt angebracht war, in welchen der Bauch des Königs genau hineinpaßte. Der große Umfang desselben und der kleine des Königreichs haben bekanntlich zu der hübschen Caricatur Veranlassung gegeben, auf welcher der König, im Krönungsornate, mit der Landkarte seines Königreichs auf dem Hosenknopfe, in die Worte ausbricht: «Ich kann meine Staaten nicht überblicken!» Sowie der König sein Spiel beendet hatte und der Stuhl rückte, wurde das Concert mitten in einer Arie der Mad. Graff abgebrochen, sodaß ihr die letzten Töne einer Cadenz förmlich im Halse stecken blieben. Die Musiker, an solchen Vandalismus schon gewöhnt, packten ruhig ihre Instrumente in die Kasten; ich aber war im Innersten empört über eine solche Entwürdigung der Kunst."

Spohr macht bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über das damalige Leben in Stuttgart sowie in Würtemberg überhaupt (das bekanntlich eben damals durch Napoleon's I. Gnaden zum Königreich erhoben war), die noch heute von Interesse sind. „Würtemberg", sagt er S. 116, „seufzte damals unter einer Despotie, wie sie das übrige Deutschland wol nie gekannt hat. So mußte, um nur einiges anzuführen, jeder, der den Schloßhof in Stuttgart betrat, den Weg vom Gitterthore bis zum Schloßportal mit entblößtem Haupte zurücklegen, es mochte regnen oder schneien, weil Se. Majestät nach dieser Seite hin

wohnte. Ferner war jeder Civilist auf allerhöchsten Befehl gehalten, vor den Schildwachen den Hut abzunehmen, ohne daß diese ihm die Honneurs zu machen brauchten. Im Theater war es durch Anschlag streng verboten, Beifall zu klatschen, bevor nicht der König damit begonnen hatte. Die Majestät steckte aber ihre Hände, wegen der strengen Winterkälte, in einen großen Muff und brachte sie nur heraus, wenn Höchstdieselben das Bedürfniß fühlten, eine Prise zu nehmen. War das geschehen, dann wurde, unbekümmert um das, was gerade auf dem Theater geschah, nun auch geklatscht. Der Kammerdiener, welcher hinter dem König stand, fiel sogleich ein und gab dadurch dem loyalen Volke das Zeichen, nun auch seinerseits Beifall zu spenden. So wurden denn fast immer die interessantesten Scenen und besten Musikstücke der Oper durch einen heillosen Lärm gestört und unterbrochen. Da die Stuttgarter schon längst gelernt hatten, sich den königlichen Launen willig zu fügen, so setzte es sie in nicht geringes Erstaunen, als sie erfuhren, was ich mir, bei meinem Auftreten im Hofconcerte, ausbedungen und auch wirklich bewilligt erhalten hatte. Es lenkte dies die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich und hatte die Folge, daß mein Concert in der Stadt außergewöhnlich zahlreich besucht wurde."

Ebendaselbst lernte Spohr außer dem Kapellmeister Danzi (geb. zu München 1763, gest. zu Karlsruhe 1826), den späterhin so berühmt gewordenen Karl Maria von Weber, den Componisten des „Freischütz", kennen. „Weber", erzählt Spohr S. 117, „war damals Secretär bei einem Prinzen von Würtemberg und trieb die Kunst nur als Dilettant. Dies hinderte ihn aber nicht, fleißig zu componiren, und ich erinnere mich noch sehr gut, damals als Muster von Weber's Arbeiten einige Nummern aus der Oper «Der Beherrscher der Geister» bei ihm gehört zu haben. Diese kamen mir aber, da ich gewohnt war, bei dramatischen Arbeiten stets Mozart als Maßstab anzulegen, so unbedeutend und dilettantenmäßig vor, daß ich nicht im entferntesten ahnte, es werde Weber einst gelingen können, mit irgendeiner Oper Aufsehen zu erregen."

Ueber Heidelberg und Frankfurt am Main kehrte das Künstlerpaar nach Gotha zurück, wo nun das frühere, zwischen Kunst und Liebe getheilte Leben weiter fortgesetzt ward. Eine wiederholte Berührung mit Goethe, der dem Componisten Hoffnung machte, eine von ihm verfaßte Oper „Alrune, die Eulenkönigin", dem Text nach ein Seitenstück zu dem damals sehr beliebten „Donauweibchen", in Weimar zur Aufführung zu bringen, blieb ebenfalls ohne Frucht und auch die Aufführung der Oper zerschlug sich, theils weil Goethe mit dem Text unzufrieden war, den ein gothaischer Candidat geliefert hatte, theils und besonders, weil Spohr selbst, als er seine Musik in der von ihm geleiteten Probe hörte, sich von seiner eigenen Arbeit nicht mehr befriedigt fühlte, sodaß



es ihm ganz recht war, als die Ausführung anfangs immer weiter hinausgeschoben ward, um endlich ganz in Vergessenheit zu gerathen.

Eine eigenthümliche Episode bildete im Jahre 1808 der berühmte Fürstencongreß, den Napoleon in Gemeinschaft mit seinem damaligen Freunde und Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander von Rußland, zu Erfurt um sich versammelte. „Alle Neugierigen der Umgegend", erzählt Spohr S. 126, „strömten hin, um die Pracht anzustaunen, die sich dort entfaltete. Auch ich machte in Gesellschaft einiger meiner Schüler eine Fußpartie nach Erfurt, weniger um die Großen der Erde, als um die Größen des Théâtre français, Talma und die Mars, zu sehen und zu bewundern. Der Kaiser hatte seine tragischen Schauspieler aus Paris kommen lassen und es wurde an jenem Abend eins der classischen Werke von Corneille oder Racine aufgeführt. Einer solchen Vorstellung dachte ich, nebst meinen Gefährten, beiwohnen zu dürfen; leider erfuhr ich aber, daß sie nur für die Fürsten und ihr Gefolge stattfänden und jeder andere davon ausgeschlossen sei. Ich hoffte nun durch Vermittelung der Musiker Plätze im Orchester zu finden, aber auch dieses schlug fehl, da denselben aufs strengste untersagt war, irgendjemand mit hineinzunehmen. Endlich fiel mir der Ausweg ein, daß ich und meine drei Schüler an der Stelle eben so vieler Musiker die Zwischenacte mitspielen und so der Vorstellung beiwohnen könnten. Da wir es uns etwas kosten ließen und die Musiker wußten, daß die Stellvertreter ihre Plätze genügend ausfüllen würden, so gaben sie ihre Zustimmung. Nun zeigte sich aber eine neue Schwierigkeit: es konnten nur drei von uns bei den Violinen und der Viola untergebracht werden, und da keiner von uns ein anderes Orchester-Instrument außer jenen spielte, so hätte einer zurückbleiben müssen. Da kam ich auf den Gedanken, zu versuchen, ob ich bis zum Abend nicht so viel auf dem Horn erlernen könne, daß ich im Stande sei, die Partie des zweiten Horns zu übernehmen. Ich ließ mir sogleich von dem, dessen Stelle ich einnehmen wollte, das Horn geben und begann meine Studien. Anfangs kamen fürchterliche Töne zum Vorschein; doch nach einer Stunde gelang es mir schon, die natürlichen Töne des Horns zur Ansprache zu bringen. Nach Tische, während meine Schüler spazieren gingen, erneuerte ich im Hause des Stadtmusikus meine Uebungen und obgleich mir die Lippen sehr wehe thaten, so ruhte ich doch nicht eher, als bis ich meine Hornstimme der allerdings leichten Ouvertüre und der Zwischenacte, die am Abend gespielt werden sollten, fehlerlos herausbringen konnte."

„So vorbereitet", fährt Spohr fort, „schloß ich mich nebst meinen Schülern den andern Musikern an, und da jeder sein Instrument unter dem Arme trug, so kamen wir auch unangefochten zu unsern Plätzen. Wir fanden den Saal, in welchem das Theater aufgeschlagen war, schon

glänzend erleuchtet und mit dem zahlreichen Gefolge der Fürsten angefüllt. Für Napoleon und seine Gäste befanden sich die Plätze dicht hinter dem Orchester. Bald nachdem der fähigste meiner Schüler, dem ich die Leitung der Musik übertragen und dessen Direction ich mich selbst, als neugebackener Hornist, untergeordnet hatte, das Orchester hatte einstimmen lassen, erschienen die hohen Herrschaften und die Ouvertüre begann. Das Orchester bildete, mit dem Gesicht nach dem Theater gekehrt, eine lange Reihe, und es war jedem Mitwirkenden streng untersagt, sich umzukehren und die Fürsten neugierig zu betrachten. Da ich davon im voraus unterrichtet war, hatte ich einen kleinen Spiegel zu mir gesteckt, mit dessen Hülfe ich, sobald die Musik geendet hatte, unbemerkt die Lenker der europäischen Geschicke, einen nach dem andern, genau betrachten konnte. Bald zog mich indessen das vortreffliche Spiel der tragischen Künstler so ausschließlich an, daß ich den Spiegel meinen Schülern überließ und meine ganze Aufmerksamkeit dem Theater zuwandte. Bei jedem der folgenden Zwischenacte mehrten sich aber die Schmerzen an meinen Lippen und nach Beendigung der Vorstellung waren sie so angeschwollen und wund geworden, daß ich kaum zu Abend essen konnte. Selbst am andern Tage bei der Rückkehr nach Gotha sahen sie noch sehr negerartig aus, und meine junge Frau war daher nicht wenig erschrocken, als sie mich wiedersah; aber noch mehr stutzte sie, als ich ihr scherzend sagte, es komme das vom vielen Küssen der hübschen Erfurterinnen! Nachdem ich ihr jedoch die Geschichte meiner Hornstudien mitgetheilt hatte, wurde ich tüchtig von ihr ausgelacht."

„In jener Zeit", setzt Spohr hinzu, „ich erinnere mich jedoch nicht mehr, ob auf der Reise nach Erfurt oder auf einer frühern, übernachtete der Kaiser Napoleon auch einmal im Schlosse zu Gotha und es wurde daher am Abend vorher ein Hofconcert angesagt. Ich und meine Frau hatten die Ehre, vor dem Allgewaltigen zu spielen und er richtete einige freundliche Worte an uns. Auch erhielten wir am folgenden Tage unsern Antheil an Napoleonsdor, die er als Geschenk für die Hofkapelle zurückgelassen hatte."

Höchst charakteristisch für die Kunstliebe vornehmer Herren und ein gutes Seitenstück zu dem, was der unlängst verstorbene berühmte Tenorist Franz Wild in seinen autobiographischen Aufzeichnungen von dem Großherzog von Darmstadt und seiner berühmten Oper erzählt, ist ferner die Geschichte, wie Spohr's Gönner, der Herzog von Gotha, wiewol vollkommen unmusikalisch, doch plötzlich auf den Einfall gerieth, eine Oper zu componiren. „Der Herzog", heißt es S. 131, „war bekanntlich, trotz seinen Sonderbarkeiten, ein Mann von Geist und Bildung, wie seine im Druck erschienenen Dichtungen und sein Briefwechsel mit Jean Paul hinlänglich darthun. Um die Regierungsgeschäfte jedo



bekümmerte er sich nicht im mindesten und überließ sie ausschließlich dem Geheimrath von Frankenberg, der daher der eigentliche Regent des Landes war. Genöthigt, pro forma den Sitzungen des Geheimraths beizuwohnen, langweilte er sich bei dem dort Verhandelten fortwährend und suchte es daher möglichst abzukürzen, indem er, seine Theilnahmlosigkeit selbst persiflirend, sagte: «Wollen die Herren Geheimräthe nun nicht bald die Gnade haben, zu befehlen, was Ich befehlen soll?» Damals hatte er, vielleicht durch meine Gesangscompositionen angeregt, Lust bekommen, eins seiner größern Gedichte, eine Art von Cantate, in Musik zu setzen. Er erzeigte mir die Ehre, mich darüber zu Rathe zu ziehen. Da der Herzog es aber wahrscheinlich nicht über sich gewinnen konnte, mich seine Unwissenheit in der Musik merken zu lassen, so wandte er sich wegen der Ausführung an seinen alten Musiklehrer, den Concertmeister Reinhard. Von diesem habe ich dann später einmal in einer unbewachten, vertraulichen Stunde erzählen hören, wie die Composition der Cantate zu Stande kam. Der Herzog las seinem am Klavier sitzenden Lehrer einen Satz des Textes vor und setzte ihm seine Ansichten über die Art, wie er componirt werden müsse, auseinander. Reinhard mußte ihm dann, weil der Herzog einmal von der Charakteristik der Tonarten gehört und gelesen hatte, verschiedene derselben in Accordfolgen anschlagen, damit er die richtige für seinen Text herausfinde. War dieser heiter, so wurde eine Tonart in Dur, war er traurig, eine in Moll gewählt. Nun geschah es aber eines Tags, daß dem Herzog für seinen Text das Dur zu heiter und das Moll zu traurig war, und er verlangte daher von dem armen Reinhard, er solle ihm die Tonart in halb Moll anschlagen. Waren sie nun über diesen Punkt einig, dann mußte die für den Text passende Melodie gefunden werden. Der Herzog pfiff also alles, was ihm von Melodien einfallen wollte und überließ es dann dem Lehrer, diejenige herauszufinden, welcher sich der Text am bequemsten unterlegen ließ. Waren so einige Zeilen des Gedichts erledigt, so ging man zu den folgenden über. Der solcher Weise in den Weihestunden des Herzogs zu Stande gebrachte Entwurf der Cantate wurde nun, da Reinhard nicht componiren, wenigstens nicht instrumentiren konnte, dem Kammermusikus Backofen übergeben, um daraus die Partitur zu machen. Dieser konnte von den ihm überlieferten Materialien begreiflicherweise nur sehr wenig gebrauchen und mußte daher die Cantate so gut wie ganz neu componiren. Da er viel Compositionstalent besaß, so entstand unter seinen Händen eine Musik, die sich recht gut anhören ließ. Das so vollendete Werk wurde nun ausgeschrieben, unter meiner Leitung sorgfältig eingeübt und dann im Hofconcerte aufgeführt. Der Herzog, der doch wol ein wenig verwundert sein mochte, wie gut seine Musik klang, nahm mit zufriedener Miene die Glückwünsche und

Huldigungen des Hofs entgegen, belobte mich, daß ich bei dem Einüben so gut in seine Intentionen einzugehen gewußt habe und ließ seinen beiden Mitarbeitern heimlich ihr Honorar auszahlen. So war alle Welt zufrieden gestellt."

Doch brechen wir hier ab, um noch Raum zu behalten für einige von Spohr's wiener Erinnerungen. Auf einer wiederholten Kunstreise nämlich, die er im Herbst 1812, wiederum in Gemeinschaft mit seiner Frau, antrat, und bei welcher er auch Wien berührte, waren ihm in ebengenannter Stadt von dem Grafen Pálffy, dem damaligen Besitzer des Theaters an der Wien, so glänzende Anerbietungen gemacht worden, daß Spohr, trotz der Vorliebe und der Dankbarkeit, die ihn an Gotha fesselten, doch nicht den Muth besessen hatte, sie auszuschlagen. Er schloß mit dem Grafen Pálffy einen Vertrag, durch welchen er auf die Dauer von drei Jahren als Kapellmeister und Orchesterdirector des demselben zugehörigen Theaters an der Wien eintrat. Freilich fand, um dies hier gleich vorauszunehmen, Spohr in seiner neuen Stellung nicht ganz, was er sich davon versprochen hatte; Graf Pálffy hatte bald darauf das Glück, auch die beiden Hoftheater in Pacht zu bekommen; von da an begann er sein eigenes Theater zu vernachlässigen und als bloßen Tummelplatz für Spektakelstücke und Volksopern zu benutzen, womit Spohr denn natürlich nicht einverstanden war, und da es auch sonst an allerhand großen und kleinen Reibereien nicht mangelte, so zogen beide Theile es vor, den Contract noch vor Ablauf desselben bereits am Schluß des zweiten Jahres durch gütliches Uebereinkommen zu lösen: Frühjahr 1815.

Allein wenn somit auch die nächste amtliche Wirksamkeit den Künstler nur wenig befriedigte, so war sein Aufenthalt in Wien doch übrigens ungemein reich an allerhand anregenden und erfreulichen Eindrücken. Seine Anwesenheit fiel in eine musikalisch wie gesellig sehr belebte Zeit; Spohr war Zeuge des Wiener Congresses und hatte selbst die Ehre, bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten sich vor demselben sowol als Componist wie als Virtuose zu produciren. Diese in ihrer Art unvergleichliche Zeit, eine Saison auch in musikalischem Sinne, wie sie wol nirgends in der Welt wiedergekehrt ist, hatte natürlich eine Menge mehr oder weniger namhafter und ausgezeichneter Musiker herbeigezogen, sodaß Spohr Gelegenheit hatte, eine Masse interessanter und bedeutender Bekanntschaften zu machen. Mit besonderer Vorliebe spricht er von Hummel, der sich damals ebenfalls in Wien aufhielt. Spohr erzählt von den musikalischen Abenden, die während der Congreßzeit im Hause eines seiner wiener Freunde stattfanden, und fährt dann fort (S. 206): „Ich hörte dort zum ersten male Hummel sein herrliches Septett vortragen sowie andere seiner damaligen Compositionen. Am meisten zogen mich



aber seine Improvisationen an, worin ihn bisjetzt noch kein anderer Klaviervirtuose erreicht hat. Mit großem Vergnügen erinnere ich mich besonders eines Abends, wo er so herrlich phantasirte, wie ich ihn später weder öffentlich noch privatim je wieder gehört habe. Die Gesellschaft dachte schon an den Aufbruch, als einige Damen, denen es noch zu früh war, Hummel baten, ihnen noch einige Walzer zu spielen. Gefällig und galant, wie er gegen Damen war, setzte er sich ans Piano und spielte die verlangten Walzer, wonach die jungen Leute im Nebenzimmer zu tanzen anfingen. Ich und einige andere Künstler gruppirten uns, von seinem Spiele angezogen, schon die Hüte in den Händen, um das Instrument und hörten aufmerksam zu. Kaum bemerkte dies Hummel, so ging sein Spiel in eine freie Phantasie über, die sich aber fortwährend im Walzer-Rhythmus erhielt, sodaß die Tanzenden nicht gestört wurden. Nun nahm er von den von mir und andern an dem Abende vorgetragenen Compositionen einige leichtfaßliche Themen und Figuren, verwebte sie in seinen Walzer und variirte sie bei jeder Wiederkehr immer reicher und pikanter. Ja, zuletzt mußte sich das eine sogar zum Fugenthema hergeben, und er ließ nun alle seine contrapunktischen Künste los, ohne die Walzenden in ihrer Lust zu stören. Dann kehrte er zum galanten Stil zurück und entwickelte zum Schluß eine Bravour, wie man sie auch noch nicht von ihm gehört hatte. Dabei klangen in dieses Finale immer noch die aufgenommenen Themen hinein, sodaß das Ganze sich echt künstlerisch abrundete. Die Zuhörer waren entzückt und priesen die Tanzlust der jungen Damen, die ihnen zu einem so reichen Kunstgenusse verholfen hatten."

Mit ganz besonderer Ausführlichkeit aber äußert er sich über Beethoven, zu dessen frühesten Verehrern er, wie der Leser sich erinnert, gehörte, und den er daher nicht versäumte, gleich bei seiner Ankunft in Wien aufzusuchen. Spohr's Mittheilungen über Beethoven enthalten nicht allein so viel Neues, darunter freilich manches, was den einseitigen Verehrern des großen Mannes kaum lieb zu hören sein wird, sondern sie tragen dabei auch, wie alles, was Spohr hier erzählt, den Stempel der Wahrheit so deutlich und unverkennbar an sich, daß, hoffen wir, der Leser es uns Dank wissen wird, wenn wir einiges davon hier zum Schluß unserer Skizze noch mittheilen.

„Nach meiner Ankunft in Wien", erzählt Spohr S. 197, „suchte ich Beethoven sogleich auf, fand ihn aber nicht und ließ deshalb meine Karte zurück. Ich hoffte nun ihn in irgendeiner der musikalischen Gesellschaften zu finden, zu denen ich häufig eingeladen wurde, erfuhr aber bald, Beethoven habe sich, seitdem seine Taubheit so zugenommen, daß er Musik nicht mehr deutlich und im Zusammenhange hören könne, von allen Musikpartien zurückgezogen und sei überhaupt sehr menschen-

scheu geworden. Ich versuchte es daher nochmals mit meinem Besuch, doch wieder vergebens. Endlich traf ich ihn ganz unerwartet in dem Speisehause, wohin ich jeden Mittag mit meiner Frau zu gehen pflegte. Ich hatte nun schon Concert gegeben und zweimal mein «Oratorium» aufgeführt. Die wiener Blätter hatten günstig darüber berichtet. Beethoven wußte daher von mir, als ich mich ihm vorstellte, und begrüßte mich ungewöhnlich freundlich. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch und Beethoven wurde sehr gesprächig, was die Tischgesellschaft sehr verwunderte, da er gewöhnlich düster und wortkarg vor sich hinstarrte. Es war aber eine sauere Arbeit, sich ihm verständlich zu machen, da man so laut schreien mußte, daß es im dritten Zimmer gehört werden konnte. Beethoven kam nun öfter in dieses Speisehaus und besuchte mich auch in meiner Wohnung. So wurden wir bald gute Bekannte. Beethoven war ein wenig derb, um nicht zu sagen roh; doch blickte ein ehrliches Auge unter den buschigen Augenbrauen hervor. Nach meiner Rückkehr von Gotha traf ich ihn dann und wann im Theater an der Wien, dicht hinter dem Orchester, wo ihm der Graf Pálffy einen Freiplatz gegeben. Nach der Oper begleitete er mich gewöhnlich nach meinem Hause und verbrachte den Rest des Abends bei mir. Dann konnte er auch gegen Dorette und die Kinder sehr freundlich sein. Von Musik sprach er höchst selten. Geschah es, dann waren seine Urtheile sehr streng und so entschieden, als könne gar kein Widerspruch dagegen stattfinden. Für die Arbeiten anderer nahm er nicht das mindeste Interesse, ich hatte deshalb auch nicht den Muth, ihm die meinigen zu zeigen. Sein Lieblingsgespräch in jener Zeit war die scharfe Kritik der beiden Theaterverwaltungen des Fürsten Lobkowitz und des Grafen Pálffy. Auf letztern schimpfte er oft schon überlaut, wenn wir noch innerhalb seines Theaters waren, sodaß es nicht nur das ausströmende Publikum, sondern auch der Graf selbst in seinem Bureau hören konnte. Dies setzte mich sehr in Verlegenheit und ich war nur immer bemüht, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken."

Auch über Beethoven's vielbesprochene Schroffheit äußert Spohr sich mit gewohnter Unbefangenheit. „Das schroffe, selbst abstoßende Benehmen Beethoven's in jener Zeit", sagt er S. 199, „rührte theils von seiner Taubheit her, die er noch nicht mit Ergebung zu tragen gelernt hatte, theils war es Folge seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse. Er war kein guter Wirth und hatte noch das Unglück, von seiner Umgebung bestohlen zu werden. So fehlte es oft am Nöthigsten. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft fragte ich ihn einmal, nachdem er mehre Tage nicht ins Speisehaus gekommen war: «Sie waren doch nicht krank?» — «Meine Stiefeln waren's, und da ich nur das eine Paar besitze, hatte ich Hausarrest», war die Antwort."



übersehen, denn er fing schon wieder an zu taktiren, als das Orchester noch nicht einmal diesen zweiten Halt eingesetzt hatte. Er war daher, ohne es zu wissen, dem Orchester bereits zehn bis zwölf Takte vorausgeeilt, als dieses nun auch, und zwar pianissimo begann. Beethoven, um dieses nach seiner Weise anzudeuten, hatte sich ganz unter dem Pulte verkrochen. Bei dem nun folgenden crescendo wurde er wieder sichtbar, hob sich immer mehr und sprang hoch in die Höhe, als der Moment eintrat, wo seiner Meinung nach das forte beginnen mußte. Da dieses ausblieb, sah er sich erschrocken um, starrte das Orchester verwundert an, daß es noch immer pianissimo spielte, und fand sich erst wieder zurecht, als das längsterwartete forte endlich eintrat und ihm hörbar wurde. Glücklicherweise", setzt Spohr hinzu, „fiel diese komische Scene nicht bei der Aufführung vor, sonst würde das Publikum sicher wieder gelacht haben."

Auch über den vorhin schon angedeuteten Punkt, nämlich inwieweit Beethoven's Taubheit auf des Meisters eigene Schöpfungen von Einfluß war, eine Frage, die scheinbar von einem ganz äußerlichen Umstand ausgeht, während sie doch in Wahrheit aufs innigste mit der Frage zusammenhängt, was überhaupt von Beethoven's letzter Epoche zu halten und ob die Werke derselben als ein weiterer Fortschritt oder aber als ein Rückschritt des immer mehr vereinsamenden Meisters zu betrachten sind — auch über diese so schwierige und so viel bestrittene Frage gibt Spohr seine Meinung mit offenen und ungeschminkten, vielleicht sogar für viele etwas zu ungeschminkten Worten ab.

„Bis zu diesem Zeitpunkt" (Beethoven's Bekanntschaft mit Spohr), sagt er S. 202, „war eine Abnahme der Beethoven'schen Schöpfungskraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an, bei immer zunehmender Taubheit, gar keine Musik mehr hören konnte, so mußte dies nothwendig lähmend auf seine Phantasie zurückwirken. Sein stetes Streben, originell zu sein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr wie früher durch das Ohr vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß seine Arbeiten immer barocker, unzusammenhängender und unverständlicher wurden? Zwar gibt es Leute, die sich einbilden, sie zu verstehen und in ihrer Freude darüber sie weit über seine frühern Meisterwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und gestehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethoven's nie habe Geschmack abgewinnen können. Ja, schon die vielbewunderte neunte Symphonie muß ich zu diesen rechnen, deren drei erste Sätze mir, trotz einzelner Genieblitze, schlechter vorkommen als sämmtliche der acht frühern Symphonien, deren vierter Satz mir aber so monströs und geschmacklos und in seiner Auffassung der Schiller'schen Ode so trivial erscheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius

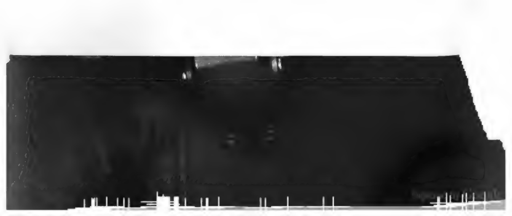


image
not
available

wackeres Bürgermädchen eine stille, halb bewußtlose Neigung zu dem ihr von Person unbekannten Herzog faßt, der verkleidet als Flüchtling die Hauptstadt seines Landes besucht und dabei in mancherlei Bedrängnisse und Gefahren geräth, aus denen er hauptsächlich durch den Muth und die Entschlossenheit des liebenden Mädchens gerettet wird. Das Ganze ist etwas stark sentimental gehalten, wir glauben nicht recht und noch weniger wünschen wir, daß solche gar zu schmachtende blondlockige Frauenzimmer wie diese Marie, so ganz Resignation, ganz sentimentales Verhimmeln, wirklich das deutsche Musterweib, wie es unserm Volke noth thut. Doch stehen diesem etwas schwächlichen Hauptcharakter andere von kräftigerer Zeichnung und frischern Farben gegenüber. So besonders der Herzog selbst, der freilich etwas stark idealisirt ist; wie die Geschichte Friedrich Wilhelm von Braunschweig kennt, würde die stille Liebesneigung der edeln deutschen Jungfrau wol zu einem etwas andern Ausgang geführt haben. Auch der Lokalton ist recht glücklich getroffen und nur einzelne gar zu sehr auf die Tendenzen und Stimmungen des Tags gerichtete Streiflichter, wie z. B. die Expectoration über Preußen (S. 58), hätten wir eben um dieser Lokalfärbung willen hinweggewünscht. — Bei weitem schwächer ist das zweitgenannte Buch: „Bürgerlich Blut." Hier hat der Verfasser sich an innere psychologische Zustände gewagt, denen sein etwas derber Pinsel nicht gewachsen ist, und auch der gesellige Ton und die häuslichen Beziehungen der Kreise, die er uns hier abschildern will, scheinen uns mit etwas zu grellen, um nicht zu sagen rohen Farben geschildert.

Diese grellen Farben liebt auch **Rudolf von Keudell**, der, nach langjährigem Stillschweigen, mit einem neuen zweibändigen Roman: „**Ein Glückskind**" (Leipzig, F. A. Brockhaus), aufgetreten ist. Rudolf von Keudell gehört zu den Epigonen der Romantik, jedoch nur in ästhetischer Hinsicht, während seine politischen und socialen Ansichten vielfach vom Geiste der neuern Zeit getränkt sind. Wer Abenteuer liebt, haushohe Abenteuer, vor denen der simple Menschenverstand ganz erschrocken stille steht, wer bei den Charakteren mehr auf das Seltsame, Unerhörte als auf das Wahre und Natürliche sieht, wer sich zu begnügen vermag mit einzelnen poetischen Blitzen, hingeschleudert durch eine Nacht voll romantischen Spuks und Irrsals, wer überhaupt noch Geschmack findet an einer zuweilen recht geistreichen, recht pikanten, aber doch im ganzen etwas wüsten und formlosen Reproduction der Hoffmann-Tieck'schen Literaturepoche — der wird das Buch gewiß mit Befriedigung lesen, während wir andern nüchternen Seelen es nur mit sehr gemischten Empfindungen lesen und es nur mit dem Bedauern aus der Hand legen können, daß der Verfasser sein unzweifelhaft bedeutendes Talent in eine falsche Schule gegeben und sich nach so bedenklichen Mustern gebildet hat. R. P.



Correspondenz.

Aus Wien.

30. Mai 1860.

R. Z. Wir stehen hier — im eigentlichen Verstande — am Vorabend großer Ereignisse. Morgen, am letzten Tage des Monats, soll der verstärkte Reichsrath eröffnet werden. Doch würden Sie sehr irren, wenn Sie etwa annehmen möchten, als ob deshalb unter der Bevölkerung unserer Hauptstadt irgendeine Art von Spannung oder Erwartung herrschte. Allerdings hat die Regierung selbst in dem bekannten kaiserlichen Patent vom 5. März d. J. diesen verstärkten Reichsrath als das letzte äußerste Zugeständniß bezeichnet, zu dem sie sich herbeizulassen bereit sei; es ist also gleichsam die letzte Karte, welche dieselbe auszuspielen entschlossen und im Stande ist. Allein das Publikum muß wol von dem Werth dieser Karte seine besondere Ansicht haben, es hält sie, fürchte ich, von vornherein für eine Niete oder glaubt doch nicht, daß das große und verhängnißvolle Spiel, um welches es sich handelt und bei dem der Einsatz nichts Geringeres ist als das Wohl und die Zukunft unsers Kaiserstaats, dadurch eine wesentlich neue oder entscheidende Wendung erhalten wird. Diese kühle, gleichgültige Stimmung empfing das erwähnte Patent, als es vor beinahe drei Monaten zuerst ans Licht trat, und eben diese Stimmung hat sich auch während der ganzen Zeit und trotz der vielfachen und zum Theil so höchst bedeutenden Wechselfälle, die inzwischen eingetreten sind, unverändert behauptet. Eine Zeit lang schien es allerdings, als ob ein gewisses Interesse wach werden wollte: nämlich als man von den zahlreichen Ablehnungen hörte, mit denen die Berufungen der Regierung angeblich erwidert sein sollten. Von welcher Art dies Interesse war und welcherlei Motive ihm zu Grunde lagen, brauche ich nicht erst weiter auszuführen; es war kein Interesse für, es war nur ein Interesse gegen den projectirten Reichsrath, es war sozusagen die Gleichgültigkeit, ja die Abneigung, welche das Publikum dem Project der Regierung von Anfang an entgegengesetzt hat, in ihrer äußersten Potenz.

Und was man seitdem über das endliche Zustandekommen des verstärkten Reichsraths gehört hat, war freilich auch nicht geeignet, diese Abneigung zu überwinden. Ich maße mir nicht im mindesten an, in die Geheimnisse unserer Staatslenker eingeweiht zu sein; auch wird ja, was ich hier als Gerücht oder Vermuthung äußere, bis dahin, daß diese Zeilen zum Druck gelangen, längst schon durch die Thatsache widerlegt oder bestätigt sein. Aber eins steht einem allgemein verbreiteten Gerücht zufolge in Betreff der zu erwartenden Verhandlungen schon jetzt fest, und dies eine ist gerade genügend, das letzte Fünkchen von Interesse, wenn etwas der Art ja noch hätte aufflackern wollen, zu ersticken: die Oeffentlichkeit ist von den Verhandlungen des verstärkten Reichsraths ausgeschlossen. Damit ist den Verhandlungen selbst, soweit die Theilnahme des Publikums dabei in Betracht kommt, der Stab gebrochen. In einer Zeit gleich der gegenwärtigen, wo die unbedingteste Oeffentlichkeit die wahre Lebensluft jeder politischen Entwickelung, obenein in einer Lage wie die unsere, wo die Geheimthuerei und das Kastenwesen

image not available

ordentlichen Fortschritt, den sie so ganz plötzlich, wie in einem Handumdrehen, in den letzten paar Wochen gemacht haben: allein wir empfinden es auch nicht ohne eine gewisse Beschämung, daß derselbe eben nur den Ungarn zu Theil geworden und daß die Protestanten der übrigen Kronländer noch immer vergeblich auf ein Zugeständniß warten, das ihren Brüdern in Ungarn so bereitwillig eingeräumt worden ist.

Hört man nun aber gar — wie allgemein geschieht — dies den ungarischen Protestanten gemachte Zugeständniß als den Preis bezeichnen, durch welchen die Regierung sich den Eintritt der von ihr ernannten ungarischen Reichsräthe — oder doch ihrer Mehrzahl — erkauft hat, und muß man darin aufs neue den außerordentlichen Werth erkennen, welchen die Regierung gerade auf ihren Frieden mit Ungarn legt, so liegt allerdings die Befürchtung nahe, daß diesem Frieden auch noch andere und größere Opfer gebracht werden und daß mit einem Wort die deutsche Bevölkerung Oesterreichs auch diesmal wieder das Aschenbrödel sein wird, das sich für die andern plagen und placken muß, um schließlich leer auszugehen. Diese Ansicht findet im hiesigen Publikum um so mehr Boden, je weniger man sich überhaupt überzeugen kann, daß es der Regierung bei Einberufung des verstärkten Reichsraths um eine wirkliche Einigung des Reichs zu thun ist. Im Gegentheil, alle Anzeichen verglichen, scheint das Aeußerste, wozu die Mitwirkung des Reichsraths gefordert wird, vielmehr eine vergrößerte Selbständigkeit der einzelnen Provinzen zu sein; der verstärkte Reichsrath, behauptet man, soll nur dazu dienen, jene einzelnen Landesstatute festzusetzen und zu jenen Provinziallandtagen hinzuleiten, mit denen man das Verlangen der Bevölkerung nach Selbständigkeit und Selbstregierung zu beschwichtigen gedenkt. Nun behüte mich der Himmel, daß ich den Lobredner der bureaukratischen Willkür und des Bevormundungssystems machen sollte, das bei uns bisher die einzige centralisirende Macht gewesen. Allein einen Fortschritt vermag ich in diesem Zurückfallen in den Metternich'schen Schematismus der Sonderinteressen auch nicht zu erblicken, wenigstens sollte man dann auch alles Renommiren und Kokettiren mit einem „erneuten Oesterreich" aufgeben, man sollte den bekannten Wahlspruch des Kaisers, der die Einheit zum Staatsprincip erhob, widerrufen und förmlich und feierlich bekennen, daß man alle Regenerationsideen aufgibt und froh ist, wenn sich nur in der alten Weise noch ein Weilchen fortregieren läßt. — Und wie lange wird sich denn so fortregieren lassen? Ohne Einheit ist kein wirklicher Staat und also auch kein wirkliches Staatsleben möglich; das Höchste, wozu wir es bringen können, ist ein Conglomerat von Ländern und Nationalitäten, das sich in gewöhnlichen Zeiten durch seine eigene Schwere und den Widerspruch der Interessen in einer Art von künstlichem Gleichgewicht erhält, bei dem ersten Windstoß aber wird und muß dies Kartengebäude dasselbe Schicksal haben, das ihm schon einmal widerfahren ist, es wird und muß zusammenbrechen — und was dann? — Nein, nicht die Einheit ist der falsche Gedanke, den man aufgeben muß, falsch war nur die Art und Weise, wie man diese Einheit bisjetzt herzustellen versuchte; nicht die todte und mechanische Einheit der Polizeigewalt, sondern die lebendige und darum auch lebenschaffende Einheit einer Staatsidee kann der bunt zusammengewürfelten Monarchie allein Bestand und Dauer geben. Aber freilich ist unter unsern dermaligen Staatsmännern der Messias nicht,

image
not
available

er gebunden war. Erzherzog Karl war bekanntlich von kleinem, behendem, fast unansehnlichem Wuchs, und diese kleine behende Figur fällt nun hier in dem Denkmal um so mehr auf, je gewaltiger der Künstler das Roß, das diesen winzigen Reiter trägt, gestaltet hat. Wäre es hier nicht verpönt, selbst auch in Sachen der Kunst, an irgendetwas zu erinnern oder gar etwas zu loben, was Berlin angehört, so würde ich daran erinnern, daß Rauch bei seinem berühmten Friedrichdenkmal unter den Linden eine ganz ähnliche Schwierigkeit zu überwinden hatte; auch Friedrich der Große war nur in geistigem Sinne ein großer Mann, von Körper war er ebenfalls klein und unansehnlich und die gebückte, nachlässige Haltung, in der er sich gefiel, trug gewiß nicht dazu bei, diese Ungunst der äußern Erscheinung zu verbessern. Aber dennoch wie bedeutend wirkt diese kleine hagere Gestalt in dem kolossalen Rauch'schen Denkmal! In wie schönem Verhältniß steht sie namentlich zu dem Roß, welches sie trägt! Freilich hatte Rauch dagegen auch den Vortheil, daß er das Pferd, welches der große König reitet, in durchaus ruhiger, gemäßigter Haltung darstellen durfte, während das Roß, das der Erzherzog reitet, in der allerlebhaftesten, ja gewaltsamsten Bewegung dargestellt ward.

Diese Erwähnung des Fernkorn'schen Denkmals könnte mir als Uebergang dienen zu einer Besprechung unserer Kunstangelegenheiten, wenn bei uns überhaupt etwas existirte, was diesen Namen verdiente. Die Concertsaison ist endlich, zum Heil unserer erschöpften Gehörnerven, vorüber, die Theater aber, unser berühmtes Burgtheater an der Spitze, treiben sich in einem Schlendrian dahin, bei dem von Kunst und künstlerischem Interesse längst keine Rede mehr ist. Aber ja, ein „Kunstereigniß" darf ich doch nicht vergessen: Frl. Goßmann hat vor einigen Wochen ihre Abschiedsvorstellung beim Burgtheater gegeben — aber nur, um noch im letzten Moment des Abschieds die noch immer ziemlich beträchtliche Zahl ihrer Verehrer damit zu trösten, daß sie zum Winter wieder da sein wird. Frl. Goßmann, der „Mehlpeppi", das Ideal der Vorstadttheater, die Königin jener kleinen Minauderien, die ganz an ihrem Orte in einem Theater sind, wo das Publikum mehr mitspielt als die Kunst — eben dieses Frl. Goßmann die Hauptstütze unsers Burgtheaters, die Unentbehrliche, die man um jeden Preis zu halten oder wiederzugewinnen suchen muß — ist damit nicht im Grunde die ganze Misère unserer Theaterzustände aufgedeckt? Ich wenigstens meine, daß diese Eine Thatsache mehr sagt, als die ausführlichste Kritik sagen könnte und verschone Sie daher mit Einzelheiten, die schon bei uns kaum mehr ein vorübergehendes Interesse erregen und die daher für auswärtige Leser ohne alle Bedeutung sein müßten.

Notizen.

In unserer vorletzten Nummer erwähnten wir den Verlust, den die deutsche Kunstwelt durch den Tod der Schröder-Devrient erlitten hat; eine Verwandte von ihr und ebenfalls eine Zierde des deutschen Theaters war Christiane Genast, geborene Böhler, die am 15. April als großherzogliche Hofschauspielerin in Weimar starb. Im Jahre 1798 geboren, die

image not available

image
not
available

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | **Nr. 25.** | 21. Juni 1860.

Die Schelling'sche Ethnologie.

Von

Friedrich Beck.

F. W. J. von Schelling, „Einleitung in die Philosophie der Mythologie"; „Philosophie der Mythologie"; auch „Sämmtliche Werke", erster und zweiter Band (Stuttgart, Cotta).

Die Ethnologie hat durch den größern Umfang, in dem das comparative Sprachstudium jetzt betrieben wird, eine sichere Grundlage gewonnen, auf welcher sie gerade im Begriff steht, sich als selbständige Wissenschaft aufzubauen. Sie führt die verschiedenen Völker auf umfassendere Gruppen mit gemeinsamem Sprachstamm zurück, die wiederum als Unterabtheilungen sich zu den Rassen verhalten (z. B. in Pott, „Ungleichheit menschlicher Rassen"); letztere endlich werden der Gegenstand der sogenannten Naturgeschichte der Menschheit. Die Frage, wie die Gruppen dazu kommen, sich in Nationen zu theilen, wird gewöhnlich mit Hinweisung auf ihre zunehmende Verbreitung über die Erde beantwortet, wodurch sie zerstreut werden und verschiedentlich entarten, bis ihre Bruchtheile gegeneinander gänzlich entfremdet werden. Demnach hätte das blos örtliche Zusammenleben ein genügendes Motiv zur Volksbildung enthalten, wenn andererseits das Aufhören des Zusammenlebens eine nationale Auflösung der zersplitterten Theile nothwendig herbeiführen





müßte. Dies wird jedoch nicht durch die Erfahrung bestätigt, die uns sowol Beispiele eines örtlichen Zusammenlebens, das nicht zur Assimilirung heterogener Volkselemente geführt, als auch einer Zerstreuung von Nationen über weite Strecken liefert, die keine nationale Auflösung nach sich gezogen (dies gilt z. B. von den Arabern). Wie auch sonst oft, verwechselt man hier die äußere Veranlassung mit der wahren Ursache, die überhaupt nicht in blos natürlichen Verhältnissen, sondern vielmehr in einer geistigen Macht zu suchen ist, die allein im Stande war, den Völkern ihr eigenthümliches Gepräge zu geben. In seiner „Einleitung zur Philosophie der Mythologie" hat Schelling ausführlich und mit der kühnen, rücksichtslosen Einseitigkeit, die die Entdeckung einer neuen Wahrheit auszeichnet, diese Ansicht begründet. Wenn er nur geistige Motive des Ursprungs der Nationen anerkennt, so fällt damit das Zwischenglied zwischen denselben und dem allgemeinen Menschengeschlecht weg. Das Menschengeschlecht hat sich unmittelbar infolge des Einflusses einer geistigen Macht zu Völkern bestimmt. Die Rassen — eine Bezeichnung, die ausdrücklich zurückgewiesen wird (S. 500) — kommen so wenig wie die Stämme als Motive der Völkerentstehung in Betracht. Geht man aber solcherweise von einer homogenen Menschheit aus, so hat man die zweifache Frage zu beantworten, wie theils eine blos geistige Macht stark genug sein konnte, die tiefen Unterschiede zu begründen, die in den Völkern ausgeprägt sind, theils wie es zuging, daß nur ein Theil der Menschheit es dazu brachte, Nation oder Volk zu werden in dem prägnanten Sinne, wie Schelling das Wort auffaßt. Die Schelling'sche Ethnologie, die von Rassen nichts wissen will, kann die sogenannte Naturgeschichte der Menschheit nicht voraussetzen, sie muß dies ganze Gebiet in ihre Untersuchung mit aufnehmen, da es sich nicht blos von dem Theile der Menschheit handelt, der in der Gestalt von Völkern seine Stelle in der Geschichte einnimmt, sondern auch von demjenigen, der bisher von der Geschichte ausgeschlossen war und dazu bestimmt scheint, immerfort ausgeschlossen zu werden.

Die erste Frage, wie eine blos geistige Macht die homogene Menschheit in Nationen zersplittern konnte, findet ihre Antwort in der Beschaffenheit dieser geistigen Macht. Dieselbe mußte das Bewußtsein absolut beherrschen. Dies gilt nicht von der Religion im allgemeinen, wohl aber von der Mythologie. In derselben haben wir das völkerbildende Princip. Selbst einer oberflächlichen Betrachtung zeigen sich die Völker des Alterthums nicht nur durch ihre Sprache, sondern auch durch ihre Mythologie bestimmt, wie man andererseits bei gewissen amerikanischen Stämmen, die aller religiösen Vorstellungen bar sind, sowol jeden Zusammenhalt als eine ihres Namens werthe Sprache

vermißt.*) Man kann sich die Hellenen und Aegypter nicht gut ohne ihre Mythologie denken. Die Mythologie ist es, die ein Volk zu dem macht, was es ist. Durch dieselbe tritt es aus der allgemeinen Menschheit heraus und bekommt sein individuelles Volksbewußtsein, durch die Mythologie wird seine Geschichte bestimmt, sie ist ihm gewissermaßen sein Schicksal, sein ihm vom Anfang gewordenes Los. Sie ist nicht in den Völkern entstanden, sondern wirkte zu ihrer Entstehung mit und übte auch auf die Sprache ihren Einfluß aus. Wenn Herodot sagt, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Theogonie gegeben haben, so wird damit ausgedrückt, daß die religiöse Krise, die ihren Abschluß in jenen Werken erreichte, die Hellenen zu dem Volke, das sie waren, gemacht hat. Von den Pelasgern, die den Hellenen vorausgingen, heißt es, daß sie den Göttern alles opferten, aber ohne sie durch Namen oder Beinamen zu unterscheiden. Erst in der Mythologie, die in jenen Dichterwerken zu ihrer vollständigen Entwickelung gelangte, erhielten die Götter ihre ausgeprägte Gestalt und ihren bestimmten Wirkungskreis, und damit war die Krise abgeschlossen, aus der das hellenische Volk hervorging. Wenn man davon spricht, daß die Mythologie in einem Volke entstehen konnte, indem man ganz richtig bemerkt, daß sie nur als die Mythologie eines bestimmten Volks existire, so übersieht man ihren allgemeinen Charakter, ihre Gemeinschaftlichkeit für alle Völker, wie man denn auch nicht erklärt, was ein Volk vor seiner Mythologie war. Es ist ja nicht das bloße Zusammensein einer gewissen Anzahl physisch gleichartiger Individuen, sondern die Gemeinschaftlichkeit des Bewußtseins, die ein Volk macht. Dieselbe hat freilich ihren unmittelbaren Ausdruck in der Sprache, kann aber nur in der gemeinschaftlichen Weltanschauung, die in der Mythologie enthalten ist, ihre Erklärung finden. Der Einfluß der Mythologie auf die Sprache wird von Herodot anerkannt, wenn er sagt: das attische Volk, das eigentlich pelasgisch sei, habe durch seine Umbildung zu Hellenen (in der obenerwähnten mit Homer und Hesiod abgeschlossenen Krise) auch die Sprache umgelernt.

Die Mythologie tritt also als eine Macht auf, der sich das Bewußtsein nicht entziehen konnte. Hiermit sind alle Versuche zurückgewiesen,

*) Sie bewegen beim Sprechen kaum die Lippen und begleiten ihre Reden mit keinem Blick, der zur Aufmerksamkeit auffordert. Zu dieser Gleichgültigkeit gesellt sich eine solche Abneigung zu sprechen, daß, wenn sie mit jemand zu thun haben, der hundert Schritt von ihnen ist, sie nie rufen, sondern laufen ihn einzuholen. Die Sprache schwebt also hier auf der letzten Grenze, jenseits welcher sie ganz aufhört, so wie man wol fragen dürfte, ob Idiome, deren Laute meist Nasen- und Gurgel-, nicht Brust- und Lippentöne sind und dem größten Theile nach durch Zeichen unserer Schriftsprache nicht auszudrücken sind, noch überhaupt Sprachen zu heißen verdienen (Schelling, „Einleitung“, S. 115, nach Arara, „Voyages“, II, 5).



sie als eine mehr oder weniger zufällige, individuelle Erfindung zu erklären. Unter diesen Versuchen hat der Hermann'sche dadurch ein höheres Interesse, daß er überall selbst in den Götternamen einen universellen, wenn auch sehr gesuchten und profanen Sinn nachweist. Hermann hält aber auch entschiedener als sonst jemand die Meinung fest, daß einzelne die Mythologie erfunden haben, was gerade so undenkbar ist, als daß einzelne ein Volk seine Sprache gelehrt haben sollten. Die Hauptsache, nämlich die Macht, welche die Mythologie über das Bewußtsein ausgeübt hat, und die sich nicht nur in abgeschmackten Vorstellungen, sondern in schrecklichen Thaten verrieth, bleibt ein Räthsel, wenn man nicht zu einer ursprünglichen, jenseit des Freiheitslebens liegenden Bewegung des Menschengeistes zurückgeht.

Wenn das menschliche Bewußtsein ein Erzeugniß derselben schöpferischen Thätigkeit ist, welche die Natur hervorgebracht, so ist es fast tautologisch zu sagen, daß es wesentlich, d. h. vor jeder bestimmten, freien Lebensäußerung, von der Gottheit erfüllt oder, wie Schelling sich ausdrückt, seiner Natur nach das Gott Setzende (eigentlich Gottes Selbstbejahung), Eine mit Gott, gleichsam in Gott verzückt sei. Solange das Bewußtsein nicht sich selbst, hat es auch nicht seinen Gegenstand, Gott, bestimmt, der also auch das wahre vom Anthropomorphismus ungestörte Wesen ist. Dieser, wie Schelling sagt, blinde Monotheismus, der nur eine Wesensbestimmung, keine That des Bewußtseins ist, gehört nur der übergeschichtlichen intelligiblen Sphäre an und kann somit keinerweise als geschichtliche Voraussetzung der Mythologie gelten. Die erste That des Bewußtseins, sich selbst und damit seinen Gegenstand zu bestimmen, sich von demselben zu unterscheiden, stellt eben damit Gott in einer gewissen Bestimmtheit, in einer gewissen Existenzform hin. Der wirkliche Gott, der Gegenstand des wirklichen Bewußtseins, ist eben damit auch der bestimmte Gott. Der auf eine Weise bestimmte oder vorgestellte Gott kann jedoch auch auf andere Weise bestimmt werden, d. h. in andern Gestalten existiren, wenn auch das noch nicht dem Bewußtsein klar geworden, das vielmehr in seinem Gott das Eine, absolute Wesen sieht. Eigentlich ist aber dieser Gott nur der relativ Eine, der auf seinen Nachfolger wartet, der ihn aus dem Bewußtsein verdrängen wird. Wesentlich ist er nur der erste in der ganzen Götterreihe, die nach und nach sich aufschließt. Im Grunde ist also dieser Monotheismus Polytheismus und die erste wirkliche Religion der Menschheit wird mythologisch. Es versteht sich, daß dieser mythologische Proceß ohne Freiheit vor sich geht, jene erste That, mit der das Bewußtsein anfing und wodurch der Grund zum Polytheismus gelegt wurde, fällt nicht innerhalb des wirklichen Bewußtseins, sondern geht demselben voraus. Mit jener ersten Bestimmung ist also das Bewußtsein zugleich jener Succession



von Vorstellungen unterworfen, womit der eigentliche Polytheismus entsteht. Die erste Affection einmal gesetzt, ist die Bewegung des Bewußtseins durch diese aufeinander folgenden Gestalten eine solche, woran Denken und Wollen, Verstand und Freiheit keinen Antheil mehr haben. Das Bewußtsein ist auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise in die Bewegung verwickelt, die sein Schicksal ist, gegen das es nichts vermag. Die Menschheit befindet sich in einem Zustand, von dem wir uns kaum einen Begriff machen können, mit einem Stupor geschlagen (ϑεοβλαβής, ϑεόπληκτος), von einer fremden Macht ergriffen und außer sich gesetzt. Die Mythologie entsteht also infolge eines nothwendigen Processes, dessen Ursprung sich ins Uebergeschichtliche verliert, dem Völker und Individuen nur Werkzeuge sind, dem sie dienen, ohne ihn zu übersehen oder sein Ziel zu erkennen. Der Polytheismus, der keinen geschichtlichen Anfang hat, ist der Weg zum Monotheismus, er führt von dem relativ Einen Gott zum wahrhaft Einen.

Von dieser Erkenntniß der Mythologie als eines Verhängnisses des Bewußtseins, dessen Ursprung sich in die intelligible, übergeschichtliche Sphäre verliert, können wir nicht unmittelbar zur Betrachtung der Mythologie in ihrer völkerbildenden Wirksamkeit übergehen. Der Theil der Menschheit, in dem jener Proceß vor sich geht, muß zuerst ausgeschieden werden, d. h. die wahre Menschheit muß von den mislungenen Menschenbildungen, die die Natur versucht, oder, wie man auch sagen kann, von den verunglückten Geschlechtern geschieden werden, auf die obwol nur im uneigentlichen Sinne der Rassenbegriff angewendet werden kann. Wie wir es im Vorhergehenden mit einer intelligiblen Geschichte des Bewußtseins, so haben wir es hier mit einer intelligiblen Naturgeschichte der Menschheit zu thun. Wir sehen einen und zwar den größern Theil der Menschheit — heißt es Einleitung S. 500 — von allen gemeinsamen Ueberlieferungen des Geschlechts, ausgestoßen von der Geschichte, in fortwährender, seit dem Anfang der Geschichte andauernder Unfähigkeit, in Staaten oder auch nur in Völkern sich auszubilden, fern von aller über blos instinctive Fertigkeiten hinausgehenden Kunst, zumal aber jeder Antheile an dem religiösen Proceß, von dem die übrige Menschheit ergriffen ist, so entäußert und unter den günstigsten äußern Umständen Gott so entfremdet, daß es schwer fällt, ja unmöglich ist, hier auch die Seele zu erkennen, die in ursprünglicher Berührung mit dem Göttlichen war. Dies gilt sowol von afrikanischen als amerikanischen Stämmen. Dagegen sehen wir den andern Theil des Menschengeschlechts früh mit Staatenbildung beschäftigt, in einem Verhältniß zu Gott, den es nicht lassen kann und nicht aufhört zu suchen u. s. w. Dieser Gegensatz kann nur verstanden werden, wenn



man die Entwickelung des Menschengeschlechts in Analogie mit den verschiedenen tellurischen Entwickelungsperioden und den entsprechenden Thiergattungen betrachtet. Anstatt der Rassen bekommen wir solcherweise ganze Menschengeschlechter, die sich nachher erhalten haben (S. 503). Wie die Natur auf einem Punkte abbricht, um auf dem nächsten von vorn anzufangen, so folgt das eine Menschengeschlecht auf das andere, auf das schwarze das mongolische u. s. f. Wie kommen wir aber von den einzelnen, verschiedenen Geschlechtern zu dem großen, Einen Menschengeschlecht, dessen Idee wir nicht aufgeben können? Unüberwindliche Schwierigkeiten stehen der Annahme einer physischen Abstammung von Einem Menschenpaare und der Verbreitung von Einer Gegend über den ganzen Erdkreis entgegen. Die Einheit (S. 507) kann offenbar nicht wieder in einem Geschlecht, also sie kann nur in einem Individuum liegen, in einem Menschen, von dem alle Geschlechter ihren Namen erst erhalten, die in der Ideenwelt nur als Stufen zu ihm vorhanden waren und in die Erscheinung erst eintraten, nachdem durch jenen die Pforte zur Wirklichkeit aufgethan ist, mit diesem und durch ihn treten sie erst aus der Ideenwelt heraus und in das materielle Dasein, ein jeder in seiner Art, nach seiner Stufe und an dem ihm bestimmten Ort (S. 508). Das muß wol nach der Schelling'schen Ansicht von einer rein identischen, successionslosen Zeit verstanden werden, die erst zu etwas wird, wenn ein von derselben verschiedener Zustand eintritt, der sie zur Vergangenheit herabsetzt. Die hier erwähnte Periode der Menschenformation ist stets nur in Beziehung auf die spätere Geschichte als ihre Voraussetzung, also als absolute Vergangenheit, als ideell oder übergeschichtlich wie das früher besprochene ursprüngliche Leben des Bewußtseins zu denken.

Die Einheit des Menschengeschlechts ist somit nicht materiell zu verstehen; es wird durch dieselbe nur ein Verhältniß zu jenem höhern Menschen (Adam) ausgedrückt, von dem sich die Freiheit und die Selbstbestimmung herleitet. Geschichtlich kommt dieses Verhältniß nur durch das von jenem Menschen abstammende Geschlecht (das kaukasische) zu Stande, dessen höhere göttliche Eigenschaften zu einer Krise für die übrigen Geschlechter führen, die entweder zu demselben Standpunkte emporgehoben oder, unter dem menschlichen Niveau herabgedrückt, der menschlichen Fähigkeiten verlustig werden, die sie früher hatten. Das höhere Geschlecht wird einigen zur Aufrichtung, andern zum Falle. Letztere werden damit Rassen, d. h. innerhalb gewisser Grenzen eingeschränkt, die sie nicht überschreiten können; die Rasse ist somit nicht etwas Ursprüngliches — denn ursprünglich war der Entwickelung der verschiedenen Geschlechter keine Grenze gesetzt —, sondern etwas Abgeleitetes,

infolge einer Krise oder eines geistigen Abklärungsprocesses der Menschheit Entstandenes, die Rasse ist eine Degradation des betreffenden Menschengeschlechts.

Wenn man ausschließlich das Gewicht auf die geistigen Motive der Theilung des Menschengeschlechts legen zu müssen glaubt, so wird die Schwierigkeit, den Ursprung der Geschlechter zu erklären, bei denen sich kein geistiges Leben findet, nur um so größer. Gewöhnlich bleibt man deshalb bei einem blos physischen Eintheilungsgrund stehen. Obgleich nun Schelling andeutet, daß eine abweichende physische Entwickelung eher als Folge denn als Ursache großer geistiger Bewegungen zu denken sei (S. 99—100), so hat er doch durch seine Ansicht von einem in die Ideenwelt zurückgehenden Unterschied zwischen den Geschlechtern denselben eine Prädestination in der geistigen Krise oder in dem Proceß gegeben, wozu die Erscheinung der idealen Menschen Anlaß gab, sodaß ihr Sieg oder Untergang nur die Folge jener intelligiblen Präexistenz wurde. Die Kluft, die solcherweise zwischen den verschiedenen Abtheilungen des Menschengeschlechts, z. B. zwischen dem kaukasischen Geschlecht und den Negern entsteht (S. 513), ist nach Schelling so unausfüllbar, wie nur irgendein Freund des Sklavensystems (z. B. Gobineau, „Inégalité des races humaines") es wünschen mag. Ja Schelling nimmt sogar eine solche Unverträglichkeit zwischen den Geschlechtern an, besonders wenn große Abstände sie bisher auseinander gehalten haben, daß die bloße Coexistenz zum Untergang der schwächern führen solle, was man in Amerika und auf den Südseeinseln beobachtet haben will, wo die Eingeborenen infolge der bloßen Niederlassung der Europäer wegsterben.

Es wird aus dem hier Dargestellten erhellen, daß der obenbesprochene Proceß des Bewußtseins, der zum Polytheismus führte, nur in demjenigen Theile der Menschheit statthaben konnte, der aus der ersten Krise siegreich hervorging, die das Geschlecht in eine geistige universelle Abtheilung und die von der Menschenwürde degradirten Rassen sonderte. Wenn also davon gesprochen wird, daß die ganze Menschheit von dem Gott zusammengehalten wurde, der das Bewußtsein ganz erfüllte (S. 104), so ist damit nur jene Abtheilung gemeint. Diese Abtheilung hat also, solange die Herrschaft des einen Gottes dauerte, in einem ganz einerleiartigen Dasein hingelebt, wo der eine Tag dem andern gleich war, wo keine Succession von Zeiten mit verschiedenem Inhalt stattfand; dieser Zeitraum wird also nur Zeit im Verhältniß zum nachfolgenden Zustande (S. 234). Es ist jedoch schwierig, eine solche absolut identische, vorgeschichtliche Zeit zu denken, nachdem eine Krise der obenbesprochenen Art stattgefunden hatte, so wie auch die Vorstellung der infolge der Krise entstandenen homogenen Elite der Menschheit ihre Schwierigkeit hat, wenn, allerdings mit einem gewissen Vorbehalte von



den in der Menschheit enthaltenen Keimen abweichender physischer Entwickelungen, d. h. Stammesunterschiede (S. 100) gesprochen wird, welche die geistige Macht, die das Geschlecht beherrschte, nicht zur Wirkung gelangen ließ. Die Keime einer abweichenden physischen Entwickelung sind hier das Nämliche wie die obengenannten ideellen Menschengeschlechter, nämlich materielle Motive der Scheidung der Menschengeschlechts, die freilich nur durch eine geistige Krise zu ihrer wahren Bedeutung gelangen. Der Stammesunterschied konnte mit der homogenen Menschheit bestehen, nicht aber der Völkerunterschied. Warum hat sich denn die Menschheit in Völker geschieden, wenn die verschiedenen Stämme sich nicht von selbst dazu entwickeln konnten? Wenn es ein gewisses religiöses Princip war, das die Menschheit als eine homogene Masse zusammenhielt, so kann auch der Uebergang zu den Völkern nur als durch ein religiöses Princip herbeigeführt gedacht werden. Oben haben wir gezeigt, wie der relative Monotheismus sich zum Polytheismus entwickeln mußte. Es stellten sich mehrere Götter im Bewußtsein ein. Der Polytheismus ward das Scheidungsmittel, das in die bisher homogene Menschheit hineingeworfen wurde. Hierdurch ist der Unterschied in der Götterlehre gegeben, sodaß jedes Volk die seinige bekam. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob alles mit einem male geschah, der Polytheismus ist successiv, das eine Göttersystem löste das andere ab und war seiner Zeit das wenn auch nicht im empirischen, doch im ideellen Sinne allgemeine, indem das Volk, das diese Mythologie hatte, für seine Zeit das gesammte Geschlecht vertrat. Die wirklichen, gegenwärtigen Götter eines frühern Systems werden einem später gekommenen Volk zu vergangenen Gottheiten. Der eine Gott, der zuerst ausschließlich im Bewußtsein herrschte, wird von einem neuen in den Hintergrund gedrängt und erhält sich uns noch in der Erinnerung als unheimliche Macht. Der religiöse Schauer vor den Göttern der Vorzeit ist nur aus dem Umstande erklärlich, daß er das als Volksbewußtsein existirende Bewußtsein der Menschheit war, das in diesen Göttern geruht hatte. Jedes Volk mußte als Bruchtheil der Menschheit die einmal angebeteten Götter gewissermaßen als die seinigen anerkennen. Wenn die ganze polytheistische Reihe implicite schon im ersten Gliede gegeben war, so mußte das Nämliche von den Völkern gelten, wenn sie auch nicht gleichzeitig, sondern nur in bestimmter Reihefolge auftraten. Durch die Succession im Polytheismus wurden die Völker in ihrer geschichtlichen Erscheinung auseinander gehalten. Jedes Volk verharrt im potentiellen Zustande als Theil der noch unentschiedenen, obgleich zur Auflösung in Völker bestimmten Menschheit, bis der Moment im Polytheismus, das es ausdrücken soll, hervortritt, wie wir oben sahen, daß die Pelasger, ehe sie Hellenen wurden, sich in einem solchen unentschiedenen



Zustande befanden. Da jedoch die Krise, welche die Succession der verschiedenen Momente herbeiführt, allgemein, über die ganze Menschheit sich erstreckend ist, so geht auch das einer spätern Zeit und einer spätern Entscheidung vorbehaltene Volk durch alle Momente wenn auch nicht als wirkliches Volk, doch als Theil der unentschiedenen Menschheit hindurch. Nur dadurch wird es möglich, daß die an verschiedene Völker vertheilten Momente sich zur vollendeten Mythologie im Bewußtsein des letzten Volks vereinigen, das den mythologischen Proceß abschließt. In dem prägnanten Sinne, der hier mit dem Begriffe eines Volks als Trägers einer gewissen Mythologie verbunden wird, kann so wenig von gleichzeitigen Völkern als von gleichzeitigen Mythologien die Rede sein. Wie verhält es sich aber mit den übrigen Lebensäußerungen der „unentschiedenen" Völker? Hierauf muß geantwortet werden, daß dieselben keine geschichtliche Bedeutung haben. Selbst die Sprache gelangt erst mittels der Mythologie zu ihrer rechten Entwickelung, worauf schon oben die Aufmerksamkeit vorläufig hingelenkt wurde.

Wenn das ursprüngliche religiöse Princip, das die Menschheit zusammenhielt, mächtig genug war, um die Entwickelung der im Stammesunterschiede liegenden rein physischen Keime der Zersplitterung aufzuhalten, so versteht sich von selbst, daß es auch nicht den Sprachunterschied hervortreten ließ. Die Sprache ist etwas Geistiges, nur durch die Sprache unterscheidet sich ein Volk vom andern; nur die Völker, die verschiedene Sprachen sprechen, sind wirklich geschieden. War aber das ursprüngliche Princip, der Eine Gott der homogenen Menschheit, stark genug, um das Hervortreten der Sprachen zu hemmen, so ward andererseits nichts Geringeres als eine Erschütterung jenes Bewußtseins in seinem Princip, in seinem Grunde, in dem, was bisher das Gemeinschaftliche war und die Menschheit zusammenhielt, erforderlich, damit der Sprachunterschied entstehen konnte. Eine tiefere Erschütterung läßt sich aber nicht denken, als wenn das bisher unbewegliche Eine beweglich wurde und sich in eine Mehrheit auflöste. Beispiele einer Affection des Sprachvermögens infolge gewisser religiöser Regungen finden sich ja im Zungenreden des apostolischen Zeitalters vor, und die Sache kann für den nichts Ueberraschendes haben, der es weiß, daß die Principien, von denen die unwillkürlichen religiösen Regungen des menschlichen Geistes bestimmt werden, als Principien von allgemeiner (kosmischer) Bedeutung unter gegebenen Verhältnissen auch andere rein physische Wirkungen hervorbringen können. Die Sprache der Urzeit wurde nur von Einem Princip beherrscht, das selbst unbeweglich jede Alteration auch von ihr fern — also sie auf der Stufe einer Substantialiät fest hielt, wie der erste Gott reine Substanz ist. Aber nun kommt ein neues Princip, von dem jenes erste auch als die Sprache bestimmendes afficirt, umge-

wandelt, zuletzt unkenntlich gemacht und in die Tiefe zurückgedrängt wird. Jetzt, wenn die Sprache von zwei Principien bestimmt ist, sind nicht blos materielle Verschiedenheiten, die sich in Masse hervordrängen, unvermeidlich, sondern, je nachdem die Wirkung des zweiten umwandelnden Princips tiefer oder oberflächlicher eindringt, also die Sprache ihren substantiellen Charakter mehr oder weniger verliert, erscheinen nicht mehr blos materiell, sondern auch formell in Ansehung der Principien sich ausschließende Sprachen (S. 133). Deutlicher spricht Schelling sich in der „Philosophie der Mythologie", S. 546—547 aus. Die alles durchdringende Kraft, von welcher das Bewußtsein beherrscht war, hielt auch die Elemente der Sprache unterworfen. Wie die himmlischen Sphären in dem Wirbel, von dem sie fortgerissen werden, nur Elemente sind, nicht selbständige, für sich oder frei bewegliche Körper, so mußte auch die Ursprache des Menschengeschlechts eine gleichsam astralisch bewegte sein; noch war sie nicht zu der Einzelheit des Wortes fortgegangen, das Einzelne trat in ihr nicht aus dem Ganzen heraus, noch entwickelte es sich nach einem eigenen ihm besonders inwohnenden Gesetz. Die Sprachverwirrung entstand, sowie die einzelnen Elemente sich gegen die Macht empörten, der sie bisher unterworfen waren, die ihnen keine Entwickelung verstattete. Verwirrung mußte entstehen in dem Verhältniß, als jedes Element sich zu einem selbständigen Körper, zum für sich bestehenden und organischer Veränderungen in sich fähigen Worte ausbildete, und so paradox dieser Satz außer seinem Zusammenhange erscheinen würde, so einleuchtend ist in dem Ganzen unserer Untersuchung, daß der Polysyllabismus der Sprache und der Polytheismus gleichzeitige, miteinander gesetzte parallele Erscheinungen sind.

Diese Schilderung der Ursprache ist wesentlich vom Chinesischen abstrahirt, woselbst die Worte zu keiner Selbständigkeit gelangen, sondern in der Rede mittels der Intonation ihre Bedeutung erhalten; eigentlich sind sie keine Wörter, sondern nur Spuren oder Momente der Rede und ebendarum bloße Laute oder Töne, denen gegen die Sprache keine Selbständigkeit zukommt, als wären sie etwas für sich; sie sind nur Elemente, die ihre Bedeutung blos vom Ganzen erhalten. Die Sprache erscheint hier in ihrer Priorität vor den Worten, die sich noch in ihrer ganzen Abhängigkeit von der Sprache, gleichsam in ihrer absoluten Innerlichkeit und Conclusion befinden. Nicht kann man sagen, daß das Materiale, wohl aber, daß das Gesetz der Ursprache in der chinesischen Sprache erhalten ist, die wie eine Sprache aus einer andern Welt lautet und überhaupt nicht Sprache in demselben Sinn wie andere Idiome ist, wie die chinesische Menschheit auch kein Volk ist (S. 544—548). Es erhellt hieraus, wie die obigen Aeußerungen von der Substantialität der Ursprache zu verstehen sind. Es war kein organisches System mit be-

stimmt entwickelten Worten, sondern eine Rede, deren Universalität oder allgemeine Verständlichkeit im Vortrage selbst und in der mit der geistigen Gleichartigkeit gegebenen ungetrübten Receptivität gesucht werden muß; diese Ursprache hat somit der Pantomime sehr nahe gestanden. Begreiflicherweise ruhte eine solche Sprache auf sehr precärem Grunde und mußte alsbald verschwinden, als die Bedingung, die auf geistiger Gleichartigkeit gegründete gegenseitige Receptivität, aufhörte. Selbstverständlich kann sie keineswegs als Grundlage der nachherigen geschichtlichen Sprache gedacht werden. Die Einheit dieser Sprache kann nur in dem Menschengeiste, aus dem sie hervorgegangen, gesucht werden; darin ist Schelling (Einl., S. 114) mit Sprachforschern wie Rénau („L'origine du langage", S. 199) und Pott („Ungleichheit menschlicher Rassen", S. 243, 261) einverstanden, die in ihren Versuchen, die Spracheinheit nachzuweisen oder die Sprachen um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu gruppiren, bei den großen Stämmen stehen blieben, für deren Idiome sie keine gemeinschaftliche Grundlage suchen (Rénau, S. 94; Pott, S. 242).

Obgleich die polytheistische Succession in der gegebenen Darstellung die successive Völkerbildung und die derselben entsprechende Sprache mit sich bringt und es demzufolge unentschiedene, bewegliche, nicht streng geschiedene Sprachen geben muß (Einl., S. 110), wie es unentschiedene Völker gibt, die erst in der Mythologie zu ihrem eigentlichen Charakter gelangen, so ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß die mit dem Polytheismus eingetretene Zersplitterung sofort verschiedene Gruppen bewog, sich zu sammeln und abzuschließen, um damit den Grund eines nachherigen volksthümlichen Daseins zu legen. Sie fühlten die Zerstörung der ursprünglichen Einheit, wodurch eine verwirrende Mannichfaltigkeit entstand, die nicht anders als mit dem vollständigen Verlust jedes Einheitsgefühls und also alles Menschlichen enden zu können schien. Die Angst vor einem solchen Zustande hielt sie zusammen und trieb sie an, wenigstens eine partielle Einheit festzuhalten, um, wenn nicht als Menschheit, doch als Volk zu bestehen. Diese Angst vor dem Verluste der Einheit und eben damit des menschlichen Bewußtseins gab sie den Gedanken sowol der ersten religiösen Anstalten als der bürgerlichen Einrichtungen ein. Dieselbe trieb sie in die Welt heraus, bis sie feste Wohnsitze an Orten, die für sie paßten, gefunden hatten. Erst mit dem festen Aufenthalt im Gegensatz zum frühern während der frühern primitiven (von Schelling als astral bezeichneten) Religion herrschenden nomadischen Lebensweise wurde ein sicherer Grund des Volksdaseins gelegt. An demselben hielten die Menschen um so fester, als sie sich nur dadurch von vollständiger Zerrüttung errettet fühlten; nicht ohne Grauen blickten sie in jene vorgeschichtliche Zeit zurück, von

deren Gefahren die Erinnerung sich noch erhalten hatte, der sie durchaus nicht wieder anheimfallen wollten, was wir besonders bei Homer bemerken, der es nie unterläßt, das Leben in den ummauerten Städten im Gegensatz zum wüsten, unsteten Leben der Urzeit zu loben.

Von der angedeuteten Entwickelung gibt es jedoch Ausnahmen. Es ließe sich denken, daß das religiöse Princip der Urzeit keinem andern Platz gab, daß die polytheistische Succession nicht eintrat. Das ursprüngliche Princip konnte seine Absolutheit, seinen ausschließlichen Charakter behaupten, indem es seine religiöse Bedeutung mit einer blos kosmischen vertauschte, der Monotheismus konnte auf Kosten der Religion errettet werden, indem der sinnliche Himmel an die Stelle des ursprünglichen in der astralen Religion verehrten Gottes trat. Indem die Chinesen dem mythologischen Proceß nicht gefolgt sind, sind sie auch nicht zum Volke geworden; sie fühlen sich nicht als solches, sondern vielmehr als ausschließliche Menschheit über und außerhalb der Völker, die ihnen in der Idee unterworfen sind. Die Chinesen sind also ein Theil der ursprünglichen, absolut vorgeschichtlichen Menschheit, woraus sich der obenberührte Charakter ihrer Sprache erklärt. („Philosophie der Mythologie", S. 522 fg.) *)

Als Ausnahme müssen auch die Juden gerechnet werden. Die Menschheit, sagt Schelling (Einl., S. 155), hat sich nicht blos in Völker, sondern in Völker und Nichtvölker zertheilt, wiewol freilich diese auch nicht mehr durchaus sind, was die völlig homogene Menschheit war. Wenn erst einzelne Völker als solche ausgeschieden sind, erhöht sich für die zurückgebliebenen die Anziehungskraft der blos natürlichen, der Stammverhältnisse, die ihre absondernde Kraft erst hier erhalten, während das Bewußtsein derselben früher (d. h. zur Zeit der homogenen Menschheit) die Bedeutung hat, die Einheit eines jeden Geschlechts mit dem Ganzen, mit der gesammten Menschheit zu erhalten. Die wahre

*) Eine ähnliche Ansicht wird von dem obengenannten französischen Schriftsteller Rénau ausgesprochen („Histoire genérale des langues sémitiques", I, 467): „Beim ersten Anblick erscheint die chinesische Gesellschaft von der europäischen weniger entfernt als die indische, und doch ist es im Auge des aufmerksamen Beobachters dieselbe intellectuelle Constitution, die die indische und europäische Welt hervorgebracht hat, während China zu einem dem europäischen ähnlichen Zustande nur durch das in der Menschennatur Gemeinschaftliche und Nothwendige gelangt ist. Wenn die Planeten, deren physische Constitution der der Erde zu entsprechen scheint, mit Wesen von einem dem unserigen ähnlichen Organismus bevölkert sind, so würde ihre Geschichte und Sprache nicht weiter von der unserigen abweichen, als dies mit der chinesischen der Fall ist. China erscheint nur als eine andere Menschheit, die sich ohne Vorwissen der erstern in dem Maße entwickelt hat, daß diese beiden Menschheiten, deren die eine immer zum Westen strebt, während die andere hartnäckig im Osten eingemummt verbleibt, kaum vor unsern Tagen in gegenseitige Berührung gekommen sind."

image
not
available

spiel ersieht man, was aus der Menschheit geworden wäre, wenn sie nichts von der ursprünglichen Einheit errettet hätte (Einl., S. 112—115).

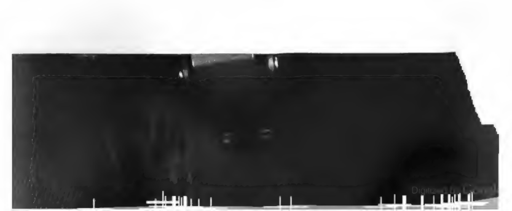
Wir stoßen hier auf eine Schwierigkeit. Oben ist erörtert, daß die homogene Menschheit, in der die Krise entstand, nur von dem kaukasischen Geschlechte und den Stämmen bestand, die durch die Verbindung mit ihm zur eigentlichen Menschenwürde gehoben wurden. Es hatten nicht nur die Negerstämme, sondern auch die Ureinwohner Amerikas in jener ersten durch die Erscheinung der concreten Menschen veranlaßten Krise Schiffbruch gelitten (Einl., S. 505), wodurch sie zu bloßen Rassen herabgesetzt wurden (S. 99). Wie können wir also hier, wo nur von einer Krise der asiatischen Menschheit (insoweit Europa damals unbewohnt war) als der einzigen übrig gebliebenen wahren Menschheit die Rede ist, jene schon einmal ausgestoßenen Abtheilungen der allerursprünglichsten Menschheit in die Wirkungen dieser neuen Krise, der Völkerkrise, mit hineinziehen? Offenbar ist hier ein Widerspruch, der nur schlecht durch die Bemerkung gedeckt wird, daß der Rassenproceß sich in die Zeiten herab fortgesetzt hat, als die Völker entstanden (S. 99). Denn der Rassenproceß hat ein ganz anderes Motiv als die Völkerkrise, die durch einen Bruch in dem gemeinschaftlichen religiösen Bewußtsein hervorgerufen wurde. Der Rassenproceß hat zwar auch ein geistiges Motiv, nämlich den Funken (Einl., S. 510), den der concrete Mensch durch sein Erscheinen in der Welt zündete, oder deutlicher gesprochen die Berührung der höhern idealen Menschennatur mit den blos materiellen Geschlechtern, die etwas ganz anderes als eine religiöse Krise ist. Schelling hat das Bedürfniß der Einheit der gegebenen Menschheit festzuhalten nicht ganz unterdrücken können und möchte deshalb ihre verschiedenen Bestandtheile so weit als möglich in die gemeinschaftliche Vorgeschichte herabziehen, während andererseits der prägnante Sinn, den er mit dem Begriff des Volks als Trägers eines gewissen Moments im mythologischen Proceß verknüpft, ihn zwingt, die Naturvölker oder Rassen von der ursprünglichen Menschheit zu scheiden und ihre Ausschließung sogar in eine intelligible Präexistenz zurückzuversetzen.

Dürfen diese Naturvölker auch nicht gerade von der Menschheit ausgeschlossen werden, so sind sie jedenfalls von der Geschichte auszuschließen. Die Geschichte gehört den Völkern, sie ist Geschichte der einmal gebildeten Nationen, und die geistige Krise, der Proceß, womit sich die Völker von der allgemeinen Menschheit ausscheiden, also die Mythologie, ist der Inhalt der Vorgeschichte. Die Mythologie ist nicht, wie Euemerus annahm, die Einkleidung der Begebenheiten der ältesten Geschichte, sondern vielmehr umgekehrt ist sie der einzige Inhalt dieser Geschichte; die Vorgeschichte ist also eine innere, eine Geschichte des Bewußtseins, deren Resultat die Scheidung des Menschengeschlechts in

Völker ist. Ihr Unterschied von der geschichtlichen Zeit ist somit nicht zufällig, sondern in ihrem besondern Inhalt gegründet. Hinter dieser Vorgeschichte liegt die Periode der absoluten Unbeweglichkeit, als die Menschheit noch ungetheilt im relativen Monotheismus, in der astralen Religion ruhte, wie Schelling dieselbe nennt, um damit die Verehrung der allgemeinen, unbestimmten Naturmacht zu bezeichnen, die später von den bestimmten Göttern abgelöst wurde. Diese wüste Zeit, der das Nomadenleben entsprach, ist ohne Succession in sich selbst und erhält erst im Verhältniß zur nachfolgenden Zeit ihre Bedeutung.

Indem die Philosophie solcherweise den wahren Anfang der Geschichte ans Licht hervorzieht, wird sie der nothwendigste Theil der Geschichtsphilosophie, die die Geschichte als Totalität betrachten muß, beim Unbestimmten, Grenzenlosen nicht stehen bleiben darf. Fehlt ein bestimmt begrenzter Anfang, so verliert der Fortschritt sein Ziel und zerfährt in der von Hegel als schlecht bezeichneten Unendlichkeit. Wo Fortschritt ist, muß ein bestimmter Ausgangspunkt sein, ein Woher und Wohin. Der Fortschritt geht nicht, wie viele meinen, vom Kleinen zum Großen, vielmehr macht das Große, Gigantische den Anfang, und das organisch Zusammengefaßte, in engere Grenzen Geschlossene kommt erst nachher (Einl., S. 239).

Es war an diesem Orte, wo nur von dem Einfluß der Mythologie auf die Völkerbildung die Rede war, nicht möglich, eine erschöpfende, klare Darstellung von dem eigentlichen Wesen des mythologischen Processes zu geben, wie derselbe von Schelling aufgefaßt wird; noch weniger konnte davon die Rede sein, auf die metaphysische Grundanschauung der Philosophen zurückzugehen. Einzelnes, z. B. die Vorstellung von den Menschenrassen als successiven Menschengeschlechtern, die doch nicht in der Zeit einander vorangegangen, sondern sich nur ideell voraussetzen, hängt mit einer eigenthümlichen Betrachtung des Verhältnisses der Zeit zur tellurischen Entwickelung zusammen. Es mag scheinen, daß der Philosoph zu kühn sich auf Gebiete hineinwagt, die der menschlichen Erkenntniß unzugänglich sind, und daß er die Resultate verschmäht, zu denen es die Forschung gebracht, um seine eigenen Lieblingsideen an die Stelle zu setzen. Es gibt aber vieles, das nur philosophisch bezeichnet werden kann, und mit Recht sagt der Verfasser (Einl., S. 498): „So wohlfeil als die meisten meinen, wird dem Menschen überhaupt die Wahrheit nicht geboten, und man ergibt sich dem Denken nicht, um schwach, sondern um stark zu sein, nicht um blos das mit Händen zu Greifende auf sich zu nehmen, das Wunderliche und Verborgene aber als eine für den Verstand zu schwere Last abzuwerfen."



Ein spanischer Essex.

(„Dar la vida por su dama o el Conde de Sex.“)

Von

August Hagen.

I.

Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie“ vom Jahre 1767 schreibt: „Einen spanischen «Essex» habe ich gelesen, der viel zu sonderbar ist, als daß ich nicht etwas davon sagen sollte.“ Er will nur im Vorbeigehen über das Trauerspiel sprechen, aber er füllt mit der Erörterung acht Stücke der Zeitschrift und kann kein Ende finden noch nach den Worten: „Bei welchem ich meine Leser vielleicht zu lange aufgehalten habe, vielleicht auch nicht.“

Die Dichtung, welche von Schack in seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“ für geringfügig, ohne irgendein hervorstehendes poetisches Verdienst erklärt, ist dennoch nicht zu übersehen. Ueber nicht abzuleugnenden Mängeln dürfen Vorzüge nicht verkannt werden. Das Trauerspiel ist merkwürdig wegen des Verfassers dem es zugeschrieben wird, merkwürdig durch die Zeit in der es entstanden, und endlich merkwürdig in Anbetracht des Gegenstandes den es behandelt.

Was den letzten Punkt anbelangt, so hat die Geschichte des Grafen von Essex vom 17. Jahrhundert ab bis heute einer großen Zahl von Dramen den Stoff gegeben. Anziehend ist es, die jungfräuliche Königin zu sehen, wie sie ihre Strenge vergißt und einem Günstlinge Liebe entgegenträgt. Der Held des Stücks ist nicht einer, dem nur Schönheit den Empfehlungsbrief ausgestellt hat, sondern wirklich ein Held, der durch thatenreiche Verdienste sich die Huld der Herrscherin erwarb. Im Gefühl seines Werthes erlaubt er sich in einer Staatsangelegenheit ihr zu widersprechen und erfährt eine Zurechtweisung durch einen Schlag ins Gesicht. Er geht darum nicht ihrer Gnade verlustig. Aber die Zuneigung verwandelt sich in furchtbaren Haß, als Elisabeth vernimmt, daß er, der ihr nur allein zu gehören schien, heimlich vermählt ist. Eifersucht überantwortet ihn als Verräther dem Henkerbeil.

Die Dichter sind an der Aufgabe gescheitert, die Königin in Größe und Würde erscheinen zu lassen; während sie liebt, darf sie nicht zur Schäferin, und während sie haßt, nicht zur Megäre herabsinken, weil es sonst um den Heros geschehen ist; denn durch ihre Gunstbezeigung muß er sich innerlich erhoben fühlen und durch deren Entziehung nicht zur Verachtung gereizt werden. Wenn er schuldlos untergeht, so muß sie ihm gegenüber als Rächerin vermeintlichen Hochverraths erscheinen,

um nicht als verschmähte Liebhaberin zu wüthen. Der spanische Dichter führt sie uns, wie wir erfahren werden, in zwiefacher Gestalt vor. Zuerst als Unbekannte, deren Essex zufällig gewahr wird, in dem entscheidenden Augenblick eines auf ihr Leben gerichteten Angriffs, wo er sie denn mit dem Schwert in der Hand aus drohender Todesgefahr befreit; als Königin darauf, die ihm eine Huld zuwendet, welche sich auf Dankbarkeit für die Rettung begründet, ein Gefühl, das sich bis zur Liebe steigert. Der Graf Essex, ihr in Ehrfurcht zugethan, entglüht für sie später, da er sich derjenigen entfremdet sieht, die er seine Gattin nennt: denn diese, eine Feindin und Verschworene der Königin, will ihn als Werkzeug zur Ausführung schwarzer Thaten misbrauchen. Die Unterthanentreue hat er zu bewähren, ohne die Gattentreue zu brechen. Gewöhnlich wird die Angelobte mit idealem Schimmer bekleidet zum Nachtheil Elisabeth's, deren Haß gegen die Nebenbuhlerin und den Grafen alsdann allein aus Eifersucht entspringt. Im spanischen Stück liebt sie den, dem sie sich verpflichtet fühlt, und zürnt sie der, die sie mörderische Absichten zu hegen beargwöhnt. In dem Auftritt, in dem sich ihre leidenschaftlich erregte Heftigkeit kund gibt, empfangen wir nur den Eindruck der welthistorischen Ohrfeige — die Majestät beliebt, wie sich Lessing ausdrückt, „den armen Grafen auszufenstern, daß es eine Art hat" —, aber es wird uns die Scene selbst erspart, bei der sich der Empfänger und die Austheilerin gleich ungeschickt benehmen. Lessing meint, wenn Diego im „Cid", wenn Essex selbst dergleichen hinnehmen konnte, so müsse es sich auch der Schauspieler gefallen lassen. Aber nicht leicht läßt sich darüber hinwegkommen, ohne daß das episch Erhabene in Caricatur umschlägt.

Zehn Jahre nach der Enthauptung des Grafen ward seine Geschichte unter anderm Namen auf die englische Bühne gebracht, 27 Jahre später auf die französische. Unter drei französischen Trauerspielen ist das jüngste von Thomas Corneille. Berühmt ist ein englischer „Essex" vom Jahre 1682. Zwei oder drei englische Stücke des Inhalts erschienen im 18. Jahrhundert. Durch eins derselben wurde der Gegenstand auf die deutsche Bühne verpflanzt in der Bearbeitung von Dyk, welche nach Tieck's Urtheil Anerkennung verdient. Zuletzt erschien in Deutschland der „Graf Essex" in einem Jahr zweimal in den Trauerspielen von Werther und von Laube. Die Erfindung des letztern wurde so günstig aufgenommen, daß man glaubte, sie würde sich dauernd auf dem Theater behaupten. Unter drei spanischen Stücken, die den Essex zum Helden haben, soll eins von Calderon herrühren.*) Das älteste, das

*) Sie sind etwa in der Art nacheinander abgefaßt: von de la Calprenede 1638, von Calderon (?), von Coëllo, von Fragoso — beide vielleicht ein Stück — von Boyer 1678, von Corneille 1678, von Ralph (?), von Banks 1682, von Brook, von Jones 1753, von Dyk 1786.

verschiedenen Verfassern zugeschrieben wird, ist durchaus unabhängig von den vorher entstandenen und hat nicht auf die folgenden eingewirkt. Es bewahrt den alten Geist der spanischen Tragödie in der Art, daß man geneigt sein möchte, die Entstehung in eine frühere Zeit zu verlegen, wenn nicht der Stoff und bezügliche Nachrichten es uns als ein Erzeugniß des 17. Jahrhunderts und zwar aus der zweiten Hälfte betrachten ließen.

In Spanien hinter dem Verschluß der Pyrenäen erhielt sich das Mittelalter in der Poesie und der bildenden Kunst in dem Schmelz leuchtender Reinheit, in der Starrheit kalter Strenge, nachdem es in Italien längst zerflossen war. Die Inquisition hielt die Zionswache, um Künstler und Dichter vor Neuerungen zu bewahren. Die Heiligenbilder in Italien und in Spanien unterscheiden sich wesentlich, die Auffassung läßt dort leicht das Frühere und Spätere erkennen, nicht also hier. Der verstorbene von Quandt wollte ein Ebenbild von Rafael's „Sixtinischer Madonna" in einer Madonna von Murillo wiederfinden, welcher Meister, ohne Italien besucht zu haben, erst 1682 starb. Wenn wir darin nicht beistimmen werden, so ist es gewiß, daß Madonnenbilder in andachtsvoller Erhabenheit in Sevilla dargestellt wurden, als in Italien die Befähigung dazu ganz und gar geschwunden war. Nachdem lange überall die dramatischen Schaustellungen der Mysterien aufgehört hatten, wurden in Spanien am Fronleichnamstage Passionsstücke in den Autos sacramentales aufgeführt, gleichwie die spanischen Künstler noch im 16. Jahrhundert auf einem durch Stempeldruck bunt gemusterten Goldgrund malten, noch im 17. Jahrhundert hölzerne Statuen auf die Altäre setzten in Farbenpracht und reicher Vergoldung, was in Italien als alterthümliche Barbarei noch vor den Cinquecentisten aufgegeben war. Nationell und daher eigenthümlich war eine Art des Auffallenden, des Frappanten, das selbst durch das Widerwärtige reizt; das finden wir sowol in Dramen als in Gemälden. Die italienische Malerei bietet Derartiges in Neapel dar, wo das einschneidend Grelle nicht ohne Einfluß von Spanien her gedieh. Dort ist alles unedel gehalten, hier fällt oft das Barocke mit dem Edeln zusammen und zwar schon in frühester Zeit. Die Gothik, wenn sie im 15. und 16. Jahrhundert an allen Orten durch Ueberladung von Schmuckwerk an Schönheit einbüßte, so besonders in Spanien, wo zu den Verzierungen im Stil der sogenannten Silberschmiedearbeit (Platresca) und im nachherigen Rococogeschmack das Schnörkelwesen der maurischen Baukunst den Anstoß gab. Kraus und bunt schlingt sich hier an den Kirchenfaçaden das Entgegengesetzte zusammen. Und noch im 17. Jahrhundert pflegte das Erhabene und das Niedrige derselbe Künstler mit gleicher Liebe. Es ist wiederum Murillo zu nennen, der Heilige voll gottseliger Begeisterung und Volks-

image
not
available

Paris herüberwehte, seitdem die Bourbons den spanischen Thron bestiegen hatten, gab man sich die Mühe, die alten Stücke umzugießen, um sie nach den drei Einheiten zu formen; das Groteskenbeiwerk ward weggeschnitten und die üblichen drei Acte in fünf ausgedehnt, damit sie in das Prokrustesbette paßten, aber sie machten seitdem keinen Eindruck mehr und waren langweilig wie die Gemälde der Spanier, die aus der Mengs'schen Kunstakademie hervorgingen.

Die provenzalische Poesie, nachdem sie in ganz Europa vergessen war, hallte noch in unverkennbaren Nachklängen in Castilien wider und gewann in dem ritterlichen Geist, der über den Maurenkämpfen waltete, nicht nur Nahrung, sondern auch Verklärung durch Annahme der orientalischen Färbung. Provençalische Sänger wurden nach Spanien eingeladen und der König Alfons VIII. wurde als Beschützer der Troubadours gerühmt. Die Jeux floraux sollten wie in Toulouse so in Barcelona blühen und blickten noch aus den Justas poëticas hervor, poetischen Wettstreiten, die bei Heiligenfesten im 17. Jahrhundert gehalten wurden. Aus der provenzalischen Dichtkunst entwickelten sich die Romanzen, die ohne Ermüdung gesungen und zur endlosen Kette vereinigt wurden. Von der Romanze, nachdem der spanische Charakter in ihr das bestimmteste Gepräge angenommen, empfing das Drama Seele und Gestalt, einestheils im Kriegerstolz, in der Ehrerbietung vor dem Fürstenhaupt und der Demuth vor den Frauen, anderntheils in dem Trochäenrhythmus und den Assonanzenreihen. Den sinnreichen Spielen mit Worten und Gedanken in den epigrammatischen Wechselreden und den sentenziösen Darlegungen entsprach das künstliche Reimgefüge durch Einflechtung von Sonetten, die in Spanien ungleich früher als in Italien vorkommen, und von dialektischen Poesien, den sogenannten Glossen.

Die scenischen Vorstellungen erreichten ihren höchsten Glanz unter Philipp IV. Seine vierundvierzigjährige Regierung, wenn sie auch nicht zum Gedeihen des Landes gereichte, entfaltete vor dem Untergang des Glanzes einen überschwenglichen Reichthum an Kunst und Poesie. Für das Gold von Mexico und Peru wurden Perlen und Juwelen in italienischen Gemälden gekauft: denn der König nannte die Kreuztragung von Rafael einen Juwel und eine heilige Familie von demselben Meister eine Perle, unter welchem Namen sie noch jetzt bekannt ist. Er war der Beschützer eines Velasquez, des ältern Zeitgenossen von Murillo, und eines Rubens, zwei Männer, welche Freunde waren, bevor sie sich noch begrüßt hatten. Lope de Vega hatte damals bereits die Palme, die er auf der theatralischen Laufbahn errungen, jüngern Kräften abgetreten, aber er ward noch als Dichter geschätzt, und wie er sich vordem des großmüthigen Schutzes eines Alba erfreut hatte, so jetzt von seiten des Kanzlers Olivarez, der die theatralische Liebhaberei mit dem Herrscher

theilte und freigebig den Musenkünsten spendete. Philipp IV., den man nur dreimal hatte lächeln gesehen und der nur allein ernsten Gedanken Raum zu geben schien, brachte Tage unter Schauspielerinnen zu. Sein Beichtvater, beeinflußt von dem kunstfeindlichen Erzbischof von Sevilla, vermochte es nicht zu verhindern, als Jahre hindurch nach dem Tode der Königin die Theater geschlossen waren, daß das Verbot aufgehoben wurde. Der König ergab sich mit glühender Leidenschaft der Schauspielkunst. In seinem Palast in der Hauptstadt, in seinem Lustschloß Buen-Retiro, am letztern Orte mit verschwenderischer Pracht, wurden Bühnen errichtet. Er selbst spielte einmal mit Calderon zusammen. An seinem Geburtstage fand eine Feier auf dem Theater statt, und fürstlichen Gästen zu Ehren pflegten stets dramatische Lustbarkeiten veranstaltet zu werden. Die Hofschauspieler begleiteten den König auf seinen Reisen und befanden sich sogar in seinem Gefolge, als er zum Kampf gerüstet ins Feld zog. Unter Philipp IV. gingen so viel Komödien über die Bühne als zusammen unter den beiden letzten Vorgängern. Calderon lebte längere Zeit am königlichen Hofe und sah hier seine Stücke mit großem Kostenaufwand zur Aufführung gebracht.

Man hat gesagt, das eigentliche Wesen der spanischen Poesie habe aufgehört, seitdem man angefangen, in italienischer Weise zu singen, und dies soll schon im 17. Jahrhundert der Fall gewesen sein. So lebhaft auch der Verkehr mit Italien während der Regierung Philipp's IV. war, so wurde die Verehrung für das Einheimische dadurch nicht erschüttert. Die italienische Oper, die damals weit über Italien hinaus in Frankreich und in Deutschland lebhafte Bewunderung fand, blieb, obgleich sie dem spanischen Drama in manchem Betracht sich leicht angefügt hätte, auf königlichen Befehl von der spanischen Bühne fern. Don Juan Jauregui bereicherte damals die spanische Literatur mit einer Uebersetzung des „Aminta" von Tasso, die Cervantes des Originals für würdig erklärte. Aber durch ihn und andere Anhänger des Italienischen wurde nichts in den altbewährten poetischen Formen verändert, ebenso wenig als die spanische Malerei durch Einführung und Beachtung fremder Gemälde in der Beibehaltung des landüblichen Geschmacks sich etwas vergab. Man ließ nicht von dem angeerbten Adel, den man in allen Verhältnissen zur Geltung brachte. Die königliche Würde, die die Kunst stützte, prangte in altem Ansehen. Velasquez malte ohne Aufhören seinen Fürsten im Kreise der Familie, gerüstet auf einem andalusischen Streitroß, als Jäger in leichter Tracht, als Besieger einer wiedereroberten Stadt in reichem Ornat, knieend neben dem Betpulte. Er, der Gefeierte, beherrschte die Neigungen des Volks, als wäre er das, was bei den Griechen das Schicksal war, das noch über den Göttern stand. In einer Dichtung von 1636 auf den Tod des Lope de Vega



wird erzählt, wie alle Dichter, die vor ihm geschrieben, sich vor den König als ihren Apoll stellen und ruhig abwarten, ob sein Richterspruch sie zum Feuertode oder zu einem Läuterungsverfahren verurtheile. Entscheidend tritt er bei einem Stiergefecht ein, wie uns dies eine Beschreibung von 1631 lehrt. Er habe, so liest man, als ein anderer Theseus den marathonischen Stier erlegt, obgleich er nichts anderes that, als daß er von seiner Loge herab das müde gehetzte blutige Thier niederschoß. Bei dem Lobredner lautet eine Stelle: „Um ein Thier, das sich so kühn und mächtig gezeigt hatte, nicht unbelohnt zu lassen, beschloß die Majestät, ihm die größte Gunst zu erweisen, die der Stier selbst, wäre er mit Vernunft begabt gewesen, sich nur irgend hätte wünschen können, nämlich ihn mit eigener königlicher Hand zu tödten.“ Nach erfolgtem Schuß heißt es weiter: „Nicht einen Augenblick lang veränderte sich die gewohnte Heiterkeit der Majestät, ja so vollkommen gleich blieb sich seine würdevolle Haltung, daß es einer solchen Anzahl gültiger Zeugen bedurfte, um zu glauben, daß er selbst es auch wirklich gewesen, der den kühnen und glücklichen Schuß gethan.“

So erkennen wir, während das 17. Jahrhundert überall die letzten Spuren ehemaliger Sitten zu vertilgen drang, die das Reformationszeitalter nicht hatte in Vergessenheit bringen können, daß sich in Spanien keine Veränderung in Sinn und Geist, Geschmack und Bildung bemerkbar machte. Und es darf uns nicht befremden, daß wir in dem zu beschreibenden „Grafen von Essex“ eine dramatische Dichtung besitzen in einer der Regierung Philipp's II. zeitgemäßen Auffassung.

Philipp IV., der, ein Förderer der Kunst, sich selbst mit Zeichnen und Malerei, Musik und Poesie beschäftigte, soll nach alter Ueberlieferung auch Trauerspiele geschrieben haben. Und so gut wie der König Gustav III. von Schweden kann auch er dramatischer Dichter gewesen sein und den „Graf von Essex“ verfaßt haben.*) Von Schack verwirft die Annahme als unbegründet und willkürlich, um so mehr, da das Trauerspiel in einer Sammlung von Komödien dem Anton Coëllo beigelegt wird. In einer andern aber ist es dem Don Juan de Matos Fragoso**) zugeschrieben. Die Sammlungen sind erst im 18. Jahrhundert

*) Ein zweites Stück von ihm soll „Lo que pasa en un torno de monjas“ sein.

**) Nach einer ältern Sammlung, die in Sevilla bei Joseph Padrino gedruckt ist, und die Lessing vorlag, ist das Stück „de un Ingenio de esta Corte“. Darunter soll niemand anders als der König zu verstehen sein. Coëllo starb 1652 und Fragoso erscheint als dramatischer Schriftsteller 1658. Die Sammlung, in der der „Graf von Essex“ als des letztern Arbeit abgedruckt ist, ist von Texera de Tarbaz in Brüssel 1704 herausgegeben. Fragoso scheint ihr auch den Namen „Los indicios sin culpa“ gegeben zu haben.

gedruckt. Und wir wissen, daß, während noch die Dichter lebten, Klagen über die Buchhändler geführt wurden, die unter ihrem Namen fremde Werke drucken ließen, daß häufig mehrere Dichter an einem Stück schrieben und daß Ueberarbeiter alter Schauspiele sich für die Erfinder ausgaben. In Madrid wird das Schriftstellerthum des Königs Philipp IV. nicht bezweifelt.

In unserm Jahrhundert, in dem sich in Spanien, besonders in Madrid, das Streben kund gibt, den französischen Neuerungen zum Trotz die alten Sitten und Ansichten wieder zum Volksbewußtsein zu erheben, wurden die Schauspiele des 17. Jahrhunderts häufig zur Darstellung gebracht. Bei den Schauspielern zeigte sich, daß das Nationale auf der Bühne sich durch Ueberlieferung noch auf sie vererbt hatte, bei den Zuschauern, daß das Gefallen an Calderon und seinen Zeitgenossen nicht geschwunden, sondern nur unterdrückt war, sodaß selbst Ungebildete den verwickelten Faden der Handlung verfolgen und den Inhalt des einmal Gehörten zu erzählen vermögen. In Madrid auf dem Teatro del Principe, einem Schauspielhause, das zu Philipp's IV. Zeit neben einem andern sich eines vorzüglichen Rufs zu erfreuen hatte, geht der „Graf von Essex" wieder über die Breter. Haus und Bühneneinrichtung haben sich verändert, die Liebe zur nationalen Bühne ist aber dieselbe geblieben. Das Trauerspiel findet um so allgemeinern Beifall, als mit Bestimmtheit als Dichter der König genannt wird, dessen Reiterstatue sich vor dem königlichen Palast erhebt.

Lessing hat in der weitläufigen Abhandlung viele Stellen des „Essex" übertragen und den Originaltext darunter gesetzt. Seine Prosa entspricht dem Sinn der Verse, aber wie geflissentlich zog er die Sprache ins Predigerhafte, Schulmeisterliche und Unfeine, um sich als Beurtheiler über den Dichter aufzuhalten. Bei seiner Vorliebe für die englische Bühne und den „Essex" von Banks ist ihm der Maßstab entrückt, um das spanische Trauerspiel unbefangen zu würdigen. „Die echt spanischen Stücke", erklärt er, „sind vollkommen nach Art dieses «Essex»", und dennoch rechnet er dem Verfasser mancherlei als Vergehen an, was er als Erbsünde ihm hätte zugute halten sollen, was ein Ueberkommenes ist. Den spanischen Dramatikern war zu viel gegeben, als daß sie sich selbstständig bewegen konnten. Selbst das, was Lessing Theaterstreiche nennt, war ihnen gleichsam vorgeschrieben. Daß Lope de Vega schon mit elf und zwölf Jahren Komödien schrieb und eine gewaltige Fruchtbarkeit entwickelte, müßte uns sonst noch mehr wunder nehmen. Die gesuchten kostbaren Auseinandersetzungen in der dramatischen Sprache lassen keinen Raum für die Aufklärung der Charaktere und der Handlung, wie es bei der künstlichen Verwickelung und den verfänglichen Begegnungen nöthig wäre. Es ist der Zauber des Theaterglanzes, indem er überall



in Edelsteinen vielfarbig widerglänzt, der uns über Tiefe der Gefühls-welt, Wahrscheinlichkeit der Geschichte und Neuheit der Erfindung hinwegblicken läßt. Bei dem beschränkten Personenverzeichniß begibt sich neben- und untereinander, was füglich getrennt sein müßte, Unvermitteltes stößt zusammen, was sich bei der Darstellung weniger störend ausgenommen haben wird, indem der Bühnenbau durch seine Abtheilungen eine scheinbare Scheidung der Räume andeutete*), ein beständiges Beiseitesprechen ist nothwendig. Die Einförmigkeit ist so groß, daß sich schwer unterscheiden läßt, was die Poesie Spaniens und die Poesie einzelner Dichter sei. Oft ist Calderon mit Shakspeare verglichen. Wie eng ist der Horizont des einen gegen den des andern! Wenn Calderon, gleichviel ob Ulyß und Circe, Aurelian und Zenobia auftreten, ob der Schauplatz Polen oder Assyrien ist, nur Spanier und Spanien darstellt, so enthüllt uns Shakspeare die Welt und den Menschen unter willkürlicher Annahme von Oertern aller Art. Bei jenem ist das Positive vorherrschend, bei diesem das Rationelle; dort spricht sich das sinnig Katholische, hier das geistig Protestantische aus.

*) Im „Essex" verhandelt im königlichen Palast Elisabeth unmittelbar mit dem Kerkermeister, der das abgeschlagene Haupt und das blutige Beil dahin gebracht hat. Das Widerstrebende mildert sich etwas dadurch, daß es vorbereitet ist und mehrmals im Stück auf das Henkerbeil hingewiesen wird, dem der Hochverräther verfallen müsse.

Literatur und Kunst.

Zur Tagespolitik.

Unter dem Titel: „Elsaß und Lothringen Deutsch", erschien unlängst bei Springer in Berlin eine Flugschrift, an der, wenn sie auch nicht eben als ein Ausbund politischen Tiefblicks gelten oder große Ansprüche auf praktische Bedeutung erheben darf, doch wenigstens der patriotische Sinn und die männlich kräftige Sprache, in welcher derselbe sich äußert, zu loben sind. Der Verfasser erinnert in den ersten Abschnitten seines Schriftchens an die zahlreichen und innigen geistigen und politischen Bande, welche Elsaß und Lothringen ehedem mit Deutschland verknüpften; er beleuchtet sodann die Art und Weise, wie beide Perlen des Reichs demselben verloren gingen, besonders aber wie es kam, daß wir auch nach siegreicher Beendigung der Befreiungskriege, da unsere triumphirenden Waffen uns bis in das Herz Frankreichs geführt hatten, keine Anstalten machten, unser so schmählich geraubtes Eigenthum zurückzunehmen. Diese Darstellung der diplomatischen Verhandlungen, welche in Betreff einer etwaigen Rückgabe von Elsaß und Lothringen an Deutschland geführt wurden, sowie die Schilderung der Intriguen, durch welche dieselbe schließlich verhindert ward, bildet den interessantesten und lehrreichsten Abschnitt des Buchs und verdient von allen, die sich für

die innere Geschichte jener verhängnißvollen Zeit interessiren, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Schließlich kommt der Verfasser denn auch zu der heikeligen Frage, wie Elsaß und Lothringen augenblicklich gesinnt sind, und welche Aussicht wir sonach haben, diese beiden Provinzen, vorausgesetzt, daß das Schicksal es überhaupt jemals so fügen sollte, mit Deutschland wieder zu vereinigen. Er kommt dabei zu dem Resultat, daß, wenn die Elsasser und Lothringer auch in diesem Augenblick in der That „gute Franzosen“ sind, dies seinen Grund weit weniger in einer wirklichen Hinneigung zum französischen Wesen hat als vielmehr in den Vortheilen, welche ihnen die Zusammengehörigkeit mit einem großen, in sich consolidirten, politisch geachteten und mächtigen Staate darbietet. Der eigentliche Grundzug der Bevölkerung, behauptet er, besonders in den bürgerlichen und ländlichen Kreisen, ist noch immer echt deutsch und scheint es ihm danach nicht unmöglich, daß, sollte dereinst ein einiges und mächtiges Deutschland dem einigen und mächtigen Frankreich gegenübertreten, der ursprüngliche deutsche Sinn in der Bevölkerung jener Landstriche wiedererwachen und sie einer Vereinigung mit uns geneigt machen könnte. — Wir gestehen offen, daß diese Perspective uns doch etwas gar zu weit greifend ist und daß wir es überhaupt für keine ganz gesunde und zweckmäßige Politik erachten können, in einem Augenblick, wo die Existenz Deutschlands wieder einmal in Frage gestellt zu werden droht, an die Rückeroberung von Provinzen zu denken, die wir seit Jahrhunderten eingebüßt haben, und zwar nicht blos durch das Glück der Waffen oder die Feigherzigkeit und Käuflichkeit unserer Diplomaten, sondern auch — wenigstens für gewisse Zeiten — durch das Recht der höhern Bildung und der größern politischen Entwickelung. Der Deutsche ist nur gar zu geneigt, sich in Träume und Phantasien einzuspinnen und darüber die Wirklichkeit und ihre Forderungen zu versäumen; so könnte es auch gar leicht geschehen, daß wir, alte romantische Sympathien aufwärmend und, wie der Hund in der Fabel, nach dem längstverlorenen Elsaß und Lothringen schnappend, auch das verlieren, was wir augenblicklich noch besitzen. Andererseits kann es auch gar nicht schaden, wenn den thörichten Ansprüchen und Rodomontaden der Franzosen einmal in ähnlicher Weise geantwortet wird; können sie den Appetit nach dem linken Rheinufer nicht loswerden, nun so können wir ja auch wol daran erinnern, daß Elsaß und Lothringen einmal deutsch waren und daß verlorene Provinzen unter Umständen auch wiedergewonnen und zurückerobert werden können.

In demselben Verlag erschien ferner: „Habsburg und Hohenzollern, Oesterreich und Preußen in ihrem Verhältniß zu Deutschland und zu den Interessen der deutschen Nation. Von S. Stern.“ Von diesem Schriftchen gilt ungefähr dasselbe wie von dem ebenbesprochenen: der Verfasser gibt sich als ein sehr wohlmeinender und patriotischer Mann zu erkennen, auf Neuheit oder Tiefe der Anschauung aber haben seine Ideen und Vorschläge keinen Anspruch. Der Verfasser geht davon aus, daß Oesterreich und Preußen ursprünglich beide „Ostmarken des Deutschen Reichs“ im Norden und Süden desselben waren; beide sind fast gleichzeitig zur Zeit Karl's des Großen entstanden, beide blieben bis zur Zeit der Hohenstaufen in geringer Ausdehnung, bis endlich verschiedene Schicksale das eine wie das andere Land zu einer verschiedenen Entwickelung führten. Indem der Verfasser nun



nachweist, wie Oesterreich seinen ursprünglichen Beruf, eine Schutzmauer des Deutschen Reichs zu sein, mit dem entschiedensten Misgeschick verfolgt, ja ihn in sein gerades Gegentheil verwandelt und das Reich immer nur ärmer, kleiner und unansehnlicher gemacht hat, während umgekehrt durch Brandenburg-Preußen der deutschen Bildung immer neue Provinzen gewonnen und neue Gebiete unterworfen worden sind: so gelangt er zu dem Schlusse, daß es überhaupt Preußens geschichtliche Aufgabe, der Führer und Schirmer Deutschlands zu sein, während die Erhaltung oder Wiederherstellung des österreichischen Uebergewichts in Deutschland seiner Ansicht nach ein Irrweg ist, der das gesammte Vaterland nur in das tiefste Verderben stürzen müßte. Bis so weit kann man sich die Darstellung des Verfassers schon gefallen lassen, es ist, wie gesagt, nicht das mindeste Neue darin, vielmehr hegen Unzählige in Deutschland ganz dieselbe Ansicht und auch die Art und Weise, wie der Verfasser dieselbe ausspricht und zu begründen sucht, ist recht geschickt und annehmbar. Dagegen bleibt er uns über den Hauptpunkt, nämlich wie diese Führerschaft Preußens in Deutschland nun hergestellt werden und in welches Verhältniß Oesterreich nun zu diesem unter Preußens Auspicien vereinigten Deutschland treten soll — über diesen Hauptpunkt, sagen wir, ohne den doch alles andere nur ein leeres Gerede ist, bleibt der Verfasser uns alle und jede Auskunft schuldig. Nur ganz beiläufig läßt er die Ansicht fallen, daß „Oesterreich seine deutschen Provinzen an Deutschland zurückgeben müsse, ohne daß er deshalb die Lostrennung derselben von dem europäischen Gesammtstaat Oesterreich fordern wolle, soweit ihre Verbindung mit diesem mit ihrer gleichberechtigten Anhänglichkeit am Gesammtdeutschland verträglich sei" (S. 6). Allein daß durch dergleichen allgemeine Phrasen, die obenein nur ein mattherziger Abklatsch der frankfurter Parlamentsconfusion von Anno 48 sind, die Sache selbst nicht weiter gefördert oder überhaupt der Hund vom Ofen gelockt wird, das liegt auf der Hand und können wir daher auch in dem ganzen Schriftchen, so wohl gemeint dasselbe ohne Zweifel auch ist, doch keinen eigentlichen Fortschritt nach irgendeiner Seite hin erkennen.

In einer so broschürenreichen Zeit hat denn natürlich auch Jakob Venedey nicht schweigen können. Jakob Venedey gehört zu den in Deutschland nicht eben seltenen Persönlichkeiten, deren guter Wille und edle Absicht über allen Zweifel erhaben sind, denen es auch nicht an Fleiß und Kenntnissen gebricht und die doch mit alledem der Sache, zu der sie treten, regelmäßig mehr schaden als nützen. Woran das liegt? Wir fürchten, an der eigenthümlichen Confusion der Begriffe, an dem unklaren Dämmer, der breiweichen Gefühlsseligkeit, in welcher Hr. Venedey und Consorten leben, sowie in einer verhängnißvollen Leidenschaft, immer und überall mit dabei zu sein und zu allem und jedem sein sehr wohlgemeintes, aber auch sehr überflüssiges Wort mit dreinzugeben. Ganz besondern Schaden thut Hr. Venedey sich aber dadurch, daß er niemals im Stande ist, die Person und die Principien auseinander zu halten; Hr. Venedey ist einer jener echt deutschen Politiker, die einen Zweifel in die Richtigkeit ihrer politischen Ansichten wie einen Zweifel an der Ehrenhaftigkeit ihrer Person betrachten und die daher immer geneigt sind, sich vor jedem Angriff ihrer Principien in den Mantel ihrer persönlichen Tugend und Rechtschaffenheit zu hüllen, während sie umgekehrt bei ihren Gegnern jede abweichende Meinung als ein sittliches

Vergehen und jeden Widerspruch als Zeichen eines verworfenen Charakters betrachten. Auch das neueste Schriftchen des schreiblustigen Hrn. Venedey gehört diesem persönlichen Gebiete an; dasselbe nennt sich: „Pro domo und pro patria. Gegen Karl Vogt von Jakob Venedey“ (Hannover, Brecke) und ist, wie schon dieser Titel kund gibt, gegen Karl Vogt und dessen neueste Schriften, namentlich seine vielbesprochenen „Studien“ sowie seine Schrift gegen die augsburger „Allgemeine Zeitung“ gerichtet. Merken denn die beiden Herren nicht und haben sie gar kein Gefühl dafür, daß dergleichen persönliche Anzapfereien und gegenseitige Beschuldigungen vollständig hors de saison sind? Und merkt namentlich Hr. Venedey nicht, und hat er auch keinen Freund in der Nähe, der ihn darauf aufmerksam macht, daß er mit seiner sentimentalen, weitschweifigen, kraftlosen Manier den oft sehr ungerechten, oft wenig ritterlichen, aber immer scharfen und glänzenden Angriffen Karl Vogt's durchaus nicht gewachsen ist und daß er deshalb sowol für sich selbst wie im Interesse seiner politischen Stellung am besten thäte, diese Angriffe ganz unerwidert zu lassen? Die vorliegende Schrift besteht zum großen Theil aus dem Wiederabdruck einzelner längerer und kürzerer Stellen aus frühern Broschüren des Herrn Verfassers; er will mit diesen Citaten den Beweis führen, daß er von jeher ein tapferer und freisinniger Patriot gewesen, während umgekehrt Hr. Karl Vogt schon in seinen politischen Windeln ein Baalsdiener und schnöder Verräther gewesen. Wir wiederholen, daß wir dieser ganzen Art von Streitigkeiten keinen Geschmack abgewinnen können und da die Venedey'sche Schrift auch in der Form durchaus nichts Pikantes oder Eigenthümliches aufzuweisen hat, so vermögen wir in der That nicht einzusehen, wozu dieselbe überhaupt geschrieben oder doch veröffentlicht ist. Hr. Venedey hat seiner Schrift als Motto einen Ausspruch Luther's vorgesetzt: „Ich kann diesen Geist, woher er auch sei, nicht leiden.“ Aber wenn es nun andern ehrlichen Leuten mit Hrn. Venedey ebenso geht? Verständige Männer, wie Hr. Venedey und Hr. Karl Vogt sind, sollten denn doch wissen, daß mit solchen subjectiven Neigungen und Abneigungen überhaupt nichts gethan und entschieden ist, am wenigsten da, wo es sich wie in der gegenwärtigen Weltlage um einen Kampf der Ideen und einen Streit großer weltgeschichtlicher Principien handelt. Fkg.

Correspondenz.

Aus Jena.

Ende Mai 1860.

Q. Also Sie haben wirklich Verlangen, wieder einmal etwas aus unserm stillen Thal, wie Sie sich mit zweideutiger Höflichkeit ausdrücken, zu vernehmen? Das ist ja eine ganz unerwartete Ehre. Seit Ihre Zeitschrift, die einzige, soviel ich mich erinnere, in ganz Deutschland, selbst unser akademisches Jubelfest vor zwei Jahren vorübergehen ließ, ohne ihm mehr als ein paar dürftige „Notizen“ zu widmen, glaubten wir Jenenser uns wirklich schon ganz und gar aus dem „Goldenen Buche“ des „Deutschen Museum“ ausgestrichen. Aber geniren Sie sich nicht, wir sind nicht eitel auf das



Lob der Zeitungen, wir halten es mit dem Peripatetiker bei Schiller, und wenn die Journale uns einreden wollen, wir ständen still, nun gut, so spazieren wir ihnen vor der Nase herum...

In der That sind es nicht unsere Gärten und Felder allein, die in diesem Augenblick in üppiger Blüte stehen: auch das Feld des Geistes grünt und blüht bei uns noch immer rüstig fort, und wenn wir auch im Lauf der letzten Jahre manche Verluste zu beklagen hatten, wenn auch noch nicht alle Lücken ausgefüllt sind, wie wir es im Interesse unserer Hochschule wünschen möchten, so fehlt es uns doch auch andererseits nicht weder an alten erprobten noch an neuen jugendlichen Kräften, und die schöne Harmonie und der edle Wetteifer, mit welchem beide ineinander arbeiten, läßt uns auch für die Zukunft das Beste hoffen. Einer der empfindlichsten Verluste, den unsere Universität erlitten, war ohne Zweifel der Weggang Droysen's nach Berlin. Die Geschichte genießt, wie Sie wissen, bei uns von alters her, von den Zeiten Schiller's, Woltmann's und ganz vornehmlich Luden's, besonderes Ansehen, und Droysen hatte es verstanden, dies Ansehen, das sich nach Luden's Tode auf kurze Zeit ein wenig verdunkelt hatte, aufs glänzendste wiederherzustellen; seine Vorträge gehörten gleich denen seines berühmten Vorgängers zu den besuchtesten der Universität, und auch übrigens übte er auf die geistige und sittliche Haltung unserer Studirenden den wohlthätigsten Einfluß. Doch ist es ja ein alter Erfahrungssatz, daß kein Mensch unentbehrlich, und auch Droysen, dessen Verdienste ich, wie Sie aus dem Ebengesagten ersehen, gewiß nicht gering anschlage, hat sein jenaisches Katheder keineswegs so verwaist gelassen, wie einzelne seiner Anhänger uns im ersten Augenblick überreden wollten. Droysen's Nachfolger ist bekanntlich Adolf Schmidt geworden, der treffliche Verfasser der „Zeitgenössischen Geschichten", eines Buchs, das für das tiefere Verständniß unserer vormärzlichen Zustände, namentlich der österreichischen, von unschätzbarem Werth ist und das vom Publikum billig weit mehr gelesen und studirt werden sollte, als es leider dem Anschein nach geschieht. Der Verfasser gleicht seinem Buch, auch als akademischer Docent; sein Vortrag ist schlicht, ohne rednerischen Schmuck, insbesondere auch ohne jene scharfen Pointen und jene gelegentlichen Seitenhiebe, durch welche Droysen seinem Vortrag einen eigenthümlichen Reiz zu geben wußte, aber durchweg klar, gediegen und von wohlthuender Wärme. Droysen's Vortrag streifte zuweilen an den Stil des Feuilleton, Adolf Schmidt verläßt niemals die Pfade der strengen Wissenschaft, ohne sich doch irgendwie in das Trockene oder Pedantische zu verlieren. Auch hat er sich bereits in der kurzen Zeit seiner hiesigen Wirksamkeit sowol durch seine Vorträge wie überhaupt durch seine ganze Persönlichkeit die lebhafteste Zuneigung der studirenden Jugend erworben; sie fühlen eben das Gediegene, Zuverlässige, Tüchtige seiner Natur heraus und schließen sich gern einem Führer an, von dem sie gewiß sind, daß er sie auf keinen wenn auch noch so verlockenden Irrweg führen wird. — Auch Kuno Fischer liest noch immer mit glänzendstem Erfolg. Trotz des philophischen Nimbus, der sich gerade an den Namen Jena knüpft, nahmen die philosophischen Studien dennoch bei uns seit Jahren nur eine ziemlich untergeordnete Stellung ein; selbst der würdige Fries, der nun freilich auch schon seit beinahe zwanzig Jahren von uns geschieden ist, vermochte mit all seiner Begeisterung und all

seinem hohen sittlichen Pathos doch immer nur auf eine kleinere Anzahl von Schülern zu wirken, die dann freilich auch mit um so innigerer Liebe an ihm hingen, während der größere Theil unserer akademischen Jugend die Philosophie als einen ganz überflüssigen Ballast verachtete. Hierin einen Umschwung hervorgebracht und die philosophischen Studien auch bei uns in die Rechte eingesetzt zu haben, die ihnen überall im Organismus der Wissenschaft gebühren, ist wesentlich Kuno Fischer's Verdienst; der hohe Schwung seiner Beredsamkeit sowie überhaupt das Frische, im edelsten Sinne Jugendliche seines Wesens hat auch unsere akademische Jugend erfaßt und der Philosophie bei uns eine Theilnahme und eine Anhänglichkeit verschafft, die zwar wol in vielen Fällen nicht allzu tief gehen mag, immerhin aber doch auf die gesammte Haltung unsers wissenschaftlichen Lebens nicht ohne den segensreichsten Einfluß bleibt. — Von unsern ältern Berühmtheiten ist der vortreffliche Göttling, dieser echtdeutsche Kernmann, der wie ein Bild besserer Tage aus der patriotischen Zeit der Befreiungskriege in unsere nüchterne Gegenwart herüberragt, noch immer durch seine Gelehrsamkeit, seine geschäftliche Gewandtheit, ganz besonders aber durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und den unverwüstlichen Humor, der ihn auszeichnet, gewissermaßen die Seele unserer Universität; auch verdanken wir hauptsächlich seinen unablässigen Bemühungen die neue stattliche Bibliothek, die nicht nur unserer an architektonischen Merkwürdigkeiten sehr armen Stadt zur Zierde gereicht, sondern durch die auch einem längstempfundenen Bedürfniß endlich abgeholfen ist. Auch unser berühmter Kirchenhistoriker, Geh. Kirchenrath Hase, wirkt noch immer rüstig und segensreich, und selbst der schmerzliche, von der ganzen Stadt aufs lebhafteste mitempfundene Verlust, der ihn kürzlich durch den Tod eines blühenden und hoffnungsvollen Sohnes betroffen, hat den Eifer, mit welchem er sich von jeher seinem akademischen Beruf widmete, nicht schwächen können. Von seinem akademischen Collegen, dem hauptsächlich als Kanzelredner bekannten Geh. Kirchenrath Schwarz, hieß es vor einiger Zeit, er werde einem Rufe nach Hamburg folgen; doch scheint das Gerücht sich nicht zu bestätigen und leben wir der Hoffnung, den verdienten und allgemein beliebten Mann auch ferner den Unsern nennen zu dürfen. Unser Orientalist, Geh. Hofrath Stickel, ist soeben von einer größern Reise nach Italien, bei der es sich hauptsächlich um die Erklärung der etrurischen Sprachdenkmale handelt, zurückgekehrt. Bei dem ganz neuen Wege, den Hr. Stickel zu diesem Zweck eingeschlagen, sieht man den Resultaten seiner Reise in den betreffenden Kreisen mit Spannung entgegen. — Lassen Sie mich noch einige Worte über unsere Nachbarstadt Weimar hinzufügen, die, wie ich nicht ohne einen leichten Anflug von Schadenfreude bemerke, schon seit längerm ebenfalls aus der Reihe Ihrer Correspondenzen verschwunden ist. Und leugnen läßt es sich nicht: während bei uns schon durch die Anwesenheit so vieler jugendlich brausender Köpfe und Herzen ein gewisses frisch pulsirendes Leben erhalten bleibt, wird Weimar mit jedem Tage öder und stiller. Auch jener Kreis jüngerer literarischer Kräfte, der hier vor einigen Jahren zusammentrat und der sich selbst wol halb ernst-, halb scherzhaft als Neu-Weimar bezeichnete, hat sich so ziemlich aufgelöst, und auch die musikalische Fortschrittspartei, die bekanntlich eine Zeit lang daselbst sehr stark vertreten war und von der jenes literarische Neu-Weimar im



image
not
available

gütiger Gönner und Beschützer blieb. Von ihm unterstützt, studirte Bechstein in Leipzig und München Philosophie und Geschichte; auch zog in letzterm Orte die bildende Kunst ihn lebhaft an. Im Jahre 1831 wurde er Cabinetsbibliothekar des Herzogs, während ihm gleichzeitig die Stelle als zweiter Bibliothekar bei der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Meiningen übertragen ward. Auch stiftete er in demselben Jahre den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein, der sich um die vaterländischen Alterthümer mannichfache Verdienste erworben und dessen Vorsitz Bechstein fast volle dreißig Jahre hindurch bis wenige Monate vor seinem Tode bekleidet hat. Zwei Jahre später rückte er zum ersten Bibliothekar vor; 1841 erhielt er den Titel als Hofrath. Als Schriftsteller war Bechstein ungemein fruchtbar, vielleicht sogar zu fruchtbar, indem er, verführt durch die Leichtigkeit, mit welcher er producirte, weder auf wissenschaftlichem noch auf poetischem Gebiete seine Kräfte jemals recht zusammenfaßte, weshalb denn auch unter seinen zahlreichen Werken kein einziges ist, das sich über die Mittelmäßigkeit erhebt. Unter seinen gelehrten Schriften ist seine Prachtausgabe des Minnesängers Otto von Botenlauben (Leipzig 1848) hervorzuheben; die 1854 begonnene „Wartburg-Bibliothek" (Halle, Pfeffer), in deren erster Lieferung er das alte 1324 in Eisenach aufgeführte „Spiel von den klugen und den thörichten Jungfrauen" in sehr unkritischer Gestalt veröffentlichte, gerieth, kaum begonnen, wieder ins Stocken. Von seinen poetischen Werken sind das beste die 1836 in drei Bänden erschienenen „Fahrten eines Musikanten": doch gehört ihm dabei nur das Verdienst der Bearbeitung an, indem der Stoff den Erlebnissen des bekannten Musikers Professor Elster und dessen eigenen Aufzeichnungen entnommen ist. Auch sein „Deutsches Märchenbuch", das in vielen Auflagen verbreitet ward, bekundet ein leichtes und angenehmes Erzählertalent.

Daß der beispiellose Erfolg, welchen der Humboldt-Varnhagen'sche Briefwechsel davongetragen, gewisse Nachahmer und Concurrenten wach rufen würde, ließ sich voraussehen. Doch ist wenigstens der erste Versuch, eine Art von Seitenstück zu dem berühmten Buche zu liefern, nicht besonders geglückt; bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien: „Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844 bis 1853. Von Varnhagen von Ense." Ein Theil dieser Briefe stand, wenn wir uns recht erinnern, schon früher im stuttgarter „Morgenblatt" abgedruckt; allen Anzeichen nach sind sie an Amely Bölte gerichtet und also auch wol von ihr in Druck gegeben. Letzteres hätte füglich unterbleiben können, da die Briefe mit wenigen Ausnahmen nicht besonders bedeutend sind und eigentlich nur den Beweis liefern, wie tief in den sogenannten gebildeten Kreisen Berlins die Lust an literarischer Zwischenträgerei und Klatschsucht eingewurzelt ist und wie wenig selbst ein übrigens so geistvoller und liebenswürdiger Mann wie Varnhagen im Stande war, sich von diesem berliner Erbübel frei zu erhalten.



Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird fortfahren, als **ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ**, ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" als einzige Richtschnur ihres Wirkens zu betrachten. Die Wohlfahrt und Einigkeit des ganzen Deutschland erstrebend, wird sie nicht ermüden, einestheils für Reform der Bundesverfassung, anderntheils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensowol in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immermehr zu entsprechen, ist dieselbe vom neuen Jahre an durch eine Sonntags erscheinende **Beilage** vermehrt worden, indem die eine „Ergänzung zu allen Zeitungen" bildenden „Fliegenden Blätter der Gegenwart", die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten diese Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne indeß zum Bezuge derselben verpflichtet zu sein.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1⅓ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement, weshalb die bisherigen und die neueintretenden Abonnenten außerhalb Leipzig gebeten werden, ihre Bestellungen sofort zu machen, damit keine Verzögerung in der Uebersendung der Zeitung stattfinde. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Beilage gewünscht wird.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karl Gutzkow's Zauberer von Rom.

Siebenter Band.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Band 1 — 6 haben denselben Preis.)

Die Erzählung bewegt sich in diesem Bande zum größten Theil in Wien und bietet neben der spannendsten Fortführung der Handlung zugleich eine Schilderung der Metternich'schen Zeit in ihren politischen, kirchlichen und geselligen Beziehungen. Der achte und neunte (letzte) Band erscheinen bis zum Herbst.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das vierte Heft erschienen. — Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. — Umfang: 60—80 Hefte à 7½ Ngr. — Das Erschienene und ein Prospect sind überall vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

image
not
available

2. Abschied.

Und muß ich jetzt, o Herz, dich lassen,
Und fühlst die Wange du erblassen,
Von meinem Scheidegruß berührt:
Sei diese Rose dir ein Zeichen,
Daß alle Wolken endlich weichen,
Weil eine Liebe sondergleichen
Der Menschen dunkle Pfade führt.

Von keinem Frühlingsthau begossen,
Hat sie sich einsam aufgeschlossen
In winterlicher Kerkergruft;
Sie blickt dich an mit stummem Zagen,
Es scheint ihr bleicher Kelch zu fragen
Nach Nachtigallen, welche schlagen,
Nach Sonnenschein und Maienluft.

Und doch, o sieh' der Ew'gen Güte!
Die einsam unterm Glas erblühte,
An deinem Busen darf sie ruhn;
Von unserm keuschen Liebesbunde,
Von uns'rer letzten süßen Stunde
Empfängt sie die geheime Kunde
Und hochbeseligt ist sie nun!

Kein milder Westwind wird sie fächeln,
Doch spürt sie deines Mundes Lächeln
Und spüret deinen Flammenkuß;
Die welken Blätter wirst du pflücken,
An deine Brust wirst du sie drücken,
Die Rose stirbt — doch vor Entzücken
Vergißt sie, daß sie sterben muß.

O glaub' denn meinem heißen Flehen!
Wie dieser Rose ist geschehen,
So wird's auch uns'rer Liebe sein;
Es bricht nach winterlichen Tagen,
Nach stummen Seufzern, lauten Klagen,
Gleichwie von Götterarm getragen,
Der Lenz der Liebe doch herein!

3. Auf dem Bahnhof.

Alle durften sie jagen und zeigen,
Wie sie dich lieben aus Herzensgrund,
Alle durften die Lippe neigen
Abschied nehmend auf deinen Mund;

Ich nur mußte, der kaum Gekannte,
Seitab stehen mit kühlem Gruß —
Und doch auf blühender Wange brannte
Heiß dir mein nächtlicher Flammenkuß!

Ja gewiß, solche Trennung ist schmerzlich,
Weiß doch niemand, wie lang sie währt;
Alle waren, o Gott, so herzlich,
Alle von Rührung so ganz verklärt;
Jedem gabst du ein letztes Grüßen,
Jedem ein Händchen, zierlich und fein —
Aber die Augen, die holden, süßen,
Sahen, ich weiß es, nur mich allein!

Und nun horch, ein Rasseln, ein Pfeifen,
Und fort wälzt sich das wilde Heer,
Jetzt noch ein dämmernder Nebelstreifen,
Nun noch ein Hauch — nun auch der nicht mehr!
Winkende Tücher ließen sie wehen,
Ich nur rührte nicht Fuß, nicht Hand —
Denn von keinem Auge gesehen,
Fuhr ich ja mit dir ins ferne Land!

4. Dämmerstunde.

O Nachtigall im Blütenstrauch,
Du Echo meiner Schmerzen,
O Rosenduft, o Abendhauch,
Wie sprecht ihr mir zum Herzen!
Das ist die süße Dämmerzeit,
Da ich mit ihr gegangen,
Da sie in stummer Seligkeit,
In ihrer Schönheit Feierkleid,
An meinem Arm gehangen.

Die Sonne sank so still, so leis
Am hohen Himmelsbogen,
Die Schwäne ruderten im Kreis
Durch rosenfarb'ne Wogen.
Nun naht' der Mond, der treue sich,
Er trieb die gold'nen Heerden;
Rings alles war so feierlich,
Als wären, Liebste, du und ich
Und niemand sonst auf Erden.

Gabst du die Hand? Nahm ich sie dir?
Wer kann es heut noch sagen?
Doch aber plötzlich saßen wir
Dicht Arm in Arm geschlagen;
Es lehnte leis sich Mund an Mund
Und Wange sich an Wangen,
Wir sahen in des Auges Grund,
Die tiefste Seele ward uns kund
Und alle Himmel klangen.

O holder böser Liebestraum,
Was soll dein zärtlich Kosen?
Wol singt die Nachtigall im Baum,
Wol duften noch die Rosen:
Mein treues Lieb und das ist weit,
O Gott, so weit von hinnen,
Verschwunden ist die süße Zeit,
Es blieb mir nichts als Gram und Leid,
Und meine Thränen rinnen.



7. Segen.

Könnten Gedanken segnen,
Könnten Wünsche, wie Thau der Nacht,
Glück auf die blühende Stirn dir regnen,
O wie wärst du so reich bedacht!
Alle das Bangen, alle das Zagen,
Alle die unvernommenen Klagen,
Alles dir küßte vom Herzen ich fort;
Wieder erblühten zu duftigem Kranze,
Leuchtend in nimmer verlöschendem Glanze,
Blumen, die allzu frühe verdorrt!

Aber ich bin gebunden,
Und nichts kann ich, als stillbewegt
Thränen weinen in diese Wunden,
Welche dein Herz um mich erträgt.
Lasse sie rinnen, lasse sie fließen!
Rosen der Freude werden uns sprießen,
Wo wir gesäet in Kummer und Leid.
Ewige Götter richten und walten;
Siehe, sie flechten, siehe, sie halten
Goldene Kronen den Treuen bereit.

8. Kampf und Sieg.

Nun weicht, ihr trüben Nebelschichten,
Drin meine Sonne sich versteckt,
Die all mein Denken, all mein Dichten
Mit finstern Schatten überdeckt!
Noch streift am Boden mein Gefieder,
Gelähmt ist meiner Schwinge Kraft:
Nun fahr' noch einmal du hernieder
Und rein'ge meinen Himmel wieder,
Du heil'ger Blitz der Leidenschaft!

Wem sich ein liebend Herz ergeben,
Mit Kindeslächeln, sanft und mild,
Der darf nicht schwanken, darf nicht beben,
Wo es den Kampf, den letzten gilt!
Ihm hat, gleichwie mit Götterhänden,
Die Liebe Brust und Stirn gefeit:
Das schwerste Schicksal muß sich wenden,
Was er begonnen, muß er enden
In lichter Siegesherrlichkeit!

Mit Rosen decke deine Wunde,
Daß sie die Liebste nicht gewahrt!
Es kommt ja doch die süße Stunde,
Wo deine Treu' sich offenbart;



Es schaun, gerührt von deinen Schmerzen,
Mildlächelnd dich die Götter an,
Kriegsfeuer werden Hochzeitkerzen
Und wieder ruhst du an dem Herzen,
Von dem nun nichts dich scheiden kann!

9. Geisterstimme.

Aus bangem Schlaf fahr' ich empor —
Was flüstert heimlich mir ins Ohr?
Das klingt so süß, das klingt so traut,
Wie Liebesgruß, wie Wonnelaut,
Wie Stammeln der beglückten Braut!
Der frost'ge Nachtwind ist das nicht,
Das ist ein Mund, der zärtlich spricht:
„Was kann der Liebe widerstehn?
Die Tage nahn, die Tage gehn —
Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn!"

O sei gesegnet alle Stund',
Du meiner Liebsten frommer Mund,
Wie Lilien rein, wie Rosen roth,
Der in des Herzens höchster Noth
Mir diesen süßen Trost entbot!
Und bist du fern in fremdem Land,
Ich habe dennoch dich erkannt,
Schon fühl' ich deines Kusses Wehn,
Die Tage nahn, die Tage gehn —
Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn!

10. Gruß in die Ferne.

Unter Fremden dich wissen,
Die dich nicht kennen und nicht verstehn,
Die dir keck in das Antlitz sehn:
„Ja, bei den Göttern, das Weib ist schön!"
Und dann gleichgültig vorübergehn —
O wie hat es das Herz mir zerrissen!
Zwar sie sehen die blühenden Wangen,
Sehen die Locken, zierlich wie Schlangen,
Um das rosige Angesicht:
Aber die Seele sehen sie nicht,
Die aus den Wimpern, den dämmernden, langen,
Hell wie die Sonne aus Wolken bricht.

Dürfte mein Arm dich leiten
Durch das flutende Völkermeer,
Tausende hin und Tausende her,

image
not
available

image
not
available

des Herrn Stahl, der nicht nur „eine Art von Constitutionen“, bei denen von Vertrauens- oder Mistrauensvoten die Rede sein könne, als „unmoralisch“ bezeichnete und seine Herren Collegen zum „fortgesetzten Kampf“ gegen die „wachsende Demokratie“ aufforderte, sondern auch die Gelegenheit vom Zaune brach, Oesterreich eine Schutzrede zu halten und der Politik, welche das Ministerium bei der vorjährigen italienischen Krisis beobachtet, noch nachträglich den Stab zu brechen. Wir können uns über diese Schlußscene, welche das Herrenhaus damit zum besten gab, nur freuen und dem hohen Hause nur unsern Dank ausdrücken für die Offenherzigkeit, mit der es dem gesammten preußischen und deutschen Volke zu guterletzt noch einmal und so recht gründlich gezeigt hat, weß Geistes Kind es ist und was wir auch fernerhin von ihm zu erwarten haben.

Denn darüber täusche sich doch ja niemand, daß hier der Punkt liegt, wo die preußischen Geschicke entschieden werden, und auf dessen Erledigung es daher vor allem andern ankommt. Die ebenbeendigte Session hat viele und gerechte Erwartungen unbefriedigt gelassen und schöne Hoffnungen sind getäuscht, wichtige und dringende Fragen ungelöst in das Ungewisse hinausgeschoben worden. Nicht von weitem kommt es uns in den Sinn, zu behaupten, als ob dies alles lediglich die Schuld des Herrenhauses und als ob der Charakter der Sitzungen ein wesentlich anderer gewesen sein würde, wenn die Herren Pairs minder eifrig gewesen wären, unter dem Deckmantel des Throns und der conservativen Interessen für ihren eigenen Nutzen und den Fortbestand ihrer verrotteten Privilegien zu arbeiten. Im Gegentheil, die Schuld ist wol eine ziemlich allgemeine und allseitige gewesen. Hat das Herrenhaus geschadet durch den Eigensinn und die Halsstarrigkeit, mit der es, festhaltend an seiner aristokratischen Sonderstellung, sich jeder Verbesserung der öffentlichen Zustände widersetzte, so hat das Abgeordnetenhaus nicht minder durch seine Langsamkeit, seine Unentschiedenheit, sein Phrasendreschen, desgleichen die Regierung durch ihre Halbheit, ihre Unklarheit und Unsicherheit gesündigt, und auch das Volk selbst vermögen wir nicht freizusprechen von dem Vorwurf, in dem Taumel von Vertrauen, in dem es sich zur Zeit der letzten Wahlen befand, seine Wahl nicht immer auf die richtigen Personen gelenkt und an den einzelnen Candidaten nicht immer diejenigen Eigenschaften genügend ins Auge gefaßt zu haben, auf die es doch zuerst und hauptsächlich ankommt, nämlich Klarheit und Festigkeit der Grundsätze und Unerschütterlichkeit und Strenge des Charakters.

Aber wenn die Verschuldung auch eine gemeinsame ist, so gibt es doch auch dabei einen gewissen Löwenantheil, und daß dieser dem Herrenhause zufällt, darüber ist, von der Regierung angefangen — man erinnere sich nur der Motive, mit welchen dieselbe die neuen Militärvor-

Ein spanischer Essex.

(„Dar la vida por su dama o el Conde de Sex.“)

Von

August Hagen.

II.

Betrachten wir nach der Abschweifung, mit welcher wir unsern vorigen Abschnitt schlossen, den „Essex“ des vermeintlich königlichen Dichters insbesondere, so kann uns einzelnes Unterscheidendes nicht entgehen. Es sind hier eigentlich nur drei handelnde Personen, da die sechs mitredenden gegen sie nur als Figuranten erscheinen. Elisabeth, deren Günstling Essex und dessen Geliebte Blanka sind ebenso füreinander als sie einander sich entgegenstehen, sie sollen zwiefachen Verpflichtungen genügen, die sich geradezu aufheben. Elisabeth, wie bemerkt wurde, zeigt sich in doppelter Gestalt und was sie als Unbekannte fühlt, das kann sie als Königin nicht gutheißen; jene erkennt in ihm den Lebensretter und diese übergibt sein Haupt dem Richtbeil. Der Graf steht zwischen zwei Frauen und fällt, weil er die eine gegen die andere zu schützen hat. Blanka ist Kammerfrau bei der Königin und geht damit um, Blutrache an ihr zu nehmen dafür, daß aus Staatsrücksichten ihr Vater und ihr Bruder im Kerker starben.

Das durchgehende Thema des Trauerspiels ist Verheimlichen, Verschweigen, Verstummen. Man ist zur Verstellung genöthigt und hält mit der Wahrheit zurück, um durch Eröffnung nicht gegen die Schicklichkeit zu verstoßen oder um dadurch dem Bösen zu begegnen. Der Nebentitel des Stücks „Der Graf von Essex“ könnte ebensowol wie: „In den Tod für seine Dame“ oder: „Gründe des Verdachts und schuldlos“ *) der Name sein, den Immermann seinem letzten Trauerspiel gab: „Das Opfer des Schweigens.“ Das Widerspiel finden wir beim Gracioso, dem lächerlichen Bedienten, der immer feig und unzuverlässig ist und tölpelhaft alles verkehrt angreift. Sind jene verschwiegen, so ist er plauderhaft. Seine Verwunderung, daß man ihn sich zum Vertrauten wählt, müßten wir theilen, wenn es nicht mit zu seiner stehenden Rolle gehörte, von den Mitspielenden gründlich verkannt zu werden. **)

---

*) Dar la vida por su dama. Los indicios sin culpa, welcher letztere muthmaßlich von Fragoso gewählt wurde laut einer frühern Anmerkung.

**) Im „Essex“ finden wir hier das Frappante, von dem oben die Rede war und das Lessing nicht mit Unrecht äußerst ekel nennt. Briefe, von deren richtiger Beförderung alles abhängt, bringt er in die unrechten Hände; bei einem Geheimniß, das man ihm anvertraut, weiß er sich nicht zu lassen und es ist ihm nach seiner spaßhaften Aeußerung, als wenn ihm ein Brechmittel verabreicht wäre.

Die Königin Elisabeth hat die unglückliche Königin Maria hinrichten lassen und verfolgt mit Grausamkeit diejenigen, die ihr in Treue ergeben waren.

Durchs ruchlose Eisen fließen (30)
Mußt' ihr königliches Blut!
Rein, unschuldig hingerichtet
Wurde sie im schwarzen Morde,
Wie die schöne Blume sinket
Ins Gewand der dunklen Nacht,
Von dem rauhen Stahl geknickt
Des herzlosen Pflugs. Es wagt
Zu entweihn mit rohem Sinne
Landmanns Fuß die schöne Rose,
Die der Thau nicht wußt' zu finden. (31)
So erblassend sank sie hin,
Eine weiße Hyacinthe,
Deren Glanz dem Schnee des Jänners
Gleichet und des Sommers Silber-
Bächen und, beraubet einer
Blumenhand, ergoß sie lichte
Purpurnelken auf den Boden;
Die geknickte schöne Lilie!
Also starb die Königin
Durch den Pflug, den Fuß gerichtet —
Blum' und Opfer auf dem Richtplatz,
Eine Ros' und Hyacinthe,
Lilie und Purpurnelke.

Zur Vertheidigung ihres Landes hatte Elisabeth den Grafen Essex mit ihren Schiffen gegen die spanische Armada gesendet. Als er mit Sieg gekrönt von dem ruhmvollen Zuge heimkehrt, hält sich die Königin nicht in London, sondern in einem Landhause auf, das der Hofdame Blanka gehört. Essex, mit dieser so gut wie vermählt, eilt zuerst dorthin, wo er sonst der Liebe gepflogen. Um sie zu überraschen, schleicht er in den Garten durch die ihm wohlbekannte Pforte, die er offen findet. Er schreitet längs dem Arm der Themse, der den Park durchschneidet, hier gewahrt er in den Fluten die Unbekannte. Er ist für sie zur günstigen Stunde gekommen. Ein Fremder drückt ein Pistol auf die Dame ab und das Ziel verfehlend greift er zur andern Waffe, als Essex mit gezogenem Schwert ihm entgegentritt und ihn zur Flucht treibt. Bald darauf steht die Königin, maskirt, in leichtem Ueberwurf, vor dem Retter ihres Lebens. Er will den Thäter verfolgen und ergreifen, aber sie läßt es nicht zu, damit er sich nicht in Gefahr stürze, um so weniger, da sie bemerkt, daß er verwundet sei. Wie leicht auch die Verletzung an der Hand ist, so trägt die Gerettete doch Sorge um ihn:

Tragt von mir denn diese Schärpe (6)
Eu'rer Wunde zum Verband.

sollen aus Schottland zurückberufen werden. Er lehnt es nicht ab, dahin zu schreiben, aber nur um sich der Frevler zu bemächtigen.

Ja ich muß beim ew'gen Himmel (35)
Vor Gefahr die Königin
Sicher stellen und vertilgen
Englands wüthende Verräther! (36)
All an Einem Tage bring' ich
Listig vors verdiente Richtbeil.

Als der Graf im Einverständniß mit Elisabeth's tödlicher Feindin den Brief geschrieben, tritt plötzlich der Lauscher hervor. Die Ueberraschten erschrecken darüber, daß ein Mann in den Frauengemächern versteckt gewesen, noch mehr, daß der staatsverrätherische Plan entdeckt sei. Aber Argwohn und Furcht verschwinden im Entstehen, da der Herzog versichert, ohne Blanka's Wissen sich im Nebenzimmer verweilt zu haben und daß er vergessen wolle, was er gehört. Höchlich aufgebracht über das Böse, das sie im Schilde führen, nimmt er zuversichtlich an, daß die Treulosen beschämt zu ihrer Pflicht zurückkehren werden; wenn nicht — so gebe es in London einen Henker für ein verrätherisches Haupt.

Auch die Königin, die in ihrem Zimmer im Gespräch mit dem Seneschall ihm die Gefahr vorträgt, der sie kaum mit dem Leben entronnen sei, hält Geheimhaltung für ersprießlich:

— Nicht gern möcht' ich's verbreiten, (46)
Daß es jemand wagen konnte
Mich mit Morde, nur zwei Meilen
Fern von London, zu bedräuen.
Manche wol, die jetzo schweigen,
Könnten wir zu dem Verbrechen
Selbst erwecken durch dies Beispiel.
Wichtig ist es jedem Staate,
Nie zu wanken in der Meinung,
Daß die Könige so sicher
In sich selbst verwahret bleiben,
Daß, wenn auch Verrath sie suche,
Er sie niemals könn' erreichen.

Sie empfängt den Grafen Essex, der als Erretter des Vaterlandes und ihrer Person, mit der Schärpe geschmückt, zu ihr tritt. Sie setzt ihn durch die Frage in Verlegenheit, ob ihn sogleich nach seiner Rückkunft Gewissenhaftigkeit zu ihr geführt, oder ob etwa Sehnsucht einen frühern Besuch ihn abstatten hieß.

Ja, Ihr dürft's mir immer beichten! (50)
Wär't Ihr pünktlicher im Lieben
Als im Dienen, sei's verziehen — (51)
Diese Binde ist, nicht wahr,
Wol ein holdes Liebeszeichen?
Aber wie — Ihr seid verwundet?

Er darf und kann sich nicht darüber aussprechen, was er sich selber zu verhehlen sucht. Und auch sie hält jede offene Erklärung zurück.

Soll ich zu dem Grafen reden, (53)
Daß ich's bin, die er befreiet
Hat vom Tode? — Aber nein,
Unvorsicht'ge Junge, schweige!
Wär' es gut, wenn er erführe,
Daß ich's war, die ihm entschleiert
Diese Nacht als Weib erschien,
Da ich Göttin sonst in seinen
Augen glänzte? — Nein — so mög' ich
Ferner auch ihm Göttin bleiben!
Denn der Unterthanen Augen
Sollten Kön'ge nie entschleiern,
Was sie Menschliches besitzen.

Die Begriffe Königin und Unterthan, das erkennen beide, lassen keine Annäherung zu. Dennoch befiehlt Elisabeth, die ihn Englands Säule heißt und ihn zum Admiral des britischen Reichs erhebt, daß er wiederkomme. Die Gnadenbezeigungen erwecken in ihm einen Gedanken, der in der Seele und auf der Lippe sterben müsse und er ruft:

Ich gehorche! — Stolzer, eitler (58)
Wahn, erhebe mich nicht hoch,
Dem Verderben mich zu weihen!

Als der Günstling sich abermals neben der Königin befindet, da gibt Gesang, der zur Laute ertönt, beiden die Veranlassung, ihre Ansichten über das Wesen einer reinen Liebe auszutauschen. Unvergoltene Liebe werde nicht tief empfunden und gegentheils sei Liebe nur die,

Welche still sich selbst genüget, (80)
Ohne weitern Lohn zu heischen:
Lohn auch ist Erwid'rung; mühen
Sich nach Lohn, heißt um Gewinn
Lieben; und aus diesen Gründen
Ist die Liebe nicht vollkommen,
Weil aus Eigennutz sie glühet
Und um Preise dienet.

Die vier Verse des Liedes:

Hörst du meine irren Klagen (74)
Einst zu dir herüberwehen,
Mögest du den Schmerz verstehen,
Mitleid nur mit ihm zu tragen.

glossirt der Graf in vier Strophen, von denen die erste also lautet:

Wie der Schmerz mich auch verwunde, (76)
Wie er auch nach außen ringe,
Feige stirbt schon auf dem Munde,
Daß sie niemals zu dir dringe,
Meines Busens Leidenskunde.

So muß ich den Kummer tragen,
Weil ihn Scheu und Ehrfurcht banden;
Ach, und was die Lippen sagen,
Bleibt von dir doch unverstanden,
Hörst du meine irren Klagen.

Ein Sonett, das er spricht, wird von ihr als Sonett mit Beibehaltung der Reime erwidert.

Da, im unbewachten Moment von heißerregter Empfindung überwältigt, bricht der Graf das Schweigen, um ihr zu offenbaren, was seinen Busen erfüllt.

Indessen hat Blanka die erwähnte Schärpe sich zu verschaffen gewußt. Sie bemerkte, daß Essex sie vor ihr zu verbergen suchte und faßte Argwohn. Um ihre Vermuthung zu vergewissern, zeigt sie sich mit der Schärpe der Königin.

Wehe, Blanka kam zur üblen (85)
Stunde!

flüstert der Graf und die Königin darauf:

Ha, was muß ich sehen! trügen (85)
Mich die Sinne?
Mein Geschenk in fremden Händen! (87)
Ew'ger Himmel! Scham durchglühet
Meine Brust!

Zornig wendet sie sich gegen ihn, der ein Geständniß über die Lippen zu bringen wagt. Plötzlich fällt sie in ihrer Rede in eine andere Tonart. Ungnädig fährt sie ihn an. Woher die Vertraulichkeit, fragt sie den bestürzten Grafen in höchster Entrüstung,

Mir? was sagt Ihr? mir? — Ihr raset (88)
Toller!
Wißt Ihr, daß der Himmel keinen
Eingriff von der Menschen Kühnheit
Duldet? Wenn der stolze Nord
Zum erhabenen Olympe
Sich erhebet, sinkt er nicht
Auf dem halben Wege müde?
Wenn der Nebel vor der Sonne
Sich in Sturmeswolken thürmet,
Schwindet er nicht in Atomen
Bald vor ihrer Strahlen Glühen? —
Mögen denn des Windes stolze,
Freche Seufzer aufwärts stürmen,
Mag der Leidenschaften dunkle
Wolke auch die Sonne trüben —
Bald von des Olympos Höhen
Wird der Wind ermüdet stürzen!
Bald vernichtet wird der Nebel (89)
Vor der Sonne Flammenglühen! —

Entfernt euch schnell!
Nie am Hof erscheint Ihr fürder! —
Hört Ihr's? Kehret nie zurücke! (90)
Und habt's Dank, daß ich ein Haupt
Euch gelassen, das der Wünsche
Frechheit zeugte!

Wo möglich noch heftiger wird Blanka abgefertigt, als diese ihr verlautbart, was sie bis dahin verschwiegen, daß sie nämlich durch Hand und Wort einen Bund mit dem Grafen geschlossen habe, und vollends als sie, „leichte Dirne" gescholten, durch das Schmähwort gereizt unverhohlen es ausspricht, der Königin Zorn entspringe allein aus Eifersucht.

Eifersucht, wer darf das sagen? (104)
Weißt du, mich verletzt dein Mund,
Laß uns sehen, daß ich wirklich
Jetzt ihm schenkte meine Huld,
Und dann eine freche Thörin
Wagt' in ihrem Uebermuth
Ihn zu lieben — ha, zu lieben!
Würd' ich's anschaun, daß sie nur
Noch sich sähen? — o was red' ich,
Würd' ich mit der Hände Wuth,
Mit den Zähnen, mit den Blicken,
Ja — mit meiner Worte Fluch (105)
Ihr das Leben nicht vertilgen,
Trinken nicht ihr eig'nes Blut? —
Gib zur Eifersucht mir keinen
Grund! Denn wenn sich meine Brust
Schon zum Scheine so empöret,
Denk' an meines Zornes Fluch,
Wär' es Wahrheit! — Um dein Leben
Spielt' sich's dann.

Blanka, erbittert und verbissen, beschließt, nicht mehr fremden Händen zu überlassen, was ihr selbst auszuführen aus kindlicher Frömmigkeit gebührt. Die Geopferten ihrer Familie will sie blutig an der Mörderin rächen.

Als Elisabeth, erregt und ermattet, die ihr zur Entscheidung und Vollziehung überbrachten Papiere durchsieht,*) überkommt sie der Schlaf. Den Augenblick benutzt Blanka, mit der Pistole zu ihr hinzuschleichen. Essex ist vom Schicksal ersehen, das Leben der Königin zum zweiten

---

*) Sie spricht:

Auf zur Arbeit! — Es verlangt (110)
Hier Graf Felix — ha warum
Mußte Graf der erste heißen,
Den ich treffe?
Schmerz, willst du mich sinnlos machen?

Einen Anklang an die Stelle finden wir im Anfange der „Emilia Galotti", wenn der Prinz am Arbeitstische sitzt: „Bittschriften, nichts als Bittschriften. Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneschi. Weg ist meine Ruhe und alles!"





mal zu retten. Er reißt aus der Hand der Geliebten das tödliche Werkzeug, das sich entladet.

Bei dem Schuß erwacht die Königin, der Seneschall und die Wache stürzen in das Zimmer. Der Graf steht vor dem Stuhl der Königin, er hält die Pistole und leugnet, daß Blanka schuldig sei. Er wird nach dem Tower geführt und scheidet von der Geliebten mit den Worten:

Bete, daß ich meine Liebe, (120)
Blanka, zahle nicht mit Blut.

Frei von Vorwurf hält er es dennoch für ehrlos, sich vom Verdacht reinigen zu wollen.

Schweig' ich, so drückt mich der Frevel, (115)
Und thu' ich die Wahrheit kund,
So werf' ich auf die Geliebte
Ehrlos des Verbrechens Schuld.

Der Graf gibt den Hochverrath, dessen man ihn zeiht, nicht zu, aber er kann es nicht verneinen, daß die Pistole ihm gehöre, daß der aufgefangene Brief nach Schottland wirklich von ihm geschrieben sei, daß das Gespräch, das der französische Herzog belauschte, genau so gelautet habe, wie dieser es jetzt der Königin zur Kenntniß bringt.

Der Seneschall begibt sich in den Tower und verlangt zu hören, was der Gefangene zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe. Die Antworten auf die vorgelegten Fragen können ihn wenig befriedigen.

Ob Ihr gegen die Beweise (138)
Fürder Euch vertheid'gen möget?
„Nichts hab' ich, um mich zu lösen,
Als die Unschuld."
Morgen sterbet Ihr.
„Ich sterbe (139)
Schuldlos."
Warum schriebt Ihr dem Empörer (140)
Robert *) denn den Brief?
„Ich weiß nicht."
Wie kann Euch, weil er Euch hörte,
Alenzon **) des Treubruchs zeihen?
„Weil der Himmel es vergönnte." (141)
Wie verklagt in Eurer Hand
Selbst Euch das Geräth des Mörders?
„Weil ich wenig Glück besitze."
Blanka leb' in meinem Tode! (145)

Dieser Gedanke erhebt den Grafen über das Niederbeugende, den Namen und das Ende eines Hochverräthers erwählen zu müssen.

Auf das Folgende, indem die Königin im Gefängniß den aufsucht, dessen Todesurtheil sie unterschrieben, ist das Stück von vornherein angelegt. Auffallen muß es, daß Lessing mit Befremdung bemerkt: „Nun

*) Blanka's Ohm. **) Der französische Herzog.

folgt eine Scene, die man wol schwerlich erwartet hatte." Aber gerade diese Scene ist es, die den nothwendigen Gipfelpunkt der dichterischen Erfindung bildet und das peinliche Ende zum verklärenden Triumph gestaltet.

Elisabeth erscheint als die Unbekannte mit der Maske vor dem Antlitz in dem leichten Ueberwurf wie damals, da er im Garten in ihr eine Göttin zu erkennen glaubte. Sie überrascht ihn, da er schreibt und, wie sie richtig vermuthet, an Blanka schreibt; aber geheiligt aus dem Kampf der Leidenschaft hervorgegangen, empfindet sie darüber keinen Schmerz mehr. Dankbarkeit geleitet sie, um ihn zu retten, nachdem sie dem Gesetz genuggethan und ihn verurtheilt hat,

— versöhnt mit dem Gesetze, (148)
Will ich die Versöhnung auch
Suchen meinem wunden Herzen.

Sie bringt dem Grafen den Schlüssel zu einer Thür, durch die er gefahrlos aus dem Verwahrsam entrinnen kann. Die Gnade gibt ihm Muth, eine größere zu verlangen:

Damit ich ruhig sterbe (153)
Laßt mich — denn ich weiß, Ihr könnt' es,
Vorher noch das Antlitz sehen
Meiner Königin! Ich bitt' Euch,
Um das Euch geschenkte Leben!
Nur zu dieser Absicht ist es
Keine Schande meiner edlen
Brust, mich des Geschenks zu rühmen.

Sein Wunsch findet Erhörung.

Nun wohlan! wenn Ihr drum flehet. — (154)
Aber nehmet erst den Schlüssel!
Denn, wenn ich Euch soll das Leben
Retten, Graf, so könnt' ich wohl,
Wenn der Schleier mir entschwebt,
So sehr eine and're sein,
Daß ich nicht mehr unternehmen
Dürfte, was ich jetzo kann.

Sie nimmt die Maske ab. Sein Auge ruht auf ihren Zügen, nicht mehr getrübt von sträflicher Neigung. So wird eine höhere Versöhnung bewirkt als die, die in einer Aufhebung des Strafurtheils liegen kann.

Jetzt will ich getröstet sterben, (155)
Ob auch durch das Gnadenrecht,
Den Beschuldigten Vergebung
Lohnet, der des Königs Antlitz
Schaute. Lasset die Vergebung
Im besondern mich verdienen: (156)
Meiner Thaten mögt' ihr denken,
Bürgen einer größern Huld.

Ihren Dank, so drückt sich die Königin aus, tilget das Verbrechen und nur die Unbekannte kann durch den Schlüssel das Verdienst ver-

gelten. Da wirft Essex den Schlüssel durch das Kerkerfenster in den vorbeifließenden Strom als eine feile Waffe, die mit der Freiheit ihm Furcht und Feigheit aufdringt, um als Flüchtling zu leben.

Elisabeth kann ihn nun nicht mehr retten.

Nicht als Fürstin darf ich's wagen. (160)
Morgen müßt Ihr sterben! —
O zeigt mich nicht menschlich, Thränen!
Bin ich's auch im Mitgefühle,
Darf ich's in der That nicht werden!
Lebet wohl!

Der Graf ruft ihr leise nach:

Liebe, Liebe läßt mich sterben! (162)
Ob ich sterb', in Blanka leb' ich.

In dem Brief, den er der Geliebten sendet, bittet er sie, das frevelhafte Unternehmen aufzugeben, mit der Versicherung, daß er die Treue gegen die Königin nie gebrochen und nie habe brechen wollen. Nach seiner Enthauptung, fügt er hinzu, werde niemand mehr Blanka's Rettung mit dem Verräthertode erkaufen.

Statt in ihre jedoch kommt der Brief in die Hände der Königin.

Essex lebe und ich lebe! (170)

ruft Elisabeth in freudiger Erregung und an den eintretenden Kerkermeister richtet sie die Frage: „Wo ist Essex?"

Er ist hier, so wie es Eure (171)
Hoheit selber hat befohlen.

gibt er zur Antwort und man erblickt das getrennte Haupt und das blutige Richtbeil.

In Verzweiflung „die Hoffnung von Europa, die Stütze des Reichs" geopfert zu haben, findet die Königin kein anderes Mittel,

Sich dem Grafen zu versöhnen, (173)

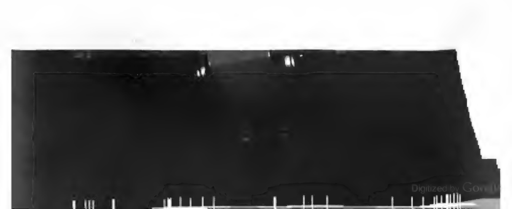
als die schuldige Blanka der Rache und dem Tode zu weihen.

Schließlich ist noch von der Uebersetzung zu sprechen, aus der hier längere oder kürzere Stellen mitgetheilt wurden. Ihr Verfasser ist Heinrich Spitta, der als Medicinalrath und Professor in Rostock starb. In Göttingen auf der Bibliothek fand er die Sammlung spanischer Komödien vom Jahre 1704 und in ihr das von Lessing besprochene Stück. Als Heinrich Sequanus wurde von ihm in Göttingen 1822 „Der Graf von Essex. Romantisches Trauerspiel aus dem Spanischen" und 1823 ein Bändchen „Gedichte" herausgegeben.

Literatur und Kunst.

Kantiana.

„Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kant's Leben und Schriften. Herausgegeben von Dr. Rudolf Reicke, Custos an der königl. und Universitätsbibliothek zu Königsberg", betitelt sich eine kleine Schrift, welche, ursprünglich in den „Neuen Preußischen Provinzialblättern" erschienen, gleichzeitig in einem in Theile's Buchhandlung in Königsberg verlegten Separatabdruck veröffentlicht ward. Dieselbe besteht im wesentlichen aus dem Wiederabdruck der Gedächtnißrede, mit welcher der — nun auch schon längst verstorbene — Consistorialrath und Professor Dr. S. G. Wald am 23. April 1804 im Auftrag des akademischen Senats zu Königsberg das Andenken des berühmten Philosophen feierte. Diese Rede, die Frucht einer außerordentlich sorgfältigen, selbst eine gewisse Mikrologie nicht scheuenden Vorbereitung, bei welcher dem Redner nicht nur seine eigene langjährige Bekanntschaft mit Kant, sondern auch eine Menge sonstiger persönlicher Notizen und Mittheilungen zu Gebote stand, war bisher noch nirgends im Druck erschienen, obwol sie für die Einzelheiten des Kant'schen Lebens, namentlich seiner Jugendgeschichte, sowie für die Würdigung, deren der „Weise von Königsberg" bei seiner nächsten Umgebung genoß, nicht ohne Interesse ist. Das Concept der Rede befindet sich auf der königl. und Universitätsbibliothek zu Königsberg, und nach diesem Concept ist der vorliegende Abdruck besorgt. Was demselben einen besondern Werth verleiht, das ist, daß gleichzeitig auch die Materialien erhalten sind, deren Professor Wald sich bei Ausarbeitung seiner Rede bediente. Auch diese Materialien sind anhangsweise abgedruckt, und wenn wir dabei auch mancherlei Wiederholungen begegnen, ja wenn überhaupt der größte Theil derselben sich nur auf sehr kleine und äußerliche Dinge erstreckt, so ist doch bei einem Manne wie Kant eben nichts geringfügig und unerheblich, und werden daher denen, die Kant's Leben und Werke noch jetzt zu ihrem besondern Studium machen, auch diese kleinen Notizen nicht unwillkommen sein. Wir entnehmen daraus beispielsweise, daß Kant in jüngern Jahren ein eifriger Billardspieler war (S. 49), daß er zweimal Heirathsabsichten hatte, beide male jedoch infolge zu langen Besinnens zu spät kam (S. 51), daß die ganze von ihm nachgelassene Bibliothek, alle kleinen Broschüren, „deren sehr viele sind", mitgerechnet, sich auf nicht mehr als ungefähr fünfhundert Bände belief, darunter hauptsächlich mathematische und physikalische (S. 56). Daß Kant auch Verse gemacht, was man ihm sonst wol kaum zutrauen möchte, wird von verschiedenen seiner Jugendgenossen bestätigt und auch in der Wald'schen Gedächtnißrede ausdrücklich erwähnt. Unter den ältern Dichtern waren Lucrez, Horaz und Juvenal, unter den neuern Haller und Bürger seine Lieblinge (S. 17). Sein literarischer Erwerb war selbst in den Zeiten seiner größten Berühmtheit sehr bescheiden. Für seine „Kritik" forderte er gar kein Honorar; Hartknoch gab ihm von selbst vier Thaler für den Bogen, und Kant sah es als ein Geschenk an, daß Hartknoch ihm jede Auflage besonders bezahlte. Dem Buchhändler Hartung hatte er das Werk angeboten, allein da Kant ihm ganz treuherzig sagte, er wisse nicht, ob das Buch die Kosten decken würde, so wollte Hartung sich nicht darauf einlassen. Nur bei seiner spätern



Schrift „Ueber den ewigen Frieden" erklärte er geradezu, unter 200 Thalern wolle er sie nicht lassen. Allein auch dabei lagen mehr zufällige Motive als der Wunsch, mit seinen Schriften Geld zu erwerben, zu Grunde. Ein zweiter Anhang enthält einige Nachträge zu Kant's Schriften, bestehend in einigen Recensionen und Vorreden, welche bei Sammlung seiner Werke bisher übersehen worden. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Mitte Juni 1860.

N. O. Unsere Hoftheatersaison neigt sich ihrem Ende zu, das Schauspiel feiert bereits gegen seine Gewohnheit an zwei Abenden der Woche, und noch vor Ausgang des Monats wird es gänzlich geschlossen werden, wo dann, da auch Ballet und Oper ihre Ferien bereits begonnen haben, die beiden Musentempel auf dem Gensdarmenmarkt und dem Opernplatz bis zur Eröffnung der neuen Saison völlig verödet stehen werden. Unter diesen Umständen dürfte es denn wol für mich an der Zeit sein, mein vor längerer Zeit gegebenes Versprechen endlich zu erfüllen und Ihnen einen Ueberblick über die Thätigkeit unserer Hofbühne während der ebenablaufenden Saison zu geben. Ich beschränke mich dabei auf die Neuigkeiten des Dramas, theils weil ich mir nicht Musikkenntniß genug zutraue, um über unsere Oper ein mehr als dilettantisches Urtheil zu fällen, theils auch weil letztere überhaupt keine Neuigkeiten gebracht hat, wenigstens keine von irgendeiner Bedeutung. Das Aeußerste, wozu unsere Oper sich nach der Redern'schen „Christine" — die denn glücklich schlafen gegangen ist — verstiegen hat, ist Marschner's „Templer und Jüdin", welcher nach langer Pause neu einstudirt wurde und vor einigen Tagen zum Schluß der Opernsaison mit lebhaftem Beifall in Scene ging.

Allein auch für Aufzählung der dramatischen Neuigkeiten, die Hr. von Hülsen uns während der letzten Monate vorgesetzt hat, werde ich keines großen Raums bedürfen. Es waren ihrer wohlgezählt alles in allem fünf, oder, da unter diesen fünf Stücken sogar noch eine Uebersetzung aus dem Französischen ist, die hier füglich nicht in Betracht kommt, sogar nur vier, und von diesen vier Stücken ist auch nicht ein einziges so glücklich gewesen, sich auf die Dauer zu behaupten oder selbst auch nur bei seinem ersten Erscheinen einen mehr als gewöhnlichen Erfolg hervorzubringen. Natürlich bin ich sehr weit davon entfernt, die Intendanz für diese Misernte verantwortlich zu machen; auch die umsichtigste und geschmackvollste Intendanz von der Welt kann immer nur zur Aufführung bringen, was die Poeten schreiben, und wenn darunter nun keine Meisterwerke sind, ja wenn unsere Theaterdichter ihr Handwerk selbst nicht einmal so weit verstehen, um das Unterhaltungsbedürfniß des Theaterpublikums zu befriedigen, nun so ist das eben eine Calamität, die mit der gesammten Misère unsers literarischen und öffentlichen Daseins zu eng zusammenhängt, als daß man sich auch darüber noch besonders verwundern könnte.

Ebenso ungerecht jedoch wäre es andererseits auch, wollte man den ge-

ringen Erfolg, welchen die meisten neuen Stücke auf unserer Hofbühne erlangen, lediglich den Stücken selbst und dem mangelnden Talent ihrer Autoren zuschreiben. Es ist wahr und eine mehrjährige Erfahrung beweist, daß es so ziemlich dasselbe ist, ein neues Stück auf dem königlichen Theater zur Aufführung bringen oder es gleich von vornherein dem Untergang weihen; seit Hr. von Hülsen die Zügel unserer Bühne führt, was jetzt denn doch schon eine ziemliche Reihe von Jahren ist, haben, soweit ich mich im Augenblick zu erinnern vermag, nur zwei Stücke wirklich durchgeschlagen — das war Brachvogel's „Narciß" und „Das Testament des Großen Kurfürsten" von Puttlitz. Zwei Stücke in einem Zeitraum von sechs oder acht Jahren, und dagegen welche Menge von Leichen und Fehlgeburten! Diese Wahrnehmung, die sich auch dem geduldigsten und parteilosesten Beobachter aufdrängt, hat denn im Publikum allmählich ein Vorurtheil erzeugt, das sich ohne weitere Prüfung gegen jede Neuigkeit wendet, der überhaupt die unter diesen Umständen sehr zweideutige Auszeichnung zu Theil wird, Zutritt auf den Bretern unsers Hoftheaters zu erhalten. Erwägen Sie nun, daß der Berliner überhaupt an Enthusiasmus und warmer, herzlicher Theilnahme keinen großen Ueberfluß hat, ja daß er im Gegentheil eine gewisse Befriedigung darin findet, an allem, Personen wie Dingen, die Achillesferse aufzuspüren und mit einem Sarkasmus, einem Witz sich gleichsam loszukaufen von einer ernstern gemüthlichen Betheiligung, so werden Sie sich vorstellen können, welche Stimmung das ist, die heutzutage in den Räumen unsers Schauspielhauses bei Aufführung eines neuen Stücks herrscht; eine Versammlung von Ketzerrichtern, die bereits begierig nach dem Dampf des Scheiterhaufens umherschnobern, kann nicht überzeugter sein von der Schuld des Angeklagten, der das Unglück hat, ihrem Spruch zu unterliegen, als unser Publikum davon überzeugt ist, daß das neue Stück doch wieder nichts taugt und daß es im besten Fall doch wieder nur eine Eintagsfliege, die vor ihnen in die Höhe summt.

Eine sehr wesentliche und wahrhaft verhängnißvolle Unterstützung aber findet dieser Unglaube des Publikums an der Art und Weise unserer Darsteller. Es ist nicht meine Absicht und würde mich hier zu weit führen, wollte ich Ihnen auch nur eine oberflächliche Kritik unsers Schauspielpersonals geben. Auch würde es nicht der Mühe verlohnen, indem die Zahl der Darsteller, die wirklich zu einer ernsten künstlerischen Besprechung Anlaß geben, bei uns ganz außerordentlich gering ist. Das mag sich nun mehr oder weniger in diesem Augenblick überall auf den deutschen Theatern ebenso verhalten; es ist derselbe Miswachs an darstellenden Talenten wie an producirenden. Der große Fehler bei uns aber ist, daß es nicht blos am Talent, nein, daß es auch ganz entschieden am guten Willen fehlt. Mit geringen Ausnahmen herrscht bei unserer Hofbühne eine Lässigkeit der Darstellung, unsere Künstler — da sie denn doch einmal so heißen — gefallen sich in einem hohlen, nonchalanten Wesen, sie zeigen einen Mangel an Energie und Feuer, sie vernachlässigen endlich die Kunst des Zusammenspiels in einem Grade, der wahrhaft haarsträubend ist. Unsere Herren Künstler sind eben zu sehr Hofschauspieler, um noch gute Schauspieler zu sein; der Beamte in ihnen macht den Künstler todt. Beinahe der einzige, der noch mit wirklicher Lust und Liebe spielt, der einzige, dem man anmerkt, er würde



spielen, auch wenn er nicht ein lebenslänglich engagirter königlicher Hofschauspieler wäre, ist Hr. Döring, überhaupt ohne Vergleich das reichste und ursprünglichste Talent, das wir besitzen. Leider nur besitzt Hr. Döring auch die gewöhnlichen Fehler des reichen Mannes: er ist ein Verschwender, er benutzt sein Talent nicht mit gehöriger Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, im Bewußtsein der Fülle, die in ihm sprudelt, schleudert er seine Schöpfungen oft halbfertig ins Publikum, oder er räumt auch der Routine, deren er in hohem Grade Meister ist, sowie der übermüthigen Stimmung des Augenblicks zu viel ein, er spielt, gleichsam berauscht von seinem eigenen Feuer, zu sehr Komödie für sich selbst und mit sich selbst und verletzt dadurch nicht selten jene zarte Grenze des Maßes und der Naturwahrheit, die der Pöbel vielleicht nicht ahnt und nicht spürt, außerhalb deren aber der reifere Geschmack sich nicht mehr befriedigt fühlen kann.

Und doch, wie wohlthuend, wie erfrischend sind selbst die Uebertreibungen und Maßlosigkeiten des Hrn. Döring verglichen mit der Nüchternheit und dem lauen, dürftigen Wesen, das die Mehrzahl unserer übrigen Darsteller charakterisirt! Was Leidenschaft heißt, davon haben unsere Helden und Heldinnen gar keinen Begriff mehr, ebenso wenig von dem hohen idealen Stil, durch welchen einst das Wolff'sche Ehepaar glänzte und dessen Reste uns noch jetzt aus den Ruinen entgegenschimmern, welche der Neid der Jahre von dem ehemals so reichen und fruchtbaren Talent der Frau Crelinger übrig gelassen. Hr. Hendrichs, ehemals ein schöner Mann, jetzt besser zum dickbäuchigen Großvater als zum Liebhaber geeignet, versteht doch noch wenigstens mit Anstand und stellenweise sogar mit Wohllaut zu sprechen, für die meisten unserer übrigen Mimen aber ist auch das schon eine zu große Anstrengung; man muß andere Theater besucht und andere Schauspieler gehört haben, um sich so recht klar zu werden, was für eine Mattherzigkeit und welche dünne, zimperliche Manier bei uns die Herrschaft führt. Schon das Tempo des Dialogs wird bei uns durchschnittlich so langsam genommen, wie ich es nirgends anders gehört habe; ein Conversationsstück auf der wiener Burg z. B. spielt knapp zwei Drittel der Zeit, welche dasselbe Stück bei uns gebraucht. Das ist ein Dehnen und Ziehen, ein Tremuliren und Quinkeliren, ein Klagen und Stöhnen, als wäre man unter lauter alten Weibern. Zuckerwasser, nichts als Zuckerwasser oder abgestandenes Weißbier, wenn das besser zu unserm berliner Leben paßt! Ich möchte ungern irgendjemand persönlich zu nahe treten und vermeide es daher, Namen zu nennen: aber sehen Sie unsere Charakterspieler — immer, wie gesagt, mit Ausnahme Döring's — sehen Sie unsere sogenannten jugendlichen Liebhaber, sehen Sie vor allem unser Damenpersonal an (von welchem letztern ich nur Frau Frieb-Blumauer ausnehme, die in ältern chargirten Rollen recht Wackeres leistet, sowie eine neue wiener Acquisition, Frau Kierschner, die wenigstens ein frisches, blühendes Aeußere hat, während ihre Kunstleistungen sich allerdings noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe befinden) — was für müde, verkümmerte Gestalten! welche hohlen Augen! welche dumpfen, klanglosen Stimmen! Woher das kommt? Weil die Vorsteher unsers Kunsttempels Angst haben vor jedem wirklichen ursprünglichen Talent, weil sie sogenannte gebildete Künstler haben wollen, das heißt nicht Künstler von, sondern wider Gottes Gnaden, Künstler, die recht gut sein mögen,

Vorlesungen zu halten und dramaturgische Abhandlungen zu schreiben, aber nur von der Kunst der Menschendarstellung sollten sie ihre Hände lassen, weil ihnen die erste Bedingung dazu, die Verwandelungsfähigkeit, die Fähigkeit, auch wirklich zu sein, was sie scheinen wollen, mangelt.

Bei ältern Stücken, die wir alle von Kindesbeinen auf gesehen haben und für die sich eine gewisse traditionelle Darstellungsweise ausgebildet hat, mag das nun allenfalls noch gehen; der Respect des Publikums vor den sogenannten classischen Stücken ist so groß, seine Ueberzeugung, daß das Classische nothwendig auch langweilig sein müsse, steht so fest, daß es bei diesen ältern Stücken gar nicht so recht dahinterkommt, wie sehr sie eigentlich gemishandelt werden und wie wenig die Darsteller im Grunde leisten. Ganz anders aber, wenn mit diesen matten, gebrochenen, unlustigen Kräften ein neues Stück zur Aufführung und, was dasselbe ist, zur Geltung gebracht werden soll. Jene classischen Vorstellungen sind sozusagen Paradeübungen, es sind Exercitien, die, tausendmal geübt und tausendmal wiederholt, sich auch im Schlaf wiederholen lassen; ein jedes neues Stück aber, das zum ersten mal über die Breter geht, ist eine Schlacht — und wo wäre der Feldherr, der mit diesen Kunstinvaliden, welche die Besatzung unsers Musentempels bilden, sich der Hoffnung hingeben dürfte, eine Schlacht zu gewinnen?

Diese Auseinandersetzung über das Personal unserer Hofbühne ist, ich gestehe es, etwas ausführlich geworden, allein sie war nöthig, um das misliche Schicksal zu erklären, welches beinahe alle neuen Stücke regelmäßig bei uns haben, und überdies erwächst mir noch der Vortheil daraus, mich nunmehr über diese Stücke selbst desto kürzer fassen zu können. — Eröffnet wurde der Reigen durch ein „Original-Lustspiel" der Frau Birch-Pfeiffer: „Ein Kind des Glücks." Was es mit der Originalität der Birch-Pfeiffer'schen Stücke auf sich hat, das weiß man schon. Möglich, daß diesem neuesten Product ihrer Muse kein einzelnes französisches Vorbild zu Grunde liegt und daß der Komödienzettel also in diesem strengsten buchstäblichen Sinne in der That die Wahrheit sagt, so hindert das doch nicht im mindesten, daß das Stück übrigens eine Mosaik ist aus allerlei Situationen und Effecten und Reminiscenzen, wie wir dieselben aus unzähligen französischen Stücken und Romanen bis zum Ueberdruß kennen; das Stück als solches mag Original sein, aber seine sociale, ästhetische und sittliche Grundlage ist ganz unzweifelhaft dem Französischen entlehnt. Im übrigen ist dies „Kind des Glücks" nicht besser noch schlechter, als die Birch-Pfeiffer'schen Stücke zu sein pflegen; wenn es nichtsdestoweniger seinem Namen bei uns nur wenig Ehre gemacht und das Publikum nur in sehr geringem Grade befriedigt hat, so liegt das hauptsächlich daran, daß selbst diese leichtfertige Birch-Pfeiffer'sche Waare bei uns nicht mehr so in Scene gesetzt und nicht mehr mit der Virtuosität zur Aufführung gebracht werden kann, wie es früher der Fall war. Frau Birch-Pfeiffer selbst führt noch ganz dieselbe Feder wie z. B. vor funfzehn Jahren, als ihre „Marquise von Vilette" hier Furore machte, und auch der Geschmack des Publikums steht wol noch ziemlich auf demselben Standpunkte oder doch wenigstens auf keinem merklich höhern; was uns also fehlt, das sind lediglich die Schauspieler, das ist eine Charlotte von Hagn, die durch ihr hinreißendes Spiel, durch diese unwiderstehliche Mischung von

Geist und Schönheit und Koketterie und Uebermuth und Selbstverspottung den Schattengestalten der Frau Birch-Pfeiffer ein Leben einhauchte, das sie an sich selbst niemals besaßen. Mit Charlotte von Hagn ging auch der Ruhm der Birch-Pfeiffer eigentlich zu Grabe; mit Ausnahme der „Grille“ für die sich hier, eben auch als Ausnahme, eine ganz specifisch begabte Darstellerin fand, hat keins ihrer Stücke hier nur von weitem mehr den Erfolg gehabt, der ihr früher so bereitwillig entgegengebracht wurde. Nach Charlotte von Hagn kam dann Frl. Viereck: keine besondere Schauspielerin, aber eine pikante und anmuthige Erscheinung, dabei Meisterin der Toilette und also für die Birch-Pfeiffer'schen Rollen, die ja großentheils mit auf die Garderobe berechnet sind, noch immer eine recht verwendbare Darstellerin. Jetzt dagegen will selbst die Toilette nicht mehr ziehen und die kostbarsten Stoffe von Gerson und Immerwahr machen keinen Effect mehr, weil die Persönchen, die darin stecken, zum größten Theil doch gar zu unbedeutend sind. Daß dieses Urtheil, wie hart es auch klingen mag und wie sehr ich den Patriotismus unserer Theaterschwärmer dadurch beleidigen werde, doch kein ungerechtes ist, das beweist der glänzende Succeß, welchen dieses selbe „Kind des Glücks“ beim wiener Burgtheater erlangt hat; in Wien ist „Ein Kind des Glücks“ zum Kassenstück geworden, aber in Wien wurde die Hauptrolle auch von Fräulein Goßmann gespielt; hier, in der eigentlichen Heimat der Frau Birch-Pfeiffer, ist es hart am Fiasco vorbeigesegelt, aber hier wurde dieselbe Rolle auch ....

Doch nein, ich habe die Mysterien der Theaterwelt bereits hinlänglich berührt, die in dieser Beziehung sonst so spröden Spalten Ihrer Zeitschrift bereits genügend entweiht, um mich noch mehr in diesen Gegenstand zu vertiefen, und fahre ich daher in der obenbegonnenen Uebersicht unserer dramatischen Neuigkeiten fort. Wir lasen vor einiger Zeit in Ihrem Blatte eine Beurtheilung Brachvogel's als Romanschriftsteller, die in der Hauptsache darauf hinauskam und die vielfachen zum Theil höchst auffallenden Mängel der Brachvogel'schen Romane im wesentlichen daraus erklärte, daß es dem Verfasser, bei einer gewissen unklaren Genialität, an der eigentlichen Bildung mangele. Wie wahr dieser Ausspruch und wie wenig jene Genialität im Stande ist, für diese mangelnde Bildung zu entschädigen, dafür hat die neueste dramatische Fehlgeburt dieses Autors, betitelt „Der Usurpator“, einen wahrhaft abschreckenden Beleg gegeben. Ich sage die neueste seiner dramatischen Fehlgeburten: denn in der That ist alles, was Brachvogel seit dem „Narciß“ auf die Breter gebracht hat, nur ein verfehlter Versuch gewesen, und haben diejenigen, die auch in dem „Narciß“ mehr das glückliche Ungefähr des Instincts, den geschickten, wenn auch rohen Griff des Empirikers als die bewährte Schöpfung eines Poeten, eines Künstlers erkennen wollten, auf eine höchst traurige Weise Recht behalten. In dem „Usurpator“ ist diese Empirie nun auf der untersten Stufe handwerksmäßiger Effecthascherei angekommen. Dieser „Usurpator“ ist niemand Geringeres als Oliver Cromwell — oder vielmehr, er soll es sein, denn erkennen kann den historischen Cromwell niemand in diesem Zerrbild, diesem aberwitzigen Mischmasch von Renommisterei und Sentimentalität, von gemeinstem Bösewicht und gemüthlichstem Hausvater, zu welchem Hr. Brachvogel den eisernen Protector verhunzt hat. Es gibt nur eins in

der Welt, was sich dem Brachvogel'schen Cromwell an die Seite setzen läßt: das ist die Art und Weise, wie Hr. Dessoir diese Rolle spielte. Hr. Dessoir hat sich in früherer Zeit große Verdienste um den Dichter erworben, er ist der Schöpfer des „Narciß", der ihm sozusagen auf wunderbare Weise auf den Leib geschrieben ist, und damit des Brachvogel'schen Dichterruhms überhaupt. Aber mit diesem Cromwell hat er sein Verdienst um Narciß wett gemacht; man muß das mit eigenen Augen gesehen und erlebt haben, um ein solches Toben und Wüthen, ein solches Gesichterschneiden und Gliederverrenken, ein solches Mitfüßentreten aller Wahrheit und Schönheit auf einer deutschen Bühne, einer Bühne, die sich gern noch immer für die erste in Deutschland ausgeben möchte, für möglich zu halten. Unser Publikum hat Hrn. Brachvogel alle die Zeit her mit einer Milde und einem Wohlwollen behandelt, das sonst eben nicht berlinisch ist, und auch Hr. Dessoir, obwol er außer dem Narciß kaum eine erträgliche Rolle aufzuweisen hat, zählt hier in gewissen Kreisen seine Bewunderer — oder wenn nicht seine Bewunderer, so doch seine Parteigänger, die Hrn. Dessoir preisen und beklatschen, weil sie glauben, Hrn. Döring damit weh zu thun. Allein diesem Brachvogel-Dessoir'schen „Usurpator" war denn doch weder jenes Wohlwollen noch diese Parteileidenschaft gewachsen, das Stück hielt sich schon bei der ersten Aufführung nur mit genauer Noth über dem Wasser und mußte dann nach wenigen spärlich besuchten Wiederholungen beiseite gelegt werden.

Haben unsere guten Berliner somit Hrn. Brachvogel gegenüber Zeit gebraucht, zu jener kritischen Nüchternheit zurückzukehren, die ihnen sonst so allgemein nachgesagt wird, so haben sie dagegen einen andern Dichter diese vielbesprochene Nüchternheit recht gründlich empfinden lassen, noch dazu einen Dichter, der nicht nur an poetischem Talent und künstlerischer Bildung unendlich über dem Dichter des „Narciß" steht, sondern auch auch als berliner Landsmann wol eine etwas wärmere Aufnahme verdient hätte. Oder ist es vielleicht gerade diese geistige Verwandtschaft, ist es das specifische Berlinerthum, das bei aller classischen Formenstrenge und aller antiken Bildung in Paul Heyse steckt, was es diesem Dichter so schwer macht, beim hiesigen Publikum Eingang zu finden? Seinen „Sabinerinnen" ging schon von anderen Bühnen her kein besonders günstiger Ruf voraus; der Dichter hätte wohlgethan, sich mit seinem münchener Preise zu begnügen und das Stück hier unaufgeführt zu lassen. Wiederum muß ich es dahingestellt sein lassen, ob die Schwächen des Stücks, die vor allem in dem Widerspruch des antiken Stoffs und der so durchaus modernen Motive und Empfindungen bestehen, nicht vielleicht durch eine etwas schwungvollere und kräftigere Darstellung hätten verdeckt werden können; unsere hiesigen Künstler, des wahrhaften tragischen Stils längst entwöhnt, hoben eben jene Schattenseiten aufs grellste hervor, und ist es danach denn freilich nicht zu verwundern, daß das Stück ebenfalls nur mit Noth vor dem Fiasco gerettet ward, um dann nach ein oder zwei Wiederholungen gleichfalls für immer zu verschwinden. — Günstiger gestalteten die Aussichten sich für desselben Verfassers „Elisabeth Charlotte". Ich halte das Stück allerdings, was seinen Kunstwerth anbetrifft, für noch schwächer als die „Sabinerinnen"; in diesen gibt sich doch wenigstens ein gewisses ideales Streben kund, während „Elisabeth Charlotte" bei Licht besehen doch nur eine etwas verfeinerte Birch-Pfeiffer ist.



Und da trifft denn sofort wieder alles zu, was ich soeben über die mangelhafte Aufführung sagte, die hier jetzt sogar den Birch-Pfeiffer'schen Stücken zu Theil wird. „Elisabeth Charlotte" hat nicht gerade misfallen, allein es hat auch bei weitem nicht den Erfolg gehabt, den man sich nach der glänzenden Aufnahme, welche es in München gefunden, davon versprochen hatte. Die Schuld liegt wiederum ganz unzweifelhaft an der Darstellung; das Stück, mit derben Strichen und grellen Farben rasch hingeworfen, erfordert auch eine gewisse Derbheit, eine gewisse Frische und Rüstigkeit der Darstellung — und woher soll diese Rüstigkeit unsern Invaliden kommen?!....

Endlich wurde zum Schluß der Novitäten noch ein nach dem Französischen des Dumas bearbeitetes Intriguenstück, „Ein Verschwörer", gegeben; es ist ganz ordinäre Flickarbeit, von der wir nicht begreifen würden, wie dieselbe sich auf unsere Hofbühne verirrt hat, wenn wir unter dem Regiment des Hrn. von Hülsen nicht an dergleichen Erscheinungen gewöhnt wären.

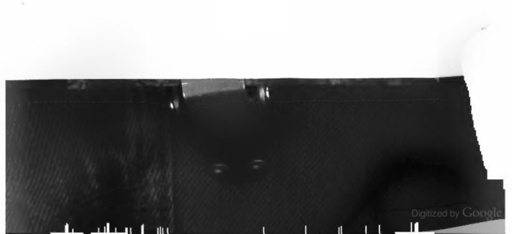
Schließlich sei hier noch zweier interessanter Gastspiele erwähnt, welche uns auf dem Hoftheater geboten wurden: um Ostern gastirte hier Hr. Laroche aus Wien, und in den nächsten Tagen wird Hr. Marr aus Hamburg sein Gastspiel schließen. Beide Darsteller gehören der sogenannten alten Schule an, und auch sonst haben sie manches Gemeinsame, wodurch sie sich zu ihrem Vortheil von dem modernen Virtuosenthum unterscheiden, vor allem also die Einfachheit und Naturwahrheit ihres Spiels. Dagegen scheinen auch beiden ziemlich dieselben Schranken gesteckt: beide, bewundernswerth in gewissen bürgerlichen Rollen, gewissen treuen Copien des täglichen Lebens, sind unfähig, das eigentlich Tragische, das großartig Heldenhafte oder auch das erschütternd Dämonische wiederzugeben. Aber seltsamerweise ließen beide sich durch jenes falsche Gelüste, das man gerade bei den Bühnenkünstlern so häufig findet, verleiten, hier zum Theil in Rollen aufzutreten, die völlig außer dem Gebiet ihrer Fähigkeit liegen; Hr. Laroche, so entzückend als „reicher Mann" oder als „Klingsberg", ist als Mephistopheles nicht zu ertragen, und auch der „König Philipp" des Herrn Marr ist wahrhaftig nicht geeignet, dem wohlverdienten Lorberkranz des übrigens so tüchtigen Künstlers neue Reiser hinzuzufügen.

Und damit sei dieser lange und doch so einförmige Bericht denn geendet. Zwar an Stoff fehlt es noch lange nicht, wir leben hier in einer Zeit politischer Ueberraschungen und unsere Spießbürger haben alle Hände voll zu thun, um so unerwartete Ereignisse wie den Fürstentag in Baden-Baden, den plötzlichen Besuch des Königs von Hannover am hiesigen Hofe, die bevorstehende Zusammenkunft des Prinz-Regenten mit Ludwig Napoleon und jenen Schwarm von Gerüchten und Vermuthungen, die sich daran knüpfen, zu fassen und kleinzukriegen. Indessen weiß ich ja, daß Sie von dieser Art von Conjecturalpolitik kein Freund sind, und so verspare ich mir diese Gegenstände auf ein ander mal, wo Sie mehr Raum für mich haben und wo überdies die Dinge selbst eine etwas festere Gestalt angenommen haben werden.

Notizen.

Es gehört ein eigenthümlicher Muth dazu, in Zeiten, die den philosophischen Studien so wenig hold sind wie die unsern, mit einer neuen philosophischen Zeitschrift vor das Publikum zu treten. Der Anfang dieses Wagstücks liegt vor in dem soeben erschienenen ersten Heft der „Zeitschrift für exacte Philosophie im Sinne des neuen philosophischen Realismus. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. J. H. Th. Allihn und Dr. T. Ziller" (Leipzig, Pernitzsch). Beide Herausgeber sind eifrige Anhänger der Herbart'schen Philosophie, und diese auszubreiten und fortzuentwickeln ist der Zweck des vorliegenden Unternehmens. Dasselbe soll zunächst in einer Reihe von Abhandlungen eine Art von Encyklopädie der Philosophie, natürlich im Herbart'schen Sinne, geben; sodann aber sollen auch einzelne philosophische Fragen von allgemeinstem Interesse und von durchgreifender Wichtigkeit in besondern Aufsätzen behandelt sowie Specialuntersuchungen über einzelne interessante Punkte angestellt werden; auch Recensionen und Relationen einzelner literarischer Erscheinungen werden versprochen. Dagegen bleiben „politische und kirchliche Parteiinteressen natürlich streng ausgeschlossen". Das vorliegende Heft enthält den Anfang einer Abhandlung von C. A. Thilo über „Die Grundirrthümer des Idealismus in ihrer Entwickelung von Kant bis Hegel" und einen — ziemlich oberflächlichen und sachlich wenig oder nichts Neues darbietenden — Aufsatz aus der Feder des Herausgebers Dr. Allihn „Ueber das Leben und die Schriften J. F. Herbart's, nebst einer Zusammenstellung der Literatur seiner Schule". Diese bibliographische Uebersicht ist noch das Beste an der Arbeit, während die gelegentlichen Ausfälle gegen den längstverstorbenen Minister Altenstein und seine Begünstigung der Hegel'schen Philosophie (z. B. S. 52 in der Anmerkung) sich doch etwas gar zu possirlich ausnehmen.

Von J. J. C. Donner, dem berühmten Uebersetzer des Sophokles, erschienen „Pindar's Siegsgesänge. Deutsch in dem Versmaß der Urschrift" (Leipzig, Winter). Oskar Schade gibt „Weimarische Didaskalien" (Weimar, Kühn) heraus. Andere bemerkenswerthe Neuigkeiten des Buchhandels sind: Otto Roquette: „Leben und Dichten Johann Christian Günther's" (Stuttgart, Cotta); A. Springer, „Rafael's Disputa" (Bonn, Marcus); Ernst Meier, „Uebersetzung und Erklärung des Debora-Liedes" (Tübingen, Fues' Sort.); Lorenz Stein „Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage zu Vorlesungen und zum Selbststudium" (Leipzig, F. A. Brockhaus); A. Arnold, „Das Leben des Horaz in seinem philosophischen, sittlichen und dichterischen Charakter" (Halle, Pfeffer). Von F. W. Hackländer erschien eine zweibändige „Künstlergeschichte", „Der Tanhäuser" (Stuttgart, Krabbe); von B. Waldmüller „Dorfidyllen" (Stuttgart, Cotta).



Thatsächliche Berichtigung.

In der bei **Lorck** in Leipzig erschienenen Sammlung moderner Biographien findet sich auch ein Lebensabriß des Unterzeichneten, worin demselben Aeußerungen über gewisse Dichter der Neuzeit (namentlich Geibel und Herwegh) in den Mund gelegt werden, die er nie gedacht, noch jemals mündlich oder schriftlich gesagt hat. So viel zur Verneinung dieser völlig aus der Luft gegriffenen Sache, um andere Unrichtigkeiten, die den Unterzeichneten allein betreffen, nicht zu erwähnen. **Kuno Fischer.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



